This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

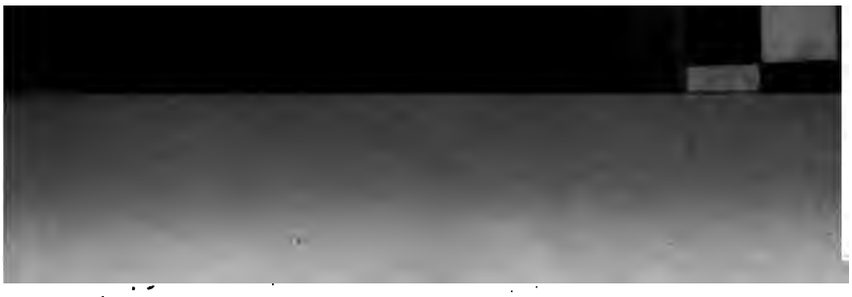
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Achter Jahrgang. 1900—1901

Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

1901.

)3

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

101

5167

Inhalt des achten Jahrganges.

Abhandlungen und Schilderungen.

Seite

Auerswald, A. von. Die Ausstellung des Vereins Berliner Künstlerinnen . . . 523

Bäumer, Gertrud. Moderne Lebensprogramme. I. Das dritte Reich 23

„ „ „ „ II. Deutscher Glaube 110

„ „ Politik und Frauenbewegung 257

„ „ Pädagogische Zeit- und Streitfragen 589

Beßmertny, M. Ein Gymnasium für Bauernmädchen in Rußland 460

Boyrich, Karl. Aus der Berliner Kostümschneiderei 262

Brunnemann, Anna. George Sand und ihre Bedeutung für die Frauenbewegung . . 553

„ „ Die Frau im Spiegel der modernen französischen Litteratur . . 710

Christaller, Helene. Ein Kapitel zur Kindererziehung 317

Conrad, Else. Hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland . . . 118

Ebner-Eschenbach, Marie von. Gouvernantenbriefe 321. 385. 449

Eckart, Ilse. Der Mönch von Heisterbach 411

„ „ Allerlei Charakteristisches zum Fortschritt der Frauenbewegung 611

Ernst, Anna. Ausschluß der Lehrerin aus der Volksschuloberklasse? 70

„ „ Zur Kriminalität der Geschlechter 611

Floriant, V. de. Frauenfrage in Indien. Übersetzt von Adele Pohl 360

Goetze, Anna. Die neue künstlerische Bewegung 302

„ „ Architektur und Innendekoration 593

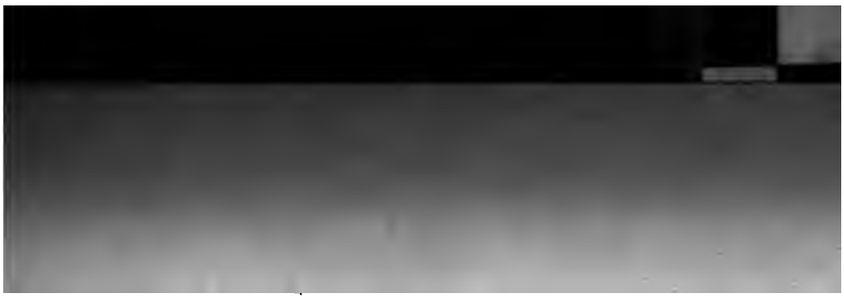
Groening, A. Die Lacisz 548

Hausmann, Dr. S. Die Bestimmungen über das Universitätsstudium der Frauen in Deutschland, Österreich-Ungarn und in der Schweiz . . 350. 423

Heilborn, Ernst. Les vierges fortes 4

Seite

n, Ernst. Aus der Kulturgeschichte des Kindes. (Mit Illustrationen) . . . 213
„ Aus Marie Ebners Spätherbsttagen 478
Helene. Verlobung und Trauung 47
„ Über Eheverträge 749
Valeska. Die Römerin 647
B. S. Mutter Maria 686
Helene. National oder International 1
„ Die vierte Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine 65
„ Londoner Spezialitäten. I. Der Hundekirchhof 167
„ „ „ II. Eine Kochschule für Jungen 209
„ Die höhere Mädchenschule als Unterbau für Gymnasialkurse 307
„ Aesculapia Victrix. (Mit Portraits) 343
„ Mutterschaft und geistige Arbeit 475
„ Unsere ersten Ärztinnen 684
Theodor. Der Gemüsebau im Hausgarten 330. 430
ber, Rosa. Frauen und Frauentypen 577
-Liebenwalde, Julie. Die Stellung der Frau im Schulgesangunterricht . . . 29
berg, Felix. Paul Heyses Erinnerungen 154
„ Bismarck intime. (Mit Portrait) 274
„ Nietzsche und seine Freunde 407



Seite

Wilbrandt, Dr. Robert. Die Frauen und der Getreidezoll 402
„ „ „ Hausinduſtrielle Frauenarbeit 453. 538
Wilmersdoerffer, A. Ruskin und die Frauen 284
Wolff, Fr. Bodenreform 326
„ „ Staatliche Wohnungsfürſorge in Preußen 487
Zimmer, Profeſſor Dr. Das Töchterheim „Comeniushaus“ 416

Biographieen und Charakteriſtiken.

Bäumer, Gertrud. Königin Victoria von England 323
Bouſſet, Alice. Mary Somerville. (Mit Portrait) 669
Canth, Minna. Selbſtbiographie. Überſetzt von E. Stine. (Mit Portrait) 33
Freudenberg, Ika. Marie Stritt. (Mit Portrait) 419
Gottheiner, Eliſabeth. Mary Aſtell 500
Landsberg, Alice. Profeſſor Carl Goldbeck 241
Lange, Helene. Auf vorgeſchobenem Poſten. (Mit Portrait) 620
„ „ Kaiſerin Friedrich † 705
Nacrup, Carl. Ellen Key. Überſetzt von Luiſe Wolf 388
Raſſow, Maria. Fredrika Bremer. (Mit Portrait) 734
Stavenhagen, W., Hauptmann a. D. Eine Frau als Militärſchriftſtellerin 200
Bely, E. Lina Morgenſtern und die Berliner Volksküchen. (Mit Portrait) 103

Romane, Novellen und Skizzen.

Auerswald, A. von. Einſamkeit 130. 220
„ „ „ Frühlingsgeſchichte 462
Brauer, Frieda. Drei Monate Kündigungsfriſt 294
Canth, Marie. Blinde Klippen. Überſetzt von E. Stine 9. 82. 169
Chriſtaller, Helene. Stärker als der Tod 426
Dornau, C. von. Die Roggenmuhme 753
Falkowsky. Mitjka — der Ausreißer. Überſetzt von M. Swerd 393
Foley, Charles. Die Blumenſchlacht. Überſetzt von Wilhelm Thal 688
Fromm, A. Um einen Kopf Blumenkohl 115
Henry-Moor, B. Ein ſalomoniſches Urteil 586
Hoffmann, Max. Hans, unſer Doktor 289
Meinhardt, Adalbert. Stella's Wankelmut 334
Müller-Riga, Luiſe. Ein Hochzeitstag 266

Seite

Nouhuys, W. G. van. Tagesanbruch. Überſetzt von R. Speyer 721
Rex, Ina. Unter fremden Leuten 38
Schanz, Frida. Lisbets Schuhe 708
Siewert, Eliſabeth. An der Kindheit Grenze 559
Bely, E. Der Einzige 526. 600. 653
Viereck, Erna. Webermeiſter Rotter 355
Winkler, Paula. Der kleine Andreas 489

Gedichte ꝛc.

Eck, Miriam. Sprüche 488
Flosky, Margarete. Trauermarſch 599
Fuchs-Nordhoff, Felix von. Es iſt zu ſpät 406
Janitſchek, Maria. Frieden 329
Krukenberg, Elsbeth. Gedenkblatt 372
L. H. Verſöhnung 461
Lobſien, Wilhelm. Troſt 117
„ „ Du biſt bei mir 179
Matthey, Maja. Lebensbild 265
Roland, Emil (Emmi Lewald). Gedichte 45
Schanz, Frida. An das Neue Jahr 199
Schettler, Paul. Weihnacht 129
Stern, Maurice von. Ankunft des Morgens 429
„ „ „ Mondnacht am Zugerſee 643
Thielert, Arthur. Das Buch der Weisheit 342

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Chemikerinnen in der Zuckerinduſtrie. Von Hildegard Jacobi 373
„Geſellſchaftshilfe“, Die. Von M. Beßmertny 118
Handel und Gewerbe, Frauen im 54
Heilgymnaſtik und Maſſage, Erſte ſtaatlich genehmigte Lehranſtalt in Kiel für. Von Amalie Junk 503
Koch- und Hauswirtſchafts-Lehrerin, Die 758
Kunſt- und Hausweberei, Die neue Lehranſtalt in Kiel für. Von Hildegard Jacobi . 249
Milchwirtſchaftliches Lehr-Inſtitut. Von Hildegard Jacobi 629
Webeſchule, In der höheren. Von Erich Stoboy 436

Frauenleben und -Streben.

Seite 55. 121. 180. 251. 311. 374. 438. 504. 567. 632. 692. 761.

Frauenvereine.

Seite 59. 119. 185. 252. 313. 442. 507. 571. 631. 697. 762.

Für Haus und Familie.

Seite 189. 636.

Bücherschau.

Seite 59. 124. 186. 253. 314. 379. 444. 508. 570. 636. 700. 763.

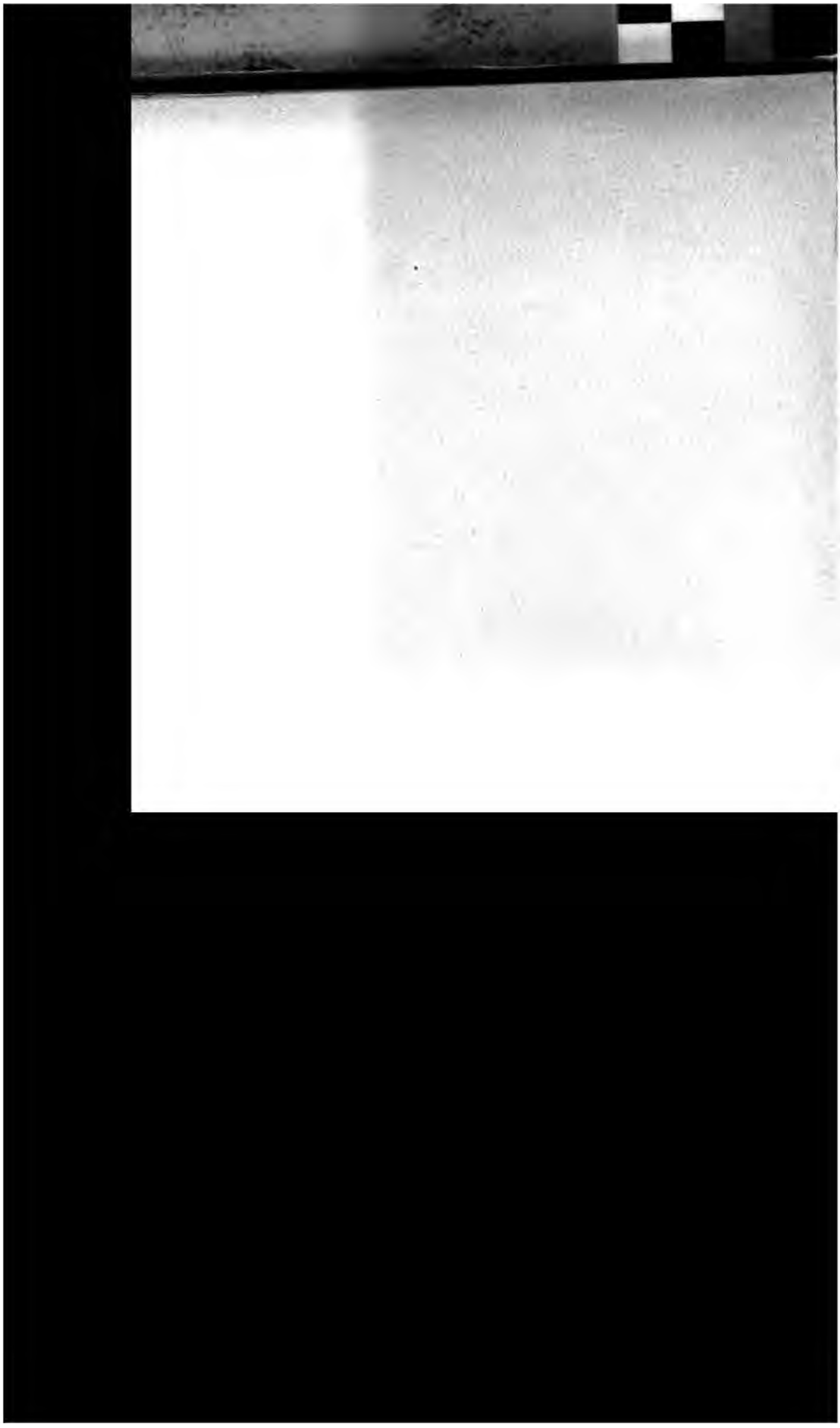
Kleine Mitteilungen.

Seite 254. 318. 381. 446. 510. 765.

Anzeigen.

Seite 61—64. 125—128. 190—192. 254—256. 318—320. 381—384. 446—448. 510—512. 573—576. 637—640. 701—704. 764—768.

W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



8. Jahrg. Heft 1. Oktober 1900.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

National oder International.

Ein Fragezeichen zur Frauenbewegung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer im Jahre 1859 jung war und die brausende Begeisterung der Schillerfeier mit durchgemacht hat, wer 1863 die fünfzigjährige Wiederkehr des Tages der Leipziger Völkerschlacht mitfeierte, der weiß, was Nationalgefühl bedeutet. Ich erinnere mich, daß ich als Kind unter der Volksmenge stand, die am Abend des 18. Oktober 1863 das Haus von Julius Mosen in Oldenburg umdrängte, um dem überströmenden Empfinden in einer Huldigung für den todkranken deutschen Dichter Ausdruck zu geben; das „Flamme empor! Flamme empor!“ das aus viel hundert Jünglingskehlen markig durch die Nacht drang, löste in mir zum ersten Mal jenes eigentümliche Gefühl aus, das den Menschen über Familien- und Freundeskreis hinaus an eine Gesamtheit bindet.

Es hatte seinen besonderen Charakter, das Nationalgefühl jener Tage. Es haftete nicht an Dynastieen und politischen Grenzen, es wurde nicht offiziell befohlen, begutachtet und belohnt; es war sogar in seiner schwarz-rot-goldnen Färbung mit einer levis notae macula behaftet. Seine Eigenart gab ihm der Erdgeruch der heimischen Scholle, das Rauschen des deutschen Waldes, das Bewußtsein einer Stammesindividualität, eines eigenartigen Könnens, eines von deutscher Geisteskraft erkämpften reifen Idealismus. Es war kein Zufall, daß dieses Nationalgefühl seinen höchsten Ausdruck bei der Schillerfeier fand, und bei der Wiederkehr des Tages, der die Fremdherrschaft brach und einer neuen, kräftigen Entwicklung deutscher Eigenart Raum zu schaffen schien, die freilich schon der Wiener Kongreß im Keim knickte.

Und was es sonst noch charakterisierte: es war durch und durch spontan.

Spontan war auch der Siegesjubel von 1870/71, wenn auch die mehr realen Interessen und Erfolge ihm eine andere Färbung verliehen.

Diesen spontanen Charakter hat unser Nationalgefühl, das sich allmählich in „Patriotismus" umwandelte, mehr und mehr verloren. Der Patriotismus wird offiziell geaicht, in Schulen und Kasernen eingedrillt, seine Pflege durch Erlasse befohlen, und so erhält er, wie alles bei äußerem Zwang, einen verdrossenen Charakter. Die Lehrer stöhnen über die ihnen aufoktroyierten patriotischen Reden, und die Schuljungen auf der letzten Bank spielen während des „Aktus" Sechsundsechzig. Und wie sehr der Patriotismus die Fühlung mit dem Nationalgefühl verloren hat, das hat das Versagen des deutschen Volks bei der Goethefeier gezeigt.

Spontan trat dagegen der Internationalismus hervor, und man hat eine Weile geglaubt, in ihm das Größere, Umfassendere, höhere Willensimpulse Gebende sehen zu dürfen. Liebäugelten doch schon unsere Klassiker mit dem „Kosmopoliten".

Auch die deutsche Frauenbewegung hat diese Entwicklung vom Nationalismus zum Internationalismus mitgemacht, und es verlohnt sich wohl, dieser Thatsache eine kleine Betrachtung zu widmen.

Luise Otto steht durchaus auf dem Boden des nationalen Empfindens der vierziger und fünfziger Jahre. Selbst wenn ihr Blick über das Nationalheiligtum hinaus sich auf ein „Eden der Menschheit" heftet, so trägt dieses Eden das charakteristische Gepräge deutschen Gemütslebens. Es ist der weibliche Ausdruck für den Kosmopolitismus unserer Klassiker: das Reich der Menschheit ist die Vereinigung aller unter dem Zeichen des deutschen Idealismus.

Der moderne Internationalismus zeigt dieses Gepräge nicht. Nur möglich gemacht durch die Entwicklung der modernen Technik, trägt er auch ihre charakteristischen Züge. Eiffelturm, Petroleum-Ring und Blitzzug haben bei ihm Pate gestanden.

Das gilt nicht ganz von den internationalen Verbänden der Frauen. Mehr als die Männer haben sie sich die Abneigung vor der Parteischablone und die Ursprünglichkeit ihrer Natur bewahrt. Ein Grundzug der Frauennatur ist aber jener Idealismus, den wir so gern für deutsches Pachtgut halten. Und so beruhen fast überall die internationalen Verbindungen der Frauen nicht auf Parteiinteressen, sondern sie verfolgen sittliche Endzwecke. Zu diesen sittlichen Endzwecken gehört freilich in erster Linie auch die Einsetzung der Frau in ihre Bürgerrechte, die unerläßliche Vorbedingung zur Erfüllung ihrer Bürgerpflichten.

In diesem Zuge der internationalen Frauenbewegung liegt zugleich die Erklärung ihrer Anziehungskraft gerade für die deutschen Frauen. Und ebenso die Erklärung für die Thatsache, daß das in der Mitte des Jahrhunderts stark entwickelte nationale Gefühl gerade der „Frauenrechtlerinnen" mehr und mehr zu schwinden und ein blasser Internationalismus an dessen Stelle zu treten scheint.

Denn von all dem Verständnis, das die deutschen Frauen bei fremden Nationen für die treibende Idee der Frauenbewegung: der Frau in der Kulturwelt ihre Stelle neben dem Mann anzuweisen, fanden, war in Deutschland nicht die Rede. Die heute gemächlich die Früchte der Frauenbewegung einheimsen, kennen den kalten Hohn, mit dem man den ersten Kämpferinnen für ihre Ideen begegnete, nur vom Hörensagen. Er ist lange Zeit eine schwer lastende Wirklichkeit gewesen.

Als vor kurzem der Allgemeine deutsche Frauenverein seinen Flottenaufruf erließ, konnten die deutschen Zeitungen bei aller Befriedigung über die Sache selbst es sich nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß die Bewegung der nationalen Grundlagen bisher entbehrt habe. Von dem in dieser Behauptung liegenden Mangel an historischer Kenntnis kann man angesichts der Thatsache, daß die deutsche Frauenbewegung für die deutschen Zeitungen überhaupt eine terra incognita ist, füglich absehen. Aber hat sich wohl einer der Herren Zeitungsschreiber die Frage vorgelegt, woher denn in die deutsche Frauenbewegung dieser Zug zum Internationalismus gekommen ist, der eigentlich dem deutschen Volkscharakter und dem Frauencharakter fremd ist? Sind sie sich wohl jemals klar darüber geworden, daß der deutsche Mann die Frau, die ihre nationalen Pflichten erfüllen wollte, in den Internationalismus hineingedrängt hat? Denn zwei Momente entfremden rettungslos der eigenen Nation und lassen tastende Hände nach allen Seiten ausstrecken: Rechtlosigkeit und ein Mangel an tiefgreifenden Beziehungen zum Kulturleben des eigenen Volks in Vergangenheit und Gegenwart. Beides traf bei den deutschen Frauen zu. Die Rechtlosigkeit zwar teilten sie so ziemlich mit den Frauen aller andern Kulturvölker, aber während bei allen anderen Nationen schon der erste Appell wenigstens ein Verständnis fand und eine wenn auch nur schrittweise Gewährung der gerechten Forderungen der Frauen nach sich zog, sind ihnen in Deutschland bis in die jüngste Vergangenheit hinein auch die bescheidensten Rechte versagt geblieben. Am verhängnisvollsten ist das für die Bildung der Frauen geworden. Wer die konkreten Verhältnisse der Gegenwart richtig erfassen und aus ihnen richtige Folgerungen ableiten will, muß den geschärften Blick für historisches Werden haben, den nur ein vertieftes Studium verleiht. Und wen man vor einem abstrakten Radikalismus schützen will, der die lokalen und nationalen Bedingtheiten verkennt und glaubt, organische Entwicklungen in mechanisch konstruierte Kurven zwingen zu können, den stelle man mitten in die konkreten Verhältnisse hinein und lasse sie auf ihn und ihn auf sie wirken. Nur so kann er praktisch erfahren, welche Früchte sein Boden zu tragen im stande ist und kommt nicht in die Gefahr, in der Mark Baumwolle bauen zu wollen.

Erst heute beginnt man langsam, die Frauen durch Erkenntnis und Praxis in die Kulturarbeit der Nation einzuführen. Die Folge *muß* eine stärkere Betonung der nationalen Eigenart innerhalb der Frauenbewegung sein. Der nationalen Eigenart, nicht eines geschmacklosen Hurrah-Patriotismus. Und erst dadurch wird sie ihre volle Stärke gewinnen.

Denn so wertvoll auch die Anregungen sich erweisen mögen, die aus den internationalen Beziehungen erwachsen und auf den internationalen Kongressen in die Weite getragen werden, so sind andererseits doch mancherlei Bedenken auch nicht zu unterdrücken. Die beliebten Zehnminutenreden, die Überfülle des Materials, die Gewöhnung an ein Urteilen über nicht genügend beherrschte Verhältnisse, die durch die Zeitknappheit notwendig werdende Beschränkung auf Hauptpunkte, grelle Schlaglichter — das alles führt notwendig zur Oberflächlichkeit und zum Phrasentum, wenn nicht eine tiefgründige Bildung und eine genaue Kenntnis der Bedingtheiten der eigenen Volksentwicklung die richtige Abschätzung und Verarbeitung des Gehörten ermöglicht.

Und so erweist sich, was die deutschen Frauen zuerst fast instinktiv unternommen haben: ihrem Geschlecht vor allem eine gründliche Bildung und die Teilnahme an der gemeinnützigen Thätigkeit der Männer zu ermöglichen, auch in Bezug auf diese

Frage als der richtige Weg. Auch für die ganz international Gesinnten, denn selbst sie werden sich nicht verhehlen können, daß das einzelne Volk im Bunde der Völker dieselbe Rolle spielt, wie die einzelne Person im Vereinsorganismus. Soll sie mehr sein, als eine angegliederte Null, so muß sie nicht nur Person, sondern Persönlichkeit sein. Soll ein Volk im internationalen Verbande seine Aufgabe ganz erfüllen, produktiv, nicht nur rezeptiv sein, so muß es seine Eigenart voll ausgestaltet haben. Dazu werden dereinst auch die deutschen Frauen beitragen. Und mancher Zug im deutschen Volkscharakter, den jetzt nur schwache Linien kaum erkennbar andeuten, wird dann erst seine volle Prägung erhalten.

Und so löst sich die Frage „National oder International" für die Frauenbewegung dahin: unzweifelhaft vermittelt die internationale Bewegung den deutschen Frauen wertvolle Einblicke und neue Gesichtspunkte; sie zeigt ihnen zum Teil in die Praxis des täglichen Lebens überführt, was bei uns noch graue Theorie ist. Ohne Gefahr ist sie aber doch nur für die, die fest auf dem Boden des eigenen Volkslebens stehen und die Bedingungen seiner Kultur in Vergangenheit und Gegenwart genügend beherrschen, um kritisch sichten, umbilden und anpassen zu können. Bäume brauchen eignen Boden zum Wurzeln; auf fremden Organismen führen nur Schmarotzer ihr kurzlebiges Dasein.

Les vierges fortes.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Wenn man ein Kind ist, wundert man sich darüber, daß man an einem Baum nicht zwei Blätter zu finden vermag, die ganz sich gleichen. Behielte man offne Augen und Eindrucksfähigkeit, so sollte dieses Staunen nicht schwinden, sondern zunehmen.

Die ganze Welt ist ein Individualisierungs-Phänomen, vielleicht ein Individualisierungsprozeß. Das gleiche Blatt wird ein anderes, je nachdem es die Hand des einen oder andern hält, je nachdem sich die Augen des einen oder andern darauf heften. Was dir Pflicht ist, ist mir vielleicht Sünde. Wahrheit ist Ausdruck einer Persönlichkeit.

Und doch; auch in dieser unendlichen Individualisierung, auf der nicht zum wenigsten die Schönheit der Welt und der Reichtum des Lebens beruht, ergeben Zusammenhänge und Verwandtschaften sich, schließen sich Gruppen. Gleichsam damit der Einzelzug nie ganz sich verliere. Wie viele Wässer in einen Strom zusammenfließen. Einteilungen drängen sich auf von selbst — es ist gar nicht so unbegreiflich, daß die Gelehrten des 18. Jahrhunderts es wieder und wieder versuchten, die Welt auf eine „Disposition" zu bringen.

Und das Studium des Milieus und der Rasse, wie es das 19. Jahrhundert versuchte — was ist es andres als ein Studium der Individualisierungscentren und der Individualisierungsgruppen? Der Lehrling zu Saïs hob den Schleier, der das Bild der Wahrheit deckte, und er sah — sich selbst. Dieselbe Religion wird innerlich und äußerlich eine andre in England als in Deutschland, als in Frankreich. Die gleichen Freiheitsgedanken werden zu andern politischen Anschauungen, setzen sich in andre Thaten um in jedem der drei Länder. Die Freiheitsfrage der Frau, die Frauenfrage, ist in jedem Lande eine andre.

Ich sage niemand damit etwas Neues. Der oberflächlichste Zuschauer weiß das. Schon der Grad dessen, was die Frauen in den verschiedenen Ländern erreicht haben, legt Zeugnis davon ab. Hier ist der Boden günstiger, dort steiniger; hier sind die Kämpferinnen besser geschult für den Kampf, dort verfügen sie über reichere Mittel. Die Unterschiede liegen auf der Hand, die Verschiedenheiten sind selbstverständlich. Es ist aber auch nicht dies Äußerliche, was uns interessiert, sondern ein Innerliches: die Entwicklung des Freiheitsgedankens bei Frauen verschiedner Nationalitäten, Rassen, Temperamente. Und in dieser Hinsicht war mir Marcel Prévost's neuer Roman „Les vierges fortes“ (2 Bde., I. Frédérique, II. Léa, Paris 1900, Alphonse Lemerre) wichtig. Man mag daraus ersehen, zu welcher Individualität sich in Frankreich die „neue Frau“ auswachsen wird. Und ist es nicht vielleicht schon charakteristisch, daß wir in Deutschland von einer „neuen Frau“ reden, und daß man in Frankreich von einer „vierge forte“ spricht?

Prévost's Roman als solchen will ich nicht loben und nicht tadeln. Er wird vielen gefallen; mir gefällt er nicht sonderlich. Nur als ein „document humain“ soll er hier dienen. Freilich, mit Vorsicht und mit Kritik zu verwerten wie — jedes Dokument.

Eine Anzahl von Frauen, ich muß präzis sein und sagen älteren Mädchen, tritt zusammen, eine Schule zu gründen. Eine von ihnen giebt das Kapital dazu, ein Terrain in einem Pariser Vorort wird gesichert, die notwendigen Baulichkeiten werden aufgeführt. Es wird eine Mädchenschule sein, an der nur Frauen unterrichten. Die Schülerinnen werden zunächst unter den Unbemittelten und Verwaisten ausgesucht. Gelehrt werden nicht nur die gewöhnlichen Schulunterrichtsfächer, sondern alles, was die Mädchen später befähigen kann, sich im Leben eine selbständige Stellung zu schaffen, den Konkurrenzkampf aufzunehmen. Schülerinnen und Lehrerinnen leben gemeinsam in den Schulräumlichkeiten wie eine große Familie.

Innerer Zweck der Schulgründung ist: junge Mädchen zu Persönlichkeiten zu erziehen. Die Freundinnen, die sich zu diesem gemeinsamen Werk zusammengefunden haben, sind Vorkämpferinnen der Frauenbewegung. Die meisten unter ihnen sind zu diesem ihrem Herzensberuf im Ausland geschult worden. An Stelle der bisher üblichen Erziehung der jungen Mädchen für den künftigen Mann soll eine Erziehung für die Menschheit treten. Das Frauengewissen soll auf sich selbst gestellt werden. Das falsche Schamgefühl, das auf der Lüge beruht, soll ausgerottet werden. Die jungen Mädchen sollen lernen, sich selbst genug zu sein. Den Männern gleichen soll nicht das Ideal sein, sondern sie übertreffen. Der unverheirateten Frau soll auf Grund solcher Erziehung ein Menschheitswirken sich erschließen.

Das alles könnte, falls es eine hohe obrigkeitliche Genehmigung fände, in Deutschland in derselben Weise und mit dem gleichen Zwecke vor sich gehn. Doch

äußerlich nur. Eine der Gründerinnen, Romaine Pirnitz, die recht eigentlich die Seele des Unternehmens ist, hat bereits in London nach ihren Grundsätzen eine Schule ins Leben gerufen. Doch da war's eine high school; sie ist sich bewußt, daß man in England zunächst die höheren Kreise für sich gewinnen muß, daß in Frankreich der Erfolg von den unteren Schichten auszugehen hat. Sie ist sich auch bewußt, daß die junge Französin, die es zu erziehen gilt, in besonders hohem Maße der Verführung ausgesetzt ist, daß ihre Leidenschaft stärker, ihr sittlicher Halt schwächer ist, als es bei der jungen Engländerin etwa der Fall. Demgemäß hat das Unternehmen seinem Boden sich anzupassen, es individualisiert sich.

Interessant nun zunächst die Stellungnahme des französischen Publikums. Ich glaube, Prévost hat da ganz recht gesehen. Es erscheinen bei Gründung der Schule liebenswürdige Artikel in den Zeitungen. „Die Franzosen stehen ‚aus Galanterie' dem Feminismus nicht feindlich gegenüber." Dann aber, mit dem Erfolg, erwächst die Mißgunst. Es finden sich diesem Frauenunternehmen gegenüber die Mächte zusammen, deren Vereinigung das moderne Frankreich jüngst schwer gefährdete und noch gefährdet: Klerikalismus, Nationalismus und politisches Strebertum. Der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit, des Atheismus, der Unmoral wird gegen die Frauen erhoben. Intriguen werden angesponnen; Verleumdungen niedrigster, schmutzigster Art bleiben nicht aus.

Diese Frauen aber waren auf Kampf gefaßt, und sie nehmen ihn auf. Nicht übel wiederum sind die Individualitäten dieser Vorkämpferinnen, die zugleich Typen sein sollen und wohl auch sind, gezeichnet. Neben die Ungarin Romaine Pirnitz, die recht eigentlich die Seele des Unternehmens ist, — eine Apostelgestalt, gleichsam frei von aller irdischen Schwere, voll reiner seelischer Begeisterung und der Energie, die ein fanatischer Idealismus verleiht, tritt Frédérique, die Pariserin, in der trübe Jugendeindrücke asketische Antipathie gegen jedwede Gemeinschaft der beiden Geschlechter wachgerufen haben. Neben deren Schwester Lea, die unter ihrem Einfluß aufgewachsen doch eine ursprünglich durchaus nicht unsinnliche Natur ist, eine andre Frau, der etwas wie Mutterberuf angeboren ist; eine ältere Lehrerin, die Auszeichnungen und Anerkennung der Regierung braucht; ein junges Mädchen, voll revolutionärer Ideen, von verkommenen Eltern in die Welt gesetzt, aber erzogen von einer treuen, gütigen Samariterin. All diese Frauen finden sich in reiner, selbstloser Begeisterung zu dem gemeinsamen Werk zusammen. Sie alle würden — und das ist ein eigner Zug — die Ehe als einen Abfall von ihrem Ideal ansehen. Diese Vorkämpferinnen sind nicht die „neuen Frauen", sondern eben „les vierges fortes".

Nach kurzem, segensreichem Wirken muß das Unternehmen scheitern. Dieser Zusammenbruch ist zum Teil Folge einer Verkettung äußerer Unglücksfälle. Intriguen und Verleumdungen tragen dazu bei. Durch eine waghalsige Spekulation gehen die finanziellen Mittel verloren. Das eine junge Mädchen, die Tochter verkommener Eltern, begeht ein Verbrechen in einem Anfall von Irrsinn. Die Regierung wird durch die Presse zum Einschreiten gezwungen, und sie verstaatlicht die Anstalt.

Dieser Zusammenbruch ist aber nicht minder innerlicher Art. Und dieser innerliche Zusammenbruch ist in den Worten des Romans gegeben: „Das schwere Problem des Mutterberufs — ein mystischer, vererbter Beruf, der sich der Beweisführung entzieht, verursacht den radikalen Frauenrechtlerinnen eine dunkle Furcht, ruft beinah ihren Zorn wach . . . So sehr berührt das Wort ‚Mutterschaft' die Frau in den Tiefen

ihrer Seele.“ Diese Mädchen sehen in jeder ehelichen Gemeinschaft einen Abfall vom Ideal, eine Erniedrigung ihres reinen Seins, — zwei von ihnen, und die schlechtesten nicht, unterliegen der Liebe zum Manne. Freilich, einer reinen und schönen Liebe.

Und das scheint mir auch — wenn Prévost richtig gesehen hat — das differenzierende Merkmal für die Frauenbewegung auf französischem Boden. Deutschen Frauenrechtlerinnen ist das Wort „Mutterschaft“ nie unbequem gewesen, die Frau steht ihnen nicht unter der Jungfrau, ihr Ideal ist kein asketisches. Aber es ist aus inneren Gründen nicht unwahrscheinlich, daß Prévost recht hat und daß bei einzelnen seiner Vertreterinnen der Feminismus in Frankreich diesen eigenen Zug trägt. Die Sinnlichkeit spielt jenseits des Rheins eine andere Rolle als bei uns; sie drängt sich in Litteratur, in Kunst, im Leben hervor, und es ist vielfach eine ungesunde Sinnlichkeit, zum Teil eine perverse, zum Teil eine brutale, die sich offenkundig giebt. Wie jede ausgeprägte Erscheinung ruft sie den Gegensatz, ihr Widerspiel hervor. Wie der sinnliche Katholizismus dem Mönchstum, so mag in Frankreich die größere oder doch nacktere Sinnlichkeit zum Teil einem radikaleren oder doch sinnenfeindlicheren Feminismus Geburt gegeben haben. In dem Prévostschen Roman sagen diese Jungfrauen: die Frau büßt in der Ehe ihre Freiheit ein, sie wird, selbst wenn sie ihrem Mann vorher überlegen war, zur Sklavin des Mannes. Das ist nicht wahr und ist auch nicht ihr Herzensmeinen: sie selbst empfinden jede eheliche Gemeinschaft als eine Erniedrigung, beinahe als eine Schmach, die ihnen angethan werden könnte. Es ist etwas Perverses in ihrer Unsinnlichkeit.

Und das ist recht eigentlich, und wie mir scheint bezeichnenderweise, das Thema dieses Emanzipationsromans: der Kampf um die Liebe.

Die Mutter der beiden Heldinnen des Buches, Frédérique und Léa, ist als junges Mädchen einem Verführer anheimgefallen. Sie ist dann von dem Vater des jungen Mannes noch rechtzeitig an einen andern, an irgend einen andern, verheiratet worden. Frédérique hat unter dieser entwürdigenden Ehe schon als Kind gelitten. Durch einen Zufall hat sie es dann mit ansehn müssen, wie diese beiden Gatten, ihre Mutter und der fremde Mann, die sich gegenseitig verachteten, sich in niederer Sinnlichkeit zusammenfanden. Léa ist ihre Stiefschwester nur. Aber dieser Stiefschwester hat sie von klein auf ihren Haß gegen alles, was die Menschen Liebe nennen und das sich ihr immer nur von der häßlichsten Seite gezeigt hatte, einzuflößen gesucht. Das dunkle Empfinden der jungen Mädchen war dann unter dem Einfluß von Romaine Pirnitz zu einer Doktrin, zu einem feministischen Glaubensbekenntnis geworden.

In England tritt Léa der Mann entgegen, der ihr das Schicksal verkörpern wird. Der unschuldigen Eva ein unschuldiger Adam. Er ist ein junger, norwegischer Maler, der immer nur mit seiner Schwester, unter ihrem Einfluß gelebt hat. Zwischen ihnen beiden entsteht eine tiefe, rein seelische Freundschaft.

Sie verkehren zusammen wie zwei Kinder. Wie Kinder schmiegen sie sich auch zärtlich aneinander. Ihre Lippen finden sich in einem ersten Kuß. Und dieser Kuß erweckt in ihr das Gefühl der Scham, der Erniedrigung, des Abfalls von ihrem Ideal. Sie flüchtet von ihm fort. Erst dadurch wird auch er sich seines sinnlichen Empfindens bewußt.

Eine Zeit ist verstrichen, er ist nach Italien gereist, eine andre, sinnlichere Welt ist ihm dort aufgegangen. Er sucht Léa wieder auf und begehrt sie zum Weibe. Sie

ist im Begriff, seinem Fordern nachzugeben, als sie erfährt, daß er inzwischen mit andern Frauen gelebt hat. Sie sagt sich endgiltig von ihm los. Sie weiht sich ganz dem feministischen Unternehmen.

Aber ihre Seele ist nicht mehr frei. Die Sehnsucht zehrt an ihr. Ihre Gedanken suchen ihn wieder und wieder. Der Abwesende vermag über sie, was dem persönlich Fordernden mißlungen. Sie giebt die Frauensache preis, sie sucht ihn auf, sie wird sein Weib.

Es ist gleichgiltig, wie sich der Faden des Romans weiterspinnt: daß sie erst als Todkranke den Geliebten wiederfindet, daß sie sich ihm, auch ehelich angetraut, entzieht, daß sie endlich beide, kurz vor ihrem Tode, auch bei ganzem Sichangehören die ideale Ehe verkörpern zu können glauben, in der die Frau sich nicht zur Sklavin des Mannes erniedrigt. Entscheidend ist nur das eine: dies Sich-in-Gegensatz-setzen zur Sinnlichkeit, und damit zur Liebe, dies Erfassen eines idealen Frauentums in rein geistiger oder seelischer Emanzipation, das asketische und zugleich ängstliche Ideal der „vierges fortes".

In aller Schärfe tritt das in einer Scene entgegen, die Frédérique mit ihrem leiblichen Vater zusammenführt. Dieser Mann ist ein hochgestellter, angesehener Beamter geworden, sie kommt zu ihm, die Sache einer Freundin zu führen. Und sie begegnet ihm wie einem Fremden. Sie weist jedes Entgegenkommen seinerseits, jede Regung menschlichen Empfindens von vornherein zurück. Sie will mit dem Mann, der ihre arme Mutter verführt und ihr das Leben gegeben hat, nichts, aber auch nichts gemein haben. Und Prévost scheint diese ihre Empfindungsweise nicht nur zu billigen, sondern auch zu bewundern. Es ist etwas Herbes in dieser Unsinnlichkeit.

Es ist auch etwas seltsam Unreifes um dieses Ideal der Emanzipation des Geistes von dem Körper. Noch nie ist die Menschheit durch Asketen gefördert worden. Wir würden sagen, es ist ein Primanerideal.

Und doch ist es begreiflich, daß gewisse Frauen ein solches Ideal zu konzipieren vermögen. Zu lange hat die Frau nur als Mutter gegolten. Es ist verständlich, daß Frauen, die ihren Mitschwestern volle Menschenrechte und damit neue Rechte erkämpfen wollen, einen Gegensatz zwischen leiblichem und geistigem Sein empfinden (ein Gegensatz, der als solcher gar nicht besteht), daß sie über dem Erstreben des einen das andre mißachten. Aber es ist ein gefährliches Ideal, gefährlich vor allem für die Frauensache selbst.

Ich glaube, deutsche Frauen werden vor diesem gefährlichen und thörichten Ideal bewahrt bleiben, auch in aller Zukunft. Und vielleicht verdanken sie das zum nicht geringen Teil — Goethe.

Blinde Klippen.

Erzählung

von

Minna Canth.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Finniſchen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

I.

Alma goß das Waſſer über klein Helmi, die auf dem Rücken in der Badewanne lag, ein Polſter aus Baſt unter dem Kopf und eine Wolldecke über dem Magen. Die Kleine ſchrie vor Entzücken, ſtrampelte die Decke ab und ſchlug mit den Händchen in das Waſſer, daß es weithin umherſpritzte.

„Warte nur, warte nur, du kleiner Wildfang, du ſpritzſt Mama ja ganz und gar an!“ plauderte Alma. „Und verkühlſt dich noch obendrein. Sei jetzt hübſch ſtill! Nun kommt das kleine Köpfchen an die Reihe und dann das Geſicht; was ſagſt du dazu? Siehſt du, ſo! Nein, nein, nur ja nicht böſe werden. Na, wer kommt da nun wieder? Schließ die Thür! Das Kind iſt nackt!“

Es war Maja Liſa, die den Kopf durch die Küchenthür ſteckte.

„Frau, es kommen Fremde aus der Stadt. Sie ſind mit zwei Pferden in den Hof hineingefahren.“

„Herrn oder Damen?“

„Herren. Der Apotheker und der Bürgermeiſter und dieſer fremde Herr — Magiſter iſt er wohl? Was ſoll man nun zum Abendbrot haben, wenn nichts, auch nicht das mindeſte zuhauſe iſt?“

„Du machſt ja immer etwas ausfindig, Maja Liſa.“

„Ja, das iſt leicht geſagt. Die Frau nimmt alles als Spielerei. Diesmal weiß ich aber wahrhaftig nicht, was ich ihnen vorſetzen ſoll. Der Kuckuck auch, ſoll man ſich da nicht ärgern! Daß ſie einem auch immer ſo zur Unzeit kommen müſſen!“

„Es braucht ja keiner großen Umſtände. Wenn man nur etwas zu eſſen hat! Sie wiſſen ja, daß man auf dem Lande nicht immer vorbereitet ſein kann.“

„Wenn man nur Fiſche hätte! Aber auch die Fiſche ſind zu Mittag aufgegeſſen worden — jedes Schwänzchen —“

„Wir geben bloß kaltes Fleiſch und ſaure Milch.“

„Einen Rat wüßte ich freilich!“

„Nun?“

„Wenn die Frau mich ein paar junge Hühner nehmen ließe.“

„Wieviele?“

„Nur drei. Da könnten wir wohl ein gutes Abendbrot vorſetzen.“

Alma fand, es ſei eigentlich ſchade, aber ſchließlich mußte ſie einwilligen. Höchlich zufrieden ſchlenkerte Maja Liſa ihres Wegs, und Alma war wieder für eine Weile ungeſtört.

Sie hob Helmi aus dem Waſſer, trocknete ſie ſorgfältig in dem Leintuch ab und zog ihr reine Wäſche an. Strahlend und zufrieden ſaß die Kleine nun auf der Mutter Schoß. Ein blendend weißes Spitzenhäubchen umgab die runden Wangen, und aus dem Ärmel kam ein kleines, dickes Händchen zum Vorſchein.

Alma küßte die weichen Wangen und das Kinn und den Hals und die kleine Hand.

„Mein ſüßer Schatz! Mein Zuckerpüppchen, Mama ißt dich wirklich noch auf!“

Helmi lachte und ſagte: „gää.“ Und bei jeder Liebkoſung der Mutter lachte ſie und ſagte „gää.“

„Gää, gää, gää!“ ahmte Alma nach. „Du kleine Plaudertaſche, kannſt du ſonſt

nichts sagen als ‚gää?‘ Sag' einmal so: Mam . . . ma — Mam . . . ma. Nun, sag' jetzt: Mam . . . ma!"

Helmi blickte starr auf der Mutter Mund, und schon im nächsten Augenblick machte sie den Versuch, die Lippen auf dieselbe Art zu bewegen.

„Mamm, mamm, mamm," kam es aus ihnen.

„Mam — m — ma, Mam — m — ma," fuhr Alma zu buchstabieren fort.

Und Helmi bestand ganz ernsthaft und mit gerunzelter Stirn ihre erste Gelehrigkeitsprobe:

„Mamm, mamm, mamm . . ."

Aus dem angrenzenden Zimmer schollen kräftige Schritte. Alma wandte ihr freudestrahlendes Gesicht dahin.

„John, John, komm' und hör' zu! Helmi kann schon Mama sagen."

John legte seinen Arm um Almas Hals und beugte sich über die beiden. Aber im selben Augenblick schloß Helmi ihr Geplauder; ihr Blick hatte sich an den Bart des Vaters festgehakt, der seit jeher der Gegenstand ihres größten Interesses war.

„Helmi, mein Schatz, sag' ‚Mama‘, sag' es, daß Papa es auch hören kann. Mam — ma, Mam — ma! Nun?"

Aber Helmi sah und hörte die Mutter nicht mehr. Es war ihr endlich geglückt, mit den gespreizten Fingerchen den Bart des Vaters zu erhaschen.

John drückte lächelnd den Finger an ihre Wange.

„Was, du ziehst deinen Papa am Bart? Wirst du nicht loslassen?"

Vorsichtig löste er die zarten Finger von seinem Gesicht und zog sich etwas zurück. Helmi schnob mit weitgeöffnetem Mund und focht mit beiden Händen, ohne doch den vor ihr schaukelnden schwarzen Gegenstand erreichen zu können.

„Sie hat keine Ruhe, wenn sie dich sieht," sagte Alma. „Geh weiter fort, hinter den Kachelofen; ich will versuchen, ob sie nicht doch . . ."

„Wir wollen es auf ein andermal lassen; später. Könnten wir nicht Toddy hinabbekommen in die Laube? Es ist Besuch da."

„Ich weiß. Wir haben schon für das Abendbrot gesorgt."

„Schön. Kommst du auch, uns Gesellschaft leisten? Es ist ja so schön und warm heute Abend."

„Wenn ich euch nicht störe?"

„Stören? Wie kommst du darauf?"

„Man hat manchmal so ein Gefühl."

„Alma!"

Er hob ihr Kinn empor und sah ihr in die Augen.

„Nein, nein, John. Es war nur Scherz. Ich komme bald."

John ging zu den Gästen zurück, und Alma gab der Kleinen die Brust, um sie bald zum Einschlafen zu bringen.

„Wo mögen die andern Kinder sein; es wäre auch für sie schon Zeit, schlafen zu gehen," sagte sie zu Mina, die eben die Kinderbetten für die Nacht ordnete.

„Wir wollen zuerst Helmi in die Wiege legen," sagte Mina und hob die Decke auf, damit Alma das Kind vom Arm hineinlegen konnte.

Nachdem sie leise eine Weile gewiegt, schlossen sich Helmis Augen, und nun trugen sie die Wiege in das Schlafzimmer neben Almas Bett.

Es war gerade zu rechter Zeit, denn eben stürzten Arvi, Ella und Lypli lärmend durch die Küchenthür herein.

„Mama, hör' doch," schrie Arvi, „die Fische schnappten furchtbar an unserem Haken, und einer war schon gerade oben, er war fast, fast auf der Brücke, da fiel er zurück, und so groß war er, schau her, so lang!"

„Ja, und ich hätte auch einige gehabt, aber als Lypli schrie, da erschraken die Fische," sagte Ella.

„Mama, du sollst Lypli nicht erlauben, auf die Brücke zu gehen, sie ist uns nur im Weg und fällt noch eines schönen Tages ins Wasser."

„Aber Lypli fallt nicht," versicherte Lypli.

„Warum soll Lypli nicht zusehen, wenn ihr fischt," fragte die Mutter.

„Ja, aber wer kann dafür, wenn sie in den See fällt?" beharrte Arvi.

„Lypli giebt schon acht, daß sie nicht fällt."

„Lypli gib son acht."

Während Mina die Kinder entkleidete, ordnete Alma ihre Toilette. Sie band eine nette, weiße Schürze um und legte einen weißen Spitzenstreifen um den Hals. Der Sommerhut stand ihr gut, das wußte sie, wie sie so vor dem Spiegel stand und ihn aufsetzte.

Dann nahm sie ihr Arbeitstäschchen und ging trällernd hinab.

„Da kommt sie ja," sagte John.

„Wer von den Herrn hat mich vermißt?" fragte Alma.

„Unterzeichneter, Ihr ergebenster Diener," erwiderte Magister Nymark.

„Sehr artig von Ihnen!"

„Auch ich vermißte Sie, wenn ich es auch noch nicht äußerte," erklärte Bürgermeister Laganber.

Apotheker Leistin lächelte nur; er hielt sich für zu alt für dergleichen Komplimente.

„Wenn Sie wüßten, wie oft wir Sie vermissen," fuhr Laganber fort. „Und welche Vorwürfe wir Karell machen, daß das gesellige Leben so langweilig und trocken geworden ist."

„Armer John! Wie können Sie ihm die Schuld zuschieben?"

„Ja, er hat Sie ja unserem Kreise entrissen. Seit Sie verheiratet sind, haben Sie sich nirgends gezeigt."

„Und ist es auch sein Fehler, daß ich alt geworden bin?"

„Sie alt?" rief Nymark aus, sie mit entzückten Blicken betrachtend.

„Bald dreißig Jahre."

„Nach Balzac beginnt das Weib erst da interessant zu werden."

„Balzac ist tot, und soviel ich weiß, haben die Männer in diesem Punkt seine Lehre nicht anerkannt. Die Siebzehnjährige behauptet sich siegreich auf dem Throne."

„Weil die Dreißigjährige ihn verschmäht hat."

„Aber wir haben ein Mittel ausgedacht, um Sie selbst gegen Ihren Willen der Gesellschaft zurückzugewinnen," fuhr Laganber fort.

„Ich bin neugierig, es zu hören."

„Wir wählen Sie in die Direktion der Finnländischen Gesellschaft."

„Danke sehr. Aber diese Ehre nehme ich nicht an."

„Ablehnung ohne entsprechende Gründe wird nicht anerkannt."

„Deren habe ich mehr als genug."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, daß John es nicht billigen würde."

„Nun, jetzt wälzst du selbst ja die Schuld auf meine Achseln," sagte John.

„Und zweitens, daß ich keine Lust habe."

„Sie interessieren sich also gar nicht für die Befreiung des Weibes?" fragte Nymark.

„Nein," lächelte Alma. „Käme es auf mich an, so würde ich auch die Freiheit des Mannes noch einschränken."

„Was sagst du dazu, John?" scherzte Nymark.

„Nichts," entgegnete John lächelnd und blies ruhig eine Rauchwolke aus dem Munde.

„Wahrhaftig," fuhr Alma fort. „Der Sommer hier auf dem Lande ist so besonders angenehm, eben deswegen, weil John immer zu Hause ist. Hier haben wir keine Vereine, kein Vaterland, kein Finnentum und . . . nichts, was uns stört."

„Und keine Freunde meines Mannes, wollten Sie sagen," fügte Laganber hinzu.

„So dumm bin ich nicht, das zu sagen."

„Sie sind gar zu eifersüchtig auf die Vereine und auf das Vaterland," sagte Nymark. „Was meinst du dazu, John?"

„Ich höre es mit Überraschung."

„Er macht sich natürlich nichts daraus, wenn ich auch eifersüchtig bin."

Es lag etwas Pikiertes in ihrer Stimme, weshalb John sich beeilte, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu leiten.

„Dir wird kühl sein, Alma," sagte er, „soll ich deinen Mantel holen?"

„Danke, ich nehme ihn selbst. Ich muß ohnedies hinaufgehn."

Als sie nach einer Weile zurückkam, hatte man einstweilen angefangen, von Politik zu sprechen. Sie nahm ihre Handarbeit und setzte sich ein wenig abseits.

„Dieser Sprachenstreit muß einmal doch ein Ende nehmen," sagte Apotheker Leistin, „die Finnen haben alle Rechte erhalten, die sie verlangen können; was sollten sie noch mehr zu wünschen haben?"

John stand auf und stäubte die Asche von der Zigarre. Sein Antlitz spiegelte jene mächtige Begeisterung, jene warme Überzeugung und feste, unerschütterliche Willenskraft wieder, die Alma stets so sehr bewundert hatte, die ihn in ihren Augen so hoch über allen andern Männern erscheinen ließ.

„Wir wollen ein finnisches Finnland haben," sagte er, „wir wollen, daß alle Gesellschaftsschichten zusammenschmelzen, sich fühlen sollen als ein Fleisch und Blut, als desselben Geistes Kinder. Das Nationalitätsgefühl soll für die Einwohner dieses Landes der Lebensquell werden, aus dem klein und groß, alt und jung seine Nahrung schöpft. Als ein Volk mit einem Willen und einer Sprache vermögen wir etwas; gesondert sind wir schwach und leicht zu vernichten."

„Nun gut," begann Leistin wieder, „aber warum muß das alles so überstürzt werden? Laßt es sich auf friedlichem Wege, allmählich entwickeln. Historische Verhältnisse ändern sich nicht mit einem einzigen Schlage, sie brauchen Zeit, um sich auf naturgemäße Weise umzugestalten."

„Meinst du, daß wir zu rasch vorgegangen sind? Wir sind ja erst auf halbem Wege, und schon wünschst du, wir sollen stehen bleiben. Ich möchte wissen, wie man dann zum Ziel kommen soll; hält man jetzt inne, so geht alles drunter und drüber. Das also wäre natürliche Entwicklung! Wahrhaftig, dadurch würden wir am besten beweisen, daß wir überhaupt nichts nütze sind und nicht die geringste Lebenskraft, nicht die mindeste Fähigkeit besitzen."

Er warf ärgerlich den Zigarrenstumpf fort und begann mit gerunzelter Stirn auf- und abzuschreiten.

„Darum muß man ja nicht gerade stehen bleiben."

Leistin hielt eine Sekunde inne, denn John hatte sich vor ihn hingestellt, den Blick fest auf ihn gerichtet.

„Ich meine nur, daß die Finnen nicht so rücksichtslos vorgehen sollten. Es wäre durchaus kein Vorteil für uns, wollte man die schwedische Kultur ganz plötzlich ausrotten."

„Wir bekämen an ihrer Stelle eine eigne, ursprüngliche Kultur mit Kern und Mark. Damit wäre dem Verlust abgeholfen."

Leistin schüttelte den Kopf.

„Ich gebe zu, daß unsere schwedische Kultur oberflächlich und erborgt ist, daß sie daher in unserem Lande keine gute Zukunft haben kann. Aber auch diese äußere Verfeinerung ist nicht zu verachten. Auch sie hat ihren Wert."

„Dergleichen eignen wir uns auf eignem Wege genug an, in demselben Verhältnis, wie wir uns entwickeln."

„Aber wer soll von nun an auf finnischer Seite die Sprachensache weiterführen? Die Priester und Beamten sind erschöpft, die Bürgerschaft ist noch schwedisch gesinnt, vom Adel gar nicht zu reden. Der Bauernstand ist der einzige, aber was vermag der allein?"

„Er vermag viel, denn er repräsentiert die gewaltige Majorität des Volkes. Er ist das Fundament aller übrigen Stände. Und jetzt, da das Volk selbst im Sprachenkampf ins erste Glied tritt, jetzt geht es ohne Wanken zum endlichen Siege."

Leistin schüttelte abermals den Kopf.

„Ich fürchte diese Demokratie. Sie ist das unbändige Kind einer entarteten Humanität — ein Kind, das in seinem Übermut alles, was ihm in den Weg kommt und dessen Wert es nicht zu schätzen versteht, zerstört und vernichtet."

„Du fängst an, sentimental zu werden," sagte John mit einem spöttischen Lächeln.

„Lache nicht. Denke daran, wohin diese ungezügelten Kräfte während der französischen Revolution führten."

„Unsinn. Die Menschheit ist seitdem um ein ganzes Jahrhundert vorgeschritten und vernünftiger geworden."

Lagander und Nymark nahmen an dem Gespräch nicht teil, aber Alma sah, daß John sie unwiderstehlich mit sich riß, und ihr Busen hob sich in Freude, Stolz und Liebe. John zeigte sich wie immer männlich und stark, freilich nicht so geschmeidig und witzig wie Nymark, und man konnte nicht so frei mit ihm scherzen, allein er stand höher.

Jetzt zeigte sich Maja Lisa mit erhitztem Gesicht im Gartenweg. Sie gab Alma ein heimliches Zeichen, worauf diese sogleich aufstand und die Herren zu einem Imbiß lud.

Blinde Klippen.

Der Tisch war auf der Veranda gedeckt. Alma warf einen prüfenden Blick darüber hin und lächelte dann Maja Lisa zu, deren Augen in dem Spalt der Vorzimmerthür glänzten.

„Sei ruhig!“ sagte Maja Lisa zu Mina, die sich hinter ihr auf die Zehenspitzen stellte, um ebenfalls die Herren essen zu sehen, „sei ruhig, damit sie nichts merken. Ein hübscher Mensch, dieser junge Magister, nicht wahr? Und so artig gegen die Frau — da läßt sich nichts sagen. Aber das Essen scheint ihnen zu schmecken. Siehst du, wieviel der Apotheker auf seinen Teller nimmt? Du lieber Gott, das Brot geht zu Ende. Schnell, schneide auf, ich hole den Korb.“

Mit roten Backen und in einer Verlegenheit, daß ihr die Knie zitterten, beeilte sich Maja Lisa, den Korb vom Tisch zu nehmen. Sie war der Meinung, daß aller Augen ihren Bewegungen folgten — allerdings ein großer Irrtum, denn die Herren bemerkten sie kaum.

John und Leistin setzten ihren in der Laube begonnenen Disput fort, während Nymark und Alma, die am andern Tischende saßen, sich von andern Dingen unterhielten.

„Ihr Frauen seid gar nicht politisch,“ sagte Nymark.

„Sollten wir es denn sein?“ frug Alma.

„Natürlich. Um Ihrer selbst willen, sehen Sie. Wer nicht versteht, seinen Vorteil zu wahren, wird unbedingt der verlierende Teil.“

„In welcher Beziehung meinen Sie, daß wir verlieren könnten?“ frug Alma.

„In dem, was den Grundstein und Kern Ihres Daseins ausmacht. In Ihrer Liebe.“

„Wir sind also in unserer Liebe der verlierende Teil?“

„Unleugbar. In der Liebe ist das Weib Sklavin und der Mann Herr, wiewohl es umgekehrt sein sollte.“

Alma lachte.

„Und was ist die Ursache? Erklären Sie doch!“

„Gern. Das Weib wird darum der verlierende Teil in der Liebe, weil sie den Mann den gewinnenden werden läßt.“

„Daraus kann man nicht klug werden.“

„Warten Sie, ich werde mich deutlicher erklären. Zu Beginn, wenn der Mann die Gunst einer Frau zu erwerben trachtet, da ist seine Liebe feurig und stark, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Bis die Frau sich ergiebt und sagt: ich bin dein.“

„Gewiß.“

„Nun hat der Mann gesiegt, und sogleich verliert die Frau ihre Macht über ihn. Sehen Sie, der Mann liebt Sport und Wettspiele. Braucht er um die Liebe eines Weibes nicht mehr zu ringen, so weiß er sie nicht mehr zu schätzen. Das ist das ganze Geheimnis.“

„Es ist gut, das zu wissen. Aber wie meinen Sie, soll nun die Frau zuwege gehen, um das zu verhindern?“

„Sie sollte niemals einen Mann aus ganzer Seele lieben, niemals zu ihm sagen: ich bin dein. Sie soll den Mann zwischen Furcht und Hoffnung schweben lassen. Sie soll bisweilen auch andern Männern ihre Gunst bezeigen und ihnen gestatten, sie zu bewundern. Auf diese Art wird sie den Mann anspornen, sich ihre Liebe zu erhalten.“

„Gott behüte, welche Lehre! Man merkt, daß Sie nicht verheiratet sind, Magister Nymark.“

„Gott sei Dank.“

„Wieso?“

„Ich hätte ganz sicher bald genug von meiner Frau. Insbesondere, wenn sie von dieser treuen, demütigen und aufopfernden Art wäre, wie es Frauen gewöhnlich sind.“

„Sie sind entsetzlich leichtsinnig.“

„Es ist besser, leichtsinnig als langweilig zu sein. Ich finde diese ernsthaften Pflichtmenschen furchtbar ermüdend. Ich könnte es nicht einen einzigen Tag in ihrer Gesellschaft aushalten.“

„Wie müßte also Ihre Frau denn eigentlich beschaffen sein?“ lächelte Alma.

„Das will ich Ihnen sagen. Erstens unbestreitbar schön. Zweitens müßte sie die Gabe besitzen, zu bezaubern, auch andere in sich verliebt zu machen, nicht nur mich.“

„Und einem der anderen vielleicht einen größeren Platz in ihrem Herzen einräumen, als Ihnen?“

„Das würde sie nicht thun. Dafür würde ich schon Sorge tragen.“

Alma schüttelte den Kopf.

„Glauben Sie wirklich, daß es so besser wäre?"

„Wenigstens wäre es angenehmer."

„Natürlich würden Sie es dann auch als Ihr Recht betrachten, sich in irgend eine andere Frau zu verlieben, wenn es Ihnen gerade einfiele?"

„Wenn das geschähe, hätte meine Frau sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Sie wäre dann eben nicht genug auf ihren Vorteil bedacht gewesen."

Alma sah ihn an.

„Wissen Sie, daß ich mich fast ein wenig vor Ihnen fürchte?"

„Das ist eine außerordentliche Ehre für mich."

„Wieso?"

„Furcht ist Beweis von Schwäche."

„Nicht immer."

Alma errötete ein wenig vor Ärger. Sie wandte sich zu den anderen, um deren Gespräch zu lauschen. Aber sie hatten sich so in die Politik vertieft, daß sie gar nicht zu folgen vermochte. Sie nahm also das Gespräch mit Nymark wieder auf, der ja doch jedenfalls sehr unterhaltend war bei all seinem eigentümlichen Leichtsinn.

Es ging schon auf Mitternacht, als die Gäste Abschied nahmen. John und Alma begleiteten sie bis zur Landstraße; die Pferde gingen voraus, und sie wanderten alle zu Fuß einen Waldweg entlang. John hatte Almas Arm genommen, sprach aber dabei weiter mit den Herren. Alma nahm keinen Anteil an dem Gespräch, das sich um die Landwirtschaft drehte, denn die Aussichten für die Ernte berührten sie nicht sonderlich. Sie ging, ohne zu sprechen, neben ihrem Mann einher und betrachtete den Wald zu beiden Seiten des Weges. Er stand so ruhig, daß kaum ein Blatt sich regte. Mitunter nur raschelte es auf einem Zweige — wohl ein Vogel, dessen Nachtruhe ihre Promenade gestört hatte.

Als sie daran dachte, was Nymark soeben gesagt, mußte sie lachen. Es war närrisch, übermütig und keck! Und vertrauensvoll stützte sie sich auf Johns Arm und drückte ihn ans Herz. John fühlte es, und obwohl eben im Begriff, den anderen seine demnächst durchzuführenden Pläne von allerlei landwirtschaftlichen Verbesserungen auseinanderzusetzen, blickte er doch gleichzeitig in Almas Augen und lächelte ihr liebevoll zu.

II.

Auch während des Heimwegs schritt Alma schweigend dahin. Es webte etwas so Eigentümliches in der Natur, etwas so Warmes und zugleich so Geheimnisvolles.

„Nun, Alma," sagte John, sanft ihre Hand drückend, „woran denkst du?"

„Ich bin noch gar nicht schläfrig, John. Fahren wir auf den See hinaus! Es ist wirklich schade, sich in einer so schönen Nacht schlafen zu legen."

„Aber es ist ja schon spät."

„Was thut das? Wir können dafür morgen länger schlafen."

„Aber klein Helmi?"

„Mina wird schon so lange nach ihr sehen. Und sie pflegt um diese Zeit gewöhnlich nicht aufzuwachen."

„Also fahren wir. Ich muß wohl meiner kleinen Alten zu Willen sein."

„Pfui, du sollst nicht meine Alte sagen, das klingt so häßlich."

„Wie soll ich also sagen? Meiner kleinen Rosenknospe? Ist das recht?"

„Sitze du im Akter, so rudere ich."

„Warum? Du bringst es ja doch nicht zuwege."

„Oder wir rudern gar nicht. Wenn du nur leise das Boot zum Sund paddelst."

Alma sprach im Flüsterton. Sie empfand den mächtigen Eindruck des nächtlichen Friedens in der schweigenden Natur. Langsam glitt das Boot über die ruhige Fläche des Sees zum Sund.

„Wie wunderbar! Sieh, John, die schönen, hellen, glänzenden Wolken! Sie schwimmen so niedrig, daß man meint, sie wollten die Erde küssen. Und wie still und friedlich alles ist! John, mir ist es, als genösse in diesem Augenblick die ganze Natur ihr Dasein. Nein, siehst du das Farbenspiel da drüben?"

„Wirklich ganz eigenartig. Und wie merkwürdig warm es ist. Ein köstlicher Abend."

Er dachte an das Wachstum der Bodenprodukte.

„John," begann Alma nach einer Weile, „bist du glücklich?"

„Außerordentlich zufrieden mit dem Dasein, wenigstens gegenwärtig. Und du, meine Alma?"

„Grenzenlos glücklich. So glücklich, John, daß ich den Lauf der Zeit hemmen und diesen Augenblick in alle Ewigkeit festhalten wollte."

John lachte.

„Ob das nicht doch einförmig würde?"

„Pfui, John, wie kannst du so sprechen?"

„Ich wollte wetten, daß du schon nach ein paar Stunden hungrig würdest und gern wieder heim gingest."

Alma erwiderte nichts. Sie sah von ihm fort und fühlte sich verletzt. Nein, John verstand sie nicht.

„Nun, Alma?"

John versuchte ihr in die Augen zu sehen.

Alma wandte sich ihm zu und lächelte, aber ihr Blick war feucht.

„Und solch eine Kleinigkeit kannst du dir zu Herzen nehmen? Du bist wirklich kindisch. Nun, laß es gut sein. Nein, komm hierher, daß ich dir die Thränen trocknen kann."

Er streckte den Arm aus und zog Alma an sich.

„Ich nehme dich auf den Schoß wie ein kleines Täubchen, mein geliebtes, teures Weib!"

Er hob Almas Kopf empor und küßte sie.

„Teures Weib!"

Ein warmer Blick traf Alma aus der Tiefe seiner Augen.

Alma schlang den Arm um seinen Hals.

„Ich liebe dich, John. Über alles. Mehr als alles andere im Himmel und auf Erden."

„Ich weiß es, mein Liebling."

Er drückte Alma fest an sich und küßte sie nochmals.

„Aber du mußt vernünftig sein. Nicht mehr eifersüchtig — weder auf Vaterland noch Finnentum."

„Aber sie nehmen ja dein ganzes Herz in Besitz."

„Gewiß nicht. Du herrschst unbeschränkt darin."

„Ja, aber nur diese paar Wochen hier auf dem Lande. In der Stadt hast du kaum Zeit, auch nur an mich zu denken."

„Alma, Alma, was würdest du sagen, wenn ich nun begänne, an anderen Frauen Gefallen zu finden?"

„Das fehlte noch."

Alma zuckte vor Schrecken zusammen.

„Nun, nun, rege dich nicht auf. Natürlich wird das nie geschehen. Ich wollte dich nur auf diesen Gedanken bringen, damit du künftighin deine Eifersucht auf das Vaterland aufgiebst."

„John, ich werde versuchen, von nun an vernünftig zu sein. — Ich muß ja," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Siehst du, daran thust du recht," sagte John schmeichelnd.

Alma setzte sich auf das Brett im Akter und lehnte sich an ihres Mannes Knie. John glättete ihr Haar.

„Sag mir nun etwas, Alma, was ich dich oft schon fragen wollte."

„Nun, was ist es?"

„Erinnerst du dich eines Abends — es war im letzten Winter — als ich nachhause kam und du beim Klavier saßest und spieltest?"

„Kurz bevor Helmi zur Welt kam?"

„Ja. Da hattest du geweint, ich sah es deinen Augen an. Aber ich erfuhr nicht, weshalb, wieviel ich auch fragte."

Alma lachte ein wenig verlegen.

„Gestehe, warst du damals nur eifersüchtig auf die Außenwelt?"

„Nein, es war etwas anderes."

„Was also?"

„Kindische Dinge. Garnichts."

„Weißt du, es quälte mich lange. Ich konnte es nur schwer aus dem Kopf bringen."

„Und du sagtest nichts, lieber John?"

„Da du so verschlossen warst, wurde ich es auch. Aber nun sagst du es mir, nicht wahr?"

„Es war wirklich nichts. Etwas so furchtbar Kindisches. Ich kann nicht, John, ich schäme mich, davon zu sprechen."

Aber John streichelte und küßte sein kleines Mäuschen und sah ihr in die Augen. Und so mußte sie es doch sagen.

„Es war nur, John, daß ich fürchtete, sterben zu müssen."

„Wie immer vor einem Wochenbett. Und war das alles?"

„Es kommt noch etwas dazu. Aber du lachst."

„Ich lache nicht. Ich bin ganz ernst."

Dann dachte ich, John, daß du eine
e Frau nehmen würdeſt, die du mehr
ſt als mich. Und du würdeſt nicht mehr
ich denken und mich nicht vermiſſen. Und
n weinte ich. Ach, John, ich habe ſchon
arüber geweint."
Alma war nicht mehr verlegen; wieder
jen Thränen aus ihren Augen. Es
e ja vielleicht ſo kommen. Sie war in
Zeit ſo ſchwach geweſen; ſie hatte
ſhörlich Kopfſchmerzen, und ihre Kräfte
ı ſo abgenommen, daß ſie ſich oft kaum
ht zu halten vermochte. Und plötzlich
es deutlich vor ihrer Phantaſie, wie
ein anderes Weib — jünger, ſchöner,
r als ſie — ganz ebenſo in den Armen
wie jetzt ſie.
ohn war ebenfalls ernſt geworden.
leide ſaßen ſchweigend da.
)a verſuchte Alma ſich aus ſeinem Arm
efreien und weiter fortzurücken. Aber
ließ ſie nicht los. Er hob ſie ſtatt
ı auf ſeinen Schoß, ſchloß ſie an ſeine
und drückte ſein Antlitz gegen ihren
ien Hals.
r ſtellt es nicht in Abrede, er würde es
:hun, dachte Alma mit einem vorwurfs-
ı Blick auf ihren Gatten.

„O nein."
Alma trocknete ihre Augen und verſuchte ſich zu beruhigen.
„Setz dich hierher in den Akter, ſo werde ich rudern, und im Handumdrehen ſind wir daheim. O, es iſt ja ſchon halb drei."
„Gott behüte, Helmi wird doch wohl nicht erwacht ſein?"
Alma hatte keine Zeit mehr, an den Tod zu denken, ſondern bemühte ſich nur, das Steuerruder zu halten, daß das Vorderteil des Bootes die Richtung des heimatlichen Ufers hielt. John ruderte aus allen Kräften. Die Ruder knarrten, und das Waſſer plätſcherte. Ringsumher aber begann die Helle des Morgens ſich auszubreiten. Der Himmel rötete ſich im Oſten, und die Vögel fingen an zu ſingen.
„Hübſch war es aber doch, John, nicht wahr?" ſagte Alma, nachdem ſie das Boot ans Ufer gezogen hatten.
„Zugegeben, zugegeben."
„Und wir werden ein andermal wieder hinausfahren?"
„Wenn du nicht krank wirſt."
„Sei unbeſorgt. Ich fühle mich friſcher denn je."
Sie traten ein. John ging in ſein Zimmer,

„Das Kissen!"

Mina drehte sich um und starrte sie an, ohne zu verstehen. Alma zeigte auf das Kissen.

Aber sie begriff nicht. Sie kam auf Alma zu und faßte ihre ausgestreckte Hand.

Alma stieß einen Schreckensruf aus und zog die Hand fort, lachte aber im nächsten Augenblick wieder.

„Du bist eine Närrin. Hier das Kissen." Sie legte es auf Minas Arm. „Jetzt geh!"

Mina ging mit dem Kissen auf dem Arm durch das Kinderzimmer in die Küche, und auch Alma begab sich ins Kinderzimmer, um nach den älteren Kindern zu sehen. Sie schliefen alle süß. Ella hielt die Hand unter der Wange und sah in dieser Stellung so lieblich aus, daß das Herz der Mutter vor Stolz und Freude schwoll. Lypli hatte die Decke abgeworfen; da es sehr warm war, ließ Alma sie bei den Füßen liegen und hüllte das Kind nur in das Leintuch.

„Gottes Frieden!" flüsterte sie. Und es war wirklich, als hätte der in dem Raum geherrscht.

Als sie sich niederlegte, kamen ihr Nymarks Worte in den Sinn: „Furcht ist Beweis von Schwäche." Was hatte er damit gemeint?

Wie sonderbar er sie den ganzen Abend angesehen . . .

Sport? Die Männer lieben Sport? . . . Dummheiten!

III.

Die Sommerferien näherten sich ihrem Ende, und Rektor Karell und seine Familie hatten nur noch einige Tage des Landaufenthaltes vor sich. Die Wäsche war abgethan und alles für die Übersiedelung vorbereitet, die in drei Tagen stattfinden sollte.

Da das Wetter schön war, ließ Alma den Nachmittagskaffee in die Laube am Ufer tragen. Sie saß am Tische und zeichnete neue Taschentücher mit roten Buchstaben. Lypli kletterte auf die Bank neben sie; die andern Kinder saßen im Grase und spielten mit Steinchen. Auch Helmi wurde herausgetragen; sie lag in einem kleinen Wagen im Schatten eines Baumes, mit einem weißen Schleier zum Schutz gegen Fliegen und Mücken. Bei jeder ihrer geringsten Bewegungen war Mina zur Stelle, um den Wagen in Bewegung zu setzen, während sie gleichzeitig die andern Kinder zur Ruhe ermahnte. Und dann schlief Helmi wieder ein. Einstweilen ordnete Mina den Kaffeetisch.

„Ich darf wohl die Kaffeekanne nicht früher herunterbringen, bis der Herr Rektor kommt?" fragte sie.

„Nein, laß sie am Herd stehen, damit der Kaffee nicht kalt wird."

Alma hielt die Nadel in eifriger Bewegung und hob die Augen nicht von der Arbeit. Sie ward mißgestimmt, sobald sie an die bevorstehende Übersiedlung und an das Stadtleben dachte. Gar schnell war der Sommer vergangen; man wußte kaum, daß er begonnen, so war er auch schon vorüber. Aber noch mehr quälte es sie, daß John nicht dasselbe Bedauern empfand wie sie. Ja, es schien Alma, als freue er sich sogar auf die Abreise. Er fühlte sich eben auf die Dauer von dem einförmigen und ruhigen Familienleben nicht befriedigt, er sehnte sich nach Abwechselung, Beschäftigung.

Davon würde er nun im nächsten Winter vollauf haben. Ja, soviel er sich nur wünschen mochte. John war zum Landtagsabgeordneten gewählt worden. Alma war hierüber ganz bekümmert und wagte es kaum, an das Frühjahr zu denken, wo sie allein bleiben sollte, für so lange, lange Zeit von ihrem Manne getrennt.

Sie hatte geweint, als sie es erfuhr, und noch mehr geweint, als sie sah, mit welchem Eifer John alle Vorbereitungen zu seinem Amte traf. Nicht ein Wort des Bedauerns über die Trennung vom Hause. Nicht ein einziges!

Alma war tief verletzt. Mehrere Tage war sie kalt und einsilbig gewesen. Aber John hatte sich nicht daran gekehrt. Und nun war sie infolge dessen bei schlechter Laune — die sich von Zeit zu Zeit in kleinen Stichelreden Luft machte. Nicht einmal dies hatte Wirkung. John zog sich bloß auf sein Zimmer zurück, schrieb, las, dachte und schwieg. Seine Gedanken waren anderwärts. Alma fühlte sich verlassen, unglücklich.

Sie hatte versucht, ihre bittern Gefühle zu unterdrücken, sie machte sich um die Kinder zu

schaffen und nähte; aber die Gedanken gingen unaufhaltsam ihren Weg. Sie dachte daran, wie wenig John in letzter Zeit mit ihr gesprochen, wie lange er in seinem Zimmer geblieben und wie er stets Anlaß suchte, sich von ihr und den Kindern zurückzuziehen. Und kam dann John eben, während sie in solchen Gedanken dasaß, so konnte sie sich mit dem besten Willen der Welt nicht froh und freundlich zeigen.

Nun wieder fühlte sie sich beklommen und ängstlich. Sie hatte John gebeten, herabzukommen und den Kaffee in der Laube zu trinken. Es sei heute so schön und warm; vielleicht sei es das letztemal, daß sie draußen so hübsch beisammensitzen könnten.

John hatte kaum den Kopf gehoben, nur „gleich, gleich" gemurmelt und seine Arbeit fortgesetzt, wie zum Zeichen, daß er nicht gestört sein wolle. Alma beschloß, sich künftighin nicht mehr in seinem Zimmer zu zeigen. Was sie auch zu sagen hätte, sie würde die Kinder oder die Dienstleute schicken.

Nun kam er doch; nahm Lypli auf den Arm und setzte sich neben Alma nieder. Alma nähte.

„Habt ihr schon gewartet? Ich komme ein wenig spät."

Alma fächelte mit der Hand den Zigarrenrauch von ihrem Gesicht.

„O, verzeih!" sagte John und blies den Rauch nach der andern Seite. Dann schaukelte er klein Lypli auf den Knieen.

„Wollen wir reiten, Lypli? Hopp, hopp, hopp, Pferdchen im Galopp!"

Jetzt näherten sich auch Ella und Arvi.

„Papa!" sagte Ella.

„Nun, mein Kind, was hast du mir zu sagen?"

„Warum alles das da ist?"

„Was alles?"

„Diese Welt da."

„Nein, das weiß die Ella nicht!" sagte Arvi mit einem mitleidigen Lächeln.

„Also sag' du es, Arvi."

„Weil der liebe Gott es geschaffen hat."

Ella stand ein Weilchen in Gedanken versunken. Dann wandte sie sich an Arvi.

„Aber woraus hat er es geschaffen?" fragte sie.

„Aus nichts."

„Aber woher hat der liebe Gott dieses Nichts genommen?"

„Na, das war ja schon früher da."

Ella schwieg.

„Aber sag' du nun, Ella," sagte John lächelnd, „warum hat denn Gott die Welt geschaffen?"

„Damit es hübscher sein solle."

„Damit es hübscher sein solle — für wen?"

„Für Gott selbst und für uns Menschen."

„Was das Kind doch gescheit ist!" sagte Mina, den Kaffee einschenkend.

Ella war nämlich ihr ausgesprochener Liebling unter den Kindern.

„Jawohl," meinte John, zu Alma gewandt, „eine bessere Antwort hätte kaum jemand geben können."

Alma erwiderte nichts, sondern nähte weiter.

„Warum nähst du da so große Buchstaben?"

„Weil sie so groß sein müssen."

„Ich finde sie unschön. Und machen sie nicht furchtbar viel Arbeit?"

„O ja."

„So seid ihr, ihr Frauen. Ihr gebt euch alle Mühe, etwas auszudenken, das euch recht viel von eurer Zeit und euren Kräften raubt. Ihr scheint keinen Begriff zu haben, was man unter Ökonomie versteht."

„Danke für das Kompliment."

John lachte und klopfte sie auf die Schulter. Allein Alma riß mit einer nervösen Bewegung die Schere vom Tisch, schnitt den Faden ab und begann einen neuen Buchstaben. Sie arbeitete so eifrig, als gälte es das Leben.

Da kam Arvi mit einem Anliegen. Ob nicht der Vater mit ihm zum Ufer hinabgehen wolle, seine Boote anzusehen. Er hatte zwei neue gefertigt, und vier hatte er schon von früher, so daß er jetzt nicht weniger als sechs Fahrzeuge besaß.

John ging und nahm Lypli mit. Auch Ella begleitete sie, und Alma blieb allein in der Laube zurück.

Sie fühlte sich tief gekränkt. John behandelte sie wahrhaftig mit Spott und mit Verachtung, kümmerte sich nicht im geringsten um sie, legte keinen Wert auf ihre Liebe. Er war kalt geworden wie ein Stück Eis und hart wie ein Stein.

Das Blut stieg ihr zu Kopfe; sie preßte die Lippen fest zusammen und nähte noch eifriger.

Nach einer Weile kam John vom Ufer herauf, immer noch Lypli auf dem Arm tragend.

„Bitte schön, Mama, dem Kind die nassen Strümpfchen auszuziehen und ihm trockene zu geben," sagte er schon in einiger Entfernung. „Siehst du, Mama, Lypli ist ins Wasser gestiegen und naß geworden."

„Sie kann zu Mina hinaufgehn."

„Mina ist nicht da, sie war eben mit Helmis Wagen im Walde."

„Dann ist Maja Lisa da."

John schwieg eine Weile, dann stellte er Lypli auf den Boden.

„Lauf, mein Kindchen, und bitte Maja Lisa, dir zu helfen."

John zündete eine Zigarre an und setzte sich auf das Schaukelbrett.

„Alma! Warum?"

Keine Antwort.

„Warum bist du so schlechter Laune?"

Noch keine Antwort.

„Alma —"

Er wollte sie an sich ziehen.

„Ach, laß mich."

Alma schob seine Hand fort, ohne die Arbeit sinken zu lassen.

„Wie? — Bin ich dir lästig?"

„Ja."

John sah sie mit einem langen Blick an, aber sie schlug die Augen nicht auf.

„Wahrhaftig?"

Nicht ein Laut.

Da stand John auf und ging. Alma merkte es an seiner Art, sich umzuwenden und an seinem Gang, daß er böse sei. Sie erschrak, denn so etwas war noch nie geschehen.

Es dunkelte ihr vor den Augen, ihr Herz hörte auf zu schlagen. Hände und Füße wurden kalt. Was hatte sie gethan?

Sie blickte auf und sah, wie John mit einem heftigeren Ruck als gewöhnlich die Flurthür hinter sich zuzog.

„John, John," flüsterte sie.

Aber John hörte nicht. Alma warf die Arbeit fort. Sie ging ein Stück seitlich zwischen die Bäume, warf sich vornüber in das Gras und weinte bitterlich.

Das Verhältnis zwischen ihnen war zerstört, und nichts in der Welt konnte es wieder herstellen. John würde fortan noch kälter, noch unfreundlicher werden — und sie? — Sie hätte unter die Erde versinken mögen, wie sie da lag, das Gesicht im Grase. Gleich in diesem Augenblick und für ewig!

Denn keine frohe Stunde konnte sie mehr im Leben haben. Alles war verändert, und so plötzlich war es geschehen, wie mit einem einzigen Schlage. Die Vögel zwitscherten wie früher in den Bäumen, und vom Ufer her schollen die fröhlichen Stimmen der Kinder, aber sie klangen in ihrem Ohr nicht mehr wie ehedem.

Und John kam nicht, sie zu suchen. Halb hoffte, halb fürchtete sie es. Aber er kam nicht. Ihm war es gleichgiltig, ob das Verhältnis zwischen ihnen ein gutes oder schlechtes war.

Sie weinte, bis sie so müde wurde, daß sie nicht mehr zu denken, nicht einmal sich zu grämen vermochte. Immer noch lag sie in derselben Stellung. Endlich, als sie fühlte, wie der feuchte Boden sie durchkältete, stand sie auf. Die Gemütsbewegung hatte sie derart geschwächt, daß sie sich schwanken fühlte und am ganzen Körper zitterte.

Sie sah sich um. Die Sonne war schon im Untergehn; es wurde Abend. Sie ging zum Ufer, wusch die Augen mit dem kühlen Wasser und nahm die Kinder mit sich hinauf.

Das Essen stand auf dem Tische. Sie hieß Arvi den Vater rufen.

„Papa ißt nicht," verkündete Arvi, als er vom Zimmer des Vaters zurückkam.

Alma machte sich, ohne ein Wort zu sagen, um die Kinder zu schaffen, brachte sie zur Ruhe und legte sich selbst.

Aber sie konnte nicht schlafen. Eine Stunde verstrich, und alles blieb still um sie her. Anfangs hörte man noch hie und da aus der Küche ein Klappern, doch bald verstummte auch das. Helmi schlief ruhig und fest in ihrer Wiege neben dem Bett, das Händchen auf der Decke geballt. Ihre Augen waren geschlossen, die Züge so voll Frieden. Der Mund verzog sich zuweilen zu einem Lächeln; sicherlich träumte sie von etwas Freundlichem, die Kleine. Glückliche Zeit!

Keine Sorge, kein Schmerz und keine Seelenangst!

Die Thür zum Salon stand offen. Aber John hatte die seine auf der anderen Seite geschlossen. Wie lange wollte er aufbleiben? Wartete er, bis sie schlafen würde? Oder hatte er die Absicht, garnicht zu kommen? Vielleicht wollte er sich auf das Sofa in seinem Zimmer legen?

Alma schloß die Augen nicht, sondern lag und schaute in das Mondlicht, das durch die Salonfenster über den Boden fiel. Im Schlafzimmer waren die Gardinen herabgelassen; aber im Salon war es hell. Und so friedlich still und heimlich! Auch die Möbel, Stühle, Tisch und Sofa sahen so friedlich drein; sie fühlten nichts von den Schmerzen der Welt.

Jetzt aber — jetzt!

Die Thür zu Johns Zimmer öffnete sich, und er kam durch den Salon, die Kerze in der Hand. Almas Herz klopfte heftig, aber sie schloß die Augen und lag unbeweglich, wie tot da. John stellte das Licht auf den Tisch neben dem Bett und stand eine Weile still. Alma fühlte, daß er sie betrachtete. Dann wandte er sich ab und begann sich zu entkleiden. Sie öffnete ein wenig die Lider und betrachtete verstohlen sein Gesicht. Es war streng und ernst. Zitternd schloß sie wiederum die Augen.

Nun wandte sich John nicht mehr nach ihr hin, sondern legte sich und blies das Licht aus. Wie nahe war er ihr nun. Sie lauschte seinen Atemzügen und folgte jeder seiner geringsten Bewegungen.

„John!“ flüsterte sie für sich. „Verzeih mir, ich bin ja dein. Ich liebe dich ja von ganzer Seele. Verzeih'! Sei nicht böse! Ich kann nicht leben, wenn du so kalt und unversöhnlich bist!“

Sie hob den Kopf vom Kissen. Vielleicht wollte sie dasselbe laut sagen; aber John war schon eingeschlafen. Schwer und gleichmäßig atmete er und wußte von keiner Qual.

Alma sank auf ihr Bett zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen vor dem Gewerbegericht.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Den Besuchern des internationalen Frauenkongresses, der im Juni in Paris tagte, bot sich vielfach Gelegenheit zu beobachten, daß die französischen Frauen trotz der mangelhaften Organisation ihrer Frauenbewegung zu Stellungen, Ämtern und Rechten zugelassen werden, die den deutschen Frauen trotz energischen Eintretens ihrer Vereine noch vorenthalten bleiben. Nachdem erst vor kurzem eine Frau in den französischen Arbeitsrat gewählt worden, hat diese Behörde (Conseil supérieur du Travail) sich jetzt in einer Sitzung unter dem Vorsitz des Handelsministers für die Wählbarkeit der Frauen in die Prud'hommes-Gerichte (die mit unsern Gewerbegerichten verglichen werden können) erklärt.

Die Bedeutung solcher Errungenschaften und die Notwendigkeit solcher Forderungen wurde durch eine Begebenheit der letzten Monate auch den deutschen Frauen gegenüber hell beleuchtet, und zwar durch die Lohnbewegung der Berliner Wäscherinnen und Plätterinnen, die mit einer Verhandlung vor dem Berliner Gewerbegericht endigte.

Für die Hausfrauen dürfte diese Bewegung von keinem geringeren Interesse sein als die Dienstbotenbewegung. Handelte es sich doch hierbei nicht nur um Verhütung eines Streiks, der mit der Wirtschaftsführung, mit Beschaffung eines häus-

lichen Bedarfsartikels zusammenhängt und somit die Hausfrauen getroffen hätte, nicht nur um Festsetzung des Lohns für Leistungen, die jede Hausfrau zu schätzen und zu bewerten versteht. Denn die Bewegung der Wäscherinnen und Plätterinnen, die in der Einigungsverhandlung vor dem Gewerbegericht ihren Höhepunkt erreichte, hat für die Frauen noch eine andre Bedeutung; sie trifft sie auch als Anhängerinnen der Frauenbewegung. Sie bewies die Notwendigkeit und Berechtigung von frauenrechtlerischen Forderungen; sie kann aber auch als ein Erfolg in der Geschichte der Frauenbewegung verzeichnet werden. Zum ersten Mal geschah es in Berlin (und soweit mir bekannt geworden, auch in Deutschland), daß eine ausschließlich weibliche Organisation das Einigungsamt des Gewerbegerichts angerufen hatte, zum ersten Mal, daß an dieser Stelle eine Frau als Sprecherin ihre Arbeitsgenossen vertrat. Der ausgezeichneten Haltung der Vertreterinnen der Wäscherinnen und Plätterinnen ist es zuzuschreiben, daß die Verhandlungen mit einem Schiedsspruch endigten, der den 2500 Arbeiterinnen der Wasch- und Plättanstalten Berlins eine erfreuliche Besserung ihrer Lage bringt. Die Vorgänge, die den Lohnstreitigkeiten zu Grunde lagen, sind folgende.

Seit Jahrzehnten besteht in Berlin die Sitte, daß Plätterinnen als Lohn die Hälfte des Preises erhalten, den der Geschäftsinhaber von den Kunden bezahlt bekommt; so stellte sich der Preis für das Dutzend Oberhemden auf 75 Pfennige, das Dutzend Paar Manschetten 30 Pfennige, das Dutzend Kragen 20 Pfennige; für Damenblusen variierte der Preis zwischen 8 und 25 Pfennigen. Im allgemeinen erhielt die Plätterin die Hälfte des Preises, den die Kundschaft zahlte, die andre Hälfte erhielt der Geschäftsinhaber zur Deckung seiner Unkosten und als Unternehmergewinn. Wenn einzelne Arbeiterinnen bei diesen niedrigen Stückpreisen einen auskömmlichen Wochenverdienst erzielten, so ist dabei zu berücksichtigen, daß es sich in diesen Fällen immer um besonders gewandte und geübte Arbeiterinnen handelt, die als Elite der weiblichen Arbeiter angesehen werden können. Ebenso wie Maurer, Maler und Schlosser, die ihre Arbeit erlernt haben und über eine feste Gesundheit verfügen müssen, einen weit höheren Lohn erzielen, als die meisten andern männlichen Arbeiterkategorieen, so muß sich auch der Lohn einer Plätterin höher stellen, als bei andern Arbeiterinnen, da sie eine lange Lehrzeit durchzumachen hat, und da an ihre Gesundheit und Kraft so große Anforderungen gestellt werden, daß selbst die beste Konstitution sich schnell verbraucht. Vielfach ist in den Berliner Plättstuben, deren Angestellte ja leider noch jeden gesetzlichen Schutzes entbehren, eine wöchentliche Arbeitszeit von 92 Stunden die Regel; vom Sonnabend zum Sonntag wird fast allgemein durchgearbeitet. Die Arbeitsräume liegen ganz vorwiegend im Keller; feuchtheiße Dämpfe erfüllen die Luft und schädigen die Gesundheit der Arbeiterinnen.

Wenn angesichts dieser traurigen Verhältnisse bis vor kurzem noch keine Organisation der Wäscherinnen und Plätterinnen bestand, die für Reformen hätte eintreten können, so ist das wohl darauf zurückzuführen, daß die Arbeiterinnen fast durchweg isoliert in Kleinbetrieben, deren etwa 1500 in Berlin existieren, beschäftigt sind. Ein äußerer Anlaß hat aber über diese Hindernisse hinweg die Wäscherinnen und Plätterinnen zu einer einheitlichen Aktion geführt. Die zunehmende Preissteigerung, namentlich für Kohlen und Koks, veranlaßte die Inhaber der Wasch- und Plättanstalten, die zwei große Organisationen besitzen, vor einigen Monaten, einen neuen, bedeutend höheren Tarif zu vereinbaren, der seit Pfingsten allgemein im Kundenverkehr gilt und der überall von den Hausfrauen gezahlt worden ist, ohne daß von irgend einem Protest gegen die bedeutende Preiserhöhung (bei einzelnen Artikeln beträgt sie 100 Prozent) etwas verlautet wäre. Die Plätterinnen erwarteten eine entsprechende Erhöhung ihres Stücklohns, als der neue Tarif eingeführt wurde, um so mehr, als auch in den Versammlungen der Plättanstaltsbesitzer die Erhöhung des Preises damit motiviert wurde, daß neben den hohen Kohlenpreisen „auch die Plätterinnen höheren Lohn verlangen". Die Anstaltsbesitzer wollten aber allein Nutzen aus der Preiserhöhung ziehen, gingen plötzlich von dem alten Brauch der Teilung des Preises ab und billigten den Arbeiterinnen nur ganz geringe Lohnerhöhungen zu.

Dieses Vorgehen trieb die Berliner Wäscherinnen und Plätterinnen in die Lohnbewegung. Sie stellten Ende Juni ihre Lohnforderungen auf und riefen, als diese nicht angenommen wurden, das Einigungsamt des Gewerbegerichts an. Da die Arbeitgeber es nicht gut auf einen Streik ankommen lassen konnten, weil ohnedies großer Mangel an guten Arbeitskräften in der Branche herrscht, entschlossen sie sich gleichfalls zu einer Verhandlung vor dem Einigungsamt, die am 13. Juli stattfand. Arbeiterinnen und Arbeitgeber waren zahlreich bei der Verhandlung erschienen. Die Vertreter der Arbeiterinnen hatten unbeschränkte Vollmacht, die Arbeitgeber aber kamen mit gebundener Marschroute; sie durften keine höheren Zubilligungen als bis zu 33 Prozent machen. Trotzdem gelang es den ruhigen, maßvollen und wohl begründeten Ausführungen der Arbeiterinnen, nicht nur die Richter, sondern auch die Arbeitgeber so sehr von der Berechtigung ihrer Forderungen zu überzeugen, daß die Arbeitgeber glaubten, die ihnen gegebene Vollmacht überschreiten zu können. Auf Grund dessen wurde eine Einigung erzielt, die den Wäscherinnen und Plätterinnen nicht nur bedeutende Lohnaufbesserungen bringt, sondern auch eine Verkürzung und Regelung der Arbeitszeit.

Es wird nun Aufgabe der Hausfrauen sein, dahin mitzuwirken, daß diese Regelung auch in der Praxis durchgeführt wird. Durch rechtzeitige Erteilung ihrer Aufträge können sie die Mißstände der Überzeitarbeit beseitigen helfen und die Arbeiterinnen in der Aufrechterhaltung der neuen Errungenschaften unterstützen. Wenn dadurch bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen in dem Gewerbe geschaffen werden, wird der Mangel an Arbeitskräften wohl auch nachlassen, der allerdings jetzt sehr bedeutend sein muß. Entschlossen sich doch die Arbeitgeber während der Pause, in der die Richter sich zur Beratung zurückgezogen hatten, einzelnen der Arbeiterinnen Arbeitsangebote unter den günstigsten Bedingungen zu machen; ein Erfolg, den derartige Verhandlungen wohl noch selten gehabt haben dürften. Das Verständnis, das die Richter und die Beisitzer des Gewerbegerichts für diese „weibliche Beschäftigungsart" zeigten, verdient vollste Anerkennung. Immerhin aber konnten sich die Zeugen der Verhandlungen des Gefühls nicht erwehren, daß es unnatürlich und wohl auch ungerecht ist, durch Männer Streitigkeiten schlichten zu lassen, die sich ausschließlich um die Bedürfnisse, um die Fähigkeiten und Forderungen von Frauen drehen, um Verhältnisse, in die Männer nicht ohne Mühe und Anstrengung Einblick gewinnen können, während bei Frauen vollstes Verständnis dafür zu finden wäre.

Deutsche Frauen haben zu verschiedenen Malen den Reichstag ersucht, das Wahlrecht und die Wählbarkeit zu den Gewerbegerichten auch auf die weiblichen Arbeitgeber und Arbeiter auszudehnen. Die Verhandlungen vor dem Berliner Gewerbegericht, bei denen es sich zum ersten Mal um Forderungen von ausschließlich weiblichen Arbeitern handelte, werfen ein helles Licht auf die Berechtigung dieses Verlangens, für das immer und immer wieder einzutreten alle Frauenorganisationen sich zur Pflicht machen sollten, bis zu seiner Erfüllung.

Je mehr die Arbeiterinnen beginnen, selbst an der Besserung ihrer Lage zu arbeiten, desto mehr Gelegenheit ergiebt sich für die Frau aus bürgerlichen Kreisen, ihnen hilfreich zur Seite zu stehen. Die Bewegung der Berliner Wäscherinnen und Plätterinnen giebt manchen wertvollen Fingerzeig dafür, wo anzugreifen ist, für den einzelnen im kleinen häuslichen Kreise wie für die Gesamtheit.

Moderne Lebensprogramme.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

I.

Das dritte Reich.

Auf dem Boden der Haupt- und Residenzstadt Berlin ist zu Ende des Jahrhunderts eine seltsame Pflanze gewachsen, eine philosophische Sekte.

Nicht eine, deren Jünger sich nur im Hörsaal oder auf den Blättern der philosophischen Zeitschriften von Amts wegen zusammen finden, nein, eine richtige philosophische Sekte, wie in den Tagen, da Sokrates auf den Straßen Athens Schüler suchte, die seine Lehre ergriffen und sich zusammenschlossen, sie zu leben. Im Beethovensaal der Philharmonie feierte die neue Gemeinschaft ihr erstes „Kulturfest". Beethoven, Nietzsche, Ibsen, Stirner, Angelus Silesius, Eugen Dühring, Michelangelo, Goethe weihte sie zu ihren Propheten.

Sie wirbt Jünger, Erkenntnis- und Lebensgenossen, durch „Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung"[1]). Darin soll das Evangelium vom „Reich der Erfüllung" verbreitet werden, und das erste Heft verkündet „Das höchste Wissen" und das „Leben im Licht".

Dieses erste Heft soll ein vorläufig Wort sein an die „Wenigen und an Alle", d. h. an die wenigen Freien, die das höchste Wissen besitzen und an alle die andern, die durch das höchste Wissen sich erlösen und zu lichter Harmonie des Wollens, Dichtens und Denkens führen lassen wollen.

Die neue Sekte behauptet und verspricht viel:

„Unsere Gemeinschaft ist eine Erkenntnis- und Lebensgemeinschaft, geeinigt in der Weltanschauung des realen Monismus, in der Anschauung von der Vieleinheit, Wandlung und Wiederverjüngung, von den steten Neuwerdungen und Entwicklungen aller Dinge. Den Kern dieser Anschauung bildet die Erkenntnis der Identität von Welt und Ich, die Vorstellung vom Welt-Ich. Als Welt-Ich ist alles, was da ist, jeder und jedes, ewig, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unzerstörbar. Und in immer neuen Wandlungen besteht alles, was da ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die neue Weltanschauung überwindet als Identitätslehre alle Gegensätze und Widersprüche, welche im Gebiet der alten Weltanschauung Wissen, Wollen und Leben durchsetzen. Und mit diesen Gegensätzen überwindet sie die eigentliche Triebkraft aller Leiden und Kämpfe, allen Bangen und Zweifelns, aller Verzweiflung und allen Elends. Über alle Gegensätze hinaus führt sie zu einer lichten Harmonie im Denken, Fühlen und Leben des Einzelnen, für die Gemeinschaft aber ermöglicht sie die Verwirklichung des höchsten Kulturideals."

Also darin liegt die Erlösung: das Geschehen erfassen nicht als Aufwärts oder Abwärts, als Fortschritt oder Hemmung, als Sieg oder Niederlage, als sittlich oder

[1]) Heinrich Hart. Julius Hart. Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Das Reich der Erfüllung. Flugschriften Heft I. Leipzig 1900.

unsittlich oder unter irgend einem Gesichtspunkt, der Entgegengesetztes ausschließt oder verurteilt, sondern die Welt erfassen lediglich, ausschließlich als Verwandlungserscheinung, in der jedes Moment gleich berechtigt, gleich bedeutend, gleich wertvoll ist, denn in jedem kann das Welt-Ich angeschaut und erfaßt werden.

Je tiefer man in die Fülle und Feinheit eines Geschehens in all seinen Beziehungen eindringt, um so deutlicher offenbaren sich alle Gegensätze und Widersprüche, die es zu umlagern schienen, als notwendige Ergänzungen.

So gilt es nicht mehr, sein Leben einsetzen für die eine oder die andere Sache, kämpfen für diese oder jene Ansicht, es giebt kein entweder — oder; es gilt nur, die Menschen und Ereignisse in ihrer Allseitigkeit *verstehen*, mit immer feineren Organen sich in die Umwelt versenken, auf ihre Eindrücke reagieren.

Mit immer feineren Organen — an dieser Stelle öffnet die neue Weltanschauung der Mystik Thür und Thor, anerkennt sie das Schauen und Erleben von Dingen, die dem normalen Menschen verschlossen bleiben.

Das ist auch die Wurzel der neuen Moral und Ethik: „Lernet einander verstehen!" Für den Bürger des Reiches der Erfüllung erwachsen aus dieser Wurzel drei Hauptgebote — d. h. in der Sprache des neuen Reiches giebt es natürlich eigentlich keine Gebote und Verbote, sie sagt vielmehr so: „Wer zur Harmonie gelangen will, erleichtert sich den Weg, wenn er dreierlei beachtet. Wenn er seine Kräfte nicht unnütz vergeudet, sondern jedes Arbeits- und Schaffensziel nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes zu erreichen sucht, wenn er jeden Genuß unter geringster Beeinträchtigung andrer erstrebt, wenn er jedes Leid durch Betrachtung oder durch die Glut inbrünstiger Versenkung aufzulösen ringt."

Mit jubelnder Siegeszuversicht schauen die Stifter des Reiches der Erfüllung in die Zukunft, in den neuen Morgen, dem sie die Menschheit entgegenführen; mit dem gütig-mitleidigen Lächeln unendlicher Überlegenheit zurück auf die Geisteskämpfe vergangener Zeiten und ihre kläglichen Resultate. Seltsam, daß man sich einst die Köpfe erhitzen konnte über „das erschütternde Bedenken, ob man sicherer mit dem Papst zu Rom oder mit der Bibel den Weg in die Stadt der goldenen Gassen finde".

Das Alte ist alles abgethan, und ein herrliches Neues an seine Stelle gesetzt, ein Neues, um das die Jahrtausende vergeblich gerungen, das, wie einst die Verkündigung des Christus und des Buddha, die Erfüllung des Alten sein wird.

„Die alte Welt der Zersplitterungen, Trennungen und Feindschaften bilden wir in eine neue Welt großer, wunderbarer Harmonieen um, und den Ich-Menschen der Vergangenheit erhöhen wir zum Menschen-Ich der Zukunft."

„Wir treiben den Wahnsinn aus und geben der Welt die Gesundheit wieder."

„Wer mit uns ist, eins im Willen und eins in der Kraft, wer die neue Weltanschauung mit jeder Faser *lebt*, der weiß und empfindet nichts mehr von all' dem Hader und all' dem Zwiespalt, von den Sorgen und der Unruhe, von dem Ängsten und Fürchten derer, die draußen stehen. Dessen Geist hat eine Gewalt, die alle Welten durchdringt und erobert, dessen Seele hat die Stille, die Weihe, den Frieden, der über jedes Geschick erhaben ist. Er ist ein allzeit Siegender, ein allzeit Fröhlicher, ein allzeit Seliger."

Die neue Weltanschauung giebt sich in jeder Beziehung als Superlativ alles Gedachten und Erkannten.

Es ist hier nicht der Ort, eine wissenschaftliche Kritik zu geben. Mag die Schulphilosophie den hingeworfenen Handschuh aufheben, wenn sie Lust dazu hat und die unzünftige Lehre ernst nimmt, mag sie nachweisen, was in der neuen Weltanschauung alt ist und wo sie ihre geheimen oder offenkundigen Risse hat.

Damit wäre sie allerdings noch nicht entkräftet. Sie giebt sich nicht nur als Welterklärung, sondern als Welterlösung. Und so schlägt sie ihre Schlachten auf dem Felde des Lebens. Dort wird der Litterarhistoriker, der Kulturhistoriker sie zu suchen haben, dort wird er sie wiederfinden als die mehr oder weniger zur Theorie geklärte Lebensstimmung derer, die sich am Anfang des neuen Jahrhunderts die „Modernen" im prägnanten Sinne nannten, dort wird sie ihm die Geheimnisse und Rätsel ihrer Kunst deuten helfen.

Welt-Erlösung — der neue Glaube ist die Religion der modernen Kunst; sie wird den Siegesjubel der Befreiten des Lebens im Licht ausklingen, in ihren Gestalten werden wir die Erlösten des Reiches der Erfüllung suchen dürfen?

Da ist kürzlich ein Buch erschienen: „Das dritte Reich" von Johannes Schlaf[1]), das sich fast wie eine Probe auf das Exempel ausnimmt.

Der Bürger des neuen Reiches ist der achtundzwanzigjährige Kandidat der Philosophie Dr. Emanuel Liesegang, der in Berlin im Rosenthaler Viertel von den Zinsen seines Vermögens lebt.

Er hat — das muß vorausgeschickt werden — in seiner Jugend an Krampfanfällen und fallender Sucht gelitten, und der Gebrauch von Morphium und Bromkali ist ihm geläufig.

Wir finden ihn eingangs wie Faust über das Johannesevangelium gebeugt; ihn beschäftigt die Idee von der Wiederkunft und dem tausendjährigen Reich. In einem ekstatisch getragenen Gedankengang, dessen Untergrundseinheit ihm in dem Erdamotiv aus dem Nibelungenring geheimnisvoll mittönt, entfaltet sich ihm die Offenbarung, daß jene Erfüllung der Zeiten da sei. Das menschliche Denken ist auf seinem Wege durch die Welten, die es sich unterwarf, durch Stirner und Nietzsche zurückgeführt zum Individuum, dem „A und O, dem letzten unlösbaren Problem". Die menschliche Individualität, die sich selbst begriffen und damit in eine neue Metastase des Seins eintritt, eine Neugeburt erlebt: Das ist der Sinn der Wiederkunft.

Den erschöpfenden Ausdruck dieses Gedankens findet er in dem Gedichte Alfred Momberts „des seltsamsten und eigenartigsten aller Lyriker, die Deutschland im letzten Jahrzehnt hervorgebracht" — was man nach folgender Probe jedenfalls gern zugestehen wird —:

Gott ist vom Schöpferstuhl gefallen
Hinunter in die Donnerhallen
Des Lebens und der Liebe.
Er sitzt beim Fackelschein
Und trinkt seinen Wein
Zwischen borstigen Gesellen,
Die von Weib und Meerflut überschwellen.
Und der Mond rollt über die Wolkenberge
Durch die gestirnte Meernacht,
Und die großen Werke
Sind vollendet und vollbracht."

Der Dr. phil. Emanuel Liesegang widmet sich von nun an ausschließlich der Steigerung seiner Nervensensibilität, die ihm neue Offenbarungen vermittelt; und überall drängt sich ihm die Bestätigung jener Erfahrung auf, daß die letzte Ent-

[1]) Berlin 1900. F. Fontane u. Co.

wicklungsmöglichkeit der alten Kultur erreicht sei, daß eine neues Weltalter bevorstehe, überall sieht er die Zeichen der Zeit, die dem Reich der Erfüllung vorausgehen.

So erscheint ihm die Kunst. Alle Formen und Ausdrucksmittel sind gefunden, es sind keine neuen mehr denkbar. Sie hat angefangen, alles, was eine unvollkommenere Kunst als „Idee" zur Geltung brachte, in Empfindung und Temperament umzuwandeln, es mit der materiellen Erscheinung zur innigsten Einheit zu verschmelzen. So wirkt sie vollkommene Objektivität mit umfassendster, alleinheitlicher Subjektivität ineinander. Sie ist am Ziel. An der Identität. Es wird bald niemand mehr eine Notwendigkeit empfinden, zu produzieren. Die Kunst hat ihren letzten und eigentlichen Zweck, die Individuen zu verfeinern, zu differenzieren, erreicht; sie geht nun auf in der erhöhten Lebenskunst kommender Generationen.

Auf dieses Ende weist auch die Entwickelung der Technik. Den Anblick der Riesenstadt von der Höhe des Kreuzberges steigert sein ekstatischer Pathos zu einer Vision von der vollendeten Herrschaft des Menschengeistes über den Erdball.

„Alle Erdteile umspannt dieses seltsame Kollektivwesen Menschheit mit dem Netz dieser Riesenstädte, Knotenpunkten, Kristallisationspunkten seiner Intelligenz . . . . Wohin nun noch weiter? Was noch? Was bliebe noch, was diese mit rapider Schnelligkeit sich entwickelnde und vervollkommnende Technik nun nicht in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne unterjochen wird?

Die Bäume sind im Begriff, in den Himmel zu wachsen . . ."

Und mit dieser vollkommenen Überwindung der Natur durch den Geist steht Er, Satan, „die Unrast vom Urbeginn," an dieser Grenze der Identität, wo ein letzter Schleier zerreißen muß. — — „Irgend, irgend ein Schleier, eine Hülle, irgendwelche letzten Bande und Grenzscheiden, die nun weichen mußten; irgend ein Chaos und eine letzte, mögliche Einheit, in der alle Rätsel und aller Zwiespalt sich stillen müßten! . . ."

Dr. Emanuel Liesegang ist früher ein begeisterter Sozialist gewesen. Er nennt das jetzt „eine himmelblaue Illusion seiner schwärmerischen Jugend". Er ist einmal durch den Anblick eines Menschen, der in einem Thorweg Hungers starb, aufs tiefste erschüttert und für ganze Tage in schwärzesten Trübsinn gestürzt gewesen. Seinem jetzigen Gleichmut erscheint das „völlig unverständlich".

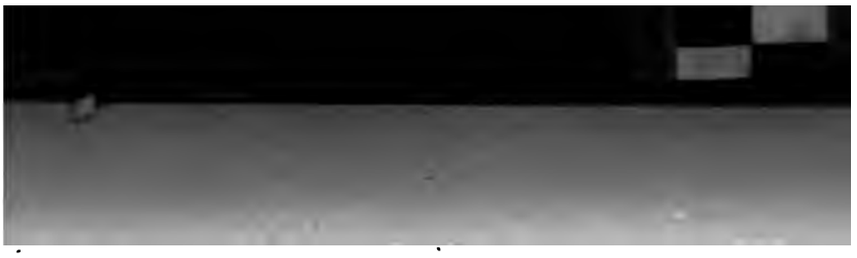
Dem „überschauenden Blick seines monistischen Empfindens" offenbart sich jetzt in dem Massenelend der Weltstadt und seinem verrohenden Einfluß die vollkommenste Harmonie.

„Das äußerste Elend, unerträglicher Druck von hundertfachen Nöten erzeugt zwar Roheit und Brutalität, drückt in das ‚Tierische' und ‚Animalische' zurück, zertrümmert die tausend raffinierten und verfeinerten Empfindungen, die die Kultur entwickelt hat, zerbricht die Schranken der Konvention: aber was bedeutet das im Grunde als Kompensation und Selbsthilfe? Und hat dieser Gesichtspunkt nicht etwas Erlösendes mit seinem Einblick in das ausgleichende und harmonisierende Gerechtigkeits- und Gleichgewichtsgesetz der Natur?"

— Es fällt einem bei dieser verblüffend einfachen Lösung der sozialen Frage ein von Tolstoi einmal in ähnlichem Sinne citierter Satz aus einem alten Kochbuch ein: Krebse lieben es, bei lebendigem Leibe gesotten zu werden. —

Dr. Emanuel Liesegang spricht aus der neuen Dimension seines stolzen Drüberhinaus sein: „siehe da! es war sehr gut" über den Norden von Berlin, — mit dem „Gipfelpathos" seiner überlegenen harmonischen Intelligenz:

„Es hatte etwas unaussprechlich Erhebendes; ein tief aufatmendes Gefühl des Erlöstseins war es, ein so großes, weites, befreites, kinderäugiges Gefühl, ein Gefühl erlöster Unschuld und einer neuen Naivetät, eines Ur- und Paradieszustandes; all diese peinigende ethische Anteilnahme hinüberbefreit in



ein mehr ästhetisches und nach jeder Richtung vorurteilsloses, objektives Empfinden, wie es der Mensch etwa der Tier- und Pflanzenwelt gegenüber hat, — diesen Menschen gegenüber, die der Jargon moderner Humanität die ‚Elenden', ‚Ärmsten', ‚Enterbten', und wie immer zu nennen beliebt, ein Jargon, den auch er einst gekannt und den seine geöffneten Augen nun als eigenste persönliche Unfreiheit erkannten. Denn das Schicksal der Masse ist stets eherne und ewige Notwendigkeit."

Dieses große, weite, befreite, kinderäugige Gefühl einer neuen Naivetät, eines Ur- und Paradieszustandes ermöglicht dem Dr. Liesegang dann auch den skrupellosesten, intensivsten Genuß des Verkehrs mit der „Modellmarie". Auch der Anblick der sterbenden Prostituierten in dem entsetzlichen Elend ihrer verrauchten, öden Dachkammer vermag seinen Gleichmut nicht zu erschüttern.

„Es ging von ihr aus wie der Trost einer Gelassenheit, die keinen Trübsinn aufkommen ließ. Das echte Berliner Kind! — Munter, witzig, intelligent, praktisch, tapfer und gelassen, ohne Illusionen und — Romantik. —

Und wie — rein, wie wunderbar schuldlos sie eigentlich war, mußte er denken. Sie, die keine schwerblütigen Gedanken, keine Grübeleien und keine Reue kannte. Die ihr Leben resolut und bewußt nach eigner Façon lebte. Und so würde sie auch sterben, tapfer, ohne Furcht und Reue, mit dem Bewußtsein, daß dann alles aus und vorüber sei.

Rein, schuldlos, harmonisch! Wie ein Tier stirbt! —"

In den „seelischen Aequinoktien," deren Wonnen und Schauer sich der Dr. phil. Liesegang durch absolute Enthaltung von jeglicher positiven Arbeit, einen gelegentlichen kleinen Absynthrausch und im Vertrauen auf die Elastizität seiner Nerven je länger, je häufiger und ergiebiger zu verschaffen weiß, gewinnt der Idealmensch, das neue Ich seines realen Monismus immer bestimmtere Züge:

„unfruchtbar, pathologisch, anscheinend zwecklos, passiv und reflektiv, aber mit unendlich vollkommenen seelischen Fühlern alle Rätsel des Daseins ertastend, alle seine wesentlichsten Schicksale erlebend oder mit ungeheurer Sensibilität miterlebend, ein überreifes Wesen, für das es keine Rätsel mehr giebt, ein großer stiller Schauender und Wissender . . . Er, dieser Überfeine, dieser Zarte, Reifste und Vollendetste, ganz ganz Seele, nackteste Seele . . . Der neue, stille Lacher, der Heimliche, Vielseitige, Biegsam-Fromme!" —

Den Äquinoktien folgen zuweilen unerträgliche Zustände, da fühlt sich der Doktor „schlaff, müde, fad, unsagbar zerfasert".

Aber das ist eben die neue, werdende Seele, das sind die neuen Nerven. Das sind „Stimmen kranker Sehnsucht eines Sensitiven, die morgen die Sprache einer neuen Gesundheit sein werden". Dr. Emanuel Liesegang meint, daß gerade die Menschen mit einem „Knick", wie er ihn hat, das „Milieu für den dereinstigen Übermenschen abgeben werden".

Ein einziges Mal will das Leben den Dr. Emanuel Liesegang aus der bloßen Receptivität heraus zum Handeln zwingen. Es packt ihn in der Leidenschaft für die Geliebte seines Freundes. Sein Nebenbuhler ist der starknervige Weltstadtmann par excellence, praktisch wie ein Yankee und ohne alle kränklichen „spiritualistischen Sehnsüchte und Atavismen". Von einer einschüchternden Sicherheit im Auftreten und „in seinen zahlreichen Beziehungen zu den Weibern ein Schwerenöter, der sich auskannte". Es illustriert die Art dieser Beziehungen gewiß, daß er ein vorübergehendes Mädchen „ein Prachtbiest" nennt. Wenn man dagegen den Tagebüchern Liesegangs Glauben schenken darf, so ist sein Freund durch und durch „Gentleman".

Liesegang sucht seine Absicht, sich in Olgas Besitz zu setzen, in seine monistische Weltanschauung einzugliedern durch eine Theorie, für die er Darwin, Nietzsche und Stirner zu Hilfe nimmt. Danach muß zur Heraufführung einer neuen Kultur einer

Reihe von erlesenen Individuen freiste Konkurrenz im „Kampf ums Weibchen“ gestattet sein, eine Freiheit, „die die vorurteilslos stärksten und dauerhaftesten Individuen in freister geschlechtlicher Zuchtwahl zueinander zwänge.“

Was den Doktor davon zurückhält, diese seine Theorie zu verwirklichen, sind natürlich keine moralischen oder religiösen „Vorurteile“. Was ihn lähmt, ist einfach der Zweifel, — der allerdings bei dem Menschen, dem alles Reale auf irgend eine Weise sich harmonisch neutralisiert, nur zu nahe liegt — „ob er das, was er mit allen Mächten und Kräften seiner Seele zu leben glaubte, nicht wieder bloß mal — spielte? —“

Und so bleibt dem Dr. phil. Liesegang auf dieser Welt nichts weiter zu thun übrig, als sich eine Kugel mitten ins Herz zu schießen. Er endet im Bewußtsein seiner Welt-Ichheit.

„In diesen Stunden seines einsamen Grübelns, im Strom dieser Ekstasen, in der visionären Energie seiner überreifen Gehirnkräfte hob er, hier im Norden des modernen Berlin, in der Abgeschiedenheit seines Studierzimmers, seine individuelle Beschränktheit zu den Dimensionen eines übermenschlichen, geistigen Titanentums, in dem Ich in der Götterdämmerung einer zusammenbrechenden Welt, im fahlen Zwielicht eines Zwischenwelt-Chaos zum Demiurgen oder Weltbildner wurde.“

Ein Erlöster des Reiches der Erfüllung! Eins allerdings muß ausdrücklich hervorgehoben werden, wenn man Roman und Flugschrift als eines Geistes Kinder betrachtet: der vornehmere und in gewissem Sinne zurückhaltendere Charakter der Flugschrift.

Es geht durch das Schlaffsche Buch etwas wie eine künstlerische Taktlosigkeit, das gilt von Form und Inhalt. In der Form ein wahlloses Zusammenraffen der Ausdrucksmittel aus den heterogensten Gebieten. Das ermöglicht allerdings eine außerordentliche Ausdrucksfähigkeit, aber es führt zu ungeheuerlichen Geschmacklosigkeiten. Man spricht von dem „morallosen Individualitätssteam der italienischen Renaissancemenschen“ und ähnlichem. Im Inhalt dies nervöse, auf die Dauer kaum erträgliche Herumzerren der Personen in den unerquicklichsten Situationen, die störende Beschwerung der Darstellung durch theoretische Abschweifungen oder Ansätze dazu, durch wissenschaftliche Reminiscenzen, die vielen den Genuß des Buches unmöglich machen werden. Dazu eine Art peinlichen Großstadt-Pathos, das man etwa als „Kulturkoller“ bezeichnen könnte, und das zuweilen sogar in die unangenehme Nuance „Parvenu“ spielt. In allem etwas wie Ausartung eines reichen Talents.

Aber abgesehen von alledem, abgesehen auch von dem überwiegenden pathologischen Element in der Geschichte des Helden: die welterlösende Kraft der neuen Religion dürfte, mag die Intention des Dichters gewesen sein, welche sie wolle, in dem Schicksal des Dr. Liesegang ein Mene tekel erfahren haben.

Nicht, daß sie zu Quietismus und Fatalismus führte, wie man oft gegen sie eingewendet hat, aber sie setzt die Weltüberwindung nur in die theoretische, oder ästhetische Verarbeitung der Eindrücke, sie stellt den Menschen der Welt nur receptiv, genießend gegenüber. Daraus werden nur wenige sich Schaffensimpulse, Lebensenergie zu gewinnen wissen; viele werden dabei am eignen Feuer verbrennen.

Und viele ernste Forderungen des Tages werden unerfüllt bleiben.

Das dürfte sich noch deutlicher zeigen von dem Boden aus, auf den der zweite Artikel führen wird. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Stellung der Frau im Schulgesangunterricht.

Von

Julie Müller-Liebenwalde.

Nachdruck verboten.

Auf dem großen Felde der Kunst, das schon in vieler Beziehung sich der weiblichen Eigenart ertragfähig gezeigt hat, liegt ein Stück Brachland, das sich gerade unter der Fürsorge und Pflege der Frau in einen lieblichen Garten wandeln ließe, der Blumen und Früchte edler Art bringen würde zu Nutz und Frommen aller; — dies Brachland ist die weibliche Singstimme in den Kinder- und Schuljahren.

Es ist jüngst eine höchst verdienstvolle Abhandlung von Professor Paulsen in Kiel erschienen, in welcher die Gefahren des jetzigen Schul- und Chorgesangunterrichts beleuchtet werden. In einem kurzen Überblick wird darauf hingewiesen, wie gering das Material ist, das an Studien und Untersuchungen über die Stimmen der Kinder seither zusammengetragen wurde. Um so dankenswerter sind die Erhebungen über die Stimmbegrenzung im jugendlichen Alter, die, an 2601 Kieler jungen Männern, jungen Mädchen und Kindern vorgenommen, dem Fachlehrer eine reiche statistische Belehrung bieten. Die auffallende Unkenntnis über das Wesen der Singstimme in der Jugend ist um so befremdlicher, als längst schon bedeutende Gesangpädagogen bei den Klagen über den Verfall der Gesangkunst auf die mangelhafte Pflege der Stimme in den Kinderjahren als auf die Wurzel des allgemein fühlbaren Übels hingewiesen haben.

In der erwähnten Broschüre von Professor Paulsen: „Die Singstimme im jugendlichen Alter und der Schulgesang“ wird unter anderem hervorgehoben, daß bei dem seitherigen Unterricht zwischen Knaben- und Mädchenstimmen nicht genugsam unterschieden wird, und hier möchte ich anknüpfen, um die Berechtigung der Forderung nachzuweisen, daß der Gesangunterricht in den Mädchenschulen der Gesanglehrerin zukomme, und nicht, wie jetzt meist üblich, von Gesang- resp. Musiklehrern erteilt werden soll. Betrachten wir zunächst einmal die Durchschnittsresultate bei dem jetzt herrschenden System, nach dem Wort „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“.

Wenn nach Entlassung aus der Schule das junge Mädchen den Gesangunterricht privatim oder an einem Gesanginstitut aufsucht, so sollte man annehmen, daß nach einem mindestens sechsjährigen Singunterricht während der Schulzeit eine Basis der Tonbildung vorhanden sein müßte, auf der man weiterbauen könnte, um — wenn auch in individuellen Grenzen — künstlerische Leistungen zu erzielen. Weit gefehlt! Die Stimmgrenzen sind verschoben, der Tonansatz ist unfrei, die Aussprache, die vorn im Munde liegen soll, zeigt sich so wenig entwickelt, daß — um nur dies Eine zu erwähnen — kaum ein Zungen-R richtig gebildet wird.

Für dieses Defizit des Organs kann die bisweilen recht weit geförderte Kenntnis der musikalischen Elementarlehre in keiner Weise entschädigen. Sie bezweckt im Treffen von Intervallen, im „Vomblattsingen“, im sogenannten „Musikdiktat“ eine Bildung des Gehörs, die ich die „mathematische“ nennen möchte, die aber nichts zu thun hat mit der Pflege jenes Sinnes für Wohllaut und Klangschönheit, der ein wesentlicher Faktor für eine gesunde Tonbildung ist. Sie ist es, welche das Organ fähig macht, mit der körperlichen Entwicklung fortzuschreiten durch eine aufmerksame Pflege im jugendlichen Alter und in den Schuljahren.

Im Gegensatz zu dieser Forderung eines normal und gutentwickelten Stimmmaterials beim Verlassen der Schule, bilden diejenigen jungen Mädchen einen großen Prozentsatz, die das untere Stimmregister, das man mit dem Namen „Bruststimme“ bezeichnet, weit über die physiologisch festgestellten Grenzen hinaufgetrieben haben. Dadurch

wird die Mittelstimme, das eigentliche Element des weiblichen Stimmorgans, schwer geschädigt, und zahlreiche stimmliche Fehler und schwer auszurottende Beeinträchtigungen in der Tongebung sind die unausbleibliche Folge dieser Verschiebung der Register.

Woher entstehen diese Mißstände?

Die Erfahrung lehrt, daß die meisten Kinder sich beim Singen mit Vorliebe in den Tönen bewegen, welche ihnen beim Rufen und Schreien geläufig geworden sind. Das Kind will sich *hören*, und wenn es in einer Schar von anderen Kindern singt, dann will es sich erst recht hören, und strengt sein Stimmchen an, um unbewußt jene Schwingungen der Stimmbänder hervorzurufen, die eine kräftigere Resonanz geben, und das geschieht durch die Bruststimme. Der kindliche Stimmapparat ermöglicht dies Bemühen zunächst ohne hörbare Schädigung des Organs. Die Verbindung der unteren und oberen Stimmgrenze gelingt auch in höher hinaufgeschobenen Tönen vorläufig, ohne unangenehm durch einen Bruch aufzufallen. Von Unkundigen wird das Starksingen der Kinder thörichterweise sogar belobt und protegiert, aber diese metallisch klingenden Töne, die für die natürliche Lage der Mittelstimme substituiert werden, dienen später, wie schon erwähnt, zum Nachteil jener Tonreihe, die nicht nur das Fundament der Frauenstimme ausmacht, sondern ihr auch, neben der reizvollen Kopfstimme, das spezifisch Weibliche im Klangcharakter verleiht.

Wie ist nun dem Kinde bemerkbar zu machen, wo es die Stimmlage wechseln soll? Einfach durch das *Vormachen seitens der geschulten Frauenstimme*. Vermöge des ihm innewohnenden Nachahmungstriebes faßt selbst ein Kind von 5—6 Jahren den Unterschied in der Tongebung überraschend schnell auf, wie ich es oft zu konstatieren in der Lage war, von größeren Kindern ganz zu geschweigen. Für das männliche Organ ist es eine physiologische Unmöglichkeit, Mittelstimme in der Weise zu verdeutlichen, wie es die Frauenstimme kann, denn auch das ausgebildete männliche Falset entspricht keineswegs den weiblichen Gesangtönen in der gleichen Stimmlage. Und wie ganz anders entwickelt sich bei der Frau das feine Heraushören der Registerunterschiede, da sie an sich selber die Studien täglich zu machen in der Lage ist, einerlei ob ihre Stimmgattung Alt, Mezzo-Sopran oder hoher Sopran sei.

Wird aber der Mittelstimme von früh auf eine sorgfältige Beachtung zuteil, dann gelingt auch mühelos die Verbindung mit den energischen Brusttönen; eine Vereinigung des Starken mit dem Milden, die auch hier einen guten Klang giebt.

Und wie ist es nun mit der Spitze jener oberen Tonreihe, die man als Mittelstimme nicht mehr ansprechen kann, mit der sogenannten „Kopfstimme", die der weiblichen Stimme, namentlich in der Höhe, ihr besonderes Kolorit verleiht, — sollte hier vielleicht die Geige des Lehrers in ihren zarten Tönen ein entsprechendes Vorbild sein können? O nein, denn der instrumentale Ton kann die Modifikation der Vokale nicht wiedergeben, deren das kindliche Organ bei den höheren Tönen jeder Stimmlage ebenso bedarf wie der Kunstgesang der Erwachsenen, um die Tongebung zu veredeln und um das Organ zu schonen. Auch hier ist das *Vormachen* durch die künstlerisch geschulte Frauenstimme nicht annähernd durch ein anderes vokales oder instrumentales Vorbild zu ersetzen.

Ich bin weit entfernt zu verkennen, was einsichtsvolle Gesanglehrer bisher auch für Mädchenschulen geleistet haben. Manche unter ihnen, z. B. Professor Krause in seinen von Wärme für den Gegenstand erfüllten Ausführungen zur „Deutschen Singschule" weisen auf die Gefahr des Zuhochhinaufschraubens der Stimmgrenzen nachdrücklich hin, und wollen den Unterschied der Bruststimme gegenüber der Mittelstimme den Schülerinnen verdeutlicht wissen; allein, es ist mindestens fraglich, ob diese theoretische Unterweisung imstande ist, die Schülerinnen so zu belehren, daß sie die falschen, gesundheitwidrigen Töne meiden, und im Klassenunterricht in dieser Hinsicht erfolgreich zu wirken, wenn das lebendige Vorbild und Muster fehlt.

Und noch eines Punktes möchte ich Erwähnung thun, der es wünschenswert macht, den Gesangunterricht in den Mädchenschulen in die Hand der Frau zu legen.

Es ist bekannt, daß zur Zeit der weiblichen Periode eine gewisse Schonung der Singstimme geboten ist. Die Erörterung über die physiologischen Gründe gehört nicht

hierher. An solchen Tagen einfach den Gesangstunden fern zu bleiben, kann der einzelnen Schülerin nicht verstattet werden, denn es würden hierdurch zu große Lücken im Unterricht entstehen; das junge Mädchen muß wenigstens passiv am Unterricht teilnehmen. Für ein feinempfindendes Mädchengemüt ist aber die Entschuldigung: „Ich kann heute nicht singen" dem Lehrer gegenüber höchst unangenehm, auch die Ausrede: „Ich bin heiser" wird häufig von einem Erröten begleitet, das mancher Schülerin so peinlich ist, daß sie ein andermal lieber die Gesangstunde versäumt. Einer Frau gegenüber jedoch, die für diese kritischen Tage das richtige Verständnis hat, bedarf es kaum einer Andeutung.

Das junge Mädchen wird der Lehrerin für die Ersparung einer offiziellen Entschuldigung und für jede zarte Rücksicht nur Dank wissen, der sich meist darin offenbart, daß die Gesangstunden pünktlich besucht werden, wodurch das solidarische Gefühl der Gesangklasse, das unter vielen Versäumnissen leidet, nur gehoben werden kann.

Die Thätigkeit der Frau als Bildnerin der Gesangstimme ist zunächst in Betracht gezogen worden, um die in ihrer Eigenart wurzelnden Vorzüge zu zeigen, es erübrigt aber noch einer Kraft dabei zu gedenken, die zwar ironisierend dem weiblichen Geschlecht als „Zungenfertigkeit" zugeschrieben wird, die jedoch von jedem, der sich mit dem Gesang beschäftigt, als „Sprechstimme" besonders ausgebildet und gepflegt werden sollte.

Die Geschichte von Demosthenes, der, um ein guter Redner zu werden, sich zur Überwindung sprachlicher Schwierigkeiten Kieselsteine auf die Zunge legte, und außerdem an den Gestaden des Meeres Atemgymnastik trieb, diese Überlieferung ist allen geläufig, aber die Nutzanwendung von einer Erziehung der Sprache wird in den Schulen nur in verschwindenden Fällen zum Ausdruck gebracht.

Und doch haben die sprachphysiologischen Forschungen und die aus ihnen in Wechselwirkung resultierenden praktischen Studienwerke, wie wir solche Brücke, Helmholtz, Fr. Schmitt, Stockhausen, Gustav Engel, Hey, Hermann, A. Kuypers und anderen verdanken, uns den Mechanismus des Sprechens derartig erklärt und dadurch die Unterweisung in diesem Lehrgegenstand so erleichtert, daß unsere Muttersprache in der That eine allgemeinere, sorgfältigere Pflege und somit bessere Würdigung ihrer Schönheit finden sollte als bisher. Das wird erreicht werden, sobald die sprachliche Erziehung nicht nur bei den Erwachsenen anhebt, die beruflich auf eine Stimmbildung angewiesen sind, sondern wenn die Ausbildung der Sprache methodisch schon in der Schule durch systematische Übungen gelehrt wird. Diese Forderung hat Friedrich Schmitt bereits um die Mitte unseres Jahrhunderts aufgestellt.

Mir sind auf dem Gebiet des Schulwesens bislang nur die Karlsruher Bestrebungen des Professors Eduard Engel bekannt, die im Klassenunterricht der Volksschule — meist im Anschluß an den Gesangunterricht — eine methodische Schulung der Sprache zur Anwendung gebracht haben. Der Großherzoglich Badische Oberschulrat hat, wie ich dem anregenden Vortrag von Dr. med. O. Schwidop entnehme, auf Grund der ausgezeichneten Resultate, die diese sprachliche Stimmbildung gehabt hat, sich veranlaßt gesehen, eine größere Anzahl von Lehrern Kurse in dieser Methode nehmen zu lassen.

Daß der Gesangunterricht in erster Linie die Früchte dieser Schulung der Sprechstimme einheimst, liegt auf der Hand. Machen doch, wie Hey richtig bemerkt, „die bestausgebildeten Sprachwerkzeuge die wenigsten Tonbildungsfehler", aber auch der fremdsprachliche Unterricht empfängt durch eine derartige Gymnastik der Stimme und durch die damit verbundene Verschärfung des Gehörs wesentliche Förderung, wie erfahrene Neuphilologen bestätigen können. Den geübten Sprechwerkzeugen gelingen auch die von den unsern abweichenden Laute viel besser und leichter (cf. Mund: „Die Ausbildung und Erhaltung der menschlichen Stimme").

In hygienischer Beziehung lassen sich die Vorteile einer rationellen, sprachlichen und gesanglichen Stimmbildung für die Volksgesundheit gar nicht ermessen. Wer darüber nachzulesen wünscht, den verweise ich auf das vortreffliche Schriftchen von Dr. med. E. Barth: „Der gesundheitliche Wert des Singens", und auf einen

Artikel von Dr. phil. Berg: „Zur Hygiene der Stimme" (Zeitschrift für deutschen Unterricht. Nr. 7, 1896). —

Als natürliche Forderung ergiebt sich, daß diese Art des Sprach- und Gesangunterrichts nur von dazu befähigten Lehrern und Lehrerinnen erteilt werden kann, und so muß die Frage aufgeworfen werden, welche Garantieen die Schule verlangen soll in betreff der fachlichen Ausbildung und wo die geeigneten Bildungsstätten hierfür zu finden sind.

Eine allgemeine musikalische Elementarbildung ist so selbstverständlich, wie die Kenntnis des ABC für Lesen und Schreiben und des Einmaleins für das Rechnen. Gefordert muß werden eine gründliche Tonbildung auf der Grundlage einer methodisch geübten Sprache, und ein sorgfältig geschultes Gehör. Auch ohne großes Stimmvolumen, ohne bedeutenden Umfang und virtuose Fertigkeit, kann eine Stimme den Grad künstlerischer Ausbildung erreichen, der den zu lösenden Aufgaben der Schule entspricht.

Über die Erreichung dieser Stufe müßte eine Prüfung den Ausweis erbringen, und darüber von der betreffenden staatlichen Kommission ein Zeugnis ausgestellt werden können.

Wo aber ist eine solche Stimmbildungsschule zu finden, die einen derartigen Studienabschluß ermöglicht?

Gesangunterricht wird an unzähligen Musikinstituten erteilt, doch ob diese nun Hochschulen, Akademieen, Konservatorien oder Musikschulen heißen, — überall wird nur auf die Stimme Erwachsener Bezug genommen. Es wird Deklamationsunterweisung gegeben, aber eine Technik des Sprechens nach hygienischen Grundsätzen wird in den seltensten Fällen weder angestrebt noch erreicht.

Wohl werden Gehörübungen betrieben, aber diese beschränken sich zumeist auf das Treffen und Hören von Intervallen und Akkorden, wogegen die Beurteilung der verschiednen Tonqualitäten, auf der in erster Linie Wohllaut und Gesundheit der Stimme beruht, keine besondere Beachtung erfährt.

Staatliche Reifezeugnisse, die eine gewisse Garantie für eine gründliche musikalische Bildung geben, kann in Preußen nur die Königliche Akademische Hochschule für Musik ausstellen, und dieses einzige vom Staat subventionierte Musikinstitut würde zunächst wohl die am besten geeignete Pflegestätte für diesen hochwichtigen pädagogischen Fortschritt sein. Wie die Universität in ihren Seminarien, Kliniken und Laboratorien ihren Studierenden eine gewisse praktische Ausbildung giebt, so könnte sich an das staatliche Musikinstitut, bei dem bereits der Ansatz zu einem Seminar in der „Chorschule" und die Grundlage zu der Erteilung einer Unterrichtsberechtigung in den Abschluß- oder den Reifeprüfungen vorhanden ist, eine Organisation anschließen, die nicht allein die zuerst aufgestellte Forderung erfüllt, der Frau die Befähigung und die Berechtigung zu verleihen, in erster Linie als Gesanglehrerin an Mädchenschulen zu fungieren, sondern die die verschiednen Zweige des Schulgesangunterrichts in Volks- und höheren Schulen reformatorisch beeinflußt resp. umgestaltet.

Das von Staatswegen geförderte und unterstützte Institut der Akademischen Hochschule für Musik kann in ganz anderer Weise als private Musikschulen und Musikseminare die physiologischen und hygienischen Forschungen und Erfahrungen berücksichtigen und mit den Forderungen der musikalischen und gesangpädagogischen Bildung vereinigen. Nicht nur der gesamte Schulgesangunterricht in seiner ästhetischen Wichtigkeit für das Volk, sondern auch die prophylaktische Bedeutung einer rationellen Stimmbildung für die Volksgesundheit (als bestes Schutzmittel gegen den furchtbaren Feind, die Lungentuberkulose,) verdient eine dieser Wichtigkeit entsprechende Beachtung.

In den Kindern liegt unsere Zukunft. Die Entwicklung des Schulgesangunterrichts ist die Knospe, die ein neues, schönes Blühen des Gesanges überhaupt verheißt, und die Mitwirkung der Frau in dem hier angeführten Sinn ist eine wesentliche Bedingung zur Pflege und zum Gedeihen dieser holden Kunst.

Minna Canth.

Selbstbiographie.

Übersetzt von

E. Stine.

Nachdruck verboten.

Die nachstehenden Mitteilungen gab Minna Canth seiner Zeit dem norwegischen Autor Harald Hansen zur Veröffentlichung in der Zeitschrift für Litteratur und soziale Fragen „Samtiden". Wir glauben ein besonderes Interesse dafür bei den Lesern des psychologisch so überaus feinen und interessanten Romans „Blinde Klippen", dessen Veröffentlichung wir in dieser Nummer beginnen, voraussetzen zu dürfen. D. Red.

Ich wurde 1844 in der Stadt Tommerfors geboren, wo mein Vater Gustav Wilhelm Johnson dazumal eine Stelle als Aufseher in der größten Baumwollspinnerei unseres Landes inne hatte. Ich war von frühester Kindheit an meines Vaters Augapfel, und ich entsinne mich noch, wie er vor den biederen Arbeitern, die zu unserem Umgangskreise gehörten, gern ein wenig mit meinen Talenten prahlte. Ich galt bei ihnen als Wunderkind, denn ich las mit fünf Jahren „wie ein Pfarrer", sang mit lauter Stimme Psalmen und begleitete mich dabei auf dem Harmonium. Obwohl mein Vater zu jener Zeit in recht beschränkten Verhältnissen lebte, that er sein Möglichstes, um mir die beste Schulbildung zu geben, die ein Mädchen in unserem Lande erlangen konnte. Da es in Tommerfors keine Mädchenschule von der guten, alten Art gab, sollte ich nach Åbo geschickt werden; später sollte ich mich zur Lehrerin ausbilden. Es war dies die beste Zukunft, die mein Vater dem in seinen Augen so außerordentlich begabten Kinde zu bieten wußte. Meine Mutter war minder zufrieden mit ihrer Tochter, die unaufhörlich über den Büchern hockte und sich die Augen krank las, mit Nähzeug und Stricknadeln aber im höchsten Grade ungeschickt hantierte und nicht die geringste Beanlagung für häusliche Beschäftigungen besaß.

Als ich acht Jahre alt war, siedelten meine Eltern nach Kuopio über, wo mein Vater ein Geschäft mit den Waren der oben erwähnten Fabrik eröffnete. Hier gab es eine dreiklassige, schwedische Mädchenschule, und ich brauchte demnach nicht nach Åbo zu gehen, um den zu jener Zeit für junge Mädchen als passend und hinlänglich erachteten Unterricht zu genießen.

Als Kind hatte ich ein eigentümliches Phantasie- und Gefühlsleben. Tief religiös, wie ich war, hatte ich oft Visionen und Träume, in denen ich Vorwürfe erhielt, wenn ich etwas Unrechtes gethan — Trost, wenn ich betrübt war — Rat und Anleitung, wenn ich mich in einer wichtigen Sache unschlüssig fühlte. Ich wähnte mich in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit, und da der Religionslehrer gesagt hatte, daß der liebe Gott häufig die Kinder, die er am liebsten habe, durch einen frühen Tod abrufe, so hoffte ich, daß auch mir diese Gnade zu teil werden würde. Ja, so groß war meine Sehnsucht nach dem Tode, daß ich sogar mit dem Gedanken an Selbstmord umging, während allerdings andrerseits die Furcht vor der Sünde und der Bestrafung mich davon zurückhielt. Die Jahre vergingen, und ich blieb am Leben. Anfänglich zweifelte ich an Gottes Liebe, da er es über sich gewann, mich den mannigfachen Versuchungen des Lebens auszusetzen. Allein der Gedanke, daß möglicherweise

eine tiefere Absicht darin verborgen liege, tröstete mich bald, und ich gewann nun die Überzeugung, daß ich eine Mission zu erfüllen hätte. Allerdings wollte mir, auch nachdem der Schulkursus zu Ende war, nicht recht klar werden, worin diese Mission bestehe.

Inzwischen begann allmählich das Leben eine größere Anziehungskraft auf mich auszuüben. Wiewohl oft eine tiefe Schwermut mich überkam, war ich doch auch fähig, mich mit ganzer Seele dem Tanz und jugendlichen Belustigungen hinzugeben. Das erotische Gefühl erwachte, war jedoch im allgemeinen von ganz flüchtiger Natur. Der Gegenstand meiner Anbetung, anfangs ein Ideal an Vollkommenheit, enthüllte recht bald seine Grenzen und Schwächen, und bumms, war's vorbei mit der Liebe. Einige junge Herzen wurden „gebrochen", auch das meinige brach einmal, heilte jedoch bald wieder und erhielt seine alte Natur zurück. Man machte mir Vorwürfe, am meisten aber klagte mein eigenes Gewissen mich an, ja, ich peinigte mich selbst und sank tief in der eigenen Achtung. Allein alles vergebens! Die Gefühle ließen sich nicht meistern, und schon glaubte ich, daß es mir mit meiner flüchtigen Natur niemals möglich sein würde, an eine Ehe zu denken.

Im Jahre 1863 wurde in Jyväskylä unser erstes Seminar für Volkslehrer und -Lehrerinnen eröffnet. Und plötzlich ging es mir auf, daß ich hier eine befriedigende Thätigkeit, ein Ziel, dem ich leben könnte, finden würde. Ich wurde eine der ersten Schülerinnen des Seminars. Von dem großen Gedanken der Volksschule begeistert, wollte ich mich ihm ganz opfern, und das Jahr, da ich diesem Vorsatze treu blieb, war sicherlich das glücklichste meines Lebens. Aber schon im folgenden Jahre brach ich das mir selbst gegebene Gelübde: ich verlobte mich mit meinem Lehrer, dem Lektor in Naturwissenschaften Johann Ferdinand Canth. Kurz zuvor hatte der Direktor des Seminars zu mir geäußert: „Dich hat Gott sicherlich zu seinem Werkzeug gewählt. Du sollst ihm gehorchen und Lehrerin werden. Heiratest du, so wirst du dich nie glücklich fühlen, denn du wirst das Gefühl mit dir tragen, seinem Willen getrotzt zu haben und deine eigenen Wege gegangen zu sein."

Niemals vergaß ich diese Worte. Sie stimmten nur allzuwohl mit der Stimme in meinem Innern überein. All das Böse, das mir später widerfuhr, betrachtete ich als Strafe für diese unverzeihliche Sünde.

Es war nun meine Pflicht, alle meine Ideale zu vergessen, um mich mit Handarbeiten zu beschäftigen, das Essen zu bereiten und Haus und Heim zu besorgen — alles Dinge, die meiner Natur widerstrebten. Ich griff jedoch das Werk tapfer an, versagte mir eine Zeit lang jede Lektüre, mit Ausnahme der Zeitungen, und trachtete, über diese Entbehrung so gut als möglich hinweg zu kommen. Eines war mir klar: ich mußte meinem Manne unterthan sein. Dies faßte ich so radikal auf, daß ich während der ersten Jahre keinen eigenen Gedanken äußerte; meines Mannes Wille war mir Gesetz in des Wortes allerstrengster Bedeutung. Man hielt mich mit Recht für eine Null — insbesondere, da mein Mann sich keine Mühe gab, den gesellschaftlichen Bräuchen der guten Stadt zu entsprechen, woran viele Anstoß nahmen. Allmählich erst wagte ich mich in wichtigen Sachen mit einer abweichenden Meinung hervor. Diese wurde geprüft, richtig befunden, und die Folge war, daß mein Mann ein unbeschränktes Vertrauen zu meinem Urteil faßte, sogar in Sachen, von denen ich eigentlich nichts verstand.

Acht Jahre hindurch war ich verschmachtet aus Mangel an geistiger Nahrung, als mein Mann die Redaktion einer Zeitung übernahm. „Das Weib ist dem Manne zur Gehilfin gegeben." Nun legte mein dummes Gewissen mir kein Hindernis mehr in den Weg. Ich durfte mich aufs neue geistiger Arbeit hingeben, und ich that es mit Lust und Freude. Es war, als lebte ich wieder auf. Und allsogleich ergriff mich der Reformeifer. Ich schrieb heftige Artikel gegen den Branntwein, die sofort Aufmerksamkeit erregten, denn bis dahin war die Mäßigkeitsfrage in unserem Lande nicht erörtert worden.

Aber o weh! Ich hatte vergessen, daß der Eigentümer des Blattes auch Eigentümer einer Brennerei war. Er wurde gewaltig böse und warf mir vor, daß ich

ihm „das Brot verbrennen wolle.“ Als das Jahr zu Ende ging, war mein Mann nicht mehr Redakteur der Zeitung, und ich mußte hübsch zur Nähmaschine zurückkehren.

Einige Jahre später tagte es wieder. Eine neue Zeitung, größer als die frühere, wurde gegründet, und mein Mann wurde einer der Redakteure. Mit verdoppeltem Eifer griff ich abermals zur Feder und schrieb unter anderem Artikel über die Frauenfrage, die aber keinen Widerhall fanden; die Anregung war noch zu früh gekommen.

Um diese Zeit besuchte das „Finnische Theater“ unsere kleine Stadt und brachte einige bekannte Stücke zur Aufführung. Der Eindruck, den ich empfing, war tief und

Minna Canth.

Nach einer Zeichnung von Eero Järnefelt.

weckte ein unwiderstehliches Verlangen in mir, meine Kräfte auf dem dramatischen Gebiete zu erproben. Naiv, wie ich war, griff ich ohne Bedenken das Werk an und schrieb „Murtovarkans“ (Der Einbruchsdiebstahl), ein Volksstück, in dem ein junges Mädchen durch die Intriguen eines elenden Zauberers fälschlicherweise des Diebstahls beschuldigt wird. Die Wahrheit wird jedoch von einem Landstreicher entdeckt, einem lustigen Gesellen, leichtsinnig und gutmütig, übrigens die beste Figur des Stückes, leibhaftig der Wirklichkeit entnommen, denn gerade so fand ich ihn eines Tages auf dem Marktplatze zu Iyväskylä.

Als ich ungefähr bis zur Mitte des Stückes gelangt war, starb mein Mann an einer Gehirnentzündung. Ich war nach dreizehnjähriger Ehe verwitwet, mit sieben Kindern, von denen das jüngste fast sieben Monate nach meines Mannes Tode zur Welt kam. Mein Vater war einige Jahre vorher gestorben — meine Mutter lebte noch, doch in ganz dürftigen Verhältnissen. Ich hatte niemand, auf den ich mich verlassen konnte und war überdies krank. Die Zukunft lag finster vor mir; ich wußte nicht, wie meine große Familie ernähren. Mein Vater hatte Konkurs gemacht. Dennoch beschloß ich, nach Kuopio zu ziehen und ein Ladengeschäft, wie er es betrieben, zu eröffnen. Ich beendete „Murtovarkans", sandte es dem „Finnischen Theater" und glaubte nunmehr für immer von jedweder litterarischen Beschäftigung abstehen zu müssen.

Nach der Geburt des Kindes schwanden meine letzten Kräfte. Der Lebenskampf wurde mir zu schwer, und ich war nahe daran, zu unterliegen. Der Wahnsinn näherte sich drohend. Eine entsetzliche Seelenangst erfaßte mich, so daß ich mehrere Nächte das Dienstmädchen und die ältesten Kinder bitten mußte, mich zu bewachen, denn eine unfaßbare Macht wollte mich gewaltsam zwingen, das jüngste Kind zu töten. Indessen kämpfte die alte Natur in mir mit allen Kräften und siegte allmählich. Doch hinterließ die Krankheit eine jahrelange schmerzhafte Nervenschwäche.

Währenddessen hatte die finnische Litteraturgesellschaft mir für „Murtovarkans" einen Preis zuerkannt. Das Stück wurde 1882 zum erstenmal in Helsingfors aufgeführt und ging unter vielem Beifall sieben Abende hintereinander in Scene. Es wurde später in jeder Saison aufgeführt, und man ermunterte mich zu einer Fortsetzung meiner Thätigkeit. Ich hatte unterdessen meinen Laden in Ordnung gebracht und fand, daß er mir noch Zeit zu anderer Arbeit übrig ließ. Ich schrieb zunächst „Roinilantalossa" (Im Roinala-Hof), ein idyllisches Sommerstück mit Wiesen und brüllenden Kühen, Liebe, Verwicklungen und einer Hochzeit zum Schlusse. Das Stück wurde 1883 gegeben und von Publikum und Kritik sehr freundlich aufgenommen. In diesen beiden Stücken fand sich durchaus keine Tendenz, und selbst das schärfste Urteil hatte in dieser Hinsicht nichts auszusetzen. Und dennoch gab es einige ehrenwerte Frauen, die sich über den unerhörten Leichtsinn entsetzten, daß eine Mutter, eine Witwe mit sieben Kindern, unter so ernsten Lebensverhältnissen sich hinsetzen konnte, um Theaterstücke zu schreiben. Überdies hatten einige der wachsamsten Geistlichen bereits im „Murtovarkans" bedenkliche Anzeichen von unsittlichen und christentumsfeindlichen Tendenzen gewittert, worüber sie sich denn auch in einigen Provinzblättern ergossen.

Zu jener Zeit las ich Georg Brandes' „Hauptströmungen", sowie Arbeiten von Taine, Herbert Spencer, Stuart Mill und Buckle. Und endlich fühlte ich mich befreit von den Dogmen und Vorurteilen, die so lange meine Seele gefangen gehalten und mein Gewissen mit allem möglichen Satanszeug belastet hatten. Aufs neue erfaßte mich der Reformeifer, und ich schrieb „Työmichen vaimo" (Das Weib des Arbeiters), worin ich die Ungerechtigkeit der Gesetze gegen die Frauen, die unvernünftigen religiösen Begriffe, die Trunksucht und Leichtfertigkeit der Männer, die Dummheit, Äußerlichkeit und Engherzigkeit der Frauen, kurz, alles Schlechte und Verkehrte, das ich in der Welt wußte, — und zu jener Zeit vermochte ich beinahe nichts Gutes darin zu entdecken — zum Gegenstand meiner Angriffe machte. Es ist bittere Satire in dem Stück, aber es hat weder eine tiefere Psychologie, noch ist es künstlerisch reif. Nichtsdestoweniger rief es bei seiner Aufführung 1885 einen mächtigen Eindruck hervor und wurde von einigen Kritikern in die Wolken gehoben, während andere die Schalen ihres Zornes darüber ausgossen. Man schonte mich nicht; es hagelte Beschuldigungen und Schimpfworte. Ich wurde als Atheistin hingestellt, die Eltern verboten ihren Kindern, mein Haus zu besuchen, ich verlor eine ganze Menge meiner Freunde, und es erforderte überhaupt einen gewissen moralischen Mut, sich zu der Bekanntschaft mit mir zu bekennen. Natürlich geschah dies alles nicht nur auf Grund des letzten Stückes. Ich hatte Artikel in demselben Geist geschrieben, naturalistische Novellen, und überdies die Jugend verführt, indem ich ihr aus Brandes' Hauptströmungen vorlas. Es gab überhaupt dazumal keine ärgere Person im Lande

als die Unterzeichnete. Fromme Menschen erdichteten und verbreiteten die unsinnigsten Geschichten in dem Glauben, hiermit ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten; man bedauerte meine armen Kinder, die solch ein Ungeheuer zur Mutter hatten u. s. w. Und selbstverständlich übte all dies seine Rückwirkung auf mich.

Der Seelenzustand, aus dem „Das Weib des Arbeiters" hervorgegangen, war ein Gefühl von Lebenslust, Kraft und Mut, hinter dem sich vielleicht dennoch eine krankhafte Überreizung des Nervensystems verbarg. Da trat ein Umschlag ein. Die Überanstrengung des Gehirns, die vielen, heftigen Angriffe auf mich und der Verlust meiner Freunde riefen tiefe Niedergeschlagenheit bei mir hervor. Aufs neue befiel mich ein drückendes Gemütsleiden, ein Gefühl von Lahmheit im Gehirn, das mich das Ärgste fürchten ließ. Ich empfand eine unbeschreibliche Bitterkeit gegen mein Vaterland und dachte stark an Auswanderung.

Aber der Gedanke an eine Mission lebte unablässig in mir fort. Ich wollte bis aufs letzte für die Unterdrückten und Zurückgesetzten kämpfen. Und so schrieb ich „Kovan onnen lapsia" (Die Kinder des Unglücks), eine Schilderung des Proletarierelends, die mit Verzweiflung, Verbrechen und Gefängnis schließt. Dies Stück wurde bloß ein einzigesmal 1888 aufgeführt. Im gleichen Jahre erschien es auch im Druck. Die weiteren Aufführungen wurden verboten, es wurde als revolutionär und aufreizend betrachtet. Hierzu kam etwas für mich Unerwartetes; es wurde auch von der Kritik vernichtet, nicht nur von der konservativen, sondern auch mit wenigen Ausnahmen von der freisinnigen.

Ich hatte also auf betrübende Art meinen Abschied vom Theater erhalten; meine schriftstellerische Thätigkeit schien in keiner Weise mehr einer Aufmunterung wert. Neuerdings fand ich Renan's Wort bekräftigt: „Sehr stark und sehr klug muß der sein, den Pflicht, Ehrgeiz oder ein unsanftes Geschick beruft, sich in die Angelegenheiten der armen Menschheit zu mischen."

Ich hielt es nun für gut, eine Zeit lang auf meinen Lorbeeren auszuruhen — zum großen Vorteil meines Heims und meiner Nerven. Im folgenden Jahre verlor ich durch den Tod zwei meiner besten Freunde und eine heißgeliebte, erwachsene Tochter. Da fühlte ich mich wie zu den Pforten der Ewigkeit geführt, und mein Blick auf das Leben wurde freier und klarer. Hiebe und Stiche trafen mich nicht mehr, und ich fühlte mich auch nicht mehr berufen, solche auszuteilen. Ich schied aus dem Kampfe und wurde zum Zuschauer. Dazu kamen die drückenden politischen Verhältnisse, die eine finstere Zukunft für unser Volk befürchten ließen. Der letzte Rest von Bitterkeit verschwand, die Arbeitslust erwachte wieder, und ich fühlte nicht die geringste Lust mehr, mein Vaterland zu verlassen. Ich schrieb zunächst „Papin perhe" (Die Pastorsfamilie), eine objektiv gehaltene Schilderung der Spaltung zwischen der alten und jungen Generation. Dies Stück ist dieses Jahr (1891) ein halb dutzendmal im „Finnischen Theater" aufgeführt worden, außerdem in den Provinzen. Es wurde von der Kritik mit Wohlwollen aufgenommen.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, wie oft meine ersten Stücke aufgeführt wurden, aber in jedem Jahr ging dieses oder jenes in der Hauptstadt oder in den Provinzen in Scene, und auch auf Gesellschaftstheatern wurden sie oft gegeben. „Das Weib des Arbeiters" kam 1886 ein halb dutzendmal im „Nya teater" in Stockholm zur Aufführung.

Eigentlich bin ich mit keiner meiner bisherigen Arbeiten zufrieden; doch hoffe ich, noch etwas Besseres schaffen zu können, da ich ja noch dreizehn Jahre vor mir habe bis zu meinem sechzigsten Lebensjahr,[1]) das will sagen, bis zu dem Alter, in dem alle Schriftsteller „erschlagen" werden sollten, wie es heißt.

[1]) Dies Alter zu erreichen war ihr nicht einmal vergönnt.

Unter fremden Leuten.

Skizze

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Seit einem Jahre war sie nun bei zinalrats. Ja, sie konnte wohl lachen. o angesehenes Haus, gutes Essen, feine ndlung, eine anständige Stube. — Jeder es ihr, und beinahe glaubte sie es schon. Morgens um 6 Uhr ging's an.

rrrrrrr! — — — Dreiviertel auf sechs. in kurzes Strecken und Gähnen — — — s; es hilft ja nichts. — Die Strümpfe estreift, die drei Röcke — die verflixten er! — — Immer, wenn's schnell gehn . . endlich. — Nun noch die Bluse zu- pft, flink Gürtel und Schürze um, ein Sicherheitsnadeln durch den Latz, einmal em Kamm durchs Haar — die Nadeln

Garderobenhalter, Fensterbrettern, Treppengeländer den Staub entfernt. —

Zzzzzsch . . .

„Aha!" —

Immer langsam, rund um, am Rande hingetrichtert, sonst geht die Bescherung über. Jedes Ding hat seine Wissenschaft. Rieke ist durchaus dafür, guten Kaffee abzuliefern, schlampiges Zeugs trinkt der Herr Rat nicht.

„Aber prick dabei stehen" . . .

Sie trippelt vor Unruhe hin und her, gießt auf — und wieder auf.

„Die Eßstub'!" —

Schwer scharrt der Bohnerbesen über die bernsteinfarbenen, durchsichtigen Dielen. Die

Nein, gleich aufnehmen, so is in Ordnung." — Dann tritt Leder, Pinsel und Möbelbürste in Aktion. Ein Blick ringsum: „'t is jo woll allens in Schick." —

„Herrjeh! Halb acht!" — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Haarbesen geht eilig über das Linoleum des Wartezimmers, das wollene Tuch noch eiliger hinterher. Die Wiener Stühle wirbeln und purzeln unter dem Staubtuch. — So. —

Acht Uhr! —

Rrrrrrr. —

„Alles in Ordnung?" — Ein grämliches, altes Gesicht hält Umschau; knöcherne Finger fahren prüfend über Tischflächen und Fensterfimse.

„Wo ist die Wasserflasche? — — Na, ich will man selbst — — Sie sind auch im Leben nicht fertig. So was geht vor im Hause eines Arztes."

Er planscht in der Küche herum.

Sie wischt ängstlich hinter ihm her. „Wenn Frau Rat kömmt — ümmer mit die ewigen weißen Morgenröck'." . . .

Die ersten Patienten kommen; unaufhörlich geht die Klingel. Gottlob, damit hat sie jetzt nichts zu thun, das Faktotum ist ja da, Schlag acht hat es anzutreten.

Erst einen Schluck Kaffee. „Mich is so hohl in'n Leib."

Mit sämtlichem Rüstzeug betritt sie das Wohnzimmer der Gnädigen, rutscht wieder mit ihrem Schaufelchen den ganzen Teppich ab und vertieft sich dann mit Pinsel und Leder in die Unendlichkeit der Vasen, Urnen, Staffeleien, Stehbildchen, Bücher, Nippes, Kissen und Kißchen.

Im Eßzimmer hört sie ein leises Rauschen. „Aha, sie is schon da, hätt' auch noch länger liegen können; nachher hat man kein' rechte Ruh' mehr zu sein' Arbeit."

Da geht's schon los.

„Rieke, Sie haben hier schlecht gedeckt. Es liegt alles schief. Sie wissen, wie mich das stört. Achten Sie besser darauf. Mein Zimmer ist doch fertig?" —

„Gleich, gnä' Frau."

Jetzt der Salon.

„O je, die Tappen! Daß die Leut' nich auf ein' Fleck bleiben können!" —

Wieder fliegt der Bohnerbesen auf und ab, auf und ab. —

So große Zimmer sind doch einzig schön, sagte gestern Frau v. S. Rieke denkt genau das Gegenteil; ihr fließt der Schweiß vom Gesicht. Sie lehnt sich einen Augenblick auf den Stiel zum Ausruhen. Aber die Uhr, die Uhr! — — Es kann nicht weit von elf sein. Herrgott, sie muß ja in die Küche! Der Ofen heizt sich schwer und „durch" muß der Hammelbraten sein, sonst ißt der Herr Rat keinen Happen, und sowas ist ihr zu unangenehm. Bloß kein schlechtes Essen abliefern, das ist ihr gegen die Ehre. „Nein, nein, sein' Schuldigkeit thun, daß einen keiner 'was nachsagen kann."

Sie klopft, häutet ab, klopft wieder und wäscht.

Der Ofen glüht — die Hammelkeule rundet und bräunt sich. — — —

Schnell wieder in den Salon — weiter gekratzt, gewedelt, gewischt. — Dazwischen die Treppe heruntergesprungen und den Braten begossen. — Wie er duftet und glänzt! — Riekes Gesicht auch.

Nun noch die moderne Ofenecke — was da alles steht und baumelt und liegt — „dann hat woll allens was gekriegt."

Flink geht Hand, Lappen und Wedel über die Herrlichkeiten hin. Es ist hohe Zeit; jeden Augenblick kann Besuch kommen.

Rrrrrrr. Da ist er schon.

„Gnäd'ge Frau zu Hause?" — —

„J — a" . . . Rieke stockt; is sie nu zu Hause oder nicht . . .

„Wollen Sie nicht anfragen?" —

Sie läuft, das Staubtuch noch in der Hand, ins Zimmer der Hausfrau und meldet den Besuch.

Frau Rat sieht sie groß an. „Wie sehen Sie denn aus, ganz echauffiert, mit dem Tuch in der Hand und der unsaubern Schürze? — Sie sind in einem herrschaftlichen Hause; es ist Ihnen wohl unmöglich, sich das zu merken."

Riekes Gesicht wird noch um mehrere Grade dunkler. Beschämt verläßt sie das Zimmer, stottert draußen verlegen an ihrem Auftrag herum und schleicht in ihre Küche.

Während sie das Kraut für die Fleischsuppe putzt, kommen ihr ärgerliche Gedanken.

Sellerieſtückchen knallen nur ſo in die
ſſel, die Gelberübenſtreifen folgen in
lben Tempo, das Grünbund fliegt hinter=
ziſchend fährt der Strahl aus dem Waſſer=
darüber hin. „An zehn Stellen ſoll'n
ins ſein, mitten aus die Arbeit 'raus un
hn wie geleckt . . .“
Der Schieber der Bratofenröhre wird mit
nder Hand zurückgeſtoßen, die Klappe
„Ah!“ — Ihr Köchinnenherz ſchlägt
„Was 'ne Färb' — — der wird.“
Sorgſam begießt ſie ihn mit der dicklichen,
n Sahne. „So, nu kann er 'n Viertel=
chen ſtehen. Nu man erſt die Schlaf=
. . .“
loch einen Blick auf den Suppentopf.
e Tropfen ziſchen langſam an den Wänden
, das Ventil des Deckels bibbert fröhlich.
ns gut in 'n Gang.“ —
rrrrrr.
Nanu, wieder wen?“ —
Schon halb auf der Treppe, kehrt ſie
nals um, läuft durch die Küche in die
henſtube. Die weiße Schürze vom Nagel
en, in die engen Schuhe gefahren. —
rrrrrrrrrrrrr.
Gottseindunnerwed . . .“

ihr' ſo. — — — — Wo iſt die Nachttaſch'?“ — — — — Sie wühlt und ſucht. Endlich. Die beſtickte, bekrauſte Wäſche wird ſorgfältig zuſammengelegt und hineingethan. „Sein'“ wird am Kopfende des freiſtehenden Bettes aufgehängt. „Er is vor's Auslüften.“

Rrrrrr.

Sie eilt die Treppe hinunter.

Der Poſtbote mit einem eingeſchriebenen Brief.

„Je, ſie hat Beſuch . . .“

„Reingehen müſſen Sie; ich kann den Brief nicht anders abgeben.“

Sie ſieht an ſich herunter. Nimmt ſchnell die übergebundene Wirtſchaftsſchürze ab und muſtert die darunter gebliebene weiße. Arg verdrückt. Sie ſtreicht daran herum — dann nimmt ſie entſchloſſen den Brief und trägt ihn hinein. Über der Erwägung, ob ſie wohl präſentabel genug ausſieht, vergißt ſie zu klopfen.

Wieder der große, vorwurfsvolle Blick der Frau Rat. Es überläuft ſie heiß. „Hätt' auch 'an denken können.“

Der Poſtbote iſt abgefertigt.

Sie ſteht wieder in der Küche und beſorgt Braten und Suppentopf.

bißchen prätelt's mehr. — Die Klapp' muß wieder auf; wird ja wohl nichts paſſieren."

Sie ſteigt die beiden Treppen wieder in die Höhe, etwas langſamer ſchon, ſeit ſieben Stunden iſt ſie auf den Beinen — es iſt reichlich ein Uhr. —

Die letzte Hand wird oben noch an das Schlafzimmer gelegt — was es auch hier alles zu puſſeln, zu decken und zu bürſten giebt! — — Befriedigt geht ihr Blick durch den Raum: Fadengrade liegen die Spachtel über den beiden rotſeidenen Steppdecken, genau in der Mitte unten am Fußende leuchtet das handgroße „Schlafe wohl!" der Nachttaſche. Streng aufmarſchiert ſind Kummen, Kannen und Näpfchen auf beiden Waſchtoiletten. Die Spiegel blinken, die Wandleuchter zu beiden Seiten erſt recht. Das eine Licht „will" immer nicht. Weiß der liebe Himmel, woran das liegt. Sie drückt daran herum. „So, nu wird ſie woll nichts finden; ich mein', nu hat allens ſeinen Schick . . . wenn nu man der Braten — — —!"

Eine wahre Angſt packt ſie. Sie fliegt die Treppen hinunter und ſchnuppert in die Küche hinein. Ein bißchen ſcharf riecht's ſchon. —

Die Klappe ſinkt; die Pfanne fliegt heraus. „Weiß Gott! Er hat 'was weg . . . . und er war ſo ſchön . . . wenn 'n hätt' dabei bleiben können . . ."

Dieſe ſchwärzlichen Ecken ſind ihr fürchterlich. Wehmütig ſieht ſie ſie an. Sorgſam befüllt ſie wieder das Stück Fleiſch und ſchließt die Klappe ganz langſam. Die Arbeitsfreude iſt von ihrem Geſichte wie fortgewiſcht. Mechaniſch ſchiebt ſie den Deckel vom überkochenden Kartoffeltopf zurück, beſorgt die Suppe mit Durchſieben und Abwellen, zerdrückt eine Kartoffel prüfend auf der Kelle und gießt dann ab.

Nun noch die Sauce zurechtrühren, das Eingemachte auflegen, den Nachtiſch ordnen, decken, anrichten, die Herrſchaften rufen. — —

Fünf Minuten vor Zwei. —

Pünktlich betreten Rat und Rätin das Eßzimmer. Gott ſei Dank! Heute braucht man nicht zu warten. Rieke hätte nicht gewußt, was unter den Umſtänden aus ihrer Hammelkeule geworden wäre.

Langſam zieht die Gnädige den ſilbernen Ring von der Serviette. Die hübſchen blauen Augen gehen muſternd über die kleine Tafel, das weiße Näschen ſchnuppert ihnen nach.

„So recht ſorgfältig kocht ſie doch nicht. Ich habe es ihr ſchon ſo oft geſagt, genau zweieinhalb Stunden muß er haben und unaufhörlich begoſſen werden. Er hat wieder trockene Ecken."

Dem Rat geht heute „ein Fall" durch den Kopf, er erwidert wenig und ißt darauf los, ohne recht zu wiſſen was. Die Gattin verſtimmt das. Man giebt ſich ſoviel Mühe . . .

Unten ziſcht der Theekeſſel über. Schön. Rieke trichtert den Kaffee. „Sie werden wohl gleich klingeln."

Während ſie noch an der Kanne herumputzt, geſchieht es ſchon.

Schnell werden die Hände abgeſpült, die Schürze wird gewechſelt, das ſauber beſtellte Kaffeebrett hinaufgetragen und mit Herzklopfen hingeſtellt. Nun wird ſie's zu hören bekommen — das, was ihr ſelbſt ſo fatal iſt und was ſie doch nicht ändern kann, wenn ihre Arbeit auf ſo verſchiedenen Stellen liegt.

Der Rat ſtreckt ſich behaglich im Seſſel, die Cigarre dampft, die Kaffeetaſſe auch. Für lange iſt's nicht. Die Sprechſtunde! — —

Er fängt ein gemütliches Plaudern an, und die Gattin hat Mitleid mit ihm. Die Rieke kann unbehelligt abdecken und verſchwindet hochaufatmend mit dem letzten Stück Geſchirr hinter der Thür.

Am Küchentiſch verzehrt ſie übellaunig ihren Anteil. „Ja, er hat zu viel. Iſt ſtellenweiſe ganz trocken; aber was ſoll man machen."

Wenn ſie die Schelte nur erſt weg hätte! Kriegen wird ſie ſie.

Die letzte Kartoffel will gar nicht recht herunter. Ihr iſt ſo eng im Halſe.

Lange kann ſie ſich bei ihrem Kummer nicht aufhalten. Rings herum ſteht das gebrauchte Geſchirr und wartet auf den Reinigungsprozeß.

„Na, denn man zu; denn man flink abwaſchen."

Sie nimmt den Kleiderrock hoch und bindet eine feſte Schürze darüber, ſtreift die Ärmel der Bluſe auf und arbeitet wacker darauf los.

Rrrrrrr.

Ärmel herunter, Schürze ebenfalls. Die Treppe hinauf. —

Der Postbote. Eine Anzahl Briefe für den Herrn, einer für die Frau. — — — —

Rrrrrrr.

Sie hat eben wieder einen Teller eingetaucht.

Eine Anfrage an Frau Rat von Frau v. S., ob ein Spaziergang beliebt sei und wann.

Frau Rat schliefe noch.

Ob sie nicht trotzdem nachfragen könne.

Kaum — stören ließe sich die Frau Rat nicht gerne.

So wolle man in einer halben Stunde wieder vorfragen, erst eine Besorgung machen. Eine durchaus unumwundene Auslassung über die Hetzerei und andere Mängel im Dienstbotenleben begleitet den Vorschlag noch ebenso eilig wie gründlich.

Sie hat den Suppentopf unter der Bürste, das Schwarze außen muß auch ab; schmutzige Töpfe sind ihr ein Gräuel. Jeder muß auf einem frisch gescheuerten Tische stehen können. — Das dicke schwarze Seifenwasser fließt über ihre Hände, prüfend betrachtet sie den Topf von innen und außen; „nu nachspülen, denn is er rein."

Rrrrrrr.

„Dacht' ich's doch! Ümmer, wenn's am wenigsten paßt."

Ärmel herunter, Hände abgespült, die Schürze ab. —

Rrrrrrrrrrrrr.

„Ja doch! Mein Gott, dies Gebimmel!" —

Wieder steht das fesche, lockige, blitzäugige Hausmädchen von Frau v. S. da. Es sieht recht impertinent auf Riekes rote Hände, die noch an dem Ärmel krempeln und an der Schürze binden.

„— — — Frau Rat läßt schön grüßen, sie würde pünktlich bereit sein."

Das Geschirr ist eingeräumt, Tische und Herd sind gescheuert und gewichst, die Vorbereitungen zum Abendessen — soweit es schon geht — gemacht. Rieke tritt auf einen Augenblick in die Mädchenstube. Stickige, verbrauchte Luft schlägt ihr entgegen. Das umherliegende, eilig hingeworfene Zeug, das wüste Bett stören sie. Ausruhen läßt sich hier nicht. Also erst Ordnung schaffen. —

Sie lüftet, fegt und wischt. Löst dann eilig ihr Haar, kämmt es durch, ordnet es und wirft ein reines Kleid über.

Rrrrrrr.

Frau Rat kommt zurück, zwei Damen begleiten sie. Alle Drei sehen das glattgescheitelte, sauber gekleidete Mädchen mit Behagen an. Wenn sie nur immer so aussähe! seufzt Frau Rat bekümmert in sich hinein.

„Machen Sie schnell ein Kännchen mit Chokolade und servieren Sie alles in meinem Zimmer — Gebäck finden Sie im Speiseschrank."

Die Damen sind besorgt. Rieke hört ihr heiteres Plaudern.

Der Herr Rat ist auch von der Landtour zurück, er sitzt rauchend in seinem Zimmer. Eben hat Rieke ihm die Lampe gebracht.

„Je, denn is woll Zeit." — — — —

Die Bratkartoffeln präteln auf dem Herde, der Lachshering steht sauber geputzt auf dem Tisch, kalter Aufschnitt, ein Schälchen mit saurem Aal daneben, Butter, Brot und Käse harren schon in der Speisekammer geordnet des Gebrauchs.

Mit schwerbestelltem Tablett steigt sie nach oben.

Die Hängelampe in der Eßstube brennt nicht ordentlich, der Cylinder ist etwas dick. Sie sieht es mit Verdruß. „Hätt' gemacht werden müssen; na, morgen mag ja woll 'n Stündchen davor übrig sein — is rein nich möglich, jeden Tag dabei zu kommen."

Die Herrschaften soupieren. Rieke hat sich auf einen Augenblick beurlaubt, mit ihrem Körbchen am Arm, das Kontobuch in der Hand, geht sie einkaufen. Bis abgegessen ist, kann sie — hält sie sich nicht auf — wieder da sein.

Die Düten liegen auf dem Küchentisch. Oben werden Stühle gerückt, gleich darauf schrillt die Glocke durch das Haus.

„Na ja! Grad' zur rechten Zeit."

Eilig hängt sie ihren Korb an, streicht noch einmal über die steifgestärkte, weiße Schürze und begiebt sich nach oben.

Sie deckt ab, verwahrt die Reste und ißt ihre Butterbrote. — „Das muß man sagen, gut zu essen giebt's, wenn man nur die Arbeit vorkommen könnt'!" —

Seufzend erhebt sie sich von ihrem Küchenstuhl und rüstet sich zum Weiterarbeiten.

Während sie abwäscht, kommen ihr wieder allerhand Gedanken. Ob sie doch nicht lieber kündigt? — Als Frau Pastor ihr damals das gute Zeugnis mitgab und diese Stelle verschaffte, warnte sie eindringlich: „Nur nicht so oft wechseln, Rieke! Dabei kommt nichts heraus, vermacht ist überall etwas.“ Aber man könnte doch versuchen. — Sie sagen immer alle, da sind keine Kinder. . . . . Ja, was würde das machen? — Kleine Kinder sind so nett, sie möchte wohl, daß solch' Dingelchen oder auch mehr davon um sie herum pappelten. Bei Pastors waren soviel liebe Kinder; kein einziges war ihr im Wege gewesen. Und Gartenarbeit auch — und doch war sie fertig geworden und hatte abends noch im Gesangbuch lesen können. — Hier fielen ihr immer bums die Augen zu, wenn sie das letzte Stück an die Seite gebracht hatte. Es kam wohl vom vielen Laufen. Und daß kein Mensch ein Wort mit ihr sprach! — — — Dies Unheimliche — immer so für sich allein. — Und einen Tag wie den andern, gar keinen Sonntag dazwischen. Denn was ist das für ein Sonntag hier! — — — Feine Kleider haben sie jeden Tag an, Braten essen sie mitten in der Woche, von Kirchengehen hört und sieht man nichts, wo soll da ein richtiger Sonntag herkommen! Gar keinen Anfang haben solche Wochen und gar kein Ende, immer eine nach der andern, eine nach der andern — um sechs auf, um zehn zu Bett — wird auch elf und zwölf, und alle vierzehn Tage ein Ausgehtag. Na, das wäre genug, das viele Auslaufen kostet bloß Zeug, wenn's nur nicht gar so still im Hause wäre! Manchmal denkt man, man gehört gar nicht mit dazu und thut doch auch seine Schuldigkeit. Hoch und niedrig muß es ja geben in der Welt, aber dies ist doch so schnurrig, so, als wär' man gar kein Mensch. Doch man lieber kündigen — anderswo zusehen. —

Am Sonntag wird sie zur Tante gehen — wie alle Mädchen vom Lande hat auch sie ihre Tante in der Stadt, der Vetter beim Militär fehlt ihr freilich noch — und beratschlagen.

Der letzte Teller steht im Bort, die Messer sind geputzt, das Silber ruht sicher oben im Buffet.

Nun noch Kartoffeln schälen, morgens hält das so lange auf, und es schadet auch nicht, wenn sie ein bißchen auswässern; und dann sich noch 'n Stich nähen — „man reißt ab, wenn 'n nich zu rechter Zeit nachsieht.“ Nächste Woche ist Waschwoche, dann geht's im Trapp, und an so etwas ist nicht zu denken.

Sie sitzt vor ihrer kleinen Lampe, einen wollenen Strumpf auf den Arm gezogen, die Stopfnadel in der Hand. Es ist totenstill um sie. Sie zieht den blauen Wollfaden durch, nimmt die Maschen auf und zieht wieder durch — und wieder. — — Immer langsamer werden die Bewegungen. Oft schwebt der Faden ein Weilchen in der Luft, und die Nadel stochert unsicher in dem Gewebe herum. Endlich sucht sich der bestrumpfte Arm einen Halt auf dem Tische und der blankgescheitelte Kopf folgt ihm, als müsse es so sein.

Die lange Nadel macht sich das sofort zu Nutze. Sie entwischt der schlaffen Rechten, rutscht am hängenden Faden herunter und gleißt hämisch aus der engen Dielenritze herauf: „So, nu such'!“ —

Ein leises Stöhnen durchzieht den niedrigen, kalten Raum. Das junge, weiche Gesicht bettet sich immer fester auf den runden Arm, die abgespannten Züge glätten sich; Rieke schläft. Bunt durcheinander wirft der Traum die Bilder, die die Einsame beschäftigten, bis ihr die Augen zufielen.

— — — — Das lange Dorf. — Da, gleich um die Ecke beim Krämer, liegt's. Wie freundlich der neue Hausanstrich sich macht. Mutter steht am Schweinskoben und kann gar nicht genug abwehren, immer sind die beiden Schnauzen wieder da. Es ist ein Schnüffeln und Grunzen, man muß lachen. — Mutter thut's auch; so recht gut und lieb, über das ganze Gesicht.

Dicht bei der Dunggrube spielen die beiden Zwillinge: Kuhlsäg. Sie werden doch nicht hineinfallen? — — Na, die großen Göhren! Mutter würde sie schön . . . Die fackelt nicht.

Das Pfarrhaus. Gleich an der Thür die Stube vom Herrn Pastor — immer riecht's da nach der Pfeife, kein Lüften hilft. Den Chorrock hat Frau Pastorin längst aus dem

erschrank fortgenommen, er hängt jetzt
en ihren Sachen, dicht neben dem schwarzen
dmahlskleid; in der Kirche geht so was
nicht! —
inten durch — über die lange Diele
— die Küche. Was für große Töpfe
Pfannen! — — — Ja, wie viel Mäuler
Mäulchen auch! —
Wer sitzt denn da auf dem Hocker und
Kartoffeln? — Plumps sagt's und
r plumps — und dazwischen immer ein
Lachen. Es ist ein süßer Racker, das
echen! Die Kartoffeln ins Wasser werfen
or Amt. Niemand weiter darf das,
ens mal Schulmeisters Paulchen — so
l. — Gnädig gestattet es dann das
echen, und eifrig greift Paulchen zu.
man muß wirklich aufpassen, die kleinen
n sind immer so fix da, sie greifen einem
'mal ins Messer.
etzt klinkt die Thür; ein Windstoß fährt
mit hinein, sofort über die Blondköpfchen
nd hebt ihnen die zausigen Härchen von
eißen Stirnen. Martha, die zehnjährige,
t: „Rieke, kannst du mir nachher nicht
? Ich habe einen Dintenfleck in meiner
ze. Bitte, thu es; Mama würde sich

du möchtest dir wohl allerlei machen; es ist ja morgen der letzte Tag."

„I wo, Frau Pastorin, das dauert doch keine Ewigkeit. Ich kann ja 'n Stündchen länger beibleiben."

Der letzte Tag! — — — —

Rieke wimmert im Schlaf und erwacht von den eigenen Tönen.

Sie reibt die Augen. O je, eingeschlafen! — Am ganzen Körper ist ihr kalt, und sie ist so allein. — Huh, ihr graut. Nur schnell ins Bett. Sie zieht die Decke über den Kopf.

* * *

Rrrrrrrrrrrrrr.

Dreiviertel auf sechs. — — — — — —

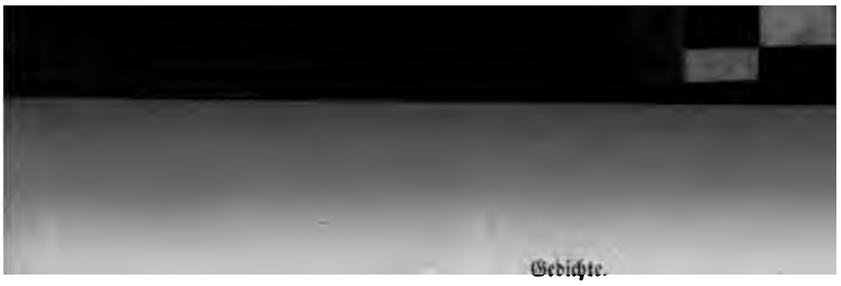
Bei Amtsrats, bei Konsuls, bei Staatsanwalts, bei Landgerichtsrats, bei Professors.

— — — — — — — — — — — —

Immer dasselbe. Nirgends ein Heimatsgefühl, nirgends ein Festwurzeln. — Wenn das Jahr herum ist, neue Hoffnung, neue Enttäuschung — auf beiden Seiten. —

Rieke hat die Sache satt.

Sie sitzt bei der Tante und überlegt, ob sie „ihn" nimmt oder nicht. Die erfahrene, ältere Frau mit dem vielgeplagten, sorgen-



„Nu bin ich noch in die Jahren . . . .“

„Haſt noch lang Zeit. Was beim Heiraten 'rauskommt, bleibt dir noch ümmer . . .“

„Bin vierundzwanzig . . .“

„Is 'was rechts . . .“

„Un dien' nu all rund 'acht Jahr . . .“

„Un nu is es dir über?“ —

„Über nich. Die Arbeit nich, aber das Ganze. Die andern machen ſich davon ab, ſo gut ſie können. Kriegen ſie ausgeſcholten, haben ſie 'was gegen an und fordern ſich ihren Schein. Ich hab' ümmer gedacht, es müßt doch'n Stell' geben, wo ein' ſein' Arbeit in Ruh' und Freud' thun könnt', un wo ein' das auch 'n büſchen gedankt würd! Aber da is ſo viel, ſo viel. — Vorkommen kann 'n nich allens, denn man ümmer auf'n Ruff. — All' die neumodſchen Sachen — kaum mang durchzufinden — un helfen thut einen kein Menſch. An ſolche Arbeit hat man kein' Freud'. Ich bün vor's Gründliche.“

„Je, das wiſſen ſie auch.“

„Was nützt das.“ —

„Du gewöhnſt ihn' ümmer zu viel an. Von gleich an mußt du ihn' Beſcheid ſagen.“

„Nee, das laß man 'ne andere thun, da hab' ich kein Luſt zu.“

„Ich hab' mich ümmer gewundert, daß du nich bloß as Köchin gehn willſt; ümmer as Einmädchen. — Kommerzienrats würden dir nehmen, die da is, taugt nicht viel. Abends is man denn doch mit ein' zuſammen un kann 'n Wort reden.“

„Je, das is auch ſo. Haut man nich mit ihr in ein' Kerb', is nich getroffen, denn ſo is't Kalf in 't Og ſlahn.“

„Schicken muß ſich ein jeder.“

„So mein' ich nich. Du büſt doch auch mang fremde Leut' geweſen as Mädchen. Dich is das woll mehr vergeſſen, ſonſt müßt du wiſſen, daß ſich das nich ümmer gut verträgt. Ich geh' grad durch — vor Heimlichkeiten bün ich nich.“ —

„Denn geh' wieder nach'n Land.“

„Nee, nu nich mehr.“ —

Sie ſteht auf und drückt den bunten Sonntagshut auf ihr blankes, glattes Haar. Langſam ſchiebt ſie die lange Nadel durch den feſtgeflochtenen Zopf.

„Denn ſag' ihm man, er ſollt' man die Ring' beſtellen . . . .“

Abend in Toscana.

In Siena war's. Die Abendſchatten ſanken.
Orangendüfte wogten um den Dom,
Und alle meine ſchweifenden Gedanken
Beſchwichtigte des Marmorbronnens Strom.

Ich ſtreckte taſtend meine beiden Hände
Tief in des Fonte Gaha's kalte Flut —
Die Flut, die von Toscanas Berggelände
Herabkam in die Stadt voll Sommerglut.

Und aus dem Abendſchatten der Paläſte —
So war mir — ſchritt hervor ein langer Zug,
Ein lebensfroher aus der Zeit der Feſte,
Da Sienas Jugendkraft die Guelfen ſchlug.

Da um das Blondhaar kühner Ghibellinen
Der Lorbeer ſich, der friſchgepflückte, wand,
Und Ruhmesſonnen jenen Fels beſchienen,
Auf deſſen Scheitel Sienas Wölfin ſtand.

Von ſtolzen Männern kam ein ſtummer Reigen,
Tyrannenfürſten, eingeſchient in Stahl,
Und Papſtgeſtalten, die die Stirnen neigen
Vor jenem Größ'ren an des Doms Portal.

Und sieh! ein junges Antlitz kommt geglitten,
Verklärt vom Denken und von Arbeit blaß,
Zwei Augen wimperschwarz und schmalgeschnitten,
Die großen Dichteraugen Sodoma's . . .

Und aus den Blicken, aus den geisterhaften,
Da flammen durch des Abends scheidend Rot
Der toten Zeiten große Leidenschaften,
Der Kampf um Ruhm, um Leben nach dem Tod . . .

Der Fonte Gaha rauscht. Die kühle Welle
Legt sich wie Eis um meine heiße Hand.
Die Schatten blassen an des Domes Schwelle — — —
So wandeln Geister durchs Toscanerland . . .

Jenes Thor von Rom . . . .

Oft noch wölbt sich über meinen Träumen —
Trotz der Jahre, da ich's nicht durchschritten —
Jenes Thor von Rom, der alte Bogen,
Den ich einst voll Wandermut durchzogen,
Früh am Tag — so in des Lenzes Mitten.

So in jener Zeit, da weiße Flocken
Niedersanken von Campagnabäumen —
Blütenflocken wie Versöhnungsschimmer,
Auf der Gräberstraße graue Trümmer,
Wo Callisto's drei Cypressen träumen.

Zu der Stunde, da in blauen Farben
Blaß und zärtlich ferne Berge blühten

Verlobung und Trauung.

Von

Helene Höhnk.

Nachdruck verboten.

Im germanischen Leben wurde der Ehe, als der wichtigsten menschlichen Institution zur Begründung und Erhaltung des Staates, die größte Bedeutung beigelegt. Das beweisen die ältesten Rechtsüberlieferungen und Weistümer sowohl, als auch der Umstand, daß die Germanen erst im reiferen Alter zur Ehe schritten, wie Cäsar und Tacitus berichten. Vor dem zwanzigsten Jahre mit einem Weibe zu leben, galt für eine Schande; auch den Mädchen wurde Zeit zur vollen Entwicklung gelassen. Die Sitte des späten Heiratens, die übrigens auch von Aristoteles empfohlen wird, scheint erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts abgekommen zu sein. Der Dichter der Dietrichsflucht erzählt, daß zu seines Helden Dietwert Zeit weder Mann noch Weib früher als mit dreißig Jahren heiraten durften. Leider sei dies nicht mehr allgemeiner Brauch, und die Folgen zeigten sich an der Welt. Ganz ähnlich klagt fast drei Jahrhunderte später Johannes Murner in seinem Gedicht „eelich Stads nütz und beschwerden."

Daneben fehlt es natürlich nicht an Zeugnissen für frühe Heiraten. So wurde die heilige Elisabeth dem Landgrafen Ludwig von Thüringen bekanntlich schon mit dem vierten Jahre verlobt, und im „armen Heinrich" heiratet der kranke Ritter ein zwölfjähriges Mädchen. Andere Beispiele aus Geschichte und Dichtung lassen sich leicht finden. Ob in den alten Gewohnheitsrechten ein heiratsfähiges Alter festgesetzt war, scheint mir weder aus dem Sachsenspiegel, noch andern Stammes- und Sonderrechten mit Deutlichkeit hervorzugehen. Erst mit dem Einfluß des römischen Rechts wurde fast allgemein das 12. oder das 14. Lebensjahr angenommen.

Die ursprüngliche Form der germanischen Eheschließung war der Brautkauf, der, im Mundkauf zu milderer Form entwickelt, sich das ganze Mittelalter hindurch erhielt und in Verlobungs- und Hochzeitsgebräuchen, vor allem in der rechtlichen Stellung der Frau, noch heute nachklingt. Unter Mundkauf verstand man den Vertrag des Käufers mit dem bisherigen Gewalthaber, Vater oder Vormund, gegen eine bestimmte Summe das Kaufobjekt, die Jungfrau, in seine Gewalt zu geben. Um die Höhe des Preises wurde in früherer Zeit gehandelt, wie das in verschiedenen Volksliedern erhalten ist. So heißt es in einem schlesischen Liede: „Sind drei draußen, Frau Mutter!" ‚Frag', was sie woll'n, meine Tochter.' „Einer will mich haben, Frau Mutter." ‚Frag' wieviel Thaler, meine Tochter.' „Dreihundert Thaler, Frau Mutter." ‚Das ist zu wenig, meine Tochter.' Der Freier geht bis auf 500 Thaler, und die Mutter stimmt zu. Später begegnen wir bei den verschiedenen deutschen Stämmen überall festen Ansätzen. Bei den salischen Franken sind es 62½, bei den Ripuariern 50, bei den Alemannen 40 Solidi. Ganz besonders hoch aber standen die Jungfrauen bei den Sachsen und Friesen im Preise. Hier wurde keine Frau unter 300 Solidi erworben.

Ursprünglich erhielt der Vater, resp. der Vormund den Kaufpreis, der in der deutschen Rechtssprache den Namen „Wittum" führt. Als aber die dos oder Mitgift üblich geworden, wurde er mit dieser vereinigt und als Witwenversorgung der Frau ausgesetzt. In ältester Zeit ist von einer Mitgift noch keine Rede. Der Brautkauf verlangte keine andere Gegenleistung, als die der Übergabe der Braut. Auch das

Waffengeschenk, das nach Tacitus die Braut dem Manne zubrachte und das von ihm so schön als Sinnbild der gleichberechtigten Genossenschaft gedeutet wird, ist nicht als Mitgift, sondern vielmehr als Zeichen der Gewalt zu betrachten, in die der Bräutigam durch Übergabe der Vormundschaft trat, und kraft derer er über Leben und Tod der Frau entscheiden konnte. Diese altgermanische Auffassung hat sich vielleicht am längsten auf den nordfriesischen Inseln erhalten. Dort herrschte bis in das 17. Jahrhundert der Hochzeitsbrauch, daß die Braut unter einem über der Thür befestigten Schwert in das Haus des Mannes eingehen mußte. Es wurde Ächtswird (Eheschwert) genannt, und nach friesischem Recht konnte der Mann im Fall eines Ehebruchs seine Frau mit diesem Schwerte töten.

Der Verlobungsvertrag wurde stets vor Zeugen geschlossen und hatte bindende Giltigkeit, sobald die Zahlung erfolgt, später die arrah, das Handgeld, gegeben und der Weinkauf oder das Lobelbier getrunken war. In ältester Zeit hatte die zu verlobende Jungfrau keinerlei Einspruchsrecht, erst die fortschreitende Kultur des Christentums räumte ihr die Konsenserklärung ein. Damit sank auch der Mundkauf zu einem Scheinkauf herab, d. h. der frühere Kaufpreis wurde thatsächlich nicht mehr gezahlt, aber die Braut empfing nun von dem Bräutigam selbst das Handgeld, einen Solidus und einen Denarius, einen Goldpfennig und einen Silberpfennig. Diese Sitte ist später in die kirchliche Trauung übergegangen. In Frankreich, wo die kirchliche Trauung früher als in Deutschland Volkssitte geworden war, hielten wohl die Kirchen eigene Geldstücke, die von jedem Bräutigam jeder Braut gegeben wurden und die nach stattgehabtem Gebrauch an die Kirche zurückfielen. Dasselbe war mit Trauringen in einigen schleswig-holsteinischen Kirchen der Fall, bestimmt ist es mir aus der Geschichte der Kirche des Gutes Pronstorf bekannt. Friedberg[1]) giebt die Abbildung einer solchen Münze, die auf der einen Seite die Aufschrift führt: Tournois — Denier, entsprechend dem alten Solidus et Denarius — auf der anderen: Pour épouser. Erst am Ende des Mittelalters finden wir das Geldstück durch den Ring ersetzt. Er ist kein deutsches Symbol, sondern wie die Sitte, die Braut bei der Verlobung und Übergabe mit Kranz und Schleier zu schmücken, aus Italien eingeführt, und zwar sollen die Töchter der vornehmen Nürnberger Patrizierfamilien zuerst den Ring wie auch Kranz und Schleier getragen haben. Zu Luthers Zeit war beides schon eingebürgert, denn er bedient sich in seinem Ehestandsbüchlein wiederholt des Wortes Schleier in symbolischem Sinne. „Das Weib soll den Schleier aufsetzen wegen der bösen Lüste und die Sünden des Mannes tragen in aller Geduld und Frömmigkeit." Und der Trauringe erwähnt er in seinem Trauritual.

Der Verlobung folgte die Übergabe der Braut, die traditio, wovon unser heutiges Wort Trauung abgeleitet ist. Trauen kommt von tradere, d. h. auf Treue übergeben, daher ist noch bis in das 15. Jahrhundert nicht von einem Trauen beider Ehegatten, sondern nur von einem Trauen der Braut die Rede. Sie wurde dem Manne getraut, d. h. übergeben, und erhielt allein das Handgeld, den Ring. Diese Sitte hat sich bis heute in England erhalten, und aus meiner speziellen Heimat, Ditmarschen, weiß ich, daß Brautleute erst in neuester Zeit Ringe austauschen.

Die Übergabe oder Trauung geschah durch den Vormund, d. h. durch den Vater oder sonstigen Gewalthaber der Jungfrau. Dieser übertrug durch Hingabe der Jungfrau sein Mundium auf den Bräutigam, der eben dadurch von nun an der Eheherr der Frau wurde. Die Trauung ist die Erfüllung der Verpflichtung, die der Vormund durch den Ehevertrag übernommen hatte. Der Besitzhingabe durch den Vormund entsprach die Besitzergreifung seitens des Bräutigams. Er trat, wie das noch heute in Schweden vorkommen soll, der Braut auf den Fuß zum sichtbaren Zeichen seiner Herrschaft über sie.

In älterer Zeit wie im früheren Mittelalter fiel die Eheschließung sehr oft mit der Verlobung zusammen. Ich erinnere an Kaiser Heinrichs Heirat mit Mechthild. Jedenfalls sollte zwischen Verlobung und Trauung grundlos kein längerer Zeitraum

[1]) Friedberg, Das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, 1865.

als zwei Jahre, nach friesischem Brauch nicht mehr als zwölf Monate, nach den ersten Kirchenordnungen nur 6 Wochen verstreichen, wie denn Theudebert, der Enkel Chlodwigs, den Unwillen sämtlicher Franken erregte, weil er im sechsten Jahre seiner Verlobung noch mit der Vermählung zögerte.

Daß sich an die Übergabe der Braut viele Symbole und Gebräuche knüpften, ist selbstverständlich. Ausführliche Beschreibungen finden wir in vielen Gedichten des Mittelalters, und über die Hochzeitsgebräuche der Marsen und Friesen werden wir in Neocorus Geschichte Ditmarschens unterrichtet. Ein Haupterfordernis war die Öffentlichkeit der Eheschließung, die auch schon aus dem Grunde gesucht wurde, weil eine wenig bekannte oder heimliche Ehe annulliert werden und jedenfalls den Kindern die Erbberechtigung abgesprochen werden konnte. In den Gedichten des Mittelalters wird stets der „Ring" erwähnt, in welchem die Ehe geschlossen wurde. Pipin machte diese Öffentlichkeit sogar zu einer gesetzlichen Verordnung.

Friedberg u. Sohm[1]) teilen eine schwäbische Verlobungsformel aus dem 12. und eine Kölnische aus dem 14. Jahrhundert mit. Anschaulicher ist der Eheritus in Heinrich von Fribergs „Tristan" und Wernhers „Meier Helmbrecht" vorgeführt. Dort schildert der Dichter, wie ein Bischof zur Weihe unter die Tanzenden tritt, hier die Laienkopulation des Räubers Lämmerschling mit dem Bauernmädchen Gotelinde:

„Ein Greis erhob sich aus der Mitte,
Der war bekannt mit Brauch und Sitte,
Und war in Reden klug und weise,
Er hieß sie stehn in einem Kreise
Und sprach zu Lämmerschling: „Wenn Ihr
Wollt Jungfrau Gotelinde hier
Zum Eheweib, so sprechet: ja!" —
„Gerne," sprach der Knappe da.
Zum zweiten Male fragt er so:
„Ich nehme," sprach der Knappe froh.
Zum dritten Mal sprach er das Wort:
„Nehmt Ihr sie gern?" Der Knapp' sofort:
„Bei meiner Seele, meinem Leib,
Ich nehme gerne sie zum Weib!"
Da sprach zu Gotelinden er:
„Nun saget mir, ist Euer Begehr,
Zu nehmen Lämmerschling zum Mann?" —
„Ja, so es Gott läßt gehen an!" —
„Nehmt Ihr ihn gern?" sprach wieder er.
„Ja, Herr, gewiß; gebt ihn mir her!"
Zum dritten: „Lämmerschling wollt Ihr?"
„Gern Herre; doch nun gebt ihn mir."
Da hat er Gotelind fürs Leben
Dem Lämmerschling zum Weib gegeben
Und gab den Lämmerschling sodann
Der Gotelind zum Ehemann,
Sie sangen noch den Hochzeitsgruß
Und er trat ihr auf den Fuß."

Eine kirchliche Eheschließung als Perfektionsmittel gab es bis in das 13. und 14. Jahrhundert nicht. Wohl hatten schon die Kirchenväter auf die Heiligkeit der Ehe hingewiesen und die Geistlichen des Mittelalters es nicht an Verordnungen und Ermahnungen fehlen lassen. Allein Prof. Sohm scheint hier im Gegensatz zu Friedberg richtig zu folgern, wenn er sagt, daß die Trauung erst durch eine weltliche Übergangsform zur kirchlichen werden konnte. Sie ward durch den Untergang der Geschlechtsvormundschaft herbeigeführt. Mit Eintritt der persönlichen Selbständigkeit der Frau mußte, wie an Stelle der Verlobung durch den Vormund die Selbstverlobung, so an Stelle der Trauung durch den Vormund die Selbsttrauung treten. Die Braut traut sich selbst dem Bräutigam, d. h. sie giebt sich durch ihren eignen

[1]) Sohm: Das Recht der Eheschließung aus dem Deutschen und Kanonischen Recht geschichtlich entwickelt. Weimar 1875.

Entschluß ihm hin zur Heimführung. Die Form der Selbsttrauung ist die Trauung durch einen dritten, der von der Braut oder von beiden frei gewählt ist.

So war die kirchliche Trauung oder die Trauung durch den Geistlichen erst durch diese Form der Trauung möglich geworden, obwohl auch jetzt die Laienkopulation fortbestand und vorherrschend blieb, was die zahlreichen Konzilienbeschlüsse beweisen, die bis ins 16. Jahrhundert hinein über Verletzung der kirchlichen Satzungen klagen. Prof. Friedberg hat aus der mittelalterlichen und späteren Litteratur eine Menge interessanter Belegstellen zusammengetragen. Danach wurde die Eheschließung im Hause, auf der Straße, besonders aber vor der Kirchthür vollzogen. Eine Trauung vor der Kirchthür zeigt uns Rafaels schönes Bild lo sposalizio. Und in Chaucer's Canterbury Tales sagt the wife of Bathes: „Husbondes at chirche dore have I had five."

Dem Zusammensprechen ad fores ecclesiae folgte die Brautmesse und die priesterliche Benediktion vor dem Altar. Die Trauung durch den Geistlichen ist ein außerkirchlicher Akt geblieben. Die Handlung in der Kirche, und damit die eigentlich kirchliche Handlung ist nur Gottesdienst, nicht Eheschließung. Die Ceremonie der kirchlichen Trauung weist noch unverändert die alte Zweiteilung der Handlung auf: „Die weltliche Ehestiftung, die geschehen sein muß, ehe der Eintritt in die Kirche möglich ist, und den Kirchgang zur Einholung der kirchlichen Benediktion." Ich glaube, daß diese von Prof. Sohm und Friedberg vertretene Ansicht festzuhalten ist, obwohl Prof. Cremer[1]) den Akt in facie ecclesiae oder ante portas ecclesiae nicht von der Benediktion, d. h. der kirchlichen Handlung, getrennt wissen will und seine Auslegungen zu denken geben. Am häufigsten scheint die Einsegnung überhaupt erst am Morgen nach dem Beilager stattgefunden zu haben. Sie war die kirchliche Bestätigung und Weihung der vollzogenen Ehe. So gehen Gunther und Brunhild, Siegfried und Kriemhild nach der Brautnacht in die Messe, und denselben Brauch finden wir im Wigalois, im Lohengrin, in Flore und Blancheflor. Und in der Osnabrückischen Kirchenordnung vom Jahre 1543 heißt es, daß im Falle der Haustrauung die am Altar zu geschehende Benediktion am folgenden Tage in der Kirche stattzufinden habe.

Bekannt ist die Stellung der alten sowohl als der mittelalterlichen Kirche zur zweiten Ehe. Das Recht der Wiederverheiratung nach dem Tode des Gatten war im sittlichen Volksbewußtsein fest begründet, wie es der 23. Artikel im zweiten Buche des Sachsenspiegels in so markanter Weise zum Ausdruck bringt: „Dieweil ein Mann ohne Weib nicht wil seyn, noch mag, so mag er gar wol mehr eheliche Weiber nehmen, ob ihm wol drey Weiber zuvor todt sind, oder viere, oder mehr. Zu derselbigen Weise nimpt ein Weib auch wol mehr Manne . . ." Auch die Kirche erklärte eine zweite Ehe ausdrücklich für erlaubt, mißbilligte sie aber ganz entschieden und versagte die priesterliche Benediktion.

Diese geistlichen Bedenken hinderten neben andern Momenten den Entwicklungsgang der kirchlichen Trauung, die erst im Laufe des 16. Jahrhunderts allgemeine Form der Eheeingehung wurde. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß nun jede Trauung in der Kirche abgehalten wurde. So heißt es in der Lübschen Kirchenordnung vom Jahre 1531: „Wohnhaftige und bekannte Bürger können im Hause getraut werden; unbekanntes Volk yn der Kerken, wenn se apen is, edder vor der Karckdor, wen se geslaten is." Das gerade Gegenteil fand ich in Danziger Kirchenbüchern, denen zufolge Verlobte, die vor der Trauung ehelich gelebt, auf Befehl des Rates in der Ratsstube und nicht in der Kirche getraut wurden.

Auf dem Tridentinischen Konzil endlich kam die Ehedoktrin für die katholische Kirche zu einem festen Abschluß. Friedberg giebt ein anschauliches Bild von den Verhandlungen, die sich jahrelang hinzogen und die Gemüter erhitzten. Erst im Jahre 1563 fanden sie ein Ende, und die Ehe wurde als Sakrament, d. h. als von Gott eingesetzt und als unlösbar erklärt. Das nach Schluß des Konzils erlassene

[1]) Cremer: Die kirchliche Trauung, historisch, ethisch, liturgisch. Berlin 1875.

Dekret forderte die kirchliche Trauung mit dem Zusatz, daß jede nicht kirchlich geschlossene Ehe ungiltig, bezw. als Konkubinat zu achten sei. Außerdem wurden die kirchlichen Aufgebote und die regelrechte Führung von Trauregistern verordnet. Bis dahin waren in Deutschland Trauregister überhaupt nicht und Tauf- und Sterbelisten nur zufällig und ganz unregelmäßig geführt worden, wogegen das Führen von Kirchenbüchern in Frankreich schon seit dem 14. Jahrhundert üblich gewesen sein soll.

Die Ehereform des Tridentinums wurde von der protestantischen Kirche nicht anerkannt, und die vielumstrittenen Begriffe der sponsalia de praesenti und de futuro blieben noch lange ein Stein des Anstoßes für die evangelische Geistlichkeit. Luther hielt die Ehe für eine weltliche Institution. „Zum andern," heißt es in seinen Tischreden vom Ehestande [1]), „so gehet die Ehe die Kirche nichts an, ist außer derselben, ein zeitlich, weltlich Ding, darum gehöret sie vor die Obrigkeit." Und er begnügte sich nicht damit, neben der kirchlichen Seite der Ehe eine weltliche anzuerkennen, wie das schon im Mittelalter von den Scholastikern geschehen war, sondern er verlangte vor allen Dingen, daß die Eingehung der Ehe den von der Obrigkeit erlassenen bürgerlichen Bestimmungen unterliege, er wollte die Ehegerichtsbarkeit dem Staate überlassen und die Ehegesetzgebung von der Obrigkeit ausgeübt wissen.

Andererseits aber nannte er die Ehe auch den fürnehmsten geistlichen Stand, wie denn seine Auslassungen über diesen Gegenstand ziemlich widerspruchsvoll erscheinen und die Ehesachen ihm viel zu denken und zu schaffen machten. „Diese Händel stehlen uns heimlich die Zeit zu studieren, zu lesen, zu predigen, zu schreiben und zu beten," klagt er einmal in den Tischreden. Daß er nur durch copula carnalis geschlossene Ehen für giltig erachtete, ist bekannt. Auch erklärte er Verlöbnisse, selbst ohne Einwilligung der Eltern, für volle Ehen, was zu vielen Verwirrungen Anlaß gab. Allerdings waren Verlöbnisse nach deutschrechtlichem Begriff immer bindend, aber dennoch löslich gewesen, wenn der Verlobte die erforderliche Buße für Verlöbnisbruch an den Mundwalt zahlte, während die Braut, so lange sie nicht eigentlich Kontrahentin war, sich nicht einseitig zurückziehen konnte. Sie war dem Bräutigam Treue schuldig und wurde nach burgundischem, longobardischem und westgotischem Recht im Fall geschlechtlichen Umganges mit dritten gleich einer Ehebrecherin bestraft. [2]) Und noch Heinrich der Achte konnte beispielsweise seine Ehen mit Anna Boleyn und Anna von Cleve für nichtig erklären, weil beide precontracts, d. h. frühere Verlöbnisse mit andern eingegangen waren.

Die bindende Macht des Verlöbnisses scheint sich bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein erhalten zu haben, und zwar nach der veränderten rechtlichen Stellung der Frau nicht einseitig zu Gunsten des Mannes. So fand ich (bei den Nachforschungen zu einer Geschichte der Staller in Eiderstedt) im Staatsarchiv zu Schleswig einen ganz interessanten Fall aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Die als Dichterin und David-Joritin bekannte Nordfriesin Anna Owens verlobte sich, kaum sechzehnjährig, mit Harmen Hoyer, Staller oder Statthalter von Eiderstedt, der aber vor ihr einer andern die Ehe versprochen hatte. Nach seinem Verlöbnis mit Anna Owens klagte die Mutter der ersten Braut bei dem Herzog von Gottorp, und Johann Adolf befahl Anna Owens, von der Heirat abzustehen, bis die Sache geordnet sei. Dies geschah auf gütlichem Wege, da die Verlassene sich anderweitig tröstete. Die Mutter berichtete diese Veränderung pflichtschuldigst an den Herzog: „Weil aber nun Harmen Hoyer sein Herz und sein Gemüte, welches ich zwar nicht gehoffet, von seiner lieben Tochter ganz und gar abgewandt, ist meine Tochter hierdurch auch bewogen und hat ihr Herz wiederumb von ihm abgekehret und Gott dem Allmächtigen heimgestellet," worauf der Herzog den Konsens zur Eheschließung des Stallers mit Anna Owens gab. [3])

---

[1]) Ich zitiere nach der Reclamausgabe von Friedrich von Schmidt.
[2]) Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig 1889.
[3]) Owens-Akten. Staatsarchiv zu Schleswig.

Luther und mit und nach ihm die meisten andern Reformatoren erklärten die Ehe also für ein weltlich Ding, allein sie traten nichtsdestoweniger für die kirchliche Trauung ein, als um der Öffentlichkeit willen erwünscht und eine der Eheschließung angemessene Feierlichkeit. „Die es zum ersten gestiftet haben, daß man Braut und Bräutigam zur Kirchen führen soll, habens wahrlich für keinen Scherz, sondern für einen großen Ernst angesehen," heißt es in dem Traubüchlein.[1]) Aus dem erst angeführten Grunde empfahlen sie auch die Aufgebote, damit etwaige Ehehindernisse besprochen werden konnten, wie die Führung von Trauregistern, die in erster Linie dem Zweck dienten, die Existenz der Ehe gegen jeden Zweifel zu sichern. Die Anordnung der Aufgebote wollte Luther vom Rat ergehen lassen; thatsächlich wurden diese beispielsweise in Schleswig-Holstein, noch als die kirchliche Trauung obligatorisch geworden, durch die sogenannten „Königsbriefe" ersetzt, die vielleicht auf Luthers weltliche Auffassung der Ehe zurückzuführen sein möchten. Für bloße Konsense waren sie zu allgemein, ja bei der begüterten Landbevölkerung sogar Regel; da die Königsbriefe auf Hauskopulation ausgestellt waren, sahen sich die Landeingesessenen der mancherlei Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten enthoben, mit denen eine kirchliche Trauung, schon der weiten Entfernungen halber, für sie verbunden war. Soviel ich mich informieren konnte, sind Konsense dieser Art im übrigen Deutschland nicht gebräuchlich gewesen. Auch Sohm und Friedberg erwähnen sie nicht.[2])

Indem Luther die Vorbereitungen zur Trauung „Herrn und Rat schaffen und machen lassen wollte,"[3]) stellt er die Trauung nicht als Postulat der Kirche auf, sondern vielmehr als eine Erfüllung eines von außen her an die Kirche gerichteten Begehrens, dem sie sich nicht entziehen dürfe. „Aber so man von uns begehrt, für der Kirchen oder in der Kirchen sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbige zu thun."[4]) In dem Sinne hat er auch sein Trauritual aufgestellt, das in viele evangelische Kirchenordnungen übergegangen ist. Ich zitiere daraus nach dem Traubüchlein:

„So wollen wir nu auf diese Weise an dem Bräutigam und Braut (wie sie es begehren und fordern) handlen.

Zum ersten, auf der Kanzel aufbieten mit solchen Worten: Hanns N. und Grete N. wollen nach göttlicher Ordnung zum heiligen Stande der Ehe greifen; begehren ein gemein christlich Gebet für sie, daß sie es in Gottes Namen anfahen, und wohl gerate. — Und hätte jemand was darein zu sprechen, der thue es beizeit, oder schweige danach; Gott gebe ihnen seinen Segen, Amen.

Fur der Kirchen trauen mit solchen Worten: Hanns, wilt Du Greten zum ehelichen Gemahl haben? Dicat: Ja. Grete, wilt Du Hannsen zum ehelichen Gemahl haben? Dicat: Ja.

Hie lasse sie die Trauringe einander geben, und füge ihre beide rechten Hand zusammen, und spreche: Was Gott zusammen füget, soll kein Mensch scheiden. Weil denn Hanns N. und Grete N. einander zur Ehe begehren, und solchs sie öffentlich für Gott und der Welt bekennen, darauf sie die Hände und Trauringe einander gegeben haben, so sprech ich sie ehelich zusammen, im Namen des Vaters, und des Sohns, und des heiligen Geistes, Amen. Fur dem Alter uber den Bräutigam und Braut lese er Gottes Wort, 1. Mos. 2, 18. 21 ff.

Daß Luthers Ehe nicht kirchlich geschlossen war, darin stimmen Prof. Sohm und Friedberg überein, während Prof. Cremer sich auf Melanchthons Ausspruch: *ἐποίησε τὰ εἰθισμένα προτέλεια* stützt, nach welchem die „vorherige übliche Weihung" stattgefunden und Walch (Wahrhaftige Geschichte der seligen Frau Cath. von Born, Halle 1752), wie Berte (Geschichte der Cath. v. Born, Halle 1843) erzählen, daß Luther und seine verlobte Braut von Bugenhagen feierlich getraut sind. Aus Luthers eigenen Mitteilungen über seine Ehe dagegen läßt sich nicht mit Bestimmtheit auf eine sacrale Handlung bei der Eheeingebung schließen, und eben darauf berufen sich Friedberg und Sohm. Es darf überhaupt wohl angenommen werden, daß bei den Ehen der ersten Geistlichen schon um des Ärgernisses willen die Öffentlichkeit vermieden wurde. In dem sehr lesenswerten Buch „Johannes Knades Selbstbekenntnis" von

[1]) Ein Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn. Abgedruckt bei Cremer: Die kirchliche Trauung.
[2]) Ausführliches über die Königsbriefe im „Deutschen Herold", Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde.
[3]) Traubüchlein.
[4]) Ebend.

E. Quandt, das die Danziger Reformationsbewegung schildert, ist das meiste Gewicht auf das Lobelbier, d. h. das Verlöbnis des Predigers mit einer Bürgerstochter, gelegt.

Eine wichtige Quelle für das Recht der Eheschließung sind die Kirchenordnungen, von denen Friedberg eine ganze Reihe zusammengestellt hat. Als göttliches Gebot wird die kirchliche Trauung auch hier nirgends dargestellt, und wenn auch viele Kirchenordnungen ihre Bestimmungen an die bekannte Genesisstelle anknüpfen, an die Zusammensprechung und Benediktion Adams und Evas durch Gott selbst im Paradiese, so dient das höchstens dazu, um, juristisch ausgedrückt, einen göttlichen Präzedenzfall der Trauung anzuführen, und zur Ermahnung an die Nupturienten, ihre Ehe als von Gott selbst gestiftet und daher unauflöslich zu betrachten. Diese Ideen wurden in das 17. Jahrhundert hinübergenommen und sind für einen Teil desselben als die geltenden anzusehen, denn noch immer stellten Rechtsgutachten und ehrengerichtliche Urteile die kirchliche Eheschließung nicht als notwendige Bedingung einer rechtsgiltigen, verpflichtenden Ehe auf. Erst in der zweiten Hälfte des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts ist der kirchlichen Trauung der Charakter der absoluten Notwendigkeit in Deutschland durchweg beigelegt worden, den man fälschlich seit der Reformation oder gar seit der Zeit der ersten christlichen Kirche angenommen hat.[1])

Und nicht lange sollte sich die Kirche des spät errungenen Rechtes freuen. Die französische Revolution, die im Sturmwind neue Ideen unter die Völker brachte, war auch für die Entwicklung der Eheschließung bedeutsam. Der Code civil gab Frankreich die Zivilehe, die keine der verschiedenen Dynastien, die nacheinander das Land beherrschten, abzuschaffen für gut befunden hat. Nicht einmal der der Kirche so geneigte Karl X., wenngleich die Petitionen der Geistlichkeit ihn unablässig dazu aufforderten. Die Zivilehe war überhaupt keine neue Einrichtung. Genau genommen forderte der Staat seine der Kirche überlassenen Rechte zurück, und bereits zur Zeit der Rationalisten waren Stimmen für eine solche Regelung der Ehedoktrin laut geworden. In England hatte Cromwell Ziviltrauung eingeführt, die aber nach siebenjährigem Bestehen von Karl II. aufgehoben wurde. Auch das Ehepatent Josephs II. vom Jahre 1783 war ein Zivileheprojekt, das auch seine Nachfolger beschäftigte, aber 1850 verworfen wurde. In den Niederlanden ist seit den Tagen der französischen Oberherrschaft die Zivilehe obligatorisch geblieben, in Italien ist sie 1866 eingeführt, in Deutschland 1875.[2]) Einige europäische Länder sind vorangegangen, andere gefolgt, wenige zurückgeblieben.

So haben mehr als dreihundert Jahre die Kulturvölker Europas einen guten Teil ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit auf die Regelung der Eheschließung verwendet, und schwer nur hatte die kirchliche Trauung den starren Sinn der Völker bezwungen. Aber sie hatte dabei um so tiefere Wurzeln geschlagen, und groß waren Schrecken und Entsetzen, als in den preußischen Maigesetzen vom Jahre 1873 die Zivilehe proklamiert wurde. Wie alles und jedes in Deutschland rief das Für und Wider eine ganze Litteratur hervor, und die Prediger entwickelten von der Kanzel herab ihre Meinungen und Ansichten. Die hochgehenden Wogen haben sich verhältnismäßig schnell gelegt, denn die Zivilehe hat bei unsren verwickelteren und schwierigeren Kulturverhältnissen sich als gut und nützlich erwiesen. Und sie war keine gewaltsame Neuerung, sondern die Folge der langsamen Entwicklung des staatlichen und kirchlichen Lebens, kein Eingriff in die religiösen Bedürfnisse und Rechte des Volkes, sondern eine humane Befreiung vom Herzens- und Gewissenszwange. Wer in echt christlichem Sinne die kirchliche Weihe wünscht, kann und wird sie nach wie vor einholen; wem die einfachere Form der Ziviltrauung genügt, der ist gesetzlich und staatlich geschützt.

---

[1]) Auch die Führung des Namens des Mannes scheint erst Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland üblich geworden zu sein, wie es in Dänemark, Schweden und Norwegen bis zum heutigen Tage nur Recht, nicht Pflicht ist.

[2]) In Dänemark, Schweden und Norwegen gilt die bürgerliche Trauung nur für gemischte Ehen.

Frauen im Handel und Gewerbe.

(Nachdruck verboten.)

Unter diesem Titel erschien in der Modernen kaufmännischen Bibliothek von Dr. jur. Ludwig Huberts (Leipzig) ein Handbuch für die auf Erwerb angewiesenen Mädchen und Frauen von T. Kellen. (Preis 2,75 Mark.) Das Buch giebt zunächst eine Übersicht über die Frauenerwerbsthätigkeit im allgemeinen, über ihre Ursachen und augenblicklichen Verhältnisse in Bezug auf Arbeitsgebiete, Löhne, Verteilung männlicher und weiblicher Arbeiter in den einzelnen Branchen ꝛc. Dann behandelt es in drei größeren Abschnitten die Frauen im Handel, die Frauen im Gewerbe und die landwirtschaftlichen Berufe. Der 5. Abschnitt des Buches enthält Angaben über Arbeitsnachweise und Frauenerwerbsvereine.

Die praktisch wertvollsten Teile des Buches sind die beiden über die Frau im Handel und die Frau im Gewerbe. Die Angaben gehen zum allergrößten Teil auf das neueste verfügbare Material über die Sache zurück und berücksichtigen fast alles, was für Erwerbsuchende von Wert sein könnte. Auch die Gesichtspunkte, die für Notwendigkeit und Möglichkeiten der Frauenberufe auf diesem Gebiete aufgestellt werden, sind durchaus unparteiisch und besonnen gewählt. Auf die Notwendigkeit der Forderung gleichen Lohnes bei gleicher Leistung, besserer, erweiterter Ausbildungsmöglichkeiten, der obligatorischen Fortbildungsschule ist vielfach energisch hingewiesen.

Auch den einzelnen Teilen des Buches ist eine allgemeine Behandlung der Arbeitsverhältnisse vorausgeschickt. In dem Abschnitt Frauen im Handel erstreckt sie sich auf Statistik, Befähigung der Frauen für den Handel, Lehrzeit und Ausbildung, rechtliche Stellung, Arbeitszeit, Kündigung, Saisonengagement, Gehalt, Beseitigung der Übelstände, Organisation und Stellensuchen. Die einzelnen kaufmännischen Berufsarten, die dann ausführlicher in Bezug auf Ausbildung, Gehalt und Aussichten behandelt werden, sind der der Handelsfrau, der Kontoristin, der Buchhalterin, Korrespondentin, Stenographin, Maschinenschreiberin, Kassiererin, der Angestellten im Bankgeschäft, der Verkäuferin, Expedientin und Lageristin, Buchhändlerin und schließlich der Reisenden und Agentin. Bei allen einzelnen Berufen sind möglichst auch Bedingungen, die auf den Beruf in besonderer Weise einwirken, mit berücksichtigt, so für die Handelsfrau die rechtlichen Verhältnisse ꝛc. In einem dritten Abschnitt, der die bestehenden Handelsschulen für Frauen behandelt, vermißt man vor allem die des Vereins der weiblichen Angestellten in Köln, die hier doch mit in erster Reihe zu stehen hätte.

In Bezug auf Disposition und Vielseitigkeit der Angaben stellt der Abschnitt über „Die Frau im Gewerbe“ naturgemäß höhere Forderungen. Vielleicht ist hier die Behandlung einzelner Berufe doch etwas zu allgemein, ihre Zahl auch nicht vollständig genug. Immerhin enthält auch dieser Teil eine brauchbare Zusammenstellung des Wesentlichen. Nach einer allgemeinen Betrachtung der Arbeitsverhältnisse der Frau im Gewerbe werden in drei größeren Abschnitten die Bekleidungsindustrie, Handarbeiten und Kunstgewerbe und diejenigen Berufe besprochen, die sich nicht gut einer größeren Kategorie einordnen. Vielleicht aber hätte sich im Interesse der Sache eine sinngemäßere Anordnung finden lassen als die alphabetische. Jedenfalls wird in Bezug auf diesen Abschnitt einer zweiten Auflage noch viel zu thun übrig bleiben. Auch in Bezug auf die landwirtschaftlichen Berufe hätte man vollständigere Angaben gewünscht. Im allgemeinen aber bietet das Buch schon in seiner vorliegenden Form für den praktischen Gebrauch sehr nützliche Nachweise und giebt andrerseits über die Lage der arbeitenden Frau des kleineren Mittelstandes einen guten Überblick.

E. R.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hält vom 24. September bis zum 2. Oktober seine Generalversammlung in Dresden. Die Sitzungen der Delegierten sind an den Vormittagen des 28., 29., 30. September, sowie des 1. Oktober. Sie dienen der Erledigung der Geschäftsberichte des Bundes und der Kommissionen, sowie der Beratung und Beschlußfassung über die gestellten Anträge. Diese betreffen zum großen Teil Fragen der Organisation und der Geschäftsordnung. Als auf die Arbeit des Bundes bezüglich sind folgende Anträge bemerkenswert:

Anträge des Vorstandes auf Einreichung einer Petition um Schutz gegen venerische Krankheiten (mit Vorlegung eines Entwurfes), auf Einreichung einer Petition, betreffend den internationalen Mädchenhandel.

Antrag des Dresdner Rechtsschutzvereins für Frauen, unterstützt von 12 Vereinen: „Der Bund wolle in eine umfassende Agitation für eine möglichst allgemeine Einführung von Eheverträgen bei Eheschließungen eintreten."

Antrag desselben Vereins, unterstützt von 5 Vereinen: „Auf ein gemeinsames Vorgehen bezüglich des internationalen Mädchenhandels in der von Dr. Fuld im Centralblatt Nr. 17, 1899, vorgeschlagenen Form."

Antrag der Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, unterstützt von 5 Vereinen, im selben Sinne: „Der Bund der Frauenvereine wolle beschließen, folgende Petitionen an die Reichsregierung zu richten: Die verbündeten Regierungen werden gebeten, eine Konferenz zum Zwecke der Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels zu berufen."

Antrag des Vereins Frauenwohl-Berlin: „Der Bundesvorstand möge beim Beginn der Reichstagssession des Winters 1900/1901 wiederum eine Petition im Namen der Bundesvereine einreichen, betreffend die einheitliche Gestaltung des deutschen Vereins- und Versammlungsrechtes und die diesbezügliche Gleichstellung der Frauen mit ihren männlichen Volksgenossen."

An den Nachmittagen finden folgende Kommissionssitzungen statt:

Freitag, den 28. September, von 3 bis 6 Uhr. a) Sitzung der Kommission für Hebung der Sittlichkeit. 3 bis ½5 Uhr. Vors.: Frau Bieber-Böhm. b) Sitzung der Kommission für Mäßigkeitsbestrebungen. ½5 bis 6 Uhr. Vors.: Fräulein Ottilie Hoffmann.

Sonnabend, den 29. September, von 3 bis 6 Uhr. a) Sitzung der Kommission für Erwerbsthätigkeit der Frauen. 3 bis ½5 Uhr. Vors.: Frau Elisabeth Haselowsky. b) Sitzung der Kommission für Handelsangestellte. ½5 bis 6 Uhr. Vors: Fräulein Ika Freudenberg.

Montag, den 1. Oktober, von 3 bis 6 Uhr. a) Sitzung der Kommission für Kinderschutz. 3 bis ½5 Uhr. Vors.: Frau Helene von Forster. b) Sitzung der Kommission für Arbeiterinnenschutz. ½5 bis 6 Uhr. Vors.: Frau Anna Simson.

Dienstag, den 2. Oktober, von 9 bis 12 Uhr. a) Sitzung der Rechtskommission. 9 bis ½11 Uhr. Vors.: Frau Marie Stritt. b) Sitzung der Kommission für Erziehungswesen. ½11 bis 12 Uhr. Vors.: Frau Henriette Goldschmidt.

Mit der Generalversammlung sind öffentliche Versammlungen verbunden, in denen nachfolgende Vorträge gehalten werden:

Freitag, den 28. September, abends 8 Uhr: 1. Vortrag von Frau Marie Stritt-Dresden: Aufgaben, Ziele und bisherige Entwickelung des Bundes deutscher Frauenvereine. 2. Vortrag von Fräulein Dr. jur. Marie Raschke-Berlin: Selbsthilfe.

Sonnabend, den 29 September, abends 8 Uhr. 1. Vortrag von Fräulein Alice Salomon-Berlin: Öffentlicher und privater Arbeiterinnenschutz. 2. Vortrag von Fräulein Ika Freudenberg-München: Die Frau als Arbeitgeberin. 3. Vortrag von Frau Hanna Bieber-Böhm-Berlin: Der sittliche Schutz der Arbeiterin durch das Gesetz.

Montag, den 1. Oktober, abends 8 Uhr. 1. Vortrag von Fräulein Gertrud Bäumer-Berlin: Frauenbildung und Zeitforderungen. 2. Vortrag von Fräulein Natalie von Milde-Weimar: Gegenwart und Zukunft der Familie.

Wie man sieht, ist ein umfangreiches Programm für die Versammlung vorgesehen. Die befriedigende Erledigung wird abhängen von der Art, wie die Arbeit angefaßt wird. Wir möchten da auf einen Artikel hinweisen, den die derzeitige geschäftsführende Vorsitzende des Bundes, Frau Marie Stritt-Dresden, in Nummer 11 des Centralblatts des Bundes deutscher Frauenvereine veröffentlicht hat unter dem Titel „Radikal und gemäßigt." In ihren sehr treffenden Ausführungen weist sie darauf hin, daß der in diesen beiden Schlagworten nieder-

gelegte Gegensatz thatsächlich nicht existiert, daß auf beiden Seiten die Einsetzung der Frau in ihre vollen Bürgerrechte angestrebt wird. Man kann nur auf das lebhafteste wünschen, daß dieser sachliche Gesichtspunkt für die diesmaligen Verhandlungen der maßgebende bleibt.

* **Marie von Ebner-Eschenbach** sind zu ihrem siebzigsten Geburtstage, wie vorauszusehen war, von allen Seiten Beweise der Anerkennung und Verehrung dargebracht. Unter den zahllosen Huldigungen heben wir zwei besonders hervor: die philosophische Fakultät der Universität Wien ernannte die Dichterin zum Ehrendoktor, als erste Frau, der eine solche Ehre in Österreich widerfährt. Der Bund deutscher Frauenvereine, der 127 Vereine umfaßt, sandte ihr eine künstlerisch ausgeführte Adresse folgenden Wortlauts:

„Die deutsche Frauenbewegung hat ihre heißen Arbeitstage und ihre frohen Feste. Ein Festtag ist es für sie, wenn dem Einfluß der Frau neue Gebiete, ihrem Wirken neue Möglichkeiten erschlossen werden. Ein Festtag ist ihr aber auch der siebzigste Geburtstag von Marie von Ebner-Eschenbach.

Bedeutet er doch die Krönung eines Lebenswerkes, das in der Freiheit künstlerischen Gestaltens zum Ausdruck brachte, was die Frauenbewegung in der Welt der harten Realitäten zu reicherer Entfaltung, zu höherer Geltung bringen will: das feine Verständnis der Frau für persönliche Eigenart, ihr tiefes Mitempfinden für menschliches Bedürfen und Leiden, den hohen sittlichen Ernst, der alle menschlichen Beziehungen unter den Gesichtspunkt sozialer Aufgaben stellt, den reifen Idealismus, der den Weg zu ihrer Erfüllung weist.

Gewinnen wir doch auch aus der Anschauung dieses Lebenswerkes neue Kraft für unsere Überzeugung von der Berechtigung unseres Strebens, den Frauen volle Freiheit zu edler Entwicklung, volle Geltendmachung ihrer Eigenart in der Kulturwelt zu sichern. Darum grüßen die deutschen Frauen die große Künstlerin an ihrem Ehrentage in dankbarer Verehrung als eine der Ihren."

Es ist jedenfalls auch in der Geschichte der Frauenbewegung eine bemerkenswerte Thatsache, daß mit solcher Wärme und Einstimmigkeit wie Marie von Ebner-Eschenbach zu ihrem 70. Geburtstag außer Rosegger und Anzengruber keinem Dichter ihres Vaterlandes gehuldigt worden ist.

* **Die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken** ist Gegenstand einer schon vor längerer Zeit vom Reichskanzler veranlaßten Enquête gewesen. Die ministerielle Berliner Korrespondenz veröffentlichte kürzlich die Resultate. Die Umfrage bezog sich vor allem auf die Gründe, die die verheiratete Frau zur Fabrikarbeit zwingen, dann auf die gesundheitlichen und sittlichen Nachteile, die ihr aus ihrer Thätigkeit erwachsen und schließlich auf etwa zu ergreifende Schutzmaßregeln. Das Verhältnis der Zahl der verheirateten, verwitweten oder geschiedenen Frauen zu der Gesamtzahl der Arbeiterinnen (376 408) ist in den einzelnen Industriebezirken verschieden, es schwankt zwischen 10 bis 15 vom Hundert und 40 bis 50 vom Hundert. In Bezug auf die Gründe der weiblichen Fabrikarbeit ergab die Enquête das Bekannte: Witwen oder geschiedene Frauen oder solche, deren Mann arbeitsunfähig oder unlustig ist und die daher für ihre Familie aufkommen müssen, Frauen, deren Männer zu wenig verdienen, und schließlich solche, die durch einen Mehrverdienst eine bessere Lebenshaltung ermöglichen wollen.

In Bezug auf die hygienischen Gefahren berichtet die Berliner Korrespondenz:

Während ein Teil der Gutachten, unter Bezugnahme auf die in den betreffenden Aufsichtsbezirken vorzugsweise betriebenen Industrieen, erhebliche Gesundheitsschädigungen der Arbeiterinnen überhaupt nicht zuzugeben vermag, werden in anderen Berichten bestimmte Industrieen und gewisse Arbeiten in diesen Industrieen namhaft gemacht, für welche ein Verbot oder eine Einschränkung der Beschäftigung von Arbeiterinnen als wünschenswert bezeichnet wird. Jedoch tritt auch hier die Meinung zu Tage, daß in diesem Sinne etwa zu erlassende einschränkende Bestimmungen nicht allein den verheirateten, verwitweten ꝛc. Frauen, sondern allen Arbeiterinnen zugute kommen sollten. Dem Einwande, daß den Frauen ein besonderer Schutz gebühre, weil ihr Organismus durch Schwangerschaft und Wochenbett in erhöhtem Maße in Mitleidenschaft gezogen wird, tritt der Hinweis entgegen, daß die Zahl derjenigen unverheirateten Fabrikarbeiterinnen außerordentlich groß ist, die gleiche kritische Perioden durchzumachen haben. Hiernach scheinen erhebliche hygienische Gründe, welche eine bevorzugte Stellung der Frauen vor den Fabrikmädchen anraten könnten, nicht vorhanden zu sein. Die Fragen einer Erweiterung der Schutzzeit für Wöchnerinnen und die Einführung einer Schonzeit für Schwangere werden an und für sich hierdurch nicht berührt. In den Erörterungen über dieses Thema gehen die Ansichten der Gewerbeaufsichtsbeamten, welche naturgemäß hierbei den Ärzten den Vortritt lassen müssen, ziemlich weit auseinander. Mehrfach aber wird in den Berichten auf Grund der praktischen Erfahrungen betont, daß auch hier das Wünschenswerte häufig nicht mit den wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterinnen selbst übereinstimmen dürfte.

Auf die Frage, ob es sich empfiehlt, die verheirateten Frauen, „soweit sie ein Hauswesen zu besorgen haben," von der Fabrikarbeit auszuschließen, antworten die vorliegenden Berichte mit größerer oder geringerer Entschiedenheit: Nein. Zur Begründung dieser Stellungnahme wird in mannigfaltiger Form der Gedanke variiert, man dürfe der schwerringenden Frau nicht noch Schwierigkeiten durch gesetzliche Erschwerung der Fabrikarbeit be-

reiten. Es muß bemerkt werden, daß auch diejenigen Berichte, die einer Fernhaltung der Hausfrau von der Fabrikarbeit nicht abgeneigt sind, die Verwirklichung der tiefeinschneidenden Maßregel von Vorbedingungen abhängig machen wollen, deren Erfüllung zum Teil niemals zu erreichen sein wird. Weniger bedenklich in der Rückwirkung auf die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiterfamilien wäre die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeiten für die Hausfrauen, um ihnen für die Besorgung ihres Hauswesens mehr Zeit zu gewähren. Die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten lassen daher dieser Anregung zumeist eine wohlwollende Beurteilung zu teil werden, heben aber auch hervor, daß die Frauen, von Ausnahmen vielleicht abgesehen, zweifellos dadurch eine Einbuße erleiden würden. Denn nicht nur, daß ihr Verdienst sich verringern würde, sie könnten auch Gefahr laufen, aus ihren Stellungen gedrängt zu werden; denn im Interesse des einheitlichen Betriebes in den Fabriken würden die ledigen Arbeiterinnen, für welche die Normalarbeitszeit gilt, vor den im Gesetz begünstigten Frauen bevorzugt werden. Für unsere Fabrikarbeiterverhältnisse ist ferner bezeichnend, daß in mehreren Berichten von einer eingeschränkten Erwerbsmöglichkeit verheirateter Arbeiterinnen eine Vermehrung des Konkubinats befürchtet wird. Viele Ehen, die von vornherein mit Rechnung auf die Mitarbeit und den Verdienst der Ehefrau geschlossen werden, würden unterbleiben, wenn der Verheirateten ein Erwerb abgeschnitten wird, der der Unverheirateten offen steht.

Die Gutachten beweisen, ein wie schwer zu lösendes Problem die Arbeiterinnenschutz-Gesetzgebung in jeder Beziehung darstellt. Um so mehr ist es zu wünschen, daß keine Lösung ohne Heranziehung aller Beteiligten, vor allem eben der Frauen selbst, versucht wird.

* **Der 8. Bundestag deutscher Gastwirte,** der kürzlich in Heidelberg stattfand, hat eine Petition in Sachen des Arbeiterinnenschutzes beschlossen. Das Rätsel, wie die Fabrikarbeiterin zu dem freundlichen Interesse der Gastwirte kommt, löst sich leicht. Man erwartet, durch eine Beschränkung der weiblichen Arbeit in Fabriken mehr Kräfte für den Haushalt frei zu bekommen. So beschloß der Bundestag mit dem Deutschen Gastwirteverband und dem Bund der Landwirte, dem Reichstag eine Petition einzureichen, wonach Mädchen unter 17 (zuerst war sogar vorgeschlagen unter 18) Jahren in Fabrikbetrieben nicht beschäftigt werden dürfen.

* **Der Arbeitsnachweis für Frauen, insbesondere für weibliche Dienstboten,** ist der Titel eines in mancher Hinsicht bemerkenswerten Artikels von Hermann Frey-Wiesbaden in Nr. 48 der „Sozialen Praxis". Der Arbeitsnachweis in Wiesbaden, den der Referent organisiert hat und leitet, arbeitet mit einer besonderen Frauenkommission, der die Aufsicht über die Abteilung für Frauen übertragen ist. Der Referent sieht in dieser Einrichtung, die seitdem nur noch in München eingeführt ist, eine wesentliche Ursache dafür, daß der Wiesbadener Arbeitsnachweis für Frauen im Verhältnis zur Einwohnerzahl mit seinen Resultaten an der Spitze aller andern im deutschen Reiche steht.

* **Frauen in den Schulaufsichtsbehörden Englands.** Im Jahre 1895 enthielt der Bericht der englischen Royal Commission für das höhere Unterrichtswesen den Passus: „Wir sind der Ansicht, daß auch Frauen in die Aufsichtsbehörden für den höheren Unterricht wählbar sein müßten, da die Erfahrung lehrt, daß die Interessen der Mädchen bisher nicht selten ungenügende Berücksichtigung erfahren haben. Wenn aber nicht besondere Vorkehrungen dafür getroffen werden, ist es immerhin fraglich, ob eine hinreichende Anzahl von Frauen in dies Amt gewählt werden dürften, während wir es doch für durchaus erstrebenswert halten, daß eine bestimmte Anzahl der Mitglieder dieser Körperschaften Frauen wären" Thatsächlich sind denn auch seitdem nur verhältnismäßig wenige Frauen dafür gewählt worden, namentlich wo es sich um das technische Unterrichtswesen handelte. So hat sich denn neuerdings in London ein Executive Committee gebildet, das diesem Übelstande abhelfen und die für dringend nötig erkannte Beteiligung der Frauen an dieser wichtigen Aufgabe wirklich herbeiführen will. Das neugegründete Komitee versucht in erster Linie, die zur Erreichung seines Zweckes nötigen Geldmittel flüssig zu machen.

* **Der Congrès international de la Condition et des Droits des Femmes** tagte vom 5. bis 8. September im Palais des Congrès in Paris. Die Eröffnungsrede — eine Programmrede für die Richtung der französischen Frauenbewegung, deren Wünsche dieser Kongreß zum Ausdruck bringen sollte — hielt die Leiterin Maria Pognon. Der Gesichtspunkt, unter dem sie die Frauenfrage betrachtet, ist sozialistisch: Gerechte Verteilung des Gewinns aus Grund und Boden und Industrie, ein gerechter Entgelt für die persönliche Arbeit und Verhütung der Arbeitslosigkeit ist die Aufgabe, an der Männer und Frauen mit vollkommen gleichen Rechten und Pflichten zu arbeiten haben. Aus diesem Grunde fordert sie das politische Stimmrecht für die Frauen, eine bessere privatrechtliche Stellung, gleiche Bildungsgelegenheiten mit den Männern. Immer wird betont, daß die Frau unter vollkommen gleiche Arbeitsbedingungen zu stellen sei wie der Mann. Dementsprechend fiel auch — trotz heftiger Debatte — die Resolution aus, die die Versammlung im Anschluß an den zweiten Vortrag von Marie Bonnevial, „Gleichheit der Entlohnung", faßte. Die Rednerin forderte Ernennung von Fabrikinspektorinnen zur Beaufsichtigung der Frauen- und Kinderarbeit durch ein Frauenkomitee, Verkürzung der Arbeitszeit, uneingeschränktes Koalitionsrecht für weibliche und männliche Arbeiter, Gleichheit der Entlohnung bei gleicher Leistung, und die

Resolution erklärte sich gegen alle gesetzlichen Beschränkungen der Frauenarbeit und für gleiche Schutzgesetze für die Arbeit beider Geschlechter.

Bei Gelegenheit der Verhandlungen des zweiten Tages, die den Arbeiterinnenschutz im besonderen zum Gegenstand hatten, wurden verschiedene Resolutionen gefaßt: Erwählung der Gewerbeinspektorinnen durch Frauensyndikate, Ausdehnung aller für das Gewerbe geltenden Schutzbestimmungen auch auf den Handel, natürlich ohne Unterschied für beide Geschlechter, achtstündiger Arbeitstag mit wöchentlich einem freien Tag ohne Gehaltsabzug, Unterstellung aller Arbeiter, Angestellten, Hausbedienten ꝛc. beiderlei Geschlechts unter das Gewerbegericht.

Hinsichtlich des Wöchnerinnenschutzes verlangt Frau Edwards-Pilliet für die Arbeiterin Unterstützung aus Staatsmitteln während der Zeit des Wochenbettes. Der Kongreß will diese wenigstens sechs Wochen lang zu gewährende Unterstützung auf täglich mindestens 2 Francs festgesetzt wissen. Frauen, die für sich und ihr Kind keinen Unterhalt haben, sollen gezwungen (imposé) werden, in Hospitälern und Geburtsanstalten Aufnahme zu suchen; die Geldunterstützung soll in diesem Falle unterbleiben. Trotz Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf den dabei auszuübenden Zwang wird der Antrag angenommen und die Gründung von Asylen für Wöchnerinnen nach Pariser Muster in den Provinzen und im Auslande empfohlen.

Dem augenblicklich dem Senate vorliegenden Gesetze, das die Bereithaltung von Sitzgelegenheiten für die Handelsangestellten fordert, bringt der Kongreß seine Teilnahme entgegen, doch soll es nicht wie in Deutschland nur für Frauen, sondern für beide Geschlechter in Anwendung kommen.

In Bezug auf den Dienstmädchenschutz sieht man nach eingehenden Erörterungen davon ab, die Dauer ihrer Arbeitszeit gesetzlich festzulegen; man verlangt für sie gleiche Behandlung wie für den gewerblichen Arbeiter hinsichtlich Ruhe und Hygiene, außerdem besonderen Schutz der Minderjährigen gegen übermäßig lange Arbeitszeit und Einrichtung unentgeltlicher, kommunaler Arbeitsnachweise.

In Bezug auf die Arbeiterinnenkleidung soll das Verbot des Hosentragens für Frauen aufgehoben werden, da diese Tracht in gefährlichen Betrieben einen besseren Schutz bietet.

Eine heftige Debatte ruft wieder der Antrag eines Entgeltes für die Arbeit der Hausfrau hervor. Die Frage wird als noch nicht spruchreif einer Kommission überwiesen.

Zu der in der Gesetzgebung geplanten Altersversicherung der Arbeiter und Arbeiterinnen nimmt der Kongreß eine befürwortende Stellung ein.

Aus den weiteren Verhandlungen heben wir noch die über Erziehung und über Familienrecht hervor. Der Kongreß forderte in den von Marie Bonnevial geleiteten Sitzungen eine „éducation intégrale", eine allseitige Ausbildung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten; der Zugang zu allen Unterrichtsanstalten soll für beide Geschlechter gleichmäßig frei sein, und zwar unentgeltlich. Für die Mädchen soll ein besonderer Kursus, der sie auf die Erfüllung ihrer Mutterpflichten vorbereitet, mit dem Unterricht, den sie mit den Knaben gleichmäßig erhalten, verbunden werden. Eine Krippe, die im Anschluß an jede Schule errichtet werden muß, soll Gelegenheit zu praktischer Ausübung des in diesem Kursus Gelernten bieten. Gesetzeskunde soll für Knaben und Mädchen in der Elementarschule obligatorisch sein. Außerdem sollen Spezialschulen für Landwirtschaft, Haushalt und Gartenbau errichtet werden. Die Teilnehmer des Kongresses verpflichteten sich, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln in ihren Ländern für Einführung der Coeducation einzutreten.

Die Verhandlungen über die Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesetzgebung standen unter dem Vorsitz von Madame Durand, der Chefredakteurin der „Fronde". Die Resolutionen fordern Abstellung aller Bestimmungen, die die Frau in Bezug auf Verwaltung ihres Vermögens und Arbeitsverdienstes, auf das Verfügungsrecht über ihre Kinder, überhaupt in irgend einer Beziehung dem Manne unterstellen, Aufhebung auch des Gesetzes, das die recherche de la paternité untersagt, Anerkennung des „gegenseitigen Übereinkommens" als Ehescheidungsgrund. Auch für die Reform auf diesem Gebiet wird das Frauenstimmrecht als erstes Erfordernis verlangt. Die Beschlüsse des Kongresses sind, in eine Petition zusammengefaßt, in der Redaktion der „Fronde" zur Unterzeichnung ausgelegt worden und sollen durch Mr. Viviani, den Hauptredner in den Verhandlungen über die Gesetzgebung, in der nächsten Session der Kammer vorgelegt werden. Ob sie einen nennenswerten Erfolg haben werden? Man wird gewiß den gestellten Forderungen als einem fernen Ziel einer Entwicklung, an deren Förderung die Frauenbewegung aller Länder arbeitet, im allgemeinen zustimmen. Ob es deshalb richtig ist, sie in dieser Form ohne Vermittlung mit bestehenden Verhältnissen zum Gegenstand von Petitionen zu machen, ist eine andere Frage.

* **Totenschau.** In Michigan City, Ind., starb im Alter von achtzig Jahren **Mrs. Caroline E. Haskell**, die durch ihre Freigebigkeit gegen die Universität von Chicago auch bei uns allgemein bekannt geworden ist. Sie verwendete ein ungeheures Vermögen zum weitaus größten Teile zu gemeinnützigen Stiftungen. So schenkte sie u. a. der Universität das „Haskell-Oriental-Museum", dessen Errichtung nicht weniger als 400 000 Mark kostete und das für eine der Hauptzierden der Universität Chicago gehalten wird. Sie stiftete auch aus ihren Mitteln zwei besondere Professuren, deren eine, die sogenannte Haskell-Vorlesung, über „Autoritative Religon" jährlich von einem namhaften Theologen gelesen wird. Die andere, die man als Barrow-Vorlesung bezeichnet, ist eine Serie von Vorlesungen, meist über Indien, und zwar über die daselbst thätigen Missionare und Missionsgesellschaften. Jede dieser Professuren ist mit einem Kapital von 80 000 Mark ausgestattet. Auch auf mannigfache kleinere Stiftungen im Anschluß an die Universität verwendete sie 80 000 Mark; das Hahnemann-Hospital erhielt außerdem allein nicht weniger als 180 000 Mark und das Oberlin-College 40 000 Mark. Das sind ohne Zweifel Zahlen, die einem Respekt einflößen; noch mehr Respekt flößt das Interesse an Bildungsfragen ein, das sie verraten.

Der Verein „Frauenwohl" Jena
hat vor kurzem einen Bericht über die von ihm begründete „Hauspflege" veröffentlicht. Sie ist nach dem Muster der in Frankfurt, Berlin und Gotha bereits bestehenden Veranstaltungen begründet worden und verfolgt den gleichen Zweck wie diese, nämlich die Entsendung einer Aushülfe in solche Haushaltungen, in denen die Hausfrau verhindert ist, ihren Pflichten nachzukommen. Die Hauspflege wird Armen unentgeltlich geleistet, von besser Gestellten wird ein kleiner Beitrag erhoben. Es wurden im Geschäftsjahr 1898/1899 37 Pflegen geleistet, die zusammen 317 ganze, 37 halbe Pflegetage und 7 Nächte umfaßten. Der Gemeinderat der Stadt Jena unterstützt das Unternehmen durch einen jährlichen Zuschuß von 300 Mark. Der Vorstand der Abteilung „Hauspflege" besteht aus folgenden Damen: Frau A. Neugeboren, Fräulein L. Ackermann, Frau Dr. Türk, Fräulein Snell und Frau Zwetz.

Der Verein „Frauenwohl", Königsberg i. Pr.,
(Vorsitzende: Frau Pauline Bohn) veröffentlichte seinen zehnten Jahresbericht. Er konnte darin mit Befriedigung auf die Ehrung hinweisen, die dem Verein durch die Verwaltung der Stadt anläßlich der 20. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu teil wurde. Ein am Schluß des Frauentages gehaltener Vortrag von Fräulein Alice Salomon aus Berlin gab Veranlassung zur Erweiterung des bisherigen Arbeitsgebietes des Vereins durch die Gründung sozialer Hilfsgruppen. Ebenso sind infolge der Generalversammlung die Befugnisse der Waisenpflegerinnen erweitert worden. Es wurde eine Kommission vom Vorstand eingesetzt zur Vorbereitung einer Koch- und Haushaltungsschule für Frauen und Mädchen aller Stände. Die vom Königsberger Lehrerinnenverein und vom Verein Frauenwohl begründeten Gymnasialkurse wurden von 7 Vollschülerinnen und 7 Teilschülerinnen besucht. Die Handelslehranstalt und die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule erfreuten sich eines regen Besuchs. Besonders wichtig erscheint die Thätigkeit der Rechtsschutzkommission. Es wurde 172 Personen in 177 Rechtsangelegenheiten Rat erteilt.

Die schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital
in Zürich hat ihren dritten Bericht herausgegeben. Danach ist die Vorbereitung zu der großen vom Verein geplanten Organisation im besten Gange. Exemplare des Berichts, der schon über die zukünftigen Einrichtungen in mancherlei Beziehung orientiert, werden durch die Vorsitzende, Fr. Dr. med. A. Heer, Untere Zäune 17, Zürich I, versandt.

Bücherschau.

„Feuerblumen", Roman von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart, 1900. Verlag der J. G. Cottaschen Buchh. Nachf.) In der langen Reihe der Wilbrandtschen Romane nimmt „Feuerblumen" eine hervorragende Stellung ein: eine seiner besten Leistungen ist's auf diesem Gebiet. „Feuerblumen", das sind nach Wilbrandts Namengebung die Menschen, die in holdem Genießen und unthätigem Zuschauen ihr Leben hinbringen — Unkraut den einen, schönster Schmuck im Menschheitsgarten den andern. Und wieder erweist sich Wilbrandts neuer Roman als Erziehungsroman. Die Erziehung einer solchen „Feuerblume" gilt es, oder um das Bild zu wahren, ihre Veredelung zu reichem, thätigem, hilfskräftigem Menschentum. Und diese Erziehung geschieht durch eine Frau. Wie in all seinen Romanen hat Wilbrandt auch in „Feuerblumen" sein Menschheitsideal gestaltet, diesmal in der Persönlichkeit jener Frau; ein Ideal in Thatkraft und in reicher Bildung — in Christgläubigkeit und frommem Vertrauen in die göttliche Fügung auch. Ein junger Mann wird durch diese Frau erzogen; Liebe eint die beiden, die seelisch zueinander gehören und sich doch nicht angehören dürfen; Leidenschaftsirren bleiben seinerseits nicht aus. Dann aber, nach ihrem Tode, findet er die Wege, die sie ihm lebend vorgezeichnet hatte. Er findet seinen Frieden. In eine Idylle spinnt er sich ein, und ein Sonderlingsleben ist's, das er führt; aber zugleich ein Leben des starken Wirkens im engen Kreise und der Bethätigung des Ideals, das sie ihm lebte. Man findet den ganzen Wilbrandt in seinem neuen Roman. Man mag es tadeln, daß seine neue Arbeit allzusehr die wohlbekannten Züge trägt, allzusehr in oft von ihm selbst befahrenen Geleisen sich bewegt. Aber wer ihn lieb hat, der wird sich freuen, ihn so wiederzufinden.

„Otto von Bismarck“, sein Leben und sein Werk. Von Johannes Kreutzer. 2 Bände mit 2 neuen Bismarckbildnissen von J. B. Cissarz. Pr. 6,50 M., geb. 8 M. (R. Voigtländers Verlag.) Unter den biographischen Volksbüchern des Voigtländerschen Verlags nehmen die beiden Bismarckbände einen hervorragenden Platz ein. Es ist ziemlich selbstverständlich, daß der Verfasser einer volkstümlichen Bismarckbiographie auch ein Bismarckanhänger sein muß; Kreutzer weiß aber die Geschmacklosigkeiten des Bismarckkultus glücklich zu vermeiden und giebt eine objektive, ruhig dahinfließende und dadurch sehr angenehm berührende Darstellung des großen Lebens. Über die äußere Gliederung orientieren die Kapitelüberschriften. Der erste Band enthält: Kindheit und Jugend 1815—1847. Im Kampfe gegen die Revolution 1847—1851. Gesandter in Frankfurt, Petersburg, Paris 1851—1862. Bismarck als preußischer Minister bis zum Frieden mit Dänemark 1862 bis 1864, im Kampfe gegen Österreich 1864—1866. Begründer und Kanzler des Norddeutschen Bundes. Der zweite Band: Die Vollendung der auswärtigen Politik im Kriege mit Frankreich und bis zum Abschluß des Dreibundes. Innere Politik: Der Ausbau des Reiches; der Kulturkampf; das Zerwürfnis mit den Konservativen; die Wirtschafts- und Sozialreform. Die letzten Jahre im Amte. Der Altreichskanzler.

„Frau Sorge.“ Roman von Hermann Sudermann. 50. Auflage. Preis kart. 4 M., eleg. geb. 5 M. (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.) Bücher in fünfzigsten Auflagen „bespricht“ man nicht mehr; dazu sind sie zu sehr Gemeingut geworden. Aber man giebt sich gern Rechenschaft darüber, wie eine fünfzigste Auflage entstehen konnte. Hier liegt der Grund nicht an der Oberflächlichkeit des Publikums. Es darf im Gegenteil als mildernder Umstand gegenüber so mancher Jubiläumsausgabe, die nicht zu sein verdiente, hervorgehoben werden, daß auch dies tiefgründige Buch, das in einem einzelnen Menschengeschick Menschenlos schildert, in so vielen Tausenden von Exemplaren über deutsche Erde gezogen ist. Außer auf die mächtige Gestaltungskraft des Dichters dürfte der Erfolg vor allem auf die in diesem Jugendwerk so entschieden hervortretende Fähigkeit, die Wirklichkeit aus der Höhe zu schauen, zurückzuführen sein. — Die Jubiläumsausgabe ist in schöner Ausstattung erschienen und mit einem Jugendbildnis des Dichters geziert.

„Am Abgrund vorbei“, von Magdalene Thoresen. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber. (Schuster u. Löffler. Berlin und Leipzig 1900.) Die Probleme, die die Verfasserin behandelt, sind durch die Titelnovelle bezeichnet. „Am Abgrund vorbei“ führt ihr Geschick die Menschen, deren Kämpfen und Leiden die Verfasserin in feiner psychologischer Entwicklung zur Darstellung bringt. Es ist keine gewöhnliche Unterhaltungslitteratur, die sie bietet, und es sind Naturen von eigenartigem Charakter, die sie zum Gegenstand ihrer Darstellung gewählt hat. Die beiden weitaus hervorragendsten Erzählungen sind neben der Titelnovelle „Verlassener Mann“ und „Vater und Sohn“.

„Zur See, mein Volk!“ Die besten See-, Flotten-Lieder und Meerespoesieen, gesammelt von Julius Lohmeyer. (Leipzig, 1900. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.) Mit einem schwungvollen Gedicht des Herausgebers an den Kaiser, als den Schöpfer einer deutschen Flotte, ist diese Sammlung eingeleitet. Wirklich verspricht der Titel der Sammlung nicht zu viel: es sind die besten See- und Flottenlieder mit reicher Kenntnis der Litteratur und treuem Fleiß in diesem Büchlein von Lohmeyer zusammengestellt worden. Eine willkommene Gabe somit sicherlich all den Vereinen, Schulen, Turnerschaften, denen es am Herzen liegt, Begeisterung für Deutschlands Wachsen und Erstarken auf der See zu pflegen. Und noch einen andern Reiz gewährt das Büchlein: diese Zusammenstellung von Meerespoesieen zeigt dem Kenner, wie sich das Landschaftsempfinden in Deutschland dem Meer gegenüber entwickelt und gewandelt hat.

„Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“, von Gustav Theodor Fechner. 2. Aufl. Mit einer Einleitung von Kurd Laßwitz. (Verlag von Voß, Hamburg und Leipzig 1899.) Nanna ist wie Fechners populär-philosophische Schriften überhaupt, ja, in noch ganz besonderem Sinne ein liebenswürdiges Buch. Im Gegensatz zu Wilhelm Bölsches tropischer, oft greller Farbenpracht in seiner Darstellung des Liebeslebens der Tiere, ein Gegensatz, der sich einem unwillkürlich aufdrängt, atmet die Darstellung des feinsinnigen Gelehrten der fünfziger Jahre die Zartheit und Keuschheit der Naturbeseelung, die die deutsche Märchenpoesie kennzeichnet. Von wissenschaftlichem Interesse ist das Buch als erster noch tastender Versuch zur Ausgestaltung der parallelistischen Theorie, die Fechner später bestimmter und entschiedener vertrat. Es spricht für den eigentümlichen Reiz des Buches, daß es nach so langer Zeit wieder eine neue Auflage erlebt.

„Die Chemie im täglichen Leben“. Von Professor Lassar-Cohn. 4. Auflage (Leopold Voß, Hamburg). Preis geb. 4 M. Wir haben dem vorzüglichen kleinen Buch, das hier bereits in vierter Auflage erscheint, im IV. Jahrgang der „Frau“ eine ausführliche Besprechung in zwei eingehenden Artikeln gewidmet („Etwas Küchenchemie“. Von Paul Schettler. S. 646, 733), auf die wir hiermit nochmals ausdrücklich verweisen. Die neue Auflage bringt noch kleine Verbesserungen und Erweiterungen. Der Hauptvorzug des Buches dürfte darin bestehen, daß es auch dem nicht sachkundigen Leser eine höchst anregende Lektüre bietet und gerade die betreffenden Vorgänge des täglichen Lebens zum Problem macht, um dann das Problem zu lösen.

„Die Dienstpflicht der Frauen.“ Ein Beitrag zur Lösung der Arbeiterinnenfrage von Georg Schwiening Cassel. (Verlag von Ernst Hühn.) 1900. Dem eigentlichen durch den Titel angedeuteten Thema des Buches dienen die letzten drei Kapitel. Die ersten sechs beschäftigen sich mit der Arbeiterinnenfrage im allgemeinen und bieten eine sachkundige Zusammenstellung des Materials. Der Vorschlag, die Arbeiterin behufs Aneignung der nötigen hauswirtschaftlichen Kenntnisse zu einer dreijährigen Dienstzeit in fremden Häusern gesetzlich zu verpflichten, wird sich allerdings kaum als ein Beitrag zur Lösung der Arbeiterinnenfrage erweisen.

„Schriftsteller- und Journalisten-Kalender", herausgegeben von Emil Thomas. (1900, Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.) Ein sehr brauchbares Büchlein hat Thomas in diesem Kalender geschaffen. Bequem und übersichtlich sind die kalendarischen Einrichtungen und die Tabellen, gut verwertbar ein Auszug aus dem Preßgesetz (nach Schlagwörtern geordnet). Es fehlt nicht an einer Liste der Zeitungen und Zeitschriften, mit kurzer Charakterisierung ihrer Tendenz und Richtung; auch über Verlagshandlungen ist Auskunft gegeben; bei einigen Zeitschriften sind die üblichen Honorarsätze verzeichnet — kurz, der angehende Schriftsteller findet in diesem Buch in allen technischen Fragen seines Berufs einen zuverlässigen Ratgeber.

Im Verlag von W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35, erschien soeben ein Separatabdruck des im Juniheft „Die Frau" veröffentlichten Artikels: **Weltanschauung und Frauenbewegung** von Helene Lange. Die Broschüre ist durch jede Buchhandlung zu beziehen oder auch direkt vom Verlag gegen Einsendung von 43 Pf. inkl. Porto in Postmarken.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. Bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Dr. Theinhardt's
Kindernahrung
Aerztlich vielfach empfohlen bei Rhachitis, Scrophulose und Brechdurchfall.
Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rechenbachstr. 16.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.
Eröffnung Ostern 1901.
Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.
Frankfurt a. M., Unterlindau 17.

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert Lebenslänglich Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallesche Straße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beff. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 3 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Pwe. Helma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [31
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Malzextrakt
ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung der Reizzustände der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.
Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.
Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1.—
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Maggi

zum Würzen
der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

— Nur einmalige Anzeige! —

Limoges, Familienpension.

Fräulein **Lambert** und **Demerliac**, Lehrerinnen an der hiesigen „Höheren Töchterschule", würden gern fremde Mädchen in die Kost nehmen. — Behagliche Einrichtung und Familienleben. — Diese Mädchen könnten die Höhere Töchterschule und auch, nach ihrem Belieben, die hiesige Höhere Zeichenschule besuchen. — Es würden ausserdem alle nötigen Privatstunden diesen Mädchen zu Hause erteilt werden.

Kostgeld: **100 Franken monatlich** (alles mitgerechnet).

Adresse: **Mesdemoiselles Lambert et Demerliac, rue Saint Paul, à Limoges.**

Näheres bei: **Madame la Directrice des Cours Secondaires de Limoges. — Monsieur l'Inspecteur d' Académie de la Haute Vienne à Limoges.**

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Silberne Medaille.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pension im Hause.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Das Baby sollte man nicht zum Gegenstand von Experimenten mit zweifelhafter Kuhmilch, die ja leider oft bazillenhaltig oder zersetzt ist — oder mit allerhand Milch-Präparaten, Milchersatz-

Lehrerinnen-Kurse

der

Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

Unter dem Protektorat J. M. der Kaiserin u. Königin Friedrich.

S.W. Tempelhofer Ufer 2.

III. Jahrgang. Eröffnung: Anfang November.

I. **Theoretische Kurse:** Pädagogik der Fortbildungsschule. Volkswirtschaftslehre.
II. **Kaufm. Kursus:** Kfm. Rechnen, Buchführung, Correspondenz, Kfm. Schreiben, Stenographie, Maschinenschreiben.
III. **Gewerbl. Kursus:** Schneidern, Putzmachen, Maschinennähen, Wäschezuschneiden.

Schriftl. Auskunft u. Anmeldg. zu richten an **Frl. Margarete Henschke, W. Derfflingerstr. 16.** Sprechstunde: Mittwoch 5—6 in der Anstalt. Ausführl. Prospekte daselbst. Um rechtzeitige Anmeldung wird gebeten. **Der Vorstand.**

Höhere Mädchenschule, wahlfreie Kurse und Lehrerinnen-Seminar

von Frau **Klara Hessling, Berlin SW.,** Schönebergerstr. 3
(dicht am Anhalter Bahnhofe).

Anmeldungen täglich von 1—2, Freitags von 1—4 Uhr.

Wissenschaftliche Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Breslau.

Beginn des Wintersemesters 1900/01 am 24. Oktober. Anmeldungen bis spätestens zum 16. Oktober an den Schriftführer des geschäftsführenden Ausschusses, Oberlehrer **Dr. Benzinger, Breslau, Friedrich Wilhelmstr. 92 III** (Sprechstunden 3—4, außer Sonntag).

Programme mit Verzeichnis der einschlägigen Universitätsvorlesungen und Sonderkurse werden auf Verlangen zugesandt.

Study of English in Oxford.

Mrs. Burch (Principal of Vacation Course, St. Hugh's Hall) is willing to receive lady student wishing to attend University lectures into her family. Address: **20 Museum Road. Oxford.** Reference kindly permitted to Fräulein **Bertha von der Lage, Berlin W., Pallasstrasse 9.**

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Das Wintersemester beginnt

Dienstag, den 9. Oktober.

Anmeldungen sind zu richten an die Leiterin der Kurse, Fräulein **Helene Lange, Berlin W., Steglitzerstraße 48.**

Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England

von

Helene Adelmann

Preis 40 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. W. Moeser Buchhandlung.

mitteln und Eiweiß-Fabrikaten machen. Wer da möchte, daß das Baby ohne gefährliche Unterbrechungen gedeiht, der bleibe bei dem seit so langen Jahren immer gleich bewährten **Nestle'schen Kindermehl.** Denn dessen Material: „Reine Schweizermilch, Zwiebackmehl und Zucker" bleibt stets gleich und wird stets in derselben Vorzüglichkeit gewonnen. Die Herstellung ist, trotz ihrer Großartigkeit im jetzigen Betriebe, die denkbar einfachste. Darin liegt aber die Gewähr des Guten.

Weitere erprobte Originalrezepte zu Maggi.

Tauben mit Fricassee-sauce. 6 Personen. 2½ Stunden. 6 bis 7 Tauben werden in Salzwasser mit Suppenkraut weichgekocht, herausgenommen und mit folgender Sauce serviert:

Man kocht die Taubenbrühe mit 3 bis 4 Eßlöffeln in ¼ kg Butter gelbgedünstetem Mehl und drei Eßlöffeln Weißwein unter fortwährendem Rühren zu einer feinigen Sauce und quirlt sie mit 2 bis 3 Eigelb und dem Saft einer halben Citrone ab, lasse sie auf dem Feuer unter Rühren nochmals schnell aufkochen, verrühre 2 Theelöffel Maggiwürze gut darunter, schmecke sie nach Salz ab und gieße sie über die halbierten Tauben.

v. Bg.

Wurzelsuppe. Kochdauer 2 Stunden. 6 Personen. Einen Suppenteller voll Mohrrüben putzt man sauber, schneidet sie in Scheiben, setzt sie mit 40 Gramm Butter und 50 Gramm Mehl auf und dämpft sie so lange, bis das Mehl gar ist. Alsdann fügt man eine würflig geschnittene Zwiebel, sowie einige Stücke rohen Schinken, Salz und 3 Liter Wasser oder dünne Fleischbrühe dazu. Man kocht diese Suppe 2 Stunden, treibt sie durch ein Haarsieb, giebt 2 Theelöffel voll Maggiwürze und 250 Gramm Büchsen-Schnittspargel hinein und richtet sie dann sofort an. Das Spargelwasser kann man vorher mit der Suppe verkochen. M. v. B.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrenstraße 60/61,** früherer **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen an Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Kostenfreie Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

Emmer Pianinos
Flügel, Harmoniums
BERLIN C, 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hospitalstraße 36.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 49. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—¼4. [2

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade
Tropon-Cacao
besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3 fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.
Alleinige Fabrikanten
Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte Kindernahrung

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25 000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3707. **Das Institut Nicholson, „Langcott", Gunnersbury, London, W.**

Die schönste Dame ist häßlich, wenn Gesichtshaare sie verunzieren. Zur sof. unsch. Entfernung gebr. man nur das **Aechte** Brunnings Enthaarungspulver in Dosen M. 2.—, Flacons M. 2.50. Versand direkt franco, auch g. Nachn. durch Fabrikant C. **Reisser, Frankfurt a. M. 25.**

Hyacinthen

echte Haarlemer (jetzt zu pflanzen) 10 Stück in 6 Farb., als: 2 rote, 2 blaue, 2 weisse, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.50 für Töpfe, z. Mk. 2.— f. Gläser. Besonders empfohlen: „**CORONA**", mein schönst., farbenprächtigstes und beliebtestes Hyac.-Sortiment, enthaltend: 12 Hyacinthen in 12 der vorzügl. Sort. m. Namen u. Farbenbeschrbg. zu Mk. 3.50 für Töpfe, zu Mk. 4.50 f. Gläser. Ferner: **10 Hyacinthen** i. 10 Prachtsort. zu Mk. 3.— für Töpfe und zu Mk. 4.— für Gläser. Die von mir geführt. Hyacinthen verbind. billigsten Preis mit **I. Qualität.**

Meine Kunden schreiben: Sie sind doch der richtige Hyacinthenhuck, Sie sind der wahre, Sie sind der echte Hyacinthenhuck!

Huck's reizend illustr., prächtig farbenbunte **Hyacinthen-Broschüre** bei gütigen Aufträgen **gratis**, sonst gegen 30 Pfg. in Briefm.

Fried. Huck, Erfurt.

Telegr.-Adresse: „Hyacinthenhuck."

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über:

Das litterarische Echo

(Verlag: **F. Fontane & Co., Berlin W. 35**)

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** verdanken ihren Weltruf der mustergültigen Construction, vorzüglicher Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act.-Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Neidlinger.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar $3^1/_2$% des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. 19

Nancy, 1 rue Mably. **Le Pensionnat de Mesdames Boyer** se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses.

Soeben erschienen:

Deutscher Lehrerinnen-Kalender für 1900/1901.

Für den Zeitraum vom 1. Oktober 1900 bis 31. Dezember 1901.

Herausgegeben vom

Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.

Preis 1 M. 20 Pf.

Auf allgemeinen Wunsch umfaßt der Notizkalender fortan die Zeit von Oktober 1900 bis Dezember 1901.

Außer den üblichen Kalender-Einrichtungen, Stundenplänen rc. enthält der Kalender alles für Lehrerinnen Wissenswerte auch in Bezug auf Gesetze, Verordnungen, Gehälter, Pensionen, Unterstützungskassen, Ferienheime rc., und ist der Kalender somit ein unentbehrliches Nachschlagebuch für Lehrerinnen.

Neuaufgenommen sind die neuesten Ministerial-Erlasse, das Mädchenschulwesen rc. betreffend.

Vermöge seiner elegant**en** und doch praktisch**en** Ausstattung eignet sich der Kalender sehr gut zum Geschenkbuch.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt gegen Einsendung des Betrages in Marken von

L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius)

in Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 38/39.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 2. November 1900.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die vierte Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Als ich vor zwei Jahren über die Hamburger Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zu berichten hatte, sah ich in der Hauptsache ab von allem, was nicht die direkte Arbeit des Bundes betraf, insbesondere von einer Wiedergabe der Debatten über Geschäftsordnung und Statutenänderung, bei denen, wie ich schon damals berichten mußte, es sich zeigte, „daß die Frauen so gut überflüssige Worte reden und gewollte oder ungewollte Obstruktion treiben können wie die Männer. Es ging," so hieß es weiter, „ein erlöstes Aufatmen durch die Versammlung, als es hieß: Nun können wir endlich in unsere eigentliche Arbeit eintreten."

Zu diesem erlösten Aufatmen ist es in Dresden noch viel später und für noch viel kürzere Zeit gekommen. Und wenn man bisher in begreiflicher Schonung für das eigene Geschlecht und seine noch junge Wirksamkeit im öffentlichen Leben die wenig erfreulichen Erscheinungen, die immer wieder — und man darf leider sagen, neuerdings in erhöhtem Maße — bei den Versammlungen des Bundes deutscher Frauenvereine hervortreten, zu vertuschen und zu beschönigen versucht hat, so dürfte jetzt doch der Augenblick gekommen sein, in dem ein offenes Wort darüber am Platze ist.

Zuerst freilich sei, wie billig, von der Arbeit des Bundes die Rede.

Die Berichte der Kommissionen zeugten zum Teil von einer regen Thätigkeit in der abgelaufenen Geschäftsperiode. Besonders interessierten die Mitteilungen, die Frau von Forster aus der neu eingesetzten Kinderschutzkommission und Fräulein von Beschwitz aus der Rechtskommission gaben. Im übrigen liegt es in der Natur der Sache, daß diese Kommissionsberichte eine gewisse Einförmigkeit zeigen, da

ihnen ja eine Thätigkeit zu Grunde liegt, die Jahr aus, Jahr ein in schwerer Ackerarbeit sich müht. Die in den eigentlichen Kommissionssitzungen sonst so oft gegebenen wertvollen Anregungen und die persönliche Fühlung der Delegierten auf den betreffenden Gebieten wurden diesmal bedeutend reduziert, da auch die Kommissionssitzungen durch die später zu erörternden Umstände stark beeinträchtigt wurden. Im engsten Zusammenhang mit der Kommissionsarbeit standen einige auf der Tagesordnung stehende Anträge; so der Antrag des Vereins Frauenwohl-Berlin um Wiederholung der Petition um die volle Vereins- und Versammlungsfreiheit für die Frauen, der Antrag des Dresdner Rechtsschutzvereins für Frauen: „Der Bund wolle in eine umfassende Agitation für eine allgemeine Einführung von Eheverträgen bei Eheschließungen eintreten"; endlich der Antrag desselben Vereins „auf ein gemeinsames Vorgehn bezüglich des internationalen Mädchenhandels", ein Antrag, den gleichfalls der Vorstand des Bundes und die Hamburger Ortsgruppe des Allg. deutschen Frauenvereins gestellt hatten; so auch der Antrag des Vorstandes auf Einreichung einer Petition um Schutz gegen venerische Krankheiten, die wegen der Schwierigkeit der Materie noch einer weiteren Bearbeitung in der Sittlichkeitskommission unter Zuziehung von Ärztinnen unterliegen wird. Erfreulicherweise zeigten die Debatten, daß die auf anderen Gebieten dieser komplizierten Frage hervortretenden prinzipiellen Differenzen zwischen den Vertreterinnen der Föderation und des Standpunktes von Frau Bieber-Böhm in einzelnen Fällen bei gutem Willen nicht unüberbrückbar sind. Fräulein Pappritz als Hauptvertreterin der Föderationsbestrebungen in der deutschen Sittlichkeitsbewegung erklärte sich mit der allgemeinen Richtung der Petition durchaus einverstanden.

Bei all diesen Gelegenheiten trat tüchtige Kraft zu Tage. Es sei vor allem der klaren Begründung des oben erwähnten Dresdener Antrags durch Fräulein von Beschwitz und der von Frau Eichholz ausgearbeiteten Begründung des Antrags den internationalen Mädchenhandel betreffend gedacht. Die Ausführungen von Frau Eichholz waren sowohl in bezug auf das herangezogene, noch wenig bekannte Material als auch auf die Vorschläge zur Bekämpfung ein Zeugnis dafür, daß auf den einzelnen Arbeitsgebieten des Bundes von den Mitgliedern der Bundesvereine mit Ernst und Energie gearbeitet wird. Das Gleiche ging aus manchen Mitteilungen und Äußerungen in der Debatte hervor. Wenn daher die Dresdener Tagung mit weniger positiven Ergebnissen abschloß, als die früheren, als selbst die Hamburger, so lag das sicher nicht an den Delegierten im allgemeinen; ebensowenig lag es an der Leitung, die von Frau Marie Stritt, der jetzigen Vorsitzenden des Bundes,[1]) trotz ihrer fast erdrückenden Aufgabe in tadelloser Weise gehandhabt wurde. Die Schuld lag einzig und allein an den Führerinnen der kleinen Gruppe von Delegierten, die schon die Hamburger Tage in so empfindlicher Weise gestört hatte.

Fräulein Dr. jur. Anita Augspurg empfahl gelegentlich die Verhandlungen der sozialdemokratischen Parteitage als Muster. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sie sich selbst in bezug auf die Debatten ein Beispiel an der Mainzer Konferenz der sozialdemokratischen Frauen genommen hätte. Die „Gleichheit" berichtet darüber: „Von der Erkenntnis geleitet, daß die Zeit für die Beratungen kurz bemessen, die zu erörternden Fragen aber viele und schwierige waren, wurden die auf Kongressen und

[1]) Die bisherige Vorsitzende, Auguste Schmidt, die wegen starker Arbeitsüberlastung den Vorsitz niederlegen mußte, wurde einstimmig von der Versammlung zur Ehrenpräsidentin des Bundes ernannt.

Konferenzen üblichen Formalitäten auf ein Mindestmaß beschränkt. Die unumgänglichen Formalitäten aber wurden rasch und ohne viele gutgemeinte, jedoch überflüssige Worte erledigt. Auch die seltenen und stets sehr kurzen Debatten zur Geschäftsordnung bekundeten, wie klar die Genossinnen sich der Notwendigkeit bewußt sind, Zeit für die Tagesordnung zu gewinnen, aber auch, welche Gewandtheit und Disziplin sie für die Verhandlungen mitbrachten."

Von Fräulein Augspurg konnte ungefähr das Gegenteil gesagt werden. Sachlich hatte sie nichts von besonderer Bedeutung beizubringen; in bezug auf rein Formales aber, das von ihr mit ungeheurer Wichtigkeit behandelt wurde, Geschäftsordnung, Neubildungen innerhalb der Organisation des Bundes, die erst in Hamburg eingehend revidiert worden war und in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit in der kurzen Geschäftsperiode noch kaum erprobt sein konnte, erwies sie sich als Dauerrednerin. Geschäftsordnungsmäßig war dagegen nichts zu machen. Wenn jemand die Unverzagtheit besitzt, zu jeder Frage, er mag viel davon verstehen oder wenig, zu sprechen und die festgesetzten „zweimal zu jedem Gegenstand" dahin auszunützen, daß möglichst zu einem halben Dutzend Amendements, dann wieder zur Geschäftsordnung, zur Richtigstellung und zu einer persönlichen Bemerkung das Wort ergriffen wird, so kann eine Geschäftsordnung keine Handhabe dagegen bieten. Denn jede Geschäftsordnung ist unter der Voraussetzung gemacht, daß man es mit Leuten zu thun hat, die eine gemeinsame Arbeit wirklich wünschen. Daß sie im Dienste von Parteiinteressen zur Obstruktion gemißbraucht werden kann, zeigt die Praxis der Parlamente oft genug. Und der Parlamentarismus, wie er sich räuspert und wie er spuckt, stachelte den Ehrgeiz der „Partei" zu fast kindlichen Leistungen auf. Denn kindlich muß man es nennen, wenn in einer Frauenversammlung, die ernster Arbeit bestimmt ist, eine Anzahl von Teilnehmerinnen sich in aller Morgenfrühe die linken Plätze zu sichern sucht, wenn mit Oho! und Hört, hört! die Debatten begleitet werden, wenn alle formalen Angelegenheiten mit dem tödlichsten Ernst und einer sklavischen Nachahmung parlamentarischer Bräuche vollzogen werden, die einen modernen Aristophanes zu neuen Ekklesiazusen begeistern könnten. Denn es trat nicht nur der den Griechen allerdings noch nicht bekannte Parlamentskoller charakteristisch hervor — so charakteristisch, daß eine anwesende feinsinnige Vertreterin der Frauenbewegung die Äußerung that: Wenn das so weiter geht, so bekommen wir auch in der Frauenbewegung den ganz kommunen Parlamentarismus von heute, bei dem es einfach heißt: „Dickhäuter vor!" — sondern auch die sachliche Auffassung erinnerte an das Rezept der Ekklesiazusenweisheit:

> Nun säume nicht länger und mach' Dich ans Werk und erörtre die neuen Ideen.
> Wenn nur eilig es geht, das erfreut sie zumeist und gewinnt Dir den Beifall der Menge.

und:

> . . . . . von Regierungsmaximen erscheint uns
> Nur die eine: „Das Neuste, das Beste" probat; alles Alte verachten wir gründlich.

Und diese Regierungsmaxime ließ die Stellung der „Neuen" und der „Alten" im Lichte der sinnigen Unterscheidung „von Vereinen, die den Bund stützen und solchen, die von ihm gestützt werden" erscheinen, ein Vergleich, der, wenn nichts weiteres, so doch die naive Zufriedenheit mit sich selbst bekundete.

Parlamentarische Formen sind nötig und nützlich, wie ein gutes Statut und eine gute Geschäftsordnung nötig und nützlich sind. Aber daß bei einem schlechten

Statut tüchtige Arbeit und bei dem besten „negative Arbeit" geleistet werden kann, sollte über die Grenzen ihres Wertes orientieren und verhindern, daß eine ganze große Versammlung, die zu sachlichen Zwecken zusammenkommt, durch solche „negative Arbeit" auf das schwerste geschädigt wird. Jedenfalls aber sollten die Frauen sich hüten, mit den parlamentarischen Formen zugleich parlamentarische Formlosigkeiten und Ungezogenheiten zu übernehmen. Wenn irgendwo, so müßte hier der Geschlechtsunterschied bestimmend einwirken.

Neben dieser Schädigung fielen die von Frau Minna Cauer hervorgebrachten Verzögerungen durch Zurückgreifen auf längst vergangene Dinge und vermeintliche persönliche Kränkungen weniger ins Gewicht; um so mehr die Umwerfung der Tagesordnung durch einen auf Veranlassung von Frl. Lischnewska eingebrachten Dringlichkeitsantrag: „Der Bund Deutscher Frauenvereine möge die Verständigung der bürgerlichen mit der sozialistischen Frauenbewegung in Sachen der Frauenfrage für wünschenswert erklären." Er veranlaßte bis zu seiner endgiltigen Ablehnung stundenlange Debatten und machte eine starke Reduzierung der für die wichtigen Kommissionssitzungen bestimmten Zeit sowie eine beträchtliche Verlängerung der Generalversammlung notwendig; eine Anzahl der Delegierten konnte daher sehr gegen ihre Absicht und die ihrer Vereine den Schluß der Versammlung nicht mehr abwarten.

Veranlassung zu diesem Dringlichkeitsantrag bot die in Mainz abgehaltene erste Konferenz der sozialdemokratischen Frauen, auf der, wie berichtet wurde, eine sozialistische Frauenbewegung sich konstituiert hat. Inwieweit die sozialistischen Führerinnen, die bisher mit besonderem Nachdruck die Gemeinsamkeit der Interessen von Genossen und Genossinnen, den Klassencharakter ihrer Bewegung betonten, sich mit dieser Auslegung der Mainzer Beschlüsse einverstanden erklären, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls enthält der Bericht der „Gleichheit" nichts, was dieser Auffassung entspräche.

Was den Antrag selbst betrifft, so gehört die naive Überzeugung von der welterschütternden Macht von Resolutionen dazu, um ihn angesichts einer schon überlasteten Tagesordnung, angesichts der Thatsache, daß der Bund vor allem seine positive Arbeit für die kommende Geschäftsperiode in gemeinsamer Beratung festzulegen hatte, für „dringlich" zu erklären. Daß er die genügende Unterstützung fand, läßt sich nur aus dem Pathos erklären, mit dem man auf die ausgestreckten Hände der sozialistischen Frauen hinwies. Wie wenig der wahre Sachverhalt dies Pathos rechtfertigte, wurde mancher klar, als im Lauf der Debatte durch Verlesung eines Passus aus der „Gleichheit" die Auffassung der Mainzer Vorgänge durch die sozialistischen Frauen selbst klargelegt wurde: „Eine kurze Debatte entspann sich zu dem Antrag der Genossin Braun, die Stellung der proletarischen zur bürgerlichen Frauenbewegung zu präzisieren. Meinungsverschiedenheiten treten in derselben nicht zu Tage. Die Genossinnen Zetkin, Ihrer, Zietz, Wengels und Genosse Ledebour waren übereinstimmend der Ansicht, daß kein Grund vorliege, die grundsätzliche Stellung der proletarischen zur bürgerlichen Frauenbewegung einer Revision zu unterziehen. Inwieweit einzelne Genossinnen auf Gebieten, die außerhalb der sozialistischen Bewegung liegen oder von dieser zur Zeit noch nicht erfaßt werden können, mit Frauenrechtlerinnen oder andern bürgerlichen Elementen gelegentlich und vorübergehend zusammenwirken könnten, das müsse dem persönlichen Ermessen, ihrem Geschmack, ihrem Taktgefühl und der Wichtigkeit besonderer Umstände überlassen bleiben."

Diese Stelle zeigt wohl deutlich, daß es den sozialistischen Frauen nicht eingefallen ist, sich ihre Tagesordnung durch den Antrag Braun so über den Haufen

werfen zu lassen, wie der Bund durch den Antrag Lischnewska, ein Beweis dafür, daß man in jenem Lager das Wertverhältnis von Arbeit und Resolutionen anders abschätzt.

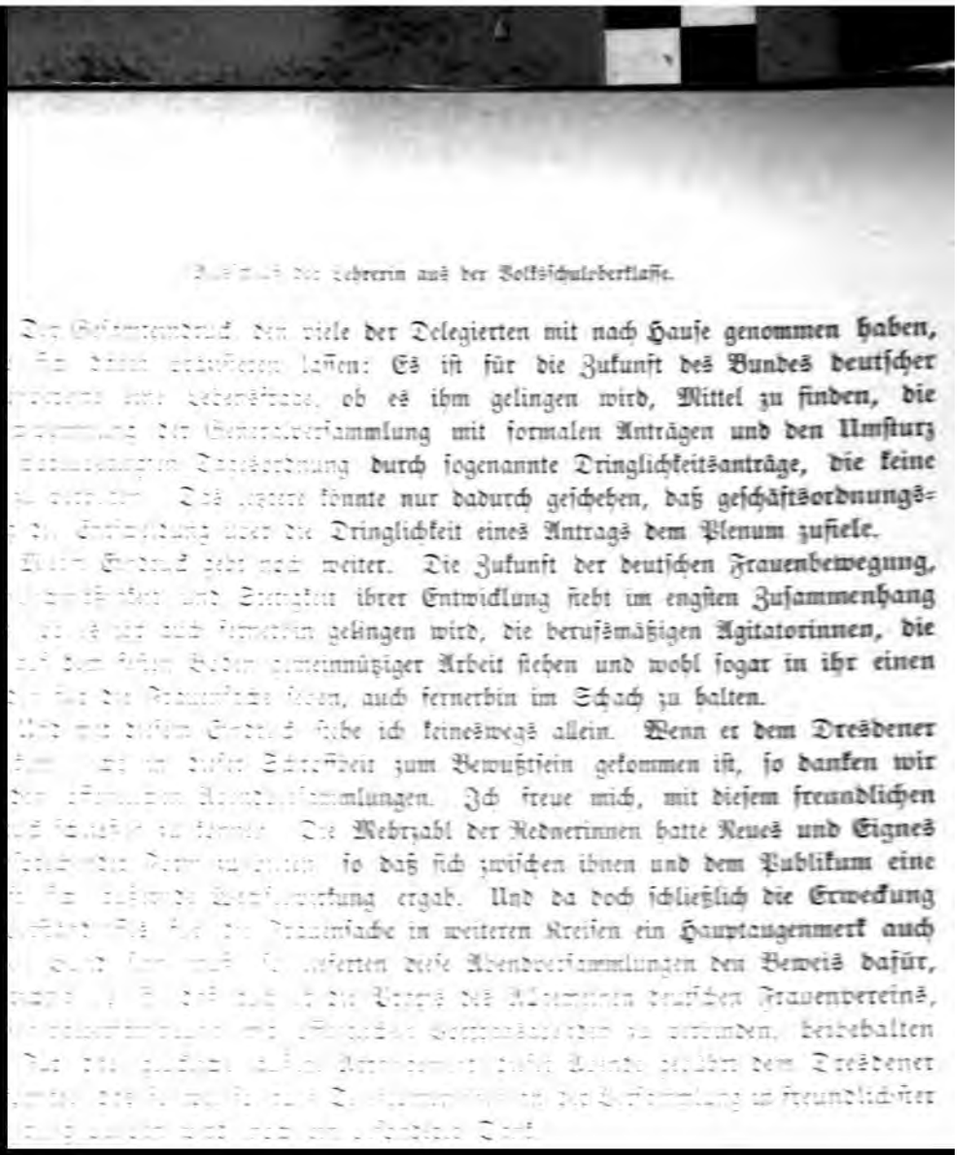
Die einzige ganz entsprechende Antwort auf die Erwägungen im sozialistischen Lager hätte wohl in einem ruhigen vermehrten Entgegenkommen von Vertreterinnen der Frauenbewegung, in der sozialen That, gelegen. Diese Empfindung teilten viele der Delegierten. Und daß man gerade diesen Weg zu beschreiten gewillt ist, das bewies die Annahme des Gegenantrags Lange-Freudenberg, der diesen Weg betont und damit weit über das akademische „wünschenswert" hinausgeht. „Die vierte Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine erkennt die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen den Vertreterinnen der Frauenbewegung und der Arbeiterinnenbewegung an und empfiehlt, die Möglichkeit einer Verständigung auf gemeinsamen Arbeitsgebieten von Fall zu Fall in Betracht zu ziehen und zu suchen."[1])

Aber mit dieser Fassung war der „Linken" keineswegs gedient. In endlosen Debatten verteidigte sie ihren Antrag und bestand vor allem auf der Bezeichnung „sozialistisch", obwohl wieder und wieder betont wurde, daß der Bund keine politische Körperschaft sei noch sein dürfe und daher eine parteipolitische Bezeichnung in seinen Resolutionen weder anwenden könne noch dürfe. Und es war ein Höhepunkt der Diskussion, als zwei anwesende sozialistische Arbeiterinnen durch den Mund von Frau Professor Krukenberg erklären ließen, daß ihnen an der Aufnahme des Wortes „sozialistisch" in die Resolution nichts liege, sondern nur an der thatsächlichen Annäherung, eine Erklärung, die die „Linke" nicht hinderte, nach einem kurzen Moment des Verblüfftseins, plus catholique que le pape, dennoch auf der Aufnahme des Wortes „sozialistisch" zu bestehen. Es darf wohl als ein gutes Zeichen für die richtige Beurteilung der Sachlage durch die Majorität der Delegierten angesehen werden, daß sie sich aus der politisch-neutralen Stellung, die der Bund innezuhalten verpflichtet ist, nicht herausdrängen ließen. Sie haben damit die Stellung gerechtfertigt, die der Bund von Anfang an eingenommen hat: die Arbeiterinnen sind ihm von jeher von Herzen willkommen gewesen, gleichgiltig, zu welcher politischen Fraktion sie sich rechneten, zu den Sozialdemokratinnen als solchen aber konnte er kein Verhältnis haben. Er hat damit seinerseits genau denselben Standpunkt innegehalten, wie die sozialistischen Führerinnen ihrerseits von jeher und noch jetzt in Mainz. Nach der klaren Zusammenfassung der Verhandlungen von Henriette Fürth in den „Dokumenten der Frauen" wurde betont, daß „von einem Zusammengehen mit der bürgerlichen Frauenbewegung als solcher nicht die Rede sein" könne.

Es ist bedauerlich genug, daß auch diesmal die unzählige Male widerlegte Behauptung wiederholt wurde, der Bund habe die Arbeiterinnen zurückgewiesen. Sollte seiner Zeit wirklich eine mißverständliche Äußerung gefallen sein, so mußten die immer wieder gegebenen und auch diesmal wiederholten Erklärungen des Vorstandes genügen, um jede falsche Auslegung zu beseitigen. Unter gebildeten Menschen pflegt die bestimmte Versicherung, daß eine Sache, eine Meinung so oder so sei, zu genügen. Jedenfalls wird man in Zukunft nach der auch diesmal gegebenen bündigen Erklärung das Recht haben, bei nochmaliger Wiederholung jener Unwahrheit von böswilliger Verleumdung zu sprechen.

* * *

[1]) Die endgiltige Fassung strich — nicht ganz glücklich, wie mir scheinen will — die Vertreterinnen, fügte dem Wort Frauenbewegung „bürgerlichen" hinzu und verstärkte auf Veranlassung der Antragstellerinnen selbst den letzten Passus durch den Ausdruck: „nach Kräften zu suchen."



[illegible] der Lehrerin aus der Volksschuloberklasse.

Der Gesamteindruck, den viele der Delegierten mit nach Hause genommen haben, [illegible] lassen: Es ist für die Zukunft des Bundes deutscher [illegible] eine Lebensfrage, ob es ihm gelingen wird, Mittel zu finden, die [illegible] der Generalversammlung mit formalen Anträgen und den Umsturz [illegible] Tagesordnung durch sogenannte Dringlichkeitsanträge, die keine [illegible] Das letztere könnte nur dadurch geschehen, daß geschäftsordnungs- [illegible] Entscheidung über die Dringlichkeit eines Antrags dem Plenum zufiele.

[illegible] Eindruck geht noch weiter. Die Zukunft der deutschen Frauenbewegung, [illegible] und Stetigkeit ihrer Entwicklung steht im engsten Zusammenhang [illegible] auch fernerhin gelingen wird, die berufsmäßigen Agitatorinnen, die [illegible] gemeinnütziger Arbeit stehen und wohl sogar in ihr einen [illegible] die Frauensache sehen, auch fernerhin im Schach zu halten.

[illegible] stehe ich keineswegs allein. Wenn er dem Dresdener [illegible] in dieser Schroffheit zum Bewußtsein gekommen ist, so danken wir [illegible] Abendversammlungen. Ich freue mich, mit diesem freundlichen [illegible] Die Mehrzahl der Rednerinnen hatte Neues und Eignes [illegible] so daß sich zwischen ihnen und dem Publikum eine [illegible] Wechselwirkung ergab. Und da doch schließlich die Erweckung [illegible] Frauensache in weiteren Kreisen ein Hauptaugenmerk auch [illegible] lieferten diese Abendversammlungen den Beweis dafür, [illegible] Praxis des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, [illegible] zu verbinden, beibehalten [illegible] dem Dresdener [illegible] in freundlichster [illegible]

„Also 1900 ist kein Schaltjahr. Paßt ja recht auf: es giebt keinen 29. Februar! Ihr werdet's wohl alle erleben, es ist wenigstens anzunehmen, ihr seid noch jung. Du, rechne flink einmal aus, wie alt bist du dann?"

„Zwanzig Jahr!" antwortete der Knirps, der seine vier bis fünf Jahre in der ersten Klasse abzusitzen hatte.

„Schönes Alter! Schönes Alter, 20 Jahre! — — Und du? — 22 Jahre? Na, das ist auch noch ganz schön; aber freilich 20 Jahre ist's nicht mehr. — Und du, Kind, wie alt wirst du 1900 sein?"

„24 Jahre!" lautete die gepreßte Antwort.

„24 Jahre! Hm, hm! Das ist — ja — das ist schon ganz etwas andres — ganz jung ist das nicht mehr" —

Die Tonabstufungen, das Herniedersteigen von fast überschwänglichem Entzücken zu bedauerndem Mißbehagen sagten mehr als die abgerissenen Worte.

Ein Mädel, das über seine 14 Jahre hinaus in der Schule geblieben war, weil es etwas Tüchtiges lernen und werden wollte, versteckte sich schnell: es schämte sich, im Jahre 1900 26 oder 27 Jahre zu zählen, so alt, so unweiblich alt zu sein.

Stets, wenn ich höre, daß in einer Anzahl von Städten und in einer Anzahl von Volksschulen die Lehrerinnen prinzipiell von der Oberstufe ausgeschlossen werden, daß sie hin und wieder wohl Fachunterricht in der ersten Klasse erhalten, nicht aber zur Klassenlehrerin heraufrücken dürfen, fällt mir jener Tag und jenes seltsame Examen ein. Es hat symptomatische Bedeutung, und die Symptome, die es zeigt, leben von Ursachen und erzeugen Wirkungen. Wären die Symptome unfruchtbar, Zuckungen, deren Schwingungen das Subjekt umspielen, ohne zum Objekt hindurchdringen zu können, sie ließen sich mit einem Achselzucken abthun oder es genügte, ihre Erscheinungsform wiederzugeben und unter die lustigen Geschichten zu reihen. Aber sie pflanzen sich fort und suchen eine Begegnung, und nun springt das Dritte hervor, die Wirkung, die rücksichtslos und pfeilgrade ihren sichern Weg verfolgt.

Diese Wirkungen sind das Erste, Feste, Greifbare der Dreiheit, das jedem in die Augen springt, der die kleine Welt einer Mädchenvolksschule zu beobachten Gelegenheit hat. Beobachten ist zu viel gesagt für die einfache Wahrnehmung einer Thatsache, die wie Fett auf der Oberfläche schwimmt, wohin man auch schauen mag, und die sich leicht abschöpfen läßt, selbst von den ungeübtesten Händen. Die erste Klasse verwandelt die Mädchen. Die Verwandlung vollzieht sich nicht mit einem Ruck, aber doch verhältnismäßig schnell; es gehen Zeichen voran, kleine Kämpfe, ein paar Zaghaftigkeiten und Unsicherheiten, aber dann giebt's kein Hindernis mehr für die frische, fröhliche Fahrt auf der neuen Bahn. Der Standpunkt der zweiten Klasse ist überwunden und der Ballast fortgeworfen, mit dem sie das Lebensschifflein beschwerte. Die Mädchen beginnen sich zu fühlen, sich selber als etwas Reizvolles, Fertiges, sie schreiten keck und selbstbewußt einher, stets durch ein Zuviel an Würde oder Lebendigkeit, an rücksichtsloser Lässigkeit oder huldvoller Liebenswürdigkeit charakterisiert, das auf den Wahn hindeutet, jederzeit ein höchst interessantes Beobachtungsobjekt zu sein.

Der Ordnungssinn drückt ein Auge, oft beide Augen zu. Unter den Bänken liegt der Papierschnee zerrissener Blätter und wird durch das Zimmer getragen; des Frühstückspapiers und der Frühstücksreste entledigt man sich nach Belieben, wie es dem freien Menschen geziemt. Die eigene Person verliert scheinbar nichts bei diesem Ordnungsschlummer, denn die Eitelkeit nimmt sich ihrer an und sucht durch Schleifen-

putz und billigen Spitzentand die Unordnung vergessen zu machen. Natürlich gelingt ihr das nur für die Mädchen selber, die sich durcheinander und aneinander den Geschmack verderben und das Auge an den schlimmsten aller Kontraste gewöhnen.

Im Grunde genommen ist die ganze Verwandlung der Mädchen ein Gewöhnen an ein Nebeneinander, das es nicht geben dürfte. Beim Unterricht zeigt es sich deutlich. Bisher mußte ihr Ich untertauchen, sich selbst vergessen, verlieren in der Arbeit des Erkennens, des Durchdringens anderer Gegenstände, neuer Stoffe, um dann reicher, geklärter wieder zu erstehen; jetzt bleibt das liebe Ich ungerührt und unberührt auf seinem Selbstbewußtseinsposten und schaut voll Stolz hernieder auf das mehr oder minder anziehende Spiel zu seinen Füßen, das sich „Unterricht" nennt. Es spielt ein bißchen mit und zieht sich wieder zurück, je nach Laune und Klugheitsrücksichten. Die bildende, formende, emporziehende Macht hat selbst der beste Unterricht verloren, das Lebenerweckende und Geistbezwingende bleibt wirkungslos, weil keine Seelen da sind, deren Pforten sich ihm erschließen.

Dieses ablehnende Selbstbewußtsein der Mädchen paart sich mit einer starken Empfänglichkeit für alles, was ihr spezielles kleines Ich zum Mittelpunkt macht, und Massenfreundschaften erblühen auf diesem Prinzip. Die Massenfreundschaften füllen sich mit einem Inhalt, der durchaus schulfeindlich ist und die Gegensätzlichkeiten noch vermehrt. Versteckter und offener Ungehorsam unterwühlen den Zusammenhang mit Schule und Lehrer, und endlich werden jene „Vorurteile" abgestreift, ganz und gar abgestreift, die frühere Unterrichtsjahre so mühsam säeten und pflanzten. Eine werdende Lebensanschauung ward geknickt, eine Lebensanschauung, die Wachsen, Werden, Ringen, Streben bedeutete und Stillstand ausschloß. An ihre Stelle tritt eine Gegenwartsgenügsamkeit, das treue Vorbild einer kurzen, kleinspannigen Zukunftsgenügsamkeit, hinter der ein Nichts lauert. Von diesem Nichts will man selbst nichts wissen, aber in sein trostloses Grau sieht man viele gebannt, die man einst wo anders wähnte, und über die man nun mit leichtfertig schadenfrohem Achselzucken sich lustig macht, in erster Linie die Lehrerinnen.

Das ist in großen Zügen der Wandel, der sich in vielen Volksschulen an den Mädchen der ersten Klasse vollzieht, an der Mehrzahl der Mädchen. Die Ausstrahlungen dieser Wandlung sind Legion, in ihre kleinsten Brechungen und Zerlegungen verfolgt. Solche Stäubchen unter die Lupe zu nehmen, Einzelfälle zu erzählen, durch andere zu bestätigen und zu unterstützen, wäre zwar sehr lehrreich, aber aus naheliegenden Gründen ist ein Verzicht geboten.

Die Häufigkeit dieser Wandlung könnte zu der Annahme verführen, sie wurzele in dem Einfluß der Physis auf die Psyche, die Mädchen unterlägen einem natürlichen Prozeß, der auch ihr Geistiges in starke Mitleidenschaft zöge, und die seltsame Blüte ihres maßlosen Selbstbewußtseins sei eine naturbedingte Entwicklungserscheinung.

Ein Körnchen Wahrheit liegt dieser Ansicht zu Grunde, aber eben nur ein Körnchen, das sich bequem wegblasen ließe, falls man ihm nicht andere Körner zuträgt, die mit ihm zum Berge werden. Das Reifen ist Wertsteigerung, und diese einseitige Wertsteigerung vollzieht sich an den Mädchen. Sie empfinden es mehr oder minder bewußt und sind in Gefahr, die Einseitigkeit als Einzigseitigkeit zu erfassen. Sie sind in Gefahr; vielleicht im Anlauf, ja viele haben vielleicht dem eignen Triebe folgend den Sprung schon gethan; und nun ist ihnen der Horizont verdeckt, und das Auge kann immer nur die Säule auf- und niedergleiten, die wie ein Götzenbild hoch

aufgerichtet in dieser aussichtslosen Enge steht und in goldnen Zeichen lehrt: „Dein Leib ist nicht nur mehr als die Speise, er ist mehr als der Geist. Nur was sich mit den Händen begreifen läßt, gehört dem Leben, bringt Glück, bringt Genuß. Mach deine Sinne nicht zu Thoren der Erkenntnis, es ist ein thörichtes Beginnen, das die Zeit stiehlt und die Kraft; sie sollen Diener des Genusses sein; genießen heißt leben!“

Aber daß die Gefahr da ist, daß sie etliche in ihre Wildnis gelockt hat, daß sie immer droht und lauert, weil sie ebenso gut inneren wie äußeren Ursprungsquellen entfließt, schließt ihre siegreiche Bekämpfung nicht aus. Es brauchte nicht so zu sein, wie es ist. Dieselben Altersstufen in einer tieferen Klasse besitzen die klare Erkenntnis oder fügen sich der Erkenntnis des Lehrenden, daß das Leben eine Wanderschaft ist, für die ein zerbrechlicher Stecken nicht ausreicht, daß man sich Waffen zu schmieden hat in der Jugend, weil diese Waffen unentbehrlich sind für das Leben, und daß die Natur uns diese Waffen nicht fertig in die Hand drückt.

Das Hinzutretende, Von-außen-Kommende ist das Entscheidende. Immer und überall giebt die Begegnung den Ausschlag. Sie zertritt die Funken, oder sie entfacht sie zur hellen Flamme; sie verbindet Wunden, oder sie reißt die Wunden auf. Der beste, der trefflichste, der mit den erhabensten Grundsätzen gesättigte Unterricht, formvollendet, methodisch exakt, von Begeisterung getragen und Überzeugung durchdrungen, entbehrt des erziehlichen Einflusses ohne die richtige Begegnung, die Springwurzel, die erst erschließt.

Die Begegnung des Lehrers ist das Symptom, das uns in seine Seele schauen läßt, das wahrhaft Vorbildliche und darum Bildende. Nach allen Erfahrungen muß die Begegnung des Lehrers und Schülers eine andere sein als die des Lehrers und der Schülerin, und wiederum eine andere die Begegnung der Lehrerin und der Schülerin. Aus der Begegnung, dem Erschließungsprozeß, läßt sich der Wandel der Schülerinnen der Oberklasse erklären.

Jener Revisor ist ein Beispiel für solche Begegnung. Als er dem Klassenzimmer den Rücken kehrte, wußten die Mädchen nicht nur, daß der 24. Februar der eigentliche Schalttag ist, ihre eigene Person war ihnen bis zu einem gewissen Grade erschlossen, in die richtige Beleuchtung gerückt worden, in ihrer Bedeutung für die Welt und somit für sie selber. Sie hatten gelernt, von einem Mann, der ihnen Autorität sein mußte: „Dein Wert ist die Jugend, drum erlischt er mit der Jugend. Deine Jugend ist ein äußeres Prangen. Das ist dein höchstes, dein schönstes, dein kostbarstes Gut, aber es vergeht schnell, es erwartet nicht einmal deines Körpers Blüte, seine Reife, es achtet deinen Geist als nichts und hört nichts von dem Klingen deiner Seele. Ist dieses Prangen vorbei, dann bist du tief zu beklagen! Die Gesundheit des Leibes und der Seele, deine Kraft, die Arbeits- und Schaffenskraft, deine Liebe, die dich zu Thaten treibt, deine Freude an der Natur, dein Wissensdrang, der dich zu Büchern zwingt, deine Religion, die dich mit Gott verbindet, was sind sie denn? Was vermögen sie zu deinem wahren Glück? Sie sind ein trüber Rest, deine Sonne ist untergegangen.“ Das hatte die Begegnung erschlossen.

Ihre Bewegungslinie liegt parallel mit der, auf welcher eine Mehrzahl der Lehrer die ehrlichen, unabhängigen Grüße für ihre Mädchen pflückt. Diese Grüße, leicht hingeworfene Worte, müssen als ernster, bedeutungsvoller, behaltenswerter und nachfolgeheischender genommen werden als der Unterricht selbst mit seinem vielfach lebensfremden Stoff; denn sie gelten dem Mädchen, dem Weibe, ihm speziell und seiner

eutung in den großen, vielgestaltigen Gemeinschaften des Lebens. Wären es nicht geworfene Worte, es ließe sich vielfach eine Einigkeit erzielen zwischen dem spezifisch blichen und dem Allgemeinmenschlichen als dessen Hintergrund, eine Einheit, die in flutenden Fortschritt des Ganzen keine Stillstandsobjekte bringt, deren Wesen sivität ist, pflanzliches Werden und Vergehen. Aber die kleinen Bemerkungen hier da, bald zu der einen, bald zu der andern der Schülerinnen, bald zu der Klasse solcher, werden der Auslegung der Mädchen überlassen, die sie nur buchstäblich zu nen verstehen und auch nur buchstäblicher Folgerungen fähig sind.

„Ein bißchen dumm sein schadet bei einem Mädchen nichts, und bei dir erst recht ts," lautete eine Zorneindämmung, und diese Zorneindämmung war an sich recht enswert, die Form aber war eine recht böse. Das auffallend hübsche Mädchen, die Veranlassung dazu gab, hatte sich schon manches hinter die Ohren geschrieben, besser ungesagt geblieben wäre. Diese Bemerkung galt auch nicht ihr allein, wie Vordersatz beweist, sie bewahrheitet sich doch wohl an allen hübschen Mädchen, bewahrheitete sich in diesem Fall für alle Mitschülerinnen der Angeredeten, denn kurzem war ihnen kundgethan, daß Jugend an sich schon Schönheit bedeute.

Eine einzige solche Bemerkung reicht unter Umständen hin, jene Wandlung zu ziehen, die stets mit einem Verlust an Lebensernst, an Gesittung verbunden ist; sie in Kapital, das sichere Zinsen trägt.

Aber solch eine Bemerkung bleibt nicht allein. Der Geist, der aus ihr redet, ewig wacher und lebendiger, sucht einen Ausweg, er erzwingt sich seine Sprache, er gleich zu dem Unterrichtsstoffe in dem bekannten Verhältnis von Faust und Auge ; sein Wesen duldet kein Schweigen. Er hat der Schattierungen viele, von denen ge auch männliche Erzieheraugen — vorausgesetzt, daß sie gesund sind, beleidigen ten. Dazu wäre das „Witzchen" zu zählen, das eine Physikstunde zu beleben

des Nagels Kopf träfe. Wie viel schlimmer, wenn man einer Klasse, einer Gattung zuführen soll, was sie nicht braucht, was sie nicht fassen, nicht festhalten kann. Hier öffnet sich eigentlich nur ein Ausweg, der, zu sagen: „Dazu gebe ich mich nicht her, es ist Spiegelfechterei!" Selbstverständlich wird dieser Ausweg nicht gewählt, es hieße, sich in das eigene Fleisch schneiden.

Die Danaidenarbeit wird übernommen; sie beginnt. Die mißtrauischen Augen erspähen die Siebnaturen zuerst und schützen sich flugs durch die Scheuklappen des eingewurzelten Vorurteils, der granitfesten Tradition, um die andersartigen aus dem Gesichtskreis zu bannen. Der Unterricht sinkt. Lauheit, Gereiztheit, Gleichgiltigkeit lassen ihn versumpfen. Die Mädchen, denen wie Schwachköpfen begegnet wird, verlieren den Glauben an ihre Lernfähigkeit, ihr Selbstvertrauen verspurlost, sie schauen nun wirklich darein wie die Schwachköpfe. Kein Wunder! Solche Stunden sind Verdummungsgymnastik. Und doch auch nicht! Denn während das Flämmchen des einen tiefgeschraubten Dochtes, dem das Öl in launenhafter Kärglichkeit zugeführt wird, nicht leben und nicht sterben kann, zünden sich die klugen Kinder eigenmächtig ihre Lämplein an in Hirn und Herz, Gedanken und Phantasie. Was sie da sehen, teilen sie den Kameraden als gute Nachbarn mit; sie erleben viel, besprechen viel, beschreiben viel — Papier.

Der Unterricht gleicht den Halligen, an denen das Meer reißt. Wer bezweifelt, daß sie untergehen müssen? Niemand! Aber es giebt auch niemand, der da behaupten würde, daß auf dem festen Lande todgeweihte Inseln ihres Schicksals harren. Diese Unterrichtsstunden sind künstliche Halligen; dem Zauberlehrling gleich rief man die Fluten. Sie erhalten ihre Namen, willkürliche Namen, wie sie diesen Willkürsfluten geziemen, durch die man die eigene Ehre rettet und mehrt! Mangel an Konzentration, Zerstreutheit, Schwatzhaftigkeit, Oberflächlichkeit und dergleichen mehr an spezifisch weiblichen Eigenschaften.

In der That, sie alle werden gerufen oder wach gerufen und immer wacher, sie schwellen zum keckſten, tollsten Übermut; jetzt wagen sie sich auch an die sorgfältig eingehegten Schonungen, der Verstöße werden immer mehr, und werden sie abgeschlagen, so lassen die Angreifer, bildlich gesprochen, Plakate zurück, denen nicht unähnlich, die Joachim I. an seiner Kammerthür gefunden haben soll.

* * *

Quellenwanderungen sind meist nicht ganz ungefährlich, aber sie haben ihren Wert. Die Wandlung so vieler Mädchen so mancher Oberklasse mußte einmal bis zu einigen ihrer Quellen verfolgt werden. Alle konnten nicht aufgedeckt werden, es sind ihrer zu viele. Auch sollte es eine Wanderung ohne Fackeln sein, die man für gar zu dunkle Gebiete nötig hätte. Hier leuchtete trotz allem die Sonne, die Sonne „treuer", wenn auch enggefaßter, eigengefaßter, lediglich subjektiver Pflichterfüllung. Die Sommerwärme, die Frühlingshelle gehen dieser Sonne ab, sie hat etwas Grämliches, Winterliches, fast etwas Gegnerisches.

Mädchen aber brauchen zu ihrer Erziehung sicher so viel Wärme und Licht wie die Traube, die zu edlem Weine bestimmt ist; daher —

Doch hören wir einen Mann, ehe wir übereilte Schlüsse ziehen.

Am 3. Oktober dieses Jahres erklärte laut Zeitungsbericht Lehrer Hintz in der 9. Provinzialversammlung des Verbandes katholischer Lehrer Westpreußens, „die

Lehrerinnen seien nur selten die geeigneten Erzieherinnen, weil ihnen die weibliche Würde nicht in dem Maße eigen sei, wie es nötig wäre, um die weibliche Jugend zu Müttern und Gattinnen zu erziehen. Der Lehrer in gesetztem Alter werde viel mehr Autorität für die heranwachsenden Mädchen sein. Die Behauptung, daß an Mädchenschulen prinzipiell Lehrerinnen wirken müßten, sei zurückzuweisen."

Diese runde, klare Offenbarung eines uns allen wohlbekannten Geistes verdient unsere größte Dankbarkeit. Sie hat den Schluß, den wir aus unsern Schulerfahrungen zu ziehen genötigt sind, zu einer lebendigen Kraft gemacht. Nicht in Worte wollen wir ihn hier kleiden, angesichts dieser erschöpfenden Offenbarung, wohl aber jetzt und immerdar in Thaten fassen.

Das Fahrzeug der Zukunft.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

I. Das Luftschiff.

Zu allen Zeiten ist es der Menschen sehnsüchtigster Traum gewesen, der Erdenschwere ledig, sich frei und leicht dem Vogel gleich in die Lüfte erheben zu können, und schon den alten Griechen schwebte die Möglichkeit vor, mit Hilfe der Technik das Problem des Fliegens zu lösen. Sonst hätten sie nicht die Sage von Daidalos und seinem Sohne Ikaros erfinden können, die auf kunstreich mit Wachs zusammengefügten Flügeln sich durch die Lüfte hin vor dem Zorne des Minos aus Kreta flüchteten, wie weiland Gambetta aus dem belagerten Paris. Auf etwas andere Weise, als es der Phantasie eines Homer vorgeschwebt, hat die Neuzeit das Problem, zum Teil wenigstens, gelöst, nämlich mittelst des Luftballons. Und die Art des alten sagenhaften Griechen und die des modernen Franzosen zeigen uns noch heute die beiden Wege, auf denen der Frage überhaupt beizukommen ist. Dort der dynamische Flug, der die Fortbewegung der Vögel nachzuahmen sucht, indem er sich künstlicher, durch Maschinen- oder auch nur die einfache Körperkraft bewegter Flügel bedient, hier der statische Flug, der das Luftschiff verwendet. Der erste Weg ist erst in neuester Zeit wieder beschritten worden, nachdem man sich eingehend mit der Theorie des Vogelflugs zu beschäftigen begonnen. Freilich konnte schon Helmholtz 1873 nachweisen, daß Menschenkraft allein nicht ausreiche, um einen völlig zweckentsprechenden Flugapparat nach Art der Vogelflügel zu bewegen. Denn jeder zu bewegenden Körperlast muß eine gewisse Größe der Flugfläche entsprechen, und der menschliche Körper ist so schwer, daß die Flügelflächen, die ihn tragen sollen, ganz enorm groß sein müßten, so groß, daß die Muskulatur des Menschen nicht hinreichen würde, die Flügel zu bewegen, wären sie auch aus noch so leichtem Material. Beim Vogel ist das ganz etwas anderes, der kann mit verhältnismäßig kleinen Flügeln auskommen,

weil nicht nur seine Knochen, sondern auch manche andere Hohlräume seines Körpers mit Luft gefüllt sind, die sein Gewicht bedeutend erleichtert. Kommt hinzu, daß die Brustmuskeln beim Vogel viel stärker im Verhältnis sind als beim Menschen. Die bekannten Versuche Lilienthals mit seinem fledermausflügelähnlichen, von Spitze zu Spitze 7 Meter messenden Apparat haben nur bewiesen, daß es möglich ist, beim Anlauf gegen mäßigen Wind mit einem solchen über die Arme geschobenen Apparat sich eine Strecke weit — Lilienthal erreichte einige hundert Meter — in der Schwebe zu halten. Als er sich im August 1896 mit einem neuen, etwas größeren Apparat einer zu starken Luftströmung anvertraute, verlor er die Herrschaft über seine Flügel und stürzte von dem 30 Meter hohen Hügel, den er eigens für seine Schwebeversuche errichtet hatte, so unglücklich ab, daß er den Verletzungen bald darauf erlag.

Die Nachfolger Lilienthals haben sich im wesentlichen mit kleinen Modellapparaten begnügt, aber Wise in den Vereinigten Staaten und Baden-Powell in England haben doch auch des öfteren schon sich selbst ihren Apparaten anvertraut, die in diesem Fall nicht Flügel nach Art der Vögel oder Fledermäuse, sondern Drachen waren, und vermochten sich damit bis zu einer gewissen, freilich noch sehr bescheidenen Höhe emporheben zu lassen. Die Form des Drachens, namentlich die des malayischen, der bei gleicher Höhe breiter ist als das bei uns beliebte Spielzeug und als Gerüst ein Kreuz mit flitzbogenartig gebogener Querstange hat, bietet jedenfalls die Möglichkeit, eine Flugmaschine, sofern sie erst einmal genügend hoch gekommen ist, dauernd in der Schwebe zu erhalten, indem gewölbte und in bestimmtem Winkel geneigte große Flächen als Tragflächen wirken. Denn beim Schwebeflug, auch der Vögel, kommt es, wie Langley nachgewiesen, darauf an, daß zwischen der horizontalen Geschwindigkeit des Windes und der des fliegenden Körpers ein genügender Unterschied vorhanden ist. Haben sich beide Geschwindigkeiten ausgeglichen, so braucht die Tragfläche nur in eine andere Lage gebracht zu werden, um den nötigen Unterschied wieder herbeizuführen. Lilienthal hatte das bei seinen Versuchen wohl verwertet, indem er bei plötzlichen Windstößen den Schwerpunkt seines Körpers zu verlegen suchte. Wirklich gesichert wird aber die Tragfähigkeit einer solchen gewölbten Fläche erst durch einen bestimmten Grad von Geschwindigkeit, mit der sie vorwärts bewegt wird. Je größer diese Geschwindigkeit, desto sicherer hält sich die Tragfläche in den Lüften. Die Drachen fliegen deshalb so hoch in die Luft, — die vom Blue Hill-Observatorium erreichen durchschnittlich eine Höhe von 2400 Metern, ein am 28. August v. Js. aufgelassener stieg sogar bis 3600 Meter — weil ihnen vom Erdboden aus eine bedeutende Vorwärtsbewegung gegeben wird, die alsbald den Auftrieb zur Folge hat. Und diese Vorwärtsbewegung, die der spielende Knabe dadurch erzielt, daß er mit seinem an der Leine gehaltenen Drachen eine tüchtige Strecke läuft, müßte bei Drachenfliegern, die Lasten tragen sollen, durch Maschinenantrieb erzeugt werden. Die Tragfläche müßte einen Motor bekommen, der ein sehr geringes Gewicht bei sehr großer Leistungsfähigkeit aufweist. Daran hapert's aber gerade, wenn man auch in den letzten zehn Jahren ungeahnte Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht hat. Galt früher ein Gewicht von 25 Kilo bei Dampfmaschinen, von 40 Kilo bei Benzin- und Petroleummotoren als das Minimalgewicht zur Erzielung einer Pferdekraft, so hat neuerdings Hargrave in Australien eine Dampfmaschine von nur fünf Kilo pro Pferdekraft konstruiert, und Langley in Amerika hat eine kleine, allerdings nur eine Pferdekraft erzeugende Maschine zusammengesetzt, die mit Kessel sogar nur 7 englische

Pfund wiegt. Als vor etwa fünf Jahren Maxim seinen großen Aeroplan erbaute, der Tragflächen von 500 Quadratmeter Ausdehnung hatte, aus leichtem, über einen Rahmen von Stahlröhren gespanntem Stoff hergestellt, da konstruierte er dazu eine Dampfmaschine, die bei einer Normalleistung von 120 Pferdekräften nicht viel mehr als 1200 Kilo wog, deren Leistung aber vorübergehend bis auf das Dreifache gesteigert werden konnte. Trotzdem versagte der Apparat, er strebte in die Höhe, stürzte aber alsbald wieder herab und wurde so beschädigt, daß ein Wiederaufbau nicht mehr versucht worden ist. Dem „Avion" des Franzosen Ader, einer mit beweglichen Flügeln ausgestatteten Maschine, ging es ähnlich. Thatsächlich geflogen, wenn auch nur für ein paar Sekunden, und dabei unbeschädigt geblieben ist bisher überhaupt nur das Aerodrom des Professors Langley, das ähnlich dem Maximschen konstruiert ist, aber vorderhand nur als Modell von geringen Dimensionen. So sind wir in der Lösung des Problems des dynamischen Fluges zunächst noch nicht viel weiter, als es Goethe seinen Faust voll Resignation aussprechen läßt:

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen".

Aber wie Faust damit die Möglichkeit, daß dieses Ziel dennoch einmal erreicht werde, keineswegs verneint, so mögen auch wir in dieser Zeit des täglich sich steigernden technischen Könnens und der gleich schnell wachsenden Naturerkenntnis immerhin des Glaubens leben, daß eine nahe oder ferne Zukunft einen Motor erfinden lasse, der genügend leicht und doch genügend kräftig ist, um einen etwa nach dem Prinzip des Drachens gebauten Flugapparat so rasch hoch zu treiben, daß seine gekrümmten Flächen ausschließlich zum Tragen verwertet werden können, während die notwendige Fortbewegung mittels einer durch denselben Motor zu treibenden Schiffsschraube zu erzielen wäre. Theoretisch ist die Sache durchaus möglich.

Einstweilen richten sich die Bestrebungen unserer Flugtechniker weit mehr auf die Ausbildung der zweiten Flugart, der statischen, vermittels des Luftballons, weil hier das Problem des Fliegens als solches bereits gelöst ist, und zu lösen nur noch die Aufgabe bleibt, das Luftschiff beliebig lenkbar zu machen.

Als Goethe sein Faustfragment 1790 erscheinen ließ, hatte er gerade die Erfindung des Luftschiffes miterleben können: Am 5. Juni 1783 ließen die Brüder Montgolfier ihren Luftballon steigen in Gestalt einer mit erwärmter Luft gefüllten leinenen Hülle. Es war dies übrigens keineswegs der erste Ballon, der in die Höhe ging. Schon am 8. August 1709 vermochte der Pater Bartolomeo Lourenzo de Gusman auf dem Hofe des sogenannten indischen Hauses in Lissabon mittels eines mit heißer Luft gefüllten Ballons sich bis zu 200 Fuß zu erheben. Und noch früher, 1670, hatte ein anderer gelehrter Pater, Francisco Lana, in einem von ihm herausgegebenen Werke große, luftverdünnte Hohlkugeln als das einzig wahre Luftschiff gepriesen. Jedenfalls waren beider Ideen in Vergessenheit geraten, wie das so oft schon im Reiche der Erfindungen geschehen ist, und so konnten die Montgolfiers den Luftballon von neuem erfinden. Und Goethe, der seinen Faust eben noch so resigniert über die geringe Aussicht auf die Lösung des dynamischen Flugproblems hatte philosophieren lassen, konnte ein paar Scenen weiter seinen Mephisto von dieser neuen Entdeckung bereits Gebrauch machen lassen:

„Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde."

Die „Feuerluft" ersetzte kaum ein Vierteljahr nach Montgolfiers Experiment der Physiker Charles durch den noch viel leichteren Wasserstoff, mit dem als dem leichtesten aller bekannten Gase noch heute die Luftballons gefüllt werden, und schon im November des Erfindungsjahres unternahmen zwei beherzte Männer, Pilâtre de Rozièr und der Marquis d'Arlandes, den ersten Flug in die Wolken. Zwei Jahre später, am 7. Januar 1785, vollführte Blanchard seine berühmte Luftfahrt über den Kanal von Dover nach Calais; 1794 fand die erste Anwendung eines Fesselballons für militärische Zwecke in der Schlacht bei Fleurus statt, und 1803 unternahmen Robertson und Lhoest von Hamburg aus den ersten Luftflug zu wissenschaftlichen Zwecken. Bei einer solchen Fahrt, die ihn 7000 Meter hoch trug, konnte der berühmte Gay-Lussac feststellen, daß die Luft in diesen hohen Regionen dieselbe relative Zusammensetzung hat, wie in den tiefsten Schichten. Die höchste Höhe erreichte im Ballon der englische Meteorologe James Glaisher, der von 1861 bis 1866 zusammen mit Coxwell nicht weniger als 30 Luftfahrten unternommen hat. Ungefähr dieselbe Höhe erreichte Dr. Berson mit dem deutschen Ballon „Phönix", mit dem er bereits, meist in Gemeinschaft mit Hauptmann Groß, einige 50 Fahrten vollführt hat.

Solche Hochfahrten machten mit dem Element, das einmal das unserer Verkehrswege zu werden berufen sein mag, gründlich vertraut. Man stellte fest, daß man sich bis zu einer Höhe von 3000 Metern noch unter allen Umständen leidlich wohl fühlen kann, meist noch bis 5000 Meter. Empfindliche Personen beginnen zwischen 3000 und 4000 Meter zu leiden, darüber hinaus macht sich der Einfluß der Kälte, die Dr. Berson bei 7000 Meter auf — 30° gemessen hat (Registrierballons haben sogar bei 14 000 Meter Höhe bis 80° Kälte verzeichnet), und der verdünnten Luft auch für starke Nerven unangenehm bemerkbar, der Atem geht schnell und heftig, das Herz pocht stürmisch, die Kräfte lassen bis zur völligen Ohnmacht nach, kein Glied gehorcht schließlich mehr dem Willen. In Höhen von 7000 Metern und darüber hilft auch die künstliche Einatmung von Sauerstoff nicht mehr, die sich sonst als sicherstes Gegenmittel gegen einen Zustand erwiesen hat, der völlig identisch ist mit der gefürchteten Bergkrankheit, jener merkwürdigen Erscheinung, die den Hochtouristen befällt, selbst den geübten Bergsteiger, und die schon ein Paracelsus beschrieben hat. Die „Soroche" nennen sie die Chilenen in den Cordilleren. Merkwürdigerweise tritt sie in den Alpen an gewissen Abhängen, wie dem Montblanc, die auch von den Bergführern besonders gefürchtet sind, stärker auf als an andern, und dort schon in Höhen wenig über 3000 Meter, während im Himalajagebirge noch in einer Höhe von 4500—4900 Meter Ortschaften dauernd bewohnt sind. Auch in den Cordilleren. Entspricht doch die Lage der Stadt Potosi in Bolivia der Höhe des Jungfraugipfels (4170 Meter), und die peruanische Cordillereneisenbahn passiert gleich den großartigen Kunststraßen der alten Inkas Höhen von 4760 Meter. Jedenfalls liegen alle diese höchsten Wohn- und Arbeitsstätten noch unterhalb 5000 Meter, der Grenze, über die hinaus der Sauerstoffmangel empfindlich bemerkbar wird. Wir werden also, sollte der Luftballon wirklich das Fahrzeug der Zukunft werden, dafür zu sorgen haben, daß er stets unterhalb dieser gefährlichen Grenze bleibt. Andrée kam auf den Gedanken, den Ballon in einer ganz bestimmten konstanten Höhe über der Erde zu erhalten durch ein herabhängendes und mit seinem möglichst rauhen Ende auf der Erde schleifendes Schleppseil. Will der Ballon höher steigen, als er soll, so wird er, abgesehen davon, daß das rauhe Seil sein Steigen ohnehin schon durch den Reibungswiderstand zu hemmen

gnet ist, ein entsprechend größeres Stück des Seils zu tragen haben, also eine
ßere Last, die ihn wieder niederzwingt. Umgekehrt wird, wenn der Ballon aus
nd einem Grunde zu sinken beginnt, das von ihm zu tragende Seilende kürzer,
leichter, und der so entlastete Ballon wird wieder steigen. Das Schlepptau ist
issermaßen ein automatischer Ballast, der sich selber auswirft und doch nicht ver-
n geht, während die sonst als Ballast dienenden Sandsäcke, einmal ausgeworfen,
ürlich ausgedient haben, so daß, wenn danach wieder ein Sinken des Ballons
ünscht ist, nichts mehr übrig bleibt, als ihn teilweise seiner Gasfüllung zu ent-
en. Damit wird aber das endgiltige Niedergehen des Luftschiffes beschleunigt.

Eine Dauerfahrt dürfte also nach unserer heutigen Erfahrung nur mit Hilfe des
leppseils möglich sein, soweit eine solche überhaupt möglich ist. Als Andrée am
Juli 1897 seine tollkühne Nordpolfahrt unternahm, hat er sich in diesem Punkte
chieden verrechnet. Der bisher höchste Rekord waren 23¼ Stunden, in welcher
der Ballon „Centaure" vom Pariser Aëroklub 1899 den Weg von Paris bis
weden zurücklegte. Und Andrée vermeinte 30 Tage lang in den Lüften weilen zu
nen! Wenn der unvermeidliche Gasverlust zuließ, daß der Ballon eine volle Woche
ch die Polarluft schwebte, so wäre das schon das äußerste. Es ist sehr bedauerlich,
die kürzlich erst, am 23. September, vom Sportpark Friedenau bei Berlin
nnene Ballon-Dauerfahrt unter Führung von Dr. Berson so vorzeitig und deshalb
ig erfolglos geendet hat. Es sollte hier durch einen direkten Versuch erprobt
den, wie lange sich ein Ballon in den Lüften schwebend erhalten lasse. Da man
ungünstigem Winde aufgestiegen war, ging man in der Woltersdorfer Forst auf
leptau hinunter, und dabei strandete der Ballon in den Baumkronen. Hoffentlich
d der interessante Versuch bald wiederholt und dann mit mehr Glück.

Für die Verwendbarkeit des Luftballons als Verkehrsmittel der Zukunft ist diese

lichen Stärke bei möglichster Leichtigkeit sein, um gegen jede Luftströmung anzukämpfen, dann thäte man, wie schon Renard 1890 erklärte, besser, zum dynamischen Flug überzugehn. Denn am Ende bedeutet die rein dynamische Luftschiffahrt doch erst die volle Lösung des Problems, das schon der Phantasie des alten Homer vorgeschwebt hat, als er die Geschichte von Daidalos erzählte, dessen Sohn Ikaros sich die kunstreichen Flügel leider an der Sonne verbrannte, also daß er ins Meer abstürzte und elend ertrank. Als Übergangsstadium mag die Flugmaschine einstweilen noch in Verbindung mit dem Luftballon bleiben, um jene teilweise zu entlasten; Drachenfläche und Segel werden dann immer größer werden und der Ballon in dem Maße kleiner, bis er ganz überflüssig geworden sein, und der Daidalos der Zukunft allein auf seinem Drachenschiff frei durch die Lüfte schweben wird.

Daß aber auch Sohn Ikaros nicht fehle in diesem Zukunftsbilde, dafür hat ein Phantast unserer Tage gesorgt. Herr Hermann Ganswindt in Schöneberg bei Berlin, der bald ernst, bald nur mehr humoristisch zu nehmende ostpreußische Erfinder, hat dem deutschen und dem russischen Kaiser ein Buch unterbreitet, in dem er den beiden Monarchen die Lösung der sozialen Frage verspricht durch nichts Geringeres als die Ansiedlung der überflüssigen Menschheit auf Mars und Venus. Nichts leichter für Herrn Ganswindt als die Reise durch den Weltenraum zu den Nachbargestirnen. Er nimmt eine besonders konstruierte Dynamitpatrone und schießt damit einen großen Stahlbock, an dem eine cylindrische Stahlgondel mit zwei Reisenden — Weltreisenden im kühnsten Sinne des Wortes! — befestigt ist, in die Höhe. Ist die lebendige Kraft des Blocks erschöpft, erfolgt automatisch eine neue Explosion, welche die durch die erste Explosion erlangte Fahrgeschwindigkeit verdoppelt. So geht es fort, bis man in circa 23 Stunden auf dem Mars oder der Venus ist. Und ein Lemberger Professor rechnet dem kühnen Erfinder allen Ernstes in der „Zeit“ nach, daß nur 421 Kilogramm Nitroglycerin auf einen Schlag verbrannt zu werden brauchten, um die Ganswindtsche Rakete mit ihrem menschlichen Inhalt bis an die Grenze der Atmosphäre zu schleudern, wo sie dann zunächst wie ein Trabant, ein künstlicher Liliputmond um die Erde kreisen würde; in dem widerstandslosen Mittel außerhalb der Atmosphäre wäre es dann ein Leichtes, beliebig in den Anziehungsbereich eines andern Gestirns oder auch zurück in den der Erde zu gelangen und an jeder erwünschten Stelle zu landen. Leider haben weder Herr Ganswindt noch der Professor daran gedacht, daß ein Geschütz, das dem nötigen Gasdrucke bei der Explosion einer solchen Sprengstoffmenge zu widerstehen vermöchte, unmöglich herzustellen ist, und so wird es wohl sein Bewenden dabei haben müssen, daß wir uns mit dem dynamischen Flug in Wolkenhöhe begnügen und auf den „dynamitischen“ über die Erdatmosphäre hinaus verzichten. Hätten wir jenen nur erst verwirklicht.

Blinde Klippen.

Erzählung

von

Minna Canth.

Autorisierte Übersetzung aus dem Finnischen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 28.)

IV

Tags darauf kam Besuch. Herr Nymark
Bürgermeister Lagander hatten eine Segel-
t unternommen, aber da der Wind nach-
hatten sie bei Karells angelegt, obwohl sie
ten, daß deren Übersiedelung nahe bevorstand.
Alma war schwach und müde und überdies
verstimmt, denn John zeigte immer noch
n ungewöhnlichen Ernst und hielt sich bei-
garnicht bei ihr auf.
Im Grund hatte sie gar keine Lust, Besuch
mpfangen, fühlte sich auch nicht in der Ver-
ung, den Herren Gesellschaft zu leisten. Sie

sam; Alma schien es nicht zu beachten und begann ein lebhaftes Gespräch mit den Gästen.

„Das ist hübsch, daß Sie gekommen sind," sagte sie. „Nun bleiben Sie doch den ganzen Tag hier, nicht wahr?"

„Das hängt von Ihnen ab," sagte Nymark.

„Schön. Dann dürfen Sie vor dem späten Abend nicht fort."

Alma sah, wie John sie ein wenig verwundert betrachtete. Aber sie ließ sich nichts anmerken.

„Und wir wollen recht seelenvergnügt sein. Wir wollen alles vergessen, was traurig ist,

„Schade nur, daß niemand es versteht," sagte Nymark lächelnd.

„Wann haben die Menschen eine größere, höhere Wahrheit sogleich verstanden? Es sind bald zweitausend Jahre vergangen seit Auftauchen des Christentums; haben sie bis zum heutigen Tage gelernt, es so recht zu verstehen?"

„Auf diese Frage kann ich nicht antworten. Was ich wünschte, wäre zu wissen, was Ibsen im Grunde will. Bisher hat der Liberalismus ihm gepaßt, nun verwirft er auch diesen."

„Weil er sieht, wohin die Freiheit führt, wenn nicht eine geistige Veränderung mit dem Menschen vor sich geht. Ibsen ist eben darum der mächtigste Geist unserer Zeit, weil er ihre Mängel, Verirrungen und Bedürfnisse tiefer und klarer als irgend ein anderer erfaßt. Und im Grunde genommen verwirft er nicht die Freiheit, sondern er bekämpft nur Zügellosigkeit und Leichtsinn."

„Und dann geht er hin und knetet die Sittenlehre in die Kunst ein. Nein, Gott behüte uns, es ist besser, jedes Ding hübsch zu separieren. Laßt die Kunst Kunst bleiben, die Wissenschaft Wissenschaft und die Ethik Ethik."

„Ich bin anderer Ansicht. Ich glaube, daß nur der Mensch harmonisch und gesund werden kann, der das Resultat der Entwicklung nicht nur von der einen, sondern auch von der zweiten und dritten Seite sich einzuverleiben versteht. Und können sie in derselben Seele Platz finden, warum dann nicht auch in demselben Werk? Darin liegt die große Bedeutung der Dichtkunst unserer Zeit; denn ob mit größerer oder geringerer Klarheit, immer strebt sie doch nach diesem Ziel."

„Ohne Erfolg; denn die Kunst geht keinen Bund ein, am wenigsten mit der Religion."

„Warum nicht?"

„Weil sie dann ihre Lebensbedingungen einbüßte: Freiheit und Natürlichkeit."

„Irrtum! Nicht der religiöse Geist, die Dogmen fesseln die Freiheit und Natur. Er dagegen veredelt und reinigt, erhebt und adelt beide."

„Und errichtet Grenzpfähle."

„Nur wo sie nötig sind," sagte John lächelnd. „Und eigentlich sind es keine Grenzpfähle, sondern Warnungszeichen vor blinden Klippen und anderen gefährlichen Stellen."

„Blinden Klippen —?"

„Worüber debattiert ihr?" fragte Alma im Eintreten.

„Wir sind hoch über den Wolken, Frau Karell. Sie kommen zu rechter Zeit, uns zu erinnern, daß es viel Schöneres und Herrlicheres hier auf Erden giebt, als da droben."

„Erinnere ich Sie daran?"

„Man fühlt es in Ihrer Nähe."

„Angenehm zu hören. Und unser Bürgermeister? Ist er auch droben in den Wolken verschwunden?"

„Gott behüte! Nein, der sitzt dort auf der Veranda. Lagander! In deinem Häuschen brennt's!"

Der Bürgermeister zeigte sich, mit dem Taschentuch die Stirn trocknend, in der Thür.

„Schon? Ja, es ist wirklich gehörig warm."

„Kommen Sie und kühlen Sie sich mit einer Tasse heißen Kaffees."

Lagander lachte und folgte der Einladung.

„Zuerst mit heißem Kaffee und dann mit Reifenwerfen?"

„Ganz richtig."

„Frau Karell," sagte Nymark, „da wir eben von Litteratur sprachen, möchte ich gern hören, was Sie über Zola denken."

„Garnichts. Ich habe nichts von ihm gelesen und kenne ihn also nicht."

„Nicht? Ist's möglich? Oder ist das so zu verstehen, daß Sie ihn auch nicht kennen wollen?"

„Darauf kann ich erst antworten, wenn ich erfahren habe, wie er ist."

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige seiner Arbeiten bringe?"

„Gern. Aber ist er so, wie man sagt, so kann es leicht sein, daß ich nicht über ein paar Seiten hinauskomme."

„Sie werden nicht umhin können, seine Bücher zu lesen, wenn sie einmal auf Ihrem Tische liegen. Man muß sie bewundern, denn sie sind Natur von Anfang bis zu Ende. Und die Natur wird gezeigt in ihrer ganzen Häßlichkeit, in allen ihren Erscheinungsformen, die ohne Ausnahme dargestellt sind als gleich berechtigt, gleich frei, gleich bedeutungsvoll. Nichts wird versteckt, nichts verheimlicht."

John lächelte.

„Und was sagst du, John," frug Lagander. „Vielleicht lässest du deine Frau garnicht Zola lesen?"

„Versucht er sie zu verhindern, so bin ich überzeugt, daß Frau Karell jedes Buch liest, das ich bringe. Die verbotene Frucht ist immer die verlockendste."

„Ich habe garnicht die Absicht, ein Veto einzulegen," sagte John lächelnd.

„Darin thust du in deinem eigenen Interesse recht."

„Nein, im Gegenteil, ich schätze Zola. Aber man muß ihn zu lesen verstehen, man muß bei ihm noch etwas anderes finden als das, was du eben anführtest."

„Um Gotteswillen, du willst ihn doch nicht etwa zu einem Sittlichkeitsapostel machen?"

„Ja, dahin neigt es ein wenig."

„I potztausend! Ist nun nicht einmal Zola mehr sicher? Ich gerate in Verzweiflung. Frau Karell, gehen wir Reifen werfen!"

„Ich wollte es eben vorschlagen. — Herr Lagander!"

„Ich bin bereit."

„Und du, John?"

„Ich sehe von der Veranda zu und lese die Zeitung."

Das Spiel nahm seinen Anfang. Zu ihrer eignen Verwunderung war Alma sogleich mit ganzer Seele dabei. Und wenn sie den Reif in die Luft warf oder sich auf den Zehenspitzen streckte, um ihn auf dem Stabe aufzufangen, dann waren ihre Bewegungen so schmelzend weich und reizvoll, daß die beiden Herren ihnen unwillkürlich mit entzückten Blicken folgten. Das lichte Waschkleid schmiegte sich von der Mitte bis zum Halse hinauf dicht an den Körper, und deutlicher als je zuvor zeichneten sich hier in freier Luft bei den wechselnden Stellungen die üppigen Konturen ihrer Gestalt ab. Von Zeit zu Zeit, und besonders, wenn sie lief, kamen die kleinen, hübschen Füßchen unter den flatternden Falten zum Vorschein.

„Bei meiner Seele, sie ist das entzückendste Weib auf Erden," flüsterte Nymark Lagander zu.

„Verliebe dich nur nicht in die Frau eines anderen."

„Ich entführe sie Karell."

„Na, na!"

„Ich thu's, zum Teufel! Und Karell verdient es. Er ist apathisch geworden in seiner sichern Ruhe. Versteht nicht einmal zu genießen, was sein Eigentum ist."

„Wieso weißt du das?"

„O, das sieht man. Genau so gleichgiltig und übersättigt wie alle andern Ehemänner."

„Aber was sagt Frau Karell selbst? Glaubst du wirklich, ihre Gunst gewinnen zu können?"

„Du mußt mich für dumm halten, wenn du daran zweifelst!"

„Tollkopf!"

„Sie ist viel zu schön und zu gut, um in der Einförmigkeit des Ehelebens dahinzuwelken."

„Herr Nymark, aufgepaßt!" rief Alma, die einstweilen einen Reif, der weit über ihrem Kopf dahingeflogen war, gesucht hatte.

Nymark hob seinen Stab.

John saß einstweilen auf der Veranda, Zigarren rauchend und Zeitungen lesend. Endlich aber legte er die Zeitungen fort und versank, gewaltige Rauchwolken ausstoßend, in tiefe Gedanken. Die Blicke wandten sich einums anderemal den Spielenden zu, aber die Gedanken schienen anderwärts zu sein. Erst als das Spiel zu Ende war und Alma samt den Gästen wieder auf der Veranda erschien, schloß auch er sich der Gesellschaft an.

„Ist euch nun kühler geworden?" fragte er lächelnd.

„Ja," entgegnete Alma, sich warm und müde auf eine Bank setzend. „Komm näher und sprich," wandte sie sich an Maja Lisa, die im Thürspalt blinzelte und Zeichen gab. „Wir haben keine Geheimnisse vor den Herren."

Maja Lisa führte die Hand zum Mund, platzte lachend heraus und wurde rot. Endlich kam sie aber doch mit zusammengepreßtem Munde und weder rechts noch links blickend auf Alma zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

„Das Essen ist serviert," sagte Alma aufstehend.

Nymark bot ihr den Arm, und so kamen sie auch bei Tisch nebeneinander zu sitzen. So hatte Nymark Gelegenheit, Alma während der ganzen Zeit aufmerksame Artigkeit zu bezeigen, während er zugleich aus größerer

Nähe die roſige Reinheit ihrer Haut und die weiche Rundung der Formen bewundern konnte. Und es fiel ihm bisweilen ſchwer, die Gedanken hinlänglich zuſammenzuhalten, um an dem Geſpräch der übrigen teilzunehmen.

John und Lagander ſprachen von den Landtagswahlen. In den meiſten Städten hatten die Schwediſchgeſinnten geſiegt, obwohl die Stimmenſkala begrenzt worden. Lagander donnerte gegen die Schwediſchgeſinnten und nannte ſie „Tellerlecker". John ſuchte ihn zu beruhigen.

„Es iſt unſer eigener Fehler," ſagte er. „Wir Nationalgeſinnten haben nicht genug Energie und Kraft. Die Schwediſchgeſinnten halten zuſammen, das iſt natürlich. Aber ſie hätten nicht ſiegen können, wenn wir wachſam geweſen wären."

„Wer kann mit ihnen konkurrieren? Sie haben das Kapital auf ihrer Seite, und ſie halten alle höheren Ämter. Da kann man ſich leicht blähen."

„Aber die Kraft iſt ja doch auf unſerer Seite, denn wir haben das ganze Volk hinter uns."

„Das Volk iſt noch nicht dazu erwacht, ſeine Rechte zu verteidigen."

„Es wird zu rechter Zeit erwachen. Rom wurde nicht an einem Tage erbaut."

„Jawohl, alles braucht ſeine Zeit. Frau Karell, das erinnert mich an unſer Geſpräch vom letztenmale."

„Wiſſen Sie, daß ich oft daran gedacht habe und beſonders in dieſen letzten Tagen?" ſagte Alma lächelnd.

„Wirklich?"

Er blickte Alma forſchend in die Augen und begriff, daß ſie beide auf dasſelbe hinzielten, nämlich auf ihr letztes Geſpräch von der Liebe zwiſchen Mann und Weib.

„Räumen Sie vielleicht ſchon ein, daß ich ein wenig recht hatte?"

„Noch nicht."

„Rom wurde nicht an einem Tage erbaut, und alte, eingewurzelte Gewohnheiten ſind nicht auf einmal auszurotten," ſagte Nymark lächelnd.

„Aha," rief Lagander aus, „ich weiß ſchon, wovon Sie reden."

Alma errötete leicht. Sie hätte unter keinen Umſtänden das Geſpräch vor ihrem Manne wiederholen mögen.

Nymark bemerkte es und kam ihr ritterlich zu Hilfe.

„Nun natürlich davon, daß Frau Karell unter keiner Bedingung am Geſellſchaftsleben Anteil nehmen will."

Ihre Augen begegneten ſich wieder, und die Blicke beſtätigten einen kleinen, heimlichen Bund.

„Karell, ſteh' uns bei," ſagte Lagander, „und ſage deiner Frau, daß ſie wirklich in dieſer Sache ihre Anſicht ändern muß."

„Es lebe die Freiheit!" ſagte Karell.

„Bravo!" rief Nymark, „an dieſes Wort halte ich mich. Von deiner Seite iſt alſo kein Hindernis zu fürchten, ſobald deine Frau einwilligt?"

„Natürlich nicht."

„Und du nimmſt es auch nicht übel, wenn ich alles mir Mögliche thue, um ihre Zuſtimmung zu gewinnen?"

„Gott bewahre!" ſagte Karell lächelnd. „Ich gebe dir volle Freiheit."

„Hören Sie, Frau Karell?"

„Ich höre."

Alma beugte ſich über ihren Teller. John kümmert ſich nicht darum, dachte ſie; er würde es ſich kaum zu Herzen nehmen, wenn ich mich in einen anderen verliebte.

Nymark bewunderte ihr feines Nackenhaar, das ſich in Löckchen auf den weißen Hals ringelte.

„Was meinen Sie, Frau Karell? Wird es mir gelingen?"

„Man kann ja den Verſuch machen."

„Sie lächeln. Das giebt mir Hoffnung. O, Sie haben nicht das Herz, nein zu ſagen."

„Aber warum? Ich frage es noch einmal. Ich werde zu keines Menſchen Vergnügen beitragen."

„Darüber laſſen Sie andere entſcheiden," ſagte Lagander.

Sie ſtanden vom Tiſche auf. Nymark und Alma traten auf die Veranda hinaus.

„Sie werden zu keines Menſchen Freude beitragen, meinen Sie?" fragte Nymark leiſe, ſich zu Alma hinabneigend, die ſich auf ſeinen Arm ſtützte. „Sagen Sie lieber, daß Sie an keinem Menſchen Freude haben. Sie, die Sie ſich um keinen kümmern."

Alma lachte und nahm ihre Handarbeit.
e blieben auf der Veranda allein, während
hn und Lagander in den Garten gingen.
„Lassen Sie mich das Garn halten," bat
ymark, als Alma es um ihren Arm wand,
ı es aufzuspulen.
Er zog einen kleinen Zeltstuhl herbei und
te sich Alma gegenüber, so nahe, daß er
t ihr Kleid berührte. Jedesmal, so oft ein
iner Knoten in das Gewinde kam, beugte er
) noch näher, aber jede geringste seiner
:wegungen zeigte eine achtungsvolle und
zebene Bewunderung.
„Das erinnert mich an die Ritterzeiten,"
zte er, „wo es Sitte war, daß wir Männer
zu Füßen unserer Herzensgebieterin saßen."
„Nun herrscht die Frau nicht mehr über
re Herzen, darum habt ihr die Sitte abgelegt."
„Nicht deshalb; die Frau hat es so gewollt.
arum ist es geschehen. Nur durch Zufall
rd uns noch ein solches Glück zuteil. Auch
st muß ich sofort aufstehen, wenn das Garn
ende ist."
„Natürlich, da ich nicht Ihre Herzens=
bieterin bin."
„Wie können Sie das wissen?"
Alma errötete und schien ernst werden zu
allen; aber bald lächelte sie wieder. Diese
dem Taschentuch als Erwiderung auf da
Mützenschwenken der Gäste.
Der Mißmut des gestrigen Tages war i
diesem Augenblick fast aus ihrem Gemüt ver
schwunden, oder vielmehr erinnerte sie sich dess
nicht, denn ihre Gedanken bewegten sich i
anderer Richtung. Es waren unklare, schwebend
Gedanken, die sich in ihrem Gehirn kreuzten
Sie hatte Nymark verschiedenerlei ver
sprochen. Unter anderem, daß er oft kommen
und sie besuchen dürfe, sobald sie in die Stad
gezogen wären. „Manchmal" hatte Nymar
gesagt, aber sie wußte recht wohl, daß da
„oft" bedeuten würde.
Dann hatte sie ihm noch halb scherzhaf
versprochen, alle öffentlichen Vergnügungen —
Soiréen, Konzerte und dergleichen — die im
September stattfänden, zu besuchen. Und si
beschloß, sich aus diesem Anlaß sogleich nach
der Rückkehr in die Stadt einige neue Toiletten
machen zu lassen. Sie wollte sie recht elegant
haben, nach dem neuesten Modejournal, und
Farben wählen, die zu ihrem Teint paßten.
Denn entschloß sie sich einmal, in Gesellschaf
zu gehen, so wollte sie unter keiner Bedingung
unbedeutend oder schlechtgekleidet erscheinen.
Und warum sollte sie nicht gehen, jung
und lebensfroh wie sie noch war? Was frommt

lich Böses darin? Auf Gegenliebe hatte er ja von allem Anfang an nicht hoffen dürfen. Jedenfalls würden seine Gefühle sich innerhalb der gebührenden Grenzen halten müssen, denn Alma besaß ja einen mächtigen Schutz in ihrer Liebe zu John . . .

Und nichts hinderte sie, freundlich gegen Nymark zu sein oder mit ihm zu verkehren. Er war angenehmer und lustiger als andere Herren, allerdings etwas leichtsinnig, aber was lag daran! Im gesellschaftlichen Leben schadet das ja nichts . . .

Außerdem hatte er besonders eine gute Seite: er war dankbar für jeden kleinsten Beweis ihrer Gunst. Wie überglücklich würde er sich mit noch so wenig Gegenliebe fühlen! Ganz anders als John! . . .

Mina kam und bat sie, hereinzukommen. Helmi weinte und war nicht zu beschwichtigen.

„Ich meine, sie schliefe vielleicht besser bei der Frau ein," sagte sie.

Alma ging hinein, öffnete die obersten Knöpfe ihres Kleides und legte sich aufs Bett.

„Wollen Sie sich nicht gleich schlafen legen?" fragte Mina, „es ist ja schon spät."

„Noch nicht. Bringe Helmi her!"

Kaum lag Helmi an der Mutter Brust, so hörte sie auf zu weinen. Nachdem sie ihren Hunger gestillt, lag sie ganz zufrieden da, sah zur Mutter auf und lächelte. Aber die Mutter lächelte nicht Antwort, wandte ihr nicht einmal den Blick zu.

Helmi sah eifrig zur Mutter auf und sagte „gää", um ihre Aufmerksamkeit zu wecken.

„Schlafe nur schön," sagte Alma etwas ungeduldig und gab ihr wieder die Brust.

Als Helmi eingeschlafen war, erhob Alma sich vorsichtig, schloß das Kleid und ging auf die Veranda hinaus. Es war still und dunkel. Zwischen den herabgelassenen Gardinen von Johns Fenster glänzte Lichtschein.

Sie saß auf derselben Stelle, wo sie am Tage gesessen, während Nymark ihr das Garn gehalten. Sie lehnte sich gegen die Rücklehne, legte die gekreuzten Hände in den Schoß und streckte die Füße aus.

So tief war sie in Träume versunken, daß sie nicht sah, wie das Licht aus Johns Fenster verschwand, und nichts hörte, bis er neben ihr stand und sagte:

„Sitzest du immer noch da?"

Alma zuckte zusammen und warf einen scheuen Blick auf ihn. John lächelte. Selbst das letzte, bittere Gefühl vom gestrigen Tage verschwand, wenn er überhaupt noch ein solches gehegt.

Alma war so entzückend in ihrer halbliegenden Stellung. In der Abenddämmerung erschien ihr Gesicht blässer als gewöhnlich, aber zugleich auch rührend schön.

„Komm, Liebchen!" flüsterte John und nahm ihre Hand.

Gehorsam folgte sie ihm hinein.

Und obgleich sie nichts sprachen und keine Auseinandersetzung zustande kam, fand doch an jenem Abend eine vollständige Versöhnung zwischen ihnen statt.

V.

Hiernach war Alma einige Tage ruhiger gestimmt. Die Übersiedelung gab ihr auch vollauf zu thun, und dann war wieder die Wohnung in der Stadt in Ordnung zu bringen. Es war keine Zeit, an anderes zu denken, wenn man bis zur Ermüdung arbeiten mußte.

John hatte wie alle Männer ein Grauen vor diesen großen, häuslichen Säuberungen. So oft sie in Aussicht standen, ergriff er jederzeit die Flucht; so auch nun. Alma sah es diesmal mit Vergnügen.

„Geh nur," sagte sie, „dann können wir hier alles ordentlich abmachen."

John warnte sie nur noch, seine Papiere anzurühren — und ging.

Der Salonboden war noch nicht gescheuert. Dahin trug nun Alma alle Topfgewächse, überspritzte sie mit Wasser, wischte die Blumentöpfe rein, schnitt die trockenen Blätter ab und glättete die Erde obenauf.

Sie hatte nur ein rotkarriertes Morgenkleid an, und das Haar war unter der Bewegung herabgeglitten.

Da kam gerade so recht zur Unzeit Nymark.

Es verdroß Alma ein wenig, aber sie lud ihn doch ein, in das Zimmer ihres Mannes zu treten, das schon aufgeräumt war.

Um keinen Preis, er wolle nicht stören.

„Aber darf ich Ihnen denn nicht hier zusehen? Sie passen so gut unter die Blumen, Sie, die Sie selbst zu ihnen gehören."

Alma runzelte die Stirn. Nun fand sie gar keinen Gefallen an dieser Sprache, die ihr dumm und inhaltslos erschien.

„Ich thue nichts, so lange Sie zusehen," sagte sie mit Bestimmtheit zu Nymark, der auf der Schwelle stand und sich an den Thürpfosten lehnte.

„Dann zwingen Sie mich allerdings, zu gehen."

Alma antwortete hierauf nichts, denn sie wünschte wirklich im Stillen, daß er gehen möge. Nymark empfahl sich und ging.

Alma kehrte wieder zu den Pflanzen zurück, aber ihr Eifer war etwas erlahmt. Von Zeit zu Zeit kam ihr Nymark in den Sinn, und sie unterbrach die Arbeit, um nachzusinnen, ob er sich vielleicht verletzt fühlen und nicht mehr kommen würde.

„Es ist gleich," sagte sie sich selbst, „und es ist auch besser so."

Ihr Gewissen war außerordentlich ruhig, und sie kam zu dem festen Entschluß, sich nicht, wie sie beabsichtigt, neue Toiletten zu kaufen und auch nicht in Gesellschaft zu gehn.

Die folgenden Tage dachte sie nur daran. Aber so oft die Vorzimmerglocke läutete, fuhr sie zusammen in der Erwartung, es sei Nymark. War er es aber nicht, so fühlte sie sich wie enttäuscht und ward mißgestimmt, ohne sich doch über die Ursache Rechenschaft geben zu können.

Und im Grunde war es auch nicht die einzige Ursache ihrer schlechten Laune. Noch anderes kam dazu. Anderes, das eigentlich so gut wie nichts war.

Die Wohnung war wieder vollständig in Ordnung, jeder Winkel geputzt und gesäubert. Nun sollten sie sich der Ruhe und Ordnung freuen. Auch saß Alma anfänglich recht vergnügt und zufrieden bei ihrer Handarbeit, von Zeit zu Zeit mit Wohlbehagen um sich blickend. Alles sah so nett und gemütlich aus. Sie ermahnte Arvi und Ella, nichts in Unordnung zu bringen und die Füße gut abzutrocknen, ehe sie einträten.

Allein sie hätte gewünscht, daß auch ein anderer die zierliche Ordnung ihrer Räume bewunderte. Darum saß sie da und erwartete Besuch; aber niemand kam. Und John fand nach wie vor wenig Zeit, mit seiner Familie beisammen zu sein. Entweder war er außer Hause in Anspruch genommen oder er saß in seinem Zimmer am Schreibtisch und arbeitete. Und Alma wollte es allmählich dünken, als sei all ihre Mühe eigentlich vergebens gewesen, da sie kein entsprechendes Vergnügen davon genoß.

Eines Tages entschloß sie sich, Frau Leistin zu besuchen. Nicht, daß sie sich etwa nach ihr sehnte — Frau Leistin gehörte zu den Damen, die über nichts als über Dienstboten sprechen oder eigentlich über nichts, als deren mögliche und unmögliche Fehler und Mängel. Nichts sonst in der Welt interessierte sie. Allein Alma empfand die Einförmigkeit und Einsamkeit so drückend, daß sie eine Abwechslung suchen mußte. Und in Ermanglung eines Besseren ging sie denn hin, die Klagelieder über die Dienstmädchenfehler und -Schwächen anzuhören.

Sie stand eben zum Fortgehen bereit im Vorzimmer und knüpfte das Hutband, als die Thür sich öffnete und Nymark eintrat.

„Wiederum komme ich ungelegen. Ein unholdes Geschick scheint mich zu verfolgen," sagte Nymark, als er Alma zum Fortgehn angekleidet vor sich stehen sah.

„Sie kommen gar nicht ungelegen. Im Gegenteil! Willkommen!"

Alma reichte ihm fröhlich die Hand.

„Aber Sie wollen ja fortgehn."

„Ich bleibe tausendmal lieber zu Hause."

Und Alma erzählte, wie schauerlich langweilig es gewesen, und wie sie sich nur entschlossen habe, über Dienstmädchen zu schwätzen, um dieser tödlichen Langweile zu entgehen.

Sie lachten beide herzlich darüber, während sie in den Salon traten.

„Nicht wahr," sagte Nymark, „in der ganzen Welt giebt es nichts so Ertötendes wie Langeweile. Und das kommt bloß daher, weil wir Menschen geschaffen sind, um zu leben. Langweile ist Mangel an Leben."

„Ganz richtig, ein vollständiger Mangel an Leben. Aber sagen Sie, wie soll man sich davor retten? Wissen Sie einen Ausweg?"

„Lassen Sie uns einen Bund schließen. Allein kann keiner diesen Feind besiegen, aber wenn wir beide vereint den Kampf beginnen,

so gelingt es uns schließlich, ihn zu verjagen."

„Topp! Wir wollen einen Bund schließen. Und wir wählen Sie zum Chef. Wann soll der Kampf beginnen?"

„Heute Abend."

„Und auf welche Art?"

„Wir wollen auf das Feuerwehrfest gehen. Ich kam eben, um Sie an Ihr Versprechen zu erinnern."

„Ah, Sie haben also daran gedacht?"

„Ich habe es keinen Augenblick vergessen."

Diese Worte wurden von einem Blick begleitet, der Alma erröten machte. Aber sie sagte: „Natürlich bleibe ich bei dem, was ich einmal beschlossen."

Ihrer späteren Entschließungen erinnerte sie sich schon gar nicht mehr.

„Wirklich? Und ich dachte schon, Sie hätten es bereut."

Alma lachte ein wenig verlegen. Aber sie wurde ihrer Antwort enthoben, denn in diesem Augenblick trat John ein.

„Gehst du heute Abend auf das Feuerwehrfest, John?" fragte Alma.

„Ich kann nicht," sagte er, sich in den Lehnstuhl neben sie setzend; „ich habe Sitzung der Gemeinderäte."

„Wäre es so gefährlich, wenn du einmal da ausbliebst?"

„Es liegen heute wichtige Fragen vor. Und um die Wahrheit zu sagen, ich habe auch keine Lust zu dem ganzen Fest."

„Das ist es eben."

Alma sah Nymark melancholisch an.

„Kommen Sie doch wenigstens," sagte er.

„Ja, du kannst ja gehen, wenn du Lust hast."

„Ich brauche auch wirklich einige Zerstreuung. Kein Mensch hält das in Ewigkeit aus, nur kochen und Kinder warten."

Alma sah vor sich nieder und zupfte nervös an einer Ecke der Tischdecke, die ihr in die Hand geraten war.

„Es hindert dich ja niemand, in dieser Hinsicht deinem eignen Willen zu folgen," entgegnete John ernst.

Er stand auf und ging in sein Zimmer, ehe Alma etwas erwidern konnte.

„Es hindert dich niemand!" Alma kämpfte mit den Thränen. „Das weiß ich wohl. Aber doch wird es übel aufgenommen."

„Wer nimmt es übel auf? Sie selbst."

„Nein, nicht ich, sondern John und alle Leute."

„Das ist nicht richtig, Frau Karell. Und thäten sie es selbst, was brauchen Sie sich darum zu kümmern?"

Unaufhaltsam drangen die Thränen aus Almas Augen. Ein wenig verlegen drückte sie ihr Taschentuch gegen ihr Gesicht.

„Wie kindisch ich bin!"

„Ja, wahrhaftig. Wann werden Sie sich von diesen altmodischen Anschauungen soweit befreien, daß Sie es wagen, die frische, freie Luft zu atmen?"

„Dann würde ich vermutlich die Beteiligung am Gemeinderat und Landtag anstreben, wie andere energische Frauen unserer Zeit."

„Nein, Gott behüte, lassen Sie das den Alten und Häßlichen. Ihnen bietet das Leben ein schöneres Glück."

Nymark nahm seinen Hut.

„Darf ich Sie heute Abend abholen, da John nicht mitgeht?"

„Wenn Sie so gut sein wollen?"

„Mit größtem Vergnügen. Also auf Wiedersehen heute Abend, Frau Karell."

„Auf Wiedersehen!"

Sie reichten einander die Hand, und die Thür schloß sich hinter Nymark.

„Er ist freundlich und angenehm," dachte Alma, als sie allein war, „es ist kein Wunder, wenn man sich in seiner Gesellschaft wohl fühlt."

Abends, als Alma Toilette für das Fest machte, kam Arvi mit Karte und Geographiebuch zu ihr.

„Ich finde nichts auf dieser Karte, Mama. Und wir haben soviel zu lernen. Alle Gebirge in Mitteleuropa."

„Ach, geh zu Papa, er wird es dir zeigen."

„Papa ist nicht zu Hause."

„Versuche, dich selbst zurechtzufinden. Mama hat keine Zeit."

„Aber ich kann es nicht."

Arvi wurde eigensinnig und begann zu weinen.

„Bist du unartig gegen Mama? Nun helfe ich dir schon gar nicht. Und du schämst

nicht, zu weinen? Gleich gehſt du fort. na will einen ſolchen Jungen nicht ein= ſehen."

Alma entfaltete ihr Taſchentuch und gte es mit Parfüm. Nymark wartete im Salon.

„Wie exquiſit dieſe Havannafarbe iſt," er, als Alma eintrat.

„Finden Sie?"

„Und auch im übrigen iſt die Toilette efflich gemacht."

„Sie müſſen Kenner ſein."

„Ich verſtehe mich wenigſtens darauf, was und was nicht ſchön iſt."

„Da werden Sie mir ſicher einen guten geben können, wenn ich mir nächſtens neues Koſtüm machen laſſe."

„Gern. Aber haben Sie auch Vertrauen mir?"

„Unbedingtes. Insbeſondere, da ich fürchte, n ein wenig im Rückſtand zu ſein."

„Ich werde Sie ſo ſchön machen, daß keine auf Erden mit Ihnen wetteifern kann."

„Ich begnüge mich auch mit weniger," e Alma mit einem dankbaren Blick auf nark, der ihr in den Regenmantel half.

„Zum Programm des Feſtes gehörte eine

„Ich ſtelle gar keine Anforderungen, ich unterhalte mich nur."

„Sie unterhalten ſich, indem Sie lachen und ſich moquieren."

Der Vorhang fiel, und man applaudierte lebhaft. Nymark klatſchte eifrig in die Hände und rief: „Bravo, bravo!"

„Heuchler!" ſagte Alma, ihn anſehend.

„Sie hält ſich für eine große Künſtlerin. Gönnen wir ihr die Freude."

„Wie können Sie nur ſo boshaft ſein?"

„Ich boshaft? Sobald ſie ſich nur im Saale zeigt, werde ich zu ihr hingehn und ihr danken und ſagen, ſie ſpiele beſſer als Fräulein Aalberg. Sie werden ſehen, wie entzückt ſie darüber ſein wird."

„Und das thun Sie mit gutem Gewiſſen?"

„Sie iſt ja erſt ſiebzehn, Frau Karell. Mit Kindern darf man doch wohl ſcherzen."

„Ohne nur im geringſten daran zu denken, welche Wirkung es auf ſie hat?"

„Gnade, Frau Karell! Predigen Sie mir nicht Moral, es iſt jedenfalls verlorene Mühe, denn ich bin ein ſehr undankbarer Schüler."

„Und Sie ſcheuen ſich gar nicht, das ein= zugeſtehen?"

„Weil ich weiß, daß Sie mir um meiner

„Ihre Gesundheit erlaubt es nicht.“

„Aber es ist so lustig. Ich kann noch nicht aufhören.“

Sie war schon wieder auf den Füßen.

Sie tanzten ein paar Schritte, als Alma sich plötzlich schwer auf den Arm ihres Herrn stützte.

„Mir schwindelt,“ kam es von ihren Lippen.

Nymark eilte herbei und trug sie zu einem Sofa im Nebenzimmer. Halb ohnmächtig wie sie war, wußte Alma doch, wer sich um sie bemühte. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit überließ sie sich Nymarks Fürsorge. Es war ihr ganz so, als habe sie einen neuen Freund und Kameraden gefunden.

„Es geht schon vorüber,“ sagte sie leise, obwohl sie noch nicht die Kraft besaß, die Augenlider zu heben.

„Warum sind Sie mir nicht gefolgt?“ warf Nymark ihr vor.

„Schelten Sie mich nicht; ich bin schon wieder gesund.“

„Aber Sie dürfen keinen Schritt mehr tanzen.“

„Ich muß wohl gehorchen.“

Nun vermochte Alma schon, sich aufzurichten; sie stützte sich gegen die Lehne des Sofas.

„Wie blaß Sie noch sind!“

„Es kommt ganz sicher daher, daß ich so lange nicht getanzt habe,“ sagte Alma lächelnd. „Früher hielt ich es ohne Unterbrechung bis zum Morgen aus.“

Nymark holte ihr Wein, und nachdem sie ein paar Glas getrunken, fühlte sie sich wieder vollkommen hergestellt.

Sie hatte Lust, weiterzutanzen, aber Nymark ließ es nicht zu.

„Wenn Sie krank werden, läßt John Sie ein andermal nicht gehen,“ sagte er.

Und so blieben sie für den Rest des Abends dort sitzen. Sie soupierten unter heiteren Gesprächen und Lachen.

Bekannte Damen sprachen Alma an. Sie that ihr Bestes, um sich ihnen dankbar zu erweisen, aber im Herzen wünschte sie, sie möchten bald gehen und Nymark und sie allein lassen. Es war ja so gemütlich zu zweit. Sie sprachen frei und ungezwungen über verschiedene Dinge, die sie in anderer Beisein kaum berührt hätten, obwohl es weder Geheimnisse, noch sonderlich gefährliche Themen waren.

Am nächsten Morgen war Alma so müde, daß sie um zehn Uhr, als John zum Frühstück heim kam, kaum aufzustehen vermochte.

„Helmi hat nachts nach dir geweint,“ sagte John.

„Laß sie weinen,“ erwiderte Alma. Sie lag ausgestreckt auf dem Sofa in ihrem Zimmer und machte gar keine Miene, zu Tisch zu kommen. „Ich muß sie entwöhnen, sie raubt mir alle Kräfte. Sie ist so groß und stark und will nichts anderes nehmen, so lange sie an der Brust ist.“

„Arme Helmi, hörst du, welches Urteil Mama über dich spricht?“ sagte Mina, die im Kinderzimmer Almas Worte gehört hatte.

„Wir wollen sie fragen, ob das wahr ist.“

„Hole sie nicht her, ich hatte sie ja erst eben jetzt,“ sagte Alma ungeduldig, „laß mich doch wenigstens einen Augenblick in Frieden, wenn du siehst, wie schwach und kraftlos ich heute bin.“

Mina wandte sich um, aber Helmi, die mit Händen und Füßen gefochten und fröhliche Lallaute ausgestoßen hatte, als sie die Mutter erblickte, begann zu weinen. Mina schloß die Thür und trug Helmi zum Fenster. Sie summte und klopfte an die Scheibe.

„Schau, schau, Pferdchen springt, nein, wie schön!“

Helmi sah das Wunder und vergaß ihre Thränen.

„Ich bin heute Mittag zu Lagander geladen,“ sagte John aus dem Speisezimmer heraus, „es kommen noch zwei andere Landtagsabgeordnete.“

„Bleibst du den ganzen Tag?“ fragte Alma, um etwas zu sagen.

„Bis Abend. Ich gehe von der Schule hin, um drei Uhr,“ sagte John, zu ihr tretend. „Wie steht's mit dir? Bist du krank?“

Er setzte sich an den Rand des Sofas und betrachtete sie.

„Nein, nur etwas matt.“

„Vielleicht hast du gestern zu viel getanzt?“ meinte John.

Alma erwiderte nichts. John stand auf.

„Willst du darauf sehen, daß Arvi seine Aufgabe für morgen lernt? Er wußte heute nichts."

„Ja."

Alma wunderte sich, daß sie so gar keine Angst vor Langeweile hatte, da sie doch den ganzen Tag allein bleiben sollte. Aber das kam nur daher, weil sie sich den Abend zuvor unterhalten und die Erinnerung daran ihr Vergnügen bereitete.

Sie genoß vergnüglich ihr Dasein, während sie so dalag, so schwach sie sich auch fühlte.

Dem Sofa gegenüber hing ein großer Spiegel, in dem sie ihr Bild erblicken konnte. Und während sie es betrachtete, kam ihr die Überzeugung, daß keine Toilette sie so gut kleidete wie dieses rotkarrierte Morgenkleid, besonders jetzt, da die Falten frei auf den Boden herabfielen.

Nymark hatte seinen besonderen Schönheitssinn hervorgehoben. Alma hätte gar zu gern gewußt, wie sie ihm wohl in dieser Stellung und in diesem Kleide gefallen würde.

Das Haar lockte sich noch von dem gestrigen Abend. Sie versuchte zum Zeitvertreib, wie es ihr am besten stünde, auf die Stirn herabgekämmt oder hinaufgenommen oder auf der Seite ein wenig hereinfallend.

Dann ließ sie den weiten Ärmel so gleiten, daß ihr bloßer Arm bis über den Ellbogen sichtbar wurde. Und diesen blendend weißen Arm legte sie unter das Haupt und bewunderte im Spiegel seine weiche Rundung und wie er sich gegen das dunkle Haar abhob.

In diesem Augenblick läutete die Vorzimmerglocke. Mina legte Helmi auf den Fußboden und lief, um zu öffnen.

Magister Nymark sei da, meldete sie, und frage, wie es der gnädigen Frau gehe und ob er sie sprechen könne.

Alma errötete.

„Bitte ihn hereinzukommen," sagte sie schnell.

Sie wunderte sich, daß sie so erregt war und daß ihr Herz so stark klopfte. Und ihre Hände zitterten. Warum? Wie närrisch das war! — Sie versuchte sich zu beherrschen und sich ganz ruhig zu geben.

Sie zog den Ärmel herab und hob das Haupt von dem Kissen. Dennoch blieb sie in einer bequemen, halbliegenden Stellung, nachdem sie zuvor noch einen hastigen Blick in den Spiegel geworfen.

„Sie sind krank?" fragte Nymark, indem er ihre Hand ergriff.

„Nur müde," lächelte Alma und winkte ihm, auf dem Stuhl Platz zu nehmen.

Nymark zog denselben näher.

„Sie wünschen vielleicht zu ruhen?"

„Ihre Gesellschaft, glaube ich, wird mich ermuntern."

„So kann ich also mit gutem Gewissen bei Ihnen bleiben?"

„Sie nehmen es wohl nicht übel, wenn ich mich in meiner Bequemlichkeit nicht stören lasse?"

„Das fragen Sie nicht im Ernst. Es war bloß eine kleine Steuer, die Sie Ihrer früheren Anschauungsweise leisteten."

„Meiner früheren?"

„Ja, so sagte ich. Denn ohne daß Sie es wissen oder wissen wollen, beginnen Sie sich schon davon zu befreien."

Alma mußte das selbst zugeben. Ihre Welt war nicht mehr dieselbe wie ehedem. Ihre Blicke waren etwas weiter gedrungen, hatten neue, verlockende Ausblicke erspürt, die sie anzogen, wiewohl sie noch nicht klar unterscheiden konnte, nicht wußte, ob es Gutes oder Böses sei, was ihr von dieser Seite begegnen könne.

Die Stunden verflossen. Sie sprachen bald ernst, bald scherzend, und oft waren Scherz und Ernst so gemischt, daß eines sich vom anderen nicht unterschied. Aber immer mehr kam Alma zu der Überzeugung, daß Nymark als Gesellschafter nicht seinesgleichen habe.

Endlich sah Nymark ganz überrascht auf die Uhr.

„Halb fünf! Und ich sollte zu Tisch zu Laganders gehen!"

„Was wollen Sie nun thun?"

„Es liegt nichts daran," sagte Nymark lachend, „es thut mir nur leid, daß ich Sie aufgehalten habe."

„Sie haben mich durchaus nicht gestört. Aber Sie selbst sind nun um eine angenehme Gesellschaft gekommen."

„Habe aber eine andere genossen, die tausendmal angenehmer ist."

„Wieder Schmeicheleien. Nein, gehen Sie noch nicht, da Sie nun einmal ohne Mittagessen geblieben sind. Wir wollen sehen, was Maja Lisa uns vorzusetzen hat."

Es war nicht so übel. Bouillon und Kohlrollen mit gebratenem Fleisch und Reis. Und wollten sie sich nur ein paar Augenblickchen gedulden, so würde sie auch für einen Nachtisch sorgen.

Nymark ging also noch nicht, sondern blieb bis sieben Uhr. Nicht einmal da wollte Alma ihn gehen lassen, denn sie vermutete, daß John nicht vor dem späten Abend nach Hause kommen würde. Und im Verlauf dieses Tages waren sie einander näher gekommen, als während der ganzen Zeit ihrer bisherigen Bekanntschaft. Sie verstanden einander so gut. Alma war entzückt. So hatte sie denn endlich gefunden, was sie so lange unbewußt entbehrt, einen fröhlichen, frischen Kameraden, der gern mit ihr beisammen war und in dessen Gegenwart sie sich so wohl fühlte, daß kein anderes Vergnügen sich damit vergleichen ließ. Er war just der Gegensatz zu dem ernsten und ruhigen John. Und es schien Alma, als ob sie, obwohl John ihr sehr teuer war, dennoch in ihrem Herzen Nymark noch lieber hätte. Ihr Gewissen beruhigte sie damit, daß ja auch John sich ihr nicht so ungeteilt hingebe. Er vergaß nie um ihretwillen irgend eine gesellschaftliche Verabredung, wenn er sonst Lust hatte, zu gehen; das aber hatte Nymark eben erst gethan.

„Bleiben Sie doch," bat sie, als Nymark Abschied nehmen wollte.

„Nein, Frau Karell, nun muß ich gehen. Aber wir sehen uns bald wieder."

„Recht bald!" sagte Alma, ihre Hand in die Nymarks legend.

Nymark sah sie mit einem so zärtlichen Blick an, daß ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Adieu denn!" sagte sie und zog schnell die Hand zurück.

Als Nymark gegangen war, streckte sie sich wieder auf dem Sofa aus, drückte das Antlitz gegen das Kissen und schloß die Augen. Sie fühlte sich weder müde noch schläfrig, dachte an nichts und kümmerte sich um nichts. Aber ihr Herz schlug, ihr Gesicht glühte, und ein süßes Gefühl füllte ihren Busen.

„Mama," flüsterte Arvi leise neben ihr, „bist du wach, Mama?"

Alma fuhr auf.

„Arvi, hast du deine Aufgabe gelernt?"

„Ja, Mama, willst du mich überhören?"

Alma nahm das Buch. Es war Geschichte, und Arvi sagte seine Aufgabe her, fließend wie Wasser. Alma vermochte gar nicht mitzukommen, obwohl sie sich Mühe gab; sie war so zerstreut. Aber es war auch nicht nötig. Arvi stockte nicht ein einziges Mal und hielt nicht inne, ehe er fertig war.

Alma lobte ihn, gab ihm Süßigkeiten und ließ ihn gehen.

VI.

Eines Tages fand John auf Almas Tisch Strindbergs „Ehestandsgeschichten".

„Ist Nymark hier gewesen?" fragte er.

„Er war vormittags hier, während du im Lyceum warst," erwiderte Alma.

In nächster Zeit tauchten bei Alma immer wieder neue Bücher auf, bald von Zola oder Guy de Maupassant, bald von irgend einem jüngeren, nordischen Autor. Einmal erschien sogar unter ihnen Arne Garborgs „Aus der Männerwelt".

„Es sind gute Bücher, wenn man sie nur richtig zu lesen versteht," sagte John.

„Wie soll man sie denn lesen?"

„So, daß man die Folgen des Bösen sieht. Wenn Arne Garborg seine Helden in „Aus der Männerwelt" von sich selbst sagen läßt, sie seien große Schweine, könnten es aber nicht mehr ändern, so sollte das mehr wirken, als die besten Moralpredigten."

„Nymark nimmt sie nicht von dieser Seite."

„Nymark! Der ist eben einer jener oberflächlichen und leichtsinnigen Menschen, die nicht die Kraft haben, in den Kern einer Sache einzudringen."

„Das ist nicht wahr. Nymark ist im Gegenteil ein scharfer Denker."

„So scheint es dir, Almachen, weil du selbst dein Köpfchen nicht mit allzuviel Gedanken beschwerst."

John glättete lächelnd Almas Haar. Aber beleidigt stieß sie seine Hand zurück.

„Ich bin natürlich dumm. Ich verstehe nichts. Nicht wahr, das meinst du doch?"

Oho! Das habe ich nicht gesagt."
lber doch gedacht. Sei doch wenigstens
tig!"
lber Alma, höre doch! Wozu böse
r um ein Nichts. Geh nicht fort."
ohn hielt sie fest, aber Alma riß sich los
ing in die Küche. Er that einige Schritte
ihr her, wandte sich aber plötzlich um,
sich vergegenwärtigte, daß die Dienst-
dort seien.
hm," sagte er kurz.
nahm ein Buch vom Tisch, öffnete es
ah hinein.
hm!"
warf es zurück und trat zum Fenster.
Verwünschter Nymark, nichts als Ärger
an durch ihn."
ohn blickte auf die Straße hinab. Dort
Menschen aneinander vorüber — er sah
icht, obwohl er ihnen mit den Augen
Ein paar Schulknaben gingen vorbei.
ogen die Mützen, allein ihr Gruß blieb
idert.
ach einer Weile riß er sich gleichsam von
los. Er hob den Kopf und straffte die
tern.
Sei es wie immer — Nymark soll nicht
können, daß ich Argwohn hege. Es

Johns Blick glitt an der Rose vorbei. Er begegnete Almas Augen, nahm sie unterm Kinn, wandte ihr Gesicht sich zu und drückte einen langen Kuß auf die widerstrebenden Lippen.

„Laß doch!" sagte Alma errötend, „sie sehen aus der Kammer herein."

„Und wenn auch? Ich darf doch wohl meine eigene Frau küssen?"

Und John küßte sie mit scherzhaftem Trotze ein- ums anderemal, bis Alma sich schließlich aus seinen Armen wand.

„Laß das jetzt, John," sagte sie und entfernte sich ein wenig.

John ging zur Kammerthür.

„Aber es ist ja niemand hier. Du fürchtest dich unnötig."

Alma jedoch begann von etwas anderem zu sprechen.

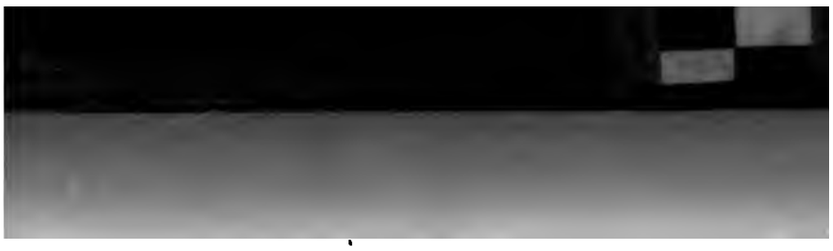
„Helmi ist raunzig. Ich habe angefangen, sie zu entwöhnen."

„So! Arme Kleine, so hat sie nun ihr erstes Leid zu tragen."

„Daran kann man sich nicht kehren."

„Natürlich nicht."

„Ich sollte nur" — Alma pflückte die trockenen Blätter aus den Pflanzen — „mich so wenig als möglich zeigen."



dabei, sah aber von Zeit zu Zeit von der Arbeit auf und horchte.

„Weint Helmi, oder was giebt es?“ fragte John lächelnd.

„Nein, mir war's nur — da läutet jemand!“ fügte sie hinzu und warf die Arbeit beiseite.

„Wenn es nur kein Besuch ist. Das käme mir recht ungelegen.“

Alma ging öffnen und kam nach einer Weile, gefolgt von Nymark, zurück.

John runzelte ein wenig die Augenbrauen.

„Du scheinst beschäftigt zu sein, John,“ sagte Nymark.

„Um die Wahrheit zu sagen, ja, etwas. Aber setze dich jedenfalls.“

„Ich werde nicht lange bleiben. Ich komme nur in einer kleinen Angelegenheit.“

Alma nähte eifrig und sah nicht einmal flüchtig auf.

„Und die wäre?“

„Ich möchte deine Frau verleiten, an einer Vergnügungsfahrt teilzunehmen.“

„Mit dem Dampfboot nach Imatra?“

„Du weißt also schon davon?“

Nymark sah Alma an.

„Alma hat nichts gesagt. Ich hörte nur, daß dieser Ausflug geplant sei.“

„Es wird eine lustige Exkursion. Und angenehme Gesellschaft. Auch Militärmusik geht mit. Frau Karell würde sich gewiß recht erfrischt und gestärkt fühlen, wenn sie wieder heimkäme.“

„Was meinst du, Alma?“

„Ja — a . . . vielleicht . . . auch Helmis wegen . . . Aber das hängt von dir ab.“

„Durchaus nicht. Thu ganz und gar, was du willst.“

„Sehen Sie, Frau Karell! John giebt Ihnen volle Freiheit. Sie kommen also?“

„Die Reise wird vielleicht ein paar Wochen dauern.“

Alma blickte auf und sah ihren Mann scheu an.

„Um so länger dauert das Vergnügen,“ sagte John.

„Vollkommen richtig, um so länger dauert das Vergnügen. Und nun gehe ich, um nicht zu stören. Morgen Abend um sieben Uhr geht das Schiff, Frau Karell.“

Er nahm Abschied, und Alma begleitete ihn in das Vorzimmer, um hinter ihm zuzusperren.

„Alles ist gut gegangen,“ sagte Nymark halblaut. „John machte ja gar keine Einwendungen.“

„Nein, wie merkwürdig! Und ich dachte, er würde sich auf das bestimmteste widersetzen.“

„Vergessen Sie nicht: um sieben Uhr!“

Nymark faßte nochmals ihre Hand.

„Ich werde nicht vergessen.“

John schrieb, als Alma zurückkam und sich auf ihren früheren Platz am Tische niederließ. Eine Zeit lang setzte jeder schweigend seine Arbeit fort.

Dann aber legte John die Feder weg, stützte den Kopf auf die Hand und blickte Alma ernst an.

„Sprach Nymark schon vormittags mit dir davon?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte Alma etwas unsicher.

„Und du wußtest, daß er wiederkommen würde, um mich zu überreden?“

Almas Ohren wurden rot, aber sie sagte nichts, sondern nähte eifrigst weiter.

„Wußtest du es, Alma?“

„Ja,“ kam es endlich leise von ihren Lippen.

„Es wäre besser gewesen,“ sagte er ein wenig später mit beklommener Stimme, „wenn du offen und aufrichtig mit mir darüber gesprochen hättest.“

Alma wußte nichts zu erwidern, aber der Boden brannte ihr unter den Füßen, und sie suchte eifrig nach einem Anlaß, sich zurückzuziehen.

„Ach richtig, Arvis Lektionen —“

Sie stand auf und legte die Arbeit zusammen. John ließ sie gehen.

Als sie von dem Ausflug heimkam, war sie heiterer und lebhafter denn je. Sie scherzte und sang, spielte mit den Kindern und stellte die Möbel in neuer Gruppierung auf. Auf alle Art versuchte sie John zufriedenzustellen und erwies ihm hie und da kleine Dienste. John bemerkte, daß sie wie verjüngt war.

Nachts aber erwachte er davon, daß Alma sich im Bett herumwarf, und lauschte er, so fand er sie wachend.

„Kannst du nicht schlafen?“ fragte er.

„Nein. Aber ich bin auch nicht schläfrig.

Ich habe die ganze Nacht wach gelegen. Wieviel Uhr ist es?"

„Drei durch. Was fehlt dir?"

John hob die Kerze und sah sie an. Aber Alma begegnete seinem Blick mit großen, strahlenden Augen.

„Nichts fehlt mir. Gar nichts. Ich kann nur nicht schlafen."

„Versuch' es doch, mein Mäuschen," ermahnte John und legte sich wieder.

Wachte er dann des Morgens zu gewohnter Zeit auf, so lag Alma in tiefem Schlafe. John stand leise auf, ermahnte Kinder und Dienstleute im Nebenzimmer, nicht hineinzugehen und zu stören, und ging dann in sein eigenes Zimmer, um sich dort anzuziehen. Und so genoß Alma gewöhnlich den Morgenschlaf bis gegen zehn Uhr.

John ahnte recht wohl die Ursache dieser Schlaflosigkeit. Alma hatte sich während des Herbstes daran gewöhnt, spät zu Bett zu gehen. Entweder hatten sie selbst Besuch, oder sie war außer Hause. War sie in Gesellschaft, so erregte das ihr Nervensystem so sehr, daß sie mehrere Stunden der Ruhe bedurfte, ehe sie einschlafen konnte. Allein John fürchtete, Alma zu erzürnen, wenn er etwas darüber sagte, und außerdem hatte er nicht das Herz, sie zurückzuhalten, wenn er sah, wie sehr sie an diesen Vergnügungen hing.

Er selbst unterzog sich eben nicht oft der Mühe, mitzugehen. Teils spürte er keine Lust dazu, teils hatte er auch zu viel zu thun, um die nötige Zeit zu finden. Allerdings war es Alma anfänglich etwas ungewohnt, allein zu gehen, um so mehr, als die anderen Frauen gewöhnlich von ihren Männern begleitet waren. Allein Nymark verlachte diese ihre Bedenken und spottete beständig über solche Altmodischkeit.

„Diese Leute plagen sich selbst und andere nur unnötig damit," sagte er. „Sehen Sie, sie haben ja nie beide zu gleicher Zeit Lust, fortzugehen. Und ich bin überzeugt, daß sie auch nie zu gleicher Zeit fertig werden, sondern daß immer eins auf das andere warten muß und sich darüber ärgert."

„Ja, aber doch" — versuchte Alma zu beharren.

„Und leisten sie etwa hier einander Gesellschaft? Machen wir unsere Beobachtungen!"

Er ließ ein Ehepaar nach dem anderen Revue passieren, spottete über die erzwungene Höflichkeit, mit der einige der Herren ihren Frauen Thee anboten, und machte darauf aufmerksam, wie die meisten fast während des ganzen Abends ihren zärtlichen Hälften scheu — aus dem Wege gingen. Schließlich lenkte er Almas Blicke auf zwei Neuvermählte, die wirklich treulich Seite an Seite saßen, wie festgewachsen.

„Wie lange, glauben Sie, wird das dauern? Einen Monat? Zwei? Das ganze Leben? Wollen wir wetten?"

Halb peinlich berührt, halb ergötzt, bat Alma ihn, aufzuhören.

„Die Leute sehen uns an. Sie merken, daß wir von ihnen sprechen."

Nymark lachte. Aber von nun an fühlte Alma sich nicht mehr bedrückt, wenn sie ohne John ein Vergnügen aufsuchte.

Anfang Dezember war ein Maskenball arrangiert. Alma hatte lange über ihr Kostüm gegrübelt, bis sie endlich auf Vorschlag Nymarks als Königin des Tages zu erscheinen beschloß. Nymark dagegen sollte die Nacht vorstellen.

An diesem Abend saß John bekümmert und grübelnd in seinem Zimmer. Er dachte an seine finanzielle Lage. Ganz kürzlich hatte er seinen Monatsgehalt erhoben, und der reichte bei weitem nicht, alle kleinen Schulden zu bezahlen. Die Rechnungen waren zu einer erschreckenden Höhe angewachsen, und die nahende Weihnachtszeit, sowie der Landtag stellten noch größere Ausgaben in Aussicht. Er sann hin und her und machte seine Berechnungen. Aber immer wieder kam er zu demselben Resultat: es gab keinen anderen Ausweg, als ein größeres Anlehen entweder von Privatpersonen oder von einer Kasse aufzunehmen. Womit er das freilich zurückzahlen sollte, wenn auch die Zinsen zu erlegen waren und das Gehalt nicht einmal vorher den Ausgaben entsprochen hatte? — —

Die Angst stieg ihm aus dem Herzen in den Kopf. Er ließ die Berechnungen liegen und suchte seine Gedanken anderen Dingen zuzuwenden; nahm einen reinen Bogen Papier und begann einen Artikel gegen den Getreidezoll zu schreiben. Denn nach allem zu urteilen, würde diese Frage im Landtag zur

Sprache kommen. Während er so an die allgemeinen Angelegenheiten dachte, vergaß er seine privaten Sorgen.

„Der Getreidezoll," schrieb er unter anderem, „würde unbestreitbar den Bemittelten, insbesondere den vermögenden Gutsbesitzern, Richtern und Geistlichen zum Vorteil dienen. Für die zahlreiche arme Bevölkerung dagegen, die kein Ackerland besitzt und auf deren Rechte und Vorteile der Landtag bedacht sein soll, würde er eine Last bedeuten. Das knappe Brot des Arbeiters, des Tagelöhners würde dadurch noch knapper werden. Trachten wir daher, ihre Last nicht noch mehr zu erschweren, denn sie ist ohnedies nur zu drückend."

„Vor allem heißt es in unserem sozialen Leben die Gerechtigkeit walten zu lassen. Das ist die erste Bedingung für unsere gesunde, nationale Entwicklung. Und es ist zugleich das einzige Mittel, die gefährlichen Unruhen zu vermeiden, die heutzutage in den großen Kulturländern die Fundamente der Gesellschaft unterminieren."

„Wir sollen streben, die Lage unserer minder gut gestellten Landsleute zu heben und zu bessern, insbesondere ihr Bestes im Auge zu haben . . ."

„John, sieh her; ich bin fertig."

Alma stand in der Thür, lächelnd und strahlend in einem silber- und goldglänzenden Tüllkleide.

„Nun, was sagst du? Bist du nicht geblendet?"

„Schön bist du. Außerordentlich schön!" sagte John.

Aber die Stimme war ohne Klang, denn es fuhr ihm durch den Sinn, wieviel diese nur für das Vergnügen eines einzigen Abends bestimmte Toilette gekostet haben mochte. Wieder bekam die frühere Unruhe Gewalt über ihn. All die verwickelten Geschäftsangelegenheiten legten sich wie eine Last auf seine Schultern.

„Und du, du schreibst nur immer. Wann wirst du genug davon haben?"

„Wenn ich nicht mehr kann."

„Es dürfte Zeit sein, zu gehen," sagte Alma, indem sie sich bemühte, die letzten Knöpfe ihrer Handschuhe zu schließen. „Hilf mir, John, sie sind so eng."

John that, wie gebeten, und begleitete sie dann ins Vorzimmer.

„Gehst du zu Fuß?" fragte er.

„Nein, ich fahre. Der Wagen wartet im Hofe."

„Wie? Du nimmst nur einen dünnen Regenmantel? Bei dieser Kälte? Wo denkst du hin?"

„Ach, der Weg ist ja so kurz, daß ich mich kaum bis dahin abkühle."

„Aber du könntest doch ebenso gut einen wärmeren Mantel nehmen."

„Der mein Kostüm ganz zerknittern würde. Danke schön. Und nun adieu, John."

Sie wollte ihm zuerst bloß die behandschuhte Hand reichen, aber dann, als wenn eine plötzliche Sinnesänderung mit ihr vorgegangen wäre, schlang sie beide Arme um Johns Hals und küßte ihn.

„Adieu!"

„Adieu! Erkälte dich nicht!"

Alma lief schnell die Treppen hinab, und John kehrte in sein Zimmer zurück.

Das unklare, halb reuige Gefühl, das sich so plötzlich im Vorzimmer Almas bemächtigt hatte, schwand bald im wirbelnden Vergnügen des Maskenballes. Die „Nacht" folgte dem „Tage" wie ein Schatten, und hinter der Maske wurden Worte geflüstert wie niemals zuvor.

Sie tanzten zusammen, und nach dem Tanze tranken sie Champagner. Alma war wie im Rausch. Sie wagte kaum an das zu denken, was Nymark ihr zugeflüstert; und doch dachte sie daran und erstickte die vorwurfsvolle Stimme in ihrer Brust damit, daß das alles ja nur Tändelei sei. Und Nymark brauchte ja gar nicht zu wissen, daß sie etwas gehört, wenn auch in Wirklichkeit kein Wort ihr verloren gegangen war. O, sie verstand recht wohl diese abgebrochenen Sätze, diese erstickten Seufzer, dies Zittern der Stimme — alles. Die Glut ihrer Wangen hätte es wohl verraten, aber die Wangen deckte die Maske . . .

Und wieder tanzten sie, und wieder tranken sie Champagner. Die Musik rauschte. Rings um sie her war Freude.

Alma wünschte, diese Nacht möchte nie ein Ende nehmen. Längs der Wand aber saß eine Gruppe Damen, die abwechselnd mit-

ier flüſterten und ſie anſahen. Und ihre waren ſo ſonderbar, daß ſie ſchließlich s Aufmerkſamkeit erregten, obwohl ſie ſogleich verſtand, was ſie ausdrückten.

Warum ſehen die dort uns ſo unverwandt wandte ſie ſich an Nymark.

Die ſind ganz gewiß neidiſch, weil ſie che Menſchen ſehen."

Und wie ſie unaufhörlich miteinander n!"

Sie ſetzen Klatſchgeſchichten in Umlauf, erſtändlich. Damit geben ſich ja dieſe mit Vorliebe ab."

ymark lachte ironiſch. Aber nach einer überließ er Alma einigen Bekannten chlug ſich auf die Seite der Herren. Ihm n Böſes zu ahnen.

remde Masken ſcharten ſich um Alma. machten Komplimente, andere aber t ziemlich offen ihren Spott, was ſie zu eßen begann.

Du erwärmſt die Nacht nur, ſchöner Tag, tge, bis ſie dich erobert," ſagte eine.

Wenn ſie es nicht ſchon gethan," fügte weite hinzu.

Sie macht es wie ihre Schweſtern. Alle verſinken in den Schoß der Nacht."

Und werden dunkel."

„Unvorſichtig?"

„Leiſtin wollte es eben Nymark ſagen. Er weiß vielleicht nicht, wieviel man von euch ſpricht."

Alma ſaß da wie eine zum Tode Verurteilte. Sie verging faſt.

„Ich habe dich immer verteidigt. Eben jetzt wieder. Und Leiſtin war wirklich böſe. Er hält ſo viel auf dich. Gehſt du ſchon?"

„Ja. Ich kann nicht länger bleiben."

„Du biſt doch nicht böſe, daß ich es dir ſagte? Es war deine Schuld, du haſt zu fragen begonnen."

„Nein, wie ſollte ich deshalb auf dich böſe ſein!"

Alma wußte kaum, was ſie ſagte. Sie nahm haſtig Abſchied und eilte allein hinaus in die finſtere Nacht.

VII.

Es war kalt. Der Schnee knarrte unter ihren leichten Tritten. Die langen, ſchleppenden Falten wogten auf der trockenen Straße hinter ihr her. Hie und da blieben Stücke des Silbertülls an einem Stein hängen und glänzten ſo hell in ihrer grauen Umgebung, daß ſie tags darauf die Blicke ſo manches Paſſanten auf ſich zogen, bis zuletzt die

begriff, daß Verachtung und Verurteilung in ihnen lag. Ihr war zu Mute, als sei sie von der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen.

Und sie konnte nicht bei John Schutz suchen, noch mit ihm von ihrem Schmerz sprechen. So vollständig fremd erschien er ihr, wie er so in seinem Bett lag, daß sie nicht einmal in seine Nähe kommen, nicht ihr eigenes Bett aufsuchen mochte. Es war unmöglich. Die Lampe brannte noch. Sie löschte sie, nahm einen Shawl um und legte sich wieder auf das Sofa im Salon.

Dort lag sie die ganze Nacht wach. Gegen Morgen versank sie in einen betäubungsähnlichen Schlummer, aus dem sie plötzlich wieder emporfuhr. Wieder begann das Herz heftig zu schlagen, und der Schmerz in der Brust befiel sie mit erneuter Gewalt. Aber erst nach langer Zeit konnte sie sich klar machen, weshalb sie so erregt sei.

„Warum liegst du hier?" fragte John, als er eintrat.

Alma erwiderte nichts.

„Bist du krank?"

„Nein."

„Deine Stirn ist ganz feucht. War es dir zu warm im Schlafzimmer?"

„Ja."

Sie legte den Kopf auf das Kissen und wünschte, John möge in sein Zimmer gehen. Er kam ihr so fremd vor, so völlig fremd. Und die Hand, die er auf ihre Stirn drückte, war so ungewöhnlich kalt. Ein Schauder durchfuhr sie.

„Sie heizen zu spät des Abends. Daher kommt es. Aber lege dich doch jetzt in dein Bett. Es ist doch jedenfalls besser."

Alma that, wie er gesagt hatte. Sie schloß die Thüren und kroch unter die Decke, wie um sich vor den Augen der ganzen Welt zu verbergen. Und nun endlich brach sie in Thränen aus und weinte so heftig, daß ihr ganzer Körper zitterte. Kissen und Betttuch durchnäßten ihre Thränen, und das Haar fiel in langen Locken herab und klebte an der feuchten Stirn.

Sie weinte so lange, bis die Augen keine Thränen mehr gaben. Ihr Körper hörte auf zu zucken, und die Pulse klopften nicht mehr. Sie lag still wie eine Tote; kaum merkbar kam ihr Atem.

Aber allmählich begann ihr unter der Decke heiß zu werden. Sie warf sie zur Hälfte von sich, strich das Haar aus dem Gesicht und sah sich um. Sie blickte auf das Zimmer, auf die Tischlampe und auf die Möbel. Alles war so wie gestern und vorgestern und all die Tage vorher. Sie allein war verändert, war eine ganz andere geworden.

Die Dinge umher waren dieselben und doch nicht dieselben. Ihr war, als sähen sie düsterer und kälter aus. Sie betrachteten sie wie eine fremde Person, die sie gleichsam von sich abwiesen. Es war etwas in ihnen, was sie an die Blicke von gestern erinnerte.

Mina brachte ihr ein Billet.

„Von Magister Nymark," sagte sie. „Der Bote wartet auf Antwort."

Alma riß das Billet auf.

„Sie sind gestern so unerwartet verschwunden," schrieb er. „Frau Leistin sagte, Sie seien allein nach Hause gegangen, und machte mir einige Andeutungen, die mich ahnen lassen, daß Sie einen besonderen Grund zu Ihrem raschen Aufbruch hatten. Ich möchte Sie so gern sprechen! Kommen Sie, Frau Karell, heute vormittag zu einer Schlittschuhpartie. Das Wetter ist schön und klar und das Eis wie ein Spiegel. Wenn Sie erlauben, so hole ich Sie um elf Uhr mit den Schlittschuhen ab."

Alma schrieb nur zwei Worte.

„Kommen Sie!"

Sie stand rasch auf, kleidete sich an und badete das Gesicht in kaltem Wasser.

Sie hatte wieder Hoffnung gefaßt. Nymark würde sie trösten, sie gegen die Verleumdungen der bösen Menschen schützen. Nymark würde sie nicht verachten und verurteilen, sondern ihr Freundschaft und Teilnahme erweisen. Um seinetwillen hatte sie dies leiden müssen, und darum würde er ihr helfen, sie stützen, nicht sie verstoßen, wie alle anderen sie verstießen.

Als Nymark kam, ging ihm Alma mit ausgestreckten Händen entgegen und brach in Thränen aus.

„Was fehlt Ihnen? Frau Karell, was ist geschehen? Nein, sagen Sie nichts! Ich errate alles."

Er führte Alma zu einem Fauteuil, nahm selbst nahe dabei Platz und faßte wieder ihre Hand.

„Beruhigen Sie sich, Alma, um Gotteswillen, beruhigen Sie sich. Diese gemeinen Klatschschwestern! Warten Sie nur, bis ich mit denen zusammentreffe! Sie sollen es nicht wagen, Sie noch einmal zu beleidigen. Trocknen Sie Ihre Thränen und kommen Sie auf die Eisbahn mit. Just, um sie recht zu ärgern, wollen wir das Leben genießen und fröhlich sein, nicht wahr? Was kümmert uns ihr Geschwätz! Es ist nicht der Mühe wert, sich wegen ihrer giftigen Zungen zu ärgern. Sehen Sie mich nun an und lächeln Sie ein wenig. So ist's recht! Und nun gehen wir!"

Alma wollte ihrer Gewohnheit gemäß den Dienstleuten sagen, daß sie fortgehe, und ihnen auftragen, bis nach ihrer Rückkehr nach allem zu sehen. Aber es war ihr unangenehm, ihre verweinten Augen zu zeigen, und so ging sie, ohne auch nur den Kindern Adieu zu sagen.

Nymark half ihr in den schwarzen, samtbesetzten Mantel. In seinem Blick und seiner Haltung gab sich eine große Zärtlichkeit, die lindernd auf Almas bedrücktes Herz wirkte.

„In diesem Mantel bewundere ich Sie am allermeisten. Wenn Sie wüßten, wie er Sie kleidet!"

Alma lächelte ein wenig.

„Sie wollen mich nur trösten."

„Nein, wahrhaftig nicht. Der schwarze Samt erhöht den Glanz Ihres Teints. Und der Muff und der Winterhut! Bei meiner Seele, Sie sind schön!"

„Aber schickt es sich, das alles so offen zu sagen?"

„Warum sollte es sich nicht schicken, wenn es wahr ist? Begreifen Sie nicht, warum die Frauen Sie verleumden? Aus Neid, das ist das Ganze. Sie sind die Schönste, die Entzückendste, alle Herren sind bezaubert von Ihnen, und das können die anderen Damen nicht verzeihen. Sie sollten eigentlich stolz sein auf das Ärgernis, das Sie ihnen bereiten. Aber Sie sind so von Herzen unschuldig, ganz wie ein Kind."

„Sie hätten ihre Blicke sehen sollen. Und wie sie mir dann auswichen, wie etwas Unreinem."

„Sehen Sie, nun fangen Sie schon wieder zu weinen an, statt sie samt und sonders zu verachten, wie ich es thue. Einfältige, beschränkte Geschöpfe, die sie sind! Verwünschte Lästerzungen! Sie verdienen nicht, daß Sie ihnen die geringste Beachtung schenken, geschweige denn, daß Sie sich ihretwegen die gute Laune verderben lassen."

„Aber wenn ich nun wirklich unrecht gethan? Ich meine, wenn . . ."

„Ja, nun wachen die alten Vorurteile wieder auf. Ich hätte es ahnen können, daß die Sie am meisten gequält haben. Und auf wie gutem Wege waren Sie schon, sich davon zu befreien! Schon hoffte ich, den Sieg davon getragen zu haben. Da bedarf es nichts als ein paar Klatschschwestern, die Sie ansehen, und sofort sind Sie bereit, in die alten Anschauungen zurückzufallen. Merken Sie nicht selbst, wie schwach Sie noch sind?"

„Ja, ich bin schwach, ich muß es zugeben."

Sie hatten das Eis erreicht. Nymark schnallte die Schlittschuhe an ihre Füße. Dann eilten sie Hand in Hand über die blanke Fläche hinaus auf den Fjord.

Die Sonne strahlte, das Eis glänzte, die Luft war frisch. Da und dort bildeten die Wälder der Landspitze und die Inselchen eine dunkle Einfassung.

Aber sie liefen weiter hinaus auf den offnen Fjord, wo die Aussicht nach allen Seiten freier war.

„Sollen wir noch weiter hinaus oder schon umkehren?" fragte Nymark.

„Nicht zurück, nein, nur weiter, weit fort von der Stadt — soweit als möglich."

„Aber Sie werden müde werden."

„Nicht im geringsten. Wenn wir nur soweit kommen, daß man die Stadt nicht mehr sieht."

„Wir wollen bei dieser Landzunge gegen Vihtakanta torp abbiegen. Da haben wir dann die Stadt ganz aus den Augen verloren."

Als sie die Landzunge erreicht hatten, blieben sie am Ufer stehen, um zu rasten. Alma sah sich um.

„Hier ist es herrlich," sagte sie; „nichts als Natur, soweit das Auge reicht. Man könnte vergessen, daß es Menschen auf der Welt giebt."

„Sollen wir den ganzen Tag hier bleiben? In Vihtakanta torp bekommen wir Speisen und Kaffee. Auf Jagdausflügen habe ich oftmals da gegessen."

Alma dachte an die Ihren, und ein kleiner Zweifel hielt sie zurück. Aber es war so frei hier, so frisch, daß sie sich noch nicht entschließen konnte, heimzukehren.

„Gut denn!" sagte sie. „Wir wollen bis zum Abend hier bleiben."

Sie waren hungrig, und Alma fühlte sich ermüdet, als sie zur Hütte kamen. Nymark sprach mit den Hausleuten. Sie bekamen ein separiertes Zimmer, zu dem eine Thür aus dem Flur führte. Ein weißes Tuch wurde über den Tisch gebreitet, und die junge, derbe Haustochter trug die Speisen auf. Ungeheure Butterbrote, Fisch und Fleisch. Butter soviel, daß es ganz sicher für zehn Personen gereicht hätte. Schließlich heiße Kartoffeln und Milch.

Die großen, dicken Brotstücke erregten Almas Heiterkeit. Sie sagte, sie könne sie nicht essen. Da zog Nymark sein scharfes Taschenmesser heraus und schnitt ihr das Brot und Fleisch in dünne Scheiben. Der Lachs war so scharf gesalzen, daß der Mund davon brannte. Sie lachten beide darüber, aßen und plauderten.

Nachdem sie Kaffee getrunken, gingen sie zu den anderen in die Stube. Da gab es einen ganzen Haufen kleiner Kinder, mit denen Alma sogleich Bekanntschaft zu schließen versuchte. Nymark begann ein Gespräch mit der Wirtin, die am Herde hantierte. Und während Alma mit den Kindern spielte, hörte sie eben, wie die Wirtin das Gespräch unterbrach und zu Nymark sagte:

„Aber was für eine schöne Frau der Herr Magister hat. Meiner Seel', wunderschön. Wir meinten gerade, daß es wohl in der ganzen Stadt so was Schönes nimmermehr gebe."

„Sie ist nicht meine Frau," erwiderte Nymark mit leiser Stimme.

Alma war bis zu den Haaren hinauf errötet und hatte sich herabgebeugt, um den Kindern etwas zu sagen. Dennoch folgte sie aufmerksam dem Gespräch.

„Nicht? Na, dann ist sie Ihre Braut. Ja, das hätt' man sich auch denken können."

„Wieso?" fragte Nymark lachend.

„Man hat schon so seine Zeichen."

„Sieh mal an! Darf man fragen, welche Zeichen?"

„Muß ich's wirklich sagen?"

„Natürlich."

„Das merkt man schon an den Blicken. Ein verheirateter Mann schaut seine Frau so verliebt nicht an."

„Und doch irren Sie sich. Sie ist nicht einmal meine Braut."

„Nicht?" Die Wirtin blickte zweifelnd erst auf Alma, dann auf Nymark.

„Hm," schmunzelte sie, „ist sie's noch nicht, so wird sie's bald."

Nymark lachte und trat zu Alma, die noch immer mit den Kindern spielte. Sie war rot und vermied sorgfältig, aufzublicken.

Nymark betrachtete sie und drehte seinen Schnurrbart. Er begriff, daß Alma alles gehört hatte, und beobachtete sie noch schärfer.

Alma fühlte seinen Blick und beugte sich errötend noch tiefer hinab. Da ihr nichts einfiel, was sie den Kindern sagen konnte, so strich sie nur mit der einen Hand über den Kopf eines weißlockigen Jungen, während sie die andere in die Seite stützte.

Und als Nymark sich neben sie auf die Bank setzte und die Namen der Kinder wissen wollte, da rückte Alma fort und wandte sich zu dem Alten, der Netze knüpfend beim Tische saß. Sie zeigte ihm, wie die Damen Knoten machen, wenn sie Tischtücher knüpfen. Allein dem Alten schien das recht umständlich und schwierig, und, als schämte er sich seiner groben Plumpheit, zog er sich in scheuer Bewunderung ein wenig zurück. Lächelnd sah er dann zu, wie flink die feinen, weißen Finger sich in seinem grauen Netz bewegten.

All diese Zeit schwebte Alma etwas Undeutliches, Formloses vor. Die Worte der Wirtin klangen ihr beständig in den Ohren. Ihre Nerven bebten, die Wangen brannten, und der Busen hob sich gewaltsam. Sie vermied es, Nymark anzublicken, folgte ihm aber um so eifriger mit ganzer Seele.

Es war über fünf Uhr — Zeit, an den Heimweg zu denken. Alma stand auf und reichte den Wirtsleuten die Hand zum Abschied.

In der Thür blieb sie noch stehen und sah sich um. Die Stube war warm und gemütlich,

die Menschen freundlich und gut. Sie hatte sich so wohl hier gefühlt und dennoch all die Zeit sich nach dem Heimweg gesehnt, wo sie beide wieder allein in die Einsamkeit hinausfahren sollten.

„Adieu, adieu!“ klang's noch einmal von aller Lippen.

Dann schloß sie die Thür und ging mit Nymark zwischen den Mauern und Ecken der Häuslerhütten hinab zum Eise. Nymark schnallte die Schlittschuhe an ihre Füße und bot ihr die Hand wie früher. Keiner hätte etwas Ungewöhnliches bemerken können, und doch war etwas Eigenes in jeder Bewegung. Alma bebte und fühlte sich wie im Taumel.

Der Mond schien hell, und der Himmel wölbte sich höher als gewöhnlich. Funkelnd und silbrig glänzte das Eis vor ihnen, und ringsum lockte der schneelose Wald mit seinem geheimnisvollen, schweigenden Schattendunkel. Hohe Föhren standen stumm längs des Ufers. Auf dem Eise blinkte Silberschein, seitwärts nach allen Richtungen lagen schwarze, stille Schatten.

Sie liefen schweigend Hand in Hand. Nur hie und da flüsterte Nymark irgend ein Wort, auf das Alma, wenn sie es nur irgendwie vermeiden konnte, nichts antwortete.

Bei derselben Landzunge, wo sie auf der Hinfahrt gerastet hatten, zog Nymark sie mit sich zum Ufer hinab.

„Wollen wir dorthin?“ fragte Alma scheu.

„Nur eine kleine Welle. Hier ist gerade der halbe Weg.“

Alma setzte sich auf einen Stein. Nymark warf sich zu ihren Füßen in das Heidekraut. Alma wagte weder sich zu regen, noch zu sprechen, aber ihre Brust hob und senkte sich heftig, und es schwindelte ihr vor den Augen.

Minuten waren verflossen. Alma richtete sich im Heidekraut auf. Ihre Augen irrten erschreckt umher. Der Boden war kalt, der Wald finster. Ernst und unbeweglich standen die Bäume da. Kein Rascheln, kein Laut! Aber am Himmel schien der Mond hell wie zuvor, und die Sterne funkelten. Almas Blick blieb nicht an ihnen haften; sie verbarg das Antlitz in den Händen und beugte die Stirn bis zu den Knieen herab. —

Ein paar Schritt weiter setzte sich Nymark auf einen Stein, zündete eine Zigarre an und begann den einen Schlittschuh zu untersuchen. Ein Riemen war losgegangen. Nachdem er ihn wieder befestigt, wandte er sich an Alma, die immer noch in derselben Stellung saß.

„Wollen wir schon fort?“

Seine Stimme klang ruhig und gleichmäßig; dennoch erschauderte Alma bei ihrem Klang, wandte stöhnend das Gesicht der Erde zu und riß mit beiden Händen an dem Heidekraut. Das Reisig schnitt in ihre Finger, sie fühlte es nicht.

Nymark stand neben ihr und versuchte sie aufzuheben.

„Höre mich! Das führt zu nichts. Kein Mensch hat uns gesehen, keiner wird es wissen, ich schwöre es, nicht einmal in meiner Todesstunde wird es über meine Lippen kommen. Alma, Geliebte, hab' Erbarmen mit mir.“

Endlich gelang es ihm, sie aufzurichten.

„Beruhige dich nun, sei munter!“

Alma antwortete mit einem jammernden Seufzer.

„Was für ein Kind du doch bist. Wahrhaftig! Wovor fürchtest du dich, sag? Der Wald schweigt, die Sterne sind weit fort, ebenso der Mond; sie erzählen nichts.“

Nymark wollte sie stützen, aber Alma verbarg beide Hände im Muff.

Sie waren der Stadt nahe gekommen, als der Riemen an Nymarks Schlittschuh wieder riß und er sich hinabbeugen mußte, um ihn in Ordnung zu bringen.

„Alma, warte einen Augenblick,“ sagte er, „laß mich nicht zurück!“

Aber Alma schien ihn nicht zu hören, sondern eilte weiter, ohne zurückzublicken. Als sie zum Ufer kam, nahm sie die Schlittschuhe ab, hing sie über den Arm und ging hinauf. Sie ging auf der Seite der Straße, die im Schatten lag. Lautlosen Schrittes schlich sie längs der Mauern hin. Im Hofe ihres Hauses blieb sie stehen, sah zu den Fenstern empor und preßte den Muff an die Brust. Man ging in der Küche aus und ein; sie zog sich hinter eine Ecke zurück. Jemand kam die Treppen herab, ging aber dann den Hof hinunter. Sich scheu beiseite drückend, ging sie die Vordertreppe hinan, blieb von Zeit zu Zeit stehen nnd lauschte. Alles war still. Sie faßte nach der Thür; sie war

unverschlossen. Die Hängelampe brannte, die Röcke und Mäntel hingen an der Wand, sie bemerkte nichts Ungewöhnliches oder Neues.

Sie hing ihren Mantel auf, legte Hut und Muff auf den Tisch, trat in den Salon, blieb aber wie festgenagelt jenseits der Schwelle stehen.

Vor ihr stand John, hoch und ernst. Almas erlöschender Blick suchte den Boden.

„Weißt du schon, daß Arvi krank ist?“ fragte John. „Er kam vormittags mitten in der Stunde von der Schule heim und liegt in starkem Fieber. Der Arzt fürchtet, daß er die Blattern bekommt.“ (Schluß folgt.)

Lina Morgenstern und die Berliner Volksküchen.

Von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

Im nebelfeuchten und grauen Residenzstädtchen Oldenburg fragte vor beinah vier Jahrzehnten ein helläuziges Schulmädchen den Lehrer bei der Erklärung von Schillers Glocke und dem Vers: „Arbeit ist des Bürgers Zierde“ — „Warum nicht auch der Bürgerin?“

Von oben herab kam die Antwort: „So etwas giebt es nicht!“ War es doch die Zeit, in der sich die Frauenarbeit noch ausschließlich im Hause abspielte und, wenn sie ins öffentliche Leben hinaus wirkte, als blaustrümpflich mit dem Anflug der Lächerlichkeit behaftet war, in der man Lehrerinnen als „gelehrte Frauenzimmer“ brandmarkte.

Wie anders ist das jetzt. — Wenn wir auch noch nicht vollgiltige Bürgerinnen sind, so sind wir doch auf dem besten Wege dazu: wir empfinden die Pflicht der Arbeit über das Bereich des Hauses hinaus. Jene kleine Fragerin aus dem friesischen Küstenlande ist selber eine Ruferin und Führerin geworden in dem Kampfe, den aufzunehmen die deutsche Frau endlich reif wurde — um ihre Menschenrechte. Schon hat manche Frau gezeigt, was der Bürgerin Arbeit vermag, und damit sind auf allen Gebieten die Vorbedingungen zu voller Entwicklung geschaffen. Freilich vergessen gar zu leicht die neuzuströmenden Jüngeren, wie viel sie der Arbeit der Vorläuferinnen verdanken. Sie klettern auf die Schultern der Dastehenden und rufen hinaus: „Wie groß sind wir! Wir sehen jetzt weit in die Lande!“

Darum ist es Pflicht, auf die unter uns hinzuweisen, die vornan im Kampfe standen und stehen und den ersten Anprall aushielten. Heute ist die Fürsorge für das leibliche Wohl des arbeitenden Volkes, für die Beköstigung der Hunderttausende, die als alleinstehende Menschen, als Angehörige von Familien, deren Glieder zerstreut durch verschiedene Arbeit sich nicht zu gemeinsamen Mahlzeiten zusammenfinden können oder solcher, deren geringer Verdienst vollwertige Ernährung im Einzelnen nicht zuläßt, in Berlin, wie in vielen Provinzstädten in großartiger Weise entwickelt.

Das alles, worauf man heute als selbstverständlich blickt, ist mit in erster Linie zurückzuführen auf die Anregung und Thatkraft einer Frau, Lina Morgenstern. Der Name dieser ganz von thätiger Nächstenliebe erfüllten, regsamen Frau ist selbstverständlich auch mit all den andern Errungenschaften auf dem Gebiet der Frauenbewegung verknüpft. Aber ihr unbestrittenes Schlacht- und Siegesfeld ist das eingreifender, thätiger Hilfe für das Volk — ihr ist der Segen der Volkskücheneinrichtung zu danken. Sie hat in praktischer Arbeit bewiesen, was eine Frau vermag, sie hat Hunderten von Mitschwestern Wege und Ziele gezeigt, sie dienstbar gemacht für die Arbeit zum Wohle anderer und sie zum Nachdenken gebracht über die Lage der Armen und Elenden in der menschlichen Gesellschaft. Wenn man die kleine, lebhafte, bewegliche Frau mit den gutblickenden Augen und dem freudigen Enthusiasmus sieht, so hat man den Eindruck,

daß sich hier Persönlichkeit und Lebenswerk decken. Und wie sie gelegentlich des 25jährigen Jubiläums der Berliner Volksküchen demütig sagte: „Gott verlieh mir die Gnade, das Saatkorn zu diesem Werke ausstreuen zu dürfen," so kam's auch freudig aufquellend aus ihrem Herzen anno 1870, als sie die Verpflegung und Beköstigung durchziehender Truppen und Verwundeter mit übernahm: „Es ist dir beschieden, für viele Tausende mütterlich sorgen zu können." — Lina Morgenstern, eine geborene Breslauerin, kam durch ihre Verheiratung nach Berlin. Im Kleinen hatte sie in ihrer Heimatstadt sich schon im Wirken für die Bedürftigen versucht. Der Krieg vom Jahre 1866 ließ ihre ganze Thatkraft zum ersten Mal hervortreten. Mit der Gattin des Predigers Richter von Mariendorf sprach sie über die drohende Gefahr der Verteurung der Lebensmittel, über die Not der Landwehr- und Reservistenfrauen, deren Männer das Vaterland gerufen. Frau Richter dachte daran, durch zeitige große Einkäufe die Bewohner ihres Dorfes sicher zu stellen. Lina Morgenstern hatte vor allem die Verbesserung der Lage der Berliner Arbeiter vor Augen.

„Wenn Tausende durch den Krieg verarmen, wird die Flamme am häuslichen Herd verlöschen. Diesen Tausenden in einer Küche die Hauptmahlzeit des Tages zu bereiten, mit fürsorglicher Liebe darüber zu wachen, daß die Speisen schmackhaft, genügend und auf die billigste Weise hergestellt und verkauft werden, — das werde ich thun."

Für ihre Idee gewann sie sofort eine Anzahl hervorragender Männer und Frauen, darunter den Präsidenten Lette, Carl Twesten, Virchow, Max Ring, Frau Johanna Lehmann, Bertha Richter, Maria Gubitz, die noch bis zum heutigen Tage ihre treue Mitarbeiterin ist, u. a. Die Voß'sche Zeitung machte sich zur öffentlichen Stimme und rief „die Mitbürger Berlins" an. Ein Gründungskapital von 4359 Thaler 15 Groschen kam zusammen — laufende Beiträge sind nie eingezogen, da die Volksküchen sich bald selbst erhielten.

Am 9. Juli 1866 wurde die erste Küche dem Publikum geöffnet — zuerst holte man die Speisen ab, später wurden in den Lokalen Eßplätze eingerichtet. Neben Lina Morgenstern waren ihr Gatte und Herr Sonnenberg thätig, 21 Ehrendamen übernahmen die Verteilung der Speisen und die Kontrole. „Der Teilnahme der Frauen des Aufsichtskomitees", erzählt Lina Morgenstern, „war es am meisten zu danken, daß die Speisekaufenden bald die Scheu verloren, welche ihnen das Lokal der Suppenanstalt einflößte, denn das Mitgefühl an der Not jener Zeit war so groß, daß sich die Damen den unbemittelten Familien der Speisenden näherten und wo sie es vermochten, ihr Elend zu erleichtern suchten. Andererseits, da es der Grundsatz war, aus den Küchen selbst und auf deren Kosten nichts zu verschenken, kauften die Damen und Herren des Komitees Marken und unterstützten auf solche Weise selbst viele Familien aus den besseren Gesellschaftskreisen, die durch den Krieg verarmt waren." So der Anfang. Heute sind in allen Stadtteilen Berlins die musterhaft geleiteten, segenbringenden Volksküchen zu finden, und ein Besuch in einer derselben würde jedem einen genügenden Beweis dafür liefern, welch ein dringendes Bedürfnis sie sind, aber auch dafür, wie gern und selbstlos sich die Frauen und Mädchen unserer besten Familien in den Dienst der Nächstenliebe stellen; überall sind sie gewissenhaft thätig, beim Austeilen und Kontrolieren. Und welch ein weiter Blick erschließt sich ihnen dabei in die Wirklichkeit des Lebens, vor der man früher geflissentlich die Augen schloß.

Vom Jahre 1868 ab bis zu ihrem Tode übernahm die Kaiserin Augusta das Protektorat über die Volksküchen, sie erschien dort oft als Besucherin, kostete die Speisen, sprach Leute an und ließ allemal in einem besonderen Portemonnaie, das sie Frau Lina in die Hand drückte, einen Beitrag da.

Zur Zeit des französischen Krieges stellte sich der Volksküchenverein zur Speisung von durchziehenden Truppen mit in Reih und Glied. Lina Morgenstern übernahm nicht nur die Beköstigung, sondern auch die Pflege der Verwundeten mit ihren getreuen Hilfskräften auf den Bahnhöfen. Das waren nicht Tage, Wochen, das waren Monate, die alle geistigen und körperlichen Kräfte aufs äußerste anspannten. Ich citiere aus Lina Morgensterns Beschreibung dieser Zeit: „Kam der Abend heran, so

lagerten wir uns in irgend einem Waggon, der auf dem Güterbahnhof stand, um am frühen Morgen wieder hilfsbereit zu sein, oder wir suchten ein Lager auf den Erbsensäcken der Speisekammer; an den Kochherden saßen und lagen die Köchinnen und Hilfsfrauen, auf den Bänken schlummerten die helfenden Männer, Soldaten, Schutzleute und Beamte. — Da erscheint plötzlich der Telegraphenbeamte: auf dem Potsdamer Bahnhof sei ein großer Zug Verwundeter angekommen, der bald bei uns

Lina Morgenstern.

sein würde. Schnell sprang alles auf, die Feuer wurden geschürt, in den Kesseln ward gerührt, jeder stellte sich auf seinen Posten. Oft jedoch dauerte es zwei Stunden nach solcher Ankündigung, ehe der Zug anlangte. Endlich kam er; einige nahmen Wein, um den Verschmachteten entgegen zu gehen; andere eilten hinaus zu den Waggons mit Verbandzeug, Wasser und Wäsche. Welch ein Anblick! Hier wurde ein Verstümmelter auf den Schultern hineingetragen, dort schwankte ein anderer zwischen zwei ihn führenden Kameraden, auf einem Stein ruhte ein dritter, den die Füße nicht weiter tragen konnten."

Wer Außerordentliches leistet, hat neben den großen Erfolgen auch Angriffe zu gewärtigen; siegreich haben der Volksküchenverein und seine Gründerin aber alle Krisen überwunden und schließlich die reichste Anerkennung gefunden. Heute ist Kaiserin Augusta Viktoria die Protektorin.

Nebenher hatte Lina Morgenstern den Berliner Hausfrauenverein gegründet, mit dem eine Kochschule und Prämiierung treuer Dienstboten verbunden ist — er kann schon auf ein Vierteljahrhundert des Bestehens zurückblicken; auch einen Kinderschutzverein rief sie 1868 ins Leben, der den Kampf gegen die „Engelmacherei" auf sein Programm schrieb, indem er sich der Kinder armer, verlassener Mädchen annahm; er besteht 25 Jahre. Für ihre praktischen Ideen, wie für die idealen Menschheitsgüter, für das Recht der Frau auf Arbeit ist Lina Morgenstern im In- und Auslande auf Versammlungen und Kongressen redethätig und tüchtig gewesen, sie hat für Kinder und Volk geschrieben, wie über die Frauenfrage und das Studium des weiblichen Geschlechts. „Wir Frauen verlangen nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit!" heißt es bei ihr.

Der Sorgen und Mühen und Anfeindungen hat das Dasein und Wirken dieser Frau, in der sich die große Mutterschaft so thatkräftig ausgelebt hat, genug gehabt, aber es ist auch an Ehre und Liebe reich, an jener Anerkennung, die sich der tüchtige Mensch erzwingt. Wie sie unter uns gewirkt hat und noch wirkt, sehen wir mit warmer Teilnahme. Am 25. November 1900 wird Lina Morgenstern 70 Jahre alt. Möge es der Schaffensfrohen noch lange vergönnt sein, sich der Arbeit zu freuen, die ihr Lebenszweck war. Sie hat eins der vornehmsten Gebote der Nächstenliebe freudig erfüllt, sie hat „den Hungrigen das Brot gebrochen."

Der Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Von

E. Schliemann.

Nachdruck verboten

Ältere deutsche Erzieherinnen wissen noch von der Zeit zu berichten, wo sie schutzlos in der Fremde standen. Die jüngere Generation hat es schon besser gehabt: zuerst in England, dann in Frankreich, Italien und Amerika entstanden Vereine, die mit Rat und That der oft nur zu ratlosen jungen Erzieherin beistanden. Aber immer noch macht man die Erfahrung, daß gerade die, die es angeht, über die für sie geschaffenen Einrichtungen gar nicht oder mangelhaft unterrichtet sind. So wird auch in der „Frau", die früher schon Mitteilungen über den englischen Verein brachte, ein Bericht über den Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich am Platz sein.

Der Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich wurde im Jahre 1890 von zwei in Paris ansässigen Lehrerinnen, Fräulein v. Harbou und Schliemann, gegründet, denen sich bald eine dritte, Fräulein Pflücker, zugesellte.

Unter der Leitung dieser drei Damen hat sich der Verein stetig aufsteigend entwickelt. Seit mehreren Jahren besitzt er ein eigenes Lokal, 8, rue de Villejust, und zählt gegen 400 Mitglieder. Er erfreut sich des hohen Schutzes mehrerer deutscher Fürstinnen und der kaiserlich deutschen Botschaft in Paris. Die Gemahlin des hiesigen deutschen Konsuls und andere angesehene Damen und Herren der deutschen Kolonie gehören zum erweiterten Vorstand des Vereins. Die eigentliche Verwaltung desselben liegt in den Händen von drei Lehrerinnen (Frl. Schliemann, Vorsitzende; Frl. v. Harbou, Kassenführerin; Frl. Pflücker, Schriftführerin). Die zum Vereinsbetrieb erforderlichen

Mittel werden aufgebracht durch die Jahresbeiträge der Mitglieder, durch Gaben von Gönnern und Freunden des Vereins und durch regelmäßige Beihilfen mehrerer deutschen Städte, insbesondere der Reichshauptstadt Berlin.

Der Verein bietet den dauernd oder vorübergehend in Paris sich aufhaltenden deutschen Lehrerinnen einen nationalen und beruflichen Mittelpunkt, er giebt ihnen Rat und Auskunft in allen ihren Angelegenheiten und sucht sie nach allen Richtungen hin in ihren Zwecken zu fördern. Die Vereinsräume stehen den Mitgliedern täglich zum Aufenthalt offen, eine Bibliothek sowie Tageszeitungen sind zu ihrer Verfügung. Jedes Mitglied kann gegen einen geringen Preis an dem täglichen Mittagstisch teilnehmen. Sonntag nachmittags vereinigt sich hier eine zahlreiche Schar Lehrerinnen zu geselligem Zusammensein. Im Winter werden allmonatlich litterarische oder andere Vorträge gehalten in deutscher oder französischer Sprache.

Die Stellenvermittlung des Vereins, mit der die Damen v. Harbou und Pflücker betraut sind, versorgt jährlich über 100 Mitglieder mit Stellen, Tagesbeschäftigungen oder Stunden.[1])

Sehr erfreulich ist es, daß in den letzten Jahren der jährliche Zuzug deutscher Lehrerinnen nach Paris vorwiegend aus solchen besteht, die ausschließlich den Zweck haben, sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Infolgedessen haben die französischen Unterrichtskurse, die bald nach der Gründung des Vereins eingerichtet wurden, sich mit der Zeit bedeutend erweitert. Sie werden jährlich von 60 bis 70 Schülerinnen besucht und stehen unter der Leitung der Vorsitzenden, Fräulein Schliemann. Es wird dabei besonders darauf Bedacht genommen, die Teilnehmerinnen zur praktischen Ausübung des Sprachunterrichts tüchtig zu machen und großer Wert auf die Aneignung einer richtigen Aussprache gelegt. Das Eindringen in die besonderen Eigentümlichkeiten der französischen Sprache, das Verständnis für die richtige Bedeutung der Wörter, die Feinheiten des Ausdrucks und der Wendungen wird den Schülerinnen vermittelt durch die Übungen im schriftlichen und mündlichen Übersetzen vom Deutschen ins Französische, die von M. Besson, agrégé de l'Université, professeur au Lycée Condorset, geleitet werden. Zur Befestigung der für eine Sprachlehrerin so notwendigen grammatikalischen Kenntnisse dient der Kursus der „Lecture expliquée" von Mlle. Jeautet. Dieser Unterricht, der in die Einzelheiten der Grammatik und logischen Analyse eingeht, kommt auch besonders den Lehrerinnen zu statten, die später in französischen Familien den Kindern bei ihren Schularbeiten beistehen sollen. — Der Unterricht in der französischen Litteratur ist auf zwei Kurse verteilt und umfaßt einerseits die Klassiker des 17. und 18. Jahrhunderts, andrerseits die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Er giebt den Schülerinnen einen gedrängten Überblick über das ganze Gebiet der französischen Litteratur der letzten drei Jahrhunderte, soweit der kurze Zeitraum eines Schuljahrs dazu ausreicht. Im übrigen werden sie angewiesen, ihre litterarischen Kenntnisse später durch eigne Studien zu vervollständigen und zu vertiefen. An den Unterricht der Professoren knüpfen sich schriftliche und mündliche Übungen der Schülerinnen.

Die Kurse beginnen Mitte Oktober und dauern bis Mitte Juli. Sie zerfallen demnach in drei Abschnitte von je drei Monaten. In solchen Fächern, wo eine größere Schülerinnenzahl die Fortschritte der einzelnen beeinträchtigen würde, werden Parallel-Abteilungen eingerichtet von je 8 bis 10 Schülerinnen. Auf Wunsch können die Kursistinnen sich einer Prüfung unterwerfen und im Fall des Bestehens ein Be-

[1]) Indessen ist die Zahl der in Paris Verdienst suchenden deutschen Lehrerinnen stets größer als die Nachfrage nach deutschen Lehrkräften. Es sei daher erwähnt, daß keine Lehrerin darauf rechnen darf, hier in kurzer Zeit einen ausreichenden Erwerb zu finden. Sie darf nie ohne Mittel kommen, da sie oft mehrere Monate auf eine Stelle warten und folglich aus eigner Tasche leben muß. Es ist nutzlos, von Deutschland aus eine Stelle nachzusuchen, da man hier stets verlangt, daß die Bewerberin sich persönlich vorstelle. Anerbietungen durch Agentinnen oder Zeitungen sind mit größter Vorsicht aufzunehmen. Zur Besetzung von besseren Stellen sind nur solche Erzieherinnen verwendbar, die schon etwas Erfahrung in ihrem Fache und eine gewisse Kenntnis der französischen Sprache besitzen. Ganz junge, ungeübte Lehrerinnen müssen sich meistens mit au pair-Stellen begnügen. Im allgemeinen werden hier mehr deutsche Kinderfräulein (hier gouvernantes genannt) als eigentliche geprüfte Erzieherinnen verlangt.

fähigungszeugnis erwerben. Die Prüfung erstreckt sich auf alle in den Kursen gelehrten Fächer und findet zweimal im Jahre statt, Anfang April und Ende Juli. Sie wird von den betreffenden Lehrern abgehalten in Gegenwart einer Kommission, die aus Mitgliedern des Vorstandes und einigen Professoren hiesiger höherer Staatsschulen besteht. Das Zeugnis soll dazu dienen, den Lehrerinnen, die größtenteils in Deutschland durch Ablegung des Staatsexamens bereits die Berechtigung zum Unterrichten im Französischen erworben haben, zu bestätigen, daß sie während ihres Studien-Aufenthalts in Frankreich durch fleißige Arbeit und regelmäßigen methodischen Unterricht ihre Kenntnisse erweitert und eine gewisse Fertigkeit in der französischen Sprache erlangt haben. Zur Vorbereitung auf die Prüfung sind bei guten Vorkenntnissen und anhaltender Arbeit ohne weitere Nebenbeschäftigung wenigstens sechs Monate erforderlich. Bei geringeren Vorkenntnissen und schwächerer Sprachbegabung muß die Studienzeit länger ausgedehnt werden. Mitglieder, die nicht in der Lage sind, hier ganz aus eignen Mitteln zu leben, sucht der Vorstand des Vereins in einer au pair-Stelle unterzubringen, soweit die derartigen Nachfragen reichen. Hier bleibt ihnen meist täglich ein Teil ihrer Zeit zum Besuch der Kurse und zu eignem Studium übrig. Doch ist in diesem Falle wenigstens ein ganzes Schuljahr (von Mitte Oktober bis Ende Juli) nötig, um die erforderlichen Fortschritte zu machen. Eine völlige Beherrschung der französischen Sprache wird auch in diesem Zeitraum von keiner Fremden erreicht. Dazu sind viele Jahre erforderlich. Der Gesamtpreis für unsere Kurse (6 Stunden die Woche) beträgt 30 Francs den Monat. Wer einen der oben erwähnten Abschnitte von drei Monaten belegt, zahlt 75 Francs für das Trimester. Einzelne Kurse von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden die Woche kosten 8 bis 10 Francs den Monat. Die Prüfung ist bis jetzt kostenlos gewesen. Für die Erlangung der zum Besuch der Kurse erforderlichen Mitgliedschaft des Vereins ist ein Jahresbeitrag von 6 Francs zu entrichten. Sie berechtigt zur unentgeltlichen Benutzung der Vereins-Bibliothek. Diese enthält den größten Teil der zur Benutzung für die Kurse nötigen Bücher und wird in jedem Jahre nach Bedürfnis vervollständigt.

Auch solchen Lehrerinnen, deren Zweck nicht ausschließlich das Studium der französischen Sprache ist und die keine Prüfung ablegen wollen, sondern nach Paris gekommen sind, um eine Stelle zu suchen, ist zu empfehlen, die oft mehrere Monate dauernde Wartezeit zum Besuche der Kurse zu benutzen. Durch die Aneignung einiger Fertigkeit im Französischen wird ihnen die Erlangung einer Stelle erleichtert. In Rücksicht auf diese ist es gestattet, den 1. und 15. jeden Monats ein- und auszutreten. Die Teilnehmerinnen an dem vollen Kursus und die nur vorübergehend eintretenden werden thunlichst in Abteilungen gesondert. Zur Prüfung werden auch solche Mitglieder zugelassen, die nicht in der Lage waren die Vereinskurse zu besuchen, sondern Gelegenheit hatten, sich während eines längeren Aufenthalts im Lande die geforderten Kenntnisse und Fertigkeiten auf andere Weise anzueignen.

Bei guter Gesundheit und unermüdlicher Arbeitskraft können deutsche Lehrerinnen neben dem Besuch der Kurse und den dazu nötigen Vorbereitungen hier noch manche andere Gelegenheiten benutzen, um ihre Ausbildung zu fördern, wie die Vorlesungen an der Sorbonne und dem Collège de France, die öffentlichen und unentgeltlichen Fortbildungskurse in den Mairien und Gemeindeschulen. Mit wirklichem Nutzen werden die Universitäts-Vorlesungen jedoch nur von solchen Lehrerinnen besucht werden, die im Französischen schon bewandert sind und sich eingehend mit der französischen Litteratur beschäftigt haben. Wer nichts mitbringt als seine Seminarkenntnisse, thut besser, seine Kräfte auf die praktische Aneignung der französischen Sprache zu konzentrieren.

Die Vorsteherinnen des Vereins stehen mit einer Reihe von französischen Familien und Instituten in Verbindung, wo man fremde Kostgänger aufnimmt und den Vereinsmitgliedern gewöhnlich eine Preisermäßigung gewährt (125—150 Francs den Monat). Hier finden sie mehr oder weniger Gelegenheit, sich in der gewöhnlichen Umgangssprache zu üben. Mitgliedern, die noch besonderer Nachhilfe bedürfen, werden gute Privatlehrerinnen empfohlen oder Austauschstunden mit französischen Lehrerinnen verschafft, die sich zu diesem Zweck häufig an die Vereinsvorsteherinnen wenden.

Der Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich ist eine nationale Berufsgenossenschaft, und es werden als ordentliche Mitglieder nur deutsche Lehrerinnen aufgenommen. Das bedingt schon seine Eigenschaft als Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Als solcher steht er in naher Fühlung und beständigem Wechselverkehr mit den Lehrerinnenkreisen dieses über ganz Deutschland verzweigten Bundes und nimmt kräftig teil an dessen Reformbestrebungen auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts. Auch Mitglieder anderer deutscher Lehrerinnenvereine schließen sich hier unserer Genossenschaft an, um unter deren Schutz und Beihilfe ihre Zwecke zu verfolgen. Manche bisher keinem Verein angehörende Lehrerin ist durch den Anschluß an unsern Verein bei der Rückkehr in die Heimat dem großen Mutterverein zugeführt worden.

Es bleibt uns noch zu erwähnen, daß der hiesige deutsche Lehrerinnenverein dreimal im Jahre das „Pariser Vereinsblatt" herausgiebt, das zunächst für seine Mitglieder bestimmt ist. Es dient vornehmlich dazu, diesen die Bekanntmachungen des Vorstandes zu vermitteln und die Abwesenden mit dem Vereinsleben in Verbindung zu erhalten. Es bringt Mitteilungen aus der Lehrerinnen- und Frauenbewegung im Vaterlande und ist allen sozialen und pädagogischen Fragen der Gegenwart offen. Auch Nichtmitglieder können es beziehen für den Preis von 1 Mark jährlich.

Durch seine ausgedehnte Stellenvermittlung steht der Verein mit zahlreichen gebildeten französischen Familien in Verbindung. Die meisten Mitglieder leben in französischer Umgebung. Die französischen Lehrer der Vereinskurse walten mit Hingebung ihres Amtes und öffnen ihr Haus gastlich den Schülerinnen. Die einzelnen Mitglieder stehen mit französischen Hausgenossinnen oder Lehrerinnen, mit denen sie Stunden austauschen, in freundlichem Verkehr. Auch den höheren Unterrichtsbehörden ist unser Verein bekannt, und sie wenden seinen Bestrebungen eine wohlwollende Beachtung zu. Auf Empfehlung der Vorsitzenden des Vereins wird einzelnen Mitgliedern vom Direktor der Pariser Akademie die Erlaubnis erteilt, an den hiesigen staatlichen Lehranstalten für Mädchen zu hospitieren. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine Erläuterung zu der in einem Artikel von A. Neumann im Juliheft dieser Zeitschrift als wünschenswert hingestellten Aufnahme deutscher Lehrerinnen als répétitrices in den Ecoles normales d'institutrices (Bildungsanstalten für Volksschullehrerinnen) geben. Schon vor einigen Jahren ließ das französische Unterrichtsministerium an die englischen und deutschen Lehrerinnen die Aufforderung ergehen, sich zu solchen Stellen zu melden. Die Sache wurde als ein Versuch angesehen. Es liefen zahlreiche Anmeldungen ein. Doch schon nach Verlauf des ersten Jahres stellte sich heraus, daß das Zusammenwirken französischer und deutscher Lehrerinnen an diesen Anstalten zu Unzuträglichkeiten führte, und die Zulassung deutscher Lehrerinnen wurde wieder aufgehoben, während die der englischen beibehalten ward. Auf wirkliche Anstellung an staatlichen Mädchenschulen dürfen Deutsche wie andere Fremde hier überhaupt nicht rechnen. Bei der Einführung der neuen Schuleinrichtungen für Mädchen sind in einzelnen Fällen Ausländerinnen angestellt, weil noch keine genügende Anzahl in den Sprachen ausgebildeter Französinnen vorhanden war, jetzt, wo der Bedarf an Sprachlehrerinnen reichlich durch Einheimische gedeckt werden kann, werden überhaupt keine Fremde mehr zu den Staatsprüfungen zugelassen, deren Ablegung zum Anspruch auf staatliche Anstellung berechtigt, es sei denn, daß sie sich naturalisieren ließen.

Wenige Monate nach der Gründung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins ins Leben gerufen, wird der Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich im November dieses Jahres auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Die glückliche und vielseitige Entwicklung, die er in diesen wenigen Jahren erfahren, die stete Mehrung seiner Mitgliederzahl legt das beste Zeugnis davon ab, daß seine Einrichtungen den Bedürfnissen und Zwecken der deutschen Lehrerinnen in Frankreich entsprechen. Die bisherigen Erfolge des Vereins lassen voraussehen, daß seine Einrichtungen in Zukunft nach mancher Seite hin eine wünschenswerte Erweiterung erfahren werden, und wir sprechen zum Schluß den Wunsch aus, daß unser deutsches Werk im Auslande auch über die Fachkreise hinaus mehr und mehr Beachtung finde und neue Freunde gewinne.

Moderne Lebensprogramme.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

II.

Deutscher Glaube.

Ein weites, unabsehbar weites Feld. Eine Kirchturmspitze und ein paar Giebel ragen über die eintönige Wellenlinie des Horizontes, eine einsame Pappel, unvermittelt und trotzig weit draußen vor dem Dorf.

Aus der Oede reckt eine mächtige Jünglingsgestalt sehnige Arme zum Himmel. Aus den Armen sprießen Blütenzweige, starkknotige, dornige Zweige mit duftig-zarten Blüten. Aus seinen Augen schaut es wie die noch traumverloren lauschende Siegesgewißheit des Vorfrühlings.

Darunter ist der tapfere alte deutsche Mythos vom Drachenkampf abgebildet mit den kindlich grotesken Zügen des deutschen Märchens.

„Deutscher Glaube" steht über dem Bilde, „Träumereien aus der Einsamkeit von Arthur Bonus".

Ein feiner Sinn hat den Charakter des Buches in den Gestalten des Titelblattes verkörpert, sie reden deutlicher, je mehr man den Träumereien in die Einsamkeit nachgeht.

„Deutscher Glaube" ist gar kein neues Buch, vielleicht ist es in unserer raschlebigen Zeit, die ihre litterarischen Epochen nur noch nach Monaten rechnet, gar nicht mehr zeitgemäß, davon zu reden, denn es ist schon vor drei Jahren erschienen. Es ist auch nicht das neueste Buch des Verfassers; seitdem erschien „Der Gottsucher" und „Zwischen den Zeilen. Noch etwas für besinnliche Leute."[1]) Aber „deutscher Glaube" bezeichnet die Eigenart und den Gehalt alles dessen, was Bonus geschrieben; man könnte es über die Ausgabe seiner gesammelten Werke setzen.

„Deutscher Glaube" ist auch ein modernes Lebensprogramm, im Ödland erwachsen, in harter Arbeit zu herber, frischer, keuscher Kraft gediehen. Erwachsen aus den uralten, einfachen Wahrheiten von Pflicht, Schuld und Erlösung, gewonnen, als trotzige Manneskraft ausging, den Stärksten zu suchen, und den Stärksten ergriff in seinem höchsten Gebot: Liebe, Selbsthingabe. Als eine historische Aufgabe gefaßt, heißt es: Versöhnung des Christentums mit deutschem Geist; nicht eine Versöhnung, die kecken Mut und ehrliches Selbstbewußtsein „auf die Anklagebank setzt", sondern ein freies Bündnis, in dem eines dem andern zum Siege hilft. In der Sprache des Dichters, — und Bonus ist ein Dichter — wird die Ausführung dieses Gedankens zum Sturmgesang von dem Kampf und Bündnis des wilden Jägers mit dem Christgott.

[1]) Sämtlich erschienen bei Eugen Salzer, Heilbronn.

„Deutscher Glaube" ist ein modernes Lebensprogramm in dem Sinne, daß alte Worte, alte, ja fast abgeleierte und entwertete Parolen, aus dem Reichtum, der Kraft, den Werten der Zeit heraus neuen Inhalt, neue Farben erhalten.

Modern ist das kräftige, aristokratische Persönlichkeitsgefühl, das seine Ideale nicht in blassen Begriffen und Maßstäben, sondern in der Wesensbestimmtheit des schaffenden Menschen sucht, und dem adelig und gemein, frei und knechtisch, tapfer und feige, Aristokrat und Philister mehr bedeuten als positiv und liberal und alle philosophischen und religiösen Meinungen.

Modern ist auch das feine Verständnis für das Organische, für Wege und Wesen historischer Entwicklung, für die innere Einheit geistiger Bewegungen, auch wo sie disparate Erscheinungen zeitigen, für die Möglichkeiten, die in der Kontinuität geschichtlichen Werdens liegen. Nicht auf einsamer Höhe wird die Fahne „Deutscher Glaube" aufgepflanzt, eine kräftige Hand, ein rüstiger, jugendfroher, unverzagter Mut trägt sie hinunter in die Wirklichkeiten des Lebens, zu entschiedenem Kampf mit dem bösen Feind, wo immer er sich finden läßt, zu ehrlichem Ringen aber auch mit seinen Göttern.

Deutscher Glaube wird nur errungen in Freiheit. Und das ist es, was den Christgott in so vieler Augen discreditiert, was einen Geruch wie nach kleinen Leuten um ihn ausgebreitet, daß man ihn in Buchstaben fesselte. Man hat es mit ihm gemacht wie der Mann mit dem Geist in der Flasche.

„Ich sehe dich lieber da drinnen", sprach er, steckte die Flasche ein und verwahrte sie sicher. An den Sonntagen nahm er sie hervor, zeigte sie seinen Kindern und Nachbarn und erzählte ihnen, daß ein Geist da drinnen sei, und wie er aussehe und was für eine mächtige Stimme er habe.

Du lachst? Sie lachen alle, wenn sie die Märe hören und weiter erzählen, sie sollten weinen. Es wäre klüger, er ließe den Geist heraus und machte ihn sich dienstbar. Was hat er vom Gaffen! Ihr habt euren Gott auf Flaschen gezogen. Aber ich lobe mir den, der ihn herauskommen läßt und wagt es auf Gnade und Ungnade mit ihm.

Der Christgott ist ein gefesselter Gott auch in der Brust jedes einzelnen; statt ihn mit allen Mächten, die von außen und von innen lebenbestimmend eingreifen wollen, stolz und stark ringen zu lassen, pflegt man Krankentugenden: „ein geruhiges, stilles Leben, möglichst große Enthaltsamkeit, Gehorsam, Sanftmütigkeit, Ergebenheit. — Es ist religiöse Mode geworden, das Grundverhältnis des Menschen zu Gott als das eines Patienten zu seinem Arzt aufzufassen. — — Aber der Gesunde läßt sich lieber prügeln als bemitleiden und — beseelsorgen im Sinne der geistigen Krankenpflege." Weichlich und schlaff ist auch das Edelste geworden. Das Wort Liebe ist so angefüllt mit Sentimentalität, daß es einem bei seinem Gebrauch zu Mute wird, als fasse man Gallert an. Daran liegt es, daß Christentum und deutsches Volkstum noch unversöhnt nebeneinander stehen.

Dies beides steht sich gegenüber: ein gesundes, lebensfreudiges und arbeitslustiges, kampfesmutiges Volk und die Krankenpflegerweisheit der Kirche, die ihre Adepten mit Inbrunst und Eifer an die Sterbebetten weist, als an die rechte Schule, um zu lernen — wie man die Lebenden behandelt.

Dem deutschen Glauben erscheint, wenn er ein Bild sucht für das, was er als göttliche Kraft empfindet, Gott als „Führer, Herzog, König, Feldherr und Meister", Führer in das volle freie Gegenwartsleben hinein, um sich kämpfend zu verbinden mit allem, was dort als Macht und als Wert gilt. Nichts ist schlimmer, gottwidriger als „die Feigheit, die sich versteckt und müde die Hände abwehrend ausstreckt: es ist gut, es ist gut; ihr habt recht, haltet nur Frieden und Ruhe. Nur keinen Streit,

der das ehrbare, gottselige, bequeme Fettwerden hindert und den gedeihlichen Schlummer hinter der Mahlzeit!"

Der schlimmste Feind ist die friedliche Normalität, ist der Philister, kein Sturm keimkräftigem Leben so gefährlich als Stubenluft, und nichts so weit von Unschuld und Kinderreinheit als Ziererei. In der eigentümlichen Symbolistik, die Bonus auch als Künstler, ja, vor allem als Künstler unter die „Modernen" verweist, gestaltet er diesen Gegensatz vornehmer, selbstverständlicher Reinheit, die die Augen weit und frei öffnet über die ganze Welt, zu der häßlichen Pedanterie, die Maßstäbe braucht und Maßstäbe herstellt, zu einem kühnen Bilde:

Und ich war in einer Versammlung der Schneider und Schuster und der Maßnehmer. Und die Schneider und Schuster schneiderten Schnürleiber und schusterten Spitzstiefeletten, und die Maßnehmer nahmen die Maße, und kleine, kleine Menschenkinder wurden hineingeschnallt, und mit vielen hübschen Rundungen und feinen, dünnen Taillen und anmutigsten Schönheitslöckchen hüpften sie aus der Werkstatt und bastelten und häkelten und pusselten ihre hübschen, kleinen Tagewerkchen. Und die Schneider und Schuster und die Maßnehmer waren stolz und nannten sich Ethiker und Dogmatiker und Naturphilosophen, die Gesetzgeber der Menschheit.

Und der Seher sah, und ich sahe.

Und über die Berge sah ich ein Hünenweib schreiten, und zwei Offenbarungen waren die aufgerissenen, schweren Augen. Und als die Hünin mit unachtsamer Sohle ein paar der kleinen Schuster- und Schneiderlein und Maßnehmerlein zertrat und ihr Quieken hörte, sah sie hinab auf das kleine Gethue. Einen Augenblick sah sie hinab auf das kleine Gethue und auf die Spitzstiefelettchen und auf die Schnürleiber. Da wurde sie schamhaft, und mit langsamer schwerer Bewegung und wie träumend hob sie die Hand und löste den Gürtel, und über die starke Brust herab bis zum Saume zerriß sie ihr wallendes Kleid, und sie schwang über ihrem Haupte das weltenweite weiße Linnen und deckte mit abgewandten Augen das kleine Gethue. Und über die Berge fesselos bewegte sie weiter schwere, großflüssige Glieder in leuchtender Nacktheit: Der Glaube.

Deutscher Glaube ist der Ehrfurcht gleich, von der Goethe in den Wanderjahren spricht, er ist, in die Sprache des Alltags übersetzt, „die Fähigkeit sich imponieren zu lassen". Sich imponieren lassen ist das Zeichen des Wachsenwollens und Wachsenkönnens, die sichere Gewähr, daß alles Wahre auch für uns ein Wert wird. Deutscher Glaube ist „weltoffen". Aber nicht nur im Sinne der Rezeptivität. Er erfüllt sich erst im Thun: „weil er Feuer ist, muß er haben, wodurch er die Feuernatur büße, sonst erlischt er. Er überfällt und zwingt in sein Element. Deshalb verstehe ich nicht, wie die sich das Christentum denken, die es als Weltflucht denken. ‚Wir sind Gäste auf Erden.' Gewiß! etwa so, wie unsere Väter Gäste im Nachbarland waren: Eroberer. Und wir sollen Eroberer sein, Freischärler des großen Königs."

Deutscher Glaube ist entschiedener Altruismus.

Die Flugschrift vom Leben im Licht, von der in dem vorigen Artikel die Rede war, wendet sich einmal an „die Unbedingten im Sinne Sören Kierkegaards". Es berührt seltsam, den Ethiker des entschiedensten Entweder — oder, dem dauernde, absolute Selbstverleugnung der einzige sittliche Wert ist, in diesem Zusammenhang zitiert zu finden. Bonus ist ihm verwandter; er faßt das Leben bei seinem entweder — oder.

Er ist Dorfpfarrer. Da zeigt wohl die Wirklichkeit härtere Linien als in der Umwelt der führenden litterarischen Kreise der Weltstadt. Hart steht das Zehngebot des Bauern gegen ihn: „Den Geldbeutel zu! als erstes, Trinken als zweites, Nichts gefallen lassen als drittes, du sollst deine Eltern schmal halten als viertes, du sollst deinen Feind verachten und wenn möglich vernichten als fünftes, du sollst herrschen

über dein Weib als sechstes, du sollst deinen Vorteil holen, wo du ihn findest als siebentes, du bist zum Richter gesetzt über alle Mitmenschen als achtes, Rücksichtslosigkeit als neuntes und Mißtrauen und Prozessieren als zehntes Gebot."

Jedes einzelne ein entschiedenes Nein auf das, was der Pfarrer zu sagen hat. Aber auf dem Dorf ist Götterdämmerung. Der alte Volksgott, der dem Bauern das Zehngebot des Machtgewinns um jeden Preis diktierte, unterwirft sich langsam dem Gott der Liebe. Langsam — Jahrhunderte arbeiteten daran. Davon erzählen die Geister, die in der Sturmnacht durch das Dorf ziehen und fragend durch die Scheiben hineinsehen:

„Schulze, was machst du, Gemeindeschulze? Fürchtest du dich Unrecht zu rügen, wo Unrecht ist? Schulze, wie hängt dein Mantel im Wind? Schulze, geht's vorwärts im Dorf? aufwärts im Dorf? Schulze, wie baust du die Gemeinde über unsern Fundamenten? Bist du voran oder hinkst du hinten nach, ängstlich auf die Stimmung achtend? — Pfarrer, was machst du? bist du ein Fremdling im Dorf? übel gezwungen, weil du noch keine bessere Stelle hast? Führst du den heimlichen Kleinkrieg ums Geld? Bist du Feuer oder Feuerrauch? Pfarrer, gieb acht, wie sprichst du von deiner Gemeinde, sind's dumme Bauern, Vieh, um das man sich nicht kümmert, außer um es zu übertölpeln?"

Auf dem Dorf ist Götterdämmerung.

Hier und da einer, der schon den Kampf aufgenommen, der junge Tagelöhner Benedikt Heider, der dem Trunke widersteht, an dem seine Väter bis hinauf zu dem, der noch Hofbesitzer war, zu Grunde gegangen, der Schulze, der dem Pfarrer nach einer fröhlichen und doch ernsten Plauderei die Hand reicht und sagt: „ich seh's noch kommen, wir machen zusammen noch etwas Bahnbrechendes für unser Dorf."

Ein königliches Geschlecht soll heranwachsen im Dorf, Menschen, die Mitschöpfer Gottes sind und über die Erde, das Irdische herrschen. Solches Herrschen aber bedeutet Selbstzucht. Auch hier ein entschiedenes, durchgreifendes Entweder — oder.

Ich habe Menschen kennen gelernt, junge kräftige Menschen, an denen der lebendige Gott seine helle Freude hätte haben können, wenn sie verstanden hätten, königlich gesinnt zu sein, aber sie waren Vieh. Nicht sie regierten sich und hielten das Tierische in sich in stolzer Zucht, sondern das Viehische in ihnen war König über sie und sie muckten nicht, wenn es seine brennende Geißel über sie schwang! O Schande! Schande! Schweigt alle! Es ist zu gemein und häßlich. —

Und dann soll die Schöpfung schon fertig sein? Die Schöpfung der Könige der Erde, die über alles Vieh herrschen sollen, und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht, wenn so das ekelste Gewürm uns bändigen und über uns wegkriechen kann, über uns Ebenbilder Gottes, Könige in seinem Namen?

Er soll nur schweigen, der da, der das Gesicht zur Fratze verzieht, als fühlte er sich weit überlegen und wüßte besser, wie es der Welt Lauf ist. Ich weiß es auch und besonders, wie sein und seinesgleichen Lauf ist, obwohl — da sei Gott vor! — nicht so praktisch wie er.

Aber das weiß ich sogar besser als er, was Liebe wirklich ist. Sie hat nichts mit dem Schmutz zu thun, sie ist etwas Heiliges auch noch in ihrem Irdischsten, und wer sie nicht heilig zu halten weiß, dem wird von daher das ganze Leben sich einschmutzen.

In dem Bemühen, die Eigenart von Arthur Bonus im Kern zu fassen, wurde mir eine Gestalt der modernen Malerei lebendig — der Säemann von Hans Thoma.

Wie er über die heimische Scholle schreitet, jede Linie der prachtvollen Gestalt markige Kraft, edel ohne eine Spur von Weichheit, jede Bewegung ein Ausdruck unbeirrbarer Zukunftfreudigkeit, einer Hoffnung aus Glauben und der eigenen Mannes-kraft, — so scheint er eine Verkörperung jenes „deutschen Glaubens", der in den Schriften von Arthur Bonus lebt.

* * *

Lebensprogramme — unzählige hat die Menschheit im Laufe der Zeiten aufgestellt. Wenige davon hat die Geschichte verwirklicht. Viele hat sie klanglos begraben. Ihr Schicksal bestimmte nicht der Zufall, ihr Siegen oder Scheitern entscheidet die doppelte Frage: waren sie aus dem vollen Leben der Zeit geboren, trugen sie in sich etwas, das Kraft auslöste, zum Handeln zwang?

Ich glaube, den beiden Lebensprogrammen, die ich wiederzugeben versuchte, ist das Horoskop unschwer zu stellen.

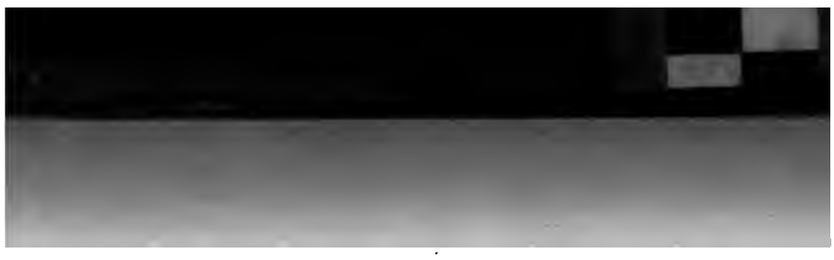
Das eine ist an historische Mächte fest gebunden, aus ihnen heraus erwachsen, es trägt eine kräftige individuelle Färbung. Es giebt bestimmte Antworten auf bestimmte Fragen, es tritt mit einzelnen Forderungen in einzelne Lücken. Mit einem scharfen entweder — oder zwingt es zur Erfüllung von klar am Tage liegenden Aufgaben. So weckt es Kraft, indem es Kraft fordert.

Das Evangelium vom Reich der Erfüllung ist eine Theorie, die nur für die Zuschauer auf dem Schauplatz des Lebens zu verwirklichen ist. Künstler und Kunstrichter, die Zuschauer von Beruf, haben sie erfunden, für sie mag sie in gewissem Sinne Erlösung bedeuten.

Im Alltagsleben aber klingt das Wort „vom Leben im Licht“ wie der Ruf derer, die da sagen: „Friede“ und ist doch kein Friede. Wer da eingreifen, etwas schaffen will, muß schließlich doch das Ding an einem Zipfel anfassen. Überall, wohin er sieht, wird es heißen: „Hie Welf, hie Waiblingen“, und mag er noch so monistisch Welf und Waiblingen für identisch halten, er wird bis zu einem gewissen Grade Partei werden müssen, oder er muß sich ganz zurückziehen. So bedeutet das Evangelium vom Reich der Erfüllung nicht Weltüberwindung, Welterlösung, es bedeutet Weltflucht; für vornehme Naturen Flucht in ein Schlaraffenland feinsten sinnlich-geistigen Genusses, in eine nach ästhetischen Gesetzen stilisierte Welt; für niedrige wird das unumschränkte „erlaubt ist, was gefällt“ der Freibrief für minder geistige und minder ästhetische Dinge.

Und noch einmal — die neue Weltanschauung wird kein Lebensprogramm von erlösender Kraft werden, denn sie wird keine Lebensenergie entzünden, keine Impulse zum Schaffen zu geben vermögen. Das — mögen die Anhänger des Monismus dem Verfasser des dritten Reiches in seinen Konsequenzen folgen oder nicht — das hat er mit der unwillkürlichen Wahrhaftigkeit des Künstlers an seinem Helden durchgeführt.

Die ganze Richtung geht aus von den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft; man möchte nach dem, was Haeckel in der Beurteilung historischer Erscheinungen jüngst geleistet, fast sagen: „folglich“ mißversteht sie die Geschichte. Und daraus ergiebt sich ein weiteres „folglich“, nämlich: Folglich überschätzt sie die eigene Bedeutung.



Um einen Kopf Blumenkohl.

Von

A. Fromm.

Nachdruck verboten.

In der Küche waltete das alte Mütterchen, ganz erhitzt von ihrer Thätigkeit und von freudiger Aufregung. Sie bereitete eine besondere Überraschung für ihren Mann, denn es war heute ihr Hochzeitstag!

Sie hatten ihn schon manches liebe Jahr begangen, ohne jede Festlichkeit; denn erstens standen sie allein, und zweitens waren sie arm. Sie hatten heute wie jedes Mal zuvor sich am Morgen einen Kuß gegeben und hatten gesagt: „Gott, laß uns beieinander bis zu unserem Ende!“ Sonst war die Feier des Tages damit beendigt gewesen. Aber heute sollte es etwas Besonderes geben, und das gute, runzlige Gesicht der Frau Lehnert lachte in jedem Fältchen in der Vorfreude.

Sie ging hinein, um den Tisch zu decken. Ihr Mann saß am Fenster, über einen kleinen, tannenen Tisch gebückt, der mit Papptafeln, buntem Papier, Kleistertöpfen und dergleichen bedeckt war. Der ehemalige Buchbinder trieb sein Gewerbe noch, so gut oder vielmehr so schlecht wie seine halbblinden Augen und seine zitternden Hände ihm gestatteten.

„Sieh einmal, Hannchen,“ sagte er vergnügt, „ist das nicht etwas Feines?“ Er wies mit harmlosem Stolz auf ein Schächtelchen, dessen schiefe Wände und sonstige Schäden er nicht sehen konnte. „Das nimmst du in den Laden mit, wenn du morgen ausgehst, nicht wahr?“

„Gewiß!“ stimmte das Mütterchen lebhaft bei. Es war der einzige Betrug, den sie sich in ihrem Leben zu Schulden kommen ließ: daß sie seine verunglückten Erzeugnisse forttrug und dann vorgab, sie hätte sie verkauft. Sie wußte, der Gedanke, daß er noch etwas verdienen könne, war die einzige Freude, die ihrem Mann geblieben war. Und bei dem kümmerlichen Leben, das sie führten, wollte sie ihm die nicht rauben.

Sie hatte nun die Suppe aufgetragen. Aber so sehr sie sich bemühte, unbefangen zu scheinen, er mußte doch an ihrer Zerstreutheit merken, daß etwas Außerordentliches in der Luft lag.

„Du bist ja so erregt, Hannchen,“ sagte er gutgelaunt. „Hast du mir etwas zu beichten? Ist das Fleisch hart oder hat es die Katze gefressen?“

„Nein, nein,“ lachte das Mütterchen, seelenfroh, daß er soweit entfernt war, die Wahrheit auch nur zu ahnen. Sie ging hinaus, kam wieder und stellte mit ernster, gleichgiltig sein sollender Miene das Fleisch und die Kartoffeln auf den Tisch, daneben eine verdeckte Schüssel.

„Was ist das?“ fragte der alte Lehnert, hob auf einen lächelnden Wink der Frau den Deckel auf und bückte sich tief über das Gericht. „Blumen- — nein, es ist doch nicht möglich. — Wahrhaftig, Blumenkohl! Blumenkohl, noch dazu im Winter! Wie geht das zu, Hannchen?“

„Nun, Alter,“ sagte sie mit vergnügtem Lachen, „wie ich gestern bei dem Krämer vorbeiging und die schönen Köpfe im Fenster liegen sah, dachte ich bei mir: morgen ist unser Hochzeitstag; da könnte ich ihm einmal sein Leibgericht geben. Wir haben ja, Gottlob, in diesem Winter etwas an der Heizung erspart, das Geld reicht, bis die Unterstützung aus dem Verein kommt —“

„Und daraufhin schwelgen wir heute,“ lachte der Alte. „Ei, ei, wie, wenn eine der Vorstandsdamen dich bei dem Einkauf gesehen

e? Wird sie nicht denken, die Lehnerts
sen es reichlich haben, wenn sie solche
schwendung treiben können?"

„Aber Mann!" rief Frau Hannchen
rocken.

„Ich scherze ja nur," sprach er, „wer wird
etwas denken!" Aber das Mütterchen
eifrig und mit geröteten Wangen fort:
h habe manches Mal schon gedacht, ob die
e, die im Wohlstand sind, wissen, welch
Unterschied zwischen Sparen und Sparen
Das Geld sorgsam zu Rate halten und
n Notgroschen zurücklegen, ist gewiß schön,
sogar Freude machen. Aber sparen und
er nur sparen, jeden Pfennig berechnen,
alles außer dem Notwendigsten versagen
doch nicht sehn, daß man soviel erspart,
über einen schlimmen Tag wegzukommen,
erträgt kein Mensch auf die Dauer.
n —"

„Dann geht man hin, kauft ein Gericht
menkohl und läßt es nachher kalt
den . . ."

* * *

Der Vorstand des Wohlthätigkeitsvereins,
dem Frau Lehnert gesprochen hatte, hielt
Sitzung. Jede Dame hatte ihre Liste

wählte und sagte: ‚der reicht für uns.' Ich habe es selbst gehört."

„Leute, die eine solche Verschwendung treiben, sollte man allerdings nicht unterstützen," meinte eine dritte; eine vierte setzte hinzu: „das hieße den Leichtsinn bestärken," und eine fünfte schlug vor, das Geld, das sonst für Lehnerts bestimmt gewesen, einer ihr bekannten Familie zu überweisen, deren Kinder nachweislich trocknes Brot zur Vesperzeit bekämen. Frau Stieler versuchte, ihre Schützlinge zu verteidigen, wurde aber überstimmt. — —

„Zwischen dem zwölften und dem sechszehnten hat Frau Stieler uns sonst die Unterstützung gebracht," sagte Frau Lehnert. „Heut ist der siebzehnte. Sie kann sich wohl um einen Tag verspäten."

Die beiden Alten hatten einander nicht sagen mögen, wie sie in den letzten Tagen auf jeden Schritt gehorcht hatten, der die Treppe heraufkam. Sie hatten eine schwere Zeit durchgemacht; der alte Mann war krank gewesen, was sie an der Heizung erspart hatten, und mehr als das, war für seine Pflege draufgegangen. Das Mütterchen hielt ängstlich die letzten Groschen zusammen; — aber wenn die ausgegeben waren und keine

Die junge Frau nickte. „Ich bin nicht der Anſicht der anderen Damen,“ ſagte ſie; „aber ich dachte, es wäre beſſer, wenn ich Sie warnte und Sie bitte, in Zukunft vorſichtiger zu ſein.“

„Um einen Kopf Blumenkohl!“ ſtammelte das Mütterchen faſſungslos.

„Ja, es thut mir ſehr leid; aber ich habe nicht durchdringen können. Und da ich fürchte, Sie könnten in Verlegenheit ſein, habe ich Ihnen etwas aus eignen Mitteln — es iſt ſehr wenig, aber doch beſſer —“ Sie verlor ſich in verlegenem Stammeln, während ſie ein kleines, zuſammengewickeltes Papier auf den Tiſch legte.

Die beiden Alten ſenkten ihre weißen Köpfe tief vor Scham. Es war das erſte wirkliche Almoſen, das ſie bekamen. Das Mütterchen fuhr ſich mit der runzligen, arbeitsharten Hand über die Augen und verſuchte etwas zu ſtammeln, aber ſie brachte kein Wort heraus. Da erhob ſich der alte Mann; und die blöden Augen feſt auf das Geſicht der Dame geheftet, ſagte er:

„Gnädige Frau, wir danken Ihnen für die gute Geſinnung, mit der Sie uns Ihr Geſchenk machen. Wir haben nach der Meinung der wohlthätigen Damen ein Unrecht begangen, und wir müſſen die Strafe dafür hinnehmen. Die Strafe iſt wohl gerecht, aber die Lehre, die Sie damit geben, iſt nicht gut. Was wir aus Unbedacht öffentlich gethan haben, das werden die andern armen Leute heimlich thun; ſie werden nicht nur verſchwenden wie wir, ſie werden auch heucheln, und die Damen werden ſchlechten Dank für all ihre Mühe und Barmherzigkeit haben. Das ſagen Sie den andern Damen, gnädige Frau, und ſeien Sie ſelber beſtens bedankt, weil Sie es ſo gut mit uns meinen.“

Frau Stieler ſagte leiſe „Guten Abend“ und ging eilig die Treppe hinunter. Der Mann hatte ſo unrecht nicht, und ſie hätte gern die Beſtellung ausgerichtet. Aber ſie fürchtete ſich vor den älteren Vorſtandsdamen; und ſchließlich: wäre es nicht beſſer für alle Teile geweſen, wenn die Alte ihren Blumenkohl heimlich gekauft hätte?

Troſt.

Sind alle zur Ruh gegangen,
Ich ſitz im Stübchen allein.
Da tritt mit leiſen Schritten
Meine Mutter zu mir herein.

Ganz leiſe taſten die alten,
Zitternden Hände mich an,
Und ihre Lippe tröſtet,
Wie ſie nur tröſten kann.

Will leiſe von mir ſchmeicheln
Das Leid, das wild mich quält,
Indem ſie mir meiner Kindheit
Goldene Märchen erzählt.

Da thun ſich alle Thore
Vor meinen Augen auf ...
So ſtill. Längſt hielt die Mutter
Mit Schmeicheln und Reden auf.

Leiſ' iſt ſie fortgegangen,
Sie ließ mich nicht allein,
Mein Heimweh und meine Jugend,
Die mögen wohl bei mir ſein.

Wilhelm Lobſien.

Erwerbsthätigkeit.

Die „Gesellschaftshilfe“.

Ein neuer Frauenberuf.

Von M. Beßmerloh.

(Nachdruck verboten.)

Der Wandel der Zeiten und der Lebensanschauungen muß allmählich immer mehr neue Frauenberufe zeitigen, an die wir heute noch kaum denken. Je mehr die Frauen in die Berufsthätigkeit treten, um ihre ökonomische Selbständigkeit zu erlangen, und je mehr die vom Schicksal begünstigten Frauen in sozialer Hilfsarbeit ihrer Menschenpflicht gerecht zu werden suchen, desto weniger werden sie auf die Ausübung jener passiven Ökonomie bedacht sein, die gewöhnlich keine Geldersparnis darstellt. Der Arbeitsdrang der Frauen soll durch unsere modernen Bestrebungen in die richtigen Wege gelenkt werden, und die Frau wird über lang oder kurz keinen Gefallen mehr am Dilettantismus und keinen Stolz mehr darin finden „alles zu können“.

Die gesteigerte Lebenshaltung und Lebensführung der sogenannten bessern Kreise hat zu einer Komplizierung der äußern Formen des gesellschaftlichen Lebens geführt. Es ist für uns heute ein berechtigtes Bedürfnis, in einer größern oder auch kleinern Gesellschaft das ganze Arrangement der Zimmer- und Tafelausschmückung und womöglich auch der Tänze und der sonstigen Unterhaltungsspiele in schöner Harmonie auf uns wirken zu lassen. Wir leben nicht umsonst im Zeitalter der Erfindungen; wir sind verwöhnt, wenn nicht gar übersättigt zuweilen. Dieselben Blumen und edelgeformten Gefäße, in neuen Gruppierungen zusammengestellt, reizen durch Farbe und Form das Auge und geben unserer Phantasie neue Anregung. Doch das will verstanden sein! Es giebt viele Frauen, die instinktiv das Richtige zu finden wissen, geleitet von ihrem guten Geschmack und richtigen Verständnis. Es giebt jedoch noch mehr Frauen, die es nicht verstehn und andre, die einfach keine Zeit haben, sich in die Arbeit zu vertiefen, die der Gesellschaftsapparat heutzutage fordert. Sie mühen sich vergebens ab, wenden aus Mangel an Erfahrung viele Unkosten auf, und kommt der große Abend heran, so werden sie ein Gefühl der Unsicherheit nicht los, „ob es auch klappen wird“. Sie sind schließlich nervös erregt, statt liebenswürdig und zuvorkommend zu den Gästen zu sein. Die Damen, die aus Mangel an Zeit, Lust oder Geschick der Aufgabe des Arrangierens von Festlichkeiten nicht gewachsen sind, werden zu den großen Ausgaben gewiß gern noch eine kleine hinzufügen, um alles durch berufene und gewandte Hände gut und sicher geleitet zu sehen. Die „Gesellschaftshilfe“ kann hier andern Hilfe und sich selbst einen Beruf schaffen!

Sie muß eine gebildete Frau sein, die mit den Formen des feinen gesellschaftlichen Umgangs vertraut, wirtschaftlich tüchtig und umsichtig ist, die Bedienten zu leiten und alles anzugreifen versteht, was in den Rahmen der Festlichkeit gehört. Die nötige Ausbildung ist in großen Hotels oder Pensionaten leicht zu erwerben, und dann muß, wie bei jedem Beruf, die Praxis das ihrige thun und die Findigkeit, die Kombinationsfähigkeit, kurz die Routine für dieses Amt steigern. — Es scheint das ein sehr passender, angenehmer und auch lukrativer Beruf für eine Frau zu sein, ein Beruf, der sich allmählich noch dadurch ausgestalten läßt, daß die „Gesellschaftshilfen“ den Betrieb ihres Gewerbes in der Weise wie die sogenannten Lohndiener ausdehnen und auch das nötige Tischgerät und Tischzeug an ihre Kunden verleihen. Die Hausfrauen werden sich gewiß sehr bald an diese Neueinrichtung gewöhnen und allmählich mit Vergnügen von ihr Gebrauch machen. Die Damen werden dabei nach wie vor ihren individuellen Geschmack und Kunstsinn zum Ausdruck bringen können. So wie wir bei unserer Toilette schließlich uns nach unserm eigenen Sinn die Stoffe, Farben und Façons wählen, so wird von uns natürlich die letzte Entscheidung betreffs des Gesellschaftsarrangements abhängen können, das weibliche Fachleute mit mehr Geschick und höchstwahrscheinlich mit weniger Unkosten ausführen werden. Die geringeren Unkosten müssen schon aus dem Umstande resultieren, daß die „Gesellschaftshilfe“ all das

nötige Material en gros den ganzen Winter hindurch beziehen kann und mit dem richtigen Kennerblick das erforderliche Quantum wird feststellen können. In jedem Hause, wo eine größere Festlichkeit stattgefunden, wird bekanntlich oft noch tagelang von den beaux restes geschmauſt. Das ist im Grunde eine Verschwendung! Denn es liegt durchaus nicht in den Absichten der Hausfrau, die ganze Familie mit teuren Mayonnaiſen, Poularden, Crêmes u. dgl. m. noch hinterdrein zu regalieren. Man macht aber eben aus der Not eine Tugend.

Schon dieſer ökonomiſche Punkt allein dürfte ausſchlaggebend für Hinzuziehung einer Kraft ſein, deren Honorar kaum in Betracht kommen kann, wenn ſich eine Geſellſchaft durch ſie beſſer, vorteilhafter und ruhiger arrangieren läßt.

Frauenvereine.

Die Krankenpflegeſtation des Berliner Frauenvereins,

Bülowſtraße 14, I.,

hat vom 1. Oktober 1899 bis 30. September 1900 81 Kranke aufgenommen und zwar

18 unverheiratete,
63 verheiratete Frauen und Witwen.

Von dieſen haben 72 aus Krankenkaſſen, denen ſie angehörten, einen Zuſchuß zu den Koſten ihrer Verpflegung bekommen, während 8 ganz aus den Mitteln des Vereins erhalten worden ſind.

Die Zahl der Pflegetage betrug 1256 — davon entfallen 132 auf die vollſtändig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgeſamt 66 (43 kleinere und 23 große), darunter 5 Total-Exſtirpationen, 4 Laparotomieen, 14 Colporrhaphieen und Vorfalloperationen. An Neuraſthenie und Anämie ſind 5, an Unterleibsentzündung 10 Patientinnen behandelt worden.

Seit dem Beſtehen der Anſtalt haben dort im ganzen 839 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden.

Bei der Aufnahme in die Pflegeſtation werden in erſter Reihe die Hausarmen ſowohl unſerer Vereinsmitglieder, als die unſerer Freunde berückſichtigt, welche die Anſtalt durch Beiträge unterſtützen. Von dieſen Kranken kommen zunächſt ſolche in Betracht, die keiner Krankenkaſſe angehören, folglich am bedürftigſten ſind. Die Entſcheidung über die Aufnahme ſteht Frl. Dr. Tiburtius zu, an welche die Kranken zur Konſultation zu verweiſen ſind und zwar entweder morgens von 8 bis 9 Uhr in der Pflegeſtation, Bülowſtraße 14, I, bei Frl. A. Knopp, oder vormittags von 10—12 Uhr und nachmittags von 2—4 Uhr in der Wohnung von Frl. Dr. Tiburtius, Bülowſtraße 14, II. Um Mißbräuchen vorzubeugen, müſſen die Aufzunehmenden bei der Konſultation eine Empfehlungskarte derjenigen Perſönlichkeit mitbringen, von der ſie geſchickt werden. Ausgeſchloſſen ſind Kranke mit anſteckenden oder unheilbaren Leiden.

In der ſeit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung ſtehenden Poliklinik für Frauen, Alte Schönhauſerſtraße 23/24, ſind vom 1. Oktober 1899 bis zum 30. September 1900 748 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konſultationen belief ſich im letzten Rechnungsjahr auf 3070. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 24398 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beiſtand geſucht.

Die poliklinischen Sprechſtunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags, nachmittags von ½5 Uhr an in der Alten Schönhauſerſtraße 23/24 Hof pt., ſtatt. Behandelnde Ärztinnen ſind Frau Dr. med. Ploetz, ſowie die DDrs. med. Frl. Bluhm und Agnes Hacker. Als Beiſteuer zu den Unterhaltungskoſten iſt pro Perſon und Konſultation ein Betrag von 10 Pf. zu entrichten. Gänzlich Unbemittelte erhalten freie Arzenei, müſſen ſich deswegen aber an eine der behandelnden Ärztinnen wenden.

— —

Der Ev. Diakonieverein

bietet berufloſen Frauen gebildeter Stände den kommenden Winter hindurch vom Oktober an in Berlin-Zehlendorf vier theoretiſche Kurſe von je vier Wochen Dauer, in welchen ſie in die mannigfaltigen Aufgaben weiblicher Liebesthätigkeit eingeführt werden unter Beſichtigung der entſprechenden Anſtalten in Berlin und Umgegend. Der Unterricht, und ſoweit Raum iſt, die Wohnung iſt unentgeltlich; Beköſtigung wird zum Selbſtkoſtenpreiſe angeboten. Irgendwelche Verpflichtungen entſtehen durch die Teilnahme an den Kurſen nicht, denn der Ev. Diakonieverein bezweckt lediglich, berufloſen Frauen, ſoweit ſie es wünſchen, durch Erziehung, Berufsbildung und durch genoſſenſchaftliche An- und Sicherſtellung für ihr Leben Inhalt, Unterhalt und Rückhalt zu gewähren und durch ihre Verwendung in der Wohlfahrtspflege dieſe zu fördern. Wir glauben mit dieſem Hinweiſe mancher unſerer Leſerinnen zu dienen und verweiſen ſie wegen alles Näheren an den Begründer und Leiter des Vereins, Profeſſor D. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf. — Derſelbe Verein errichtet ein neues Mädchenheim in Gummersbach, Rheinprovinz. In dieſem Heim finden junge Mädchen von 14 Jahren an Aufnahme, die ſich durch Arbeit in einer Wollſpinnerei ihren Unterhalt verdienen, und die die Genoſſenſchaft in jeder Beziehung ſchützt, denen ſie z. B. durch Vertrag und gerichtlich feſtgelegte Sicherſtellung die Bürgſchaft dafür gewährt, daß ſie ihre Arbeit nicht verlieren, daß der Arbeitslohn nicht herabgeſetzt wird, und daß ſie nach 6 Jahren Arbeitszeit mindeſtens 1000 Mark rein erſpart haben können. In den Abendſtunden erhalten ſie Unterricht in allen Zweigen der Hauswirtſchaft, ſo daß ſie in einigen Jahren alles das gelernt haben, was ſie als Hausfrauen und Mütter gebrauchen.

— —

Die Mädchen- und Frauengruppen für ſoziale Hilfsarbeit zu Berlin

(Vorſitzende: Frl. Alice Salomon, Berlin W., Schillſtr. 10)

veröffentlichen ſoeben ihren Arbeitsplan für das kommende Geſchäftsjahr. Bekanntlich iſt es Auf-

gabe der Organisation, junge Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit heranzuziehen. Der Verein sucht das zu erreichen durch theoretische Ausbildung durch Vorträge, sowie durch eine praktische Thätigkeit der Frauen und jungen Mädchen.

Wir geben in folgendem das Arbeitsprogramm im Auszug:

1. Praktische Thätigkeit.

Abteilung A.

I. Armen- und Wohlfahrtspflege.

1. Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16. Thätigkeit: Theoretische Einführung in die wichtigsten Zweige der Armenpflege; Recherchen und persönliche Fürsorge in hilfsbedürftigen Familien.

2. Darlehnskasse des Berliner Frauenvereins zur Abhilfe der Not unter kleinen Fabrikanten und Handwerkern. Thätigkeit: Recherchen.

3. Volksküchen. Thätigkeit: Austeilung von Mittagsmahlzeiten.

4. Heimathaus für Stellung suchende Mädchen, Stadtbahnhof Börse. Thätigkeit: Unterhaltung, Vorlesen, Musizieren.

5. Bureau des Arbeitsnachweises für Frauen und Mädchen, Klosterstr. 96. Thätigkeit: Beschäftigung der vorübergehend anwesenden Arbeiterinnen, event. Fürsorge für dieselben.

6. Arbeiterinnenheim, Brückenstr. 8. Thätigkeit: Unterhaltung, Belehrung der Arbeiterinnen, Austeilung der Mahlzeiten.

7. a) Fürsorge für entlassene weibliche Strafgefangene. Thätigkeit: Häusliche Unterbringung. Beobachtung der häuslichen Verhältnisse. Arbeitsnachweis.

b) Verein zur Besserung der Strafgefangenen. Recherchen und Fürsorge bei Angehörigen der Strafgefangenen.

8. Öffentliche Lesehalle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Thätigkeit: Führung der Statistik und Hilfe bei Ausgabe der Bücher. Katalogarbeiten.

II. Krankenfürsorge.

1. Abteilung Hauspflege des Berliner Frauenvereins. Thätigkeit: Recherchen und Kontrolbesuche.

2. Viktoria-Haus (Kinderstation). Thätigkeit: Erteilung von Unterricht an Kinder.

3. Besuche in einzelnen Abteilungen der Charité.

4. Friedrich Wilhelms-Hospital. Thätigkeit: Besuche bei den weiblichen Anstaltsinsassen.

5. Kinderpoliklinik. Thätigkeit: Handreichungen in der inneren und äußeren Station.

Abteilung B.

Blindenpflege.

1. Besuch bei einzelnen Blinden, Förderung in ihrer Erwerbsthätigkeit. Teilnahme an Musik- und Leseabenden für die Blinden in der städtischen Blindenanstalt.

2. Blindenverein (allgemeiner und Moon'scher). Thätigkeit: a) Diktieren von Noten und Drucksachen, die in Blindenschrift übertragen werden. b) Vorlesen. c) Anderweitige gemeinsame Beschäftigungen (Handarbeiten).

3. Blindenanstalt für Kinder. Thätigkeit: Vorlesen und Beschäftigung mit Kindern, welche die Schule noch nicht besuchen, und Musikunterricht.

4. Königliche Blindenanstalt in Steglitz. Thätigkeit: Vorlesen im Heim. Teilnahme an Leseabenden daselbst.

Abteilung C.

Fürsorge für Kinder.

1. Krippen. Thätigkeit: Spielen und Unterhaltung mit Kindern, Säuglingspflege.

2. Kindergarten und Hort der Jerusalem-Gemeinde. Thätigkeit: Beaufsichtigung und Beschäftigung von kleineren und schulpflichtigen Kindern.

3. Kindergarten und Kinderhort der Heilig-Kreuzgemeinde. Thätigkeit: wie bei Nr. 2.

4. Kindergarten und Kinderhort der Luthergemeinde. Thätigkeit: wie bei Nr. 2.

5. Jüdisches Kinderheim. Thätigkeit: Beaufsichtigung und Unterweisung von kleineren und schulpflichtigen Kindern.

6. Kindergarten und Kinderhort vom Verein Jugendschutz. Thätigkeit: Beaufsichtigung und Unterweisung von kleineren und schulpflichtigen Kindern.

7. „Kinderheim", Winterfeldtstr. 27. Thätigkeit: Beaufsichtigung der Schularbeiten und Unterweisung in Handarbeiten.

8. Mädchenhorte. Thätigkeit: Beaufsichtigung von Mädchen von 6—14 Jahren beim Anfertigen der Schularbeiten, bei Handarbeiten, beim Kochen, Abwaschen, Spielen im Freien.

9. Beaufsichtigung und Nachhilfe bei den Schularbeiten von armen Kindern.

10. Kindergarten und Kinderhort des Oktavia-Hillvereins. a) Volkskindergarten, b) Kinderhort. Thätigkeit: wie bei Nr. 2.

11. Jugendheim, Charlottenburg. Thätigkeit: Beaufsichtigung von Kindern bei Schularbeiten, Unterweisung in Handarbeit und Haushalt, Beschäftigung kleiner Kinder im Kindergarten.

12. Freiwilliger Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen. Thätigkeit: Fürsorge und Unterbringung in Lehrstellen sowie Beaufsichtigung und Beistand mit Rat und That während mindestens 4 auf die Schulentlassung folgenden Jahre.

2. Theoretische Ausbildung.

I. Grundlagen und Ziele der Wohlfahrtspflege. Herr Stadtrat Münsterberg. 25 zweistündige Vorträge von Oktober bis Ostern; Beginn am 16. Oktober, Dienstag von 5—7 Uhr, im Viktoria-Lyceum, Potsdamerstr. 39a.

II. Ausgewählte Kapitel aus dem Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches. Fräulein Dr. jur. Raschke. 8 Vorträge von Januar bis Ostern; beginnt am 11. Januar, jeden Freitag von 5½—6½ Uhr.

III. Armenpflege. Referate und Besprechungen über ausgewählte Abschnitte der Armenpflege mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Wohlfahrtseinrichtungen. Vortragende: Fräulein Alice Salomon. Von April 1901 bis Juni. Lokal und Stunde werden noch bekannt gegeben.

IV. Pädagogischer Kursus im Pestalozzi-Fröbelhaus. Von Oktober bis Ostern. Lokal: Pestalozzi-Fröbelhaus, Barbarossastr. 14. Dieser Kursus dient zur Einführung in die Erziehungsprinzipien von Pestalozzi und Fröbel und zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit, und ist mit besonderer Berücksichtigung der Gruppen eingerichtet worden.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Über die in den Fabriken Preußens beschäftigten Arbeiterinnen** entnehmen wir dem im Laufe des September erschienenen Bericht der Regierungsgewerberäte noch folgende interessante Zahlen:

Es sind im ganzen 423 764 weibliche Personen in den Fabriken ꝛc. beschäftigt gewesen gegen 397 284 im Jahre 1898 und 378 553 im Jahre 1897, so daß gegenüber dem voraufgegangenen Jahre eine Zunahme um 26 480 Arbeiterinnen oder 6,7 v. H. erfolgt ist, während von 1897 zu 1898 nur eine Zunahme um 18 731 oder 5,0 v. H. stattgefunden hatte.

Von der Gesamtzahl entfallen auf die weiblichen Personen unter 14 Jahren 525 (1898 469) (+ 11,9 v. H.), auf die von 14—16 Jahren 46 831 (43 186) (+ 8,4 v. H.), auf die von 16—21 Jahren 148 331 (139 777) (+ 6,1 v. H.) und auf die über 21 Jahre alten 228 077 (213 852) (+ 6,6 v. H.). Eine große Anzahl von Fabriken hat, vermutlich weil sie männliche Arbeitskräfte nicht erlangen konnte, auf die Frauenarbeit zurückgegriffen. Die Zahl der Fabriken, die weibliche erwachsene Arbeiter beschäftigten, betrug 22 285 gegen 18 898 im Jahre 1898, ist also um 3387 oder 17,9 v. H. gestiegen. Die Zahl der jugendlichen Arbeiterinnen verteilt sich auf die einzelnen Industriegruppen wie folgt: Von den unter 14 Jahren alten weiblichen Personen sind 278, also mehr als die Hälfte aller, und von den 14 bis 16 Jahre alten 18 133 (1898 16 590), also nahezu 40 v. H. aller, in der Textilindustrie beschäftigt. Dann folgt die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel mit 6591 jugendlichen Arbeiterinnen gegen 6807 im voraufgegangenen Jahre, so daß hier also eine Abnahme stattgefunden hat. Von den über 16 Jahre alten Arbeiterinnen wurden 147 758 (1898 146 539) in der Textilindustrie, 55 874 (53 676) in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel und 49 961 (38 475) in der Bekleidungs- und Reinigungsindustrie beschäftigt; letztere Industrie hat also eine sehr starke Zunahme der Frauenarbeit erfahren. Während von den 27 Aufsichtsbezirken 6 eine Abnahme der weiblichen Arbeiterinnen von 14—16 Jahren hatten, hat die Zahl der über 16 Jahre alten Arbeiterinnen nur in einem Bezirke, nämlich in Merseburg (um 250) abgenommen. Die bei weitem stärkste Zunahme der Arbeiterinnen hat in der Stadt Berlin und Charlottenburg stattgefunden. Hier waren 23 286 (1898 18 310) Arbeiterinnen von 16—21 Jahren und 33 008 (25 843) Arbeiterinnen von über 21 Jahren, zusammen also 56 294 (44 153) Arbeiterinnen beschäftigt. Es ergiebt dies eine Zunahme von 12 141 Arbeiterinnen oder 27,5 v. H. Mehr als die Hälfte der Zunahme der erwachsenen weiblichen Arbeiter im ganzen Staate (genau 53,8 v. H.) entfällt also auf Berlin und Charlottenburg. Nimmt man die jugendlichen Arbeiterinnen hinzu, so bestand das Arbeiterinnenheer dieser beiden Städte im Jahre 1899 aus 61 603 Köpfen gegen 48 576 im Jahre 1898 und 45 305 im Jahre 1897.

* **Die neue Prüfungsordnung für Oberlehrerinnen** erfährt im 1. Oktoberheft der „Lehrerin" eine eingehende, vorzüglich orientierende Besprechung durch Fräulein Gertrud Bäumer, auf die wir die Lehrerinnen in unserm Leserkreis um so mehr aufmerksam machen, als der Artikel zugleich eine Widerlegung der in einem früheren Heft desselben Blattes von Fräulein Vorwerk gegebenen Besprechung der Oberlehrerinnensache von dem von ihr seit langem und neuerdings nun auch von der Regierung eingenommenen Standpunkte aus enthält. In dieser Besprechung wird speziell die Arbeit des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins in der Oberlehrerinnenbewegung dadurch in ein falsches Licht gerückt, daß sein „Schlußprotokoll" mit anderen Vorschlägen zur Lösung der Frage als „Fortschrittliche Partei" zusammengefaßt und in dieser Zusammenfassung ungenau charakterisiert wird. Die Besprechung der Frage durch Fräulein Bäumer vertritt den Standpunkt des Schlußprotokolls, das an Stelle der geforderten Seminarbildung, fünfjährigen Amtsthätigkeit und Absolvierung der Oberlehrerinnenkurse eine real-gymnasiale Vorbildung mit angeschlossenem Universitätsstudium und Besuch einer vor allem die praktische Ausbildung vermittelnden Oberlehrerinnen-Bildungsanstalt fordert.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen** in Berlin entließen im Oktober wieder fünf Abiturientinnen, die sämtlich mit gutem Erfolg vor der Kgl. Prüfungskommission des Luisengymnasiums zu Berlin das Examen bestanden. Es waren Frl. Charlotte

Fränkel, Käthe Hirsch, Margarete Siebert, Agnes Wahnschaffe, Christiane von Wedel. Da die Leiterin der Kurse, Frl. Helene Lange, eines Augenleidens wegen Berlin für längere Zeit verlassen mußte, hat Herr Prof. Dr. Wychgram, der Direktor der Kgl. Augustaschule und des Kgl. Lehrerinnenseminars, ihre Vertretung übernommen. Die Kurse sind zugleich in die freundlichst zur Verfügung gestellten Räume der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16/19, übergesiedelt.

* **Das Städtische Mädchengymnasium in Karlsruhe** wird gegenwärtig von 56 Schülerinnen und 3 Hospitantinnen besucht. Die 3 untersten Klassen haben 14, 12 und 12 Schülerinnen; der Rest verteilt sich auf die 3 anderen Klassen, so daß die Anstalt als eine in recht gesunder Entwickelung befindliche angesehen werden kann. Dem entspricht auch der Besuch des vom Verein „Frauenbildung — Frauenstudium" errichteten und unterhaltenen Internats. Trotzdem dasselbe den Sommer über vergrößert wurde und nun 15 Schülerinnen aufnehmen kann, mußten wegen Mangels an Platz mehrere Anmeldungen abgewiesen werden.

* **Fräulein Dr. med. Agnes Hacker** ist zur Untersuchung der erstmalig Inhaftierten in den Dienst der Berliner Sittenpolizei gestellt worden und hat ihr Amt Mitte Oktober angetreten.

* **In die Königliche Prüfungskommission für Lehrerinnen** zu Hannover ist Fräulein Gertrud Müller, Oberlehrerin an der dortigen höheren Töchterschule und Lehrerinnenbildungs-Anstalt, berufen worden und hat am 19 September zum ersten Mal das Examen in Geschichte abgenommen.

* **Ein neuer Frauenklub** ist in diesen Tagen in Hannover eröffnet worden. Er führt den Namen „Frauenklub Hannover 1900" und hat sein Heim am Georgsplatz, in der von der Stadt mietweise dem Klub überlassenen ehemaligen Stadtdirektorwohnung. Im Erdgeschoß dieses Hauses befindet sich das Geschäftszimmer des Vereins, der den Namen „Frauenklub Hannover 1900" führt, ferner das Bureau für Rechtsschutz, ein Zimmer für den Evangelischen Frauenverband und die Wohnung der Wirtschafterin. Die erste Etage enthält das Bibliothek- und Lesezimmer, daneben ein Zimmer, das auch zu Vorstandssitzungen benutzt wird, dann den großen Salon und ein Eßzimmer für solche alleinstehende Damen, die dort im Abonnement speisen. Zwei Treppen hoch sind noch einige Zimmer, die an alleinstehende Damen als Wohnung vermietet werden. Im Bibliothekzimmer liegen 50 verschiedene illustrierte und andere Zeitschriften aus, ebenso die gelesensten Tageszeitungen; Schränke an den Wänden enthalten die Bibliothek des Vereins, die jetzt zu Anfang bereits über 500 Bände zählt, die sämtlich geschenkt worden sind. Die Vorsitzende des Klubs ist Frau Hauptmann Goecke, Hannover, Emmerberg 8.

* **Der preußische Unterrichtsminister** hat das Gesuch der Breslauer philosophischen Fakultät, die Zulassung von Fräulein Immerwahr zur Doktorpromotion unter Erteilung des Dispenses von dem vorgeschriebenen akademischen Triennium betreffend, genehmigt. Fräulein Immerwahr hat mit gutem Erfolge promoviert.

* **Grete Waldau** hat für ihre im Reichsauftrag für Paris gemalten kolossalen Städtebilder von „Leipzig" und „Mainz" laut amtlicher Bekanntmachung die goldene Medaille erhalten.

* **Eine sozialdemokratische Frauenkonferenz** hat in Verbindung mit dem Parteitag in Mainz stattgefunden. Wir entnehmen die wichtigsten Punkte der Verhandlungen dem ausgezeichneten Bericht von Henriette Fürth in Heft 13 der „Dokumente der Frauen":

Zu dem neuen Organisationsstatut, das auf Grund der veränderten Vereinsgesetzgebung dem diesjährigen Parteitag zur Beratung vorgelegt werden soll, stellte die Frauenkonferenz folgende Anträge:

1. In den Bundesstaaten, in welchen den Frauen die Teilnahme an den politischen Vereinen verboten ist, ist die bisherige Organisation unter Vertrauenspersonen aufrecht zu erhalten.

2. Die Vertrauenspersonen der Genossinnen sind überall, wo die Vereinsgesetze es nicht hindern, von den Organen der allgemeinen Bewegung zu allen Arbeiten und Sitzungen als gleichberechtigte Mitarbeiterinnen heranzuziehen.

Ferner soll die Presse der Frauenfrage eine ständige Rubrik zuweisen, allen sie betreffenden Angelegenheiten ein reges Interesse entgegenbringen u. a. m.

Die Anträge bezwecken, den Frauen, denen in einer Reihe von Bundesstaaten die Teilnahme an politischen Vereinen verboten ist, bei einer eventuellen Reorganisation der Partei nach dem System von Wahlvereinen die Möglichkeit zu wahren, offiziell für die Partei thätig zu sein und einen mitbestimmenden Einfluß auf die Führung der Parteigeschäfte auszuüben. Die Anträge wurden von der Partei angenommen.

Daneben wurden die Fragen der Agitation unter den Arbeiterinnen wie die des Arbeiterinnenschutzes lebhafter Erörterung unterzogen. Zur Propagierung der sozialistischen Ideen sind den zu wählenden örtlichen Kreis- und Centralvertrauenspersonen eine Reihe von Obliegenheiten zu übertragen und eine Reihe von Mitteln an die Hand zu geben, von denen zu nennen sind: Veranstaltung von Versammlungen, in denen allgemeine, wirtschaftliche und politische Fragen behandelt werden. Herausgabe und Verbreitung zweckentsprechender leichtfaßlicher Broschüren und Flugblätter. Das Aufsuchen persönlicher An-

knüpfungspunkte für die Agitation und Organisation. Veranstaltung von Aufnahmen über die Lohn-, Arbeits- und Lebensbedingungen einzelner Arbeiterinnenkategorieen u. s. w.

Beim Punkt Wöchnerinnenschutz einigte man sich nach längerer Diskussion weitergehender Vorschläge dahin, daß der vierwöchentliche Schutz vor der Geburt und der sechswöchentliche Schutz nach der Geburt ohne Ausnahme auch für die Frauen versicherter Arbeiter, die nicht Berufsarbeiterinnen sind, verlangt und die von den Kassen zu leistende Unterstützung für diese Zeit auf den vollen Betrag des ortsüblichen Tagelohnes erhöht werden solle.

Schließlich wurde noch die Frage der Stellungnahme zu der bürgerlichen Frauenbewegung in Kürze behandelt. Man fand keine Veranlassung, an dem prinzipiellen, von dem Gothaer Parteitag festgelegten Standpunkt zu rütteln. Demnach kann von einem Zusammengehen mit der bürgerlichen Frauenbewegung als solcher nicht die Rede sein. Dagegen — und es scheint H. Fürth, daß das ein Vorgang von geradezu symptomatischer Bedeutung ist — soll es nicht länger verpönt sein, daß die eine oder andere Genossin in geeigneten Fällen mit bürgerlichen Frauenrechtlerinnen zusammenarbeitet. Es soll dem Takte der Einzelnen überlassen bleiben, hier die Grenze zu finden. Als solche Fälle wären nach H. Fürths Meinung Bestrebungen anzusehen, denen es um die Hebung der Lebenslage einzelner Arbeiterinnenkategorieen zu thun ist, und sozialpolitische oder sozialethische Bestrebungen verwandter Art. (Kellnerinnen, Dienstboten u. a. m.)

Damit war die Tagesordnung der Konferenz erschöpft. Ihr Verlauf, die Sachkunde, Sachlichkeit und Gewandtheit, mit der die Verhandlungen geleitet und geführt wurden, so bemerkt Henriette Fürth zum Schluß ihres Berichtes, stellen der zukunftsfreudigen Kraft und Lebensfrische der proletarischen Frauenbewegung ein schönes Zeugnis aus.

* **Über die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin** sprach sich in seiner Eröffnungsvorlesung der Gynäkologe der Wiener Universität, Dr. Schanta, aus. Er steht der Zulassung der Frauen zu höheren Studien überhaupt wohlwollend gegenüber, wenn er auch die besondere Befähigung der Frau zur Medizin nicht anerkennt.

* **Die Universität Christiania** hat Fräulein Christine Bonnevie zum Konservator an dem zootomischen Museum ernannt. Ihre Wahl durch das akademische Kollegium erfolgte einstimmig.

* In den **Vereinigten Staaten von Nordamerika,** die das „schulpflichtige" Alter vom 5. bis zum 18. Lebensjahre ausdehnen, giebt es 21 500 000 Schulpflichtige. Viele, namentlich Knaben, treten allerdings weit vor dem 18. Jahre in das gewerbliche Leben; immerhin giebt es 15 000 000 Personen beiderlei Geschlechts, die die öffentlichen und Privatschulen besuchen. Dieser stattlichen Schülerzahl steht eine Körperschaft von 409 193 Lehrern gegenüber, von denen über zwei Drittel Frauen sind. Je mehr man nach dem Westen kommt, desto mehr steigt das Verhältnis der Lehrerinnen zu den Lehrern; es beträgt in weiten Distrikten 10 zu 1. Das Durchschnittsgehalt eines Lehrers beträgt monatlich 46⅔ Dollars, das einer Lehrerin 38¾ Dollars (= 205 resp. 155 Mark). Das ist allerdings ein Unterschied, der es den rechenkundigen Amerikanern mag rentabel erscheinen lassen, so viel mehr Lehrerinnen als Lehrer zu beschäftigen (anzustellen kann man in Amerika kaum sagen, da in der weitaus größten Mehrzahl der Staaten die Lehrer sowohl wie die Lehrerinnen nur auf Kündigung angenommen werden). Indessen genießen auch abgesehen davon die Lehrerinnen in Amerika wegen ihrer Strebsamkeit und ihres feinen, verständnisvollen Eingehens auf die modernen pädagogischen Bestrebungen eine unbestrittene Anerkennung, und selbst im Unterrichte der Knaben bis zu den höchsten Altersstufen haben sich die Frauen durchaus bewährt.

* **Catherine Macaulay Graham (1731 bis 1791) über Coeducation.** Gelegentlich des 2. Frauenkongresses in Paris, der lebhafte Debatten über das Thema der Coeducation gebracht hat, ist es interessant, das Urteil einer Frau zu vernehmen, die schon im Jahre 1790 diese wichtige Erziehungsfrage erörterte. Es ist Catherine Macaulay Graham (1731—1791), eine zu ihrer Zeit sehr geschätzte englische Geschichtsschreiberin (History of England 1763), die sich in ihren „Letters on Education" folgendermaßen äußert:

„Ein weiteres Vorurteil giebt es, das das Glück der Frau noch tiefer untergraben könnte, ein Vorurteil, das die Grenzen des Orients nie hätte überschreiten dürfen, jener Staaten der Sklaverei, wo die Frau von jeher unterdrückt war, in der bestimmten Annahme, daß die geistigen Kräfte der Frau thatsächlich minderwertig seien. Das Vorurteil, das ich meine, ist der erniedrigende Unterschied, der bezüglich der Pflege der Verstandeskräfte seit mehreren Jahrhunderten in ganz Europa vorherrscht. In der ersten Zeit der Renaissance ließen unsere Vorfahren alle ihre Kinder gleicherweise die Vorteile einer klassischen Erziehung genießen; aber da schulmeisterliche Steifheit der Fehler jener Zeit war, so mag ein weiblicher Student keine sehr angenehme Persönlichkeit gewesen sein. Wahre Philosophie war damals selten in Verbindung mit Gelehrsamkeit zu treffen, auch bei dem männlichen Geschlechte nicht. Doch jeder, der nicht von Vorurteilen verblendet ist, muß erkennen, daß keine Kultur eine so reiche Ernte verspricht als die Kultur des Geistes, und daß ein Kopf, erhellt von dem Lichte des Wissens, jeder Aufgabe der Vernunft, die sich ihm darbietet, gewachsen sein wird.

Die sozialen Pflichten werden von den Frauen in dem wichtigen Amte der Tochter, der Ehefrau und der Mutter infolge ihrer Unwissenheit und Oberflächlichkeit nur schlecht erfüllt, und in dem häuslichen Verkehr zwischen Ehemann und Ehefrau

einem Mann von Geschmack und Kenntnissen
unterschied zwischen einer gebildeten und einer
ildeten Gefährtin nicht gleichgiltig sein.
eid darum nicht länger knauserig, ihr Eltern,
ewährt eueren Kindern all das Glück, dessen
rch ihre Anlage und durch ihr Vermögen teil-
werden können.
eschränket die Erziehung euerer Töchter nicht
as, was nur den Schmuck derselben bilden
nd ebenso wenig lasset die Söhne aller Grazie
ren. Duldet keine Vorurteile, die die Natur
hen, indem sie sie verschönern wollen. Trachtet
, Kraft und Harmonie in die Familien zu
n, indem ihr die jungen Geister frühzeitig
t Laßt euere Kinder gemeinsam er-
werden; laßt ihre Spiele und Studien
lben sein. Laßt sie in Gegenwart derer,
beaufsichtigen, all der Freiheit genießen, die
die Unschuld harmlos macht und deren die Natur sich erfreut. Durch den ununterbrochenen Verkehr, den ihr herstellt, werden beide Geschlechter erkennen, daß Freundschaft ohne Leidenschaft zwischen ihnen bestehen kann. Erfahrung wird euere Töchter vor dem Gift der Koketterie bewahren und selbst in dem Alter erwachenden Begehrens werden die Gegenstände der Versuchung an Reiz verlieren, weil sie nicht mehr neu sind. Euere Söhne werden dann in den Frauen etwas von dauerhafterem Werte suchen als deren Äußeres ist, und werden nicht mehr die Narren der Niedrigsten, Schwächsten und Verworfensten des weiblichen Geschlechtes sein. Sie werden auch ferner Wohlthäter der Familienmitglieder bleiben, die ihres Beistandes bedürfen, und in allen häuslichen Beziehungen wird der ungerechte Vorzug eines angeborenen Vorrechtes seinen Stachel verlieren.

P. Berthold.

Bücherschau.

Zeitschrift für populäre Rechtskunde" für ner und Frauen aller Stände, heraus-
n von Dr. jur. Marie Raschke. Das
erschienene erste Heft enthält folgende
t: „An unsere Leser", „Das Recht und
Frau" von Professor Dr. J. Köhler.
Reichsgericht und die Ehescheidung" von
rückmann. Ferner: „Aus der Rechtsprechung",
Gesetze", „Neue Bücher".
ne der beiden der Zeitschrift angehefteten
agen enthält die Abhandlung: „Das Vor-
schaftsrecht" von Dr. jur. Marie Raschke,

Leipzig.) Die durch Napoleon nach dem Tilsiter Frieden zur freien Republik erklärte Stadt Danzig und der Geschwisterkreis des Danziger Patrizierhauses v. Weickhmer, das sind die beiden Republiken, von denen der jetzt in zweiter Auflage erschienene, fesselnde Roman erzählt. Beide Republiken bestehen die Probe auf ihre republikanische Verfassung nicht. Die Gestalt der jungen Charlotte v. Weickhmer, einer leidenschaftlichen Patriotin, ist von fast antiker Größe. Die ethischen Maße der Gestalten und der Schwung der Worte und Empfindungen würden in einer Schilderung heutiger

„Evangelischer Religionsunterricht“, Grundlegung und Präparationen. Unter Mitwirkung von Rektor G. Bauer in Erfurt, Seminarlehrer W. Bittorf in Hildburghausen, Rektor G. Doll in Camburg, Rektor G. Gille in Staßfurt, Bürgerschullehrer J. Hofmann in Hildburghausen, Rektor H. Winzer in Neustadt a. O. herausgegeben von Dr. A. Reukauf, Seminaroberlehrer in Hildburghausen und E. Heyn, Oberlehrer der höheren Mädchenschule in Erfurt. 1. Band: **Grundlegung für Auswahl und Anordnung der Unterrichtsstoffe oder Didaktik des evangelischen Religionsunterrichts in der Volksschule** von Dr. A. Reukauf. Preis 1,60 M., gebunden 2 Mark. — 3. Band: **Jesusgeschichten**, bearbeitet von J. Hofmann, und **Erzvätergeschichten**, bearbeitet von W. Bittorf. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 2,40 Mark. — 8. Band: **Geschichte Jesu**, bearbeitet von Ernst Heyn. Preis broschiert 4 Mark, gebd. 4,60 Mark Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich.

Die Grundlegung versucht, „das Berechtigte in der bestehenden Praxis mit dem Gedanken der Herbart-Zillerschen Kulturstufentheorie zu versöhnen.“ Das Prinzip der konzentrischen Kreise für den Lehrplan ist verworfen und ein historisch-genetischer Stufengang eingeschlagen, und zwar ein zweimaliges Durchlaufen der Stoffe a) auf der kindlich naiven Stufe, b) auf der historisch-überlegenden des Kindes. In ausführlicher und überzeugender Weise wird erörtert, wie der Lehrplan durch Eingliederung und Angliederung des lehrhaften und des erbaulichen Stoffes sich zu einem einheitlichen, organischen ausgestalten läßt.

Der 3. Band umfaßt das Pensum der zwei ersten Schuljahre, teils in erzählender, teils in entwickelnder Darstellungs-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. Bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Dr. Theinhardt's
Kindernahrung
Aerztlich vielfach empfohlen bei Rhachitis, Scrophulose und Brechdurchfall.
Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rechenbergerstr. 16.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.
Eröffnung Ostern 1901.
Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.
Frankfurt a. M., Unterlindau 17.

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Rente oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, wie jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 130—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin W., Sieglitzer Straße 48.

Schering's Pepsin-Essenz
nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Bleichsucht, Hysterie und ähnlicher Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis ½ Fl. 3 M., ¼ Fl. 1.50 M.
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

weise dargeboten. Am Schluß einer jeden Gruppe von Erzählungen wird ein Rückblick gethan, d. h. alles über eine Person Gehörte wird zu einem kurzen Lebensbild zusammengefaßt.

Der 8. Band behandelt unterrichtlich die Geschichte und Religion Jesu auf Grund der Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung. Angeschlossen ist die Behandlung des 2. Artikels und des 3. Hauptstücks.

Man merkt es den Präparationen an, daß sie auf Grund langjähriger Erfahrung entstanden sind, und wir können ihnen im Interesse der Lehrenden und der Lernenden nur wünschen, daß sie gebührend geschätzt und richtig verwertet werden möchten.

„Wie sichert sich die Ehefrau ihr Vermögen? Wie sollen Eheleute ihr Güterrecht ordnen?" Von Hermann Pilz. Wichtiges Rat- und Hilfsbüchlein für Väter, Mütter, Vormünder, Witwen, Verlobte ꝛc. Volkstümliche Darstellung des neuen ehelichen Güterrechts auf Grund des bürgerlichen Gesetzbuches entworfen und mit praktischen Beispielen und Ratschlägen versehen. M. 1,— Leipzig, Verlag von Gustav Weigel.

Das vorliegende Schriftchen zeigt die Wege, die eingeschlagen werden können und sollen, um der jungen Frau in wünschenswerter Weise ihr in die Ehe einzubringendes Vermögen vor Verlust bei eintretenden Katastrophen zu schützen. Es will aufklärend wirken und Braut- und Eheleuten ein Ratgeber darüber sein, was bezüglich des beiderseitigen Vermögens gesetzliche Bestimmung ist.

„Des Gärtners Beruf und sein Bildungsgang." Ein Wort an die Eltern zukünftiger Gärtner und an diese selbst von Theodor Lange. Berlin, Verlag von Gustav Schmidt. 1900. Der durch das Allgemeine Gartenbuch (Verlag von Otto Spamer, Leipzig) in Fachkreisen schon bekannte Verfasser behandelt in der vorliegenden kleinen Schrift, einem Sonderabdruck aus der „Gartenwelt", seinen Beruf als Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Die mit Sachkenntnis und wärmstem Berufsinteresse gegebenen Ausführungen werden manchen wertvollen Fingerzeig für eine Berufswahl geben können.

Im **Verlag von J. P. Bachem in Köln a. Rh.** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Rechtsverhältnisse der deutschen Frau

nach der geltenden Gesetzgebung.

Volkstümlich dargestellt mit Formularen.

Von

Dr. jur. Baumstätter.

152 Seiten 8°. Geheftet ℳ 1,80. In Ganzleinen geb. ℳ 2,40.

Austral. Mottenpflanzen

halten Zimmer rein von Fliegen und den lästigen Mücken, indem selbe sogleich verschwinden, wenn man einige solche Pflanzen aufstellt. Die trockenen Blätter dieser Pflanze in die Wäsche und Kleider gelegt, verhindern das Eindringen der Kleidermotte und sonstig Ungeziefer. Die Blätter heilen Gicht und Rheuma oft schon über Nacht; sie enthalten das berühmte **Patschuli-Öl**, aus dessen die Franzosen ein feines Parfüm bereiten. Lieblicher Zimmerpflanze, leicht gedeihend wie Geranien, schöne himmelblaue Rispen wie Salvien, wochenlanger Flor. Kräftige Pflanzen mit Topfballen à 60 Pfg. 6 Stück 3 Mk., 12 Stück 5 Mk. mit Topf 10 Pfg. mehr pro Stück. Frischer Same, keimt leicht und erzeugt urkräftige Motteupflanzen. Die Portion 60 Pfg. franko. Stets vorrätig bei

Albert Fürst, Schmalhof Post Vilshofen (Niederbayern).

Familien-Pension I. Ranges

von [41

Elisabeth Joachimsthal

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,** [1

gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.

Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Silberne Medaille.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pension im Hause.

Gesucht eine Dame,

welche mit voller Gesundheit und vollendeter Bildung, zu der Beherrschung des Englischen und musikalische **sowie zeichnerische** Begabung gerechnet wird, die praktischen Kenntnisse verein, den Haushalt eines Witwers zu leiten und dessen beide schulpflichtige Kinder zu erziehen. Offerte mit Photographie unter **M. S. 8440** an **Rudolf Mosse, München.**

Zum 1. Januar 1901 **suche** ich für meine beiden Töchter von 8 und 10 Jahren eine evangelische **geprüfte Erzieherin,** welche musikalisch ist und auch Turnunterricht erteilen kann.

Gerzlow i. d. Neumark. **Frau von Wedel** geb. **von Dewitz.**

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend. **Wenige Tropfen genügen!** In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Geschäften.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [9

Nancy, 1 rue Nably. **Le Pensionnat de Mesdames Boyer** se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses

„Ueber Land und Meer," die bekannte, in Stuttgart erscheinende Deutsche Illustrierte Zeitung, hat soeben einen neuen Jahrgang begonnen. Das erste Heft rechtfertigt das Ansehen, das diese alte, vornehme Zeitschrift genießt. Sehr erfreulich ist die Thatsache, daß „Über Land und Meer" der „neuen" Kunst in seinen Blättern ebenso bereitwillig Spielraum gewährt, wie es eine treue und berufene Hüterin der „alten" Kunst geblieben ist. Neben Reproduktionen von Kunstwerken wie C. Sacksens „In Feindesland", P. Salinas' „Blumen- und Früchtemarkt in Kastilien", A. von Courtens „Studienkopf" stehen die kraftvollen „Jungen" mit charakteristischen Äußerungen ihres Kunststrebens. So der treffliche R. M. Eichler, der Besten einer vom Stab der „Jugend", mit einem entzückenden „Herbstkranz", Adolf Höfer, Fritz Hegenbart. Was den Text betrifft, so müssen wir uns darauf beschränken, auf den farbenprächtigen, historischen Roman von Otto von Leitgeb „Sydera cordis" und auf die Novelle von Georg von Ompteda hinzuweisen. Wir empfehlen unsern Lesern, indem wir auf den unsrer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt von „Über Land und Meer" verweisen, sich die erste Nummer oder das erste Wochenheft, die beide kostenlos zu haben sind, zur Ansicht von der nächsten Buchhandlung kommen zu lassen.

Die Mottenpflanze (s. Annoncenteil) gedeiht im Zimmer so gut wie die Geranien und Fuchsien, dabei fast fortwährend in schönen blauen Rispen blühend. Die frischen wie trockenen Blätter vertreiben durch ihren Geruch Motten und Stubenfliegen. Die Pflanze ist durch ihre schönen großen Blätter und azurblauen Blumenrispen zugleich ein hübscher Zimmerschmuck. Kräftig erzogene Pflanzen liefert A. Fürst in Schmalhof, Post Bilshofen, Niederbayern.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrerstraße 60/61,** Leiterin **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Persönliche Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

Emmer Pianinos
Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. [9

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade
Tropon-Cacao
besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3 fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.
Alleinige Fabrikanten
Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25 000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3307. **Das Institut Nicholson, „Longcott", Gunnersbury, London, W.**

Hyacinthen

beste Haarlemer (jetzt zu pflanzen) 10 Stück in 6 Farb., als: 2 rote, 2 blaue, 2 weisse, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.50 für Töpfe, z. Mk. 2.— f. Gläser.

Besonders empfohlen: „CORONA", mein schönst., farbenprächtigstes und beliebtestes Hyac.-Sortiment, enthaltend: 12 Hyacinthen in 12 der vorzügl. Sort. m. Namen u. Farbenbeschrbg. zu Mk. 3.50 für Töpfe, zu Mk. 4.50 f. Gläser. Ferner, **10 Hyacinthen** i. 10 Prachtsort. zu Mk. 3.— für Töpfe und zu Mk. 4.— für Gläser. Die von mir gezüchtet. Hyacinthen verbind. billigsten Preis mit **I. Qualität.**

Meine Kunden schreiben: **Sie sind doch der richtige Hyacinthenhuck, Sie sind der wahre, Sie sind der echte Hyacinthenhuck!**

Huck's reizend illustr., prächtig farbenhaltige **Hyacinthen-Broschüre** bei gütigen Aufträgen **gratis**, sonst gegen 30 Pfg. in Briefm.

Fried. Huck, Erfurt.

Telegr.-Adresse: „Hyacinthenhuck."

Dieser Nummer liegen Prospekte von der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart (betreffend „Ueber Land und Meer", Deutsche Illustrierte Zeitung) und Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover und Berlin, Hedemannstr. 2

bei, die wir der Beachtung unserer verehrl. Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Pariser Welt-Ausstellung 1900.

Von der Internationalen Jury wurde den

Original SINGER Maschinen

der

GRAND PRIX

der höchste Preis der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle ihre Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act.-Ges. Berlin W., Kronenstr. 11. ✲ Leipzigerstr. 86.

Revue de Morale Sociale

Directeur: LOUIS BRIDEL
Professeur à la Faculté de droit, Genève.

La Revue de Morale Sociale,

Revue internationale trimestrielle des questions concernant les Relations morales et sociales entre les sexes. — Ses principes sont les suivants:

Unité de la loi morale pour les deux sexes,

Respect de la personne humaine, qui ne doit jamais être traitée comme un simple moyen pour autrui,

Reconnaissance et garantie des droits de la femme,

Intervention de la collectivité en faveur de ceux que leur état de subordination ou de faiblesse relative rend inhabiles à se défendre,

Condamnation de toute organisation officielle de la débauche et de toutes mesures d'exception sous prétexte de mœurs.

Pro Justitia! tel est son mot d'ordre.

Les pages de ce recueil sont ouvertes aux opinions philosophiques et religieuses les plus divergentes : chacun restant libre de combattre sous son propre drapeau, pourvu qu'il participe à la croisade.

Questions de morale, de droit, de pédagogie, d'hygiène, d'économie politique, études philosophiques, scientifiques et littéraires, — les sujets abordés par la Revue sont des plus variés: le ***problème intersexuel*** y est envisagé sous tous ses aspects.

Abonnements: Union postale, 10 fr. par an. — 3 fr. la livraison.
Envoi gratuit d'un ***Numéro spécimen*** sur demande.

Bureaux: Genève, Place du Port, 1.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 3. Dezember 1900.

Weihnacht.

Von

Paul Schettler.

Nun dämmert der Friede nieder
Wie leiſe flockender Schnee,
Und Weihnachtskerzen und -Lieder
Flackern frohlockend zur Höh'.

Ich weiß von alternden Herzen,
Die irrten ſo friedlos weit —
Und fanden bei Weihnachtskerzen
Heim in die Jugendzeit . . .

Einſamkeit.

Erzählung

von

A. v. Auerswald.

Nachdruck verboten.

Es war ein heißer Maiabend. Die ſtige Luft laſtete ſchwer in den Straßen, von den erquickenden Frühlingsdüften war vollblühender Fliederſträucher in um- rten Vorgärten nicht viel zu merken. Sogar in die Zimmer drang die träge t. Ernſt Stein, der lange gearbeitet hatte, te ſich völlig erſchöpft. Er lehnte ſich in Stuhl zurück und ſchloß träumend die gen. Der Held ſeines Dramas war ihm einmal völlig ſchattenhaft und weſenlos orden. Bei dem Lärm da unten, Wagen- eln, Kinderkreiſchen, konnte ein vernünftiger nſch ſeine Sinne nicht mehr beieinander

Er ſah ſie recht behaglich an aus ſeinen müden Augen.

„Komm, ſetz dich, Liſa,“ ſagte er, ohne ſich zu rühren. „Da, daß ich dich ſehen kann, dein kühles, holdes Geſichtchen. Mir iſt ganz heiß und dumm im Kopf.“

Sie lachte leiſe und kuſchelte ſich in einen breiten, behaglichen Schaukelſtuhl, den ſie in leiſe Schwingungen brachte. Ihr zierlicher Fuß preßte ſich in den weichen Teppich.

„Haſt du ſoviel gearbeitet, armer Brummkopf?“ fragte ſie. „Und wie ſteht es mit deinem Helden?“

Er ſtrich ſich über ſeine weiße, ſchmale

„Mein ſtrenger Genius. Das moderne Weib mit dem nüchtern tiefen Blick als Beſeelerin der Kunſt.“ Und er küßte ſie.

Sie ging in die Wohnzimmer zurück. Auf der breiten, grün umſponnenen Veranda war ein Theetiſch zurechtgeſtellt, Gebäck, Zigaretten und überall behagliche Sitze. Das Mädchen hatte das kochende Waſſer gebracht, und darunter tanzte die Spiritusflamme. Liſa ordnete noch ein paar tieflila Anemonen in einem Glaſe und vertiefte ſich dann in ein neu erſchienenes Buch, bis das erſte Klingelzeichen ertönte. Das Mädchen meldete:

„Herr Doktor Schwartz.“

Liſa erhob ſich mit frohem Lächeln, den Eintretenden zu begrüßen.

„Ernſt iſt noch nicht fertig,“ ſagte ſie in zutraulichem Plauderton, „er hat natürlich wieder bei ſeiner Arbeit jede Zeit vergeſſen.“

„Laſſen Sie ihn ſich nicht überanſtrengen,“ ſagte Doktor Schwartz. „Er war von jeher ein zarter Burſche und ſieht jetzt immer erſchreckend elend aus.“

„Ja, was ſoll ich dazu thun?“ fragte Liſa. „Es macht mir ſelbſt ſolche Freude, wenn er etwas ſchafft, was nachher wieder ſo ganz groß und ſo ganz gut iſt. Oder darf ich Ihnen, dem ſtrengen Kritiker, ſo etwas nicht ſagen?“

Er lächelte auf ſie herab wie auf ein Kind, aber mit innigem Wohlgefallen.

„Sie wiſſen, es giebt keinen, der das lieber hört und beſtätigt.“

„Ja, und wenn Sie nur einigermaßen mit ihm zufrieden ſind, dann iſt er es ganz mit ſich. Ich bin oft eiferſüchtig, welchen Wert er auf Ihr Urteil legt.“

„Und doch hatte ich zuerſt Grund, auf Sie eiferſüchtig zu ſein, Frau Liſa,“ rief Doktor Schwartz lebhaft. „Wenn ein Freund heiratet, ein Freund in dem Sinne, wie Ernſt es mir iſt, dann iſt das faſt wie ein völliger Verluſt, ſein beſtes Gefühl geht einem da verloren. Man bleibt im günſtigſten Falle der Zweite. Das verzeiht man nur, wenn die Wahl eine vortreffliche war, und hier habe ich allerdings verzeihen müſſen.“

Sie ſah ihn ernſthaft an.

„Ich wünſchte, es wäre keine Schmeichelei, was Sie da ſagen,“ erwiderte ſie in gedämpftem Ton. „Ich möchte ihm gern viel ſein, ganz und völlig ſein Kamerad und Freund in ſeinen Werken, und überall ihm dahin folgen können, wo er hingeht.“

„Das iſt das Schwere,“ ſagte Doktor Schwartz, vor ſich hinnickend. „Denn ſchließlich hat doch jeder Wege, die nur er allein gehen kann, die er gehen muß, ſo unbegreiflich es uns ſcheint. Es kann ihn eben niemand begleiten.“

„Und was meinen Sie, was man in ſolchem Fall am beſten thut?“ fragte die junge Frau und richtete ihr klares Auge nachdenklich auf ihn.

„Man läßt ihn gehen,“ ſagte er mit einem halb ironiſchen Lächeln, als ſei ihm das Geſpräch ſchon zu ernſt.

„Was ſind wir doch für jammervolle, zuſammengeflickte Geſchöpfe,“ rief Liſa. „Das merkt man nie mehr, als wenn man ſich liebt und nun ſo derb zu zweien iſt — verſtehen Sie, wie ich es meine?“

Er nickte kurz. „O gewiß. Man möchte das Beſte, das Einzige, das einem zu eigen iſt, ſein Selbſt, vernichten, zerſtören, fortwerfen, um dem andern nur um einen Gedanken, ein Gefühl näher kommen zu dürfen. Nun, es iſt ſelten ſo ſchlimm.“

„Und wenn es ſo ſchlimm iſt?“

„Dann iſt es doch immer Liebe. Und darin iſt Troſt. Die bleibt doch das Einzige, was uns erzieht, adelt, Menſchenſeelen verſtehen lehrt und unſern Egoismus, unſere Selbſtbefangenheit überwindet.“

„Und doch iſt nichts egoiſtiſcher als die Liebe,“ ſagte Liſa mit nachdenklichem Kopfſchütteln.

„Ach, ſagen Sie das nicht,“ rief Doktor Schwartz lebhaft. „Ja, wenn Sie Egoismus mit Ichſucht überſetzen, dann iſt allerdings alles Ichſucht. Man vergißt nur, daß das unſer edelſtes Gefühl iſt. Dies fortwährende innere Kämpfen und Ringen um uns ſelbſt erhält uns lebendig und kräftig. Aber ſagen Sie für Egoismus Selbſtbefangenheit, da haben Sie alles Schwere, Tote, Unfruchtbare. Da haben Sie die Engen, Kleinen und die Böſen, Dunklen, alles, was Sie wollen. Nun, und da bleibt der große, einzige Erlöſer die Liebe; iſt das nicht wahr?“

„Wahr, wie immer," sagte Ernst, der bei diesen Worten auf den Balkon getreten war. „Denn du bist unfehlbar, wenn du die Begriffe aufjagst und aus ihrem verborgensten Wortwinkel aufstöberst. Aber grüß dich Gott, Gerhard, wir sehen uns viel zu selten. Wenn du keinen Kneifer auf hättest, wärst du mir der liebste Mensch auf dieser Erde."

Sie schüttelten sich die Hände. Das Mädchen meldete neue Gäste an. Zuerst erschien ein kleiner, schlanker, bleicher Jüngling, den man fast für einen Knaben hätte halten können. Nur der ungemeine Ernst in seinem Auge gab ihm etwas Altes, und dies Auge richtete sich mit einem kurzen, fieberhaft erregten Forschen auf den jungen Hausherrn. Der begrüßte ihn mit einem gewissen Wohlwollen.

„Liebe Lisa," sagte er. „Hier siehst du Herrn Strom, einen neuen Gast, nicht nur in unserm Hause, sondern auch auf dem Parnaß, aber ich denke, er wird hier wie dort bald vertraut und bekannt sein."

Ein flüchtiges Rot zog über die Stirn dieses seltsamen Zwitterdings von Knabe, Jüngling und Mann. Er verbeugte sich in grotesk verschrobener Art und schien ein wenig außer Fassung zu geraten, als Lisa ihm die schlanke, weiße Hand ganz ungezwungen entgegenstreckte. Ernst war mit Gerhard zur Seite getreten.

„Ist das der rechtwinklige Mensch, der uns den Sinn der Erde künden will?" fragte er mit fast höhnischem Schmerz.

„Ich sage dir, der Bursche ist nicht langweilig," erwiderte Gerhard. „Er hat einen zähen, strengen Kopf, der mit ernstem Eigensinn die Dinge so aufzufassen zwingt, wie er sie sehen will."

„Und ist so trostarm in seinen Arbeiten, daß ich mich aufhängen würde an seiner Stelle," murmelte Ernst mit finsterer Stirn.

Die erhellte sich aber, als er einer Dame ansichtig wurde, die etwas zögernd und langsam in die Thür trat. Hier blieb sie stehen und sah sich mit einem fragenden Lächeln um. Ernst eilte ihr mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Komme ich so früh?" fragte sie mit weicher Stimme und sah ihn lächelnd an.

„So spät!" sagte er halb scherzend, halb ernsthaft. „Immer zu spät. Es giebt eigentlich gar keinen Augenblick, der nicht schon auf Sie gewartet hätte."

Sie hob die Augenbrauen etwas lässig und ging dann mit schneller, anmutiger Bewegung auf Lisa zu.

„Guten Abend, Dichtersgattin," sagte sie dabei.

Lisa lachte munter.

„Es ist gut, daß Sie gekommen sind," sagte sie herzlich. „Schweigend oder sprechend wirken Sie durch Ihr bloßes Dasein belebend auf uns alle."

„Ein großes Talent," sagte Strom, der daneben stand.

Irma hob ihr Auge und sah ihn prüfend und langsam an.

„Herr Strom," stellte Lisa feierlich vor.

„Sie sind auch Schriftsteller?" sagte Lisa mit mildem Interesse. „Was schreiben Sie, wenn man fragen darf?"

„Das Leben," sagte er, seinen ernsten Blick mit trotzigem Selbstbewußtsein auf sie richtend.

Lisa hatte nicht länger Zeit, der Unterhaltung, die sich so interessant anließ, zuzuhören. Es kamen neue Gäste, die begrüßt werden mußten. Da war ein berühmter Maler mit seiner Gattin, ein junger Bildhauer und andre kunstbeflißne Jünglinge und ästhetische Damen. Die ganze Veranda war gefüllt, von allen Seiten tönten moderne Schlagworte, mit mehr oder minder Nachdruck gesprochen. Lisa versorgte ihre Gäste mit Thee und Erfrischungen, überall bereit, zuzuhören, mitzusprechen, sich voll lebendigen Eifers anregen zu lassen.

Strom hatte eine Gelegenheit wahrgenommen, sich an Ernsts Seite zu begeben.

„Ist es unbescheiden," fragte er befangen, „hier und heute Abend nach einem Urteil über meine Arbeit zu fragen?"

„O gewiß nicht," sagte Ernst mit einem fast unmerklichen Seufzer. „Es ist eine sehr tüchtige Arbeit, die in neue Gedankenwege zwingt, herb in der Charakteristik, oft schroff, die Technik noch rauh, rücksichtslos, jedoch — das schadet nichts. Es giebt ein anderes Aber."

Er schwieg einen Augenblick.

„Darf ich Sie darum bitten," sagte Strom, der den Mund nachdenklich zusammengepreßt hielt.

„Es besteht nicht in etwas Äußerem," sagte Ernst langsam, gleichsam Worte suchend. „Es ist der Geist, der über dem Ganzen liegt, der ist ein Geist des Todes. Wie wollen Sie daraus lebendige Werke schaffen? Wenn Sie alle Lebensformen verneinen, wenn Sie alles mit nüchternem Mißfallen betrachten, wollen Sie damit ein Leben füllen, wollen Sie damit ein Werk beseelen? Loben Sie die Sonne, Herr, und den Morgen. Und wenn Sie die Worte stammeln, sollen Sie mir lieber sein, als dies alte, reife Werk."

Strom war blaß geworden und hatte eine hochmütige Falte auf der Stirn.

„Ich hätte mich solcher Worte von Ihnen nicht versehen, Herr Stein," sagte er mit Fassung. „Denn Sie, zu dem ich kam, sind selbst der rücksichtsloseste Lebenskünder, der in jedem Werk bewies, wie ehern die Natur ihr mechanisches Uhrwerk, das wir Menschen Geist und Charakter nennen, ablaufen läßt."

Ernst sah ihn mit Lebhaftigkeit an.

„Ja," erwiderte er. „Und doch sage ich damit etwas anderes, als Sie glauben. Stellen Sie diese kraftlosen Menschen in andere Verhältnisse, auf gesunden, natürlichen Boden, und es wird Ihnen gehen wie farblosen Kellerblumen, die in Sonne und Licht kommen. Sie werden ihre Wurzeln tiefer senken und ihr Leben ganz anders ausdrücken und gestalten."

Um Stroms lippenlosen Mund spielte ein etwas spöttisches Lächeln.

„Ich muß gestehen, daß mir dieser tiefere Sinn Ihrer Werke noch nicht aufgegangen war," entgegnete er. „Aber wie sie waren, waren sie Leben und Kunst und einfache, erschütternde Wahrheit. Ich möchte sie mir nicht durch irgend eine Zuthat entstellen."

Ernst war flüchtig errötet.

„Sie bekommen vielleicht durch spätere Werke eine Ergänzung, die dann erst meine Lebensanschauung ausdrücken wird," sagte er. „Aber was sprechen wir von mir? Sie wollen meinen Rat, und ich gebe Ihnen den ehrlich nach meinem besten Ermessen. Suchen Sie gesunde Verhältnisse auf, gehen Sie auf Reisen, fliehen Sie diese dunstigen, glühenden Straßen mit den verkommenen Menschen, die Sie darin treffen."

Strom hatte seine schmächtige Gestalt etwas gereckt.

„Ich danke Ihnen," sagte er. „Ich glaube aber nicht, daß dies ein Rat ist, den ich befolgen werde."

Inspektor Baumann wurde gemeldet. Ernst eilte ihm entgegen.

„Sieh, Lisa," rief er. „Ein alter Freund meines Vaters, ich habe noch auf seinen Knieen geritten und ihm hundertmal meine Kümmernisse geklagt. Lieber Herr Baumann, meine Frau."

Lisa sah nicht ohne Wohlgefallen in das derb gerötete Gesicht des großen, ältlichen Mannes. Ihr zierliches Händchen verschwand völlig in seiner warmen Riesenfaust, und seine runden Augen sahen drollig erstaunt und prüfend an ihr herunter.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen," sagte sie in fast warmem Ton. „Sie müssen mir erzählen, wie Ernst als Kind war."

Der Inspektor warf einen mitleidigen Blick auf den schlanken, blassen Hausherrn.

„Ach, liebe Frau Stein," sagte er gemütlich. „Das war ein derber, kleiner Bursche mit dicken, roten Backen. Den ganzen Tag saß er draußen, die Taschen voll Äpfel, die Augen munter und blank. Bis der selige Herr starb und das Gut verkauft wurde. Da war er blaß und verstört, daß sich mir das Herz umdrehte. Er saß in meinem Zimmer und hat, klein wie er war, stramm mit sich gekämpft, um nicht zu weinen. Aber wie er gehen sollte, ist es über ihn gekommen, da hat er in meinen Armen gelegen und geweint wie ein Kind."

Der Inspektor räusperte sich vor Rührung. Lisa sah nachdenklich in sein breites, gutmütiges Gesicht, das recht wenig zu all den andern paßte. Ernst aber legte die Hand auf seinen Arm:

„Davon erzählen Sie später," rief er. „Erst kommen Sie mit, denn zwischen uns beiden giebt es noch etwas zu besprechen."

Er lächelte seiner Frau zu und zog den Inspektor mit sich in sein Arbeitszimmer und schloß die Thür.

„Nun?" fragte er dann. „Ist alles erledigt? Unterschrieben, fertig, daß ich mich

auf den Weg machen kann, wann ich will, in mein Eigentum zu gelangen?"

Der Inspektor holte bedächtig ein paar Papiere aus seiner Brusttasche hervor und breitete sie auf dem Tisch aus.

„Hier ist der Kaufkontrakt," sagte er dabei, „hier der Plan von dem Wohnhause, hier —"

Ernst schob mit einer raschen Handbewegung die Papiere zusammen.

„Es ist gut," sagte er. „Ich danke Ihnen, lieber Baumann. Und was das Geschäftliche anbetrifft, Sie wissen, ich will dort Ruhe und Zeit finden, keine neue Arbeit. Das lege ich alles in Ihre Hand, und Sie müssen schon so freundlich sein und die Verantwortung übernehmen. Und nun thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie meiner Frau nichts davon. Ich will sie überraschen."

Der Inspektor versprach das schmunzelnd. Es war allerdings eine Überraschung, auf einmal die Herrin eines behaglichen Landsitzes zu werden.

Draußen war unterdes die Unterhaltung lebhaft im Gange.

„Da kommt Bergen," sagte Doktor Schwartz und runzelte die Stirn.

Irma sah mit einem kurzen Lächeln in sein verfinstertes Gesicht und nickte dann dem Ankömmling, einem derben, jungen Mann, freundlich zu. Der schüttelte ihr wie einem guten Kameraden die Hand und sah ihr, ohne auf die andern zu achten, mit seinen runden Augen, die unter buschigen Brauen hervorblitzten, forschend ins Gesicht.

„Haben Sie heute gearbeitet?" fragte er.

„Meinen Sie, ein Talent verpflichte?" sagte sie mit leichtem Spott. „Mir ist es ein Schmuck, ein Spielzeug."

Seine derbe Faust preßte sich fest um die Stuhllehne. „Wie oft habe ich Sie gebeten, mir nicht in derselben Art zu antworten, wie den andern!" rief er heftig.

„Und warum nicht?" fragte sie mit erstauntem Lächeln.

„Es ist das Wenigste, was Sie für mich thun können, wenn Sie nur einen Grau Achtung vor mir haben," sagte er trotzig.

Doktor Schwartz sah sich gelangweilt um. Er entdeckte Ernst, der soeben wieder eintrat, und ging ihm entgegen.

„Dieser Bergen ist mir ein entsetzlicher Mensch," sagte er mißvergnügt. „Ein derb anspruchsvoller Bauer durch und durch."

„Ist Bergen da?" frug Ernst mit Interesse. „Diese Antipathie kann ich nicht begreifen. Er ist der Tüchtigste von uns allen. Und du grade bist doch sonst solch ein Allbegreifer."

„Ja, irgendwo findet jeder seine Grenze," brummte Doktor Schwartz.

Ernst ging, dem neuen Gast die Hand zu schütteln. Der stand über Irma geneigt, auf die er mit Eifer einsprach.

„Welch eine Zauberin sie ist!" dachte Ernst. „Alle fühlen sich zu ihr gezogen und bleiben ihr treu durch das ganze Leben, in allem Schaffen, in allen dankbaren, besten Gedanken."

Sie empfand seinen Blick, und ihre Augen, die ihn erwiderten, vergrößerten und verdunkelten sich seltsam, daß sie ihm wie ein abgrundtiefes, schwarzes Fragen entgegensahen. Auch sein Blick wurde dadurch ernster. In einer gewissen Befangenheit, die er sich nicht zu deuten vermochte, zwang er sich zu einem Lächeln, das aber erstarb, da sie es nicht erwiderte. Er war der Erste, der sein Auge abkehrte, und als er wieder zu ihr hinsah, saß sie von ihm fortgewandt und sah mit abwesendem Blick zu den andern hinüber.

Und der Abend erreichte sein Ende. Schon war die Dämmerung eingebrochen, und Lisa hatte für Lampen gesorgt. Es kam allmählich ein etwas kühlerer Hauch geweht, der es ahnen ließ, daß da draußen irgendwo Wälder stehen mochten, die aus der Erde köstliche Kraft und Würze hoben und sie in verschwenderischer Liebe der wehenden Luft mitteilten. Ernst war völlig hingenommen. Die Stimmen um ihn herum schwirrten wie ganz wesenlos an seinem Ohr vorüber, und eine schreckliche, bleierne Mattigkeit lag auf seinen Gliedern. Mit halbgeschloßnen Augen saß er teilnahmlos da.

Irma war die Erste, die aufbrach.

„Sie arbeiten zu viel," sagte sie noch mit einem letzten Blick in sein gespanntes, müdes Gesicht.

Bergen folgte ihr auf dem Fuß.

„Ich habe noch zu thun," sagte er kurz.

Und allmählich gingen auch die Letzten, darunter Baumann, dem Ernſt nachrief: „Alſo auf morgen!“ Dann dehnte er die ſchlanken, ſchlaffen Glieder, ſeufzte, trat an die Brüſtung und ſah in den Himmel.

„War es nicht wieder reizend nett?“ rief Liſa und ſchob die Teller zuſammen. „Künſtler ſind doch die einzigen Menſchen, mit denen es ſich leben läßt. Kaum einer unter ihnen, der nicht geiſtvoll und anregend wäre.“

„Wie laut die Stadt noch iſt,“ ſagte Ernſt, der hinauslauſchte. „Nicht ein Moment Raſt. Dasſelbe gedämpfte Tönen durch die ganze Nacht. Weißt du, Liſa, wonach ich mich manchmal namenlos ſehne? Nach einer ganz tiefen, tiefen Einſamkeit und Stille, nach dunklen, ſauſenden Wäldern, in denen unſer Haus ſtehen müßte, oder es dürfte auch zwiſchen Feldern ſein, auf denen man arbeiten ſieht. Und da wir beide, du und ich, allein, von allem, allem fern, auf geſundem, ewigem Boden wurzelnd und lebend. Nicht aus dieſen verzerrten Häßlichkeiten unſere Nahrung ſaugend, ſondern aus aller Einfachheit und Kraft, die die Natur giebt.“

„Nennſt du Irma eine verzerrte Häßlichkeit?“ fragte Liſa, die ſachte an ſeine Seite getreten war. Er zog ſie an ſich und umfaßte ihre Hand mit ſeiner ſchlanken, kühlen.

„Ich weiß dir nicht einen Menſchen von allen dieſen zu nennen, der natürlich wäre. Sie ſind alle wie Pflanzen, die in Stubenluft bei elektriſchem Licht großgezogen ſind. Du und ich, wir auch, Liſa! Einmal hinaus aus dem allem, grade wachſen und Eigenperſönlichkeit werden — ich denke, dir müßte auch das Herz danach brennen.“

„Ja, was willſt du denn?“ fragte ſie mit halbem Lachen, weil ſie nicht gleich ſeiner Stimmung zu folgen vermochte. „Sollen wir auswandern?“

„Vielleicht,“ gab er ernſthaft zu. „Über Meere und Berge hinaus. Vielleicht genügt es aber auch, nur wenig Meilen zu gehen und an irgend einem Ort eine Mauer um ſich zu bauen, die keiner überſteigt, um grellen Tageslärm zu uns zu bringen.“

„Als ob man da grade wüchſe und nicht erſt recht einſeitig würde,“ ſagte Liſa. „Grade hier behält man das wundervolle Verſtändnis für alles und alles, die Duldung, das Darüberſtehen.“

Er ſeufzte etwas ungeduldig.

„Das Unperſönliche, wie mein guter Schwartz es hat. Und doch geben uns nur die ganz Perſönlichen etwas, nie dieſe Allesbegreifer, die nur unſer Gefühl verwirren, die kein grades ‚ja‘ oder ‚nein‘ mehr kennen, ſondern nur ein ‚möglicherweiſe‘, ‚freilich dann‘ und wie die Worte alle heißen. Dieſe Vielſeitigkeit ſchätze ich beim Himmel nicht, die iſt vom Gotte der Perſönlichkeit verlaſſen.“

Liſa gab keine Antwort, aber ſie dachte anders. Sie dachte an die große, ernſte Milde des modernen Menſchen, der nie mehr einen Stein aufhob gegen andre, weil er alle Möglichkeiten in ſich fühlte und für jedes Böſe ein Gut und für jedes Gut ein Böſe fand.

„Gehſt du mit?“ fragte er auf einmal wie aus tiefen Gedanken.

„In die Einſamkeit?“ ſagte Liſa.

„Zu zweien,“ nickte er und prüfte ihr Geſicht mit ſeinen Blicken.

„Gewiß,“ ſagte ſie einfach, „ſoweit ich kann.“

Er lächelte ſie zärtlich an. Dann ſagte er:

„Wir wollen einen Genieſtreich machen, was meinſt du? Ausrücken, fortfliegen, ohne etwas zu ſagen. Ich kann hier kaum mehr atmen, leben.“

„O du Nervenbündel,“ rief ſie etwas verzagt. „Wo denkſt du wohl, daß du die Ruhe findeſt?“

„Da, wo ich zu Hauſe bin,“ ſagte er mit großem Ernſt. „Ich habe das Gut meines Vaters gekauft, Liſa.“

Sie ſchwieg ganz ſtill, denn es durchfuhr ſie mit plötzlichem Schreck eine atembeklemmende Angſt. Ihr Zuhauſe war die große Stadt, die da unten rauſchte und lärmte. Er empfand es und ſtützte den müden Kopf auf.

„Iſt es dir nicht recht?“ fragte er ſehr leiſe.

Sie fuhr mit der kleinen, zarten Hand über ſeine Haare.

„Lieber Junge,“ flüſterte ſie. „So lange du es aushältſt, halte ich es wohl auch noch aus.“

Das war aber nicht die Antwort, die er erwartet hatte. Er ſchloß die Augen und träumte von einer tiefen Stille, in die er laut- und regungslos verſank, den ſtummen, ge-

waltigen Kräften des Lebens willenlos hingegeben und in Dämmertiefen Neues schauend und erkennend. Warum wollte Lisa, die ihm so nah stand, die er so lieb hatte, diesem Traum fern bleiben?

„Weil das Leben einsam ist," dachte er. „Trotz allem und allem einsam."

Aber das kam wie ein Entbehren über ihn. Er suchte nach den zerbrechlichen, weichen Händchen und drückte sie gegen seine heißen Augen. Er war so krank, so angegriffen.

* * *

Lisa lernte in den nächsten Tagen einsehen, daß eine baldige Abreise in vollständige Ruhe und Stille für Ernst fast zur Lebensfrage geworden war. Sie selbst war unruhig und traurig in dem Gedanken an den neuen Lebenszustand.

„Im Winter kommen wir doch wieder?" fragte sie mit einem etwas bangen Lächeln, als sie einpackten und er kaum ein Stück, das ihm lieb war, zurücklassen mochte.

Er sah ganz erschrocken auf.

„Wir wollen wenigstens noch nicht daran denken," bat er. „Das macht von vornherein freudlos und unruhig."

Sie legte den Gegenstand, den sie grade in der Hand hielt, hin und fragte ganz sanft, nur mit etwas zitternder Stimme:

„Denkst du denn gar nicht an mich, Ernst?"

„Du wirst sehen, wie du es lieben lernst, dies Leben," sagte er da zuversichtlich.

Dann kam der Tag der Abreise. Es war Spätnachmittag, als sie die kleine Station, zu der ihr Gut gehörte, erreichten. Inspektor Baumann empfing sie mit selbstbewußtem Respekt und half ihnen mit umständlicher Höflichkeit in den Wagen. Er selbst bestieg ein fettes Reitpferd, das sich mit sanfter Ergebenheit diese Last gefallen ließ und friedlich neben dem Wagen hertrottete.

Ernst war sehr angegriffen von der Reise, aber der frische, würzige Hauch, der aus der Erde stieg, belebte ihn sichtlich. Der Inspektor erklärte, was es zu erklären gab. Diese Felder gehörten zu dem Gut, die zu jenem, hier endlich fing Steinau an. Die Felder standen in kräftigstem Grün, an den Wegrändern wuchsen in üppiger Fülle Blumen, aus den Lüften kam Lerchenjubel und vom nahen Waldrand kühlende Luft, während die Sonne, den Horizont mit rötlichem Glanz überziehend, in ruhiger Klarheit tief am Himmel stand. Ernst schaute mit erwartungsvollen Augen auf Lisa.

„Nun?" fragte er dringend. „Ist es nicht köstlich? Wird das Herz nicht weit und still? Und dies ist unser Boden und Eigentum, an dem keiner ein Recht hat, nur wir."

„Ja," sagte Lisa und atmete sanft den herrlichen Frühlingsduft ein, „es ist natürlich viel schöner als Berlin um diese Zeit."

„Berlin!" rief Ernst und schüttelte sich. „Das hinter sich lassen, ganz und für immer, der Gedanke allein macht mich froh."

„Da liegt das Dorf, Herr Stein," rief der Inspektor. „Franz, halten Sie an."

Der Wagen stand auf einer sanften Anhöhe, von der man den Blick auf rote und schwarze Dächer hatte, die zwischen Bäumen und Fliedersträuchen hervortauchten. Den Weg hinunter trottete behaglich eine Kuhherde und wirbelte mit breiten Hufen den Staub auf.

„Siehst du die hohen Ulmen, Lisa?" rief Ernst ganz erregt. „Dahinter liegt unser Haus."

Sie bog sich auch ein wenig vor, aber sie sagte nichts. Der Kutscher schwenkte wieder die Peitsche, die Pferde zogen an. In flottem Trabe ging es vorwärts. Aus den Häusern schauten die Dorfleute, neugierig und gleichgiltig, beides zugleich. Sie bogen in die Ulmenallee ein und erblickten das zweistöckige, altmodisch, aber behaglich ausschauende Wohnhaus. Dann hielt der Wagen, Ernst stieg aus, Baumann sprang vom Pferde, beide halfen Lisa, die etwas benommen war, aus dem Wagen. Eine dicke Köchin und zwei Mädchen standen in der Hausthür und drängten sich, ihr die Hand zu küssen.

Dann gingen sie durch einen kühlen, breiten Flur mit alten Schränken und Bauernmöbeln direkt in ein tiefes, behagliches Wohnzimmer, an das das Schlafzimmer mit dem Blick auf den Garten stieß. Hier setzte sie sich ermüdet an das offne Fenster, während Ernst wieder hinauslief. Sie hörte seine vergnügte Stimme, sie sah ihn mit dem Inspektor, einen schönen, braunen Jagdhund neben sich, über den breiten Rasenplatz gehen. Er blieb stehen,

ſprach lebhaft, bewegte die Arme; ganz ſchlank und fein erſchien er neben dem robuſten Landmann. Dann drehte er ſich um und kam zurückgelaufen; er hielt ein paar Roſen in der Hand, die ſteckte er ihr durch das Fenſter zu.

„Komm nur heraus, Liſa, in den Garten. Du ahnſt ja nicht, wie wunderſchön das iſt.“

„Ich komme,“ rief ſie und nickte ihm lachend zu, aber im Herzen hatte ſie ein ganz wehes Gefühl, als wäre ſie hier verloren und einſam und ſelbſt Ernſt ihr fern und entfremdet.

„Das iſt Diana,“ rief er ihr entgegen und wies auf den Hund, „und da die Tauben, ſieh nur, ſieh nur, wie ſie blitzen und kreiſen und blitzen.“

Er drängte weiter. „Ich weiß einen Weg, der durch den Garten aufs Feld führt, den wollen wir gehen. Sahſt du ſchon jemals ſchönere Roſen?“

Sie ging ſtill neben ihm her und ſah nur mit heimlichem Staunen auf ſein leuchtendes, trunkenes Auge, das von einem Gegenſtand zum andern glitt, als ſuche es alles auf einmal in ſich zu ſaugen und könne vor Haſt und Wonne kaum ein Einzelnes faſſen, nur das Ganze als Seligkeit ahnen und empfinden. Aber auch er wurde ſtiller und ging langſamer, bewußter. Da tönte neben ihnen das langgezogene, ſchmelzende „Tü, tü“ einer Nachtigall, eine andre antwortete mit klangvoller, weicher Klage. Ernſt war ſtehen geblieben.

„Hörſt du?“ fragte er halblaut. „Wie ſchön, wie wunderſchön iſt meine Heimat.“

Sie faßte nach ſeiner Hand und hob ihr Geſicht zu ihm empor.

„Du gehſt jetzt allein, von mir fort, fühlſt du das?“ fragte ſie mit flüſternden Lippen.

Er ſagte: „Ach, Liſa, keine Nerven, nicht heute und nicht hier!“

„Ich kann nicht mit,“ rief ſie erregt. „Denke auch an mich! Du darfſt mich nicht ganz allein laſſen.“

Er ſah ſchrecklich müde aus, als er jetzt hilflos zu ihr niederſah und keine Antwort fand. Sie hob ſeine Hand empor und drückte ihre Augen darauf.

„Es iſt doch wahr,“ dachte ſie.

Er ſtrich mit leichter Hand über ihr Haar, während ſeine Blicke das tiefe Abendleuchten ſuchten, die ſatten Farben und Streifen gegen Untergang.

„Das ſind alles unwahre Empfindungen,“ dachte er, „überreizte, krankhafte Gefühle. Das drängt nach Thränenſtrömen und Ausſprachen, die jeden Nerv zittern machen um nichts und um nichts. Wir wiſſen doch beide, daß wir uns lieben.“

Dabei zog er ſie aber enger an ſich und fragte leiſe:

„Biſt du traurig? Glaubſt du wirklich nicht, du könnteſt dich hier glücklich fühlen? Brauchſt du noch all die andern Menſchen zum Leben, kannſt du dir nicht an einem genügen laſſen?“

„Doch, doch!“ rief ſie leidenſchaftlich. „Aber der eine iſt ein Träumer und geht manchmal ſo weit von mir fort, ſo ſchrecklich weit.“

Das traf ihn. Er hatte immer gefühlt, daß ſie neben ihm herkämpfte, aber er hatte ihr nie hilfreich die Hände zugeſtreckt, hatte ihren Anteil nur als Selbſtverſtändliches genommen.

„Aber hier doch nicht,“ rief er eifrig. „Hier ſind wir doch aufeinander angewieſen.“

Wie ein ſchmelzendes, wehvolles Schluchzen tönte der Ruf der Nachtigall, tonlos, ſchmerzvoll, dann wieder in plötzlichem Wechſel ein jauchzendes Schlagen. Der Sinn war nun auch für die andern Laute geweckt, für das Koſen, Trillern, Flüſtern, das von allen Zweigen tönte. Auf dem grünen Raſen lief eilig die Amſel, blieb ſtehen, blickte mit klugen Augen, pickte in das Moos und lief weiter. Ein träger, fetter Fink hüpfte auf dem Wege zutraulich frech zu ihnen her. Ernſt hatte den Arm von Liſa gelaſſen und ſah mit verhaltenem Atem, wie der kleine Geſell in ſchrägen Sprüngen ihnen näher kam. Nun ward dem aber die Sache doch bedenklich, er ſah mit geneigtem Köpfchen auf die blanken Stiefel der beiden, jungen Menſchenkinder, dann breitete er ſeine Schwingen aus und flog auf den nächſten Baum. Da pluſterte er ſich auf und trillerte, als hätte er eine Heldenthat begangen.

Nun lachten beide und fingen an zu laufen, weil es ſpät wurde und Herr Baumann um acht Uhr zum Abendeſſen eingeladen

war. Das heißt, eigentlich war er der Gastgeber, da er alles angeordnet und bestellt hatte. Sie kamen auch richtig ein wenig zu spät. Er stand schon im schwarzen Rock und voll ehrbarer Würde im Eßzimmer. Natürlich gab es junge Hühner.

Herr Baumann erkundigte sich nach den Wünschen der gnädigen Frau für den Garten, ob sie Änderungen zu treffen dächte; davon verstand sie nichts, sie fand ihn nett genug, wie er war. Ob sie nach dem Abendbrot den Gemüsegarten ansehen wollte? Danke, nein, für heute war sie viel zu müde. Er fiel ihr auf die Nerven. Sie dachte sich diesen tüchtigen, aber in Eigenart und Eigensinn verschrobenen Menschen als täglichen Genossen und schauderte. Solchen Naturen gegenüber hat man das Empfinden, als sei jeder Mensch ein Verbrechen am andern. Ach, dagegen Irma hier haben oder Doktor Schwartz; selbst Strom mit dem gepreßten Mund schien ihr eine wünschenswerte Gesellschaft.

Ernst wäre nach dem Essen noch gern hinausgelaufen, aber er mochte Lisa nicht allein lassen. So saßen sie denn im Wohnzimmer, die Thüren zur breiten Veranda weit geöffnet. Ein Rauschen und Wehen kam herein und schwere, süße Blütendüfte. Sonst war die Stille so tief, daß sie zusammenfuhr, als plötzlich ein Hund anschlug.

„Ja, hier wirst du gut arbeiten können," sagte sie plötzlich aus ihrem Gedankengang heraus.

Er nickte nur. Lässig wiegte er sich in einem Schaukelstuhl und rauchte eine Zigarette.

„All das Rauschen," sagte er, „das kommt von unsern Wäldern. Hörst du, wie es spricht und denkt? Ach, dies Zuhause, dies herrliche Zuhausesein."

* * *

Ernst erwachte am nächsten Morgen sehr früh, Lisa schlief noch tief und fest. Er sah hinaus. Die Sonne war im Aufgehen, leuchtend gelb; der Horizont, soweit er ihn überblicken konnte, am Rande von einer braunen, rauchartigen Wolkenwand bezogen; die Amsel flötete von dem großen Ahornbaum, in den Hecken schrieen die Spatzen. Er zog sich leise an und verließ das Zimmer.

In der Wohnstube räumten die Mädchen auf, die Verandathüren waren weit geöffnet, er ging aber über den Flur durch den Vorplatz auf den Hof hinaus. Er hörte aus den Ställen das Stampfen der Pferde, Mägde gingen mit blanken Eimern zum Melken; vor der Wagenremise stand der Stallbursche und wusch die Räder eines Wagens.

Ernst blieb stehen und sog die herbe, kühle Morgenluft ein. Mit lautem Zwitschern fuhren die Schwalben an ihm vorbei, nah an der Erde, in weichem Bogenflug die Luft durchstoßend. Auch die Tauben schwärmten schon, in gemeßnen Kreisen stiegen sie immer höher in die Luft, man hörte das eintönige Schlagen ihrer Flügel. Ein junger Knecht schritt an ihm vorbei und rückte an seiner Mütze. Ernst blickte ihn an, und eine flüchtige Erinnerung stieg in ihm auf.

„Lorenz," rief er ihm halb zögernd nach.

Der drehte sich um und kam, ein verlegenes Lachen im Gesicht, zurück.

„Bist du's wirklich?" rief Ernst und streckte ihm die Hand hin, die der mit einiger Bestürzung ergriff, um sie sogleich wieder fahren zu lassen. „Besinnst du dich auf mich? Wieviel Äpfel haben wir zusammen gemaust?"

Er wurde wirklich ganz weich dem stämmigen Burschen gegenüber. Er fühlte sich gar nicht als Hausherr.

„Jawoll, gnäd'ger Herr," sagte der und rieb sich sein Bein. Dabei fuhren seine Augen durch die Luft, an den gütigen Blicken seines jungen Gegenübers vorbei. Er war ein richtiger Tölpel.

„Was machst du denn jetzt? Wie geht's dir?" fragte Ernst und sah mit Freude in sein braunes, hübsches Gesicht. „Lebt deine Mutter noch?"

„Nee, gnäd'ger Herr, die ist all dod."

Er ließ seine Augen rasch einmal über ihn hinlaufen, als sei er erstaunt über dies Interesse.

„Und du? Was machst du hier?"

„Ich bin hier auf 'm Hof, beim Vieh."

Ernst nickte. Die Unterhaltung war etwas eintönig. Warum konnte er nicht mit ihm auf und ab schlendern und alte Erinnerungen wachrufen? Was trennte sie? Beide junge Männer in gleichem Alter mit gemeinschaftlich

verlebter Kindheit. Er ſah ihn noch einmal an und faßte wieder ſeine rieſige Fauſt.

„Na, für heute laß es gut ſein, alter Burſche.“

Er ging weiter. Der ſtand wohl noch und ſah ihm nach, wußte nicht recht, was er aus dieſem Wiederſehen machen ſollte. Damals war er ſo munter, ſpitzbübiſch und redegewandt geweſen, wie Ernſt ſelber. Nun ſchien es, als fände in den breiten Schädel nichts ein, noch aus. Einfach eine andre Welt, die kaum ein Herüberwirken duldete.

Nachdenklich ſchritt Ernſt die Allee hinauf. Der Himmel war jetzt mit Wolken bezogen, die ſich durch- und voreinander ſchoben. Die Luft war dadurch etwas ſchwerer, aber der ganze Frühlingsduft ſüßer und intenſiver. Der Waldrand lockte in blauer Ferne. Man ging kaum eine halbe Stunde, dann ſtand man zwiſchen Buchenſtämmen, konnte die Wege gehen, die man als Junge mit Vogelſchlingen und Teſching beſchlichen hatte, ſich in das Moos lagern, wo man in Schillers Räubern geleſen hatte, mit geballten Fäuſten und glühenden Backen oder auch bitterlich ſchluchzend. Liſa würde kaum vor neun Uhr wach ſein, dann war er lange zurück. Bei dem bedeckten Wetter ging es ſich noch beſſer als bei heißem Sonnenſchein.

So ſchritt er kurz entſchloſſen zu. Der Weg war trocken wie nach langer Wärme, es war auch wenig Tau gefallen. Das Getreide ringsum ſtand hoch in den Halmen. Die Lerchen ſangen. Er ſuchte ſie ſo lange hoch in den Wolken, bis ſeine Augen förmlich geblendet waren. Endlich entdeckte er ſolch einen kleinen, zitternden Punkt, von dem all der Wohllaut auf ihn ſtrömte. Am Rain blühte Mohn, wild, üppig, nicht nur ſolch ein paar blaſſe Stengel wie auf den Feldern um Berlin. Und dort ſtand ein Obſtbaum in Blüte, und hier rann ein Bach mit Vergißmeinnicht am Rand.

Endlich erreichte er die erſten, ſchwarzen Tannen. Dicht verwachſen, daß keiner einen Pfad hindurch finden mochte, ſtanden ſie und hüteten den Eingang. Bald miſchten ſich Laubbäume darunter, und ſchließlich ſchritt er zwiſchen breiten, glatten Buchenſtämmen hin. Nur die Vögel ſangen. Er ging immer weiter, ohne auf einzelnes zu ſchauen, ohne auf einzelnes zu lauſchen, nur von gewaltigem, ſtrengem Zauber umſponnen. Der Wald atmete, ein gedämpftes, faſt fernes Sauſen zog an den Wipfeln durch die Luft. Die Vögel ſprangen an den Äſten hin. Ein kräftiger Blattgeruch von der feuchten Erde kühlte den ſüßen Frühlingsduft. Hin und wieder blickte der Himmel durch die Kronen, er war nun mit einem faſt ſchweren Grau bezogen, die Sonne fand keinen Durchblick mehr. An einer feuchten Lichtung, über die der Pfad führte, wuchſen Binſen. Seine Füße ſchritten über ſchwarzen, weich nachgebenden Grund. Libellen fuhren durch die glanzloſe Luft, ihre hellen Flügel funkelten nicht. Dann wieder ging der Weg aufwärts, tiefer zwiſchen die grauen Stämme.

Nun begann ein großes Rauſchen in den Blättern, ohne daß ein Wind die Zweige rührte. Ernſt ſchaute empor, ein kühler Tropfen ſchlug in ſein Geſicht, einer, mehrere. Es klopfte und trommelte auf den blanken, jungen Blättern, ſprang von den Äſten ab, tropfte auf die Erde — ein prachtvoller, duftender Frühjahrsregen. Die Vögel raſchelten im Laub und ſuchten Schutz, dazwiſchen erklangen doch wieder, nur leiſer, verſtohlener, ihre ſüßen Stimmen. Aber auch Krähen ſchrieen, flogen mit ſchweren, geräuſchvollen Flügelſchlägen durch die Bäume. Ernſt ging weiter und weiter. Er hatte einen leichten, eleganten Sommeranzug und dünne Stiefel an, die für das Berliner Pflaſter gemacht waren. Es war ihm aber zu ungewohnt und köſtlich, in dieſem einſamen Wetter hinzuwandern, achtlos ſich aufzugeben, all die unruhigen Gedanken raſten zu laſſen, nur fühlend, mitten in der Natur zu ſein. Der Guß wurde ſtärker. Der Weg, das Moos glänzten feucht, an den Gräſern und Blumen hingen zitternde Tropfen, immer kräftiger, voller ward der Geruch, der von den Blättern, aus dem Boden ſtieg.

Endlich dachte er doch an den Heimweg, ging mit raſchen, belebten Schritten zurück. Das Schlimmſte aber blieb ihm noch zu überſtehen, als er den Waldrand erreicht hatte. Bisher waren ihm die Bäume noch ein gewiſſer Schutz geweſen, nun aber kam das lange Stück Wegs über freies Feld. Vor

Übermut lachend, gab er die Hoffnung auf, mit einem einzigen trockenen Faden nach Hause zu kommen. Er nahm den Hut ab, von dem das Wasser in Strömen rann und kämpfte sich auf dem platten, lehmigen Boden vorwärts. Noch immer drängten neue, dunkle Wolkenwände schwer und langsam nach.

Als er den Hof erreichte, war der völlig verödet, kein Mensch war zu sehen. Ihm war es recht, denn er kam sich doch etwas zweifelhaft in seinem Aufzug vor. Er ging durch die Hinterthür in das Haus, um erst in erneuter Gestalt vor Lisa zu erscheinen. Nun war es doch später geworden, als er gedacht hatte, und sie hatte den ersten Morgen allein verbracht. Vom Schlafzimmerfenster aus sah er sie auf der glasgedeckten Veranda sitzen. Sie saß, frisch und lieblich, in einen bequemen Stuhl gelehnt und las. Der Tisch war zum zweiten Frühstück gedeckt, ein Glas mit Rosen stand darauf. Es war ein traulicher Anblick, der ihm das Herz warm machte. Nachdem er sich umgezogen hatte, eilte er hinaus und kniete vor ihr nieder, ihre beiden Hände küssend.

„Ich habe mich verspätet," sagte er. „Vergieb mir."

„Der Himmel hat dich ja gestraft," erwiderte sie lachend. „Bist du pudelnaß geworden, Armer?"

„Es war köstlich," rief er, „morgen stehen wir um fünf Uhr auf und spazieren wie Märchenkinder in das Feenreich hinein."

„Rate, was ich für dich habe," sagte Lisa und legte mit geheimnisvollem Lächeln die Hand auf den Tisch.

Er sann vergeblich nach. Triumphierend erhob sie einen dicken Brief.

„Von Direktor Hansen," rief sie. „Er will dein neues Stück annehmen und, wenn er es zur Zeit bekommt, im Winter aufführen."

Ernst zuckte die Achseln. „Vorläufig rühr' ich keine Feder an und mag gar nicht daran denken, wieviel an dem Dings noch zu machen ist."

Sie sah ihn etwas erstaunt an. „Du willst dir doch diese Chance nicht entgehen lassen?" fragte sie in ungläubigem Ton.

„Du willst doch nicht, daß ich um irgend eines dummen Vorteils willen Unwahres und Geschraubtes zusammenschmiere, zu dem mir die Lust fehlt?" rief er mit flammenden Augen.

„Zu diesem Stück fehlt dir die Lust? Das dich so begeistert hat, dich die Nächte über wach hielt? Und auf einmal aus, langweilig? Das glaube ich dir nicht."

„Mich dünkt, das paßt gar nicht hierher," sagte er. „Hier wollte ich etwas andres schreiben, das besser und wahrer wäre."

Lisa's Lippen zitterten. „Paßt du auch hierher, Ernst?" fragte sie dringlich.

Ein Schatten glitt über sein Gesicht. Er trat von ihr fort und sah hinaus auf den nassen Rasen, in den eintönigen Himmel. Konnte er ihr sagen, daß er sich hier, wo er erst seit gestern war, heimisch fühlte, ganz glücklich, ganz still, ganz für immer zufrieden gegeben; nur gewillt, Wahres, Grades, Tiefes zu schaffen aus dem quellenden Schatz seines innern Reichtums? Er wollte nicht mehr die satirische Geißel schwingen oder pathologische Eintagserscheinungen ihre hysterischen Krämpfe auf der Bühne austoben lassen. Gesunde Leidenschaften und blutvolles Leben, blutvolles Leben vor allem. Lisa dachte darin so anders. Hatte sie das, was wohl eigentlich nur ein Sichselberuntreusein gewesen, für seine wahre Natur gehalten, das geliebt, darin ihn gefunden? Dann rächte sich also jede Untreue. Dann stellte man damit einen Schuldschein aus, den man nicht einlösen konnte. Dann giebt es nur eins, immer wahr sein, bis zur Härte wahr sein, sonst kommt man leicht dahin, sich selbst den Strick zu drehen.

Das Mädchen kam mit einem Tablett mit Setzeiern. Er wandte sich rasch um und griff nach dem Brief.

„Wir wollen einmal sehen, vielleicht macht es sich," sagte er zu Lisa.

Und das wieder nur, weil sie die Augen gesenkt hielt, und er sah, wie eine Thräne zwischen den Wimpern zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Über Kindesmord und Kindesmörderinnen.

Von

Gefängnisdirektor **Küstow** (Wronke).

Nachdruck verboten.

Es mag vielleicht im ersten Augenblick sonderbar erscheinen, einen solchen Stoff in einer Zeitschrift zu besprechen, die ihren Leserkreis vorzugsweise in der Frauenwelt hat. Und doch, glaube ich, läßt es sich rechtfertigen, weil einmal der Kindesmord, wie ihn das Deutsche Strafrecht auffaßt, das einzige Verbrechen ist, das nur von einer Person weiblichen Geschlechts begangen werden kann, weil ferner grade dieses, leider sehr häufige Verbrechen in mannigfacher Beziehung zur Frauenfrage überhaupt steht und weil schließlich vorzugsweise weibliche Fürsorgethätigkeit berufen ist, diesem Übel vorbeugend entgegenzuwirken.

Welches Interesse übrigens dem Gegenstand so lange und überall, wo es ein wirkliches Strafrecht gegeben hat, sowohl von juristischer, wie ärztlicher Seite geschenkt worden ist, geht auch aus der sehr umfangreichen Litteratur[1]) hervor, die sich seit nunmehr über einem Jahrhundert darüber angesammelt hat.

Giebt es doch kaum ein zweites Verbrechen, das zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern eine so grundverschiedene Beurteilung erfahren hat, wie grade der Kindesmord oder die Kindestötung, von der Auffassung als Verwandtenmord, also der schlimmsten Art des gemeinen Mordes, beginnend bis zu der Sonderstellung, die dem Kindesmorde heute bei fast allen Völkern unter den Verbrechen gegen das Leben eingeräumt worden ist und die vielleicht nur noch mit dem Privilegium verglichen werden kann, das die Tötung im Zweikampfe genießt.

Sehen wir ab von der noch heute bei Naturvölkern bestehenden Unsitte der Kindestötung, so liegt der Zeitpunkt ihrer Duldung bei den Kulturvölkern jedenfalls sehr weit zurück. Die Zulässigkeit der Tötung krüppelhafter oder besonders schwächlicher Kinder, wie sie unter Romulus gesetzlich bestanden haben soll, darf wohl als der letzte Rest einer Duldung des Kindesmordes bei den Römern angesehen werden. Jedenfalls hat der Kindesmord im römischen Recht die Sonderstellung, die ihm die modernen Rechte einräumen, nicht gehabt, ist vielmehr ebenso, wie gemeiner, beziehungsweise Verwandtenmord geahndet worden.

Dasselbe gilt vom altgermanischen Recht. Zwar hatte der Vater vermöge der sogenannten Mundschaft ein ähnliches Recht über Leben und Tod des neugeborenen Kindes, wie es in der römischen patria potestas bestand; eine Tötung des Kindes durch die Mutter wurde aber auch nach altdeutschem Rechte lediglich als Verwandtenmord betrachtet und zwar ohne Rücksicht darauf, ob es sich um ein eheliches oder uneheliches handelte. In letzterem Umstande wurde sogar, und darin liegt der schroffste Gegensatz zu unserer heutigen Auffassung, ein Strafschärfungsgrund gesehen. Diesen Standpunkt, der sich ja allerdings auf besonders strenge Sittengesetze stützt, nahm dann auch das kanonische Recht ein, bei dem übrigens insofern eine gewisse Ähnlichkeit mit

---

[1]) Litteratur: Dr. Karl Grolmann: Grundsätze der Kriminalwissenschaft. Dr. J. C. A. Mittermeyer (Feuerbach): Lehrbuch des peinlichen Rechtes. S. P. Gans: Von dem Verbrechen des Kindesmordes. Dr. jur. Carl Cloßmann: Die Kindestötung. Dr. jur. Jul. Wehrli: Der Kindesmord. Dr. Hans Dörfler: Der Geisteszustand der Gebärenden. Dr. R. v. Krafft-Ebing: Grundzüge der Kriminal-Psychologie. Dr. Moritz Freyer: Die Ohnmacht bei der Geburt. Dr. E. Bleuler: Der geborene Verbrecher.

unserer heutigen Auffassung des Kindesmordes bestand, als es diesen Begriff ebenfalls ausschließlich auf uneheliche Kinder bezog.

Dem hat sich dann weiterhin die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften, die sogenannte Carolina, angeschlossen und es auch im wesentlichen bei den bis dahin üblichen Strafen belassen, die in Ertränken, lebendig Begraben und Pfählen bestanden. Daneben wurde, wenn u. a. absichtlich hilflos angestellte Geburt erwiesen war, noch die Tortur angewendet.

Recht eigentümlich mutet uns bei diesen grausamen Strafen an, daß bei ihrer Festsetzung gegen Frauen eine zarte Rücksicht maßgeblich war, nämlich die auf die empfindlichere, weibliche Schamhaftigkeit.

In erster Linie kam wohl das Ertränken zur Anwendung, wenn nämlich Gelegenheit dazu, also ein hinreichend tiefes Wasser, am Gerichtsorte vorhanden war. Mehrten sich aber die Kindesmorde zeitweise allzusehr, so wurde die Strafe, ebenso wie in Wiederholungsfällen durch Reißen mit glühenden Zangen verschärft. Aus dem gleichen Grunde wurde zuweilen auf Lebendigbegraben und Pfählen erkannt, wenn man auch in der Regel und zwar wiederum aus zarter Rücksicht, „um nämlich völlige Verzweiflung zu verhüten", davon Abstand nahm. Und daß diese fürchterliche Strafe thatsächlich zum Verzweifeln war, das wird sicher niemand bezweifeln, der da weiß, wie sie vollzogen wurde. Das aber möchte ich aus Rücksicht auf die Nerven meines verehrten Leserkreises lieber nicht schildern.

Eine Wandlung in dieser scharfen Auffassung des Verbrechens sowohl, wie in der Anwendung so grausamer Strafen trat erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ein. Hatte man bisher in der unehelichen Geburt, also dem früheren unsittlichen Lebenswandel der Mutter, einen Strafschärfungsgrund gesehen, so begann, wenn auch sehr allmählich, die mildere Beurteilung aufzudämmern, daß doch wohl in der Angst vor der Schande, in dem Streben, durch Verheimlichung der Geburt und Beseitigung des Kindes der öffentlichen Entehrung vorzubeugen, eher ein Milderungsgrund zu erblicken sei.

Trotzdem belegte aber das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 den Mord des neugeborenen Kindes durch die uneheliche Mutter immer noch mit der Todesstrafe durch das Schwert, und erst das Preußische Strafgesetzbuch von 1851 beseitigte für den eigentlichen Kindesmord die Todesstrafe vollständig und setzte an ihre Stelle Zuchthaus von 5—20 Jahren.

Wie wenig mehr übrigens die Todesstrafe für Kindesmord dem allgemeinen Volksempfinden entsprochen hatte, das spiegelte sich auch in der schönen Litteratur wieder. Wer hätte sich wohl dem eigentümlichen Zauber entziehen können, der die Figur Gretchens umschwebt, wer hätte in ihr nur die Kindesmörderin und nicht vielmehr die tief bedauernswerte Unglückliche gesehen? Und wenn Schiller sein Gedicht: „die Kindesmörderin" mit den Worten schließt: „Henker, kannst du keine Lilie knicken? Bleicher Henker, zittre nicht!" so darf daraus wohl geschlossen werden, daß es selbst dem Henker mitunter widerstrebt haben mag, an einer solchen Unglücklichen die Todesstrafe zu vollstrecken.

Daß aber selbst große Staatsmänner in früheren Jahrhunderten milder über unseren Gegenstand urteilten, als ihr Zeitalter, ergiebt ein Ausspruch Friedrichs des Großen in einem Briefe an Voltaire: „Unter den Personen, welche in Preußen hingerichtet werden, sind die meisten Kindesmörderinnen. Aber von den Geschöpfen, die so grausam gegen ihre Leibesfrucht verfahren, werden nur die hingerichtet, denen man die Mordthat beweisen kann. Ich habe alles gethan, was ich thun konnte, um diese Unglücklichen zu verhindern, ihre Kinder beiseite zu schaffen. Die Herrschaften müssen es gerichtlich anzeigen, wenn ihre Mägde schwanger sind; ehemals zwang man diese armen Mädchen, öffentliche Kirchenbuße zu thun, aber davon habe ich sie befreit; es giebt in jeder Provinz Entbindungshäuser für sie, und man sorgt auch für die Erziehung der Kinder. Doch ungeachtet aller dieser Erleichterungsmittel habe ich noch nicht dahin kommen können, ihnen das unnatürliche Vorurteil aus dem Kopfe zu treiben, das sie dahin führt, ihre Kinder umzubringen. Ich beschäftige mich jetzt mit

dem Gedanken, die Schande abzuschaffen, als die es ehemals galt, sich mit Frauenzimmern zu verheiraten, die Mutter waren, ohne verehelicht zu sein; ich weiß nicht, ob mir dies nicht gelingen wird". So der große König! Schade, daß nicht auch die Ansicht Voltaires bekannt ist, als Vertreters des Landes, das sich, wenn ich nicht irre, allein noch bis jetzt der milderen Beurteilung des Kindesmordes seitens der anderen Völker nicht angeschlossen hat.

Eine weitere gelindere Auffassung hat dann der Kindesmord in dem Strafgesetzbuch für das deutsche Reich erfahren. Der bezügliche Paragraph lautet:

„Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Jahren ein."

Dazu sagt Liszt in seiner Darstellung des deutschen Strafrechts: „Der legislative Grund für die mildere Beurteilung der Kindestötung liegt einerseits in der Stärke der die unehelich Gebärende zur Tötung treibenden Motive, andererseits in der durch den Gebärakt hervorgerufenen Verminderung der Zurechnungsfähigkeit."

Es ist also zweierlei, das auf den Begriff des Kindesmordes von Einfluß gewesen ist, einmal die Beweggründe und dann der körperliche und seelische Zustand der Mutter, während und unmittelbar nach der Geburt.

Betrachten wir nun diese Gründe etwas näher und zwar zunächst die möglichen Beweggründe der Mutter. Deren können es im wesentlichen wiederum zwei sein: die Rücksicht auf die Wahrung der Ehre und die bedrängte Lage.

Von dem ersten sagt Feuerbach in seinem Lehrbuch des peinlichen Rechts:

„Die Furcht vor dem Verlust der Geschlechtsehre, diese gewöhnliche, an sich edle und gerade in besseren Gemütern vorzüglich gewaltige Triebfeder zur Begehung des Kindesmordes ist der Hauptgrund, der dieses Verbrechen gegen den gemeinen Verwandtenmord auf eine geringere Stufe der Strafbarkeit herabsetzt!" Das klingt ja im ersten Augenblick sehr schön und einleuchtend, hat aber doch ernste Bedenken gegen sich und wird deshalb auch keineswegs allgemein anerkannt. Wollte man jeden scheinbar edlen Beweggrund als strafmildernd annehmen, so würde das Recht sehr bald auf schiefe Bahnen geraten. Der Zweck kann und darf dies Mittel nicht heiligen!

Wie erklärt es sich nun aber, daß selbst ein Feuerbach dem Beweggrunde der Rettung der Geschlechtsehre eine so große Bedeutung zuerkannt hat? Ich möchte es als eine gewissermaßen natürliche Rückwirkung betrachten; man fiel aus einem Extrem ins andere. Hatte man früher den unsittlichen Lebenswandel der Mutter, die Verheimlichung von Schwangerschaft und Geburt als schwere Strafschärfungsgründe betrachtet, so sollte nun auf einmal mit dem edlen Motiv, wenn nicht alles, so doch vieles entschuldigt werden. In beiden Fällen ging man entschieden zu weit; denn, that ein Mädchen nichts, um ihren Zustand zu verheimlichen, war sie in der schweren Stunde nicht allein und auf sich selbst angewiesen, so hatte die Tötung des Kindes mit Rücksicht auf die Erhaltung der Ehre keinen Sinn mehr! Empfindet aber andrerseits ein Mädchen so schwere Gewissensbisse über den Verlust ihrer Ehre, daß sie vor keinem Mittel zurückschreckt, der Schande zu entgehen, so liegt jedenfalls Selbstmord sehr viel näher, als Kindesmord und ist sicherlich sowohl eher zu begreifen, wie zu entschuldigen. Im übrigen ist es aber, besonders in den Kreisen, aus denen die Mehrzahl der Kindesmörderinnen hervorgeht und auch früher hervorging, mit den Ehrbegriffen gar nicht so weit her. Gab es doch im guten deutschen Reiche (und giebt es vielleicht noch) Gegenden, in denen an eine Heirat überhaupt nicht gedacht wurde, so lange nicht ein Kind oder wenigstens Aussicht auf ein solches vorhanden war. Das Moment der Schande kam erst dann in Betracht, wenn zu dem Kinde der Vater fehlte. Nun erst traf das Mädchen die allgemeine Verachtung, und wenn sie schließlich zum Verbrechen gelangte oder getrieben wurde, so war es etwa nicht Schamgefühl im Sinne strenger Sittlichkeit, was sie dahin brachte, sondern vielmehr die Angst vor einer Schande, die ganz erheblich durch ein anderes Moment bedingt wurde, durch die sich aus ihrem Zustande ergebende Not und Bedrängnis. So und nicht anders ist's aber noch heutigen Tages. Das können gerade wir Gefängnisbeamten beobachten,

wenn wir in den Briefen an die Gefangenen lesen, wie so häufig Heirat und Kindtaufe in recht bedenklich kurzen Zeiträumen vor oder nacheinander gefeiert werden, ohne daß darin etwas besonders Ungehöriges gefunden würde. Je mehr also der Beweggrund der Wahrung der Ehre an Anerkennung verlor, je mehr man sich von der Unhaltbarkeit der Grolmann-Feuerbach'schen Lehre überzeugte, desto mehr fand allmählich der andere mögliche Beweggrund Berücksichtigung, nämlich der: der bedrängten Lage der Mutter.

Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie es einer solchen Bedauernswerten geht. Von ihren Arbeitsgenossinnen mit spitzen, kränkenden Redensarten verfolgt, von den jungen Burschen gemieden oder vielleicht erst recht mit unsauberen Anträgen belästigt, muß sie täglich von Eltern und Verwandten Vorwürfe hören, ja es wird ihr vielleicht gedroht, daß sie das Elternhaus verlassen müßte. Zuweilen mag dabei auch Not und Armut mitsprechen, die durch einen etwaigen Familienzuwachs natürlich nicht verringert werden würden, jedenfalls wird der Ärmsten das Elternhaus zu einer Stätte der Qual, und das umsomehr, je näher die schwere Stunde heranrückt und sich ihre Arbeitsfähigkeit naturgemäß vermindert.

Ist sie in einem Dienst, namentlich in einem sogenannten besseren, so wird ihr wohlweislich rechtzeitig gekündigt, und in vielen Fällen fragt die Herrschaft nicht danach, was nun aus ihr werden soll, obgleich man sich wohl sagen könnte, daß ein Mädchen in solchem Zustande doch selbstverständlich keinen andern Dienst mehr findet.

Zieht dann auch der Verführer seine Hand von ihr ab, verläßt sie der Bräutigam, so erreicht die Verzweiflung, nun aller Existenzmittel beraubt, für zwei sorgen zu müssen, die trostlose Gewißheit, jede Aussicht auf ein gutes Fortkommen, sei es durch Dienst oder Heirat verloren zu haben, ihren Höhepunkt, und der Schritt zum scheinbar allein noch übrigen Ausweg, d. h. zum Verbrechen, wird bedenklich kurz. Und doch darf auch in der Würdigung solcher Gründe, die schließlich alle mehr oder weniger auf dasselbe, die materielle Not, hinauslaufen, nicht zu weit gegangen werden; denn eine solche Notlage *kann* nicht nur ebenso gut bei einer ehelichen Mutter eintreten, sondern sie *thut* es thatsächlich in unzähligen Fällen.

Kann schon in jeder Arbeiterfamilie mit reichem Kindersegen jeder neue Zuwachs eine Quelle schwerer Sorge werden, wieviel mehr muß das da der Fall sein, wo der Ernährer vielleicht durch Krankheit und Siechtum in seiner Erwerbsfähigkeit beschränkt ist oder wo schließlich nach seinem Tode die Witwe nicht nur allein die Versorgung der Familie übernehmen muß, sondern durch die Aussicht auf eine weitere Vermehrung der Kinderzahl vor noch größere Sorgen gestellt ist. Hätte nicht eine solche Mutter weit mehr Veranlassung zur verzweifelten That, als das Mädchen, das doch schließlich nur für zwei zu sorgen hat?

Es würde also geradezu ungerecht sein, wollte man der unehelichen Mutter einen Entschuldigungsgrund zugestehen, der der ehelichen versagt ist. Schließlich aber könnte die Notlage mit demselben Recht bei so und so viel andren Verbrechen vom einfachen Diebstahl bis zum Raubmord als Entschuldigungsgrund herangezogen werden.

Hat daher eine einseitige und übertriebene Würdigung auch dieses Grundes „der bedrängten Lage der Mutter" ihre sehr ernsten Bedenken, so verdient er doch weitgehendste Berücksichtigung in Beziehung zu dem körperlichen und namentlich seelischen Zustande der Gebärenden.

Dieses Moment der geminderten Zurechnungsfähigkeit konnte sich natürlich erst mit den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft so weit entwickeln, daß es jetzt und zwar mit vollem Recht im Vordergrunde der Beurteilung des Kindesmordes steht bezw. auf die Fassung des § 217 unseres Strafgesetzbuches von wesentlichem Einfluß ist, von der Krafft-Ehring sagt:

„Diese humane Würdigung des puerperalen Zustandes entsprang der Erkenntnis, daß hier gewaltige körperliche Vorgänge, heftige Affekte und psychische Konflikte bis zur transitorischen Trübung und Aufhebung des Selbstbewußtseins im Spiele sind."

Nun könnte man ja den oben erhobenen Einwand, daß solche Zustände doch bei jeder Geburt, also auch bei der ehelichen, eintreten können, auch hier machen. Zweifellos ist das in gewissem Sinne richtig.

Angst- und Erregungszustände können vor jeder Geburt und Ohnmacht- und Erschöpfungszustände bei und nach jeder eintreten. Sie werden aber bei der unehelichen, heimlichen Geburt begünstigt durch die oben erörterten Verhältnisse während der Zeit der Entwicklung des Kindes. Zu der Angst vor dem Geburtsakte selbst tritt noch die Furcht vor der Schande. Die Sorge um die Zukunft, an sich schon geeignet Gemütsdepressionen hervorzurufen, wird, wo ohnehin Neigung dazu vorhanden ist, dieselben noch verschlimmern, mangelnde Pflege in der Zeit vor der Geburt die bereits aufs höchste in Anspruch genommenen Körperkräfte schwächen und dadurch dem Eintreten von Erschöpfungszuständen geradezu vorarbeiten, die wiederum, gesteigert durch das Gefühl der Hilflosigkeit bei dem Geburtsakte selbst, wohl geeignet sind, auch Ohnmachten herbeizuführen.

Alles das, was also bei der ehelichen Geburt mildernd wirkt: liebevolle Pflege, freundlicher, tröstender Zuspruch, sachgemäßer Beistand und nicht zum wenigsten die frohe Hoffnung auf das zu erwartende Kindchen fehlt bei der unehelichen, heimlichen Geburt, und deshalb ist es sicher nicht zu verwundern, wenn die Störungen, die bei einem den ganzen Organismus der Frau derart in Mitleidenschaft ziehenden Vorgang überhaupt eintreten können, hier leichter zu Äußerungen der Verzweiflung, ja zur völligen Verwirrung der Sinne führen.

Aber auch hier muß, wie schon bei den vorangeführten Gründen, vor einseitiger Würdigung, besonders aber vor jeder Verallgemeinerung gewarnt werden. Daß die geschilderten Störungen eintreten können, wird von allen ärztlichen Autoritäten anerkannt, daß sie bei jeder Geburt eintreten müssen, aber ebenso bestimmt verneint.

Wenn daher auch auf das Moment der verminderten Zurechnungsfähigkeit das Hauptgewicht gelegt werden muß, so ist dasselbe doch mit äußerster Vorsicht zu prüfen, weil gerade hierfür in den meisten Fällen (also unbedingt bei allen heimlichen Geburten) ein sachlicher Beweis nicht zu erbringen ist, vielmehr nur eine rein persönliche Behauptung der Angeklagten vorliegen kann. Ganz besonders aber gilt dies von den zuweilen behaupteten Ohnmachten und dem angeblich durch dieselben veranlaßten Ableben der Kinder. Zu beweisen sind sie natürlich nur in den sehr seltenen Fällen, in denen etwa die Betreffende noch in der Ohnmacht gefunden wird.

Würde man also solchen Behauptungen allzuviel Glauben beimessen, so müßte sehr häufig auf Freisprechung erkannt werden, wenn nicht aus der Verheimlichung der Geburt der Thatbestand der vorsätzlichen oder fahrlässigen Tötung insofern gefolgert werden könnte, als durch die selbstverschuldete Hilfslosigkeit der Mutter der Tod des Kindes veranlaßt worden ist. Nach unserem Strafrecht erscheint das jedenfalls zulässig, wenngleich dasselbe eine unmittelbar darauf hinausgehende Bestimmung nicht enthält.

* * *

Es ist sehr zu bedauern, daß es gerade über den Kindesmord eine eingehende Statistik nicht giebt; eine solche wäre sowohl für Juristen, wie für Ärzte, ja selbst für die Laien, die doch als Geschworene über dieses Verbrechen urteilen müssen, gewiß von großem Wert, der natürlich den Beobachtungen und Erfahrungen in einer einzelnen Anstalt nicht beigemessen werden kann. Immerhin dürften aber doch die hier gesammelten Zahlen, besonders über die Häufigkeit der verschiedenen Arten von Entschuldigungsgründen, von Interesse sein.

Von den bis jetzt, also in einem Zeitraum von 6 Jahren, hier in Haft gewesenen 258 erwachsenen (d. h. über 18 Jahre alten) weiblichen Personen waren 90, d. i. etwa $^1/_3$ wegen Kindesmordes und verwandter Verbrechen bestraft. Unter denselben befanden sich 3 Ehefrauen, eine verlassene Frau und 6 Witwen, die überwiegende Mehrzahl (90 Prozent) waren Mädchen.

Von denselben entschuldigte sich, bei der Einlieferung nach den Beweggründen bezw. Ursachen ihrer Verbrechen befragt, etwa der vierte Teil mit Scham über ihre Schande, vier (das sind etwa 5 Prozent) mit Ohnmacht bei der Geburt und die Hälfte mit bedrängter Lage. Bei den letzteren handelte es sich nur in sehr wenigen Fällen um wirkliche materielle Not, meist war es Angst vor den Vorwürfen der Eltern, Verwandten und Herrschaften, Verbot des Elternhauses, drohende Dienstentlassung, was sie in letzter Linie zu dem Verbrechen veranlaßt hatte. Alle stammten aus der Provinz Posen, wenigstens die Hälfte stand im Dienstverhältnis, die Mehrzahl gehörte der Landbevölkerung an.

Hervorheben muß ich noch, daß wir es hier, im Gefängnis, nur mit solchen Fällen zu thun haben, in denen mildernde Umstände zugebilligt worden sind, wobei wiederum vorzugsweise die Annahme verminderter Zurechnungsfähigkeit den Ausschlag gegeben hat. Wir können also diesen Milderungsgrund, weil er in fast allen Fällen mehr oder weniger berücksichtigt worden ist, bei der Betrachtung der anderen Beweggründe ausscheiden. Unter den letzteren fällt nun vor allem die große Zahl der Entschuldigungen mit bedrängter Lage auf, und in der That spricht diese Zahl im Verein mit der hohen Gesamtziffer des Verbrechens in unserer Provinz überhaupt eine nur zu beredte Sprache. Sie weist uns hin auf traurige wirtschaftliche Verhältnisse, auf wenig günstige Beziehungen zwischen Dienstboten und Herrschaften, aber auch auf Gefühlsroheit und zügellosen Verkehr der Geschlechter untereinander. Nicht zum wenigsten ist daran zweifellos die unglückselige Sachsengängerei schuld, die leider mit jedem Jahre größere Ausdehnung annimmt.

Prüfen wir die in etwa 25 Prozent der Fälle vorgeschützte Scham über den Verlust der Ehre auf ihren Wert, so können wir ihn schon nach dem eben Gesagten nicht besonders hoch bemessen. Auch aus dem schon oben erwähnten Umstand, daß man in den Kreisen, denen die Mehrzahl der Kindesmörderinnen entstammt, gegen etwas frühe Geburten nicht eben empfindlich ist, kann auf ein feiner entwickeltes Sittlichkeitsgefühl nicht geschlossen werden. Ein solches wäre aber doch die unerläßliche Bedingung für das Vorhandensein eines Schamgefühls, das in seiner Bethätigung selbst vor schweren Verbrechen nicht zurückschreckt. In Wirklichkeit sind aber auch die oben erwähnten Angaben der Gefangenen bei ihrer Aufnahme in den meisten Fällen gar nicht ernst zu nehmen. Sie glauben auf die an sie gestellte Frage etwas antworten zu müssen und sind schlau genug, sich die Entschuldigung auszusuchen, die, wenn sie wahr wäre, auf die Beamten den günstigsten Eindruck machen müßte. Trotz alledem besitzen aber doch die Kindesmörderinnen unter den Gefangenen noch das meiste Ehrgefühl. Sie bieten dementsprechend die größte Hoffnung auf Besserung und erscheinen deshalb in allererster Linie der Fürsorge würdig. Eigentümlicher Weise begegnen wir aber gerade bei ihrer Unterbringung nach der Entlassung, besonders von weiblicher Seite einer Scheu und einem Vorurteil, die neben dem begreiflichen Abscheu vor der Berührung mit einer sittlich Gefallenen nur durch Unkenntnis der Verhältnisse erklärt werden können. Beiden entgegenzuwirken war daher einer der Hauptgründe zur Niederschrift dieser Zeilen. Wenn der Abscheu vor dem Unsittlichen seine Trägerin gewiß nur ehrt, so darf dieses Gefühl doch nie in Pharisäertum ausarten, und nimmermehr darf es heißen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene", sondern vielmehr „daß du mich vor dem Elend, vor der Versuchung bewahrt hast, denen meine unglückliche Mitschwester zum Opfer gefallen ist."

Sehr richtig sagt da Dr. Bleuler in seiner Besprechung des Lombroso'schen Werkes über den geborenen Verbrecher: „der Schande zu entgehen, ist für ein gut situiertes Mädchen, das immer unter dem Schutze der Familie bleibt, keine besondere Leistung, während eine einzeln stehende Arbeiterin, die mit der Not zu kämpfen hat, wenigstens in städtischen Verhältnissen einer übermittelmäßigen Charakterstärke bedarf, um nicht zu fallen." Ist dieser Ausspruch an der betreffenden Stelle auch auf eine andere Kategorie von Gefallenen zu beziehen, so läßt er sich doch ebenso gut auf die ländlichen Verhältnisse anwenden, aus denen in der Mehrzahl die Unglücklichen hervorgehen, mit denen wir uns eben beschäftigt haben. Da liegt nun die Frage

nahe, weshalb denn gerade auf dem Lande der Kindesmord am häufigsten vorkommt. Durchaus falsch wäre es, daraus auf größere Unsittlichkeit der Landbevölkerung zu schließen. Der Grund dürfte vielmehr darin liegen, daß das weniger von der Kultur berührte Landmädchen sich des roheren Mittels bedient, während in der Stadt mehr, wenn ich so sagen darf, feinere Mittel zur Anwendung kommen. Man wartet da nicht so lange, wie das dumme Bauernmädchen, sondern geht zu einer klugen Frau, die dann für Geld und gute Worte das keimende Leben vernichtet. Oder aber, es bietet sich in den Städten bessere Gelegenheit zu heimlichen Geburten, und es giebt ebenda so viele Frauen, die für ein Billiges die sogenannte Pflege solcher heimlich geborenen Kinder übernehmen. Und wenn dann das arme Würmchen, — selbstverständlich nie durch Verschulden der edlen Pflegerin — zum Engel wird, so hat doch die Mutter keinen Mord begangen!? Sind aber diese gewissenlosen Mädchen, die ihr Kind bewußt einer Engelmacherin übergeben, bewußt deshalb, weil sie sich sehr wohl sagen können, daß für ein so erbärmliches Sündengeld kein Kind ernährt werden kann, nicht viel schlimmer als die wirklichen Kindesmörderinnen?

Deshalb möchte ich an alle mit mir empfindenden Frauen und Mädchen die herzliche Bitte richten: werfen Sie nicht den ersten Stein auf jene Unglücklichen! Als ich vor Jahren von meiner Probedienstleistung für den Strafanstaltdienst zurückkehrte, fragte mich eine Dame, ob ich denn vor der Berührung mit dem Auswurf der Menschheit kein Grauen empfunden hätte. Gewiß mußte ich diese Frage bejahen, aber ich konnte gleichzeitig versichern, daß schließlich doch herzliches Mitleid, aufrichtiges Mitgefühl mit jenen Unglücklichen die Oberhand gewonnen hätten, besonders wenn sich mir oft genug die Frage aufdrängte: Was wäre wohl aus dir geworden, wenn du in gleicher Umgebung, unter solchen Vorbildern und in dem Elend aufgewachsen wärest, wie jene? Und so, meine ich, könnte auch jede Frau denken, ohne sich etwas an ihrer Selbstachtung zu vergeben.

Es bliebe nun noch zu erörtern, wie dem besprochenen Verbrechen am wirksamsten vorgebeugt werden kann? Da möchte ich vor allem auf den oben citierten Ausspruch Friedrichs des Großen verweisen! Was der große König dereinst gesagt hat, ist auch heute noch richtig, und wenn auch keine Herrschaft mehr verpflichtet ist, über derartige Wahrnehmungen an ihren Dienstboten dem Gericht Anzeige zu machen, so ist es doch eine heilige Pflicht der Dienstherrschaft, ihrem Gesinde beizustehen, den Mädchen die Wege zur rechtzeitigen Aufnahme in eine Entbindungsanstalt zu ebnen und sich, wenn alles überstanden, um Wohl und Wehe von Mutter und Kind weiter zu bekümmern. In den Städten finden aber gewiß die Damen der Frauenvereine Gelegenheit, ihre Fürsorge ganz besonders solchen Unglücklichen zuzuwenden. Wie sehr gerade in derartigem Falle rechtzeitiger Trost und Zuspruch von Nöten ist, habe ich erst kürzlich aus den Akten einer Kindesmörderin ersehen, deren Aussage vor Gericht, als besonders bezeichnend, ich hier wörtlich anführe: „Ich hatte schon einige Wochen vorher den Vorsatz, das erwartete Kind zu töten, und zwar deshalb, weil mein Vater darüber schimpfte, daß ich mich hätte verführen lassen und weil ich Besorgnis hegte, daß ich in Ermangelung einer Mutter weder Obdach noch Nahrung haben würde. Die Mutter (die kurz vorher gestorben war) hat mir keine Vorwürfe gemacht; wenn sie gelebt hätte, würde ich es nicht gethan haben."

Der Dienstherr, der als Zeuge vernommen wurde, versicherte dann noch dem Gericht, daß er sie trotz des Kindes im Dienst behalten haben würde.

Weshalb hat er ihr das nicht vorher, d. h. zur rechten Zeit gesagt?

Mir fällt bei solchen Gelegenheiten immer wieder der alte, gute Spruch ein:

Zur rechten Zeit, am rechten Ort,
Vermag gar viel ein gutes Wort.
Und mancher hat es schon bereut,
Der es zu sagen sich gescheut!

Hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland

mit besonderer Berücksichtigung der Haushaltungsschule in Jena.

Von

Else Conrad.

Nachdruck verboten.

Im Oktober dieses Jahres tagte in Görlitz der Verein für Fortbildungsschulwesen unter Leitung des Herrn Direktor Pache-Leipzig. Der Verein, dessen Hauptarbeit der Einführung der obligatorischen Knabenfortbildungsschule gilt, hatte diesmal auch die Frage der Mädchenfortbildungsschule auf sein Programm gesetzt. Von Frl. Auguste Schmidt und Herrn Schulrat Lüngen aus Frankfurt a. M. als Korreferenten wurde die Notwendigkeit einer obligatorischen Fortbildung der Mädchen des vierten Standes nach den verschiedenen Seiten, von Frl. Schmidt nach der sittlichen und intellektuellen Seite, von dem Korreferenten hauptsächlich mit Rücksicht auf die praktische Durchführung, beleuchtet. Aus der darauf folgenden Debatte ist die Versicherung des Herrn Geheimen Regierungsrat Simon aus Berlin, daß die Regierung dem Mädchen-Fortbildungsschulwesen ihre besondere Fürsorge zuwenden werde, bemerkenswert und giebt zu allerlei schönen Hoffnungen Anlaß. Bis sie erfüllt werden, wird es aber immer noch Sache der Privatfürsorge sein, hier Hand anzulegen und den Beweis zu erbringen, daß die Fortbildungsschule wirklich das Mittel ist gegen die Übelstände, denen man damit abzuhelfen wünscht.

Diese Übelstände selbst liegen klar genug am Tage.

In vielen Fällen ist die Mutter des vierten Standes selbst keine tüchtige Hausfrau, oder sie ist durch Arbeit außer dem Hause nicht in der Lage, der Tochter die notwendige Anleitung zu geben. Gleich nach Beendigung der Schulzeit tritt das Mädchen in eine Fabrik als Arbeiterin ein und heiratet später, ohne jede Vorbereitung auf ihren neuen Beruf als Hausfrau; natürlich ist sie dann ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Folge davon ist, daß die Ausgaben des jungen Haushalts bald die Einnahmen überschreiten, daß jedenfalls nichts zurückgelegt wird für eine etwaige Vergrößerung der Familie. Sind mehr Kinder da, so wächst der Frau die Arbeit über den Kopf, das Hauswesen wird schlecht versorgt, die Kinder verwahrlosen, und der Mann sieht sich veranlaßt, die Behaglichkeit außer dem Hause zu suchen, die er im eigenen Heim finden sollte, aber nicht finden kann. Mit diesen Verhältnissen zieht der Unfriede ins Haus und was sonst der traurigen Folgen mehr sind.

Zunächst dachte man, daß schon der Dienst in einem fremden Hause jene als notwendig erkannte, hauswirtschaftliche Ausbildung geben würde. Ich kann dieser Auffassung nicht unbedingt beistimmen. Denn wenn auch ein Mädchen sicher bei dem Dienen in einem guten Hause vieles lernt, was sie einmal im eigenen Haushalt verwerten kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß ein wohlhabender Haushalt, der über jedenfalls relativ reichliche Mittel verfügt, einen so anderen Zuschnitt hat als ein Arbeiterhaushalt, daß nur ein recht intelligentes Mädchen im stande sein wird, das Gelernte später ihren eigenen kleinen Verhältnissen anzupassen. Auch ist nicht jedes Mädchen in der Lage, einen Dienst anzunehmen, weil sie ans elterliche Haus gebunden ist oder mehr bares Geld verdienen muß.

Jedenfalls kann das Dienen kaum als die beste und darf noch weniger als die einzige Vorschule für den Arbeiterhaushalt angesehen werden.

Zu dieser Erkenntnis kam man hauptsächlich erst in den sechziger Jahren, als einige wohlmeinende Großindustrielle und andere Gebildete sich für diesen Zweig der Fürsorge für arme Mädchen zu interessieren begannen. Die schon 1797 in Lübeck und 1826 in Königsberg gegründeten Haushaltungsschulen sind hier nicht zu rechnen, weil sie die Mädchen zum Dienen, nicht zur Führung des eigenen Haushaltes vorbereiten. Es bildeten sich Vereine zur Errichtung hauswirtschaftlicher Kurse für arme Mädchen, und das Interesse dafür wurde immer allgemeiner, besonders angeregt auch durch die Initiative deutscher Fürstinnen, der Kaiserin Augusta, der Großherzogin von Baden, die ihre in Schweden gemachten Beobachtungen noch speziell verwertete, und der Großherzogin von Sachsen-Weimar.

Was auf dem Gebiet der hauswirtschaftlichen Unterweisung armer Mädchen geleistet ist, läßt sich in verschiedene Gruppen zerlegen, ich folge darin dem Buche von Kalle und Kamp[1]):

1. Unterweisung im elterlichen Hause, in fremden Häusern und in der Waisenpflege.
2. „ in Schule und schulmäßigen Vorkehrungen.
3. „ während der Volksschulzeit in sogenannten Nebenschulen.
4. „ nach der Volksschulzeit in Tagesschulen.
5. „ in Stundenhaushaltungsschulen.
6. „ in Fabrikschulen.
7. „ in Anstalten mit anderem Hauptzweck.

In Waisenhäusern und ähnlichen Erziehungsanstalten ist hauswirtschaftliche Unterweisung sehr allgemein. Die 1821 gegründete Elisabethenanstalt in Niederramstadt bei Darmstadt hat von Anfang an hauswirtschaftliche Anleitung in ihr Programm aufgenommen, ebenso das 1835 in Coburg errichtete Augustastift, die 1867 eröffnete Jazdzewskische Waisenanstalt in Zduny, das Waisenhaus und Gurselasche Stift in Frankfurt a. O. und andere mehr.

Den ersten Versuch, den hauswirtschaftlichen Unterricht in die Volksschule hineinzuziehen, unternahm Frau Pfarrer M. Michel in Rappoltsweiler im Elsaß. Sie begann im Jahre 1872 in den Handarbeitsunterricht, den sie den Volksschülerinnen erteilte, einige theoretische Hinweise in Bezug auf Hausarbeit, Küche, Krankenküche und -Pflege einzufügen und den Handarbeitsunterricht mehr den Bedürfnissen einer Arbeiterfrau anzupassen.

Bekannt sind die zu Ostern 1889 in Kassel eingeführten Haushaltungskurse. Durch Wegfall von zwei Zeichen- und zwei Handarbeitsstunden konnte dem Haushaltungsunterricht in der obersten Klasse der Volksschule ein Vormittag eingeräumt werden. Dabei wird so verfahren, daß, während die eine Hälfte der Schülerinnen kocht, die andere mit Nähen und Putzen beschäftigt wird. Nach der Versicherung der Beteiligten hat sich das ausgezeichnet bewährt.

In ähnlicher Weise wurde der hauswirtschaftliche Unterricht in die Chemnitzer Volksschule eingefügt, ebenso in Altona, Neumünster in Holstein, Hameln a. d. Weser, Marienburg u. s. w. Etwas weicht Zwickau ab, wo man einen besonderen Nachmittag für den Kochunterricht angesetzt hat.

Um den Lehrplan der Schule nicht zu kürzen, wurde ferner der Versuch gemacht, Haushaltungsnebenschulen einzurichten, die mit der Volksschule in keinem direkten Zusammenhang stehen, daher auch nicht obligatorisch sind. Auch hier ist der Besuch unentgeltlich. Schon im Jahre 1839 wurde in Darmstadt eine derartige Kochschule gegründet, die mit der dortigen Mädchenarbeitsanstalt in Verbindung stand. Alle

---

[1]) Die Hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland von Fritz Kalle und Dr. Otto Kamp. N. F. Wiesbaden J. F. Bergmann.

Mädchenhorte und Kinderheime, die sich in neuerer Zeit allenthalben aufgethan und meistens hauswirtschaftlichen Unterricht im weitesten Sinne des Worts in ihr Programm aufgenommen haben, gehören hierher.

Städtische Verwaltungen, Schulbehörden, Vereine aller Art, Großindustrielle und Großgewerbetreibende, alle haben in den letzten Jahrzehnten in dieser Richtung gearbeitet. Auf Veranlassung der Großherzogin Luise von Baden wurden in Karlsruhe im November 1888 von der 4. Abteilung des Badischen Frauenvereins Kinderkochkurse eingerichtet. Die teilnehmenden Mädchen sind durchschnittlich 13 Jahre alt und werden in sechswöchentlichen Kursen an den zwei schulfreien Nachmittagen im Kochen für den Arbeiterhaushalt unterwiesen. Zuweilen werden auch die Schulferien für derartige Kurse benutzt; z. B. hat man in Berlin Morgenkochkurse für Schulmädchen in den Sommerferien eingerichtet, ebenso in dem Mädchenhort in Hammerbrook bei Hamburg.

Wieder in eine andere Rubrik gehören die Haushaltungsschulen für schulentwachsene Mädchen, unter denen Tages- und Stundenschulen zu unterscheiden sind. In Düsseldorf ist z. B. eine Tagesschule mit dreimonatlichem Kursus. Die meisten der Schülerinnen sind Fabrikarbeiterinnen von durchschnittlich 18 Jahren. Der Kursus kostet 45 Mark, eine Summe, die in der Regel von Wohlthätern gezahlt wird. Ebenso hat der Badische Frauenverein in Karlsruhe im Oktober 1886 zweimonatliche Haushaltungskurse veranstaltet. Durch Stipendien wird es vielen armen Mädchen ermöglicht, diese Spanne Zeit von acht Wochen allein jenem Unterricht zu widmen. Im ganzen sind diese Tagesschulen nicht für ganz unbemittelte Mädchen, erfüllen also den Zweck nicht, um den es sich hier handelt.

Um so bedeutungsvoller sind in dieser Beziehung die Stundenschulen, hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen für reifere Mädchen, von denen man sich deshalb noch mehr versprechen sollte, als von denen für Schulkinder; sollen sie doch in vielen Fällen eine Fortführung des hauswirtschaftlichen Unterrichts der Volksschule sein. Im ganzen sind aber die Kinder mit mehr Eifer und Freudigkeit bei der Arbeit als die Fabrikmädchen, ein Umstand, dessen Gründe sich von selbst ergeben. Solche Fortbildungskurse werden entweder des Abends oder des Sonntags abgehalten. In Gera ist z. B. eine derartige städtische Abendschule. In Bochum eine Abendhaushaltungsschule für das Alter von 16 bis 20 Jahren. In Wiesbaden für Mädchen von 15 bis 21 Jahren. In Berlin giebt es zahlreiche Abendkochkurse, etwa 20 Wochen hindurch je zwei Abende. Diese Kurse sind entweder unentgeltlich, oder es wird dafür ein ganz geringer Betrag erhoben.

1885 wurde auf Anregung von Professor Post eine Abendhaushaltungsschule für Fabrikarbeiterinnen aus Hannover-Linden eingerichtet mit einem viermonatlichen Kursus, der viermal wöchentlich von 7—10 Uhr abgehalten wird. Ein an diese Schule angeschlossener Sonntagskursus fand weniger Beifall bei den Mädchen, weil sie den Tag sich ungern kürzen lassen. Auch Krefeld, Düsseldorf, München-Gladbach, Düren im Rheinland 2c. haben ausgezeichnete Abendhaushaltungsschulen für Mädchen von 16—35 Jahren.

Bemerkenswert ist auch die Schule in Frankfurt a. M., die an allen Werktagsabenden von 7—9 Uhr stattfindet. Die Schülerinnen sind in zwei Gruppen geteilt, die sich, wöchentlich abwechselnd, mit der Anfertigung und Ausbesserung der Kleidung und der Zubereitung der Nahrung beschäftigen. Der Sonnabend ist für beide Gruppen Putz- und Scheuertag. 17—18 Jahre ist das Durchschnittsalter der Teilnehmerinnen dieses 5—5½ Monat dauernden Kursus. Das Schulgeld beträgt monatlich eine Mark.

Die eigentümliche Einrichtung der Wanderkurse, nach Schweizer Muster, hat auch reichlichen Zuspruch gefunden. Sie wurden auf Anregung der Großherzogin von Baden im Winter 1885/86 zum ersten Mal auf der Insel Mainau abgehalten, später auch wiederholt in größeren und kleineren Städten Badens. Die Kurse dauern 6—8 Wochen und nehmen natürlich die ganzen Tage der Schülerinnen in Anspruch.

Auch in Arbeiterinnenhospizen und -heimen wird jetzt nicht selten Haushaltungsunterricht erteilt in den Abendstunden sowohl wie an den Sonntagen. Hierfür ist vor allem wieder München-Gladbach zu nennen, das Arbeiterinnenhospiz in Aachen, das Marienheim in Cöln 2c.

Unter den Fabrikschulen, deren es auch eine sehr stattliche Zahl giebt, erwähne ich die am 1. April 1890 auf dem staatlichen Bergwerk Königshütte in Oberschlesien eingerichtete Ganztags-Kochschule für unverheiratete Arbeiterinnen im durchschnittlichen Alter von 20—22 Jahren. Nur Töchter von dortigen Bergleuten dürfen an dem einmonatlichen Kursus teilnehmen, denen während dieser Zeit der übliche Tagelohn und freie Beköstigung gewährt wird. In ähnlicher Weise verfährt die Haushaltungsanstalt der Firma Joh. Wülfing und Sohn in Lennep, in der seit Januar 1890 dreimonatliche Kurse solchen Arbeiterinnen erteilt werden, die zugleich Töchter dortiger Arbeiter sind. Die Mädchen werden für jenen Unterricht beurlaubt und siedeln für die Zeit ganz in die betreffende Lehranstalt über. Auch hier trägt der Arbeitgeber die ganzen Unterhaltungskosten. Die Schülerinnen müssen das 18. Jahr überschritten haben, und die vor der Ehe Stehenden werden bevorzugt. Eine ähnliche Anstalt errichtete die Kasseler Waggonfabrik Wegmann u. Cie. und andere.

Manche Fabrikanten begnügen sich damit, ihren Arbeiterinnen die Teilnahme an Haushaltungskursen dadurch zu erleichtern, daß sie den Mädchen die letzte Arbeitsstunde an den betreffenden Tagen freigeben, ohne etwas vom Tagelohn abzuziehen. Das allein ist schon ein bedeutsames Mittel zur Förderung jener Bestrebungen. Natürlich fehlt die Kruppsche Stahlfabrik in Essen nicht in der Reihe derer, die in dieser Hinsicht für ihre Arbeiterinnen sorgen. Ihre Haushaltungsschule zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Mädchen auch in allen Gartenarbeiten unterweist und außerdem mit einer Wäscherei in Verbindung steht. Der Andrang zu der Schule ist auch hier ein großer.

Um nun nach diesem allgemeinen Überblick auch in die interessanteren Interna der Haushaltungsschule einen Einblick zu geben, möchte ich von der Haushaltungsschule in Jena, die ich Gelegenheit hatte aus eigener Anschauung kennen zu lernen, näheres berichten.

Sie wurde auf Anregung und mit Unterstützung der Großherzogin von Sachsen-Weimar im Jahre 1891 von dem dortigen Frauenverein ins Leben gerufen.

Frau Dr. Fischer-des Arts übernahm mit außerordentlichem Verständnis für die Bedürfnisse eines Arbeiterhaushalts, mit praktischem Blick und großer Sachkenntnis die Einrichtung und oberste Leitung dieser Kurse, die unabhängig sind von der Schule, doch unter Aufsicht der Schulbehörde stehen. Den Lehrplan und speziell für diesen Zweck zusammengestellte Kochrezepte veröffentlichte sie, nachdem sie ihre Erfahrungen damit gemacht hatte, in ihrem Werk „Anleitung zum Erteilen des Unterrichts in der Haushaltungskunde."

Die Oberschulbehörde des Großherzogtums erklärte sich bereit, den Schülerinnen der ersten Klasse der Volksschule wöchentlich einen Vormittag für diesen Haushaltungsunterricht frei zu geben. Das erste Schuljahr wurde in viermonatliche Kurse geteilt, an denen je acht Mädchen teilnahmen, doch hat sich dieser Zeitraum, trotz recht guter Erfolge, als zu kurz erwiesen, weshalb man zu einjährigen Kursen überging. Sind in der ersten Klasse nicht 24 Schülerinnen, so wird die Zahl durch Kinder aus der zweiten Klasse ergänzt.

Später stellte der Schulvorstand zwei große Räume für Küche und Waschraum unentgeltlich zur Verfügung, bewilligte Mittel zur Einrichtung der größeren Räume und zur Anschaffung von vier Kochherden und gewährte ferner freie Lieferung des Wassers und des Feuerungsmaterials; die übrigen Ausgaben bestreitet der Frauenverein.

Der Arbeitsraum ist mit allem Notwendigen ausgestattet, ohne Hilfsmittel zu geben, die sich in der Arbeiterküche nicht finden können. Je sechs Mädchen haben einen Herd und einen daneben stehenden Küchentisch, auf dem alle Arbeit verrichtet wird. An der Seite des Tisches und in dem unterhalb der Tischplatte angebrachten Fach sind alle Geräte angehängt oder aufgestellt, die zu dieser Herdgruppe gehören.

An den Wänden hängen Tafeln zur Belehrung über die verschiedenen Pilz- und Gemüsesorten, ebenso Abbildungen von eßbaren Haustieren mit Angabe der einzelnen zum Kochen verwendbaren Teile; ferner zwei Wandkarten mit Arbeitsplänen, und an der Wandtafel ist das Kochrezept des betreffenden Tages angeschrieben.

In Bezug auf den Arbeitsplan, die Verteilung der Kinder ꝛc. lasse ich Frau Dr. Fischer selbst sprechen.[1])

„Der Arbeitsplan ist so eingerichtet, daß alle Mädchen nacheinander die verschiedenen Hausarbeiten zu erledigen haben.

Am ersten Lehrtag macht jede Schülerin laut Arbeitsplan die für ihre Nummer bestimmte Arbeit. Am zweiten Lehrtag fängt Nr. 2 an und verrichtet die an dem ersten Lehrtag für Nr. 1 vorgesehene Arbeit, während Nr. 1 die Arbeit der letzten Nummer (Nr. 24) besorgt; am dritten Lehrtag erledigt Nr. 3 die Arbeit, die an den beiden ersten Lehrtagen von Nr. 1, beziehungsweise Nr. 2 gemacht wurde, und so wird in der Reihenfolge fortgefahren, bis ein jedes Kind alle Arbeiten verrichtet hat. Es ist so eingerichtet, daß die Schülerinnen dieselbe Arbeit mehrmals hintereinander zu machen haben, damit sie Fertigkeit darin erlangen."

Die jedes Mal wechselnden übrigen Arbeiten werden von der Lehrerin ausgerufen. Jede Viertelstunde giebt sie in dieser Weise genau an, was weiter geschehen soll, und die Kinder müssen in der ihnen knapp zugemessenen Zeit das Angeordnete ausführen. Alle geraden Nummern haben das Gleiche zu thun, ebenso ist die Thätigkeit der ungeraden übereinstimmend. Es schälen, waschen und schneiden etwa alle geraden die Rüben, während alle ungeraden das Fleisch vorbereiten, so daß jede „Familie" ihr ganzes Essen allein kocht.

Abwechselnd bekommen einige der Mädchen Geld, um die Einkäufe der Lebensmittel für den ganzen Tisch zu besorgen. Leider können sie nur bei der Lehrerin in der Küche selbst gemacht werden, da ein richtiger Einkauf in der Stadt sich nicht durchführen ließ. Immerhin ist auch dies von Wert, weil die Schülerinnen auf diese Weise die Preise kennen lernen, die Merkmale für die Qualität der Ware u. s. f. Sie lernen dadurch die Quantitäten berechnen und gewöhnen sich an eine gewissenhafte Buchführung. Das Mittagessen darf durchschnittlich nicht mehr als 20 Pf. pro Person kosten, was natürlich nur bei den niedrigen Jenenser Preisen möglich ist.

Neben dem Kochen wird in jeder Woche noch eine andere Hausarbeit vorgenommen. An jedem ersten Mittwoch des Monats wird die ganze Klasse in Buchführung unterwiesen, an dem zweiten werden die Fenster geputzt, am dritten die Küchentücher und die Kochschürzen der Kinder gewaschen, am vierten Mittwoch werden sie geplättet.

Die Koch- und Waschschürzen, sowie die Waschjacken gehören der Schule.

Der Unterricht beginnt im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr.

Die Kinder fangen den Morgen mit den ihnen durch den Arbeitsplan zugewiesenen Vorbereitungsarbeiten an, wie Wasserholen und -aufsetzen, Feueranmachen, Staubwischen ꝛc. Die jeweilig dazu bestimmten Schülerinnen machen die Einkäufe und verteilen sie unter die „Familien". Dann wird etwa $^3/_4$ Stunden lang geplättet oder gewaschen, je nachdem, bis es (im Sommer) 8 oder $8^1/_4$ Uhr ist, und nun beginnt, nach Angabe der Lehrerin, die Zubereitung des Essens selbst. Um $^1/_2 9$ Uhr oder etwas später ist eine Viertelstunde Frühstückspause. Dann folgt der theoretische Unterricht, dem wiederum $^3/_4$ Stunden gewidmet sind. Die Kinder müssen zuerst das Rezept der vergangenen Woche mit Preisangaben und Nährwert der Speisen wiederholen; darauf wird der Küchenzettel des gegenwärtigen Tages in gleicher Weise besprochen, woran sich ein kurzer Vortrag über irgend ein Thema der Haushaltungskunde schließt, über die erste Hilfe bei Unfällen, Verletzungen u. dergl., über die Behandlung neugeborener Kinder. In diesem theoretischen Unterricht sucht man auch erzieherisch auf die Mädchen einzuwirken. Man sagt ihnen, daß es sparsamer ist in größeren, als in kleinen Quantitäten einzukaufen, daß eine Hausfrau auch bei grober Arbeit kein zerrissenes Kleid tragen darf ꝛc.

[1]) Minna Fischer-des Arts, Anleitung zum Erteilen des Unterrichts in der Haushaltungskunde. Jena, Gustav Fischer. 1895.

Es werden ihnen einige hygienische Vorschriften gegeben in betreff des Lüftens der Zimmer und Betten, des Reinigens der Fußböden und dergleichen. Auch auf ordentliches Betragen der Kinder wird geachtet, sie dürfen z. B. bei Tisch nicht die Arme aufstützen. Im ganzen herrscht aber in dieser Haushaltungsschule ein wohlthuend freier Ton. Die Mädchen werden nur ermahnt, wenn sie sich ungehörig benehmen, oder ihre Schuldigkeit versäumen. Sie arbeiten flink und eifrig, man sieht, sie sind mit Interesse dabei. Sehr reizend ist ihr frischer, mehrstimmiger Gesang beim Plätten, Kartoffelschälen, Geschirrwaschen, der bei den musikalischen Thüringer Kindern wirklich erfreulich klingt.

Während des theoretischen Unterrichts überwacht die Hilfslehrerin die Speisen, doch wird er unterbrochen, wenn das Essen ein besonderes Eingreifen verlangt. Während der Haushaltungsarbeit müssen die Kinder selbst ihre Töpfe beobachten.

Ist der Vortrag beendet, so wird der Küchenzettel des Tages in Hefte diktiert, die die Kinder während des Schuljahres nicht mit nach Hause nehmen dürfen. Es wird bei dem Schreiben der Rezepte auch auf richtige Orthographie geachtet. Fast jeder Küchenzettel mißt der Person $^1/_5$ Pfund Fleisch, zu 13 Pfg. berechnet, zu, natürlich die billigsten Teile der Tiere, wie Bauch- oder Brustst[illegible]ück, Kammstück, Kaldaunen und dergleichen. Zuweilen treten Eier oder Speck an die Stelle des Fleisches. Die Kuhbutter wird durch Fett oder Margarinebutter bester Qualität ersetzt. Fische, Gemüse, Pilze, Obst den Jahreszeiten angepaßt findet sich in ausreichender Quantität in jenen Küchenzetteln für ein Mittagessen für 20 Pfg., was besonders wertvoll erscheint, weil unsere ärmeren Volkskreise viel zu wenig an den Konsum von Gemüse, Obst und dergleichen gewöhnt sind. In Bezug auf den Küchenzettel hat es die Leiterin verstanden, trotz der beschränkten Mittel eine große Mannigfaltigkeit zu erzielen. Um $^1/_4$ oder $^1/_2$11 Uhr ist das Diktat beendet, und das Mittagessen wird fertig zubereitet. Dann wird der Tisch gedeckt, d. h. alles Notwendige darauf zurecht gelegt und nach dem Tischgebet das Essen verzehrt. Daß es gut schmeckt, davon habe ich mich selbst überzeugt.

Sicher ist es von großer Bedeutung, daß die Kinder die zubereiteten Speisen selbst essen, weil dadurch das Interesse am Unterricht ein viel lebhafteres ist.

Nach Tisch wird alles abgewaschen, das Geschirr sowohl wie die Tische, Fußböden ꝛc., in 1—1$^1/_2$ Stunden muß jedes Stück wieder sauber an seinem Platz stehen oder hängen und der ganze Raum rein und geputzt sein, so daß die Schule um $^1/_2$1 Uhr geschlossen werden kann.

Am Schluß jedes Schuljahres findet eine Prüfung der Schülerinnen statt, zu der ihre Eltern und die Freunde der Haushaltungsschule geladen werden.

Die geistige und die äußere Entwicklung der Kinder in diesem einen Jahr, ganz abgesehen von den positiven Kenntnissen, ist ungemein erfreulich, ihr Beobachtungssinn, ihr Blick für Sauberkeit und Ordnung, ihre Geschicklichkeit und Behendigkeit werden durch diesen Unterricht in auffallender Weise gehoben, der beste Beweis, daß der hier beschrittene Weg der richtige ist. Jedenfalls wird in der Jenenser Haushaltungsschule so viel geleistet wie nur irgend bei dem jugendlichen Alter der Schülerinnen zu erwarten ist, und es ist damit ein vortrefflicher Grund gelegt, auf dem die Kinder allein weiter bauen können. Treten sie gleich nach Verlassen dieses Unterrichts in Lohnarbeit ein, so hofft man ihren hauswirtschaftlichen Sinn so weit geweckt zu haben, daß sie sich dann noch, falls an ihrem Wohnort solche vorhanden sind, an Fortbildungskursen beteiligen, in denen sie sich weiter in hauswirtschaftlicher Beschäftigung üben können.

Wiederholt ist Frau Dr. Fischer in Danksagungen junger Ehemänner und verwitweter Väter der Beweis geliefert, daß die Ausbildung der Schülerinnen eine den thatsächlichen Bedürfnissen entsprechende ist.

Paul Heyses Erinnerungen.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Paul Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“[1]) sind nicht so persönlich, wie der Titel vermuten ließe. Es sind, trotz all der scheinbaren Ungezwungenheit und des leichten natürlichen Gebens, doch eigentlich recht reservierte Blätter.

Die lässig liebenswürdige Offenheit, die sachlich ungefärbte Selbstbetrachtung, die auf vielen Seiten herrscht, ist im Grunde gar nicht so ungezwungen und selbstverständlich, wie sie auf den ersten Blick wirkt.

Dieser Ton unbefangener Mitteilsamkeit entspringt viel weniger dem natürlichen Bedürfnis, sich so zu geben, als der ästhetischen Erwägung, daß auf solche Weise der angenehmste und dankbarste Stil der Autobiographie erreicht wird. Er ist bewußt gewählt, und er verschleiert sehr geschickt, daß Paul Heyse in klugem, kühlem Überschauen des eigenen Lebens, in einem Buch nur das gab, was er einer großen, unbekannten Menge mitzuteilen für nötig befand. Ganz starke Temperamente könnten, wenn sie von sich sprechen, nicht so reinlich scheiden. Sie würden, ob sie wollen oder nicht, ihre Leidenschaften auf das Papier wühlen und bei jeder Bewegung ihre Menschlichkeit entblößen. Psychologisch interessanter wäre mir das sicher, aber die Heysesche Art kann ich auch verstehen. Und sie ist mir eigentlich sympathisch. Es ist eine weltmännische Kunst, die Illusion einer gewissen Vertraulichkeit zu erwecken, in einer Plauderstunde aus alten Erinnerungskästen allerlei zu holen, dabei aber mit sicherer Gefühls- und Taktkontrolle genau die Grenze zu wahren, die die öffentlichen Altertümer von den privaten scheidet. Alles, was den Schriftsteller angeht, seinen Weg, seine Kreise, sein Wirken auf der öffentlichen Bühne, wird bereitwillig mit heiter ruhevoller Stimme erzählt, auch Menschliches hineingemischt, so weit es diese Linien stärker konturieren kann, aber zu wirklichen Vertraulichkeiten läßt sich Heyse sehr selten hinreißen. Nie treibt ihn ein Drang, sich auszusprechen, — dichten, sich selber richten mit unbefangener Stirn. — Nie übermannt ihn etwas, nie wird der Ton vibrierender. Immer bleibt das gleiche Maß. Und weniger Konfessionen sind's, die hier geboten werden, als Akten des äußeren Lebens, die offizielle Rechnungsablegung eines Werdegangs mit klarer Beleuchtung aller Faktoren, vor allem der zeitlich-kulturellen Umgebung. Dabei kommt in schönen, klaren Zügen und feinen diskreten Umrissen — mit der „kalten Nadel“ radiert à la Helleu — ein in jeder Scene fesselndes Lebensbilderbuch heraus, nie geschwätzig, nie breit in Selbstinteressen schwelgend, immer von allen Seiten betrachtend. Und ist man auf der letzten Seite, so wird man sich zwar nicht im Innersten erregt, schicksalsberührt, menschlichkeit-

[1]) Berlin, Wilhelm Hertz.

bereichert fühlen, aber man wird etwas von dem heiteren Lebensgleichmut ahnen, der an den Abgründen ahnungslos mit Kränzen leichten Fußes dahin schreitet und mit dem Löwen spielt, wie das Kind der Goethischen Novelle.

* * *

Berliner Kindertage, Berliner und Bonner Studienzeit, italienische Lehr- und Wanderjahre, Münchner Leben sind die Reihen des Buches. Mit dem fünfunddreißigsten Jahre schließt es. Es wird, das ist auch charakteristisch, nicht weiter als bis zu dem Punkt geführt, der dem Siebzigjährigen absolute Distanzhaltung garantiert.

Mit Ahnenkultus beginnt es, und die Portraits dieser Vorfahren im altmodischen Rahmen, umweht vom Kulturparfum der Vergangenheit, haben seltsam aparten Reiz.

Von der mütterlichen Linie gilt das vor allem, denn in der väterlichen scheint bis auf Theodor Heyse, den Onkel Catull, den kauzigen Sonderling, den wir in Italien noch kennen lernen werden, das bürgerlich Gerade, Stille, Unbeirrte den Grundton angegeben zu haben.

Aber die Gestalten der mütterlichen Welt sind phantastisch, originell wie aus Novellen E. Th. A. Hoffmanns und Arnims. Diese Frauen aus dem Geschlecht des „Hofjuden" Salomon: die Großmutter, wie ein üppiges Bild des achtzehnten Jahrhunderts, mit dichtem Haar, „stark ausgesprochen orientalischen Zügen", kohlschwarzen Augen und blendend weißer Büste; die Tante Regine, die als alte Frau im halbdunklen Zimmer sitzt, in großer Toilette, mit weißen Glaceehandschuhen „wie ein geputztes Götzenbildchen" und sich von ihrer dicken, blatternarbigen, steiermärkischen Zofe den Thee bereiten läßt. Dazu der „gute Onkel Louis", im langen, blauen Rock mit Schößen bis tief über die Nankingbeinkleider, Gamaschen, grauen Cylinder, das Kinn in eine handbreite schwarze oder buntleinene Kravatte getaucht. Dann die Tante Marianne, die eine der Beautés des Wiener Kongresses war, Könige und Fürsten zu ihren Füßen gesehen, romantische Herzenserlebnisse gehabt hatte, sich erst mit einem portugiesischen Herzog verlobte, der starb, bevor er sie zur Herzogin gemacht, später nach Rahels Tod Varnhagen zum Bräutigam nahm, ohne daß er ihr Mann wurde, und die nun als alte Frau noch den Schimmer glänzenden, großen Erlebens um sich breitete. Endlich Heyses Mutter selbst, eine Cousine der Mutter Felix Mendelssohn-Bartholdys, witzig, geistreich, temperamentvoll.

Zu diesem lebhaft leidenschaftlichen Blut das schwerflüssige, ernste Wesen des Vaters, der gegen die andern milde, gegen sich unerbittlich streng war. Er ist der Hauslehrer Felix Mendelssohns und habilitiert sich als Philologe vor seiner Heirat. Sein Lebelang ein Märtyrer der Pietätspflicht, der aus dem freiwillig übernommenen Zwang, die großen Pläne seines Vaters, die Wörterbücher auszubauen, nie recht zu einer freudig aus eigenem übernommenen Aufgabe sich erheben konnte.

Aus solcher Gegensatzmischung entstand Paul Heyses „Westöstliche Natur", wie er sie selbst glücklich nennt, und in diesem Falle ergiebt sich wirklich das sonst häufig nur konstruierte Zusammenwirken der geistig-sinnlichen mütterlichen Frohnatur mit dem ernsten Lebensführen des Vaters ganz ungezwungen.

Berliner Stimmungen beginnen den Reigen. Der malerische Winkel am Weidendamm, der später in den „Kindern der Welt" zum Nest des Zaunkönigs die Scenerie gab, eröffnet seine Wunder, wie sie die heißhungrige Phantasie des Knaben sah: den Stapelplatz der Holzkähne mit den hoch aufgeschichteten Holzhaufen, die wie eine

Stadt mit vielen engen Gassen oder ein Gebirge mit tiefen Schluchten erschienen, die wechselnden Bilder auf dem Fluß, das Leben und Treiben der Schiffer auf ihren schwimmenden Häusern mit der geheimnisvollen Kajüte, den stillen, dunklen Kanal hinter der Schifferschenke, auf dessen schwarze Flut die Abendsonne in breiten Flecken ihr Gold streute.

Dann das bürgerliche Milieu in der Behrenstraße mit alten Mahagonimöbeln, der Potpourrivase auf dem Eckschrank und dem winzigen Teppich vor dem schwerfälligen Sopha, an den Wänden Kupferstiche, kolorierte Schweizerlandschaften, Familienminiaturbilder auf Elfenbein.

Nach Überwindung der typischen Schulreminiscenzen, erster Dichtversuche, der gläubigen Jüngereinkehr bei Geibel, der dem Gymnasiasten ein poetischer Pädagoge wird, gehen die Heyseschen Erinnerungen eine Weile parallel mit denen Fontanes. Zwei Centren haben die Jünglingsjahre beider gemeinsam, das Kuglersche Haus und den „Tunnel". Das Kuglersche Haus, das Heyse nicht nur litterarische und künstlerische Anregung, sondern auch die Lebensgefährtin gab, wird in Fontanes Schilderung in seiner feinen Alltagspoesie sichtbarer, als in Heyses. Und vom Tunnel, „dem Kranz Berlinischer Geisteslichter, geheimer und öffentlicher Dichter," haben wir soviel singen und sagen gehört, vor allem von Fontane, dann aber auch in dem prächtig frischen und lebendigen Gedicht Heyses, daß dieser Prosaskizze nicht viel mehr zu ergänzen bleibt.

Es kommen die Bonner Studienjahre, in denen der in Berlin schüchtern umworbenen klassischen Philologie energisch abgesagt wird und dafür Ästhetik und die romanischen Sprachen neue Neigung werden. Bonn bringt einen äußeren Abschluß in Heyses Leben. Es giebt ihm die Vorbereitung zur Promotion, im Anschluß daran die öffentliche Verlobung mit der Tochter Kuglers und die erste Dichtung, die er selbst ernst nimmt, die Franceska von Rimini.

An der Schwelle der kommenden Epoche seines Lebens steht das italienische Intermezzo. Es ist eine der reizvollsten psychologischen Aufgaben: zu untersuchen, wie künstlerische Menschen auf Italien reagieren und wie sie ihre Eindrücke spiegeln. Heyse giebt solcher Beobachtung hier nicht allzuviel Stoff. Er denkt wohl, daß in seine Novellen und Gedichte das Beste seiner italienischen Eindrücke gebannt ist und läßt sich nicht zu ausgesponnenen Exkursen über Kunst- und Landschaftseindrücke verleiten. Er zeichnet die lokalen Umrisse nicht sehr persönlich, gerade nur soweit, daß man weiß, wo man sich befindet. Versuche der reizvollsten Schilderungskunst, die es giebt, des momentanen Miterlebenlassens macht er nur selten.

Nur einmal wird der Ton bewegter, als er von Venedig spricht. Und für Venedig findet er Worte, die in jedem nachschwingen, der diese „einzige Stadt, die nie versagt," in Sehnsucht liebt: „mir ist es, als gehörte mir diese wundersame Stadt als Ergänzung meiner nordischen Heimat mit so gutem Recht, wie jeder neben seiner wahren Wirklichkeit ein zweites Leben im Traum führt. Alles ist unwahrscheinlicher, glänzender und schwermütiger zugleich, das Lachen leiser, die Erlebnisse schattenhafter, und doch fühlt sich die Brust von allem irdischen Druck entladen."

Von Genuas stolzer Vergangenheitsstimmung dagegen, die Nietzsche in marmorne Sätze gefügt, empfängt er keinen stärkeren Eindruck als den der „kalten Pracht" und lärmenden Unruhe, die seinen Schlaf mordet. Auf leichte Anmut und eine heiter gaukelnde Phantastik reagiert er mehr.

Stimmungs- und psychologische Ausbeute geben die Blätter aus Italien eigentlich wenig, sie haben eher anekdotisch-genrehaften Inhalt, und ihr Interessenwert besteht darin, daß sie eine Fülle interessanter Menschen in ihrem täglichen Leben uns vorführen.

Böcklins Gestalt steigt auf und mit ihr die Erinnerung römischer Schlendertage, der Tafelrunde des Tugendbundes in einer Winkelkneipe, des Ausflugs nach dem Thal der Egeria, wo die berauschte Luft hochwogt und es nach Heinse-Ardinghelloschem Vorbild „immer tiefer ins Leben hineinging," „bis zu jenem Tanz ums Feuer nach abgeworfenen Kleidern."

Böcklin lebte damals, noch völlig unbekannt, in tiefster Armut aber stets aufrechtem Stolz, der ihm jede Konzession an den Publikumsgeschmack verwehrte. Den großen phantastischen Zug von später zeigten seine Bilder noch nicht, auch keine menschliche Staffage. Das Charakteristische der Arbeiten dieser Periode war das intime stille Naturgefühl, das wundersame Gedächtnis, das keiner ängstlichen Studien bedurfte, um den ganzen Reichtum aller Formen und Farben in sich zu bewahren.

Heyse erzählt von einer unvollendeten zerknüllten Leinewand, die in einem Winkel seines dürftigen Ateliers in der Via della Purificatione herumlag, einer Landschaft aus den pontinischen Sümpfen, ein „großartig einfaches Waldmotiv immergrüner Eichen," an der Böcklin die Lust verloren hatte und die Heyse eine mehr und mehr geschätzte köstliche Gabe wurde.

Ein Schatten der alten Nazarenerzeit, wandelt Overbeck noch durch die Gassen Roms. Paul Heyse sieht ihn in seiner „hohen etwas vorgebeugten Gestalt, den sinnend gesenkten Augen," wie er neben der Staffelei steht und einer mutwillig schönen Dame, die ihn mit einer ästhetisch aufgefaßten, einer verschämten, entkleideten Heiligen gleichenden Eva neckt, mit leisem Erröten verlegen erwidert.

Auch an Originalen fehlt es nicht.

Martin Wagner, den Bildhauer König Ludwigs, sehen wir in seiner genialen Verwahrlosung, in der Villa Malta, zu deren Kustoden ihn der König gemacht und die er mit dämonischer Schnelligkeit in eine Wüstenei verwandelte. Hier kauert er zwischen seinen Katzen, für die er bei den Mahlzeiten Fleisch und Knochenstücke, Fischköpfe und Gemüse in seinen tiefen hängenden Rocktaschen, chaotisch durcheinandergeschüttelt, sammelt, seinen künstlerischen Entwürfen, die wirr auf Tischen und Stühlen herumliegen unter Tellern mit Speisenresten, leeren Weinflaschen, Kleidungsstücken, alten Schuhen, — mitten darin dann wieder ein wertvolles Gemälde der Kölnischen Schule, alles mit einander friedlich bedeckt von dickem, grauem Staube.

Nicht weniger Sonderling, aber ein saubererer Geist war der Epikuräer und Lebenskünstler Theodor Heyse, Paul Heyses Vaterbruder, der Onkel Catull, der Civis Romanus. Sein Bild erscheint uns als das interessanteste des ganzen Buches. Ein Unabhängigkeitsmensch von raffinierter Lebenseinteilung, der sein Leben allein sich selbst zu leben wünscht, ein Leben geistigen Genusses, nur soweit mit Arbeit belastet, als es zur wirtschaftlichen Erhaltung nötig ist.

Seine Brotarbeit sind Editionen nach italienischen Handschriften, seine reiche Muße gilt dem Umgang mit Catull und Goethe. Blumen und Tiere fehlen diesem sorglich eingesponnenen Dasein nicht. Auf einer luftigen Loggia, mit weitem Blick über die Nachbarhöfe, ranken sich immergrüne Pflanzen in der Sonne und tummeln sich das Hündchen Fido und der Kater Micetto, die die anderen seltsameren Hausgenossen, den großen Geier und den Affen, überlebt hatten. Und in reizvoller Wirkung

liegt über dieser Eremitenexistenz der Abglanz genossenen Glückes, reizender römischer Jugendabenteuer, und ein Charm des Wesens geht auch jetzt noch von ihm aus, wie er dem jungen, deutschen Neffen gegenübertritt, mit seinen leidenschaftlichen Gebärden, den schwarzen durchdringenden Augen, der unwiderstehlichen einschmeichelnden Stimme, wie er in guten Stunden seine hinreißende Eigenschaft spielen läßt, zu sprechen, improvisierend sich auszuleben, im Selbstgenuß seiner Persönlichkeit zu schwelgen und die tiefsten und seltsamsten Reden über Gott und Welt, Kunst und Natur, Menschenschicksal und Lebensüberfluß auszuströmen.

Neben dieser Leidenschaft auch etwas von der Zierlichkeit der Goethezeit in seiner Kultur des Briefes, des Auspinselns anmutiger Plauderepisteln, die stets erst entworfen, und dann mit der Sorgfalt eines Miniaturisten ins Reine geschrieben wurden. Er rechnete sich solche Reinschrift in seinem Konto als genügendes Arbeits-Pensum an, und betrachtete den Rest des Tages als Freigut.

Seltsam wie dieser Sor Theodoro Heyses an einen andern Römer erinnert, den Sor Rodolfo Hartlebens, der ihm den Angelus Silesius erschlossen. Auch dieses Weltkind, Erotiker und Einsiedler in eins, ein wunderbarer Sprecher vom stärksten Temperament, ein Maler der schönsten Buchstaben, gleich einem mittelalterlichen Mönch und ein Lebensphilosoph.

Heyses eigenes Leben in Italien, das er nie zu sehr in den Vordergrund rückt, ist wissenschaftliche Arbeit auf der Bibliothek, die Aufgabe, zu der ihm ein Staatsstipendium bewilligt war, nach ungedruckten romanischen Handschriften zu forschen, Troubadourcodices durchzusehen und auszubeuten. Diese, übrigens wohl nicht inbrünstig begonnenen Bemühungen wurden durch die heilige Kirche drollig im Keim erstickt. „Franceska von Rimini", das ungebärdige Gedicht, das in Rom bekannt wurde, nahm dem jungen Gelehrten jeden sittlich-ernsten Nimbus, man sah ihn als gefährlichen litterarischen Freudenjäger an, der womöglich aus vatikanischen Handschriften Obscönitäten ans Licht fördern könnte, und von diesem Tage — verhängnisvolle Franceska — durfte er nicht weiter lesen. Er grämte sich darob nicht allzusehr und dichtete statt dessen, und eine reife Frucht erblühte auf italienischem Boden, die schöne Geschichte l'Arrabiata.

Ihr Urbild, die wilde Laurella, hatte Heyse für sein Skizzenbuch in Sorrent eingefangen. Ein kaum siebzehnjähriges, blutarmes Ding, erzählt Heyse, „schön in dem leidenschaftlichen jungen Gesicht nur die feurigen Augen, die wundersam blitzten, wenn die Kleine mittags bei mir eintrat, mir ein paar irgendwo gestohlene Blumen auf den Tisch warf und dann im Zimmer herum sauste, daß ich sie endlich auf den Balkon hinausschaffen und die Glasthür hinter ihr zuschließen mußte, durch die sie dann wie eine wilde Katze zu uns hereinfeixte."

Das ist eine der wenigen Stellen, die Heyses Novellistik berührt. Ihn interessiert weitaus mehr seine immer gleiche, alte Leidenschaft für das Drama, die die unglückliche Liebe seines Lebens wird, ohne daß der Werber sich je von seinen ungünstigen Chancen überzeugen läßt. Deutlich zeigt auch diese Autobiographie — und hierin liegt vielleicht das einzig unfreiwillig Bekenntnisvolle in diesem sonst so bewußt kontrollierten Buch — wie ein Dichter das, was er mühelos kann, was ihm leichterworbenen, sicheren Ruhm gebracht hat, nicht so hoch in seiner Selbsteinschätzung stellt, als alle die Mühen, vor die die Götter den Schweiß gesetzt haben und die sich äußerlich so gar nicht belohnen wollen.

Heyse kehrte als ein der Schule „entlaufener“ romanischer Philologe, aber mit dem litterarischen Spezimen in der Tasche, aus Italien nach Deutschland zurück.

Und nicht aus dem wissenschaftlichen, sondern aus dem dichterischen Beruf kam ihm nun die wirtschaftliche Begründung seines Lebens. Durch Geibels Vermittelung erhielt er 1852 eine Berufung an den Hof des Königs Max, in die Schar der Kavaliere des Geistes, die der bayrische Herrscher zu „Symposien“ um sich versammelte und denen er einen jährlichen Ehrensold aussetzte.

Die Münchener Chronik, zu der Heyses Lebensbild jetzt wird, erhebt sich aus anekdotisch-plauderhafter Sphäre zur kulturhistorischen Betrachtung einer interessanten Epoche. Vor diesen Blättern aber steht noch ein reizendes Genrebild.

Heyses Polterabend im Kuglerschen Hause, bei dem der Bräutigam durch die unwiderstehlich komische Aufführung des „dankbaren Räubers“, des theatralischen Versuchs seines zwölften Jahres, überrascht wird. Der große Effekt dieses Edelmutsdramas ist nicht der große Rinaldini „Vorsicht“, den Wilhelm Lübke haarbuschig, in schäbiger Räubertracht spielte, sondern das arme, unschuldige Kind der bedrohten Eltern, das im Kinderkleidchen am Boden kauerte und sehr ernsthaft mit einem hölzernen Pferde spielte — und das Adolf Menzel darstellte.

Aus dieser Gemütlichkeit geht es aber dann in die Hofluft. Auch der Privatverkehr, der neben der offiziellen Geselligkeit der Symposienabende herrscht, ist fast ausschließlich auf die Kolonie der Berufenen beschränkt.

Von ihnen vertrat Dönniges die historischen Interessen des Königs, Geibel die poetischen, und Justus von Liebig war der „verantwortliche Minister im Gebiet der exakten Wissenschaften.“ Dazu kamen dann noch Riehl und der Graf Schack.

Ein verstehender Kreis schloß sich im Haus der Frau von Ledebour und nannte sich die „Ecke“, da man zu der verehrten Wirtin nur um die Ecke zu gehen hatte. Hier lasen die Dichter ihre neuesten Gedichte, Dramen und Novellen; Riehl brachte seine Hausmusik mit; scherzhafte poetische Preisaufgaben wurden gestellt, und die alte Freundin, die sie als den „Eckstein der Ecke“ feierten, wußte „mit dem milden Blick ihrer klaren Augen in dem welken bleichen Gesicht, das dünnes, silbernes Haar umrahmte, selbst Geibels Ungestüm zu zähmen, wenn er mit Fräulein Julie (der Adoptivtochter), wie einst in Berlin mit Luise Kugler, in einer seiner herrischen Launen aneinander geriet.“

Derber als diese frauenhafte, lampenverschleierte Hauspoesiestimmung, war die Luft über der trankfesten Tafelrunde der „Krokodile“. Kerniger und kräftiger als in dem weiland „Tunnel über der Spree“ ging es in dem „heiligen Teich“ zu, der sich als irdischen Platz die gemütliche Trinkstube am Dultplatz erwählt hatte, mit dem offenen Feuer, über dem der Wirt auf einem Rost die saftigen Fleischstücke briet. Hier verbrachte das „Krokodil“ vier sehr nahrhafte, vergnügliche Winter.

Geibel, das „Urkrokodil“, stimmte seine Leyer zum Preis des Wappentieres, das, in Thon modelliert, am Sockel die verschiedenen Reptile, nach denen die Tafelgenossen genannt waren, in hieroglyphischen Zügen eingegraben trug. Schack war das „Ehrenkrokodil“, das sich aber nur selten blicken ließ.

Die ernsten Ergebnisse dieser heiteren Krokodilität wurden in den zwei Münchner Dichterbüchern, das eine von Geibel, das andere von Heyse herausgegeben, niedergelegt.

Hier hat sich viel gegenseitige Anregung, fruchtbare Reibung ergeben. Nicht so produktiv waren die königlichen Abende.

Max von Bayern muß, das zeigen die höfischen Seiten direkt und indirekt, ein ernster, künstlerischen und Erkenntniszielen nachstrebender Fürst gewesen sein. Er wollte mit der geistigen Suite, mit der er sich umgab, seinem inneren Leben Erweiterung und Bereicherung schaffen. Man erhält durchaus den Eindruck großer, vornehmer Güte und besten Wollens, aber man hat ebenso sicher das Gefühl, daß eigentlich nichts Förderliches herauskommt, daß bei den Symposien verschiedene Sprachen gesprochen werden und man sich im Grunde, von schöngeistigen Allgemeinheiten abgesehen, nicht recht versteht.

Es giebt theoretische Gespräche im Genre typischer Fürstenansprachen, ob „ein modernes, geschichtliches Epos möglich wäre", Fragen, was der geschätzte Dichter jetzt mache. Es fehlt, das merkt Heyse schon bei den ersten Begegnungen, jede gemeinsame Grundlage künstlerischer Anschauung. Der König hat den Lieblingswunsch, den mächtigsten seiner Vorfahren, Ludwig von Bayern, in einem Schauspiel verherrlicht zu sehen und betraut Heyse mit dieser Aufgabe. Und Heyse weiß genau, bei aller Verehrung der guten Absichten des Königs, wie heikel und schwierig die Situation ist und macht es sich ganz klar, daß der König unter einem historischen Drama eben nur wahrhafte, dramatisierte Geschichte versteht.

Auch sonst kommen Verkennungen und Mißverständnisse vor, die die große Kluft zeigen. Dinge, die Heyse und allen ästhetisch Verstehenden selbstverständlich sind, z. B. daß in der Architektur eine Fassade Ausdruck der inneren Gliederung ist, daß der Stil sich von innen heraus entwickeln müsse, hört der König zum ersten Mal. Wenn er sich hier gern belehren läßt, so ist er in anderer Beziehung eigensinnig und verbeißt sich in Dilettantenvorstellungen illusionistischer Zweckmäßigkeit. Wie er z. B. den ihm außerordentlich glücklich erscheinenden Gedanken einer Rundfrage an alle bedeutenden Architekten über die Möglichkeit eines neuen Baustils um keinen Preis aufgiebt und Heyses Einwand, daß schaffende Menschen am wenigsten zu theoretisch-ästhetischen Erwägungen neigen, völlig verständnislos gegenübersteht. Heyse behandelt diese Angelegenheiten, wenn auch völlig offen, ohne Schönfärberei, doch mit vollendetem Takt und größter Sympathie für den König, nur zwischen den Zeilen liest man das Nachgefühl, daß er alle diese Dinge nicht für seiner Natur konform ansah, daß er lieber als an die Symposien sich an die unbeschwerteren Freiluftage auf der Jagd in Berchtesgaden erinnerte, an die Watzmannscharte, im Frühnebel, wenn die Gemsen hinten an der steilen Wand über Bartholomä hinaufgetrieben, auf der Schneide des Berges auftauchen und mit zuckenden Sprüngen herabkommen.

Und schließlich endet Heyses höfische Periode mit einer völligen Depression.

Melancholie, ein psychischer Druck lastet auf ihm, Unlust, körperliche Indisposition. Doch alles schwindet mit einem Mal, als er, vom König beurlaubt, in der Eisenbahn sitzt und seine Freiheit wieder fühlt. Und ganz klar wird es ihm, dies Leben war nicht das ihm gemäße gewesen.

Von da ab hat Heyse die Kunst, sein Leben sich selbst auszubauen, nichts Störendes darin zu dulden, vollendet geübt. Er kehrte nach längerem Wiener Aufenthalt, der durch seine dramatisch-theatralischen Interessen ausgefüllt wird und der die nicht weiter markant umschriebenen Gestalten Grillparzers und Hebbels in seinen Gesichtskreis führt, nach München zurück. Wichtige Gedenktage werden ihm die Aufführung „Ludwigs des Bayern", die Konzipierung anderer Stücke, des Hadrian, der Maria Moroni, des „Hans Lange". Dann stirbt der König. Und dadurch löst sich auch

das äußere Band einer Verpflichtung. Und Heyse hat jetzt in innerer und äußerer Freiheit, ein anerkannter, erfolgreicher Autor, die Muße, den eigenen Arbeiten zu leben.

Während die Mitkrokodile sich zerstreuen, bleibt er durch liebe Bande (seine zweite Frau ist Münchnerin) noch stärker an die sympathische Stadt gefesselt. Und nun, an des Lebens Mitte angelangt, in Sicherheit geborgen, entläßt er uns mit einem Ausblick.

Der Tod schritt manches Mal noch um sein Haus. Eine Katastrophe voll starrenden Eumenidenschauers ist der Kampf um den Tod, den Heyses Schwager Hans Kugler, von unheilbarem Leiden gequält, immer und immer wieder sterbensgierig beginnt, bis er sein Ziel erreicht. Schwere Verluste lieber Kinder treffen sein Glück. Aber sein Herz scheint gefeit. So verläuft ihm sein Leben, wie er selbst als Fazit zieht, ohne stürmische Wechselfälle. Immer mehr wird er der Zuschauer, nicht nur bei den „großen, weltumwälzenden Ereignissen". Er bleibt in der Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden, ohne jedes Amt, nur seinen eigenen Arbeiten lebend; und in ruhevoller Kontemplation sieht er „gute Freunde und Gleichgesinnte kommen und gehen und eine neue Zeit anbrechen, in der ein neues Geschlecht mit neuen Anschauungen und Bedürfnissen heranwächst".

Jede eigene stark aufwühlende Leidenschaft mit ihrem Gefolge schmerzlicher Konflikte, mit Herzblut bezahlter Abrechnung, leugnet er ab und erklärt Modell- und Erlebniswitterung bei seinen Arbeiten für zwecklos.

Die Leidenschaft bringt Leiden, und werter als das Glück ohne Ruhe erscheint ihm sein Ruheglück des Hauses. Und wenn seine Augen wohl auch oft vor der Schönheit entflammten, wir glauben es ihm gern, daß er „in der Schule der Frauen lange gesessen, ohne allzu schweres Lehrgeld zu zahlen" und daß er vor zerrüttenden Herzensstürmen bewahrt geblieben.

Und wie die Liebe, so hat ihm auch die Kunst keine Leiden gebracht. Wir merken trotz der dramatischen Schmerzenskinder nichts von jenem quälerischen Albdrücken empfindlicher künstlerischer Temperamente, die über ihre Schöpfungen nicht zur Ruhe kommen und sich zerreiben.

Gerade das Gegenteil zeigt jenes interessante Eingeständnis Heyses, das eigentlich offenherziger ist, als er vielleicht sich selber klar gemacht:

Er spricht von seiner glücklichen Gabe, „seine novellistischen Erfindungen fast alle bis auf die Themata und wenige Details, bald nachdem sie geschrieben sind, wieder zu vergessen". Und dann die hygienisch-behagliche Folgerung: „Ohne diese Fähigkeit — wie überladen wäre mein Gehirn mit Bildern und Geschichten, da die Zahl meiner Novellen in den langen Jahren so ungeheuerlich angewachsen ist. Und da es mir widerstrebt, eines meiner alten Bücher je wieder anzusehen, wird auch der dunkle Abgrund, in den meine eigene Produktion vor meiner Erinnerung versinkt, immer bodenloser."

Man hat für den Tribut an Heyse den Olymp bemüht und ihn den Liebling der Götter genannt. Und wirklich scheint — wie leicht ward er dahingetragen — dies Leben gelassenen Erfüllungsgenusses solcher Glücklichpreisung wert, stellte sich nicht rechtzeitig ein Ewigkeitswort dessen ein, der Menschliches und Göttliches am tiefsten verstand und der dem Olymp am nächsten war:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen ganz.

Der Berliner Krippen-Verein.

Von

Bertha Traumann-Koner.

Nachdruck verboten.

Unter den vielen gemeinnützigen Unternehmungen, die in erster Linie auf die Mitarbeiterschaft von Frauen angewiesen sind, haben die „Krippen" naturgemäß Anspruch auf die Hilfsbereitschaft weiter Kreise. Hier gilt es, einem wichtigen sozialen Zweck zu dienen durch Entfaltung einer Kraft, die auf dem stärksten weiblichen Gefühl beruht, dem Gefühl der Mütterlichkeit. Das innerhalb der Frauenfrage längst erörterte und klargelegte Faktum, daß eine Bethätigung dieses Gefühls innerhalb des Hauses und der Familie vielen versagt bleibt, kommt sicherlich den genannten Säuglingsbewahranstalten zu gute, und sollte ihnen in noch ausgedehnterem Maße zu gute kommen, als es schon der Fall ist. Im Hinblick auf die von Physiologen und Psychologen erkannte Thatsache, daß die Mütterlichkeit, oder sagen wir schlechtweg Mutterliebe, ein allen gemeinsamer Zug ist, daß sie sowohl den Kinderlosen und Unverehelichten, wie den Familienmüttern innewohnt, darf man wohl sagen, daß gerade die auf dem Gebiet der Säuglingspflege entwickelte philanthropische Thätigkeit in besonders befriedigender Weise den beglückenden Vorteil des Gebens in sich birgt. Es erwächst mithin aus der zum Segen der Allgemeinheit erweckten, bisher zum Teil latent gebliebenen Kraft ein Ausgleich in noch weiterem Sinne, als schon an und für sich der Lohn guter Thaten gewährt.

Zahlreiche Adoptierungen verwaister oder elternverlassener Kinder gehen hervor aus der unbefriedigt gebliebenen Sehnsucht nach dem Kinde, die die armen Reichen verlangend dorthin blicken läßt, wo darbende Mütter das besitzen, was ihnen fehlt. Aber in unserem komplizierten wirtschaftlichen Leben ist es verhältnismäßig nur wenigen Bevorzugten möglich, Pflegekinder an Stelle eigener anzunehmen, und allen denen, die diesen Wunsch hegen oder gehegt haben und unterdrücken mußten aus Gründen, die nicht notwendigerweise im Mangel an Geldmitteln zu suchen sind, — ihnen allen sei Anschluß an die Krippen-Vereine warm empfohlen.

Die wichtige soziale Aufgabe, der sich diese Vereine widmen, ist in wenig Worten erklärt: „Crêches pour les petits enfants des ouvrières" nannte der französische Philanthrop Marbeau, der Begründer des Krippenwesens, die von ihm ins Leben gerufenen Anstalten, deren erste 1844 in Chaillot (Paris) eröffnet worden ist. Die Krippen nehmen tagsüber wartebedürftige Kinder auf, deren Mütter das tägliche Brot erwerben helfen oder, wie leider vielfach der Fall, es allein verdienen müssen. Marbeau hatte für seine Idee die Herzogin Helene von Orleans gewonnen, jene unvergeßliche Fürstin aus deutschem Geblüt, deren Bild eine Glorie edler Weiblichkeit umleuchtet. Das in Paris mit großem Erfolg ins Werk gesetzte Unternehmen fand alsbald Nachahmung in den Großstädten anderer Länder, wie auch in Fabrikdistrikten und auf dem platten Lande. In Deutschland war es zunächst Süddeutschland und vor allem die österreichische Hauptstadt, wo ein rasches Aufblühen und kräftiges Gedeihen dem dortigen Krippenwesen nachzurühmen ist. Folgte doch daselbst der Einrichtung einer Krippe, die 1849 stattfand, schon im darauffolgenden Jahr die Gründung weiterer vier, und laut einer Denkschrift des Berliner Krippen-Vereins vom Januar 1889, der ich diese Daten entnehme, besaß der Wiener Zentralverein in jenem Jahr zwei eigene Häuser, drei weitere Baufonds und in Wertpapieren 69 996 Fl. Der Verfasser

jener Denkschrift stellt dem solcherart in glänzender Weise dokumentierten Wiener Erfolg mit tiefem Bedauern die soviel bescheideneren Verhältnisse des Berliner Krippen-Vereins gegenüber und geht den Gründen hierfür nach, die nach seiner Ansicht „nicht im Mangel an Verständnis oder gar in mangelndem Wohlthätigkeitssinn der Berliner liege; letzterer sei sprichwörtlich geworden". Er findet die Erklärung in einem derzeit noch vorhanden gewesenen Fehler in der Organisation des Vereins, wodurch diese „nicht dem vollen Inhalt der Krippen-Idee entsprochen habe".

Und hier begegnen sich die Ausführungen der Denkschrift mit meinen einleitenden Bemerkungen, die allerdings als naheliegend zu betrachten sind. „Denn was liegt näher," sagt der Herr Berichterstatter, „als der Grundgedanke, daß bei Bestrebungen, die den hilflosen Kleinen bis zum dritten Lebensjahr zu gute kommen sollen, vor allem Frauenherz und Frauenhand zu edler Werkthätigkeit berufen sind, daß Krippenvereine vorwiegend Frauenvereine sein müssen, daß das Frauenelement dabei hauptsächlich handelnd einzutreten hat?"

Und der seltsame Umstand, daß bis zur allerhöchsten Genehmigung eines neuen Statuts im Jahr 1888 nur Männer im Vorstand waren, wird auf eine Notlage zurückgeführt, in der sich der Verein 1878 befand. Es ist nötig, hier wieder auf die Chronik der Krippen zurückzugreifen. Nachdem in Berlin erst acht Jahre später als in Paris eine Krippengründung bewirkt wurde, die sich eines kurzen Aufblühens erfreute, ging das mit Eifer begonnene Unternehmen wieder ein. Die Gründe sind auch hier nicht weit zu suchen, trotzdem eine Dame Vorsitzende des Komitees war — Ihre Excellenz Adelheid von Mühler. Der Mangel an Beteiligung weiter Kreise dürfte sich aus den ungünstigen Zeitverhältnissen erklären, aus der in breiten Schichten der Bevölkerung herrschenden Verstimmung, die sich gegen alles richtete, was aus dem reaktionären Lager kam, aus einem Unmut, der wohl Symptome, wie die Europamüdigkeit erzeugte, aber nicht solche, die eine Gesundung der Zustände daheim anzeigten. Und so vergingen denn dreizehn Jahre, bis wieder eine Krippe in Berlin ins Leben trat, und zwar dank der Freigebigkeit eines edeldenkenden Industriellen, des Fabrikbesitzers Fonrobert, der dem nachmaligen Begründer des Berliner Krippenvereins, Herrn Dr. Albu, die Einrichtungs- und Erhaltungskosten für eine neue Krippe zur Verfügung stellte. Leider sollte diese 1869 geschaffene Anstalt nach mehreren Jahren segensreichen Gedeihens ein widriges Geschick ereilen. Sie mußte infolge schwerer Erkrankung des Herrn Fonrobert im Juni 1877, und nachdem Dr. Albus Versuch, durch den von ihm im Oktober desselben Jahres gegründeten Verein die Weiterführung der Anstalt zu ermöglichen, wegen Mangels an Beteiligung mißglückt war, am 30. Juni 1878 geschlossen werden. Daß aber trotzdem diese noch heute, Anklamerstraße 39 befindliche Mutterkrippe des Berliner Krippenvereins am 1. Februar 1879 wieder eröffnet werden konnte, ist s. Z. einem Vermächtnis des als Spender für wohlthätige Bestrebungen rühmlichst bekannten Dr. Otto Markwald zuzuschreiben. Und zu gleicher Zeit war es die thatkräftige Hilfe einer warmherzigen Frau, der Gattin des Apothekers und derzeitigen Besitzers des Hauses Anklamerstraße 39, Herrn Sallbach, die wesentlich zum Fortbestand und Gedeihen des Unternehmens beitrug. Frau Anna Sallbach, die seit nunmehr dreiundzwanzig Jahren unermüdlich sowohl im innerlichen Betrieb, wie nach außen hin für die Krippen Berlins wirkt und selbst in jener Zeit der schweren Krisis des Vereins den Mut nicht sinken ließ, hatte eine gleichgesinnte, bewährte Mitarbeiterin an der langjährigen Leiterin, Frau Roeber, zur Seite, und ohne offiziell im Vorstand zu figurieren, sind schon die Namen dieser beiden, mit ungewöhnlicher Kraft begabten Frauen auf das engste mit der Geschichte des „Berliner Krippenvereins" verknüpft.

Um das erwähnte Markwald'sche Legat von 15 000 Mark erheben zu können, war nun vor allem die Erlangung von Korporationsrechten für den Verein geboten. Zur Erledigung der nötigen Formalitäten traten Männer zusammen, aus deren Kreis sich der Vorstand konstituierte, wie schon erwähnt, aber ohne Sitz und Stimme für Damen. In demselben Jahr, 1880, wurde dem Verein noch die Summe von 3000 Mark durch Herrn Admiralitätsrat Abegg aus dem Nachlaß des zu Wies-

haben verstorbenen Fräuleins Louise Abegg überwiesen. Von nun an konnte der Krippenverein, der 240 Mitglieder zählte, sorglos in die Zukunft blicken. Seine hier flüchtig skizzierte Vorgeschichte ist sicher lehrreich und vielleicht tröstlich für manche um ihre Existenz bangende gemeinnützige Vereinigung. Und ferner lehrt das Beispiel des unter Schwierigkeiten und bei ungünstigsten Verhältnissen ausharrenden Krippenvereins, daß, wo es sich um eine gesunde, lebensfähige Institution handelt, zähe Ausdauer und zielbewußtes Streben niemals verloren sind. Einem solcherart erprobten Organismus kann die Kraft zur Fortentwicklung nicht fehlen.

Im Jahr 1888 wurden zwei Neuerungen durch ein neues von Kaiser Wilhelm II. genehmigtes Statut bestimmt: der Eintritt von Damen in den Vorstand, womit dem Wesen der Krippen erst voll Rechnung getragen ward, und die Anordnung von Lokal-Komitees, eine Einrichtung von großer Tragweite. Diese Erweiterung der Organisation besteht darin, daß jede der vom Verein gestifteten Krippen von einem sich selbständig konstituierenden Komitee geleitet wird, das sich aus einer entsprechenden Anzahl Damen und einem aufsichtführenden Arzt zusammensetzt.

Wenn nun die Fortschritte der Krippen-Institution noch immer nicht annähernd im Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung unserer Reichshauptstadt stehen, so liegt dies wahrlich nicht an der Sache selbst, noch daran, wie sie betrieben wird. Es sei denn, daß sich das segensreiche Wirken für diese Anstalten zu geräuschlos und in zu bescheidener Zurückgezogenheit vollzieht, um sich im Hasten und Drängen der Millionenstadt dem großen Publikum bemerkbar zu machen. Noch heute trifft zu, was im Bericht des Berliner Krippen-Vereins von 1880 steht: „Es bedarf noch großer Anstrengungen, um der Wirksamkeit des Vereins eine immer größere Ausdehnung zu geben.“ Trotz der opferwilligen Fürsorge und der Leistungsfähigkeit, die der Verein innerhalb der ihm gesteckten Grenzen entwickelt, ist es ihm nicht gelungen, es auf mehr als drei Krippen zu bringen, wenngleich in letzter Zeit Symptome für ein etwas regeres Interesse an seinen Bestrebungen sich in der Öffentlichkeit bemerkbar machen. So konnte in dem Bericht von 1899/1900 der Ertrag einer Wohlthätigkeitsvorstellung im Opernhaus in Höhe von mehr als 5000 Mark verzeichnet werden; desgleichen 1400 Mark Überschuß aus einem Theeabend des Vereins im Künstlerhause, bei dem Ihre Excellenz Gräfin Brühl, Palastdame der Kaiserin Friedrich, einen Tisch übernommen hatte. — Das Jahr brachte dem Verein auch ein Diplom der Ausstellung für Krankenpflege in der Philharmonie.

Was aber vor allem not thut, ist ein Anwachsen der Mitgliederzahl, wenn Zweck und Ziel des Vereins in einem den Großstadtverhältnissen entsprechenden Umfang erreicht werden sollen. Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn sich die hie und da eingerichteten Privatkrippen dem mit Korporationsrechten ausgestatteten, unter Protektorat der Kaiserin Friedrich stehenden „Berliner Krippen-Verein“ anschließen wollten, dessen Organisation ihrem Wirken nur förderlich sein würde. Die den Lokalkomitees statutenmäßig gewährleistete Unabhängigkeit entzieht etwaigen Befürchtungen hinsichtlich der Wahrung ihrer speziellen Interessen den Boden. Was die Krippen-Vereine wollen, ist ja so einfach, so rein menschlich. „Der Tradition gemäß“, wie im ersten Bericht des „Berliner Krippen-Vereins“ gesagt wurde, besteht der Zweck der Krippe darin, „kleine Kinder im Alter von 6 Wochen bis einschließlich 3 Jahren von würdigen und bedürftigen Eltern, ohne Unterschied der Konfession, die außer dem Hause zu arbeiten gezwungen sind, gegen ein geringes Verpflegungsgeld (20 Pf.) den Tag über in Aufbewahrung zu nehmen, zu kleiden, zu verpflegen und zu beschäftigen. Die Kinder müssen gesund oder wenigstens frei von ansteckenden Krankheiten sein, und werden daraufhin vor der Aufnahme vom Arzt untersucht, der auch sonst die Anstalt in hygieinischer Beziehung überwacht.“

In welch bewundernswerter Weise der genannte Verein seine Aufgabe erfüllt, lehrt ein Blick in den inneren Betrieb seiner mit liebevoller Sorgfalt geleiteten Anstalten. Eine Muster-Anstalt im wahren Sinne des Wortes ist die jüngste derselben, die ihren Sitz im Pestalozzi-Fröbel-Haus genommen und sich auch dem Verein für Volkserziehung als Lehrinstitut für Säuglingspflege zur Verfügung gestellt hat. Die Einrichtung dieser dritten Krippe ist 1898, also binnen Jahresfrist nach der Eröffnung

der zweiten in Moabit am Arminius-Platz (1897), erfolgt. Das, was diese „Westen"-Krippe ihren kleinen Insassen gewährt, ist beim besten Willen in gleich hohem Maße nicht überall zu ermöglichen. Es liegt in der überaus günstigen, schon beim Bau des genannten Hauses getroffenen Anlage, die neben den bis ins kleinste vorgesehenen praktischen Bedürfnissen auch den sanitären Bedingungen glänzend entsprechen. Die dort vom Berliner Krippen-Verein gemieteten Räume, deren Vorzüge schon von der Herausgeberin der „Frau" in ihrem Aufsatz: „Das neue Heim des Berliner Vereins für Volkserziehung"[1]) in kurzen Worten Erwähnung fanden, sind in splendider Weise, doch stets ihrer Bestimmung eingedenk, mit allem ausgestattet worden, was zur Baby-Pflege gehört. Ich wählte hier absichtlich das englische Wort, weil es nicht nur die eigentlichen Säuglinge, sondern auch die in einem höheren Entwicklungsstadium

Krippe im Pestalozzi-Fröbelhaus.

befindlichen Kleinen bezeichnet, und zwar bis zu der Altersgrenze, wo die Fürsorge der Krippen aufhört, und die innerhalb der Familie oder des Kindergartens, bezw. der Kleinkinderschule, einzutreten hat.

Der Eindruck, den alle die Räume der Krippe, Barbarossastraße 74, zum ersten Mal besichtigenden Besucher empfangen, ist ein so überaus fesselnder, daß man sich schwer entschließt, die Stätte wieder zu verlassen, die hier von der reinsten Menschenliebe den Kindern der Armut bereitet wurde. Für die das Ganze durchwehende Atmosphäre der Reinheit hat Frida Schanz in ihrem in der schon erwähnten Matinee im Königlichen Opernhause am 7. Januar von Clara Meyer gesprochenen schwungvollen Prolog feinfühligen Ausdruck gefunden:

„Das Ganze licht, wie ein gutes Gewissen!
Die Säle, die Bettchen, die Hemdchen, die Kissen
Gesund und sauber und weiß und weich!
Ein Stückchen irdisches Himmelreich!"

[1]) April 1899.

Was hier in der Sprache der Dichtung anmutend gesagt ist, läßt der prosaischen Beschreibung wenig übrig. Wenn selbst jemand mit der Absicht, eine kritische Musterung zu halten, die Räume durchwanderte, er würde in keinem auch nur im geringsten etwas zu bemängeln finden. Das beste und sicher unbefangenste Zeugnis stellen der Anstalt deren kleine Pfleglinge selber aus durch ihre Munterkeit und Artigkeit; untrügliche Zeichen von Behagen und Wohlbefinden.

Der Schlafraum für die Kleinsten, in dem wir zuerst Umschau hielten, läßt den Charakter der Ordnung und Sauberkeit, den Grundzug der Krippenleitung, auf den ersten Blick erkennen. Die den Nähertretenden freundlich anlächelnden Säuglinge liegen sämtlich in Kinderwagen gebettet, deren jeder mit einem leichten, hellen Behang versehen ist. Die Wagen sind numeriert, und wie jedes Kindchen seinen besonderen Wagen hat, so ist auch jeder Gegenstand, der zu seiner persönlichen Pflege und Wartung dient, durch Nummer vor Verwechslung geschützt. Die bis ins kleinste Detail durchgeführte Sauberkeit macht sich nicht bloß dem Auge bemerkbar, sie giebt sich auch durch die absolut reine Luft zu erkennen. Und unser Besuch fiel in die jetzige Jahreszeit, wo diese Segnung in vielen Familien des wohlhabenden Mittelstandes, die sich mit veralteten und oft nicht mehr gebrauchstüchtigen Heizvorrichtungen begnügen müssen, schmerzlich vermißt wird. Die Parterre-Räume, die sich der Berliner Krippen-Verein in dem mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Pestalozzi-Fröbel-Hause gesichert hat, sind durch Zentralheizung gleichmäßig durchwärmt; wie dieselbe auch den Wasch- und Bade-Einrichtungen zu gute kommt. Von den Säuglingen begaben wir uns zu den „Spielkindern" der Krippe, die gerade beim Mittagessen saßen und mit sichtlichem Genuß ihre Suppe auslöffelten. Sie haben ihren besonderen Schlafraum, in den sie nach Tisch geleitet werden, um auf den für sie mit Matratzen und wollenen Decken eingerichteten Lagerstätten bis drei Uhr ihren Mittagschlaf zu halten. Dann dürfen sie unter der Aufsicht und Anleitung der mit ihrer Beschäftigung betrauten Schwestern und Krippen-Damen im Spielzimmer bleiben, wo sich auch ein Laufgitter zu Gehversuchen für die Kleinen befindet. Mit der größten Zuvorkommenheit geleitete uns die Vorsitzende des Vereins, Frau Sallbach, und Frau Eichwede-Haniel, die Vorsitzende des Westenlokalkomitees, unter freundlichen Erläuterungen durch alle Räume — in die Aufbewahrungsstätten für die Bekleidungs- und Wäschestücke, für die Saugeflaschen 2c.; dann in die eigene Küche der Krippe, die Waschküche, das Badezimmer mit den blitzblanken Wannen und den nach der Nummer an der kachelbekleideten Wand hängenden Schwämmen. Sogar in das traute wohnliche Zimmer der leitenden Schwester Agathe durften wir treten, die mit rührender Aufopferung für das Wohl ihrer kleinen Pflegebefohlenen sorgt. Zum Beschluß sei nicht vergessen, die große mit beweglichen Glaswänden versehende Veranda zu erwähnen, die einen luftigen Sommeraufenthalt für die Krippenkinder hergiebt. Ganz zuletzt, beim Verlassen der Parterre-Räumlichkeiten, führte uns unser Rundgang hinunter in das Aufnahmezimmer, das im Souterrain eingerichtet ist. Hier sahen wir die Hüllen, Kleider und Wagen, in denen die Kinder zur Krippe kommen. Die Kleinen werden sofort, nachdem sie der Mutter abgenommen sind, entkleidet und gebadet.

Die Zeit der Abholung ist nicht fest bestimmt. Frauen, die einen weiten Weg von ihrer Arbeitsstelle haben, dürfen ihre Kinder bis acht Uhr und länger in der Anstalt lassen. Solchen, die der Krippe nahe genug sind, ist es für den Fall, daß sie ihren Säugling gern im Lauf des Tages einmal an die Brust nehmen wollen, gestattet, sich um die Mittagstunde zu diesem Zweck einzufinden.

In jeder der drei Krippen des Vereins ist Platz für 36 Kinder. Möchte das Interesse an den Bestrebungen des Vereins in dem Maße zunehmen, daß daraus dem Krippenwesen eine seinem Wert und der Bevölkerungszahl Berlins entsprechende Ausdehnung erwachsen könne!

Londoner Spezialitäten.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

I.

Der Hundekirchhof.

Wenn man durch Victoria Gate den Hyde Park betritt, sieht man rechts von dem Wärterhäuschen eine einfache Holzthür. Der Wärter öffnet auf Verlangen gern; wir treten ein, und stehen auf dem Hundekirchhof Londons.[1])

Zwar der Ausdruck möchte irre führen. Hier liegen nicht Hunde schlechtweg, sondern die aristokratischsten Hunde, die oberen Hunderte der Hunde von England.

Ganze Reihen der saubersten, gepflegtesten, zum Teil mit ganz frischen Blumen bedeckten Gräberchen liegen vor uns. Am Kopfende erheben sich die kleinen Marmortafeln, die meist unter genauer Bezeichnung des Todestages, manchmal sogar des Geburtstages, dem Andenken der geliebten Jacks, Jimmies, Scrapers, Robies und Scamps gewidmet sind. Einer „dear, gentle little Lily" ist sogar eine kostbare, halb gebrochene Marmorsäule, von marmornen Lilien umschlungen, geweiht.

Selbst wer mit einem warmen Herzen für treue Vierfüßler diesen Raum betritt, wer sich schließlich auch noch zu einem Verständnis dafür aufschwingen kann, daß man solchen lebenslangen stummen Gefährten ein Andenken sichern möchte, wird doch vor mancher dieser Inschriften wie vor einer Blasphemie stehen, wie erstarrt vor einer Herzensarmut, die solchen Reichtum von Liebe an Hunde verschwendet. Nur ein paar seien hier erwähnt. „My Towser", heißt es auf einem Marmor: „he was my faithful friend and constant Companion for 11 years, now I am lonely and heartbroken." Noch weiter gehen ein paar andere: „In loving memory of Toby. He was my friend, faithful and true to me. Parted, but never forgotten. The sunshine of the house has gone," und: „She brought the sunshine into our lives, but she took it away with her."

Viele dieser gebrochenen Herzen trösten sich aber mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen. „Only good night, dear little one", wünscht die eine. „Au revoir, chéri, si Dieu le veut," eine andere. Mehrfach finden wir die Inschrift: „Not one of them is forgotten before God." Einmal heißt es: „My dear little cat Chinchilla" — auch Katzen, Affen und Papageien finden sich vereinzelt in dieser erlauchten Gesellschaft, — „lovely, loving, and most dearly loved, poisoned July 31th. 1895. God restore thee to me, so prayeth thy ever loving mistress ἐλένη." (Das brutale poisoned bringt eine andere loving mistress nicht übers Herz, es heißt da: „She suffered — and those who loved her best, helped her to pass on.") Mehrfach kehrt wieder:

> There are men, good and wise, who say,
> That dumb creatures, we cherished here below,
> Shall give us kindly greeting when we pass the golden gate.
> Is it folly if we hope it may be so?

[1]) Selbstverständlich nicht eine städtische Institution, sondern ein von der Parkverwaltung sanktioniertes Privatunternehmen des spekulativen Thorwärters.

Einer „Betty“ wird folgende Inschrift gewidmet:

And when at length my own life's work is o'er,
I hope to find her waiting as of yore,
Eager, expectant, glad to meet me at the door.

Aber es sind nicht etwa nur loving mistresses, die das Bedürfnis empfinden, ihren Lieblingen so öffentlich nachzuklagen, es finden sich auch Inschriften mit der vollen Namensunterschrift von Männern. Ein Mr. Ramsey bringt seinen Hund, „his truest and dearest friend“, von Bern herüber, um ihn in englischer Erde zu bestatten. „In loving memory of darling Jocky“ heißt es auf einem anderen Stein: „a Scotch Collie, the most intelligent, faithful, gentle, sweet-tempered and affectionate dog that ever lived, and adored by his devoted and sorrowing friend Sir H. Seton Gordon, Bart.“ Von der Anbetung bis zur Hochachtung ist es nicht weit, und so wundern wir uns weiter nicht mehr, wenn wir lesen: „A Tribute of respect to two white pet cats, Bébé and Sam (his nephew)“, und es ist schließlich nur eine ganz begreifliche Konsequenz, wenn einem geliebten „Joe Follet“ nachgerufen wird: „Surely he was not a dog only, he was human.“ Und als human werden auch viele dieser Vierfüßler inbezug auf den Grabschmuck behandelt; es finden sich häufig die in katholischen Gegenden üblichen Wachskränze unter Glas auf den Gräbern. Ein Ehepaar, Mr. und Mrs. Tucker, bringt sogar die Photographie ihres treuen Pudels unter Glas an und widmet ihm auf dem Grabstein die zärtliche Reminiscenz: „What games we have had!“

Wenn man Glück hat, kann man hier manche seltsame Scene erleben.

Eine elegante Equipage hält vor dem Parkeingang. Ein betreßter Diener mit schwarzem Flor um Hut und Arm hebt einen glänzend polierten, mit Silber beschlagenen kleinen Sarg vom Rücksitz des Wagens und trägt ihn in feierlichem Schritt dem Kirchhof zu. Eine schluchzende ältliche Dame in tiefster Trauer folgt mit ihrer Jungfer. Vor dem offenen Grabe wird der Sargdeckel noch einmal gehoben. Der Sarg ist mit weißer Seide und Spitzen ausgeschlagen. Ein schwarzes Bologneserhündchen liegt darin, dem seine Herrin mit einem schluchzend gestammelten: „Good bye, my own darling“ noch ein Veilchensträußchen aufs Herz legt. Dann wölbt sich der kleine Hügel, und die Dame und ihre Jungfer bedecken ihn dicht mit den kostbarsten Parmaveilchen. Nach drei Tagen findet man die Veilchen ersetzt durch die herrlichsten Maiglöckchen, zu einer Zeit, wo jedes dieser Blümchen 2 Pence kostet.

* * *

Ich hatte genug von den Jimmies und Kitties und trat wieder in den Park hinaus. Drüben erklärte eine junge Dame der oberen Zehntausend, ein elegantes Hundepeitschchen als Zierrat in der Hand, in den zärtlichsten Tönen ihrem „Roby dear“, daß es die höchste Zeit für ihn sei, apportieren zu lernen. Eben zog sie schnell ihren Kleidersaum an sich, um ein Weib nicht zu berühren, das in Lumpen, wie man sie nur in London sehen kann, mit hungrigen, gehetzten Augen an ihr vorbei streifte.

Armes Weib! ja wenn du Roby hießest und die Vorsicht gebraucht hättest, als Lady's dog auf die Welt zu kommen! Auch auf deinem Grabstein wird man einmal kurz und drastisch dein Leben charakterisieren können: „Not human, but doglike.“

Blinde Klippen.

Erzählung

von

Minna Canth.

Autorisierte Übersetzung aus dem Finnischen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 103.)

VIII.

Arvi atmete schwer, und sein ganzer Körper brannte. Er murmelte wunderliche Worte vor sich hin. Die Augen rollten in ihren rotgesprengten Höhlen.

Alma war auf einen Schemel zu seinen Füßen niedergesunken und saß zusammengefallen da. Mina bot ihr Thee, aber sie schüttelte abweisend den Kopf.

Als John eintrat, neigte sie ihr Gesicht zu Arvis Bett. John stand eine Weile neben ihr, sah Arvi an und befühlte dessen Stirn.

„Vielleicht wird er uns noch gesund, wir dürfen wenigstens die Hoffnung nicht aufgeben."

Er blickte auf Alma.

„Du mußt sehr erschrocken sein."

Keine Antwort. Alma verharrte in derselben Stellung, so unbeweglich, daß sie kaum atmete. John legte die Hand auf ihre Schulter; ein Zittern durchlief ihren ganzen Körper, aber sie hob den Kopf nicht und änderte nicht die Stellung.

„Nicht so, Alma," sagte er. „Versuche, ruhig zu werden."

Er zögerte noch eine Weile, ehe er das Zimmer verließ. Erst, als die Thür sich hinter ihm schloß, erwachte Alma aus ihrer Erstarrung. Sie erhob sich nicht, sondern sank noch tiefer hinab, vom Schemel auf den Boden, sie fiel zusammen wie ein Bündel. Mit beiden Händen umklammerte sie den Bettfuß, preßte ihn, daß ihre Finger knackten und das Holz knirschte. Der körperliche Schmerz, den sie empfand, wirkte fast wohlthuend und lindernd auf die Angst der Seele.

Niemand war im Zimmer; das wußte sie, obwohl sie sich über alles übrige nicht ganz im klaren war.

Arvi war in einen betäubungsähnlichen Schlaf gesunken. Nun erwachte er und klagte. Alma kroch auf den Knieen zu ihm hin.

„Mama," sagte Arvi, „es thut mir weh im Kopf und im Hals."

Er seufzte und sah die Mutter an.

„Mama, fühle meine Stirn, wie sie brennt."

Alma näherte ihr bleiches Gesicht dem seinen.

„Ich kann nicht, Arvi," kam es flüsternd von ihren Lippen. „Meine Hände sind unrein. Aber sag' es niemandem."

Arvi schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Mama, ich fürchte mich. — Die Wand fällt auf mich."

„Sie fällt nicht. Aber auf deine Mutter fällt ein Mühlstein."

„Woher?"

„Von oben. Vom Himmel. Aber sag' es niemandem."

„Nein."

Schritte näherten sich. Alma zog sich auf den Schemel zurück. Der Arzt und John traten ein.

„Wir werden morgen sehen," sagte der Arzt, nachdem er Arvi untersucht hatte.

Dann wandte er sich an Alma.

„Aber wie steht's mit Ihnen, Frau Karell?"

John und er sahen einander an.

„Sie taugen heute nacht nicht zur Krankenwärterin," sagte er, Almas Puls fühlend.

Alma hatte nur die einzige Hoffnung, daß sie bald gehen würden. Das thaten sie auch,

sie atmete wieder leichter, als sie mit i allein war.

Später, des Abends, kam John mit einer dizinflasche in der Hand zurück. Sie mußte us nehmen, und dann kam Mina, um sie Nebenzimmer zu Bett zu bringen.

Sie ließ mit sich thun, was sie wollten, klich, daß John sie endlich allein ließ und ein Zimmer ging. Mina hatte die Decke r sie gebreitet; da war es nun so warm gut. Sie sah zu, wie Mina im Zimmer tierte, wie sie ihre Kleider aufhing, die ümpfe glättete, die Lampe niederschraubte Trinkwasser auf den Nachttisch stellte. h nachdem all dies geschehen war, bewegte sich auf den Zehen im Zimmer hin und ängstlich jedes Geräusch vermeidend.

Alma folgte ihren Bewegungen nicht mehr. war so wohl in der Bettwärme. Nerven Herz, alle Adern und Muskeln waren Ruhe gebracht. Ebenso die Gedanken und pfindungen. Die häßlichen Erinnerungen lüchtigten sich, das ganze Leben glitt in e Ferne. Friedvoll, wie eine Vision aus r andern Welt, erschien ihr durch die geschlossenen Augen die matt brennende pe und die übrigen in der Richtung ihres kes befindlichen Gegenstände. Mina huschte

hatte eine einsame Aue gesehen, hellen Mondschein, blinkendes Eis, eine dunkle Landzunge, Föhren, Haidekraut und —! Sie drückte die zusammengepreßten Hände gegen die Schläfen.

Es konnte nicht wahr sein!

Ihr Körper flog, die Pulsadern im Halse, im Kopf, im ganzen Körper hämmerten. War es dennoch wahr?

Mina kam herein. Almas angstvolle Blicke hängten sich an ihr fest.

„Wenn Sie ihn sehen könnten, Frau Karell. Er ist ganz geflammt.“

Alma starrte sie an, ohne zu hören oder zu verstehen. Starrte nur, weil sie sah, daß Minas Lippen sich bewegten.

„Herrgott, ist die Frau krank?“

Mina näherte sich.

„Soll ich in die Schule gehen und den Herrn Rektor holen?“

„Nein, nein!“

„Aber Sie sind krank.“

„O nein.“

„Können Sie aufstehen und zu Arvi gehen? Er muß wohl die Blattern haben.“

Alma versuchte aufzustehen. Es schwindelte vor ihren Augen, die Beine wankten, aber sie fiel doch nicht.

„Arvi die Blattern?“

um den Hals. Wie sie sich da zurechtfinden wird, da sie doch sagen, ich darf um keinen Preis zu ihr hinaufschauen, ich könnte die Ansteckung in den Kleidern mitbringen! — Bloß darum! Ich glaub' einmal nicht an solche Sachen. Kein Mensch wird krank, wenn's nicht Gottes Wille ist. Aber natürlich muß ich gehorchen, was kann ich thun!"

Mina räumte im Zimmer auf, während sie, ohne Antwort zu erwarten, weiter plauderte. Nun nahm sie mit ihrem Staubtuch den nächsten Stuhl in Angriff.

„Sie schauen so merkwürdig aus, Frau Karell. Wenn Sie nur nicht auch krank werden. Da wären wir schlimm daran."

„Ich werde nicht krank."

„Waren Sie gestern den ganzen Tag auf dem Eis? Ich dachte mir's gleich, als ich die Schlittschuhe nicht im Vorzimmer hängen sah, und hörte, wie Frau Leistin zum Herrn Rektor sagte —"

„Was sagte sie?" fragte Alma hastig und fuhr zusammen.

„Daß Sie mit dem Magister auf dem Eis vorbeigelaufen sind. Sie war verwundert, daß Sie noch nicht zurückgekommen waren, und wollte, der Rektor solle Sie suchen."

„Wann war das?"

„So zwischen sechs und sieben — weil es gerade sechs schlug, als wir zu Leistins gingen."

„Und was sagte der Rektor darauf?"

„Gar nichts sagte er. Aber unruhig muß er gewesen sein, das glaub' ich deshalb, weil er den ganzen Nachmittag nichts that, als im Speisezimmer auf- und abgehen."

„Trage dies schmutzige Wasser hinaus; es riecht übel."

Mina nahm den Eimer, die Scheuertücher und den Besen und ging.

Die Hände im Schoße gekreuzt, betrachtete Alma den schlafenden Arvi. Aber ihre Gedanken waren nicht fähig, sich mit ihm zu beschäftigen; sie waren alle in ihrem Kopf zu Eis erstarrt.

Der Arzt kam mit John, um nach Arvi zu sehen, fühlte ihm den Puls und fragte verschiedenes betreffs seines Zustands. Alma antwortete deutlich, wußte alles und verwechselte nichts. Treulich saß sie Tag und Nacht an seinem Bett, gab ihm zur bestimmten Zeit Medizin und frottierte den geschwollenen Hals morgens und abends, wie es der Arzt verordnet hatte. Aber alles, was sie that, geschah ohne Bewußtsein, als befände es sich außerhalb ihres Gedankenkreises. Es war eine andere Macht, die ihre Hände und Füße in Bewegung setzte. Sie selbst erschien sich vernichtet oder von ihrem Körper getrennt. Darum sah sie Menschen und Dinge um sich her wie in weiter Entfernung, und auch die Stimmen klangen in ihre Ohren wie aus der Ferne. Sie sah alles an wie ein Panorama oder etwas vollständig Fremdes. Bisweilen meinte sie zu schlafen; dann kniff sie sich in den Arm, um zu erwachen; aber obwohl sie den Schmerz empfand, blieb es beim Alten.

Arvis Zustand verschlimmerte sich Tag um Tag. Der Arzt gab keine Hoffnung mehr auf seine Wiederherstellung.

Es war der fünfte Abend nach seiner Erkrankung. John saß still und ernst auf einem Stuhl beim Kopfpolster, Alma wie zuvor auf einem niedrigen Schemel zu seinen Füßen. Ein schauerliches Schweigen war in dem Zimmer. Der Tod hielt seinen Einzug.

Arvis Hände und Füße waren eiskalt. Der Atem rasselte im Halse, der Körper zuckte. Die Augen hatte er unverwandt zur Decke gerichtet, als erwarte er etwas von dorther.

John war bleich, und die Falte zwischen seinen Augenbrauen wurde immer tiefer. Er sagte nichts, aber von Zeit zu Zeit zuckte es in seinem Gesicht, und die Augen waren gerötet.

Alma sah ihn an, während sie sich gegen die Bettkante lehnte. Lohnte es sich, so darüber zu trauern, daß der Knabe von Sünde und Elend scheiden mußte? Besser wäre es, der Tod nähme auch die anderen Kinder, ehe sie in Sünde und Schande versänken. Noch waren sie rein und unschuldig . . .

Wohl hatte Arvi jetzt große Schmerzen. Aber bald würde er Ruhe haben, ewige Ruhe im Schoß der Erde. Mißgönnte sein Vater ihm dies Glück? . . .

Ein letztes Rasseln, dann verstummte alles. John verbarg das Antlitz in den Händen. Alma saß unbeweglich wie eine Bildsäule. Warum erlosch nicht auch ihr Leben zu gleicher Zeit . .?

Ein weißer Sarg wurde für Arvi gebracht und darin ein blendend weißes Bett. In Spitzen und Myrthen ruhte er ruhig und friedlich, ohne von den Stürmen und Sorgen der Welt zu wissen. Derselbe stille Friede legte sich auch über seine ganze Umgebung, das Leben stockte gleichsam in der Nähe des Todes, die Besuche kamen und gingen mit lautlosen Schritten.

Es dröhnte hohl, als der Deckel zugeschlagen wurde. Dieser große, grobe Mensch in seinem dicken Wollrock kannte keine Rücksicht, keine Furcht, die Ruhe des Schlafenden zu stören.

Die Glocken läuteten. Der Sarg wurde auf den Leichenwagen gehoben, Pferde und Wagen warteten am Thor auf das Trauergeleit. Alma hatte die ganze Zeit in einem Lehnstuhl am Tisch gesessen. Die Besuche hatten sie begrüßt und sich dann im Zimmer zerstreut. Einige blieben bei ihr stehen, sprachen und fragten. Sie erwiderte dies oder jenes, wie es sich eben gab.

„Wie traurig! Ein so schönes Kind. Und Ihr einziger Knabe."

„Unser einziger Knabe."

„Und so rasch. War er denn eine Woche krank?"

„Fünf Tage."

„Nur fünf Tage? Das muß ein Schlag sein."

Zu Anfang waren alle still und ernst, insbesondere im Salon, wo Alma saß. Sie trachteten, Teilnahme in Ausdruck, Blick und Stimme zu legen, und zwangen sich, äußerlich ein Benehmen zu beobachten, das ihren inneren Empfindungen wenig entsprach.

Sobald sie aber in die andern Zimmer kamen, gewannen sie unvermerkt ihre Freiheit wieder. Die Herren hoben die Stimme, die Damen flüsterten und wurden lebhaft, einige lachten sogar.

Da begannen die Glocken zu läuten, John beugte sich zu Alma und sagte etwas zu ihr. Es war Zeit, aufzubrechen. Eine feierliche Stille breitete sich von Zimmer zu Zimmer. Das Gespräch verstummte, und man zog sich allmählich zur Thür hin.

Die Erde war gefroren. Der Wagen rasselte und schüttelte den Sarg unter dem schwarzen Baldachin. Das Grab aber war weich und schön mit Tannenreisig ausgeschlagen. Der weiße Sarg senkte sich hinab zwischen die grünen Zweige. Ringsum sammelten sich die Menschen, um ihn zu sehen. Der Priester sprach ein Gebet, warf Erde auf den Sarg und betete wieder. Alma hob die Augen nicht vom Grab. Sie hörte die Stimme des Priesters, aber die Worte verstand sie nicht; sie hörte auch den Wind in den Bäumen rauschen und wußte, daß Leute um sie her standen. Weshalb aber beschmutzte man den schönen Sarg mit der feuchten Erde?

Das Gebet war beendet, und der Priester erhob das Buch zur Stirne. Alle beugten das Haupt und verhüllten die Augen. Alma allein that es nicht. Sie starrte unverwandt hinab in das Grab, als wollte sie durch den Sargdeckel noch einmal die wohlbekannten Züge schauen. Und sie merkte nicht, daß die Leute sich nach und nach entfernten. Nur John und einige Männer blieben zurück. Sie nahmen Spaten und begannen Erde hinabzuschaufeln. Sie warfen die Erde so heftig, daß der Sarg jedesmal dröhnte. Es waren auch Steine unter der Erde, und der Sargdeckel krachte, wenn sie ihn trafen. Die letzte Ecke war bedeckt, und man sah nichts mehr als einen Erdhaufen, der sich höher und höher hob. Es drehte sich vor Almas Augen. Sie hob die Augen; die Bäume, die Kreuze, die Männer drehten sich. Dann ward alles finster; bewußtlos sank sie zu Boden.

IX.

„Ich habe es schon längst gefürchtet, da sie die ganze Zeit ohne Unterbrechung wachte, nichts aß und sich kaum vom Platz rührte. Wunderbar, daß sie es auch nur so lange ausgehalten."

„Wir wollen ihr etwas Stärkendes geben, vielleicht Eisen. Und abends die frühere Medizin. Es wird wohl vorübergehen: sie braucht nichts als Ruhe. Könnte man es nicht so einrichten, daß sie des Morgens nicht gestört würde?"

„Ja. Ich will in mein Zimmer übersiedeln. Denn ich muß ja doch zeitiger aufstehen."

So sprachen John und der Arzt, während Alma in ihrem Bett zum Bewußtsein zurückkehrte.

„Nun, Frau Karell," sagte der Arzt, als er sah, daß Alma die Augen öffnete, „nun dürfen Sie viele Tage nicht aus dem Bett heraus. Sie müssen zuerst all den Schlaf nachholen, den Sie in den letzten Tagen versäumt haben. Durch Medizin, wenn es nicht anders geht. Und durch Medizin wollen wir auch versuchen, Ihnen Eßlust zu machen."

Alma hörte zu. Sie sagte kein Wort, weder dafür, noch dagegen. Mochten sie mit ihr machen, was sie wollten. Tag um Tag lag sie zu Bett. Sprach nicht, klagte nicht und wünschte nichts, aber antwortete doch, wenn man sie um etwas befragte. Zumeist lag sie unbeweglich. Hie und da zuckte ihr Körper, ohne daß sie es wußte. Die Augen waren größer als früher, der Blick müde und matt.

Endlich fragte der Arzt eines Tages, ob sie nicht Lust habe, aufzustehen. Sie verneinte. Aber sie stand dennoch auf, als der Arzt es sie hieß.

Von nun an saß sie gleich still im Sofa. John war bei ihr, so oft seine vielfachen Arbeiten es erlaubten.

Er stellte ihr vor, daß sie ja noch drei Kinder hätten, und wie frisch, munter und liebenswürdig die seien. In ihnen müßten sie Trost finden. Derartige Sorgen und Schicksalsschläge müsse der Mensch eben durchmachen; das Leben verschone keinen damit, und man dürfe sich davon nicht niederschmettern lassen. Es nütze ja doch nichts, und das Unglück würde dadurch nur noch größer.

Alma erwiderte nichts, und aus ihrem geistesabwesenden Blick war schwer zu entnehmen, ob sie gehört hatte oder nicht. Sie preßte nur die verschlungenen Hände fester zusammen, aber John merkte es nicht.

Indessen schien es deutlich, daß sie am liebsten allein sei und die Gegenwart anderer sie gleichsam peinigte. Mina versuchte daher auch die Kinder entfernt zu halten und führte sie nur hie und da herein, um die Mutter zu begrüßen.

Sie saß immer auf derselben Stelle, in einer Ecke des Sofas. Sie schien es nicht zu merken, ja wandte nicht einmal den Kopf, wenn die Kinder im Zimmer lärmten oder irgend ein Gefäß in der Küche mit starkem Geklirr zerschlagen wurde.

Nur einmal ertönte eine Stimme im Salon, bei deren Klang sie zusammenzuckte und aufsprang. Als John dann eintrat, stand sie da, beide Hände auf den Tisch gestützt, den Blick entsetzt auf die Thür gerichtet.

„Kommst du nicht herein? Nymark ist da. Er fragt nach dir."

„Nach mir? Warum?"

Sie zitterte, und die Stimme stockte in der Brust. Aber alle Kräfte anspannend, fuhr sie fort:

„Ich kann nicht — muß mich bald legen. Ich bin so schwach."

„Du zitterst ja. Hast du Schwindel? Laß mich dich zu Bett bringen."

„Nein, nein, ich kann es allein. Geh nur hinein, daß er nicht kommt."

„Hierher? In dein Zimmer? Das thut er nicht."

„Geh doch jedenfalls, John."

John ging und schloß die Thür hinter sich. Nun aber faßte Alma eine neue Angst. Sie fürchtete, Nymark könnte es John sagen, alles erzählen . . . Sie versuchte ihrem Gespräch zu lauschen, konnte aber nur undeutliche Worte unterscheiden; sie zitterte heftig, ihre Gedanken verwirrten sich, und es dunkelte vor ihren Augen. Jeden Augenblick erwartete sie, daß John sich wieder in der Thür zeigen und mit Strenge Rechenschaft von ihr fordern würde.

Sie wiederholte sich, daß das ja unmöglich sei. Nymark würde es nicht thun, wenigstens nicht mit Absicht. Es war ja Wahnsinn, das zu fürchten.

Und dennoch fürchtete sie. Hätte sich der dunkle Schlund der ewigen Verdammnis plötzlich vor ihr geöffnet, ihre Seele wäre nicht in solchem Grauen zurückgebebt wie nun.

Ein schwacher Gedanke suchte sich noch in ihrem Geiste Platz zu schaffen.

„Und selbst wenn er es erzählte?" klang es in ihr; „ärger kann es nicht werden, als es jetzt ist. Möge alles zugleich an den Tag kommen! Dann bin ich von dieser Angst befreit. Es wäre besser gewesen, ich hätte selbst gleich alles erzählt. Mein ganzes Herz geöffnet."

Aber sie hörte nicht auf diese Stimme. Und bald verstummte sie; — die Angst hatte sie erstickt.

Im Salon wurde das Gespräch ruhig
gleichmäßig fortgesetzt. Die Worte klangen
lich zu ihr hinüber, aber sie konnte ihren
n nicht fassen. Sie fühlte ihren Kopf wie
n Klumpen, und ihr Herz war stumpf. Es
ihr, als müsse sie fallen oder als sei der
Funken ihrer Vernunft erloschen.
Endlich wurden Stühle gerückt, noch einige
te getauscht und dann entfernten sich die
nmen dem Vorzimmer zu. Und wieder
n Schritte zum Salon zurück; nur die
Person. Er war gegangen.
‚Du stehst immer noch da?“ sagte John,
er wieder eintrat.
Alma lächelte das Lächeln einer Wahn-
gen.
‚Komm ins Bett. Du bist nicht wohl,“
John.
Alma that, wie er wollte. Er gab ihr
der beruhigenden Medizin und betrachtete
nit Unruhe.
‚Wie soll ich den Mut haben, zum Land-
zu fahren, wenn du nicht gesund wirst?“
te er halb für sich selbst.
‚Ich werde gesund sein, John. Du sollst
, morgen geht es mir schon ganz gut.
n fährst du?“

Der Arzt war am nächsten Tage sehr zufrieden, als er sie in voller Arbeit mit der Näherin fand, umgeben von einem ganzen Haufen Hemden, Strümpfe und andere Kleidungsstücke.

„Gottlob,“ sagte er, „nun ist keine Gefahr mehr; John kann unbesorgt für ein halbes Jahr nach Helsingfors fahren, und wir werden uns hier einstweilen aufraffen und Kräfte sammeln.“

Alma nähte so eifrig, daß ihr die Hände zu zittern begannen. Sie brachte eine ungeheure Menge Kleider für Johns Reise in Ordnung. Was sie nicht bewältigen konnte, schickte sie zum Anfertigen außer Hause. Sie selbst saß vom frühen Morgen bis zum späten Abend und merkte nicht, daß sie mit ihrem Eifer die Arbeitskraft der Näherin und Minas erschöpfte, welch letztere sich die Arbeit ins Kinderzimmer nehmen mußte. Wollten dessen ungeachtet finstere Gedanken sich an sie herandrängen, so begann sie ein Gespräch mit der Näherin über dies und das, zumeist über die unbedeutenden Tagesereignisse, die sie nicht einmal soweit interessierten, daß sie daran dachte, was sie sagte oder die Antwort der anderen vernahm. Dann sah die Näherin sie verwundert an:

zurück, so hielt sie die Hand auf das Herz gedrückt und flüsterte: „Gott sei Dank, es war nur der und der!“

Ferner bemerkte die Näherin, daß sie niemals mit Trauer oder Bedauern von der bevorstehenden Abreise ihres Mannes sprach und sich gar nicht zu Herzen zu nehmen schien, daß sie nun für den ganzen Vorfrühling allein bleiben sollte.

„Wird es Ihnen nicht schwer werden, Frau Karell, so lange von dem Herrn Rektor getrennt zu sein?“ fragte sie einmal.

„Nicht im mindesten,“ erwiderte Alma. „Wenn es auf mich ankäme, so würde ich am liebsten ganz allein wohnen, weit draußen im Wald, so daß keiner mich finden könnte.“

„Aber da würden ja die Wölfe Sie fressen.“

„Und wenn auch, meinethalben!“

„Möchten Sie denn gern sterben?“

„Sehr gern.“

„Gott im Himmel, wahrhaftig? Zum Beispiel jetzt gleich?“

„Gleich im Augenblick.“

„Und Sie hätten nicht die geringste Furcht?“

„Wovor?“

„Nun, vor dem, was nach dem Tode kommt?“

Alma sah sie an. Sie erwiderte nichts, versank aber in Gedanken.

Dann reiste John ab. Während der letzten Tage hatte er Alma unablässig forschend betrachtet. Aber sie merkte es und zeigte sich stets heiterer Stimmung. Auch vor dem Arzt versicherte sie, daß sie sich gesund fühle und keine Schmerzen habe.

Aber wenn sie allein war, klang oft das Wort der Näherin in ihren Ohren: „Nun, vor dem, was nach dem Tode kommt.“

Eines Nachts hatte sie einen seltsamen Traum. Sie war im Reich der Toten. Finsternis und Grauen umgaben sie von allen Seiten, und Seufzer und Klagen erfüllten die Luft. Je länger sie wanderte, desto größer schien die Angst der Geister. Die Jammerrufe wurden immer deutlicher, sie erschollen von allen Richtungen, besonders aus dem Feuerschlund, dem sie sich näherte.

Blaue Flammen, Schlangen und Seelen, die sich darin wanden.

„Hölle der Ehebrecherinnen“ stand mit Feuerschrift darüber geschrieben.

Sie stürzte nieder, hörte das Weinen um sich und schrie selbst. Schrie, so daß sie erwachte. Schon wachend, schrie sie noch eine Weile, ehe sie sich klar gemacht hatte, daß es nur ein Traum gewesen.

Kalter Schweiß tropfte von ihrer Stirn, und dennoch fror sie. Es war dunkel und still um sie her. Noch durchschüttelte sie das Entsetzen des Traums. Sie nahm die Decke um sich und ging in die Küche.

„Jesus Christus, was fehlt der Frau?“

„Ich träumte so häßlich, ich mag nicht allein sein. Willst du nicht auf dem Sofa bei mir liegen, Maja Lisa?“

„Ja.“

Maja Lisa nahm Polster und Decke mit sich. Alma zündete die Nachtlampe an und stellte sie auf den Ecktisch am andern Ende des Zimmers.

„Was haben Sie geträumt?“ fragte Maja Lisa, als sie auf dem Sofa lag.

„Ich kann es nicht sagen.“

„War es so schauerlich? Sie haben gewiß vergessen, den Segen zu beten, ehe Sie zu Bett gingen. Wenn ich es je vergesse, so kann ich sicherlich die Nacht nicht schlafen.“

„Ich habe es in der letzten Zeit versäumt.“

„Guter Gott! Beten Sie denn nie mehr?“

„Nein.“

„Aber das ist schlecht.“

„Bete du für mich, Maja Lisa.“

„Ja, das will ich thun.“

Beide waren eine Weile still. Maja Lisas Atemzüge wurden schwer und gleichmäßig. Aber Almas Augen waren immer noch offen.

„Maja Lisa, schläfst du schon?“

„Was wünscht die Frau?“ klang eine schläfrige Stimme vom Sofa.

„Ich fürchte mich so.“

„Ja, wenn die Frau kein Gebet spricht. Das kommt daher.“

„Ich wage es nicht. Gott haßt mich.“

„Gott haßt niemand, sondern erbarmt sich über alle und vergiebt die Sünden, wenn der Mensch bereut.“

„Ich habe bereut, so entsetzlich bereut, aber es hilft nichts.“

Maja Lisa konnte hierauf nichts sagen. Sie hatte beten wollen und die Hände schon gefaltet auf die Brust gelegt. Aber der Schlaf

bekam Gewalt über sie, ehe sie noch in die Mitte des Vaterunsers kam, und ihre Augenlider schlossen sich.

„Maja Lisa," kam es wieder vom Bett der Frau, „kannst du nicht ein kleines Weilchen aufbleiben?"

„Ja." Sie setzte sich auf und rieb sich die Augen. Merkwürdig, wie schläfrig sie war.

„Man ruft mich zum Gericht."

„Herr Gott!"

„Komm näher. Halte mich."

„Liebe Frau, was fehlt Ihnen?"

„Ich wußte nicht, daß es so kommen würde. Es kam so plötzlich. Ich erwachte erst, als das Verbrechen geschehen war."

„Welches Verbrechen?"

„Und als es zu spät war. Wenn ich Blut geweint hätte, ich hätte es nicht mehr ändern können. Geschehen ist geschehen."

„Wovon spricht die Frau?"

„Wenn man mit geschlossenen Augen bis zum Rand des Abgrunds geht, so stürzt man hinein, ehe man es ahnt. Und keiner rettet einen. Oder hilft. Geschehen ist geschehen."

„Was soll man da thun? Sie redet irre."

Maja Lisa lief und weckte Mina.

„Gieb ihr Tropfen," sagte Mina. „Da wird sie immer ruhiger."

„Ich kann nicht, ich weiß nicht, wie. Komm' du mit!"

Mina widersetzte sich und schalt sie, kam aber doch.

„Geschehen ist geschehen," jammerte Alma unaufhörlich, sich stöhnend im Bette windend.

Sie hielt nur ein, um die Tropfen zu nehmen, die Mina ihr aus dem Löffel in den Mund goß.

„Mehr, mehr," sagte sie, obschon Mina die gewohnte Dosis in den Löffel gegossen.

„Darf man mehr geben, als verordnet ist?"

Sie sah Maja Lisa an.

„Mehr, mehr!" beharrte Alma.

„Gieb nur, das kann nicht gefährlich sein," ermutigte Maja Lisa.

Mina that, wie ihr geheißen.

„Seid still, es muß geheim bleiben, daß John nichts erfährt. Seid still!"

„Gott behüte! Der Herr Rektor wäre doch wohl nicht böse darüber?"

„Sprecht nicht so laut. Kein andrer weiß davon, als der Wald und das Haidekraut und die Steine."

„Sie redet irre," flüsterte Maja Lisa.

„Auf Erden weiß es niemand, aber im Tode wird es offenbar. Alles, alles!"

„Sie hat ganz sicher etwas auf dem Gewissen," meinte Mina.

„Usch, bleib du auch hier. Ich traue mich nicht, mit ihr allein zu sein."

Aber schon beruhigte Alma sich. Die Medizin that ihre Wirkung. Sie lag still, den Kopf unbeweglich auf dem weißen Kissen. Die Wangen waren bleich und der Blick matt.

Mina und Maja Lisa warteten, bis ihre Augen sich schließen würden. Aber sie schlossen sich nicht. Sie starrten bloß weit offen nach ein und derselben Richtung. Und ganz plötzlich erhellten sie sich wieder. Sie stand auf und wankte mit ausgestreckten Händen nach der Richtung, in die ihre Augen starrten.

„Wohin gehen Sie, Frau Karell?" fragte Maja Lisa, die ihr eben zunächst stand, und hielt sie an.

„Arvi, Arvi!" murmelte sie, ohne zu blinzeln vor sich hinstarrend.

Die beiden Mädchen drückten sie auf das Bett zurück.

„Es ist nichts. Sie reden irre. Schlafen Sie nur!"

Sie mußten sie halten, sonst wäre sie wiederum aufgefahren. Die Lippen bewegten sich, doch ohne deutliche Worte zu formen. Und unablässig, ohne zu blinzeln, starrten die Augen auf denselben Fleck, und die Lippen hörten nur auf, sich zu bewegen, um sich zu einem unheimlichen Lächeln zusammenzuziehen.

„Was kann sie sehen?" fragte Maja Lisa.

Mina schüttelte den Kopf.

Erst gegen Morgen schlief Alma ein. Sie schlief still und friedlich. Die Mädchen gingen auf den Zehen, lauschten das eine und andre Mal hinter der Thür und führten die Kinder in die entferntesten Zimmer. Nicht einmal da gestatteten sie ihnen, zu lärmen und zu tollen.

Maja Lisa war eben dabei, den Küchenboden zu fegen, als Alma plötzlich aus ihrem Zimmer herausgelaufen kam. Sie war im Nachtgewand und sah erschreckt aus.

„Warum laßt ihr mich allein, da ihr doch wißt, daß sie mich verfolgen?"

„Herrgott, wer?“

Alma antwortete nicht; sie begann sich zu besinnen.

„Ich friere,“ sagte sie schließlich.

„Ist das ein Wunder, meine liebe Frau, wo Sie ganz naß vom Schweiß sind. Gehen Sie nur schnell ins Bett zurück.“

„Nicht ins Bett. Ich will zu Arvis Grab. Wer kommt und hilft mir?“

„Aber können Sie das auch, Frau Karell?“

„O, ich kann; wenn ich nur erst angekleidet bin.“

„Ich werde Sie ankleiden. Und dann nehmen Sie wohl eine von uns mit. Wir lassen Sie nicht allein fahren, nachdem Sie bei Nacht so krank waren.“

„Nun bin ich ganz gesund. Doch ihr könnt mitkommen.“

Auf Minas Vorschlag nahm man einen Schlitten. Alma stieg ein, und Maja Lisa setzte sich auf den Kutschbock neben den Kutscher. Ein Peitschenknall, und fort ging's, daß der Schnee unter den Kufen knirschte. Eine alte Frau trat vom Wege beiseite und blickte ihnen nach.

Der scharfe Wind peitschte Almas Gesicht. Er erfrischte sie und befreite ihr Gemüt von dem Grauen der Nacht. Es war nur ein Traum gewesen, ein Phantasiebild ihres kranken Hirns. Niemand glaubte mehr an die Hölle oder den Teufel; gab es nach dem Tode irgend ein Gericht, irgend eine Strafe, so mußten sie anders beschaffen sein. Keine Hölle, kein Feuer . . . Nach dem Tode? Woher wußte man, daß es überhaupt ein Leben danach gab? Vielleicht war alles damit zu Ende.

Auf der Straße waren viel Leute. An einigen fuhren sie vorbei, andern begegneten sie. Alle sahen frisch und kräftig aus. Sogar die kleinen, zerfetzten Betteljungen, die einen Schlitten hinter sich herzogen und in ihre roten Hände bliesen. Und auch der Bauer, der eine Fuhre zur Stadt brachte und mit den Zügeln in der Hand neben dem Pferde einherging. Wie gern hätte Alma Leib und Leben mit ihnen tauschen mögen!

Das Pferd hielt bei der Friedhofpforte. Alma und Maja Lisa gingen hinein. Sie mußten zuerst ein Stück geradeaus gehen und dann rechts einbiegen, um zu Arvis Grab zu kommen. Der Schnee war weich, Almas Schuhe und Kleidersaum wurden naß. Ringsumher stand Grabkreuz neben Grabkreuz. Sie blieb stehen, um bald dies, bald jenes zu betrachten. Las den Namen, das Geburts- und Todesjahr und blieb noch eine Weile, als warte sie auf irgend eine Aufklärung über das Leben, das zwischen diesen beiden Jahreszahlen lag. Aber nichts verriet es. Stumm standen die Kreuze mit ihren kurzen Inschriften.

Und wie viele es waren! Unter jedem ruhte mindestens einer, unter einigen mehrere nebeneinander. Alle diese waren geboren worden, herangewachsen, hatten sich gefreut, hatten gesündigt, gelitten und waren gestorben. Ja, gesündigt hatten sie alle, die Erwachsenen mehr, die Kinder weniger. Aber war ein einziger von ihnen so verbrecherisch und so tief gesunken wie sie? . . . Würde auch sie hier ruhen können, so still und friedlich? . . . Würde ihr Grabmal es nicht den Überlebenden verkünden, wie wertlos und eitel ihr Leben gewesen und wie elend es geendet? Würde es nicht verkünden . . .

Sie flüchtete vor ihren eigenen Gedanken und trat hastig zu Arvis Grab, wo sie sich in den Schnee setzte.

„Thun Sie das nicht, liebe Frau, Sie erkälten sich,“ sagte Maja Lisa.

Alma hörte nicht. Sie hatte weinen wollen. Ehedem gaben die Thränen ihr einen so süßen Trost, mit ihnen floß alle Qual und Angst aus dem Herzen. Aber sie hatte keine Thränen mehr. Und auch die hätten ihr nicht geholfen. Keine Thränenfluten hätten das Geschehene ungeschehen machen können.

Die Kreuze nahmen ein drohendes Aussehen an. Sie erschienen ihr wie kalte, hartherzige Feinde, die sie von allen Seiten angriffen. Die schwarzen Buchstaben grinsten sie an; sie sagten ihr, sie habe bis zum letzten Augenblick ihren Mann belogen und betrogen, habe sich noch in der Abschiedsstunde von ihm umarmen lassen, in dem Glauben, daß sie ein treues, sittsames und ehrbares Weib sei. Und sie sagten ihr, ihre Zeit sei gekommen, und das Gericht rufe sie. Gottes Gnade habe sich von ihr gewandt, der Tod wolle ihr Gebein.

Sie griffen sie an, sie näherten sich, kamen von weither herbei und drängten sich um sie und beugten sich zu ihr nieder. Von oben drohten die nackten Zweige der Bäume und peitschten boshaft und tückisch die Luft . . . Wenn sie sänge, vielleicht würden sie einhalten?

Und sie sang:

„Tot Gebein, tot Gebein, des Herrn Gnade wendet sich."

Maja Lisa lief nach dem Kutscher, und sie führten Alma zum Schlitten. Maja Lisa setzte sich neben sie und hielt sie mit beiden Händen fest. Der Kutscher gab dem Pferd einen Schlag und ließ es laufen, was es konnte. Die Leute auf der Straße und an den Fenstern sahen nur flüchtig die im Schlitten sitzende Frau wanken und schwanken, und die Zunächststehenden hörten sie etwas sagen. Aber nur Maja Lisa und der Kutscher konnten die Worte unterscheiden:

„Tot Gebein, tot Gebein, des Herrn Gnade wendet sich."

„Gehirnentzündung," sagte der eiligst herbeigerufene Arzt.

Er stand neben Almas Bett und sah, wie es unaufhörlich in dem einen Arm und Bein zuckte.

„Da ist nichts zu machen. Aber wir müssen dem Rektor telegraphieren."

Maja Lisa eilte in des Rektors Zimmer, um Papier und Tinte zu holen. Als sie gefunden, was sie suchte und ins Schlafzimmer zurückkehren wollte, läutete die Vorzimmerglocke. Es war ein Junge mit einem offenen Couvert. In der Zerstreutheit entnahm sie dem Couvert eine Visitenkarte und sah, daß sie von Nymark war, der Frau Karell für den folgenden Tag zu einer Schlittenpartie lud.

„Herr Gott!" seufzte Maja Lisa und brachte sie dem Doktor.

Der Arzt schrieb auf die Kehrseite der Karte:

„Wende dich an andere. Frau Karell liegt schwer krank."

Die Karte wurde in dasselbe Couvert zurückgelegt und dem Burschen übergeben.

Alma aber fuhr fort, leise zu singen:

„Tot Gebein, tot Gebein, des Herrn Gnade wendet sich."

Der Arzt besorgte Eisbeutel auf den Kopf und verordnete Medizin. Als die Mädchen ihm klagten, sie könnten sich allein, gab er Auftrag, eine Krankenschwester zu Hilfe zu nehmen.

Alma phantasierte unaufhörlich. Die Grabkreuze und nackten Bäume waren verschwunden, an ihrer Statt umgab ein großer Haufe böser Geister ihr Bett. Sie zuckten sie und wollten sie mit Gewalt zu dem brennenden Ofen schleppen, in dessen Flammen sich die Ehebrecherinnen wanden. Sie schlug mit Händen und Füßen nach ihnen, um sie sich vom Leibe zu halten. Aber flüchteten sie auf der einen Seite, so stürzten sie brüllend und unsinnig lachend von der andern Seite herbei. Sie raste die ganze Nacht und den folgenden Tag; der Schweiß strömte ihr über das Gesicht und den ganzen Körper hinab. Aber im Kopf hatten es die Bösen zuwege gebracht, heimlich Feuer einzuschmuggeln, und dieses Feuer konnten keine Eisbeutel löschen, denn es war von der Glut der Ewigkeit genommen.

Erschöpft von der gewaltsamen Bewegung und nicht mehr fähig, die Arme zu heben, blieb sie endlich still liegen. Nun aber stürzten sie alle triumphierend herbei. Die kleineren kletterten überall längs der Bettwände und des Fußendes empor, hüpften und tanzten auf der Decke und brachen in schallendes Hohngelächter aus.

Sie ließ sie lachen und schloß die Augen . . .

„Nun dürfte sie endlich einschlafen," flüsterte Maja Lisa der fremden Wärterin zu.

Doch noch einmal öffnete Alma die Augen, als unten auf der Straße in langer Reihe Schellenglöckchen erklangen.

„Sieh doch, Maja Lisa," sagte Mina, die die Gardine etwas beiseite geschoben hatte. „Eine Schlittenpartie."

Sie zählten über zwanzig Pferde und suchten herauszufinden, mit wem jeder fuhr.

„Sieh doch, Magister Nymark. Wer saß denn neben ihm?"

„Ich kenne sie nicht. Aber schön war sie."

„Weißt du, daß er gestern unsere Frau einladen wollte?"

„Ja, du hast es mir erzählt. Sie wäre gewiß gern mitgefahren, wenn sie gesund gewesen wäre."

„Nun wird sie wohl diese Vergnügungen für immer lassen müssen."

Sie zogen die Gardine vor, warfen einen Blick auf Alma, die nun wirklich schlief, und schlichen auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer.

* * *

Am neunten Tage danach stand wieder eine Menschenmenge um ein geöffnetes Grab. Der Priester las den gewohnten Text, warf Erde auf den Sarg und sprach noch ein Gebet. Als er geschlossen hatte, drängten sich auch die Fernerstehenden heran, um den Sarg zu sehen, der Almas Leib umschloß. Sie warfen dabei teilnehmende Blicke auf John, in dessen Antlitz und ganzer Haltung sich tiefe Trauer, gepaart mit einer männlichen Selbstbeherrschung, ausprägte. Maja Lisa und Mina standen nebeneinander auf der andern Seite des Grabes. Sie hatten so geweint, daß ihre Augen geschwollen waren, und sie weinten noch. Die kleine Lypli auf Maja Lisas Arm weinte auch, weil alle andern weinten, Papa und Ella und alle. Und sie weinte und wollte nicht aufhören, obwohl Tante Leistin sie küßte und mit ihr sprach. Nur Helmi weinte gar nicht, sondern schaute nur verwundert um sich, legte dann ihren Arm um Minas Hals und lehnte ihr Köpfchen an deren Wange. Und Mina drückte sie fest an sich und schluchzte noch heftiger.

Du bist bei mir.

Leise in der Nacht,
Wenn kein Auge im müden Dorfe wacht,
Faß ich den alten Wanderstab
Und schreite die dunkle Straße hinab.

Wie's um mich singt!
Wie's aus allen Tiefen empor sich ringt
Und mit leisem Klang
Wandert die stille Welt entlang!

Wehmütige Sehnsucht steigt
Aus dem Dunkel herauf und neigt
Sich leise raunend mir zu .....
Und diese Sehnsucht bist du.

In der Stille der Nacht,
Auf weichen Sohlen, leise und sacht,
Treulich mir zugesellt
Schreitest du mit mir durchs schlummernde Feld.

Wilhelm Tobsien.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Erklärung.

Da auf der vierten Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zu Dresden die unwahre Behauptung, der Bund habe bei seiner Begründung die Arbeiterinnen zurückgewiesen, durch Frl. M. Lischnewska und Frau Cauer abermals wiederholt worden ist, so erkläre ich, als Leiterin der Verhandlungen, die der Begründung des Bundes deutscher Frauenvereine im März 1894 vorausgingen, nochmals ausdrücklich, daß weder von mir noch von irgend einem andern Mitglied der Versammlung der Ausschluß der Arbeiterinnen-Vereine als solcher beantragt worden ist. Ich selbst würde damit meiner 30jährigen Vereinsthätigkeit ins Gesicht geschlagen haben. Es ist lediglich von mir und andern die Nichtaufnahme politischer Vereine in den Bund beantragt worden. Das mußte geschehen aus dem einfachen Grunde, weil der Zusammenschluß politischer Vereine in Deutschland verboten ist. Daß es politische Frauenvereine im eigentlichen Sinne nicht giebt, war uns dabei allen klar; daß aber bei der bei uns leider üblichen Auslegung des Vereinsgesetzes die sozialdemokratischen Arbeiterinnen-Vereine unter den Begriff politische Vereine fielen, haben verschiedene Auflösungen solcher Vereine bewiesen. Es war einfach Pflicht, die Existenz des Bundes nicht durch die Aufnahme solcher Vereine zu gefährden.

Obwohl ich bereits, als in der Versammlung vom 29. März 1894 der Gegenstand zuerst berührt wurde, mich deutlich in diesem Sinne ausgesprochen hatte, nahm ich dennoch, als mir aus der Diskussion die Möglichkeit eines Mißverständnisses entgegentrat, nochmals Gelegenheit, ausdrücklich zu erklären, daß uns die Arbeiterinnenvereine als solche hoch willkommen seien. Und als dann die von bürgerlichen Frauen, nicht von Sozialdemokratinnen zuerst verbreitete, auf dem erwähnten Mißverständnis beruhende unrichtige Mitteilung, der Bund habe die Arbeiterinnen zurückgewiesen, ihren Weg durch die Zeitungen machte, hat der Vorstand des Bundes eine Erklärung an die Presse versandt, aus der ich folgenden Satz hier nach der deutschen Hausfrauenzeitung vom 22. April 1894 citiere, um zu zeigen, daß vom Vorstand schon damals die jetzt noch immer dreist wiederholte Behauptung, der Bund habe die Arbeiterinnen ausgeschlossen, energisch zurückgewiesen worden ist. Es heißt dort:

„Da das Vereinsgesetz einen Zusammenschluß politischer Vereine verbietet, so ist auch ein Anschluß sozialdemokratischer Vereine an den Bund unmöglich. Vereine von Arbeiterinnen, die ihre Fortbildung und die Verbesserung ihrer Lage zum Zweck haben, sind selbstverständlich ebenso willkommen, wie Vereine von Frauen aus anderen Kreisen mit dem gleichen Zweck, wie das auch von der Vorsitzenden klar und deutlich ausgesprochen ist."

Da nach dem nochmaligen Abdruck dieser Erklärung von einem Mißverständnis nun nicht weiter die Rede sein kann, so kann ich jede weitere Wiederholung der erwähnten Behauptung nur als Verleumdung bezeichnen.

Leipzig, Nov. 1900. Auguste Schmidt.

Eine kleine Studie zur „Frauenbewegung".

Von Helene Lange.

In der Zeitschrift „Die Frauenbewegung" Nr. 20 d. Js. wiederholt Frau Minna Cauer nochmals die von mir auf der Dresdner Generalversammlung widerlegte Behauptung, es seien bei Begründung des Bundes deutscher Frauenvereine die Arbeiterinnen als solche zurückgewiesen worden. Ebenso behauptet sie nochmals, unter den vier gegen die Beschlüsse des Bundes protestierenden Frauen habe sich auch Frau Gnauck-Kühne (anstatt Frau Gebauer) befunden. Die Stelle der „Frauenbewegung" lautet folgendermaßen:

„Fräulein Helene Lange bestritt die Thatsache, daß bei der Gründung des Bundes die Arbeiterinnen ausgeschlossen worden seien; nur in bezug auf die Arbeiterinnenvereine, die man als politische ansehen müsse, träfe das zu; den Einwurf, daß es keine politischen Arbeiterinnenvereine gab, und nach Maßgabe des Vereinsrechtes gar nicht geben konnte [1],

[1] Gegen die hier von Frau Cauer aufgestellte Behauptung werde ich nachher als klassischen Zeugen — Frau Cauer selbst anführen.

ließ sie unbeachtet. Unbegreiflich erscheint es, wie Frl. Helene Lange die historische Thatsache ableugnen kann, daß bei der Gründung des Bundes ein derartiger Ausschluß erfolgt ist, denn warum hätten Frau Lina Morgenstern, Frau Gnauck-Kühne, Frau von Gizycki und ich damals sofort mündlich dagegen protestiert mit der dringenden Warnung vor den Folgen eines solchen Fehlers? Warum, so fragen wir, ist denn früher nie die Thatsache des Protestes dieser vier Frauen vom Bundesvorstand auf Grund eines sicherlich vorhandenen Protokolls abgeleugnet worden? Daß Frl. Helene Lange den mündlichen Protest dieser vier Frauen mit einer Petition verwechselt, welche im Jahre 1895 von Frau Gerhard, Frau von Gizycki und mir dem Reichstage eingereicht worden ist, die Änderung der einzelstaatlichen Vereinsgesetze betreffend, gehört allerdings zu jenen Ungeheuerlichkeiten, welche uns so oft in Erstaunen setzen, wenn wir mit den Anhängern älterer Richtung verkehren. Jene beiden Sachen haben gar keinen Zusammenhang. Historische Thatsachen richtig zu stellen ist Pflicht, die historische Wahrheit duldet keine Beugung, und Verwechslungen sind zurückzuweisen."

Den beiden letzten Sätzen stimme ich unbedingt zu. Zwar rechne ich einen Gedächtnisirrtum, der in der Diskussion begangen wird, wo einem keinerlei Quellen zu Gebote stehen, so wenig zu den „Ungeheuerlichkeiten", daß ich die von Frau Cauer in Dresden begangene Verwechslung von Frau Gebauer mit Frau Gnauck-Kühne in meinem Artikel in der Novembernummer der „Frau" gar nicht einmal erwähnt habe. Ganz anders liegt die Sache nach den oben angeführten, mit dem Pathos sittlicher Entrüstung gegen die „Anhänger älterer Richtung" (!) vorgebrachten gedruckten Beschuldigungen. Gehen wir also an die „Richtigstellung der historischen Thatsachen".

Dazu wird uns nun vor allem eine kleine unscheinbare Fußnote verhelfen, die sich unter den oben erwähnten Auslassungen von Frau Cauer befindet und zu interessant ist, als daß sie verdiente, nur Fußnote zu bleiben. Das Schicksal solcher Fußnoten ist bekanntlich oft, übersehen zu werden. Ich möchte mich daher ihrer annehmen und sie hier zu genauerer Betrachtung in den Text einrücken. Diese Fußnote lautet:

„Frau Gebauer, die Vorsitzende des Vereins von Hebeammen, hatte ihre Zustimmung zu der Haltung der vier genannten Frauen bei der Gründung des Bundes nur durch Zwischenrufe bekundet, eine später in den Tagesblättern veröffentlichte Erklärung behufs Rechtfertigung von Angriffen der liberalen Presse wurde von ihr mitunterzeichnet, von Frau Gnauck-Kühne dagegen nicht."

Diese kleine Fußnote ist deswegen so interessant, weil die darin so beiläufig erwähnte, „später" veröffentlichte Erklärung gerade die ist, von der Frau Stritt und ich in Dresden behaupteten, daß sie von Frau Cauer, Frau von Gizycki, Frau Lina Morgenstern und Frau Gebauer erlassen worden sei. (Die nur momentane, und, wie Frau Stritt sofort erklärte, von ihr veranlaßte Verwechslung der Namen Gerhard und Gebauer ist auch von ihr selbst vor der ganzen Versammlung sogleich berichtigt worden, so daß Frau Cauer jeder Vorwand fehlt, jene „ungeheuerliche" Verwechslung mit einer später erschienenen Petition auch jetzt noch ihren Lesern als Thatsache vorzuführen.)

Diese Erklärung erschien „später" — ja, das ist buchstäblich wahr, sie wurde nämlich **genau einen Tag später** abgefaßt, am 30. März 1894, als dem Tage, der dem Sitzungstag unmittelbar folgte, und zwar nicht „behufs Rechtfertigung von Angriffen der liberalen Presse," (ich gestehe zwar, daß mein Deutsch zum vollen Verständnis dieses Satzes nicht ausreicht), sondern als Beschwichtigung des „Vorwärts" auf eine spöttische Notiz hin, die er am 30. März unter dem Titel: „Ein Frauenkongreß" gebracht hatte. Da nun diese Erklärung selbst, die am 31. März im „Vorwärts" erschien, der unscheinbaren kleinen Fußnote nicht beigefügt ist, so gestatte ich mir, sie hier zum Abdruck zu bringen. Sie dürfte doch zu manchen überraschenden Folgerungen führen. Sie lautet:

„Die unterzeichneten Frauen, welche von ihren Vereinen zur Konstituierung des Bundes deutscher Frauenvereine delegiert worden sind, erklären, daß der in Nr. 73 des „Vorwärts" veröffentlichte Bericht über jene Versammlung, überschrieben „ein Frauenkongreß", insofern nicht richtig ist, als die in Anführungsstrichen angeführten Worte: „Man wolle die Sozialdemokratie u. s. w. . . . fernhalten", nur Worte der Vorsitzenden waren und die Unterzeichneten gegen den Ausschluß der sozialdemokratischen Arbeiterinnenvereine Einspruch erhoben haben.

Frau Schulrat Cauer,
Delegierte des Hilfsvereins für weibliche Angestellte.
Frau Olga Gebauer,
Delegierte des Berliner Hebammenvereins.
Lily v. Gizycki,
Delegierte der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Lina Morgenstern,
Delegierte des Vereins der Volksküchen und des Berliner Hausfrauenvereins.

Es sei hier zunächst die kleine Unwahrheit berichtigt, daß nur die Vorsitzende, Auguste Schmidt, gegen die Aufnahme sozialdemokratischer, d. h. überhaupt politischer Vereine, gesprochen habe. Es trat eine Reihe von Rednerinnen dagegen auf, und schon der Umstand, daß nur vier Frauen Protest erhoben, beweist, daß die Majorität der Versammlung mit dem Ausschluß sogenannter politischer Vereine aus dem jungen Bund völlig einverstanden war.

Aus dieser Erklärung ergeben sich nun noch nachstehende interessante Folgerungen:

1. Am 30. März 1894 wußte Frau Schulrat Cauer sehr wohl, daß nur von einem Ausschluß der sozialdemokratischen Arbeiterinnenvereine die Rede war.

2. Am 30. März 1894 braucht Frau Cauer selbst den Ausdruck „sozialdemokratische Arbeiterinnenvereine", obwohl sie heute behauptet, daß ein solcher Ausdruck unanwendbar sei und gewesen sei.

3. Frau Gnauck-Kühne soll am 29. März mit Frau Cauer zusammen gegen den Ausschluß sozialdemokratischer Arbeiterinnenvereine mündlich protestiert haben, läßt sich aber am 30. nicht bereit finden, den viel wichtigeren schriftlichen Protest für den „Vorwärts" zu unterzeichnen. Sie muß also entweder in der Nacht vom 29. auf den 30. März anderer Meinung geworden sein — eine plötzliche Wandlung, die psychologisch schwer erklärbar ist — oder sie muß nicht den Mut ihrer Meinung gehabt haben, eine Annahme, zu der ihr ganzes Wirken keinerlei Veranlassung bietet.

4. Frau Cauer, der heute an der Kameradschaft von Frau Gnauck-Kühne gerade bei dem mündlichen Protest so viel gelegen ist, erwähnt dieser angeblichen, für sie allerdings sehr wichtigen Thatsache in der Erklärung im „Vorwärts" mit keinem Worte, sondern sagt ausdrücklich nur, daß die Unterzeichneten gegen den Ausschluß der „sozialdemokratischen Arbeiterinnenvereine" Einspruch erhoben hätten.

Will man nicht zu den absurdesten Annahmen kommen, so läßt sich nach allen Regeln der Quellenkritik aus dieser Notiz im Vorwärts nur eines folgern: Die vier im Vorwärts protestierenden Frauen sind dieselben, die mündlich für den Anschluß sogenannter politischer Vereine an den Bund eingetreten waren. Frau Gnauck-Kühne befand sich unter diesen so wenig, wie sie unter dem Protest im „Vorwärts" steht.

Und so verhält es sich in der That.

Aber Frau Gnauck-Kühne hat nicht nur nicht mit Frau Cauer für die Aufnahme politischer Vereine, sie hat sogar mit Auguste Schmidt, Frau von Forster, Frau Betty Naue und anderen dagegen gesprochen. Sie ist auf das wärmste für die Arbeiterinnen als solche eingetreten, und hat auf das schwere Unrecht hingewiesen, das in der Gleichgiltigkeit der sogenannten gebildeten Frauen gegen die gedrückte Lage der Arbeiterinnen liege. Sie hat sich aber ebenso entschieden gegen die Verbindung mit den sozialdemokratischen Arbeiterinnenvereinen ausgesprochen.

Und damit hat sie — um das gleich hinzuzufügen — völlig im Sinne dieser Vereine selbst gehandelt. Schon die nächste Nummer des Vorwärts (1. April 1894) bringt eine längere Ausführung einer Sozialdemokratin, die ganz offen fragt: „Was sollen wir auf einem solchen Kongreß?" Die Sozialdemokratie kenne keine besondere Frauenbewegung; die Partei als solche kämpfe für die Rechte der Frau, die aber auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung nicht zu erringen seien. Zum Schluß fordert sie die bürgerlichen Frauen auf, zur Sozialdemokratie überzutreten.

Sie hat von ihrem Standpunkt aus genau ebenso recht, wie der Bund von seinem. Eine prinzipielle Verständigung ist eben unmöglich. Der einzige Weg ist und bleibt der, für den der Bund sich damals und jetzt wieder in Dresden erklärt hat: das warme Interesse von Mensch zu Mensch, das sich in erster Linie in einem thatkräftigen Eintreten der bürgerlichen Frauen für die Arbeiterinnen zu zeigen hat. Nun ist es charakteristisch, daß alle die vorhin genannten Rednerinnen, die sich gegen eine Verbindung mit den politischen Vereinen erklärt haben, mit tüchtiger energischer Arbeit für die Arbeiterinnen eingetreten sind. Und das scheint mir wichtiger als Worte machen.

Ich habe nun nur noch auf ein paar von Frau Cauer gestellte Fragen kurz zu antworten. Sie fragt, warum „die Thatsache des Protestes der vier Frauen vom Bundesvorstand nie abgeleugnet" worden sei? Ich möchte wohl wissen, wie der Bundesvorstand dazu kommen sollte, abzuleugnen, daß diese vier Frauen protestiert haben. Die in ihrem Protest aufgestellte Behauptung aber hat er in einer im April 1894 an die Presse verschickten Berichtigung für unwahr erklärt. Nach dieser, später noch mehrfach wiederholten Erklärung konnte niemand im Zweifel darüber bleiben, daß dem Bund alle Arbeiterinnenvereine, die nicht durch die bei uns leider übliche Handhabung des Vereinsgesetzes als politische angesehen werden konnten, von Herzen willkommen seien.

Und nun genug und übergenug. Es ist ein Jammer, daß man Zeit und Kraft an solche Dinge verschwenden muß, aber „die historische Wahrheit duldet keine Beugung, und Verwechslungen sind zurückzuweisen". Außerdem lag mir daran, die Methode, nach welcher in der Zeitschrift die „Frauenbewegung" historische Thatsachen richtig gestellt werden, ein für allemal zu beleuchten. Ein zweites Mal werde ich die Zeit und Geduld meiner Leser sicherlich nicht wieder dafür in Anspruch nehmen.

London, im November 1900.

---

* **An der Berliner Universität** sind in diesem Winterhalbjahr bis jetzt 371 Frauen zugelassen. Darunter sind 253 Deutsche und 118 Ausländerinnen; aus Berlin stammen 111. Der Religion nach sind 236 evangelisch, 101 mosaisch, 16 katholisch, 9 griechisch-katholisch, 3 orthodox, je 2 armenisch-gregorianisch und protestantisch-presbyterianisch, 1 ist Dissidentin. Unter den 101 Damen

mosaischen Glaubens sind allein 53 Russinnen. Von den Ausländerinnen sind 66 aus Rußland, 31 aus Amerika, 4 aus Schottland, 3 aus England, je 2 aus Frankreich, Rumänien und Bulgarien, je 1 aus Oesterreich, Schweden und aus der Schweiz. Von den 371 Damen studieren 6 Theologie (1 Religionsphilosophie), Jura studieren 2, Medizin 27. Die übrigen 338 pflegen die verschiedenartigen Fächer der philosophischen Fakultät. Bevorzugt werden von den Frauen Litteraturgeschichte, Sprachen und Kunstgeschichte, eine nicht unerhebliche Zahl betreibt auch Naturwissenschaften und Nationalökonomie. Die Zahl der studierenden Frauen ist gegen das vorige Winterhalbjahr zurückgegangen. Die Ursache liegt in den verschärften Bestimmungen für die Aufnahme der Russinnen. Numerisch hat sich das Frauenstudium an der Berliner Universität folgendermaßen entwickelt. Seit dem Sommerhalbjahr 1896 waren hier zugelassen: 40, 96, 116, 193, 169, 241, 186, 431, 301, und in diesem Winter sind es 371.

* **Die Gymnasialkurse für Mädchen,** deren Einrichtung die Abteilung Frankfurt des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium" übernommen hat, werden Ostern 1901 ihre unterste (fünfte) Klasse eröffnen. Die Schul- und Lehrordnung der Gymnasialkurse, die auch alle näheren Bedingungen des Eintritts und Besuchs enthält, liegt bereits im Druck vor und ist von der Vorsitzenden der Abteilung Frankfurt des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium, Frl. Dr. Winterhalter, zu beziehen.

* **Der Pommersche Provinzial-Lehrerverband** machte die Lehrerinnenfrage zum Gegenstand der Verhandlungen seiner diesjährigen Generalversammlung. Die Thesen, die in einem 2½ stündigen Vortrag zur Annahme empfohlen wurden, erklärten die Lehrerin für körperlich und seelisch weniger geeignet zum Lehrberuf, als der Mann es sei, für weniger geeignet auch wegen „gewisser Einseitigkeiten und Leiden, für welche die Ursache in der gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts und in der Ehelosigkeit zu suchen ist," außerdem für entbehrlich, da der Einfluß des Weibes in den meisten Fällen schon durch die Familienerziehung gebührend zur Geltung komme ꝛc. Sie schaden, so lautet Punkt 4 der 1. These, oft der Schule und den Lehrern dadurch, a) daß sie hierarchischen Einflüssen leicht zugänglich sind, b) daß sie die männlichen Lehrkräfte aus den besser dotierten Stellen verdrängen(!). Was für die Verwendung der Lehrerinnen schließlich zugestanden wurde, entsprach etwa den oben festgestellten Ansichten über ihre erziehlichen Fähigkeiten.

In der Debatte, in der die zweite Vorsitzende des Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen, Fräulein Lischnewska, als Hauptopponentin gegen den Referenten auftrat, zeigte sich bemerkenswerter Weise, daß unter den auftretenden Rednern die Mehrzahl nicht mit dem Referenten übereinstimmte, wenn auch die Majorität der Versammlung sich in den wesentlichen Punkten auf seine Seite stellte. Wer sich wundert, daß solche Verhandlungen mit solchen Resultaten überhaupt noch möglich sind, der ziehe in Betracht, daß man es eben mit „Hinterpommern" zu thun hat.

* **Das zweite philologische Staatsexamen** bestand Frl. Margarethe Heine in München mit der Note I. Sie erhält dadurch die Lehrbefähigung für alle Klassen des humanistischen Gymnasiums. So ist auch Bayern in der Zulassung zum Examen pro facultate docendi Preußen vorangegangen, und man kann nur wünschen, daß das Bei piel wirkt.

* **Die Organisation der Porzellanarbeiterinnen in Österreich** ist Gegenstand folgender interessanter Notiz der „Sozialen Praxis" (Nr. 6):

Die Union der Glas- und keramischen Arbeiter und Arbeiterinnen Österreichs war eine der ersten Branchenorganisationen, welche die Wichtigkeit der Arbeiterinnenorganisation erkannt hat und mit vollem Ernst an die Organisierung der Arbeiterinnen ihrer Branche geschritten ist. Die Arbeiterinnensektionen im Isergebirge sind ein Bestandteil der Union, und nunmehr soll auch die Organisierung der Porzellanarbeiterinnen wieder in Angriff genommen werden. Es ist eine Thatsache, daß es nun bald keine Arbeit giebt in der Porzellanindustrie, in der nicht Arbeiterinnen mit thätig sind. Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl derselben rapid, und ebenso verringert sich die Zahl der männlichen Arbeiter. In der Malerei sind Malerinnen, in der Druckerei sind Druckerinnen, in der Dreherei sind Dreherinnen in der Gießerei Gießerinnen, in der Packerei, Schleiferei, Sortiererei hauptsächlich Mädchen beschäftigt. Die Union wird in nächster Zeit der Organisation der Arbeiterinnen die vollste Aufmerksamkeit zuwenden und richtete an alle Ortsgruppenleitungen das dringende Ersuchen, sie in dieser Arbeit zu unterstützen. Sie will trachten, den Beschluß des letzten Gewerkschaftskongresses durchzuführen und, wo es halbwegs möglich ist, Sektionen für die Arbeiterinnen zu errichten, um es ihnen zu ermöglichen, ihre Angelegenheiten im eigenen Kreise zu regeln. Im Isergebirge bestehen bereits 16 Sektionen von Arbeiterinnen, ebenso im Haida-Steinschönauer Verband.

* **Marie von Ebner-Eschenbach.** Der Rede des Professors der deutschen Litteratur Dr. Minor bei Überreichung des Ehrendoktoratsdiploms an Marie von Ebner-Eschenbach entnehmen wir noch folgende Sätze:

„Sie werden es hier in diesem Diplome lesen, daß wir, wie alle Welt, in Ihnen nicht bloß die

erste unter den lebenden deutschen Schriftstellerinnen verehren, sondern auch einen der ersten unter den Schriftstellern in Deutschland und Oesterreich . . . Wir ehren in Ihnen ferner die Persönlichkeit, der an weitem geistigen Horizont, an umfassender und zugleich tiefer Welt- und Menschenkenntnis wenige in der zeitgenössischen Litteratur gleich sind, keiner gewiß überlegen ist. Wir verehren die ethische Weisheit, die aus Ihren Aphorismen spricht, die nicht blendende Paradoxen, sondern der Ausdruck einer reifen, durchgebildeten Weltanschauung, eine echte und rechte Philosophie des Lebens sind. Und endlich: wenn es auch uns Akademikern gestattet wird, einer bestimmten Geschmacksrichtung Ausdruck zu geben, so freuen wir uns auch, in Ihnen den Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen und die verbrauchten leeren Schlagworte von Idealisten und Realisten überwunden zu sehen. Wie keinen großen Künstler, so darf auch Sie keine Partei zu den ihrigen zählen . . . Gerade darum aber dürfen Sie den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, seit dem Tode Fontanes der einzige Schriftsteller der älteren Generation zu sein, der sich bei den Alten und bei den Jungen der gleichen Anerkennung erfreut."

* **„Die freisinnigen Frauen Österreichs"** planen, zu den bevorstehenden Reichsrats-Wahlen, eine lebhafte Agitation ihrerseits ins Werk zu setzen. Die Dokumente der Frauen bringen in der Nummer vom 1. November einen Aufruf zur Mitarbeit bezw. zur Einsendung von Vorschlägen über die Organisation der Wahlarbeit der Frauen, und beabsichtigen, eine der folgenden Nummern der Besprechung der Reichstagswahlen zu widmen.

* **Frauenlohn.** Den „Dokumenten der Frauen" entnehmen wir folgende bemerkenswerte Notiz: Gelegentlich einer Gerichtsverhandlung gegen die Näherin Helene P. wurde konstatiert, daß der Militärausrüstungslieferant Ludwig Lazar, Wien, 9., Kolingasse 13, für das Einsäumen von Taschentüchern drei Kreuzer pro Dutzend zahle. Der Tageslohn der Näherin betrug dreißig Kreuzer, da sie mehr als zehn Dutzend täglich nicht fertig bringen konnte.

* **Fräulein Erika Paulas,** jene Baumeisterin aus Bistritz (Siebenbürgen), über die wir in der Septembernummer eine Notiz brachten, ging auch bei der jüngst erfolgten Preisausschreibung um den Bau des Bistritzer staatlichen Forstdirektions-Palais aus dem überaus heftig geführten Konkurrenzkampf als Siegerin hervor.

* **Frl. Dr. Caecilie Wendt** bestand vor der Wiener Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen die Prüfung für Kandidaten des Gymnasial- und Realschullehramts in Mathematik, Physik und deutscher Sprache. Frl. Dr. Wendt hofft, eine Anstellung am Wiener Mädchengymnasium zu erhalten, sie wäre dann der erste weibliche Gymnasiallehrer in Österreich.

* **Hochschulkurse für Frauen** sind kürzlich in Moskau eröffnet worden. Bisher gab es derartige Kurse nur in Petersburg. Die Regierung hatte ursprünglich die Zahl der Hörerinnen für Moskau auf 200 festgesetzt; der Zudrang war jedoch so groß, daß der Minister der Volksaufklärung kürzlich die Einschreibung von weiteren 50 Hörerinnen gestattete. Die physiko-mathematische Abteilung der Moskauer Kurse zählt 59, die historisch-philologische Abteilung 191 Hörerinnen.

* **Mrs. Stevenson,** Kurator der aegyptischen Abteilung des Universitätsmuseums zu Philadelphia, ist als erste Frau von der Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Als erster weiblicher Staatsanwalt** ist Frau Mersie H. Abbot in dem Hauptorte der Grafschaft Ogemaw (Michigan) angestellt worden. Ihr Amt wird insofern ein besonders schwieriges sein, als Ogemaw ein nur erst wenig besiedeltes Gebiet und infolge dessen ein Zufluchtsort für allerlei Gesindel ist.

* **Eine Sternwarte,** die besonders für weibliche Studierende bestimmt ist, schenkten dem Kollege von Wellesley (Massachusetts) seine weiblichen Patrone. Die Einrichtung soll vorzüglich, die Apparate sollen aus den bedeutendsten amerikanischen Werkstätten hervorgegangen sein.

* **Frau Käthe Freiligrath-Kroeker** ist nunmehr auch in die Reihe unserer Landsleute jenseits des Kanals getreten, die in tiefer Betrübnis über die neuerdings zwischen Deutschland und England entstandene Entfremdung ihre Stimme mahnend erheben und warm für eine Wiederherstellung des friedlichen Einvernehmens und der gegenseitigen Wertschätzung hüben und drüben eintreten. Sie verleiht dieser Gesinnung beredten Ausdruck in einem Begleitschreiben zu dem in englischer — wir dürfen wohl annehmen ihrer — Übersetzung versandten Artikel „Das heutige England", den Herr Consul Ch. Brumm in der Zukunft veröffentlicht hat. — Obwohl ein Begleitschreiben, ist Frau Kroeker's kurzgefaßter Hinweis eine so bedeutsame persönliche Kundgebung, daß er schon als solche genugsam Beachtung erheischt, um hier eine Erwähnung zu finden. Ohne auf den Streit über den Burenkrieg näher einzugehen, darf man mit Fug und Recht der Tochter des deutschen Dichters und Patrioten Gehör schenken, einer Frau, die „ihre ganze bisherige Lebenszeit in England zubrachte und dabei stets in engster Fühlung mit dem geistigen Sein ihres deutschen Vaterlandes stand." In rührender Weise klingt in ihren Ruf zur Versöhnung die Dankbarkeit gegen ihr Adoptiv-Vaterland mit ein. Doch lassen wir ihr selber das Wort: „Nie kann ich es vergessen," schreibt sie, „daß England für meinen Vater ein warmes Willkommen hatte, ihm eine Zuflucht bot, als er aus seinem Vaterland verbannt worden und sich nirgends auf dem Kontinent sicher niederlassen konnte, als selbst in der Schweizer Republik seine Freiheit bedroht war!

Während seines ganzen Lebens, ob in Deutschland oder im Exil, hat mein Vater, wie ich wohl sagen kann, auf seine Weise immerdar, ob auch unbewußt, das geistige Band gestärkt zwischen Deutschland und England, dem Lande, das er liebte, dessen politische und soziale Freiheit ihm Lebensluft war. Er hat das nicht zum wenigsten gethan durch seine herrlichen Übersetzungen aus seiner geliebten englischen Litteratur. Und von seinen vielen Übertragungen ins Deutsche dürfte die erste Strophe von Campbells „England to Germany“ wohl hier am Platze sein:

„Meerüber ruft Britannia
Der Schwester Deutschland zu:
Wach' auf, o Allemannia,
Brich deine Ketten du!
Beim Blut, das uns zu Brüdern macht,
Allemannen, auf, erwacht!
Und dreimal geheiligt sei
Unsrer Herzen heilig Band,
Wenn uns zujauchzt, endlich frei,
Euer Land — euer Land!“

Mein Vater übersetzte das Gedicht s. Z. wahrscheinlich im Hinblick auf Deutschlands politische Knechtung. Ich citiere es mit dem glühenden Wunsche, daß das Gefühl von Brüderlichkeit, das die schöne Dichtung durchströmt, in nicht zu ferner Zeit wieder aufleben möge.“ Und nicht auf ihren Vater allein beruft sich Frau Kroeker. Sie führt auch einen noch unveröffentlichten Brief, geschrieben 1854, von Johanna Kinkel an, worin diese „tapfere deutsche Frau, patriotisch und dennoch nicht blind für die Schwächen ihrer Landsleute, die Mängel, wie die guten Eigenschaften deutscher- und englischerseits klar erkennend,“ sich schon damals ganz so äußerte, wie es auf die heute beregte Frage paßt. Die als „ergötzlich und zugleich lehrreich“ mitgeteilte Briefstelle handelt von dem in manchen Flüchtlingskreisen herrschenden Widerwillen, die Vorzüge des Landes, in dem sie lebten, anzuerkennen und „in Frieden mit ihrer Umgebung zu leben.“ „Möchten diese schönen posthumen Worte,“ so schließt Frau Freiligrath-Kroeker, „wie Iphigeniens ‚Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme‘ wirken, und möge der zwischen den beiden Nationen leider unlängst so erweiterte Bruch sich allmählich und sicher schließen. Und dieser Hoffnung,“ setzt sie hinzu, „lebe ich vertrauensvoll mit der ganzen Liebe, die ich von meiner Kindheit an für mein deutsches Vaterland gehegt habe, wie ich gleichzeitig England liebe, die Zufluchtsstätte meines verbannt gewesenen Vaters und meine Heimat fürs Leben.“ — Diese aus bestem deutschen Herzen kommenden Wünsche werden gewiß in der deutschen Frauenwelt ein Echo finden. Bertha Traumann-Koner.

Frauenvereine.

Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

(Vorsitzende: Frl. Henkel-Frankfurt.)

Über die Entwicklung und die Ziele der Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins giebt Frl. Anna Hesse in Nr. 19 des „Klavierlehrer“ (Red. Anna Morsch, Berlin W., Passauerstr. 3) einen eingehenden Bericht, auf den wir alle, die sich für die Sache der Musiklehrerin interessieren, aufmerksam machen möchten. Die Musiksektion hat sich die große Aufgabe gestellt, die Forderung einer Staatsprüfung für die Musiklehrerinnen ihrer Verwirklichung entgegenführen zu helfen und für die Reform des Gesangunterrichts in den Mädchenschulen und die Anstellung von ausgebildeten Gesanglehrerinnen an denselben zu arbeiten. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Bestrebungen in weitere Kreise dringen.

„Vereins-Centralstelle für Rechtsschutz.“

Leiterin: Dr. jur. Marie Raschke.

Die V. C. St. für Rechtsschutz bezweckt:

1. Die Verbindung aller derjenigen Frauen-Vereine und Vereins-Unternehmungen, welche dazu dienen, den Frauen Rat und Hilfe in Rechtsfragen und Rechtsstreitigkeiten zu gewähren.

2. Sie will Anregung geben zur Schöpfung neuer Rechtsschutz-Vereine oder Rechtsschutzstellen.

3. Sie will Auskunftsstelle in allen besonderen Rechtsfragen und Rechtsfällen sein.

4. Sie will als Mittelpunkt dienen zur schriftlichen Niederlegung aller Erfahrungen auf dem Gebiete des Rechtsschutzes, zur Sammlung des Materials aller durch den Rechtsschutz auf gütlichem Wege vermittelten Schlichtungen von Rechtsstreitigkeiten sowie aller durch Vermittlung der einzelnen Rechtsschutz-Vereine und Rechtsschutzstellen auf gerichtlichem Wege erlangten Rechtsentscheidungen (Anlegung eines Archivs).

5. Sie will allen Frauen-Vereinen Rat und Hilfe bei Einrichtungen von Rechtskursen geben und ihnen geeignete Lehrkräfte zuweisen.

Ein jeder Rechtsschutz-Verein und eine jede Rechtsschutzstelle ist berechtigt, gegen Zahlung von jährlich 2 Mark sich der V. C. St. für Rechtsschutz anzugliedern und gegen Einsendung von 1 Mark schriftlich Auskunft in allen Rechtsfragen zu verlangen.

Die angegliederten Vereine und Rechtsschutzstellen verpflichten sich:

a) für die Einrichtung von Rechtsschutzstellen in allen größeren und mittleren Städten Deutschlands Sorge tragen zu wollen,

b) der Centralstelle alle 3 oder 6 Monate ihre Erfahrungen auf dem Gebiete des Rechtsschutzes sowie den Verlauf ihrer Vermittlung bei Rechtsstreitigkeiten mitzuteilen,

c) für die Verbreitung der Rechtskenntnis unter den Frauen zu sorgen, sowohl durch Einrichtung von Rechtskursen als durch Hinweis auf die „Zeitschrift für populäre Rechtskunde.“

Die V. C. St. für Rechtsschutz hat ihren Sitz am Wohnorte der Leiterin derselben.

Das Bureau der V. C. St. für Rechtsschutz befindet sich Berlin SW., Königgrätzerstraße 88, Hof pt. links. Sprechstunden: täglich von 12—2 Uhr, am Mittwoch und Sonnabend auch von 8—9 Uhr abends.

„Menschenlos", von Christoph Schrempf. Frommanns Verlag, Stuttgart. 2,80 Mark.

Der Name Schrempfs, des Herausgebers der leider eingegangenen Zeitschrift „Die Wahrheit", wird mancher unsrer Leserinnen bekannt sein. Das neue, hier vorliegende Buch trägt den Untertitel „Hiob, Ödipus, Jesus, homo sum". In den drei ersten Abschnitten wird von unten aufsteigend die Tragik des Menschenschicksals an den drei genannten Typen illustriert. Erst Hiob, der unschuldig Leidende, dann Ödipus, der unschuldig schuldig gewordene, zuletzt Jesus, der erste, der kühn durch die Gespenster des Leidens und der Schuld hindurchgeschritten ist.

Das Buch gehört zu denen, die uns entweder schroff abstoßen oder leidenschaftlich anziehen; uns aber auf keinen Fall kühl und gleichgiltig vorübergehen lassen. Für sehr junge Leute ist es nicht, es gehört eine gewisse Reife dazu; seine Leser müssen selber schon etwas vom Menschenlos erfahren haben, müssen einmal innerlich Schiffbruch erlitten haben — je gründlicher, um so stärker wird sie das Buch anfassen. Im tiefsten Grunde ist es ein Stückchen Evangelium, das wir, nachdem wir mit Hiob, Ödipus, Jesus alle Tiefen menschlichen Lebens durchlitten haben, erst leise auftauchen und wieder verschwinden sehen, bis es zum Schluß heller aufstrahlte und das Herz mit einer herrlichen Möglichkeit und Hoffnung erfüllt.

Der Abschnitt homo sum, der bedeutendste von den vieren, beginnt mit dem Satz, der die Quintessenz aller Religion ist: Ich lebe nicht, ich werde gelebt. Schrempf beschreibt nun die Art, wie der Mensch, der eigentlich doch immer wieder selbst zu leben glaubt, gelebt wird in Beziehung zu sich selbst und zu andern und wie dieser Glaube seine Stellung zu sich und den andern seltsam verändert. Weiter wird uns gezeigt, wie der Mensch schuldig wird und wie er sich mit seiner Schuld abfindet, um weiter leben zu können. Hier schon taucht der Gedanke auf, daß die Macht, die uns in so schmerzlicher Art nötigt zu leben, „vielleicht" eine liebende sei, und wie unter diesem Gesichtspunkt das Leben und alle menschlichen Verhältnisse eine ganz andere Beleuchtung erhalten. Dieser Gedanke wird im Schlußwort, in dem noch einige ironische Seitenhiebe auf die Praxis der Kirche fallen, konkreter und verdichtet sich zu einem Glaubenssatz, der aber nur für den annehmbar ist, der seiner bedarf.

Die eigenartige Auffassung Jesu wird vielen Widerspruch erfahren, doch wer sich nicht an ihr stößt, hat den Vorteil, daß ihm „das große Kind Gottes" menschlich nah gerückt und lieb wird, lieber vielleicht als durch die höchsten Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen der christlichen Kirche.

Wir lesen Bücher zum Ersatz für Menschen, deren wir nicht so viele um uns haben, die es wert wären, gründlich gelesen zu werden. Je mehr also das Buch den lebenden Menschen ersetzt und seine Persönlichkeit durchscheinen läßt, um so besser ist es und um so lieber wird es dem Leser. „Menschenlos" gehört zu diesen, es ist kein Buch, es ist ein Stück Leben. Helene Christaller.

„Frieden!" Elsbeth Krukenberg. Bonn, Verlag von Emil Strauß.

Es giebt feine, ferne Dinge,
Es giebt heilige Gefühle,
Die wir nicht im Wortgeklinge,
Nicht im lauten Weltgewühle
Fassen können und ergreifen,
Die man nicht berühren kann,
Ohne davon abzustreifen,
Was das Höchste war daran;
Die den Schmelz und Duft verlieren,
Wenn der Menschen rauhe Hand,
Wenn der Menge plumpes Spüren
Ihnen sich hat zugewandt —
Wo ein großes Glück erstanden,
Wo der Liebe Zauberwalten
Herz und Sinne hält in Banden,
Lasset still zurück uns halten;
Und wo Todesschatten weben
Menschenglück entzwei gesprungen,
Lasset tief von fern uns stehen — —

Das ist mit den Worten der Dichterin selbst die Stimmung, in der der Leser der Aufgabe gegenübersteht, den Eindruck ihrer Gedichte für eine „Bücherschau" wiederzugeben. Sie sind der unmittelbarste Ausdruck des Hohen und Tiefen eines vollen, reichen Menschenlebens, und jedes Wort ist so im eigentlichsten Sinne persönlich wahr, ist so sehr Zeugnis eines eigensten Erlebens, daß es fast unzart erscheint, davon zu sprechen und fast unmöglich, diese Gedichte als Kunstwerk zu kritischer Beleuchtung zu objektivieren. Aber eben diese Lebenswahrheit ist ja eigentlich das Kriterium für Wert und Unwert in der Dichtung. In ein reiches Menschenleben lassen die Gedichte blicken, umfaßt mit der Kraft und Intensität eines starken, im besten Sinne lebensfreudigen und lebensmutigen Geistes, in ein Frauenleben, das für Ziel und Streben und Eigenart der modernen Frau ein wahreres Zeugnis ist, für ihre Zukunft eine glücklichere Geltung haben wird, als so manche litterarische Verkörperung des „neuen Weibes."

„Der Tod Georgs" von Richard Beer-Hofmann. (Berlin 1900, S. Fischer, Verlag). Nur wie eine Aufeinanderfolge von Bildern wirkt

dies Buch. Farbenprächtige und allzufarbengrelle Bilder, daneben andere von zarterem Schmelz und diskreterem Timbre. Jeder Gedanke, der den Kopf des Monologisten, der im Mittelpunkt des Buches steht, durchzuckt, wird in ein Gemälde umgesetzt, und das wirkt auf die Dauer mehr als ermüdend. Und das Traumbild tritt gleich berechtigt, gleich folgenschwer neben die Wirklichkeitsvision. In dieser Folge der Bilder aber giebt sich eigenartig eine seelische Entwicklung, die in eigenartigem Gegensatz zu dieser ichsüchtigen Kunst steht: eine Überwindung des Egoismus gilt es, ein Leben mit andren und für andre gewinnt lockende Kraft und scheint sich in der Seele des Einsamen durchzusetzen.

„Die Geschichte der jungen Renate Fuchs." Roman von Jacob Wassermann. (Berlin 1900, S. Fischer, Verlag) „Ein Mann kann fallen, Frauen nicht," das ist das Thema dieses Romans; die Geschichte der jungen Renate Fuchs ist die Geschichte eines Mädchens, die in allem Niedergang des Lebens der Seele Keuschheit sich bewahrt. Und zwar tief innerlich bewahrt: wie eine Traumwandlerin geht sie durch das Leben, gewisse Saiten in ihrer Brust bleiben unberührt durch die Außenwelt, die sie umgiebt, durch die Menschen, die sie mißhandeln. Es ist gleichsam ein mystischer Dunstkreis um ihre Persönlichkeit, den weniges, und zwar das Homogene nur durchbricht. Renate Fuchs ist die Tochter eines reichen Fabrikanten, einem Herzog ist sie verlobt. Aber in ihr ist der Drang nach Selbstbestimmung, sie giebt den Herzog auf, um einem jungen Mann in freier Ehe zu folgen. Der kirchlichen Sanktion dieses Bündnisses widerstrebt sie selbst. Und ihre erste selbständige Handlung ist der erste schwere Mißgriff, den sie begeht. Keine innere Gemeinschaft ist zwischen ihr und diesem Mann, und, als er verarmt, tritt vollends die feige Brutalität seiner Natur offenkundig hervor. Sie verläßt ihn. Und nun der tiefe Abstieg ihres Lebens; sie kommt in denkbar schlechteste Gesellschaft, sie wird Gouvernante in einem denkbar sittlich tiefstehenden Haushalt, sie tritt in einem Variété der eleganten Lebewelt auf. Und von alledem bleibt ihre Seele unberührt. — Es ist viel Romanhaftes in der Durchführung des Lebensschicksals dieser Frau, viel unreife Willkür und viel häßlich Quälendes. Doch tritt in alledem eine Kraft zu tage, Stimmungen zu verdichten, auch dem ungesprochenen Wort Geltung zu verschaffen, in dem Vielerlei der Stimmungen die Grundmelodie durchklingen zu lassen, die nicht alltäglich ist. Freilich, neben der Hauptgestalt bietet der Roman nur Schemen.

„Besser Herr als Knecht". Roman von Fedor von Zobeltitz (Berlin 1900, F. Fontane & Co.). Zobeltitz' neuer Roman ist ein spannendes Buch, das man mit Vergnügen schmökert. Mit einem Galadiner beim alten Kaiser Wilhelm setzt es ein, und der junge Kadet, der da aufwartend hinter dem Schah von Persien steht, wird schließlich selbst auf einen Fürstenthron geführt. Seltsam und etwas romanhaft knüpfen und schlingen sich die Fäden, aber wenn man nicht immer überzeugt ist, so ist man doch immer gefesselt. Anschaulich und echt ist die Leutnantszeit in einem märkischen Nest gezeichnet, und man ist Zeuge, wie der junge Graf, der in den Mittelpunkt der Erzählung gerückt ist, innerlich wird. Nachher auf dem Herrscherthron Illyriens bewährt er die gewonnene Kraft, — das wäre an sich gewiß nicht übel; aber bevor der frühe Tod ihn auf siegreichem Schlachtfeld ereilt, beglückt ihn noch recht romanhaft eine Liebe, in deren Schilderung das Märchen von dem Prinzeßchen im Schäferinnenkleide den Grundton abgiebt. Zobeltitz' Roman ist auf breitere Schichten berechnet und offenbar werden dem Geschmack des Publikums Konzessionen gemacht; doch ist eine gewisse Echtheit und Treue in der Charakterzeichnung gewahrt, so daß auch ein anspruchsvoller Leser das Buch gern in die Hand nehmen mag.

„Ein frohes Farbenspiel." Humoristische Plaudereien von Otto Ernst. (Verlag von L. Staackmann, Leipzig 1900.) Es ist schade, daß Otto Ernst sein Buch mit dem Untertitel versehen hat. So ein Untertitel erzeugt immer ein leises Mißtrauen, es erinnert etwas an die Anpreisung „großer Lacherfolg" auf Theaterzetteln. Und die Plaudereien rechtfertigen dies Mißtrauen durchaus nicht. Otto Ernsts Humor ist frischer, kräftiger Burschenhumor, dem man eine gelegentliche Geschmacklosigkeit nicht übel nimmt, ein Humor, der alle guten Leute in Stimmung bringt, wie ein Studentenlied, ohne gerade hohen ästhetischen oder psychologischen Ansprüchen gerecht zu werden. Und dann ist etwas Warmes, Heimatfrohes in den Skizzen, viele kleine Züge verraten die Tiefe und Zartheit, die dazu gehört, um die Poesie der vier Wände zu erschöpfen. Um dieser Kraft willen sei dem Verfasser die „verwegene Plauderei" über die Frauen verziehen und die thörichte Enquête; die Frauenbewegung ist ja zum Glück in der Lage, dergleichen Ergüsse nicht mehr widerlegen zu müssen, sie kann nur an ihnen die Thatsache konstatieren, daß es noch immer Leute giebt, die mit ihren wirklichen Zielen nicht recht Bescheid wissen.

„Die Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums" bringt in dem ersten Heft ihres ersten Jahrgangs eine interessante Abhandlung von Prof. D. Adolf Harnack, „Probabilia über die Adresse und den Verfasser des Hebräerbriefes." Diese Abhandlung sei hier aus dem Grunde erwähnt, weil darin in außerordentlich scharfsinniger Weise die Hypothese durchgeführt ist, daß der Hebräerbrief eine Verfasserin gehabt habe, bezw. daß eine Frau an der Abfassung stark beteiligt gewesen sei. Harnack führt durch eine Reihe von Beweisführungen den Hebräerbrief auf das in der Geschichte des Paulus oft erwähnte Ehepaar Aquila und Priscilla zurück und erklärt die Thatsache, daß der Name des Autors verloren gegangen, aus der ablehnenden Haltung, die die Kirche schon im ersten Jahrhundert und bis zum dritten in steigendem Maße gegen die lehrenden Frauen eingenommen hat.

„Blumenmärchen". Bilder, Texte und Lithographien von Ernst Kreidolf. Piloty und Boehle, München. Ein Buch, so reich an liebenswürdigen Einfällen, an feiner, humorvoller, frischer Belebung all' der Wesen in Wald und Flur, daß es wie ein Eintauchen in den Reichtum der Naturbeseelung des Volksmärchens erquickt und entzückt. Jedes Blümchen und jeder Käfer erhält seinen besonderen Charakter, jedes Blatt, jede Ranke, jeder Halm wird zur Gestaltung dieses Charakteristischen anmutig

endet. Man hat das Gefühl eines künstlerischen ffens so recht aus dem Vollen heraus. Durch Texte wird das Kreidelsche Buch zum Kinder-

Wird auch die Feinheit der einzelnen achtungen Kindern noch kaum verständlich sein, ird die lebendige Farbengebung, die klare und he Form des Ausdrucks den Märchen doch lebhafte Wirkung auf Auge und Phantasie des s sichern.

Unser Liederbuch". (Verlag von B. Schott's e. Mainz. Preis 5 Mark netto.) Der Grund- „Für Kinder ist das Beste grade gut genug", mehr und mehr auch auf unsere Kinder- atur Anwendung. Das dürfte in hervor- dem Maße von dem Liederbuch gelten, das e recht für den diesjährigen Weihnachtstisch skommt. Es bietet die beliebtesten Kinder- in so leichter Ausführung, daß selbst Klavier- r der ersten Jahrgänge keine Schwierigkeiten er Begleitung finden dürften. Die Auswahl Lieder ist sehr glücklich getroffen. Professor ig von Zumbusch hat dazu einen reizenden rschmuck geliefert und zwar 10 ganzseitige ilder und 35 Bilder, die dem Notentext bei- en sind. Ganz besonders willkommen dürfte in jeder Beziehung vorzüglich ausgestattete aber auch den Müttern und Lehrerinnen Es ist bekannt genug, wie bunte Bilder das resse der Kleinen bei jedem Unterrichtsgegen- erhöhen. Der große Erfolg, den Walter es Kinderlieder in England gehabt haben, e dem ganz ähnlich gehaltenen Schott'schen rnehmen eine günstige Aussicht verheißen.

Zitebune". Allerband Schnickschnack für fahrungen, besonders bei der Darbietung der Gedichte, bestätigen, daß „Fixebuxe" wie die ihm verwandten jüngsten Kinderbücher wirklich eine reformatorische That im besten Sinne bedeutet.

„Knecht Ruprecht." Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Hrsg. von Ernst Brausewetter. Band II. Verlag von Schaffstein & Comp., Köln a. Rh. Der Herausgeber hat sich die Aufgabe gestellt, „reine, echte und naive, sowohl heitere als ernste Dichtung und Kunst für Kindergemüt und Kinderauge, die erhebend und erfreuend wirkt", in seiner Sammlung zu bringen. Eine Reihe bekannter moderner Künstler: Richard Dehmel, Ernst Rosmer, Frida Schanz, Anna Ritter, Detlev von Liliencron, Trojan, Zoozmann u. a. sind zur Mitarbeit herangezogen. Umschlagzeichnung, Vorsatzpapier und Titelblatt sind von Fidus; Kreidolf, der mit seinen Blumenmärchen die vom Herausgeber gestellte Aufgabe in Wort und Bild bisher vielleicht am genialsten löste, ist mit einem anmutigen Beitrag „Röschen und sein Gast" vertreten. Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, in welchem Sinne der Herausgeber seine Aufgabe erfaßt. So wird es jeder, den die Frage der Jugendlitteratur beschäftigt, freudig begrüßen, daß Ernst Brausewetter mit seinem „Knecht Ruprecht" Kinderbücher zu schaffen angefangen, die auf der Höhe des ästhetischen und künstlerischen Zeitgeschmacks stehen. Die kräftige Originalität jedes einzelnen Beitrags wird dem „Knecht Ruprecht" zweifellos einen lebhaften Eindruck auf das Kinderauge und Herz und eine hervorragende Bedeutung für die Erziehung des künstlerischen Empfindens sichern.

Für Haus und Familie.

Nr. 1. Kinderhütchen auf Atlas gestickt.

Kunststickerei[1]) einer Nähmaschine! Ein scheinbar unmöglicher Begriff — die Vereinigung zweier Gegensätze ist diese neue, wirklich großartige Errungenschaft auf dem Gebiete der Maschinen!

Gerade in der Gegenwart, wo das mächtige Aufblühen des Kunstgewerbes das Verlangen mehrt nach neuen Techniken, neuen Mitteln der Ausdrucksweise, um den gesteigerten künstlerischen Anforderungen an die kunstgewerbliche Arbeit gerecht werden zu können, wird diese Kunststickerei der Maschine das allgemeine Interesse der beteiligten Kreise erregen! Die Nähmaschine der Firma **Singer Co. Nähmaschinen, A.-G.** ermöglicht es, die kompliziertesten Linien, die zartesten Farbentöne, die nur je ein Künstler als Muster ersinnen konnte, mit der Nadel in seinen Seidenfäden in den Stoff zu malen. — Die Maschinennadel folgt feiner und williger den leisesten Schwingungen, der schärfsten Biegung einer Linie als es die geschickteste Hand mit der Nähnadel vermag, zugleich gewährt sie aber alles, was man von einer kunstgewerblichen Handarbeit verlangt: die vollkommene Freiheit, nach eigenem Gefühl und Geschmack ein schönes Muster wiederzugeben, da sie thatsächlich nur den geschicktesten Stich für die Muster giebt, der Arbeitende aber das Künstlerische darin selbst empfinden und schaffen muß!

Diese Kunststickerei der Singer-Maschine, die sicher eine große Zukunft hat, wird vielen der nach Erwerb suchenden Damen, vorausgesetzt, daß sie sich vorerst die genügende kunstgewerbliche Vorbildung aneignen, eine gute Erwerbsquelle werden. Gerade die Bethätigung im Kunstgewerbe, eine ebenso erheiternde wie veredelnde Beschäftigung, ist Frauen dringend anzuraten!

Unsere Abbildungen auf dieser Seite bringen zwei mit dieser Maschinen-Kunststickerei geschmückte Gegenstände.

Nr. 1. Kinderhütchen auf Atlas gestickt.

Nr. 2. Pompadour mit Kirschenzweig.

Nr. 2. Pompadour mit Kirschenzweig.

[1]) Aus: Kunstgewerbe für's Haus. Illustrierte Monats-Zeitschrift. Verlag von R. Schultz-Engelhard. Berlin.

Jugendschriften für den Weihnachtstisch. Wir empfehlen die zu eingehender Besprechung leider zu spät eingelaufenen Bücher: **„Tiny und Tiny's Gespielen"** von Schulze-Smidt, Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, **„Frau Märe"** von Rudolph Vogel. Verlag von Paul Waetzel, Freiburg und Leipzig.

Das Weihnachtsverzeichniß des Hamburger Jugendschriften-Ausschusses ist zu beziehen durch Fräulein Helene Minetti, Hamburg-Barmbeck, Rönnhaidestraße, in Einzelexemplaren gratis, in größeren Mengen 50 Pfg. inkl. Porto pro 100 Stück. Wir möchten allen Eltern dringend empfehlen, bei der Wahl der „Weihnachtsbücher" auf die dort gegebene Auswahl Rücksicht zu nehmen.

Der Provinziallehrerinnenverein für Schlesien und Posen bittet um Veröffentlichung folgender Mitteilung: Die werten Kollegimnen und sonstige geehrte Interessenten werden ergebenst auf eine soeben erscheinende Dichtung **„Liebe auf Erden"**, Weihnachtsfestspiel in Deklamation, Gesängen und Bildern von Elisabeth Bouneß aufmerksam gemacht.

Das Festspiel ist geeignet zur Aufführung in Wohlthätigkeitsvereinen, Anstalten und Schulen. Vollständiger Text mit Noten: 50 Pfg. 30 Exemplare für sämtliche Mitwirkende: 10 Mark. Zum Tage der Aufführung werden Exemplare in beliebiger Anzahl (mit 33⅓ Prozent Rabatt) zur Verfügung gestellt. Die nicht verkauften und nicht beschädigten werden binnen 8 Tagen zurückgenommen. Auch bei etwaiger Anschaffung für Schülerbibliotheken wird 33⅓ Prozent Rabatt bewilligt. Geneigte Aufträge wolle man gütigst an die Adresse der Verfasserin, Fräulein Elisabeth Bouneß, Lehrerin, Breslau, Gräbschenerstr. 127, richten.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Hygiama

Nähr- und Kräftigungsmittel ersten Ranges. Bester Ersatz für Thee und Kaffee.
Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wttbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rechtenbacherstr. 16.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.

Eröffnung Ostern 1901.
Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.
Frankfurt a. M., Unterlindau 17.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten ꝛc. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1.—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 M. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Sehr geehrte Dame!
Wollen Sie Ihrem Herrn Gemahl, Bruder, Vater rc. eine rechte **Weihnachtsfreude** bereiten? Für nur **1 Mk.** erhalten Sie ein ganz neues, reizendes und prakt. Geschenk, das jedem Herrn mehr Freude macht als sonst etwas, wof. Sie d. 5fache ausgeben. Verlangen Sie sofort 10. Prospekt von **Patentverwertungsgesellschaft Wolfskin** P. (Rückmarke beifügen.)

Zum 1. Januar 1891 **suche** ich für meine beiden Töchter von 9 und 10 Jahren eine evangelische **geprüfte Erzieherin,** welche musikalisch ist und auch Turnunterricht erteilen kann.
Gerzlow i. d. Neumark. **Frau von Wedel** geb. **von Dewitz.**

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 21. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—½4. [2

Nancy, 1 rue Mably. Le Pensionnat de Mesdames **Boyer** se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.
La Maison peut fournir des références sérieuses.

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Geschf.

Die Geschäftsstelle der
Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung
der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrterstraße 60/61,** Leiterin **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

8 goldene Medaillen.
Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vieistündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

Anfang Dezember erscheint in unserem Verlage:
Unser Liederbuch.
Die beliebtesten Volks- und Kinderlieder
ausgewählt von **Friedrike Mecke,**
illustriert von **Ludwig von Zumbusch.**
Musikalische Bearbeitung von **Fritz Volbach.**
Preis: **M. 3,—** netto.
Vorrätig in allen soliden Buch- und Musikalienhandlungen.
Mainz. **B. Schott's Söhne.**

Das Placierungsbureau
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewig,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 13 II.
Silberne Medaille.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pension im Hause.

Familien-Pension I. Ranges
von [51
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte
KINDERNAHRUNG

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25 000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3707. **Das Institut Nicholson, „Longcott", Gunnersbury, London, W.**

Hyacinthen

echte Haarlemer (jetzt zu pflanzen) 10 Stück in 6 Farb., als: 2 rote, 2 blaue, 2 weiße, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.50 für Töpfe, z. Mk. 2.— f. Gläser. Besonders empfohlen: „CORONA", mein schönst., farbenprächtigstes und beliebtestes Hyac.-Sortiment, enthaltend: 12 Hyacinthen in 12 der vorzügl. Sort. m. Namen u. Farbenbeschrbg. zu Mk. 3.50 für Töpfe, zu Mk. 4.50 f. Gläser. Ferner, **10 Hyacinthen** i. 10 Prachtsort. zu Mk. 3.— für Töpfe und zu Mk. 4.— für Gläser. Die von mir geführt. Hyacinthen verbind. billigsten Preis mit i. Qualität.

Meine Kunden schreiben: **Sie sind doch der richtige Hyacinthenhuck, Sie sind der wahre, Sie sind der echte Hyacinthenhuck!**

Huck's reizend illustr., prächtig farbendruckte **Hyacinthen-Broschüre** bei gütigen Aufträgen **gratis**, sonst gegen 30 Pfg. in Briefm.

Fried. Huck, Erfurt.

Telegr.-Adresse: „Hyacinthenhuck."

Dieser Nummer liegen Prospekte von

L. Ad. Richter, Rudolstadt (betreffend Anker Steinbaukasten, Imperator-Musikinstrumente 2c.),

S. Fischer, Verlagsbuchhandlung, Berlin W.,

Pension: Misses Jones, London,

bei, die wir der Beachtung unserer verehrl. Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Pariser Welt-Ausstellung 1900.

Von der Internationalen Jury wurde den

Original SINGER Maschinen

der

GRAND PRIX

der höchste Preis der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** verdanken ihren Weltruf der mustergültigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle ihren Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act.-Ges. Berlin W., Kronenstr. 11. & Leipzigerstr. 86.

Gebildete Dame mit sehr guter Einrichtung **sucht sogleich** geeignete Dame als Theilnehmerin **mit Kapital** zur Begründung eines **guten Fremden-, Familien-** oder **Haushalt.-Pensionats.** Letzteres **sehr geeignet** für **jetzigen** Besitzer. Für Winter auch **Vereinigung** mit **Großstadt** von Vortheil, da für Sommer (Ostseebad) Fremdenpension **gewissermaßen** schon bestehend ist. — Offerten unter **V. P. 9033** an den Verlag dieser Zeitschrift erbeten.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Kleefeld.

Roman

von

Ernst Heilborn.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Frl. **Helene Lange** schreibt über diesen Roman im Dezemberheft der „Frau" 1899: „Ein Band, in den man sich mit Behagen einspinnt. Er hat den nie versagenden Reiz liebevoller Beobachtung intimen Lebens, der heute bei aller Realistik so selten ist, da seine Voraussetzung nicht nur kaltblütige Lebensphotographie, sondern warme, künstlerische Durchdringung ist . . . . . Und den feinen Reiz, den die Gestaltung hat, bietet auch die Sprache. Überall natürlich, und doch zugleich von der Beherrschung der Ausdrucksmittel zeugend, die nur die künstlerische Durchdringung des Stoffes ermöglicht."

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 4. Januar 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Wie von einem drohenden Gespenst wurde die nach wirtschaftlicher Selbständigkeit und gesellschaftlicher Gleichberechtigung ringende Frau lange Zeit von einer reaktionären Forderung verfolgt: der verheirateten Frau sollte die Fabrikarbeit verboten werden. Aus Centrumskreisen geboren, von manchem wohlmeinenden Sozialpolitiker unterstützt, der da glaubt, die Frauenfrage wie ein Rechenexempel lösen zu können, gewann die Forderung an Bedeutung und auch — an Gefahr für die Frauen. Ihren Höhepunkt schien die Bewegung für den Ausschluß der verheirateten Frau aus der Fabrik im Jahre 1899 zu erreichen, als die Gewerbeinspektoren in allen deutschen Bundesstaaten beauftragt wurden, Erhebungen über Art und Umfang der Fabrikarbeit verheirateter Frauen anzustellen und deren Ergebnisse in ihren Berichten niederzulegen.

Damit war das Schifflein in sicherem Hafen gelandet. Die Frauen konnten gewiß sein, bei diesen Männern des praktischen Lebens mehr Verständnis für ihre wirtschaftlichen Nöte und Bedürfnisse zu finden, als bei den „grüne Tisch-Politikern," die zumeist die Fabrikarbeiterin und ihr Familienleben, das sie schützen wollen, gar nicht kennen. Mit großer Spannung konnte man das Resultat dieser Enquête erwarten, die „von Reichs wegen" angeordnet, „von Staats wegen" ausgeführt wurde, und die daher in Bezug auf Umfang sowohl wie auf Ausführung Resultate ergeben mußte, wie sie von privaten Untersuchungen mit beschränkteren Mitteln, einem kleineren Apparat und schlechter geschultem Hilfspersonal nicht erreicht werden können. Man hätte denken sollen, daß in Erwartung einer so maßgebenden Kundgebung, einer so beweiskräftigen Materialsammlung die Freunde und Gegner ihre Meinungsäußerungen bis nach der Veröffentlichung vertagen würden. Aber wichtige Ereignisse pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen. Gleichsam als wenn die Gegner der Frauenarbeit und der Frauenbefreiung fürchteten, nach dem Erscheinen der Inspektionsberichte ihre Forderung eines Verbots der Fabrikarbeit verheirateter Frauen nicht mehr nachdrücklich vertreten

zu können, sandten sie noch vor diesen amtlichen Veröffentlichungen eine Flut von Büchern und Broschüren auf den Markt, die mit den bekannten Argumenten die putzsüchtige, pflichtvergessene Fabrikarbeiterin für die häuslichen Pflichten des Weibes, für die Familientugenden zurückerobern wollten.

Diese zahlreichen Neuerscheinungen bedürfen keiner Widerlegung, keiner eingehenden Erörterung mehr. Sie haben in den jetzt vollzählig vorliegenden Berichten der Gewerbeinspektoren der deutschen Bundesstaaten die beste Würdigung gefunden; der Wortlaut der Inspektionsberichte kann stellenweise geradezu als Antwort, als Entgegnung dienen. Nur diejenigen Veröffentlichungen zu der Frage des Ausschlusses der Frau aus der Fabrik müssen in diesen Blättern erwähnt werden, deren Verfasser die gute Gelegenheit, sich mit der Frauenbewegung auseinanderzusetzen, nicht unbenutzt vorübergehen ließen. Unter diesen versucht das namentlich die Broschüre: „Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage. Eine prinzipielle Antwort auf die Frage der Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik“ [1]) von Dr. Ludwig Pohle und „Die Frau als Industrie-Arbeiterin. Ein Beitrag zur Lösung der Arbeiterfrage“ [2]) von Fr. Collet. Beide Broschüren haben auch außer den etwas schwerfälligen und anspruchsvollen Titeln viel Gemeinsames: beide sind entschiedene Tendenzschriften gegen die Sozialdemokratie; beide erklären sich mit aller Entschiedenheit für den Ausschluß der Frau aus der Fabrik und kennzeichnen ihre Verfasser als Gegner einer „unbedingten Frauenemanzipation.“ Der Verfasser der erstgenannten Schrift unterscheidet sich aber wenigstens von Fr. Collet dadurch vorteilhaft, daß er den Versuch unternimmt, Beweismaterial für seine Ansichten zu erbringen, während dieser sich im allgemeinen mit Aufstellung von Behauptungen begnügt. Eine Erörterung der Pohle'schen, weit umfangreicheren Schrift wird daher jegliches Eingehen auf die Collet'sche Broschüre überflüssig machen.

* * *

Pohle knüpft mit seinen Ausführungen an den internationalen Arbeiterschutzkongreß in Zürich (1897) an, auf dem ein Antrag, für ein Verbot der Frauen-Fabrikarbeit einzutreten, zu den heftigsten Auseinandersetzungen führte. Die Vertreter zweier Weltanschauungen in Bezug auf die gesellschaftliche Stellung der Frau standen sich dort gegenüber. Der Antrag fiel; 165 gegen 98 Stimmen sprachen sich für die Freiheit der Frau auf dem Arbeitsmarkt aus. Pohle sagt von dieser Abstimmung, daß merkwürdigerweise außer den Sozialisten auch die anwesenden Vertreter der nationalsozialen Partei (und manche andere! Anmerk. der Verf.) in diesem Sinne stimmten, „die eigentlich schon aus dem Grunde für ein Verbot der eheweiblichen Fabrikarbeit hätten eintreten müssen, damit ihre Partei eine Arbeiterschutzforderung erhalte, durch die sie sich von der Sozialdemokratie ‚reinlich‘ scheidet.“

Der Verfasser, der offenbar nicht geneigt ist, sich in einzelnen Fällen mit politischen Parteien zu verständigen, die ihm nicht genehm sind, giebt mit diesen Worten bereits einen Anhaltspunkt für seine Stellungnahme zur Frauenbewegung. Er kann keine Sympathie für Bestrebungen haben, die vielfach in Bezug auf die gesellschaftliche Stellung der Frau dieselben Forderungen wie die Sozialdemokratie aufstellen, und die ein Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen bekämpfen, weil dadurch die völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau vom Manne verhindert würde.

Da Dr. Pohle versucht, ein reichhaltiges Zahlenmaterial für seine Forderungen nutzbar zu machen und die Durchführbarkeit des Verbots der Frauenfabrikarbeit zu beweisen, so türmen sich, trotz seiner gegnerischen Stellung zur Frauenbewegung, dieselben Schwierigkeiten vor ihm auf, die auch von den Frauen immer bei Erörterung der Frage betont worden sind. Er giebt zu, daß ein solches Verbot nicht jede verheiratete Frau treffen dürfe, sondern nur die, welche „Mutterpflichten zu erfüllen hat, was allerdings bei Ehefrauen der normale Fall sei.“

---

[1]) Verlag: Veit u. Comp. Leipzig 1900.
[2]) Verlag der Arbeiter-Versorgung. A. Troschel. Berlin 1900.

Pohle erkennt alsdann die Notwendigkeit an „im Interesse derjenigen Ehefrauen eine Einschränkung des Verbots vorzunehmen, die durch die Erwerbsunfähigkeit ihres Gatten in die traurige Notlage versetzt sind, durch ihre Arbeit die Kosten des Unterhalts der ganzen Familie allein aufbringen zu müssen." „Das Gleiche," so sagt er, „gilt selbstverständlich auch für verwitwete Frauen, solange unsere Arbeiterversicherung noch nicht durch eine hinlängliche Unterstützung gewährende Witwen- und Waisenversicherung ergänzt ist. Die Pflicht, durch eigene Erwerbsarbeit für den Unterhalt der Ihrigen zu sorgen, behauptet bei den Frauen der beiden letztgenannten Kategorieen zweifellos den Vorrang vor der Pflicht, die feineren, mehr auf hygieinischem, intellektuellem und moralischem Gebiete liegenden Aufgaben zu erfüllen, die einer Mutter gegen ihre Kinder obliegen. Erst muß naturgemäß die Erhaltung des nackten Lebens gesichert sein, ehe an etwas anderes gedacht werden kann, mag dieses andere uns noch so sehr als das im Grunde Wichtigere und als das eigentliche Ziel der Entwicklung der Menschheit erscheinen. Den Witwen und den Frauen erwerbsunfähig gewordener Männer, sowie den geschiedenen Frauen sind eventuell auch noch diejenigen Frauen gleichzustellen, deren Männer nicht im stande sind, ausreichenden Unterhalt für ihre Familie zu beschaffen, die beispielsweise nicht den ortsüblichen Tagelohn verdienen."

Nachdem Dr. Pohle selbst eine solche Einschränkung des eventuellen, von ihm angestrebten Verbots als notwendig anerkennt, drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wer bliebe für ein solches Verbot eigentlich übrig? Glaubt Dr. Pohle wirklich, daß die Frauen aus Vergnügungssucht in die Fabrik gehen? Die von ihm angeführten Zahlen, nämlich von etwa 130 000 verheirateten Fabrikarbeiterinnen, von denen vielleicht 80 000—90 000 Mutterpflichten zu erfüllen hätten, können deshalb durchaus nicht für irgendwelche derartige Schlüsse nutzbar gemacht werden, weil sie einer Statistik entnommen sind (der gewerblichen Betriebszählung vom 14. VI. 1895), die nur nach dem Stand, nicht nach den wirtschaftlichen Verhältnissen fragt. Wenn also auch die verwitweten und geschiedenen Frauen nicht in diese Zahlen mit eingerechnet sind, so bleibt doch die Frage offen, wie viele von diesen 130 000 resp. 80 000 Frauen zur Fabrikarbeit durch die volle oder teilweise Erwerbsunfähigkeit ihrer Männer gezwungen waren. Die Gewerbeinspektionsberichte geben darauf eine beachtenswerte Antwort:

In dem Hamburgischen Bericht heißt es: „Unter den sämtlichen 2220 in den Fabriken beschäftigten verheirateten Arbeiterinnen wurden nur 20 oder 0,9 Prozent ermittelt, die lediglich aus dem Grunde ihre Arbeitskraft in den Fabriken verwerteten, um die Lebenshaltung ihrer Familie besser und reichlicher zu gestalten. Alle übrigen Frauen sind zur Arbeit in der Fabrik gezwungen, weil sie durch die Verhältnisse zum wesentlichen, bisweilen zum Haupternährer, oft sogar zum einzigen Ernährer der ganzen Familie geworden sind."

Der württembergische Bericht sagt: „Der Grund der Beschäftigung der Frau in der Fabrik ist in den allermeisten Fällen, kurz gesagt, die bittere Not des Augenblicks, und nur vereinzelt kommt die Absicht, für die Zukunft zu sorgen oder sich zu besonderen Ausgaben einen Nebenverdienst zu schaffen, in Frage."

In den hessischen Berichten wird übereinstimmend hervorgehoben, daß der Hauptgrund für die Fabrikarbeit der Frauen in dem geringen Verdienst der Männer zu suchen ist. Bei 333 Männern, deren Frauen in Fabriken beschäftigt sind, stellt sich der durchschnittliche Wochenverdienst auf nur 13,10 Mark. Ihre Frauen hatten zum Teil die gleiche oder sogar eine größere wöchentliche Einnahme. Auch die bayrischen Berichte sprechen sich dahin aus, daß Veranlassung zur Fabrikarbeit bei allen Frauen mehr oder minder die wirtschaftliche Notwendigkeit sei, für sich oder die Familie den zum Lebensunterhalt erforderlichen Verdienst zu beschaffen. So berichtet der oberbayerische Aufsichtsbeamte:

„Von den 1253 befragten Frauen bezeichneten 444 ungenügenden Verdienst, 45 unbestimmte Einnahme, 30 Krankheit, 29 Erwerbsunfähigkeit des Mannes, 47 größere Kinderzahl, 95 die Erhaltung verdienstunfähiger Kinder, Eltern oder Anverwandten, 12 Zahlungsverpflichtungen, von der Arbeitslosigkeit des Mannes her-

rührend, 5 die Versorgung unehelicher Kinder als Grund für die Fabrikarbeit. 167 verwitwete, geschiedene oder getrennt lebende Frauen sind unter allen Umständen auf Erwerb angewiesen; 219 Frauen nehmen Fabrikbeschäftigung, um eine bessere Lebenshaltung zu ermöglichen, 120, um Ersparnisse zu machen, 34, weil der Mann seinen Verdienst zum großen Teil für sich verwendet, 6, weil der Mann ohne weiteres darauf besteht, daß die Frau verdient."

Trotzdem glaubt Dr. Pohle nicht an die „merkwürdige Harmonie", daß die Fabrikarbeit verheirateter Frauen schon jetzt gemieden wird, wo sie wirtschaftlich nicht nötig ist, wie auch die Autorität auf dem Gebiet des Arbeiterinnenschutzes, Dr. Wörishofer, in dem badischen Inspektionsbericht behauptet. Pohle leugnet, daß die eheweibliche Fabrikarbeit in ihrem jetzigen Umfange ausschließlich aus wirklicher Not zu erklären ist. Not sei ja ein relativer Begriff; und es sei schwer festzustellen, ob eine Frau arbeite, damit die Familie „nur leben kann", oder aus dem „an sich berechtigten Streben, die Lebenshaltung der Familie zu verbessern." Nach den Berichten der sächsischen Inspektoren, die bei der Veröffentlichung des Pohle'schen Buches schon vorlagen, die aber ein wenig einheitliches Bild über die Gründe der Fabrikarbeit geben, fühlt Pohle sich berechtigt zu sagen, daß „in einer großen Zahl von Fällen, in denen sich die Frau neben dem Manne der Fabrikarbeit hingiebt, die Löhne der Männer allein schon über das zur Erhaltung der Familie notwendige Existenzminimum hinausgehen." — „Es handelt sich da nicht um Löhne, die, wie man in England sagt, gerade hinreichen, um Leib und Seele zusammenzuhalten; der Lohn der Frau stellt vielmehr häufig nur einen erwünschten Zuschußverdienst zu dem Einkommen des Mannes dar, einen Zuschußverdienst, der es der Familie ermöglicht, ihre Konsumption etwas weiter auszudehnen und sich gewisse kleine Annehmlichkeiten zu verschaffen, auf die sie sonst verzichten müßte, ohne doch gerade Mangel an den zum Leben unentbehrlichen Gütern leiden zu müssen." Schade, daß Pohle es sich versagt, eine nähere Bestimmung der zum Leben unentbehrlichen Güter zu geben. Allerdings giebt er einige Anhaltspunkte für das, was er darunter versteht, in der Anführung des folgenden Satzes aus der Martin'schen Studie[1]) zu derselben Frage, an die er sich vielfach anlehnt: „Die verheirateten Frauen suchen eben sehr häufig die Fabrik nur auf, um ihre und ihrer Familie Anstands- oder auch Luxusbedürfnisse zu befriedigen. Sie arbeiten leider sehr vielfach aus keinem andern Grunde in der Fabrik, als um sich besser zu kleiden, um die Wohnung eleganter (!) einzurichten, um Ersparnisse für das Alter zu machen, oder mit ihrem Manne und ihren Kindern sich Vergnügungen oder Ausflüge an Feiertagen gönnen zu können. Sicher sind diese Motive an sich keine verwerflichen, sondern hochachtbare. Aber über diesem Bestreben nach vermehrter Befriedigung der Anstands- und Luxusbedürfnisse versäumen diese Frauen in leider sehr ausgedehntem Maß die höchsten Pflichten, welche sie überhaupt haben, die Mutterpflichten gegen ihre neugeborenen Kinder (!)." Pohle giebt zwar zu, daß jedem Arbeiter ein möglichst hoher Lohn zu wünschen sei, der auch „die Befriedigung der über der bloßen Lebensfristung liegenden höheren Bedürfnisse, der sogenannten Anstands- und Luxusbedürfnisse, zuläßt." Aber derartige Bedürfnisse müssen zurücktreten, wo es „für die Arbeiterfamilie und damit auch für die ganze Nation wichtiger ist, daß die Arbeiterfrau zu einer vollkommeneren Erfüllung ihrer Hausfrauen- und Mutterpflichten in den Stand gesetzt wird." Ob wohl die Männer geneigt sein dürften, sich in ihrer persönlichen Freiheit in solchem Maß beschränken zu lassen, auf die Befriedigung von Anstands- und Luxusbedürfnissen zu verzichten, um zur vollkommeneren Erfüllung ihrer Vaterpflichten „in den Stand gesetzt zu werden?"

Für die Durchführbarkeit seiner Forderung führt Pohle übrigens an, daß ein Verbot der Fabrikarbeit der verheirateten Arbeiterin zunächst noch nicht jede Erwerbsmöglichkeit nehmen würde; „sie kann in der Landwirtschaft oder in der Hausindustrie

[1]) Rudolf Martin. Die Ausschließung der verheirateten Frau aus der Fabrik. Eine Studie an der Textil-Industrie. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft. 1896.

oder auch im Handel Beschäftigung suchen, oder sie kann Aufwartungen übernehmen, als Kochfrau oder Pflegerin gehen 2c." Ob sie bei Ausübung dieser leider noch ganz ungeschützten Gewerbe, die sie teilweise noch für mehr als 11 Stunden täglich von Hause fern halten, „die Mutterpflichten gegen ihre neugeborenen Kinder" besser erfüllen dürften? Übrigens macht der Verfasser an anderer Stelle gar kein Hehl daraus, daß für ihn das Verbot der Fabrikarbeit nur ein „Anfang" sein soll, „um dem Unwesen der regelmäßigen Erwerbsthätigkeit verheirateter Frauen außer dem Hause energisch zu Leibe zu gehen." „Denn," so sagt er in der Einleitung, „daß man mit einem Verbot der Frauen-Fabrikarbeit anfängt, bedingt ja nicht, daß man damit auch wieder aufhören und hierbei in alle Ewigkeit stehen bleiben muß;" und weiter: „die Entwicklung wird nicht bei dem Verbot der eheweiblichen Arbeit nur auf dem Gebiete der Fabrikindustrie Halt machen, sondern das Verbot wird nach und nach auch die anderen Teile des Wirtschaftslebens ergreifen."

Wenn die Prognose des Herrn Pohle sich verwirklichen müßte, dann dürfte es Aufgabe der Frauenbewegung werden, allen Ehefrauen, die nicht vom Mann erhalten oder auskömmlich ernährt werden können, zu empfehlen, ins Wasser zu gehen. Pohle glaubt allerdings, daß es der Familienwirtschaft geradezu einen pekuniären Gewinn bringen wird, wenn die Frau durch das betreffende Verbot lediglich auf ihre häusliche Thätigkeit beschränkt wird; einen Gewinn, der den Verlustposten des fortfallenden Verdienstes ausgleicht. „Die Frau wird nunmehr ihre Kräfte ungeteilt dem Haushalt widmen; sie wird kleine Vorteile, die sie ehemals nicht so wahrnehmen konnte, genau ausnützen, und durch ihre erhaltende und ausbessernde Thätigkeit manche Ausgabe ganz ersparen."

Die Ausführungen über die Durchführbarkeit eines Verbots der Fabrikarbeit schließt Pohle mit der Behauptung, daß der Gesetzgeber damit die natürliche Entwicklung unterstützen würde. Er führt dazu Karl Bücher an:

„Denn das muß vor allem festgehalten werden, durch die ganze Geschichte und namentlich durch die Geschichte unseres Volkes geht ein mächtiger Zug, der darauf hinführt, die Frau mehr und mehr von der schweren aufreibenden Mühsal des Erwerbs zu entlasten und diese auf die stärkeren Schultern des Mannes zu laden, dem Manne die schaffende, die werbende Arbeit der Güterzeugung, der Frau die verwaltende und erhaltende Thätigkeit in der Hauswirtschaft, dem Manne den waglichen Kampf ums Dasein, der Frau die behagliche Gestaltung desselben zuzuweisen. (Mit 13 Mark Wocheneinnahme! Anm. der Verf.) Diesen Zug der Entwicklung nach Möglichkeit zu fördern, ist die Aufgabe einer gesunden, historisch aufbauenden Sozialpolitik. Als Gehilfin des Mannes im Rahmen der Familie mag die Frau zum eigenen und allgemeinen Besten auch in der eigentlichen Erwerbswirtschaft thätig sein, nimmermehr jedoch als Konkurrentin des Mannes außerhalb dieses Rahmens." Diese Worte bedürfen keines Kommentars.

* * *

Im zweiten Teil, in dem die Notwendigkeit der Ausschließung der verheirateten Frau aus der Fabrik behandelt wird, setzt der Verfasser sich mit der Sozialdemokratie und der Frauenbewegung auseinander. Beide werden in schönster Harmonie mit einander abgemacht. Pohle erörtert die Frage, wie die Sozialdemokraten ihre ablehnende Haltung im Hinblick auf die schweren Nachteile aufrecht erhalten können, welche die eheweibliche Fabrikarbeit für das Familienleben und die Kindererziehung unleugbar hat. Ob sie mit Blindheit geschlagen sind oder Scheuklappen vor den Augen tragen, so daß sie diese Schäden nicht wahrnehmen! Er macht ihnen daraus den Vorwurf, daß diejenigen, die diese Schäden anerkennen, trotzdem die Forderung folgendermaßen ablehnen: „Es ist ein dringendes Kulturbedürfnis, der modernen Entwicklung der Frauenarbeit nicht strangulierende Fesseln anzulegen. Ein allgemeines Verbot der Frauenarbeit wäre gleichbedeutend mit der Zurückversetzung der Frau in die alte absolute wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne und nicht im Interesse der für die

Hebung der Kultur eminent wichtigen Emanzipation des weiblichen Geschlechts. Zudem wäre die ausschließliche Verweisung des Weibes auf die häusliche Arbeit eine Verletzung des Rechtes der Persönlichkeit." [1])

Das hätte jede Frauenrechtlerin auch sagen können, und wenn Pohle sich dagegen wendet, daß man mit solchen Argumenten das von ihm geforderte Verbot bekämpft und die Beseitigung der Schäden industrieller Frauenarbeit verhindert, dann muß man fragen: Ist es ihm denn ganz unbekannt, daß die Gegner des Verbots gleichfalls die Beseitigung dieser Schäden anstreben, daß sie nur andre Maßnahmen zu diesem Zweck fordern, daß übereinstimmend in den Berichten der Gewerbeinspektoren, aus frauenrechtlerischen wie aus sozialdemokratischen Kreisen eine Verkürzung der Arbeitszeit, ein erweiterter Wöchnerinnenschutz verlangt wird? Giebt es denn kein andres Mittel, um Schäden und Mißständen abzuhelfen, als sie durch andre Schäden und Mißstände zu ersetzen? Pohle wendet sich zur Begründung seiner Forderung gegen die Theorie von dem abnehmenden Umfang der Arbeit, die die Hausfrau im Haushalt zu bewältigen hat. Er meint, diese Theorie spiele in der modernen Frauenbewegung eine gewaltige Rolle.

Es soll durchaus zugegeben werden, daß die Frau das, was sie auf dem Gebiet der Produktion an Aufgaben verloren hat, in der gleichen Zeit auf dem Gebiet der Konsumption an Aufgaben neu gewonnen hat, entsprechend der Verfeinerung und Vermannigfachung der Bedürfnisse, die sich in allen Schichten der Bevölkerung im letzten Jahrhundert vollzogen hat. Aber daß die Arbeiterfrauen diese Aufgaben unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen voll erfüllen können, wenn sie auch der Fabrik fern bleiben, muß doch ernstlich bezweifelt werden. Die Schilderung der Aufgaben einer Hausfrau wirft ein eigentümliches Licht auf die Vorstellung, die der Verfasser sich von den üblichen Arbeiterhaushalten gebildet hat. So spricht er von „einer solchen größeren Wohnung mit all dem, was zu ihrer Einrichtung an Möbeln der verschiedensten Art, Teppichen, Vorhängen, Fenstern, Zimmerschmuck 2c. gehört, — Dingen, die unseren Vorfahren zum Teil ganz unbekannt waren, jetzt aber, wenn auch vielleicht nur in billigen Surrogaten und Nachahmungen einen Teil der notwendigen Einrichtung jedes großstädtischen Arbeiterhaushalts darstellen;" ferner von den stark differenzierten Geräten und Apparaten, mit denen der „kleine Krieg gegen Staub und Verderbnis mit größerer Energie als früher geführt werden kann"; von „den reicheren Wäscheschätzen und größeren Wäschebeständen der modernen Hausfrau, deren Verwaltung selbstverständlich auch mehr Arbeit verursacht" als unter früheren primitiveren Verhältnissen. Er spricht von der vermehrten Bedeutung der Hausfrau als Produzentin ideeller Werte: „Befreit von der Last einer Reihe von zeitraubenden Verrichtungen, welche die neuere wirtschaftliche Entwicklung dem Hause abgenommen hat, kann sich die Hausfrau jetzt auch mehr um die geistig-sittliche Leitung und Erziehung ihrer Kinder kümmern und hat mehr Zeit, sich das dazu erforderliche größere pädagogische Verständnis durch geeignete Lektüre zu erwerben." Hat sie aber auch die Möglichkeit, die Kraft, die geistige Frische und Elastizität dazu, wenn ihr die Erwerbsarbeit verboten, wenn sie auf ein Familieneinkommen angewiesen wird, das eben nur zur Deckung der notwendigen, der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse hinreicht? Und zusammenfassend sagt er schließlich mit Schmoller: „Bei gesunder Wohnweise ist die Hausfrau auch heute voll beschäftigt und wird es künftig noch mehr sein, trotz aller sie unterstützenden Schulen, Kaufläden und Gewerbe, trotzdem daß sie in steigendem Maße fertige Produkte, ja fertiges Essen einkauft. Und neben ihrer Hauswirtschaft soll sie Zeit für Lektüre, Bildung, Musik, gemeinnützige und Vereinsthätigkeit haben, gerade auch bis in die untersten Klassen hinein. Ohne das giebt es keine soziale Rettung und Heilung."

Ob solche soziale Rettung durch ein Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen herbeigeführt werden kann, oder ob dazu nicht in erster Reihe andere Faktoren dienen müßten?

[1]) Neue Zeit, 17. Jahrg., 1. Bd.

Pohles Ausführungen zu dem, was von der Frauenbewegung für die Frau der besitzenden Klassen gefordert wird, stehen so durchaus auf dem Niveau dessen, was in diesen Blättern schon so oft widerlegt ist, daß ein näheres Eingehen darauf überflüssig erscheint.

Zum Schluß noch ein Wort über die Widmung des Buches. Auch in der Litteratur giebt es Moden; es scheint jetzt an der Tagesordnung zu sein, daß Bücher, die sich gegen das freie Menschentum des Weibes wenden, die für eine Verkümmerung ihrer Menschenrechte, für Unterdrückung ihres Ringens und Strebens eintreten, von den Verfassern ihren Frauen zugeeignet werden. Auch Pohle ist dem Beispiel bedeutender Vorgänger darin gefolgt. Den Frauenrechtlerinnen muß das wie ein Hohn erscheinen. Beim Lesen des Pohleschen Buches werden sie sich des Gedankens nicht erwehren können, ob Frauen, die solche Widmungen annehmen, oder denen sie dargebracht werden, sich auch noch mit dem häuslichen Rahmen für ihre Bethätigung bescheiden würden, wenn sie in ihrer Wirtschaftsführung, in der Pflege des Hauses und der Kinder auf ein Ausgabenbudget angewiesen wären, das nur zur Bestreitung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse hinreicht. Vielleicht würden auch sie in den Verhältnissen, die ihre Männer heut der verheirateten Fabrikarbeiterin zumuten und aufzwingen wollen, den Wunsch empfinden, durch ihre Arbeit die Lebenshaltung ihrer Familie zu verbessern, ihren Kindern zu einer besseren, glücklicheren Zukunft emporzuhelfen. Denn das ist der gewaltigste Druck, der namentlich von dem intelligenteren Teil der Arbeiterschaft heut schwer empfunden wird, die Unsicherheit ihres Loses, die geringe Möglichkeit, ihren Kindern zu einer besseren Lebensstellung zu verhelfen, als die Eltern sie einnehmen. Das mag auch die Frau, die Mutter oft zur Erwerbsarbeit treiben, denn stärker noch als im Mann wurzelt in der Frau, in der Mutter der Gedanke: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf.“

An das Neue Jahr.

Neues Jahr! Gieb Eins: gieb frischen Mut!
Gieb uns Kraft der That und des Genusses!
Um uns schwillt die dunkle, kalte Flut
Müden, glaubenslosen Überdrusses!

Neues Jahr, o mach uns kühn und jung!
Gieb uns starke Lust und starken Glauben!
Neues Jahr, o gieb uns neuen Schwung!
Laß die Nebel uns das Ziel nicht rauben,

Daß der Blick das ferne Land gewahrt,
Wo die großen, reinen Lichter blinken! —
Wie der Fährmann vor der Überfahrt
Flehen wir: „Herr, laß uns nicht versinken!“

Frida Schanz.

Eine Frau als Militärschriftstellerin.

Von

W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.

Nachdruck verboten.

Bei fortifikatorisch-kriegswissenschaftlichen Studien, wo ich wahrlich nicht erwartet hatte, weiblichen Geisteserzeugnissen zu begegnen, stieß ich auf die seltene Frau, von der ich den Leserinnen der „Frau“ in nachfolgendem berichten möchte.

Christine de Pisan wurde 1363 zu Venedig geboren. Ihr Vater Tomaso, damals Rat der hohen Republik, war ein überaus unterrichteter Mann. Von ihrer Mutter verlautet nichts Näheres. Ob der Familienname ein wirkliches Adelsprädikat gewesen, konnte ich nicht feststellen. Wahrscheinlich ist seine Entstehung dadurch zu erklären, daß Rat Tomaso aus Pisan in den Bologneser Alpen stammte. Kaum fünfjährig, folgte Christine den Eltern an den französischen Hof, wohin der gelehrte Charles V. ihren Vater als Astrologen berufen hatte. Sie wuchs im Louvre auf und wurde, da sie sich zu einem hübschen, stattlichen Mädchen entwickelte, nach damaliger Zeitsitte schon mit 15 Jahren vermählt. Ihr Gatte, ein junger pikardischer Edelmann, Etienne du Castel, starb jedoch nach kaum 10 jähriger Ehe und ließ die erst 25 jährige Christine mit 3 Kindern zurück. Da auch ihr Vater, der nach dem Tode Charles V. in Ungnade gefallen und verarmt war, bald darauf zu der von ihm „aus den Sternen vorhergesagten“ Stunde starb, war die junge Frau ganz auf sich angewiesen. Bei ihrer großen Begabung und Energie fand sie Trost und ihren Lebensunterhalt in gelehrten Studien, wobei ihr die reichen Büchereien ihres Vaters zu Hilfe kamen. Da sie dichterisches Talent besaß, versuchte sie sich auch mit sogenannten „Dictiez“, kleinen epischen und lyrischen Arbeiten — Balladen, Lais, Mirelais und Rondeaux — und hatte Erfolg. Sie erregte sogar die Aufmerksamkeit des Grafen v. Salisbury, des Günstlings König Richards von England, eines der gebildetsten Männer seiner Zeit. Bald entwickelte sich zwischen ihm und der schönen, geistvollen Frau ein wahrhaft freundschaftliches, auf wissenschaftlichem Gedankenaustausch aufgebautes Verhältnis. Der Graf nahm ihren ältesten Sohn mit an den englischen Hof, um ihn mit dem seinigen erziehen zu lassen. Von dieser Sorge befreit, konnte sich die junge Frau ganz der Wissenschaft widmen. Aber auch nach der beim Sturze König Richards erfolgten Hinrichtung Salisburys ging Christines Glückstern nicht unter. Der neue Herrscher, Henry v. Lancaster, fand unter Salisburys Papieren Dichtungen der seltenen Frau, die ihn so ansprachen, daß er lebhafte Versuche machte, sie an seinen Hof zu ziehen. Auch ließ ihr der Herzog von Mailand die vorteilhaftesten Anerbietungen machen. Aber Christine blieb ihrem Vaterlande treu, und auch bei seinen Fürsten fand sie Anerkennung. Herzog Philipp der Gute von Burgund nahm auch ihren von England zurückgekehrten ältesten Sohn in seinen Dienst und erteilte der Mutter den Auftrag, das Leben Charles V., des Gönners ihres Vaters, zu schreiben. Doch wieder kam ein harter Schicksalsschlag. Philipp starb, noch ehe das erste Buch vollendet war, ihr Sohn verlor seine Stelle, und ihr blieb nur die Sorge für ihre Kinder, ihre alte Mutter und eine arme Verwandte. Auch damals schon sammelte man bei litterarischer Thätigkeit kein Vermögen. So geriet Christine bald in sehr peinliche Lage. Da war es der König, der sie daraus befreite, indem er ihr 1416 ein Jahresgehalt von 200 Livres aussetzte und ihrer Tochter einen Platz im Kloster der Damen von Poissy gab. Ein ruhiger Lebensabend war ihr nun beschieden und erst 1431, fast 70 jährig, starb sie.

Nach Skizzierung ihrer äußeren Lebensumstände möchte ich einige Worte der Person und dem Lebenswerk dieser Frau widmen.

Ihr Bildnis, das das Titelblatt eines Manuskripts der Pariser Nationalbibliothek schmückt, zeigt ein schönes, seelenvolles Antlitz. Weichheit des Gemüts war trotz aller Tapferkeit und Energie der auch in den meisten Schriften hervortretende Zug dieser tüchtigen Frau und Mutter. Ihre Schriften atmen den Geist der Renaissance. Die meisten sind moralisch-politischen und lehrhaften Inhalts, in Versen oder in Prosa. Einige möchte ich hervorheben. Zunächst ihr Erstlingswerk: „Jeux à vendre ou Vente d'amours" — 100 Balladen. „Le Chemin de longue estude" — ein umfangreiches Werk, in Prosa übersetzt von Jehan Chaperon und zu Paris 1549 gedruckt, 1883 einer deutschen Übersetzung von Rischel für würdig befunden. „Les Dits moraux," die Belehrungen der Mutter für ihren Sohn enthalten. „Le Livre des faicts et des bonnes moeurs du sage roi Charles V." oder die „Histoire du roi Charles le Sage", die der Abbé Leboeuf mit Anmerkungen in seinen „Dissertations sur l'histoire de Paris" im Auszuge herausgegeben hat. Vollständig sind sie in Petitots „Mémoires" sowie in Michauds und Poujoulats „Collections" enthalten. Das 1405 vollendete Buch enthält namentlich in seinem zweiten Teile eine Menge — kriegswissenschaftlicher Angaben. Noch bedeutender und in einer für eine Frau jener Zeit geradezu einzig dastehenden Weise methodisch ist das 1410 entstandene berühmte „Livre des faicts d'armes et de chevalerie", eine Encyklopädie der Kriegswissenschaften, das beste französische Werk auf diesem Gebiet aus dem 15. Jahrhundert. Es ist so bedeutend, daß Napoléon III. viele Stellen in seinen „Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie" wiedergegeben hat. Das erst achtzig Jahre nach seiner Abfassung 1488 zu Paris gedruckte Buch wurde schon ein Jahr darauf von W. Caxton im Auftrage von Heinrich VIII. ins Englische übersetzt. Christine gehört zu denen, die gerechte Kriege nicht nur für erlaubt, sondern als notwendige Regulatoren im Völkerleben ansehen. Sie spricht das in der Vorrede des in vier Teile sich gliedernden Werks aus. Obwohl ihre Ausführungen sich nach damaliger Gewohnheit auf Frontin und namentlich auf Vegez aufbauen, enthält ihr Werk doch zahlreiche durchaus selbständige Ansichten, namentlich aus dem Gebiete des Belagerungskrieges. Erst viel später war es wieder eine Frau, die auf diesem sonst ausschließlich und mit vollstem Recht den Männern überlassenen Gebiete eine denkwürdige Arbeit geschaffen, nämlich ihre Namensvetterin, die gelehrte Königin Christine von Schweden († 1689) mit ihren „Réflexions sur la vie et les actions de César".

Christines Leben ist von J. Boivin le jeune in dem 2. Band seiner „Mémoires de l'académie des inscriptions" und vom schon genannten Abbé Leboeuf in der Einleitung zu ihrer „Histoire de Charles V." geschrieben worden, in neuerer Zeit (1883) von Robineau. Die besten Erzeugnisse ihrer Kunst sind in dem 2. und 3. Bande der „Collections des meilleurs ouvrages composés par des dames", sowie in der 1886—91 von Roy besorgten zweibändigen Ausgabe ihrer „Oeuvres poétiques" enthalten. Auch hat 1838 Thomassy einen „Essai sur les écrits politiques de Christine de Pisan" verfaßt, auf die ich aufmerksam machen möchte.

Das Schöne und Seltene an der Erscheinung Christines de Pisan aber ist nach meiner männlichen Auffassung, daß wir in dieser bedeutenden Schriftstellerin keinen gelehrten Blaustrumpf vor uns haben, sondern eine alle Freuden und Leiden einer Frau und Mutter voll und gesund empfindende, edle, anmutige und geistvolle Vertreterin echter Weiblichkeit und eine wahre Förderin der Wissenschaft. Den Wettbewerb solcher Frauen werden sich die Männer zu allen Zeiten gern gefallen lassen.

Das Fahrzeug der Zukunft.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

II. Die Motorwagen.

Die wiederholten Auffahrten des Zeppelinschen Luftschiffes haben nun doch noch einen in die Zukunft weisenden Erfolg gehabt. Selbst die Pessimisten, die in dem einmal vor fünfzehn Jahren geglückten Versuch des Franzosen Renard, mit seinem Ballon nach halbstündigem Herummanövrieren an die Auffahrtsstelle zurückzukehren, nur einen vereinzelten Glücksfall sahen, werden dem Ballon des Grafen Zeppelin nach diesen neulichen Proben — er folgte dem Steuer gegen den Wind mit einer Geschwindigkeit von 8 Metern in der Sekunde, 2 Meter mehr als der Renardsche und ließ sich aufs gefügigste landen — eine erhebliche Lenkbarkeit nicht absprechen können. Die Wasserschiffahrt hat ja einige Jahrtausende gebraucht, um das Meer einigermaßen zu beherrschen. Erst von unseren allerneusten Riesenschnelldampfern, wie dem „Kaiser Wilhelm dem Großen“ des Norddeutschen Lloyds, kann man sagen, daß sie den Tücken des nassen Elements vollkommen oder doch nahezu vollkommen gewachsen sind. Da darf man nicht erwarten, daß ein so viel diffizileres Element, wie die Luft es ist, dessen Eigentümlichkeiten zudem man kaum erst methodisch zu untersuchen begonnen hat, von einem Fahrzeug beherrscht werde, das selbst noch, nicht ganz zwei Jahrhunderte alt, in den Kinderjahren der Entwicklung steht.

Und wie schwer hat's gehalten, auch nur auf der Erde sein anständiges „Fortkommen“ zu finden. Noch keine hundert Jahre ist die Eisenbahn alt. Sechzig Jahre ist es her, als die Unternehmer der ersten preußischen Bahn vom Generalpostdirektor Schmückert, den sie mit der Aussicht zu gewinnen suchten, daß er um acht Uhr schon in Potsdam sein könnte, wenn er in Berlin um sieben fortführe, die abweisende Antwort erhielten: „Das ist alles recht gut und schön, mein Lieber, aber was thu ich so früh in Potsdam?“ Und die „Elektrische“ gar kann in diesem Jahre erst ihr zwanzigjähriges Jubiläum feiern, denn wenn sie auch ihren Ursprung von der 1879 auf der Berliner Gewerbeausstellung von Siemens und Halske vorgeführten Versuchsbahn herleitet, so ist die erste für dauernden Betrieb bestimmte elektrische Bahn doch erst die 1881 von derselben Firma erbaute Groß-Lichterfelder Bahn gewesen. Als im vorigen Jahre eine französische Zeitschrift eine Zusammenstellung der größten Erfindungen und Entdeckungen der letzten zehn Jahre veröffentlichte, führte sie sogar die elektrischen Eisenbahnen an erster Stelle noch mit auf. „Sie sind zwar schon älter als ein Dezennium, aber vor zehn Jahren waren nur wenige Kilometer solcher Bahnen in Betrieb, während jetzt, dank der Vervollkommnung der Systeme, die Elektrizität sogar auf Hauptbahnen eingeführt werden soll.“ So ist es mit den Fahrgelegenheiten auf fester

Scholle der Zeit nach wirklich noch nicht gar lange her, und was ihre Ausbildung anbetrifft, so ist es bis vor kurzem damit vollends nicht weit hergewesen und auch heute sicherlich noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. In Amerika macht man seit einigen Jahren Versuche mit Riesenlokomotiven, die das Vielfache unserer gewöhnlichen Schnellzuglokomotiven leisten sollen. Die Umwandlung des Dampfbetriebes in elektrischen bei Kleinbahnen ist bereits mehrfach „angebahnt"; das Netz von Dampf- wie elektrischen Bahnen wird von Jahr zu Jahr dichter; der Pferdebahnbetrieb der Städte wird allgemach abgeschafft und in elektrischen umgestaltet. Das sind die Fortschritte der nächsten Zukunft für die Beförderung von Menschen und Lasten auf Schienenwegen.

Aber in Preußen allein giebt es schon vierzehnmal mehr Ortschaften als Bahnstationen, zu mehr als 50 000 preußischen Gemeinden führt noch kein Schienenweg, und dasselbe Verhältnis dürfte in den andern deutschen Ländern sein. Ist es denkbar, daß im Laufe der Zeiten alle diese kleinen und kleinsten Menschensiedelungen an das große Schienennetz einmal angeschlossen werden? Denkbar wohl, aber höchst unwahrscheinlich. Und auch nicht nötig. Denn schon ist das mechanische Fahrzeug da, das in allen den Fällen die tierische Zugkraft abzulösen bestimmt ist, in denen eine Schienenanlage nicht praktisch, weil nicht rentabel genug ist, oder sonst das Bedürfnis vorliegt, den Verkehr nicht an feste Schienenwege zu binden. Das ist das Automobil, der Selbstfahrer, der berufen scheint, einmal alle Arten von Zugvieh in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen, das stolze Rappenpaar vor dem Coupé auf Gummi und den leichtfüßigen Traber wie den schweren Omnibusfriesen, die Ochsen und Kühe der ländlichen Gespanne West- und Süddeutschlands wie die Esel und Hunde der großstädtischen Straßenhändler.

* * *

Die Idee des Automobils ist, wenn man von dem alten Römerkaiser Commodus (180—192 n. Chr.) absieht, in dessen Nachlaß sein Nachfolger in der Regierung, der Soldatenkaiser Pertinax, laut Bericht eines alten Geschichtsschreibers, mehrere kunstvoll konstruierte mechanische, ohne irgendwelche Zugtiere fortzubewegende und sogar mit automatischem Wegemesser versehene Wagen gefunden haben soll, ein Vierteljahrtausend alt. Eine Nürnberger Chronik aus dem Jahre 1649 berichtet von einem von Hans Hautsch konstruierten Kunstwagen, „welcher in einer Stund 2000 Schritt geht, man kan still halten, wann man wil, und ist doch alles von uhrwerck gemacht". Er blieb eine Spielerei wie der hundert Jahre später von dem berühmten französischen Erfinder Vaucanson dem König Ludwig XV. vorgeführte Uhrfederwagen. Der König hatte sich von der Brauchbarkeit der Erfindung bereits überzeugen lassen und trotz des Bedenkens, daß das gewöhnliche Volk sie für ein Werk der Zauberei halten könnte, für seinen Wagenpark ein ähnliches Gefährt bestellt, aber die Zweifel der zopfigen Akademiker an der Verwendbarkeit dieses Vehikels im Straßenverkehr von Paris haben ihn dann seine Bestellung wieder vergessen lassen und damit den Wunderwagen überhaupt. Erst die Erfindung der Dampfmaschine hat die Idee des mechanischen Fortbewegens von Personen und Lasten wieder aufleben lassen. Und, wie nicht allgemein bekannt sein dürfte, nicht etwa erst in der Form des Schienenwagens, sondern gerade in der des schienenlosen. Der erste selbstfahrende Wagen mit Dampfbetrieb war die von dem Franzosen Cugnot 1769 erbaute Dampfkarosse, die freilich noch mit einem

so schwachen Kessel ausgerüstet war, daß das Gefährt alle Viertelstunden halten mußte, um von neuem Dampf anzusammeln. Im Jahre darauf baute Cugnot einen zweiten Selbstfahrer mit einem Kostenaufwand von 22 000 Francs, der schon besser funktionierte. Es war ein schwerer, dreirädriger Rollwagen ohne Verdeck, dessen Vorderrad wie bei unseren modernen Dreirädern zum Lenken eingerichtet war. Doch fand in Frankreich diese Erfindung ebensowenig Beachtung wie zwanzig Jahre vorher der automatische Uhrfederwagen des Erbauers des berühmten automatischen Flötenspielers und der fressenden Ente. Das Industrieland England zeigte mehr Verständnis für die Bedeutung des Automobils. Schon 1785 wurde versuchsweise ein kleiner Straßenbahnwagen mittels Dampfkraft in Bewegung gesetzt, und 1802 verkehrte bereits eine größere Lokomotive auf den Straßen Cornwalls. Weitere Versuche gerieten ins Stocken, als ein 1804 in London gebauter Dampfstraßenwagen sich so garnicht bewähren wollte, ein Geschick, das auch den 1821 von neuem aufgenommenen Versuchen widerfuhr. Auf welche sonderbaren Ausflüchte man damals verfiel, um das Problem des Automobils zu lösen, zeigt eine Konstruktion aus dem Jahre 1822, die dem Wagen sechs künstliche Beine gab; diese sollten wie die Beine eines Pferdes wirken und dem Gefährt vor allem die bei den älteren Maschinen als ungenügend erkannte Adhäsion der Triebräder auf dem Erdboden sichern. Nicht minder kurios mutet uns heute der Schienenkarren an, der 1846 in Flandern und England aufkam zur Beförderung schwerer Lasten auf schlechten Landwegen. Jedes der beiden Räder des Karrens trug einen weiten, aus langen, eisenbeschlagenen Brettern gebildeten, rosenkranzähnlichen Schienengürtel, der sich beim Fahren selbstthätig vor die Räder legte, sodaß diese eine geebnete Bahn vorfanden.

Die inzwischen erfolgte Erfindung der Eisenbahnen durch Stephenson machte der weiteren Entwicklung der auf keine festen Geleise angewiesenen Motorwagen ein vorläufiges Ende, trotzdem noch in den Jahren 1829—1836 in England auf den Dampfwagen von G. Gurney und W. Hancock Tausende von Reisenden befördert wurden. So verkehrten 1833 in England 20 öffentliche Selbstfahrer, u. a. ein nach Gurneyschem Modell erbauter Wagen von Charles Dance täglich viermal zwischen Gloucester und Cheltenham, der den 16 Kilometer langen Weg in 45—55 Minuten zurücklegte, ein Wagen von Scott Russel zwischen London und Birmingham; Hancock allein hatte fünf Wagen in den öffentlichen Dienst gestellt. Da widerfuhr im April 1834 einem Selbstfahrer auf der Straße von Glasgow nach Paisley das Unglück, infolge eines Radbruches umzustürzen, und sofort erhoben die Vertreter der Eisenbahngesellschaften, die in den Motorwagen eine unliebsame Konkurrenz sahen, ein Geschrei, daß diese Gefährte die Straßen unsicher machten und zerstörten; sie gewannen das Parlament, das einen hohen Wegezoll auf die Dampfwagen legte, so daß diese nach und nach ihren Betrieb einstellen mußten, zuletzt Hancock, der noch bis 1836 ausgehalten hatte. Seitdem waren die Dampfmotorwagen von den Landstraßen Englands verschwunden, über feste Schienenwege allein sausten sie fortan noch dahin in Gestalt der Eisenbahnlokomotiven. Ohnehin hatte das England von 1830—1850 der Eisenbahntaumel erfaßt, der allmählich auch die anderen Staaten mitreißen mußte. In Frankreich indes begann man sich um ungefähr dieselbe Zeit, als in England die Selbstfahrer mit Dampfbetrieb so hart bekämpft wurden, gerade von neuem dafür zu interessieren, nachdem man ein halbes Jahrhundert lang die Cugnotschen Erfindungen vergessen hatte. 1835 erbaute Charles Dietz eine Straßenlokomotive, die zwischen

Paris und St. Germain verkehrte — die 15 Kilometer betragende Strecke wurde in anderthalb Stunden zurückgelegt — und seitdem hat man dort stetig, wenn auch mit äußerst langsamem Vorschreiten an der Vervollkommnung dieses Vehikels gearbeitet, trotz der Eisenbahnen. Und so ist Frankreich dasjenige Land geworden, dem der moderne Automobilismus seine wesentliche Entwicklung verdankt. Aber auch hier haben erst die allerletzten Jahre diejenigen Verbesserungen gebracht, die ihm so mit einem Schlage die Bedeutung als Beförderungsmittel der Zukunft zuweisen.

Dabei hat den größten Anteil an dieser überraschenden Entwicklung nicht etwa der Wunsch gehabt, einen wirklich brauchbaren Ersatz der als überlebt empfundenen tierischen Motoren zu erhalten, sondern der bloße Sport. Im Grunde der Zweiradsport. Als in den achtziger Jahren der Sport des Bicyclefahrens in Aufnahme kam, ahnte man nicht, daß schon ein Jahrzehnt später dieses ein allgemein gebrauchtes Beförderungsmittel, das Zweirad in Millionen von Händen sein würde. Ziemlich gleichzeitig mit der Ausbildung des neuen Fahrsports gewann das Automobil dabei die Bedeutung eines Unterstützungsmittels, als Schrittmachermaschine, sodann aber trat das Automobilfahren auch als eine besondere Abart und Ergänzung des Fahrradrennsports auf. Deshalb hat der Selbstfahrer seine wichtigsten Vervollkommnungsmittel, wie etwa die elastischen Gummireifen, vom Zweirad her; und in seinem Entwicklungsgang hat noch bis vor ganz kurzem die Renntüchtigkeit eine größere Rolle gespielt als die praktische Brauchbarkeit. Der französische Selbstfahrerklub mit seinen alljährlichen Wettfahrten hat besonders viel zur Ausbildung des Automobils beigetragen. Nachdem sich ähnliche Klubs in England, Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Schweden gebildet hatten, wurde am 30. September 1897 der mitteleuropäische Motorwagenverein gegründet. Die Leistungsfähigkeit der Motoren in bezug auf Geschwindigkeit ist infolge der Thätigkeit dieser Sportvereine in wenigen Jahren derart gestiegen, daß, während noch die Rennfahrten von 1895 und 96 eine Durchschnittsgeschwindigkeit von nur 24 bis 25 Kilometern pro Stunde erzielten, die von 1899 auf der Rennstrecke Paris-Bordeaux auf 48 Kilometer stieg, ja der schnellste Wagen eine Stunde lang sogar die Geschwindigkeit von 60 Kilometern behielt.

Aber auch schon an den Wettfahrten zwischen Paris und Bordeaux 1895 nahmen, freilich noch ziemlich nebensächlich, Gefährte teil, die bereits keinen Sportzwecken mehr, sondern ausgesprochen praktischen Verkehrszwecken dienen wollten. So der von Bollée 1880 erbaute Dampfomnibus „La Nouvelle", der durchaus mit Ehren aus dem Wettkampf mit den jüngeren Sportmaschinen hervorging. Und 1896 bereits fanden im Maasdepartement umfassende Versuche mit einem Dampfstraßenwagen nach dem System Scotte statt, der es einzig und allein auf Verkehrstüchtigkeit abgesehen hatte. Es war ein förmlicher kleiner Zug, der sich da auf den verschiedensten Straßen des Departements versuchte, bestehend aus einem 4170 Kilogramm schweren Motorwagen, der außer der Maschine noch Platz für 14 Personen hatte, und einem 1500 Kilogramm schweren Anhängewagen für weitere 24 Personen. Der Zug fuhr auf den ebenen Straßen mit einer Geschwindigkeit von 15—16 Kilometer in der Stunde, bei Steigungen nur mit einer solchen von 5—6 Kilometer, bei starkem Gefälle dafür mit 18—20 Kilometer. Der Durchschnitt betrug bei 628 Kilometer durchlaufener Wegstrecke 12 Kilometer pro Stunde. Selbst auf schlecht unterhaltenen, staubigen Landstraßen, sowie auf neuen, frisch beschotterten und noch nicht gewalzten erzielte er noch eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 11,4 Kilometer pro Stunde,

trotzdem er hier öfter halten mußte, damit das Triebwerk vom Staube gereinigt würde. Ein ähnlicher Versuch mit einem 15 Tonnen schweren Güterzug, bei dem zwei Lastenwagen an den Motorwagen gekuppelt waren, hatte dieselben günstigen Resultate. Der Zug bewältigte noch Steigungen und Gefälle von 3 Prozent, ohne daß dabei das Anhalten und Anfahren Schwierigkeiten bereitete. Bei Versuchsfahrten im Winter 1897, ebenfalls im Maasdepartement, wurden sogar 5—6 Prozent Steigung bei tiefem Schnee bewältigt, wobei noch eine Geschwindigkeit von einer deutschen Meile pro Stunde, auf nahezu unfahrbaren Straßen immerhin noch eine solche von 4 Kilometer erzielt wurde. Im Departement der Vogesen fuhr ein aus Motorwagen und zwei mit 20 Tonnen Roheisen beladenen Anhängewagen bestehender Zug eine 1300 Meter hohe Bergstraße bei 16 Prozent Steigung hinauf. Ähnliche Versuche, die in den folgenden Jahren in England gemacht wurden, haben zur Genüge erwiesen, daß es keiner Schienenanlagen bedarf, um ganz respektable Lasten auf einigermaßen gut gehaltenen Straßen mittels Motorwagen zu befördern. So hat denn auch die Verwendung der Motoren für Geschäfts- und Lastwagen aller Art in den Großstädten innerhalb der letzten zwei Jahre einen erheblichen Umfang angenommen. Motordroschken und Motoromnibusse kommen immer mehr auf. In Berlin allein sind heute bereits an 3000 Motorwagen in Betrieb.

So ist es nur eine Frage der Zeit, ja der allernächsten Zukunft schon, daß Motorwagen auch außerhalb der Städte, im Überlandverkehr sich einbürgern und in absehbarer Frist die tierischen Motoren ganz verdrängen. Schon hat die Luxemburgische Regierung, darin allen anderen voran, beschlossen, den Betrieb von Selbstfahrlinien für öffentlichen Verkehr von Staatswegen zu übernehmen, in der ausgesprochenen Absicht einer gesunden Dezentralisation, um dem für wirtschaftlich ungesund erachteten Zuzug der Gewerbetreibenden und des Verkehrs nach den Eisenbahnstationen zu steuern. Soweit ist man freilich in andern Ländern noch lange nicht, daß der öffentliche Selbstfahrerverkehr Staatsbetrieb werde. Immerhin haben in Frankreich die dort bereits zahlreich begründeten Selbstfahrergesellschaften für öffentlichen Verkehr es wenigstens durchzusetzen gewußt, daß ihnen eine Staatsbeihilfe grundsätzlich gewährt werden könne, und zwar bis zur Höhe von 250 Francs für einen Kilometer Strecke, gegen die Verpflichtung, mindestens täglich 10 Tonnen Güter mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 6 Kilometer und 60 Reisende nebst 2 Tonnen Gepäck mit einer solchen von 12 Kilometer in der Stunde zu befördern. Die Benutzung der Motorlinien im Dienste von Post und Eisenbahn soll dabei noch extra vergütet werden.

Im Maasdepartement, im Departement Calvados, Bordeaux, Nizza u. s. w. bestehen bereits eine ganze Anzahl solcher staatlich konzessionierter und subventionierter Selbstfahrerlinien. Ja sogar in die afrikanischen Besitzungen sind sie eingeführt worden: zwischen Oran und Montaganam besteht eine Selbstfahrerlinie von 90 Kilometer Länge, auf der ein großer Petroleummotor-Eilwagen 16 Reisende und 8—10 Centner Gepäck mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 18 Kilometer in der Stunde täglich hin und zurück zu befördern vermag. Und der Forschungsreisende Felix Dubois hat selbst auf seinen Reisen im Sudan 1897 einen Motoromnibus für Personenbeförderung und einen Motorfrachtwagen benutzt. Ebenso soll offizieller Automobilverkehr binnen kurzem auf der Insel Madagaskar eingeführt werden, um die Hauptstadt Antanarivo mit dem Hafen Tamatave zu verbinden.

Demnächst folgt Österreich mit der Einrichtung offizieller Selbstfahrerverbindungen: zwischen Meran und Trafoi soll ein Gesellschaftswagen mit 15—18 Sitz- und Stehplätzen verkehren, und zwischen Meran und Landeck ist sogar ein Eilverkehr durch Postselbstfahrer geplant, die zugleich die Briefbeförderung übernehmen sollen.

So werden sich vielleicht wieder die seit dem Aufkommen der Eisenbahnen vereinsamten Landstraßen und mit ihnen die entlegenen Flecken und ihre idyllischen Gasthöfe beleben wie zu Zeiten der guten, alten Postkutsche. Und wo dereinst das Horn des Schwagers melodisch ertönte, da wird, weniger melodisch freilich, in Zukunft das Signalhorn des Selbstfahrers erschallen, und mit der Romantik wird es in dem mit 12—20 Kilometer Geschwindigkeit dahineilenden Motoromnibus zwar nicht so viel sein wie im träumerisch schunkelnden Postwagen mit den bedächtig trabenden Gäulen, aber immerhin noch mehr als im sausenden Schnellzug. Vielleicht erobert diese neueste Technik uns doch noch ein Stückchen jener Reisepoesie zurück, die uns einmal aus Lenaus „Postillon" wie ein lang verschollenes, süßes Märchen angeweht hat:

„Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen — "

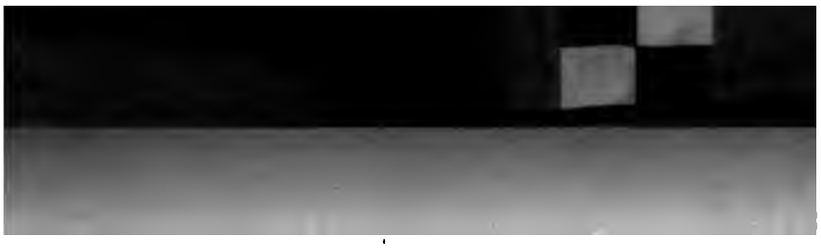
Weniger idyllisch ist das Bild, das man von einer vorjährigen Automobilausstellung in Amerika haben konnte. Da wurden nämlich Motorwagen vorgeführt, die mit Maximgeschützen und anderen Schnellfeuerkanonen montiert und mit einmaliger Benzinfüllung im stande waren, eine Strecke von 70 Kilometern in drei Stunden zurückzulegen. Und daß auch die deutsche Heeresleitung die Wichtigkeit des Motorprinzips für Kriegszwecke zu würdigen weiß, zeigten die letzten großen Manöver, bei denen Versuche mit Motorwagen für den Transport der Belagerungsartillerie in umfangreichem und anscheinend völlig befriedigendem Maße angestellt wurden. In England ist neuerdings ein 18pferdiger Benzinselbstfahrer mit zwei Maximgeschützen und leichter Panzerung für militärische Operationen in den Kolonien konstruiert worden.

* * *

Was nun das bewegende Prinzip der Selbstfahrer, den Motor selbst betrifft, so werden Benzin-, Petroleum-, Gas-, Dampf- und elektrische Motoren angewendet. Am ältesten sind, wie wir gesehen haben, und älter als selbst die Eisenbahnen, die Dampfmotoren. Die Dampfselbstfahrer, namentlich die nach Scotteschem, Le Blancschem und Serpolletschem System, kommen besonders für das Großfuhrwerk und den öffentlichen Personenverkehr in Betracht. Regelmäßigkeit im Betriebe, Wegfall aller unliebsamen und unberechenbaren Betriebsstörungen zeichnet sie aus, und daher eignen sie sich für die Beförderung im Dienst der Post und Eisenbahn in erster Reihe. Die meisten regelmäßigen Selbstfahrerlinien in Frankreich haben Dampfmotoren nach Scotteschem System. Schon seit Anfang 1897 ist ein solcher Scottescher Wagen in der Umgebung von Paris, zwischen Courbevoie und Colombes in Betrieb gewesen und hat in den ersten beiden Betriebsmonaten nicht weniger als 32 715 Reisende befördert. Die Gasmotoren sind noch zu wenig bei schienenlosem Betriebe in Anwendung gekommen. Um so erfolgreicher hat man sie bei Schienenbetrieb einzuführen begonnen; so hat die Dessauer Straßenbahn Leuchtgasmotoren, die das Gas in komprimiertem Zustand mit sich führen.

In gewissem Sinn sind aber auch die Benzin- und Petroleummotoren Gaskraftmaschinen, insofern als Benzin und Petroleum erst vergast werden und der Antrieb durch die meist explosionsartige Verbrennung der Gase dieser Substanzen erfolgt. Diese Motoren eignen sich ihrer Leichtigkeit, leichten Handhabung und Billigkeit wegen namentlich für die kleineren Privatselbstfahrer und für Fahrten auf weite Entfernungen, da erstens eine für lange Strecken ausreichende Menge Benzin oder Petroleum bequem mitgeführt, und zweitens, falls es doch gebricht, ziemlich in jeder Ortschaft neubeschafft werden kann. Acetylengas- und Alkoholmaschinen sind noch nicht genügend erprobt, treten aber vielleicht einmal mit den Petroleummotoren in Wettbewerb. Bislang haben jedenfalls die Benzinmotoren die meiste Aussicht, im Überlandverkehr den Pferdebetrieb zu verdrängen. Ein Benzinwagen läuft auf freier Chaussee bis zu 30 km in der Stunde, Steigungen von 10 Prozent nimmt er noch mit Sicherheit, wenn auch langsam, und zu haben ist Benzin, falls es der Maschine ausgeht, ebenso in jedem noch so kleinen Nest wie Petroleum. Für verkehrsreiche Städte kommen sie dafür weniger in Betracht wegen ihres geräuschvollen Puffens, ihres fatalen Geruchs — die bisher angegebenen Mittel, Benzin und Petroleum völlig geruchlos zu machen, haben sich leider immer noch nicht bewährt — und der nicht ganz zuverlässigen Regulierfähigkeit; auch ist es ein Übelstand, daß sie nach jedem Stillstand mit der Hand angelassen werden müssen.

Das Ideal ist der Elektromotor. Er kann durch Drehen eines kleinen Handgriffs angelassen, beliebig reguliert und gebremst werden, arbeitet geruchlos und gegenwärtig auch bereits völlig geräuschlos. Das sind Vorteile, die trotz des verhältnismäßig hohen Anschaffungspreises für die Elektromotoren sprechen. Noch kommen sie freilich erst für die größeren Städte in Betracht, weil einstweilen nur hier die Ladung der Akkumulatoren möglich ist. Aber auch die Anlage elektrischer Kraftstationen in kleineren Städten, ja auf dem flachen Lande, wird mit der Zeit erfolgen; schon plant man den Bau von Überlandzentralen, welche im Umkreise von je 25 Kilometer Halbmesser das ganze Land mit elektrischer Kraft versehen, sowohl für Beleuchtungszwecke wie für Motorbetrieb landwirtschaftlicher Maschinen. Und wird das einmal durchgeführt, dann ist auch allerorten die Möglichkeit gegeben, die Elektromotoren mit neuer Kraft zu laden. In Brüssel hat sich neuerdings bereits eine Gesellschaft gebildet mit einem Kapital von 8 Millionen Franken, die auf allen fahrbaren Straßen Belgiens und Frankreichs in Abständen von je 15—20 Kilometern elektrische Kraftstationen zum Laden von Akkumulatoren errichten will. Als erste Strecke ist die Linie Brüssel—Paris längs des Maasthales in Aussicht genommen. So eröffnet sich dem Zukunftsmenschen noch eine andere Perspektive: über die ganze Erde hin ein ungeheures Netz von elektrischen Kraftstationen, von denen aus jede Landstraße, jeder Fahr- und Fußweg, jedes noch so versteckte Plätzchen mit elektrischem Licht versehen werden kann, und allenthalben, zu den entlegensten Winkeln im Gebirge und in der Haide, eilt geschäftig und geräuschlos das elektrische Automobil, der behäbige vielsitzige Omnibus und der zierliche Einsitzer, und allenthalben auf Äckern und Wiesen sät und mäht und drischt es elektrisch — das wahre Zeitalter der Elektrizität ist angebrochen.



Londoner Spezialitäten.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

II.

Eine Kochschule für Jungen.

Als ich noch so jung und unverständig war, daß ich mit meinen Diner-Herren auf die Frauenfrage einging, vielleicht sogar in der stillen Hoffnung, eine Bekehrung zu vollbringen, erlebte ich einmal bei einem sonst sehr sanften und korrekten jungen Mann einen ganz unvorschriftsmäßig heftigen Gefühlsausbruch. Während die gewöhnliche Reaktion der deutschen Jünglinge von damals in einem gewissen Zucken der Mundwinkel bestand, das die höflicheren durch ein Streicheln der Stelle, wo der Schnurrbart saß oder doch erwartet werden konnte, zu maskieren suchten, fuhr dieser junge Mann wahrhaft entsetzt von seinem Stuhl in die Höhe mit dem Ausruf: „Da wäre es ja die höchste Zeit, daß unsere Jungen kochen lernten!“ Augenscheinlich erschien ihm das Kochen als die niedrigste aller menschlichen Beschäftigungen; ob er wohl in dem Augenblick daran dachte, daß so viele seiner Tischgenossen fast ihr halbes Leben dieser Beschäftigung widmeten?

Das kleine Erlebnis kam mir wieder in den Sinn, als ich neulich eine lange Pilgerfahrt nach dem äußersten Eastend von London unternahm, zu der kleinen board-school, „wo die Jungen kochen lernen“. Zwar bis zur „Bank von England“ kam ich schnell mit Hilfe der neusten Londoner Einrichtung des „two penny-tube“, in dem eine elektrische Bahn mit unheimlicher Schnelligkeit und durch so saubere Wände dahinsaust, daß der Kenner der alten rauchigen „Underground“ beim Anblick der blitzenden Kacheln zunächst ungläubig stillsteht. Bis zu Blackwall, Bow-Creek, Orchard Street, hatte der Führer des Cabs, ein in London seltener Fall, sich vielfach zurecht zu fragen. In einer der kleinen, engen Straßen des Eastend sperrte eine Volksmenge — und was für eine — unter mehrfachen kritischen Bemerkungen über das Cab, den Weg. Sie erwarteten die Londoner Süd-Afrika-Volunteers, die unter einer Bedeckung von über hundert Schutzleuten herankamen. Das letzte Stück Wegs an der Themse entlang zwischen den hohen Mauern der Docks machten wir in Begleitung einer Schar vergnüglich brüllender Jungen: „A Cab! a Cab!“ Ihr Kostüm war das der Docks und der Bow-Creek-Gegend. Von der ursprünglichen Hautfarbe sah man wenig, noch weniger von dem ursprünglichen Schnitt und der Farbe der Kleider, die zum größten Teil Gebrauchsfranzen zeigten.

Endlich hielten wir vor der kleinen aber freundlichen und sauberen board-school. Charakteristisch war es, daß nur Frauen als Leiter und Lehrer sich dort befanden. Ein weibliches Mitglied des school-board (etwa unserer Schuldeputation entsprechend) führte uns sogleich zu dem Hauptgegenstand unseres Interesses, den kochenden Jungen, die allerdings an diesem Tage in einer gemischten Klasse, mit Mädchen gemeinsam, unterrichtet wurden. Nur der erste Blick auf die Jungen am Kochherd wirkte überraschend, dann kam einem die Sache ganz selbstverständlich vor. Es war interessant, die Leistungen der Knaben und Mädchen zu vergleichen. Ein Unterschied war nicht festzustellen. Die Knaben machten alles gleich geschickt, gleich schnell und gleich sauber wie die Mädchen. Um die notwendige Küchensauberkeit ihrer Personen zu erzielen, mußten sie sich allerdings vorher einer gründlichen Reinigung von Händen, Armen und Gesicht in heißem Wasser unterziehen, und schauten dann ganz blank poliert aus einer fast bis auf den Boden reichenden blau und weiß karrierten Leinenblouse heraus. So waren sie eifrig beschäftigt, die an der Tafel angeschriebenen Gerichte herzustellen. Einige rollten den Teig für die beliebten englischen apple-pies aus, andere schnitten die Äpfel klein und mischten sie mit Korinthen, noch andere bereiteten den Fisch vor, wälzten die Stücke in Mehl und thaten sie dann in Tiegel mit zischendem Fett, die sie ganz selbständig und geschickt handhabten. Sie wendeten ganz sachverständig den Fisch während des Backens mit einer Spicknadel hin und her, bis er die appetitliche gelbe Farbe erreicht hatte, die in den Londoner Docks ebenso geschätzt wird, wie im Westend. In gleicher Weise buken sie zerschnittene Kartoffeln. So systematisch-militärisch wie bei unserm Haushaltungsunterricht kann natürlich bei den bestehenden Verhältnissen die Sache nicht betrieben werden. Jedes führte seine kleine Arbeit ziemlich selbständig durch. Vollends bei diesem einfachen Essen hatte die Lehrerin kaum etwas anderes zu thun als hie und da einen kleinen Wink zu geben und den Fortschritt der im Gange befindlichen Koch- und Backprozesse zu beobachten. Handelte es sich doch nur um schon geübtes „ordinary cooking". Alle 14 Tage, erklärte sie mir, hätten die Jungen allein eine Extralektion in „sea-cooking", wo sie alle die beim britischen Seemann und Dockarbeiter so beliebten und vorzugsweise auch nur für ihn verdaulichen schönen Dinge zubereiten lernen, deren bloße Namen: „dandy funk", „treacle duff", „lobscouse" ꝛc. schon von einem schweren Charakter zeugen.

Wir fragten nun unsere freundliche Führerin noch nach verschiedenen Einzelheiten. Besonders war uns natürlich das Endresultat des Kochstudiums bei beiden Geschlechtern interessant. Sie versicherte, daß es genau das gleiche sei, nur das Brodbacken brächten die Knaben besser zu stande, „das müsse wohl irgendwie mit ihrer größeren Muskelkraft zusammenhängen", im übrigen hätten sie oft ganz Respektables zu leisten, so hätten sie heute die Suppe für die ganze Schule, ca. 80 Liter, gekocht.

Inzwischen brachen die kleinen Köche und Köchinnen auf. Erst wurde eifrigst das Geschirr gespült, getrocknet und aufgereiht, dann zogen die Jungen ihre langen Kittel aus, und nun ging es an ein eifriges Putzen der Küche. Dann holten sie mitgebrachte Geschirre hervor, um darin das Essen, das sie für ihre Familien für wenige Pence vorher gekauft hatten, mit nach Hause zu nehmen. Es ist Regel, daß die Speisen zum Selbstkostenpreis und manchmal darunter verkauft werden. An diesem Tage war vollständig ausverkauft. Zu welchem Preis etwa die Gerichte hergestellt werden, mag das Rezept des so beliebten Irish Stew zeigen:

2 Pfund Hammelnacken	. .	7 Pence
2 Pfund Kartoffeln	. . . .	1 Penny
1/4 Pfund Zwiebeln	. . . .	1/2 „
1 Pint kochendes Waſſer	. .	0
im Ganzen	. .	8 1/2 Pence = ca. 70 Pfennig.

Über Plan und Entſtehung des Ganzen erfuhren wir dann noch folgendes: Eine Dame des School-board, Mrs. Homan, die Gelegenheit gehabt hatte, viel von dem Elend des Eaſtend zu ſehen, war zuerſt auf den Gedanken gekommen, daß auch die Knaben kochen lernen müßten. Viele von ihnen gehen zur See und finden beſonders auf kleineren Segelſchiffen Unterkunft, deren Küche ſich häufig in jämmerlichem Zuſtande befindet. Andere gehen in die Kolonien, wo ſie meiſt genötigt ſind, ihre eigenen Küchenchefs zu ſpielen. Aber auch den armen Familienmüttern der Umgegend, die gewöhnlich durch Säckenähen zum Unterhalt der Ihrigen beitragen müſſen, kommt es zu gute, wenn nicht nur die Töchter, ſondern auch die Söhne die Küche beſorgen können. Und zwar ſchon ganz kleine Burſchen. Der Unterricht wird — natürlich unentgeltlich — vom 12. bis zum 14. Jahr einmal wöchentlich erteilt.

Der Anfang war nicht leicht. Man hatte Schwierigkeiten, Jungen für das Experiment zu bekommen, und über die ganze Idee wurde zuerſt gelacht. Aber in England lacht man über ſolche Dinge weniger lange als in Deutſchland. Man probiert, und wenn man überzeugt iſt, bietet man gern hilfreiche Hand. So kam es auch hier. Man führte den zweifelnden Autoritäten einmal ein richtiges sea-cooking vor, und die Folge war, daß der jetzt ſeit anderthalb Jahren beſtehende Kochunterricht der Knaben zu einer dauernden Einrichtung gemacht und die Errichtung weiterer Kochſchulen in an der Themſe gelegenen Diſtrikten beſchloſſen wurde. Wie weit ſich das Unternehmen noch ausdehnen wird, iſt noch gar nicht abzuſehen. Ein Geſuch des School-board bei dem Erziehungsdepartement, den Kochunterricht der Knaben in den Lehrplan der Gemeindeſchulen aufzunehmen, wurde freilich abſchlägig beſchieden.

Es iſt mir nicht bekannt, ob es bei uns etwa in den großen Seeſtädten Kochſchulen für angehende Schiffsköche giebt. Eine Einrichtung wie dieſe ſicherlich nicht. Ob nicht gerade eine ſolche Kochſchule für Jungen für Küſten- und Fabrikdiſtrikte ſehr am Platz wäre?

Auch die übrige Schule wurde uns dann gezeigt. Sie mußte allen Bedürfniſſen der zwiſchen den Docks eingeſprengten Bevölkerung Rechnung tragen und bot daher ein etwas buntes Bild. Das Äußere der Kinder in der Krippe und den drei aufſteigenden Klaſſen verriet das hier nicht durch lange Blouſen verhüllte Elend dieſes Eaſtend-Winkels, von dem doch die Volksſchulen ſelbſt der verrufenſten Viertel unſerer deutſchen Großſtädte nicht einen entfernten Begriff geben. Aber die Kinder ſchienen gut gezogen zu ſein; nicht etwa nur, weil die Mädchen ſo hübſch knixten, indem ſie zugleich ihre Fingerſpitzen auf die Schultern legten, und die Knaben in Ermangelung einer Mütze kräftig an ihrem Vorderhaar zogen, ſondern ſie machten auch einen freundlichen und zufriedenen Eindruck und folgten ihren Lehrerinnen aufs Wort. Was mich beſonders frappierte, war, daß die Klaſſen von unten auf ſchon zweiſtimmig ſangen. Von ſieben- oder achtjährigen Kindern wurde ein engliſches Lied nach der Melodie von Brahms' „Guten Abend, gute Nacht" vollſtändig rein zweiſtimmig a capella vorgetragen, gewiß ein Zeugnis für eine ſehr muſikaliſche Lehrerin. Mrs.

Brown, die Schulleiterin, erklärte uns, daß sie von vornherein zweistimmig singen ließen, weil es ihnen „natürlich“ erschiene. Die einen würden mit hohen, die andern mit tiefen Stimmen geboren.

Das Prinzip der Natürlichkeit stand ihr überhaupt in erster Reihe. Jungen und Mädchen saßen durcheinander und wurden zusammen unterrichtet, weil ja doch der liebe Gott nicht in die eine Familie lauter Knaben und in die andere lauter Mädchen schicke. Ebenso fand sie es nur natürlich, daß die Kinder nicht nur auf der Schulbank säßen und sich belehren ließen, sondern daß sie dazwischen sich auch tüchtig bewegten und draußen arbeiteten. „Das Gärtnern“ ist denn auch eine Lieblingsbeschäftigung der Schüler geworden, und das Gepflanzte wird mit eifersüchtiger Sorge bewacht. Selbst die Baby-Klasse ist dazu erzogen, in dem Schulgarten keine Blume, keine Frucht anzurühren. Nur eine große, saftige rote Tomate erwies sich kürzlich als zu verführerisch. Ihr plötzliches Verschwinden erregte einen wahren Aufstand in der Schule, und die Missethäter wurden schließlich in der Krippe entdeckt. Aber auch hier war die Adamweisheit schon im Keimen: „She picked it, and J ate it,“ sagte der reuige kleine Sünder.

Die Schulvorsteherin mochte eine hohe Sechzigerin sein, sie hatte schon die Mütter der Kleinen hier unterrichtet, die auch jetzt noch in einem Vertrauensverhältnis zu ihr stehen, und sich zu Abendunterhaltungen in der Schule versammeln, natürlich unter Assistenz der sonst nicht unterzubringenden Babies.

Sobald die Mütter zum Markt oder zum Säckenähen gehen, setzen sie ihre Babies bei Mrs. Brown ab, die sie mit Hilfe einer freundlichen jungen Lehrerin den ganzen Tag zufrieden und artig erhält. Den meisten von ihnen hat sie selbst das Gehen beigebracht. Nur ein kleiner Junge auf der hintersten Bank tobte gewaltig. Er war erst seit acht Tagen da; ein oder zwei Wochen aber wird den Krippenkindern eine Gnadenfrist gewährt, denn Mrs. Brown meinte, die Kinder müßten sie doch erst lieb gewinnen, „before J teach them manners.“ Es war rührend, ein dreijähriges kleines Mädel zu sehen, das sich nach Kräften bemühte, einen vierjährigen kleinen Schlingel und noch ein kleineres Mädchen in Ordnung zu halten.

Mit allerlei Gedanken traten wir den Heimweg an, diesmal aber nicht per Cab, sondern unter Führung der jungen Dame vom Schoolboard, ihren gewöhnlichen Heimweg nach der Underground-Station von Blackwall. Wir gingen an den East-india-Docks entlang, froh, wenn uns hin und wieder ein überhängendes Schuppendach Schutz vor dem Regen gewährte. Dann ging es fast im Dunkeln über eine Reihe von Schleusenthüren hinweg. Aus dem Nebel tauchte ein Ostindienfahrer auf, von der andern Seite schienen zahllose trübe Lichter von der Themse herüber. Wir kamen auf dem sonst ganz menschenleeren Wege an einer Gruppe von Dockarbeitern vorbei, die uns erstaunt nachsahen, bis die Erklärung eines Kameraden „They are from the board-school“ ihnen den seltsamen Spaziergang begreiflich erscheinen ließ.

Aus der Kulturgeschichte des „Kindes“.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Kind im Bade.
Kpfr. eines seit ca. 1470 thätigen Monogrammisten.
(Hans Boesch, Kinderleben.
Leipzig 1900. Eugen Diederichs.)

„Mein Vater scheint mir,“ so heißt es im „Osterdingen“ des Novalis, „bei aller seiner kühlen und durchaus festen Denkungsart, die ihn alle Verhältnisse wie ein Stück Metall und eine künstliche Arbeit ansehen läßt, doch unwillkürlich und ohne es selbst zu wissen, eine stille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höheren Erscheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demütiger Selbstverleugnung zu betrachten.“ Altdeutsches Empfinden dem Kinde gegenüber wollen diese Zeilen spiegeln. Ein Gast aus Himmelshöhen kommt das Kind zur Erden hernieder, im Glanz seiner bewußtseinslosen Augen ist noch ein Schimmer früher erschauter Herrlichkeiten. Die frommen Eltern ahnen und ehren das Überirdische in ihm.

Anders zeichnet sich dies altdeutsche Empfinden dem Romantiker, anders dem historischen Forscher, — doch soll damit keineswegs gesagt sein, daß letzterer immer die tiefere Wahrheit auf seiner Seite haben müsse. Ach! auch das vergilbteste Dokument kann lügen, und öfter als es sich die glücklich naive Schulweisheit träumen läßt, ergeben neunundneunzig Einzelfälle, die man mit Händen greifen kann, ein falsches Bild vom Hundert. Es lügt sogar — man darf es in unserer Zeit der sozial-„wissenschaftlichen“ Kinderkrankheit nur nicht öffentlich sagen — es lügt vor allem die Statistik. Aller kulturgeschichtlichen Forschung aber haftet der doppelte Fluch des zufällig Zusammengelesenen und des zufällig Erhaltenen an. Und doch hat auch das Kennenlernen einzelner Züge seinen eigenen Reiz. Ich hab' ihn in der Darstellung des Kinderlebens in der deutschen Vergangenheit von Hans Boesch[1]), dem Direktor des Germanischen Museums zu Nürnberg, reich empfunden. Die Friedensstimmung, die die Worte des Romantikers wecken, man findet sie nicht selten in Boesch's „Kinderleben“ wieder.

[1]) Hans Boesch: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. Mit 149 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert. (Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte.) Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900.

Es war ein Leben in der Enge, das damals Eltern und Kinder zusammenschloß, und darum war es ein reiches Leben.

Kleine Züge sind es, die gar deutlich und vernehmlich reden. Schon mit der Aussteuer bekam die Braut, die fürstliche wohl eine silberne Wiege, die bäuerische zwei Windeln mit. Man würde bei dem Gedanken heut erröten. Und doch, wie schön, dies schlichte Sichvorbereiten auf einen Beruf, den fromme Vorstellungen weihten. Manch eine junge Frau mag dann freilich an der leer gebliebenen Wiege kummervolle Stunden verbracht haben; es wurden auch Wallfahrten angetreten, den ausbleibenden Segen zu erflehen, und inbrünstige Gebete suchten in der Jungfrau Maria die milde

Schweizerische Wochenstube und Baden des Kindes.
Holzschnitt aus: Jac. Rueff, Hebammenbuch 1497.
(Hans Boesch, Kinderleben. Leipzig 1900. Eugen Diederichs.)

Mittlerin. Kam dann doch die schwere Stunde für die junge Frau, und war das Kindlein glücklich zur Welt gebracht, so füllte sich der enge Raum, in dem das schwere, eichene Himmelbett und der ererbte Hausrat stand, mit den Nachbarinnen, die sich geschäftig zu thun machten, neben der Wöchnerin auch ernsthaft, des Kindes Zukunft deutend, den ausgiebigen Kaffeeklatsch hielten. Denkt man an die peinliche Stille und den ängstlichen Lysolgeruch unserer Wochenstuben, so mag man sich des Lächelns über solche Bilder, die die alten Meister, die Geburt Jesu feiernd, realistisch zu zeichnen liebten, nicht erwehren. Doch mag das alles dazu beigetragen haben, die Freude der jungen Mutter zu steigern: und Freude ist für Nervenstarke gewiß kein schlechter Arzt. Die Hebammen, um deren Kenntnisse es freilich kümmerlich genug ausgesehen haben

mag, walteten unentgeltlich ihres Amtes. „Denn da sind keine Hebammen im ganzen Land um Geld bestellt, meinten auch große Sünd zu thun, wenn eine etwas nehme,“ schreibt Thomas Platter. Selbst Fürstinnen standen Frauen in ihrer schweren Zeit bei; die Landesmutter nahm sich ihrer Kinder in der Bedrängnis an und hielt sich solcher Dienste nicht zu vornehm; und eine Fürstin, die Kurfürstin Anna von Sachsen, geborne Markgräfin von Brandenburg, hat sogar zusammen mit der „alten Grete“ ein Büchlein kraft so erworbener Kenntnisse herausgegeben: „Gemeiner Rath an Schwangere und Gebärende, auch in sunst allerlei Krankheit, sunderlich auf den Dörfern heilsamblich zu gebrauchen.“ Überhaupt, der Begriff der entehrenden Arbeit — auch das lerne ich von Hans Boesch — muß ziemlich spät erst und später als wir gemeiniglich annehmen, entstanden sein. Kinder aus adligen Geschlechtern wurden zu den „niedrigsten“ Arbeiten herangezogen. Neunjährig mußte Hans von Schweinichen Gänse hüten, und das war etwas Außergewöhnliches durchaus nicht.

Hausfrauen. Kpfr. von D. Chodowiecki.
(Hans Boesch, Kinderleben. Leipzig 1900. Eugen Diederichs.)

Wieder denke ich an die Worte des Novalis, indem ich es niederschreibe: in der deutschen Vorzeit galt das Haus, in dem ein Kind zur Welt gekommen war, als geheiligt. Unter dem besonderen Schutze Gottes wähnte man solch Haus. In Schwaben ist noch heute der Glaube verbreitet, daß in ein Dach, unter dem das kleinste Kind schläft, der Blitz nicht einschlagen könne. Welcher Empfindensreichtum in diesem Altväter-Kinderglauben!

Es war ein Leben in der Enge, das man lebte. Viel inniger, als es in späteren Zeiten der Fall, hatte die Religion jedes Vorkommnis im Menschenleben umsponnen; das Gebet bat naiv um die Bedürfnisse des Tages; jede Gefahr hatte ihren Heiligen, der sie abwehren mochte. Sieht man die Bilder altdeutscher und altniederländischer Meister wieder an, wie so ohne weiteres jede Patrizier- und jede Bauernstube ihrer Umgebung sich ihnen in die Heimstätte des Jesukindes wandelte, so empfindet man diese Kraft der religiösen Alltagsdurchdringung in ihrer Tiefe wieder. Friedvoll und heimlich gestalteten solche Vorstellungen das Heim. Das Wenige, was der Glaube nicht berührte, hatte der Aberglaube umwuchert. Aus allen Ecken und Winkeln des engen Gemaches lugte das Märchen. Jeder Gebrauch war dem Aberglauben unterworfen, und große Heimlichkeit wurde alltäglichsten Vorkommnissen bei-

gemessen. Die Häutlein, die manche Kinder mit auf die Welt bringen, wurden sorgfältig in der alten Truhe aufbewahrt, denn an ihnen hing das Glück des Kindes. Man mußte auch ein Stück Kohle und einen Würfel dazulegen, wollte man, daß der Bub ein frischer Reitersmann werde. In das erste Bad — in hölzerner Wanne, die auf dem Fußboden stand, wurde das Neugeborne gebadet — in das Wasser legte der Vater eine größere Silbermünze, damit es dem jungen Erdenwanderer an Zehrgeld niemals fehle. Sehr wichtig war es auch, wie man den Nabel des Kindes abschnitt, hing doch davon ab, ob es eine lange oder kurze Zunge haben würde. Später dann, im 16. und 17. Jahrhundert wurde das Horoskop gestellt. Auch auf medizinisches Gebiet griff der Aberglaube über, — sofern man nicht sagen will, die Heilkunde jener Zeit sei Aberglaube gewesen, — und mag da viel Unheil angerichtet haben. Trüber, schmerzlich mutet es an, liest man in einer Bamberger Druckschrift aus dem Jahre 1659 den lakonischen Bericht: „etliche Mägdlein von sieben, acht, neun und zehn Jahren sind unter diesen Zauberinnen gewesen, deren zweiundzwanzig sind hingerichtet und verbrannt worden, wie sie denn auch Zeder über die Mutter geschrieen, die sie solche Teufels-Kunst gelehrt haben." Geheiligt war das Dach, unter dem das Jüngste schlief, und doch, nicht einmal vor Kindern machte der finstere Teufels-Aberglaube Halt.

Groß war infolge der mangelhaften hygieinischen Kenntnisse, größer noch zu Zeiten der Seuchen und der Kriegesläufte, das Kindersterben. Ausgeglichen wurde es durch die Fruchtbarkeit der Ehen, sofern man nicht auch in ihr zum Teil eine Ursache der großen Kindersterblichkeit erblicken will. Allzusehr mag vielfach der mütterliche Organismus unter den vielen Kindern, die er zu tragen hatte, gelitten haben. Ein Holzschnitt aus dem Jahre 1530 zeigt die 32 Söhne des Babo von Abensberg. Der Vater Albrecht Dürers hatte von seiner einzigen Frau (1468—1492) 18 Kinder. Ein Sachse, Christoph Grohmann, war in seiner zweiten Ehe Vater von 13 Söhnen geworden, in seiner dritten Ehe Vater von 33 Kindern. Man hat dem gegenüber das Gefühl, als wäre früher die Natur in Geburt und Sterben verschwenderischer mit ihren Geschöpfen umgegangen, jedenfalls, es steigt der Wert des Menschenlebens mit der wachsenden Kultur, das Individuum muß höher veranschlagt werden.

Dem aufwachsenden Kinde war das Märchen, das die Mutter erzählte, der erste, treue Mittler zu der Welt der Wunder, die seiner harrte. Vielmehr als es heut der Fall, mag die Fantasiethätigkeit rege gewesen sein im Kinde. Glaube und Aberglaube mögen das Ihrige dazu gethan haben, und die Enge des Hauses und der Stadt, in der jedes gewohnte Gerät ein vertrautes, befreundetes Ansehen gewann. Seltsame Gestalten hatte der Meister ja auch auf dem Thürklopfer und der Dachrinne geformt, und selbst in die alte Truhe waren Gesichter eingeschnitten. Schöne, seltsame Bilder trug der bemalte Ofen. Doch hat es an Nationalisten, die dem Kind sein Märchen mißgönnten, auch in der Vorzeit nicht gefehlt. Die Warnung vorm Märchenerzählen ist nicht so neu als sie albern ist. Der gute Fischart trat in den Reigen der Märchenbekämpfer: „auf daß nicht ihre unschuldigen Herzen gleich anfangs mit Narrenthädingen und schädlichen Leichtfertigkeiten verderblich eingeweihet und verbeitzet werden."

An Spielzeug hat es den Kindern schon zu Zeiten der alten Germanen nicht gefehlt. Freilich, der Weihnachtsmann kam früher zu Neujahr; doch genug, er kam. Und an allerlei schönen Dingen für die Artigen ließ er es nie ermangeln. Schon in prähistorischen Gräbern sind aus Thon gebrannte Puppen, Tiere, Äpfel gefunden

worden, nebst Bronzefigürchen, die den prähistorischen Kleinen als Spielzeug dienten. Nürnberg wurde sehr früh der Spielwarenplatz. Schon um 1400 ist ein Dockenmacher Ott in der lieben, alten Stadt urkundlich bezeugt. Den Mädchen die Puppen, den Buben die Soldaten und das Steckenpferd, — das gleichfalls ein ur-altdeutsches Tier zu sein sich rühmen darf. Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter," spielte bereits als Knabe mit turnierenden Reitersleuten. Nürnberger Patrizier und Fürsten ließen für ihre Kinder ganz naturgetreue Puppenhäuser bauen, die mit jedem Hausrat bis ins kleinste versehen waren und mitunter arg kostbares Spielzeug (der Preis überstieg zuweilen 1000 Gulden) darstellten. Daneben vollständige Jagden und die lieben Archen Noäh. Sogar an Affen, die gar kunstreich auf einem Pferde tanzten, hat es nicht gefehlt, wie ein Ulmer Holzschnitt aus den Jahren 1470—1480 bezeugt. Kreisel, Reifen und Stelzen sind alt-ehrwürdige Gesellen. Friedrich der Große dann scheint das Verdienst erworben zu haben, dem „aktuellen" Spielzeug auf die Welt verholfen zu haben. Seinerzeit thaten's die „Soldaten" nicht mehr — es mußten Zieten-Husaren und Seidlitz-Kürassiere sein. Und zur Zeit Napoleons gab es Ausschneidebögen —, Napoleons eigene Hochzeit wurde von den Kindern „ausgeschnitten".

Weiser Ben Akiba! Der Luxus auch ist immer schon dagewesen. Aber trotzdem ich die Kapuzinaden altdeutscher Schriftsteller gegen den Alamodeteufel und andere höllische Gesellen wohl gelesen, lerne ich doch recht eigentlich erst von Hans Boesch, wie verbreitet und wie stark der Luxus gewesen. Namentlich die Tauffeierlichkeiten scheinen schon von früh an Gelegenheit zu weitgehender Verschwendung gewesen zu sein. Es war ein kostspieliges Vergnügen, zum Paten gebeten zu werden. Im Jahre 1631 wird aus der Grafschaft Wertheim berichtet, „daß fromme Herzen, so zu Gevattern erbeten werden, anstatt daß sie sich dessen als eines christlichen Ehrenwerkes billig zu erfreuen hätten, dagegen zum öfteren entsetzen müssen." In der guten Stadt Nürnberg datieren die ersten, scharfen Verordnungen gegen dies Taufunwesen schon aus dem 14. Jahrhundert — ihre stete Wiederkehr beweist, wie wenig sie gefruchtet haben. Im Anfang des 17. Jahrhunderts waren trotz gegenteiliger Verfügungen die Kirchentaufen zu Gunsten der Haustaufen so abgekommen, daß es Aufsehen erregte, als der erste Prediger an St. Lorenzen 1698 sein Kind in der Kirche taufen ließ. Und Wimpfeling schrieb: „Ich kenne Bauern, die bei der Hochzeit von Söhnen oder Töchtern oder bei Kindtaufen soviel Aufwand machen, daß man dafür ein Haus und ein Ackergütchen nebst einigen kleinen Weinbergen kaufen könnte." Es dürfte wirklich schwer halten, die „gute, alte Zeit", die Zeit schlichter Lebensführung und einfältiger Frömmigkeit, chronologisch zu bestimmen.

Auch mit der Strenge der Kinderzucht scheint es nicht gar so weit hergewesen zu sein. Die vielen Mahnungen dazu sprechen dagegen. Man pflegt nicht das zu predigen, was man hat. Ein alter Vers aus dem 17. Jahrhundert, der die Pflichten der Kinder aufzählt, schließt mit der Klage: „Aber ach! verkehrte Zeit, da bey der so großen Jugend, leider anzutreffen ist kleine, ja schier keine Tugend!" Bekannt sind Luthers Mahnungen zu strenger Zucht. Der Gedanke, daß die Erbsünde in den Kleinen mächtig sei, scheint ihn vor anderem dazu bestimmt zu haben. Doch fand der schroffe Mann das schöne Wort, daß der Apfel neben der Rute liegen müsse. Doch ist ein Brief des schroffen Mannes an sein vierjähriges Söhnchen Hans erhalten, der rührend von seinem weichen Gemüt und seiner Vaterzärtlichkeit Zeugnis ablegt. Drastische Vorstellungen verkehrter Kinderzucht fehlten in der Reformationszeit natürlich

nicht. Ein Nürnberger fliegendes Blatt aus dem 16. Jahrhundert — Hans Sachs hat die warnenden Reime dazu gemacht — stellt einen Wagen dar, vorn und hinten bespannt. Der Vater sucht das Rad nach vorn zu schieben, die Mutter nach hinten; auf dem Wagen stehen die Kinder. „Wer den Zuchtwagen spant hinden an, der hat spot und schandt zum Fuhrlan." „Was hertzen leids bringen ungezogne Kind Mit dem Wagen gewarnet sind Die Eltern solches ungemachs drumb zieht die Kind jung rett Hanns Sachs".

Aber selbst wenn die Zucht in einzelnen Fällen eine strenge war, die Freiheit der aufwachsenden Jugend war eine ungleich größre als es heut, zum mindesten in den Großstädten, möglich ist. Die verkehrsarme Gasse gehörte den spielenden Kindern. Auf dem Schulwege wurden gar hitzige Kämpfe ausgefochten. Gegen polternde Marktweiber führte die Jugend im alten Nürnberg Krieg. Am Gregoritag zog die Schuljugend in die Kirche, und ein Knabe, der zum Bischof gewählt worden war, hielt eine Predigt — am Nikolaustage auch wurden von der Schuljugend in der Kirche parodistische Possen getrieben. Es fällt uns heute schwer das zu begreifen. Aber gerade die naive Frömmigkeit einer Zeit, die den Glaubenszweifel als solchen kaum kannte, erklärt es, daß der Humor vor dem Allerheiligsten nicht halt zu machen brauchte. So sehr war das religiöse Leben mit dem des Alltags verwachsen, daß auch die überschäumende Lustigkeit sich zeitweise des einen mit dem andern bemächtigen durfte.

Verglichen mit der heutigen Schule, war die Schule früherer Zeiten eitel Freiheit. Zwar hat es nie an Schulmeistern gefehlt, die den Bakel tapfer zu handhaben wußten und auch den rechten Griff heraus hatten — aber es gab keinen Schulzwang, und nachdem die Klosterschulen im protestantischen Deutschland aufgehoben waren, erfreute sich das Schulwesen eines erklecklichen Mangels an Aufsicht und Regelung. Brave Handwerksmeister waren Schulhalter im Nebenamt; im Anfang des 17. Jahrhunderts wurden auch 7 Witwen in Nürnberg vom Rat „bestätigt". An der Hausthür prangte ein Schild, auf dem die lernbegierige Jugend zum Besuch der Schule aufgefordert wurde. Aus dem Jahre 1712 ist ein hübscher Vers erhalten, der solch Schulschild schmückte:

„Deutlich lesen, zierlich schreiben,
Künstlich rechnen, züchtig bleiben,
Tugend lieben, Gott recht kennen,
Ist der Grund und Mittelpunct
aller Trefflichkeit zu nennen.
Willst Du nun, mein Kind, zu mir
und zu meiner Schule kehren,
Werde ich diß alles dich unter
Gottes Gnade lehren."

Zu den Studien selbst gönnte man sich ungemeßne Zeit. Etwas mangelhaft in hygieinischer Hinsicht scheinen die Schulräumlichkeiten gewesen zu sein. Eine Mädchenschullehrerin beschwerte sich beim Rate: „Es kriechen Kröten und andere Würmer herein und haben ungehindert ihren Ein- und Ausgang, so daß jedesmal die Kinder ein Geschrei und Schauder haben."

Wechselnd, wie die ethischen Anschauungen wechselten, war das Geschick der unehelichen Kinder. Bei den alten Germanen wurden sie ausgesetzt oder irgendwie bei Seite geschafft. Gegen Ende des Mittelalters, da sittliche Laxheit um sich gegriffen, wurden sie ohne weiteres zur Familie gerechnet und mit den ehelichen Kindern vielfach auch erzogen.

Zu Heiratszwecken oder testamentarisch wurden ihnen Summen ausgesetzt. Schroffe Wandlung solcher Zustände brachte erst die Reformation. Nun wurde den armen Unehelichen der Eintritt in die Innungen versagt. Eine Augsburger Hebammenordnung aus dem Jahre 1750 schreibt den Hebammen vor, den Namen des Vaters aus der Mutter herauszupressen, widrigenfalls sie nicht Hand anlegen dürften. Doch gab es im 14. Jahrhundert bereits Findelhäuser in Ulm, in Freiburg und Nürnberg. Diesem Beispiel folgten dann andere Städte. In Tirol gestattete ein Dechant den unehelichen Kindern nur alttestamentarische Namen; ein andrer taufte sie alle „Daniel“, — vielleicht in weiser Voraussicht, daß es ihnen an der Löwengrube nicht fehlen würde.

Die Findelkinder zogen zu Zeiten durch die Straßen der Stadt, Gaben sich zu erbitten. Nicht so ganz schlecht mögen sie dabei gefahren sein. Es war noch nicht die Zeit, in der die soziale Weisheit betete: Lieber Staat, ich bitte dich, füttere mich und meinen armen Bruder sänftiglich. Selbst zu helfen galt höher. So ward 1484 eine Stiftung in Nürnberg errichtet, kraft deren die Findlinge Unterricht im Lesen und Schreiben erhielten — erst 1756 kam das Rechnen hinzu. Armenschulen — deren es in Danzig in jedem Kirchspiel eine gab — bestanden gleichfalls durch öffentliche Mildthätigkeit. Durch Singen bei den Beerdigungen auch erwarben sich die Kleinen Geld. Aus dem Jahre 1639 ist ein Kupfer erhalten: ein stattliches Haus auf städtischem Platze stellt es dar; auf der Straße ein langer Zug von Kindern. Unter dem Bilde aber stehen die Worte: „Anno 1639 hat die berühmte Wohlthäterin Frau Elisabetha Kraußin unter andern gestiftet, daß man die Findelkinder jährlich in ihren Wohnhause auf St. Johanis Tage speisen, ihnen Gesottnes und Gebratnes und jeden eine Bratwurst, ein Seidl Meth, Bier und Wein und einen Rosenkranz geben muß“. Das war zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Wie ein Gruß klingt das Lob werkthätiger Frauengüte aus dieser kriegverrohten Zeit.

Der berühmten Wohlthäterin aber zum Trotz sah man im Mittelalter bis spät in die Neuzeit hinein, die Geburt von Knaben als etwas Erfreuliches, die von Mädchen als etwas erheblich weniger Erfreuliches an. In manchen Gemeinden erhielt die Wöchnerin eine Lieferung Holz und zwar, hatte sie einen Knaben zur Welt gebracht, doppelt soviel als bei einem Mädchen. Der Aberglaube raunte: ein Mädchen als Erstgeborenes bedeutet späteren Zank. Und lustig schreibt Abraham a Santa Clara: „Herr Jodocus! Mein lieber Herr Jodocus! neue Zeitung! neue Zeitung! Eypotztausend! nur geschwind den Mantel, um zum Gevattern bitten: Der Herr ist heut mit einem hertzigen, schertzigen, schönen, starken, gesunden, anmuthigen Leibeserben erfreut worden; es erfreuet sich hierüber und gratulirt das gantze Haus, ja die gantze Nachbarschaft; nur geschwind 30 Gulden auf das Kindsmahl! He! Juchheh! Der Herr Jodocus hat einen Sohn überkommen ... Also schreyen und frolocken die eitle Menschen, wenn ein Knab zur Welt gebohren wird ... wird aber ein Mägdlein gebohren, so ist alle Freude verlohren, gleich wäre sich nicht sowohl über ihre Geburth zu erfreuen als über die Geburth eines Knäbleins.“

Für solchen unfreundlichen Empfang zu Beginn des Erdenwallens wurden die kleinen Mädchen aber bald entschädigt: Metlinger empfahl, — eine Tochter wärmer zu baden als einen Sohn.

Einſamkeit.

Erzählung

von

A. v. Auerswald.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung und Schluß von Seite 140.)

Ernſt fand wirklich nicht zu ſeinen Arbeiten rück. Er lebte wie einer, der in eine ganz ue Welt tritt und dort erſt feſten Fuß ſen muß. Jeden Morgen erwachte er mit em ſeltſamen Glücksgefühl. Sein erſter ick ging zum Fenſter hinaus in die Sonne, n Himmel, das Grün, oder auch in graue, were Wolken, von denen es unabläſſig ömte wie in den erſten Tagen. Liſa hatte wenig ſchadenfroh zu dieſem feuchten Will= mmen in der neuen Welt gelacht, aber ließlich litt ſie mehr darunter als Ernſt. enn der ging wetterfeſt angezogen, ſtunden= g hinaus und kam naß und erquickt zurück. ihn etwas intereſſierte, konnte er zwar Stunden und Stunden mit Feuereifer ſprechen und das, was er lange gedacht, ſich und andern klar zu machen ſuchen. Wer ihn ſo kannte, wie Schwartz zum Beiſpiel, der liebte ihn auch mit einer ganz beſonderen Liebe. Aber Liſa wollte immer teil an ihm haben, immer, und hier beſonders, wo ſie durch ihn ärmer und einſamer geworden war. War das ein Zu= ſammenleben, wenn beider Gedanken ſo himmelweit verſchiedene Wege ſuchten und er eigenſüchtig und ſcheu die ſeinen zurückhielt?

Als das Wetter wieder ſchön wurde, nahm ſie teil an ſeinen Gängen und Wegen, aber

in die Wolken und das Blättergewirr. Ohne ein Buch, nur träumend, vegetierend, die Natur einſaugend.

Liſa las während dem. Sie bekam regelmäßig die neueſten Bücherſendungen von ihrem Buchhändler. Sie intereſſierte ſich für die Fortſchritte von allen Kollegen Ernſts, die ſie zum größten Teil perſönlich kannte. Und wenn ſie etwas ſehr Gutes las, hatte ſie zuerſt keine reine Freude daran, ſondern ein böſes, prickelndes Gefühl, das ihr den Atem benahm. Sie hatte das früher, als Ernſt noch arbeitete, ihr davon erzählte und Fertiges vorlas, nie gekannt. Jetzt ſprach er gar nicht mehr davon, als ſei das mit einemmal abgeſchnitten. Sein Schreibtiſch ſtand unberührt, er ſaß nie daran. Die Briefe von Zeitſchriften und Verlegern warf er achſelzuckend zur Seite.

Sie hätte nur gewünſcht, daß er ſein Drama beendete, dies Stück, das doch wahre Kraft und Leidenſchaft in ſich trug. Es war die Tragödie einer reichen Künſtlernatur, die an einem dekadenten Weibe zu Grunde ging. Ernſt hatte ihr den Inhalt einmal in kurzen Zügen ſkizziert, ſelbſt von der Glut ſeiner Erfindung erfaßt. Nun ſollte es liegen bleiben und vergeſſen werden, während andre Seichtlinge Lorbeeren ernteten und durch angeſtrengte Arbeit wirklich etwas erreichten. Daß man einen Menſchen nicht zu ſeinem Beſten zwingen konnte, daß er hartnäckig mit verbundenen Augen den falſchen Weg zu Ende lief! Wäre Ernſt in Berlin geweſen, ſein Stück wäre lange beendet geweſen.

Ernſt merkte, daß die kleine Hand, die ſo lange in der ſeinen geruht, ihm entglitten war, aber er merkte es halb wie im Traum. Er konnte ja immer noch ſtehen bleiben und rufen, es war ja nicht möglich, daß die Entfernung ganz trennend wurde. Und jetzt war er wirklich ſehr in Anſpruch genommen, ganz tiefinnerlich beſchäftigt. Tauſend wogende Träume gärten in ihm und rangen nach Geſtaltung. Er arbeitete auf ſeinen Spaziergängen wie ſonſt am Schreibtiſch und war deshalb lieber mit ſich allein. Aber dieſe Arbeit war fruchtloſer. Er fühlte reichere Möglichkeiten in ſich als je zuvor, aber ſie zerronnen ihm alle, ehe er ſie prägen konnte. Und er ließ ſie zerrinnen, weil neues nachdrängte, ihn überſtrömte.

Es war herrlich, ſo mit rhythmiſchen Schritten zu wandern, um ſich den Frieden des Waldes, den Duft der Ferne, um ſich das immer lebendige Sein und Streben von tauſend winzigen Weſen. Auch mit den Landleuten kam er bei dieſen weiten Partieen ein wenig in Berührung, kehrte hier und da in ein Bauernhaus ein, ſich erquicken zu laſſen. Er gewann einen Blick für ihre Welt, Verſtändnis für ihre Art. Er ſah viel Gutes, viel Schlimmes, aber es gab ſich alles natürlicher, harmloſer, greifbarer. Auch die Gutsbeſitzer, bei denen ſie pflichtſchuldige Beſuche gemacht hatten, waren einfach, offen. Ein bißchen lärmend, aber gar nicht ohne ſtarkes Innenleben, etwas ſchlichter vielleicht, weniger reflektiert, dafür urſprünglicher, erquicklicher als Großſtadtmenſchen.

Übrigens kamen ſie nicht viel miteinander in Berührung. Ernſt brauchte und liebte eine ihm holde Einförmigkeit des Daſeins. Jeder Wechſel ſtörte ihn, jeder Zwang war ihm läſtig. In Berlin kannten ſie ihn gut, er hatte kommen und gehen dürfen, wie er mochte, und keiner hatte es ihm übel genommen. Liſa hatte dann den lebendigen, immer feſſelnden Mittelpunkt für die Leute gebildet, denen ſie viel war, da alles in ihrem empfänglichen Gemüt Anklang fand. Mit den Menſchen hier wußte ſie nicht viel anzufangen. Es war nun einmal nicht ihre Art. Selbſt der ehrliche Baumann fiel ihr auf die Dauer auf die Nerven, und ſie zog ſich zurück, wenn er kam.

Und ihm ſelbſt boten ſie auch nicht viel. Beim Himmel, er ſprach lieber mit Lorenz oder einem von den andern Knechten, er ruhte lieber im Wald und ſah auf das Spiel der Fliegen, Libellen und Schmetterlinge. Vor allem, er träumte lieber und kämpfte an der großen Umwandlung, die ſich, faſt unabhängig von ihm, in ihm ſelbſt vollzog, an ſeiner großen Heimkehr zu ſich, zu ſeiner Gottheit. Das war ihm wichtig, das war ihm Leben, nur das. Er fühlte jetzt erſt, wie jung er war, wie unreif er Manneswort geſprochen, die er nicht durchlebt; wie er lebendiges, unfaßbares, überſtrömendes Sein in Schablonen

gepreßt hatte. Wie er, der als feste, künstlerische Persönlichkeit, die sich selbst ihre grade Bahn gezogen, vor den Augen der Welt stand, in all dem unwahr, ganz unwahr gewesen. Diese Puppe wollte er mit Jauchzen zerbrechen, weil sein Wesen, quellend, machtvoll, nach neuem, anderm Ausdruck drängte.

An einem Sommertag ging er durchs Feld. Das Korn stand in Blüte, es strömte segnend Brotgeruch aus. Die Luft war still, und die Erde lag rissig unter der Glut der Sonne. Am Himmelsrand lagen glanzvolle Wolkenzüge, deren stille, phantastische Formen sich langsam zu wunderlichen neuen verschoben. Die Rebhühner riefen. Auf den Wiesen waren die Leute mit Mähen beschäftigt. Das Dengeln der Sensen war ihm ein altvertrauter Laut, der eine Fülle von Erinnerungen in ihm weckte. Er blieb stehen und sah auf das geschäftige Treiben. Die Burschen trugen große, runde Strohhüte, die Mädchen bunte Kopftücher. Ihr Lachen und Plaudern tönte zu ihm.

Es wurde ihm alles zu einer fast heiligen Stimmung, zu einem höchsten, friedlichen Leben, das segnend stille Pfade geht und seinen Reichtum überfließend künden und geben muß. Er glaubte auf einmal an Glück, an das Glück des bloßen Daseins. Jeder Schmerz war ja klein gegen die ruhende Kraft im Innern, die stets dieselbe bleibt, die von nichts berührt, von nichts bewegt, nur schauend anbetet. Daß sich ein solches Gefühl greifen und halten ließ, war ihm Offenbarung.

Er ging zum Walde, trat in die Kühle ein, schritt immer zu mit sanft tönenden Gedanken, die sich eins wußten mit allem, was war und je gewesen. Ein Reh ging durch die Stämme und äugte ihn an. Ein Specht hämmerte, dann hörte er eine Stimme, voll süßer Musik, klar und rein, jedes einzelne Wort abgelöst wie eine Perle. Sie sprach die Worte Goethes:

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten.
Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir, scheinfrei, denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren."

In feierlich getragenem Ton, der doch natürlich wirkte und ihn mehr rührte, als Gesang es gethan hätte, wurden die Worte gesprochen, und wunderlich tönte diese Kunde edelster Weisheit in den stillen Wald. Langsam trat er näher. An einen Stamm gelehnt, saß ein junges Mädchen, ein Buch in der Hand. Den Hut hatte sie abgenommen, ihr Haar war braun und wellig. Neben ihr lag ein Büschel von großen, dunkelblauen Glockenblumen. Ein schöner, brauner Jagdhund schlief zu ihren Füßen. Sonst war kein lebendes Wesen in der Nähe. Er sah dies liebliche Bild mit Entzücken und zögerte, es durch sein Erscheinen zu zerstören. Da schlug sie schon die Augen auf, braune, verschleierte Augen, und sah ihn. Der friedliche, gesammelte Ausdruck ihres Gesichts verwandelte sich rasch in Staunen. Sie erhob sich hastig.

Er nahm den Hut ab und sah sie an. Ihr Gesicht hatte den Frieden eines Kindes, die Züge waren regelmäßig, der Mund gut. Sein Blick verwirrte sie, und sie bückte sich nach den Blumen. Dabei entfiel ihr das Buch. Nun eilte er zu ihr und hob es auf.

„Wie ich Sie gestört habe!" sagte er bedauernd. „Und es war so friedlich."

Sie nahm mit dankendem Lächeln das Buch.

„Mein Name ist Ernst Stein," sagte er. Da er sich aller Wahrscheinlichkeit nach einer der Damen der Nachbarschaft gegenüber befand, die er hier und da wiedersehen konnte, wollte er sich keine Unhöflichkeit zu schulden kommen lassen.

„O, nun weiß ich gleich alles," erwiderte sie lächelnd. „Sie sind ein großer Dichter, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um ein Werk, das ihm besonders am Herzen liegt, ganz ungestört auszuarbeiten. Wenigstens habe ich Ihre poetischen Träume durch keinen Pfuscher gestört."

„Nein," sagte er. „Der Wald bekam eine Stimme, um mir zu sagen, was ich empfand."

Dabei bewegte es ihn noch einmal wie ein seltsames Wunder, daß sie neben ihm stand und so kluge, tiefe Augen hatte, solchen lieblichen Mund. Sie sah ihn etwas fragend an, als hätte sie ihn nicht ganz verstanden.

„Sie müssen Goethe sehr lieben," fuhr er fort.

„Ich bin mit ihm groß geworden,“ war ihre Antwort. „Mein Bruder, der viel älter war als ich, kannte nichts Höheres. In allem und allem kam er auf ihn zurück. Da lernte ich ihn denn lieben.“

Ernſt nickte. „Der war ganz, voll, feſt, klar. Sie können kein beſſeres Maß für alles Menſchliche haben als ihn.“

„Nicht wahr?“ rief ſie eifrig. „Und ſo viele, die ihn nicht kennen, laſſen ihn grade als Menſchen nicht gelten. Was kann uns denn ein Dichter ſein, wenn er nicht auch ein ganzer Menſch iſt?“

Sie waren, während ſie ſprachen, langſam ins Gehen geraten. Der Hund, von der Hitze müde gemacht, trottete läſſig nebenher. Jetzt blieb Ernſt ſtehen. Dies alles war ihm ſo ganz Herzensſache.

„Woher wiſſen Sie das, Kind?“ fragte er, ohne daran zu denken, daß er ſie kaum kannte. „Wie ſeltſam, daß Sie das denken und ausſprechen, was ich jetzt lebe.“

Sie wußte wieder nicht recht, was ſie erwidern ſollte und ſah ihn nur freundlich und teilnehmend an.

„Mein großes Werk, das ich in dieſer Stille ausarbeiten will,“ ſagte er mit ernſtem Lächeln, „bin ich ſelbſt. Verſtehen Sie das wohl?“

Sie nickte leicht und ſah nachdenklich aus.

„Das vornehmſte Geheimnis in Goethe,“ fuhr er fort, „war, daß er keine Zeile ſchrieb, die er nicht erlebt hatte, im innerlichſten Sinn genommen. Aber wie zerſplittert ſind die Gefühlchen in dem zerriſſenen, modernen Leben. Ich will hier wieder ganz werden, mich ſelbſt fühlen lernen. Ahnen Sie, wie reich das Schickſal Sie bedachte, als es Sie auf dem Lande groß werden ließ?“

„Woher wiſſen Sie denn, daß das der Fall war?“ fragte ſie mit leiſem Lächeln.

Er warf ihr einen prüfenden Blick zu.

„Solche Menſchen habe ich in der Stadt nie getroffen,“ ſagte er kurz. Es war eine Huldigung.

„Sie haben recht,“ ſagte ſie nun. „Ich kenne kaum etwas andres als den Wald und bin glücklich genug darüber. Mein Vater iſt Oberförſter,“ ſetzte ſie erläuternd hinzu.

„Herr von Bartels?“ fragte er überraſcht. „Meine Frau und ich haben vor einigen Tagen unſern Antrittsbeſuch bei Ihnen gemacht.“

„Ich weiß,“ ſagte ſie, „und wir wollten ihn in dieſen Tagen erwidern.“

„Dann heißt es alſo auf Wiederſehen,“ ſagte er herzlich und ſtreckte ihr die Hand hin. „Ich freue mich, daß meine Frau Sie kennen lernen wird. Sie fühlt ſich hier einſam und hat noch nicht recht einen Menſchen gefunden.“

„Ja, wir Landleute kommen Städtern immer etwas barbariſch vor,“ ſagte das junge Mädchen lachend und erwiderte kräftig ſeinen Händedruck. „Auf Wiederſehen, Herr Stein.“

Er ſah ihr nach. Sie ging gelaſſen, die Glockenblumen in der Hand wiegend. Ihre kräftige, wohlgewachſene Geſtalt paßte in den Wald. Liſa war viel zierlicher. Er hätte noch lange mit ihr reden mögen, ihr vieles ſagen, vielleicht, weil all dies, das ihm noch ein Neues, Angeſtauntes war, in ihr ſo ſelbſtverſtändlich, natürlich gelebt, ſeinen Ausdruck fand. Ein ſchöner, grader Menſch, gut, einfach, wahr. Eine rechte Herzensfreude gegen die Großſtadtmenſchen, ein Weſen, das ſich behaupten konnte, ſelbſt Irma gegenüber. Denn Irma war immerhin ein Schatz und eine Köſtlichkeit, an die er gern dachte.

Er ſchlenderte langſam zurück. Etwas trivial und deutlich war der Schluß nach dem poetiſchen Anfang geweſen. Und doch, es nahm dem Zauber nichts. Sie war keine mondſüchtige Waldprinzeſſin, die geheimnisvolles Dunkel um ſich brauchte. Plötzlich lachte er laut und unwillkürlich. Es war eine ſeltſame Idee, ſich einſam in den Wald zu ſetzen und dort mit lauter Stimme Goethe zu leſen. Er kam gerade an dem Platz vorbei. Da lag noch eine von den Glockenblumen. Die hob er auf und nahm ſie mit.

Der Vormittag war weit vorgeſchritten, als er nach Hauſe kam. Das Stück vom Walde her über das Feld war wie ein Gang durch Glut. All die weißen Wolken blendeten ihn, daß ſeine Augen ſchmerzten. Er war erſchöpft. Liſa ſaß mit breitrandigem Strohhut und in hellem, leichtem Sommerkleid, das die Arme bis zum Ellbogen frei ließ, auf der Veranda und kernte Schoten aus. Er legte ſich bequem in einen Stuhl und ſah auf die zierlichen, behenden Finger.

„Wie fleißig!“ sagte er lächelnd.

„Ja, was soll der Mensch thun?“ erwiderte sie seufzend. „Einen Sonnenstich mag ich mir nicht holen. So wird man zum geistlosen Hausweib. Aber ich fange an zu glauben, daß das dein Ideal ist.“

Sie sagte es leichthin, aber es steckte doch viel Bitterkeit darin. Man wird es müde, sich aufzudrängen.

Ernst richtete sich auf. „Ich weiß, du fühlst dich hier einsam,“ sagte er freundlich. „Ich habe es die ganze Zeit gemerkt.“

„Wirklich?“ fragte sie etwas höhnisch und senkte den Kopf.

Er beachtete den Einwurf nicht.

„Ich glaube aber, ich habe etwas entdeckt,“ fuhr er fort. „Ich habe einen Menschen für dich gefunden.“

Nun berichtete er sein Abenteuer. Sie fand es originell genug und freute sich, das seltsame Mädchen kennen zu lernen.

„Du glaubst nicht, wie ich nach Menschen schmachte,“ rief sie halbverzweifelt. „Um eine Stunde mit Irma oder Schwartz reden zu können, würde ich, ich weiß nicht was thun. Dabei fällt mir ein, besinnst du dich auf Strom, der den letzten Empfangstag bei uns war?“

„Natürlich,“ sagte Ernst. „Ein verschrobenes, kleines Ungeheuer.“

„Das fand ich auch,“ rief Lisa, „aber hast du jemals etwas von ihm gelesen?“

„Ja, er gab mir ein paar Versuche.“

„Na, und? Wie fandst du sie? Was sagtest du ihm?“

Lisa schob in ihrer Erregung die große, braune Schüssel mit den Schoten weit von sich und lehnte sich über den Tisch.

„Ich sagte ihm, er solle so bald wie möglich Berlin verlassen und gesundere Verhältnisse kennen lernen,“ sagte Ernst gemächlich und sah lächelnd in ihr glühendes Gesicht.

„Und grade dies Berlin schildert er so meisterhaft, so reif, daß ich es gar nicht glauben mochte, daß dieser Knabe es geschrieben.“

„Siehst du,“ sagte er.

„Was?“

„Das kann doch nur etwas Äußerliches sein, muß verpuffen oder abstoßen. Mir ist dieser reife Zwerg abscheulich.“

„Ernst,“ sagte Lisa, „wenn du in Berlin geblieben wärst!“

„Und wie Strom geschrieben hättest!“ vollendete er spöttisch.

„Nein, nein,“ rief sie, „aber ein Künstler wärst du geblieben. Man kann es ja nicht überall sein. Es fehlen die Anregungen, es fehlt der Ehrgeiz. Ich bin überzeugt, aus andren Verhältnissen heraus, würde Strom auch nichts schreiben können.“

„Auch!“ sagte Ernst und erhob sich heftig. „Laß diesen Strom in meinen Angelegenheiten aus dem Spiel. Ich fühle da noch einen kleinen Unterschied. Und da du nun einmal nicht begreifst, nicht verstehst, was ich will, was ich suche, ist es besser, wir lassen diese unliebsamen Erörterungen überhaupt.“

„Lisa,“ rief er, als er ihre ausbrechenden Thränen sah, „ich will nicht hart und schroff sein, aber muß es immer so enden, jedes Gespräch? Kannst du über diese Dinge nicht schweigen?“

„Es ist anders, alles anders als ich dachte,“ stammelte sie schluchzend.

Und ich? dachte er. Habe ich mich nicht getäuscht? Habe ich nichts verloren? Soll ich täglich dies unverständige Quälen über mich ergehen lassen? Einen lieben Menschen in dem Leben, das mich einzig glücklich macht, hungern und darben sehen? Das ist nun ein Zusammenwandern! Da glauben nun zwei sich zu kennen und sagen ein „Ja“ für das Leben!

* * *

Ein paar Tage später ging Ernst vom Hofe in das Haus zurück. Er hatte ein wenig mit Lorenz geplaudert, der ihm gegenüber aufgeweckter geworden war und an dessen listiger Dreistigkeit er ein gewisses Gefallen fand. Inspektor Baumann sah diese Vertraulichkeit zwischen Herrn und Untergebenen nicht gern. Er hatte schon öfters ein paar kurze Worte darüber fallen lassen, aber Ernst hatte nur gelacht. Er konnte ihm doch nicht auseinander setzen, daß ihm der Lorenz mehr als Mensch denn als Knecht galt. Auch jetzt drückte sich Baumann im Hintergrund herum und sah mit verdrießlichen Augen herüber.

Ernst erblickte vor seiner Hausthür einen leichten, offenen, viersitzigen Wagen. Als er

den Flur betrat, hörte er aus dem Wohnzimmer Stimmengeräuſch ſchallen. Raſch trat er ein, und das Erſte, was er erblickte, war ſein Waldfräulein, die ihm lächelnd entgegenblickte. Die ganze Oberförſtersfamilie war verſammelt. Die Eltern hatten ſie bei ihrem Beſuch ſchon kennen gelernt; außer Freda, ſo hieß ſeine junge Freundin, war noch eine andre Tochter anweſend, die weniger Eigenart, weniger Perſönlichkeit hatte, wie es Ernſt ſchien.

„Das iſt lieb von Ihnen," ſagte er vergnügt und drückte Fredas Hand. Dann fügte er vorwurfsvoll hinzu: „Aber draußen hält der Wagen."

„Oh," rief Liſa munter. „Ich habe ſchon einen Sieg erfochten. Die Herrſchaften ſind ſo liebenswürdig und bleiben zum Kaffee."

„Wer ſoll auch ſolch einer lieben Einladung wiederſtehen," meinte Frau von Bartels lächelnd.

Ernſt eilte hinaus, um den Kutſcher ausſpannen zu laſſen. Als er wiederkehrte, nahm er ſeinen Platz neben Freda. Die ſah ſich mit bewundernden Augen im Zimmer um, das durch Liſas Bemühungen ſoviel beſondere und intime Schönheiten aufwies.

„Daran haben Sie keinen Anteil," ſagte ſie lächelnd. „Dem allen merkt man Frauenhand an."

„In dieſem Fall haben Sie recht," antwortete Ernſt, „und doch hätten Sie ſich gründlich irren können. Sie ſollten nur unſere Berliner Künſtler ſehen, mit welcher Feinheit und Berechnung die jedes Fältchen legen, jede Vaſe abtönen, jede Blume biegen. Sie würden niemals glauben, daß plumpe Männerhände das vermögen."

Sie ſah auf ſeine ſchlanke, überzarte Hand und lächelte ein wenig.

„Ich liebe viel Licht und viel Blumen," ſagte ſie.

„Das ſieht man Ihnen an," erwiderte er einfach.

Die Unterhaltung blieb munter und angeregt. Herr und Frau von Bartels waren früher viel gereiſt, hatten viel geſehen und viel verſtanden. Ihre Töchter waren mit den Erzählungen, Bildern und Erinnerungen an all die Schönheiten groß geworden. Sie fühlten ſich vertraut mit tauſend Dingen, die ſie nie geſehen und die nun wirklich kennen zu lernen ſie auch keinen ſonderlichen Drang ſpürten. Es diente ihnen nur dazu, in ihrer Einſamkeit ſich einen Begriff von Größe zu ſchaffen, der ihre jungen Seelen weitete.

Liſa wurde ganz warm bei all den Dingen, die zur Sprache kamen, ſie hatte lange keine ſolche Gelegenheit gehabt, ſich gehörig auszuplaudern. Ihr Geiſt ſprühte und blitzte, ihr Verſtändnis war ſchnell und überraſchend. Freda, die gar nichts Geiſtreiches hatte, nur eine ruhige, natürliche Klugheit, ſah ganz ehrfürchtig zu ihr auf.

„Sie müſſen ſich doch hier recht einſam fühlen," ſagte ſie. „Wer ſo viel Intereſſen hat."

Liſa war einen Augenblick überraſcht, dies einfache Verſtändnis, das Ernſt ſo völlig zu fehlen ſchien, bei dem fremden Mädchen zu finden.

„Ich helfe mir, ſo gut ich kann," erwiderte ſie, „leſe viel, ſchreibe viel Briefe und hoffe auf den Winter."

„Den gedenken Sie alſo wieder in Berlin zuzubringen?"

„Ja," ſagte Liſa.

Ernſt, der gerade mit Herrn von Bartels über Jagd ſprach, hatte doch mit halbem Ohr hingehört.

„Es wird noch ſchreckliche Kämpfe geben," ſagte er lächelnd. „Ich will nämlich hierbleiben."

Einen Augenblick kreuzten ſich beider Blicke wie Klingen, und Ernſt wurde ſtutzig über die harte Kälte in Liſas Augen. Ein fröſtelndes Gefühl ſchlich ihm am Herzen empor und machte ihn verſtimmt. Er ſaß ſchweigſam, abweſend, unfähig, ſich in das leichte Geplauder einzumiſchen.

Nachdem der Kaffee getrunken war, ſchlug Liſa einen Gang durch den Garten vor. Herr von Bartels, der ein lebhaftes Intereſſe für Landwirtſchaft hatte, bat aber eifrig um einen Rundgang durch den Hof, und da auch die Damen Verſtändnis für Pferde und Ställe beſaßen und Freude daran hatten, wandte man ſeine Schritte den Wirtſchaftsgebäuden zu.

Schon von weitem drang lautes, ſchimpfendes Schreien an ihr Ohr. Ernſt ſtieg eine

tiefe Röte ins Gesicht. Er ahnte dunkel, daß sich da etwas Ungehöriges zutrug, aber da er immer alles unbekümmert in des Inspektors Händen hatte ruhen lassen, fühlte er zugleich eine innere Machtlosigkeit, sich als Herrn zu zeigen und Ordnung zu schaffen. Trotzdem eilte er mit einer flüchtig gemurmelten Entschuldigung den andern voraus. Das wüste Schreien wurde stärker. Nach ein paar Schritten hatte er den Hof erreicht und erblickte fünf oder sechs zusammengelaufne Mägde, zwischen ihnen mit hahnroten Köpfen und in drohender Haltung Baumann und Lorenz. In einem Moment wurde ihm der Zusammenhang klar. Lorenz, durch seine Gunst übermütig gemacht, widersetzte sich den Befehlen des Inspektors, der, seinerseits wieder ärgerlich über diese unbegründete Bevorzugung, ihn härter anfassen mochte, als billig.

Ernst fühlte etwas Seltsames in sich vorgehen, eine dumpfe, kochende Wut aufsteigen, langsam vom Herzen in den Kopf, gedankenverwirrend, gliederstählend, anreizend zum Sprung zwischen die beiden Wilden dort. Er blieb stehen, um Atem zu schöpfen, Herr seiner selbst zu werden. Da sah er, wie Lorenz die Hand ausstreckte, den Inspektor am Kragen packte. Mit ein paar Riesensprüngen war er zwischen ihnen, faßte Lorenz, der so verdutzt war, daß er sich nicht regte, schüttelte ihn ein paarmal mit fast übernatürlichen Kräften, warf ihn gegen die Stallthür, daß sie krachte und schrie ihm zu:

„Hinaus, hinaus aus meinem Hof, du Lump!“

Der wollte etwas sagen, aber das bleiche Gesicht, die lodernden Augen zwangen ihn; er ging, lief stolpernd aus dem Hof hinaus, an Lisa und ihren Gästen, die von weitem die Szene, die sich so blitzschnell abgespielt hatte, mitangesehen hatten, vorüber.

Ernst stand noch einen Augenblick wie benommen. Das Herz schlug ihm so, daß er kaum sprechen konnte.

„Ich erwarte Sie nachher in meinem Zimmer,“ sagte er mühsam zum Inspektor. Dann wandte er sich um und ging. Die Mädchen waren zurückgewichen. Eine stand an der Stallthür und weinte herzzerbrechend.

Mit leichenblassem Gesicht kam Ernst zu den andern.

„Verzeihen Sie,“ sagte er mit tonloser Stimme.

Er fühlte, ohne hinzusehen, daß Lisa mit dem Weinen kämpfte. Die andern nahmen es leichter auf. Er erläuterte mit wenig Worten den Zusammenhang.

„Ja, Lehrgeld muß man zahlen, wenn man eine andre Klasse von Menschen kennen lernen will,“ sagte Herr von Bartels lachend.

„Sie bewirtschaften Ihr Gut nicht selbst?“ fragte Freda mit leichtem Staunen.

„Ich muß meine Zeit freihalten,“ sagte er entschuldigend.

„Also doch nur Gast in der Sommerfrische,“ meinte sie schelmisch.

Er schwieg still. Das traf ihn. Gast, Fremdling in der Natur, ästhetischer Betrachter, nicht der stille, sichre Mann, der in ihrem Boden wurzelt, ihr ihre Gaben abringt, Weisheit von ihr empfängt, Kraft, Leben. Er kam sich auf einmal unsäglich halb und lächerlich vor in der Art des Lebens, das er bisher geführt hatte. Er sah Freda mit einem tiefen Blick an und sagte:

„Sie sind doch ein guter Geist und weisen auf sichere Wege.“

Ein Gefühl der Erleichterung, der Freude überkam ihn, ein neues, unendliches Feld des Wirkens öffnete sich vor seinen Blicken.

„Das ist auch etwas für Lisa,“ dachte er. „Sie wird auch teil daran nehmen, Freude am Schaffen und Lernen finden, einen Kreis ruhigen, gesunden Seins ausfüllen.“

Statt dessen brach sie in Schluchzen aus, als der Wagen mit den Oberförsters fortgerollt war.

„Es war ja schrecklich, diese Szene,“ rief sie. „Da siehst du, welchen Brutalitäten man täglich ausgesetzt ist, wie brutal man selber wird. Was werden die Bartels von den Zuständen, die hier herrschen, denken.“

Mittlerweile kam der Inspektor, der sich nach dem unliebsamen Vorfall auch nicht ganz sicher fühlte und gleich mit Vorwürfen begann, um sie von sich abzuwehren. Ernst schnitt ihm das Wort ab.

„Es muß in Ihrer Hand liegen, daß so etwas nicht vorkommt,“ sagte er kurz. „Lorenz

entlaſſe ich natürlich. Schicken Sie ihn aber zu mir. Ich will ſehen, was ſich für ihn thun läßt. Wir haben alle unſern Teil Schuld daran. Und dann, lieber Baumann," fuhr er herzlicher fort, „will ich hier nicht mehr als Schmarotzer ſitzen. Von morgen an, nehmen Sie mich in Ihre Schulung, damit ich doch etwas aus und ein weiß. Das erbitte ich als Freundſchaftsdienſt von Ihnen."

Der Inſpektor ſchnitt im ſtillen über dieſe neue Mühe eine gewaltige Grimaſſe. Es regiert ſich immer beſſer, wenn die Zügel in einer Hand liegen. Aber was konnte er thun?

Als Ernſt Liſa ſeinen Plan auseinanderſetzte, ſtieß er auf kein Entgegenkommen. Sie hielt ihren blonden Kopf geſenkt und trommelte mit den ſchmalen Fingern an der Stuhllehne auf und nieder. Als er mit ſeinem Vorſchlag kam, daß auch ſie an den wirtſchaftlichen Sorgen teilnehmen, den Gemüſegarten, die Milchkammer als ihr Gebiet betrachten ſollte, ſah ſie nur mit ſchnellem, ſpöttiſchem Lächeln auf. Dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte:

„Gieb dir keine Mühe. Ich bin nicht der Menſch, für den du mich hältſt. Die Zeit, die ich hier zugebracht habe, iſt mir eine tiefverhaßte geweſen. Ich weiß nicht, ob du es gemerkt haſt. Ich habe nur in dem Gedanken gelebt, daß auch wieder einmal meine Zeit kommen würde, daß du mich in Verhältniſſe zurückführſt, von denen du weißt, daß ſie mir Lebensbedingung ſind. Du biſt der Stärkere. Ich habe es faſt für deine Pflicht gehalten. Es ſcheint, daß ich mich geirrt habe."

Fragend blickte ſie ihn an. Ihr hübſches, zierliches Geſicht hatte in ſeinem Ernſt einen wunderlichen Ausdruck, der ihn ganz fremd berührte. Er fühlte, daß ſie hier in einer Lebensfrage aneinandergerieten.

„Wir müſſen uns verſtändigen, Liſa," ſagte er ernſt und ruhig. „Für mich iſt das Zurückgehen nach Berlin der Tod. Magſt du es nicht verſuchen, dir die Mühe zu geben, mir zu Liebe dich hier einzuleben, durch Thätigkeit ein Intereſſe an dieſem Leben zu finden? Empfindeſt du denn gar nicht das unmittelbare Sein um dich herum? Mußt du immer leſen und leſen? Du weißt nicht, wie verzweifelt mich das oft macht."

Ihre Augen ſahen feſt und gelaſſen zu ihm hin.

„Ja, wenn zwei Wege ſo auseinanderführen," ſagte ſie mit herber Stimme; „dann giebt es wohl nur noch eins: Scheidung."

Er lächelte faſt.

„Ich wußte all die Thorheit im voraus," ſagte er mild. „Glaubſt du wirklich, daß das genügt, zwei Menſchen auseinander zu reißen, die ſich lieb haben?"

„Die ſich lieb haben," wiederholte Liſa.

Sie ſtand auf und ging an das Fenſter, wandte ihm den Rücken zu, um nicht ſeine ſtillen Augen auf ſich gerichtet zu fühlen. Hatte ſie ihn noch lieb? Konnte man ſo viel Bitterkeit, Empörung gegen die ſichere Perſönlichkeit eines Menſchen fühlen, den man liebte? Fügt man ſich da nicht gern? Seit Tagen und Wochen ſchrie alles in ihr, wie unter den Fußtritten eines Gehaßten, weil ſie ihre Wünſche, ihre Perſönlichkeit ihm opfern ſollte, weil er dies Opfer wie etwas Selbſtverſtändliches erwartete, forderte.

Sie wandte ſich um. „Im Grunde bleibt es doch dasſelbe," ſagte ſie mit rauher Stimme. „Ich ſoll nachgeben, nachgeben, nachgeben; hinleben, wie es eben geht, und auf deine Gnade warten, ob du mich in dein Leben ziehen magſt oder nicht. Ich bin es dir ja gar nicht einmal wert, daß du mit mir redeſt."

Sie ſchüttelte haſtig den Kopf, die Stimme verſagte ihr, ſie eilte zur Thür hinaus, ehe er daran denken konnte, ſie zurückzuhalten.

Müde blickte er nach draußen in all die warme Sommerfeier. In früheren Jahren waren ſie um dieſe Zeit in irgend einem Badeort geweſen. Das war immer ſolch ein eiliges Durchkoſten, ſolch ein haſtiges Sichzueigenmachen geweſen, dahinter hatten in ſeiner Phantaſie immer die glühenden Straßen von Berlin gedroht. Einen ähnlichen Frieden wie dieſen hatte er nie geſpürt. Und den ſollte er nun opfern, um Launen zu befriedigen? Ahnte Liſa gar nicht, wie raffiniert grauſam ſie war? Aber in dieſem Fall wollte er nicht nachgeben, er konnte und durfte es nicht.

Er nahm ſeinen Hut und ging hinaus, um ein wenig ins Gleichgewicht zu kommen.

In vielem hatte sie ja recht. Der Wechsel war für sie, die von Kind auf an ein geselliges Leben gewöhnt war, ein zu jäher gewesen. Sie entbehrte zu sehr diese Anregung von außen. Sie brauchte Menschen, und er brauchte keine. Ja, seine Natur verlangte nach einer Einsamkeit, die einfach keine Störung vertrug, selbst nicht von den liebsten Menschen, die doch immer ein Außen, ein Fremdes bleiben. Oder war es möglich, daß eine Seele in Schweigen und Verstehen neben einem schritt, mit einem duldete, immer zur Seite, wenn man sein Auge hinwandte, mit ursprünglicher, kindlicher Weisheit einen fühlend und erratend?

Da war er wieder bei sich selbst angelangt, und er wollte doch an Lisa denken und ihr helfen. Wenn zwei nicht weiter wissen, ruft man den dritten zu Hilfe, und er kannte einen, der ein guter Freund und Helfer war: Schwartz. Warum hatte er an ihn nicht schon früher gedacht, ihn gebeten zu kommen? Er ging noch einmal zurück und schrieb ihm in Eile ein paar herzliche Worte. Ihm würde er ja jetzt und hier auch nicht viel sein, aber es gab ihm ein gutes, stilles Gefühl, daß er Lisa eine Freude machen konnte.

Dann endlich ging er wieder hinaus, um mit erleichtertem Herzen den herrlichen Abend zu genießen. Er war mit all seinen Gedanken so in Berlin gewesen, daß ihm nun die Schönheit und Stille der sanft welligen Landschaft wie ein ganz Neues entgegendrängte. Der Himmel war unendlich klar, die Sonne stand als strahlende, segnende, unnahbare Gottheit in ungetrübter Reinheit an der lichten Bläue. Jeder Naturglaube ward hier verständlich. Um dieser kleinen Erde willen stiegen all die ewigen Gestirne am Himmel auf und nieder und dienten ihren Bewohnern zu Trost und Leuchte.

Auf den sanften Erhöhungen sah er Menschen schreiten, Frauen aus dem Dorf, Hausierer mit ihren Bündeln, aber sie erschienen in dem langsamen, gelassenen Vorwärtswallen, wie er sie so von weitem sah, edel, dem Boden angehörig, ihr Reich durchschreitend. Auch ihre Stimmen klangen melodisch durch die reine Abendluft. Hie und da fuhr ein Hase auf und jagte pfeilgeschwind einen Ackerstreifen hinauf.

Ernst ging dem Walde zu. Er wollte zu den Oberförsters. Lisa hatte gemeint, er müsse sich bei ihnen noch einmal entschuldigen. Als er sich nach ziemlich langsamem Schlendern ihrem Hause näherte, tönte ihm Klavierspiel entgegen. Fenster und Thüren waren nach dem Garten geöffnet, eine dunkle, leidenschaftlich traurige Musik strömte durch die weiche Luft. In dem dämmerigen Zimmer sah er nur ein paar helle Gestalten, die sich kaum bewegten. Er war aber bemerkt worden, und Freda kam ihm entgegen. Sie begrüßte ihn heiter und ging neben ihm in das Zimmer zurück. Frau von Bartels nickte ihm aus ihrem Stuhl lächelnd zu, winkte ihm aber, nicht durch Begrüßung den Zauber dieser Musik zu stören. Es waren noch ein paar fremde Damen anwesend, die Spielende war Fredas Schwester.

Ernst lehnte sich gegen das Fenster und hatte ein trauliches Gefühl, wie er so eingefügt ward, wie irgend ein Langbekannter und Zugehöriger. Freda, im hellen, lichten Kleid, war lautlos an das Klavier zurückgetreten. Draußen ging der Gärtner mit einer riesigen Gießkanne und tränkte die durstigen Blumenbeete, der Hauch von dieser feuchten Frische wehte ins Zimmer.

„Hier werden die aufrichtigen, graden, unbekümmerten Menschen," dachte Ernst sehnsüchtig.

Als das Spiel beendet war, begrüßte er die Damen und blieb ein Weilchen zu harmlosem Geplauder. Man wollte ihn zum Abend da behalten, aber er mochte Lisas wegen nicht bleiben. Er versprach, bald mit ihr wiederzukommen. Dann ging er nach Hause. Es war fast dunkel, die Sterne leuchteten schon, am Waldesrand huschten die Fledermäuse lautlos durch die graue Dämmerluft. Lisa hatte schon gegessen, als er kam. Er ging mit etwas zaghaftem Empfinden zu ihr und sah sie an.

„Ich habe Schwartz eingeladen," sagte er und streckte ihr seine Hand hin.

Sie sah auf und versuchte zu lächeln. Ihre Augenlider waren gerötet.

„Das ist lieb von dir," sagte sie, leise nickend.

* * *

Doktor Schwartz kam schon nach einigen Tagen und brachte in seiner ganzen Art und Weise des Seins gleichsam halb Berlin mit sich. Erstens hatte er endlos zu berichten, und Lisa konnte nicht genug hören.

Der junge Bergen hatte Berlin verlassen und war auf Reisen in Italien und Griechenland. Schwartz mit seinem ästhetischen Gebahren lächelte etwas vornehm bei dem Gedanken, wie der vierschrötige, derbe Künstler seine ungeschickte Persönlichkeit an all dem Schönen vorbeischieben würde, mit dem rücksichtslosen Blick unter den buschigen Brauen alles wertend und messend. Aber er konnte ihm, nun wo er fern war, eine bewundernde Anerkennung doch nicht versagen. Irma war, nach seinen Erzählungen zu schließen, noch ein wenig gleichgiltiger und noch ein wenig lieblicher geworden, auf ihre eigne Art an dem Lebensrätsel herumgrübelnd und in indischer Beschaulichkeit auf jedes Wirken nach außen in die trügerische Welt der Dinge verzichtend.

Aber Strom war der große Mann, ja, er war der Held des Tages, ein Mittelpunkt jedes Kreises, in dem er mit seiner konzentrierten, seltsam gespannten Persönlichkeit erschien. Durch geschickte Zeitungsreklame war es schon der ganzen Welt kund gethan, daß er an einem höchst naturalistischen Drama arbeitete, das voraussichtlich in einem der ersten Theater zur Aufführung gelangen würde. Und da er, wie Schwartz sich ausdrückte, den ganzen Tag mit zusammengebissenen Zähnen und gerunzelter Stirne schrieb, erschienen außerdem in allen modernen Zeitschriften seine seltsam einseitigen und darum frappierenden Arbeiten. Schwartz, der ein gewisses Interesse für ihn nicht ableugnen konnte, sah ihn oft, besonders da Strom jetzt auch zu Irmas Kreis gehörte, der er eine nahezu wunderliche Huldigung entgegenbrachte.

Lisa sah während dieser Erzählungen mit nachdenklichen Augen auf Ernst, der halb amüsiert, halb gleichgiltig dem Redestrom des Freundes lauschte. Ein dunkles Empfinden hatte ihr immer gesagt, daß in Strom etwas steckte, die Steigerung einer gewissen Veranlagung, wie sie auch Ernst hatte. Daneben nur ein rücksichtsloses Sichbeschränken und ein Wissen, wie man sich hinaufarbeitet. Und das fehlte Ernst. Müde und gleichgiltig hatte er den Kampfplatz verlassen.

Ernst seinerseits konnte nicht ohne einen gewissen Spott auf Gerhard sehen, wenn der in seinem modischen Anzug mit dem endlosen Rock, einen Kneifer auf der Nase, in der Gartenthür stand, über irgend etwas docierend, mit den bleichen Händen die Luft durchfahrend und sich manchmal den Kneifer zurecht rückend, um den prächtigen Sonnenuntergang sein glänzendes Pfauenrad ausbreiten zu sehen. Er fühlte sich bewußt und gern von Gerhard und von Lisa geschieden. All die sanften Gefühle, die ihn durchströmten, wenn ein linder Duft vom Garten hereinwehte oder eine bleiche, duftige Wolke sich müde am Himmel auflöste und zerrann, waren ihm viel mehr, als das geistvolle Geplauder der beiden. Er hatte ein Gefühl, als lebte er viel intensiver als sie, ja, als wüßten sie kaum, was Leben sei.

„Heute kommt Freda," sagte er eines Tages. „Paß auf, Gerhard, wie sie dir gefällt. Sie ist eine Natur voll kindlicher Weisheit und innerer Heiligkeit des Lebens."

„Wogegen ich die personifizierte Unweisheit bin," sagte Lisa nicht ohne Schärfe. „Der ungeduldige Mensch, der das Gegebene nicht hinnimmt."

Schwartz war in dieser Zeit schon öfter Zeuge solcher kleinen Seitenhiebe gewesen und hatte im stillen seine Gedanken darüber. Er sah oft mit nachdenklichen Augen auf die beiden Menschen, die sich in diesem unmittelbaren Zusammensein so fremd geworden waren, daß er manchmal erschrak. Und Ernst ging in tiefer Ruhe dahin, ohne viel danach zu fragen, während in Lisa alles zitterte und hinter scheinbarer Ruhe einem Entschluß entgegendrängte.

Ernst nahm jetzt seinen breiten Strohhut, nickte ihnen zu und ging, um Freda auf halbem Wege zu treffen. In seinem einfachen Leinenanzug und mit den hackenlosen Schuhen, auf denen er weich dahinging, paßte er freilich besser in die Natur als Schwartz.

Lisa sah ihm nach und wandte sich dann an den nachdenklichen Freund.

„Denken Sie noch an die letzte Unter-

haltung, die wir in Berlin hatten?" fragte sie mit mühsamem Lächeln.

„Gewiß," sagte Schwartz.

„Sie war recht kindisch," sagte Lisa und preßte die Hände ineinander.

Dann fuhr sie langsam fort: „Früher machten mir zwei Dinge das Leben wert, die Aussicht, täglich Neues zu lernen und zu erfahren, und die Aussicht, daß jeder Tag mir neue Menschen zuführen könnte, deren Wesen ich gar nicht einmal geahnt hatte. Aber wissen Sie, was schrecklich ist?"

Sie sah ihn lebhaft an, er schüttelte nur leise den Kopf.

„Wenn wir in dem Menschen, den wir zu kennen glaubten, einen ganz andern finden," sagte sie herb. „Einen, mit dem wir in nichts und in nichts zusammen stimmen."

„Ach," rief Schwartz. „Wie schnell Sie urteilen. Er geht einen neuen Weg, den Sie nicht kennen. Denken Sie auch daran, wie wir darüber sprachen?"

„Eben," sagte sie. „Daran dachte ich, als ich sagte, daß unser Gespräch kindisch gewesen sei. Ich kann nicht schweigend und geduldig warten, bis er wieder an mich denkt. Dazu verlange ich zu viel vom Leben, von ihm, von mir, vom Glück. Das kann ich nicht. Und daran glaube ich auch nicht. Das wird nur immer schlimmer mit der Zeit. Ein Nebenherlaufen, ein Sichverbittern, ein unbequemer Anhang für ihn."

Dann sah sie halbverzweifelt auf.

„Daß ich Ihnen das sagen muß, seinem Freund. Es ist alles so häßlich, nicht wahr?"

Er gab keine Antwort mehr. Ernst kam zufrieden und heiter mit Freda angewandert, die den Arm voll Feldblumen hatte, um Lisas Vasen damit zu füllen. Schwartz wurde ihr vorgestellt und hatte an der wahren und ruhigen Schönheit des Mädchens seine Freude. Lisa ordnete die Blumen mit ihrer geschickten Hand, jede Vase mit dem füllend, was in Farbe und Form zu ihr paßte und erquickte sich im stillen an der ungeheuchelten Bewunderung Fredas.

Dann gingen sie zusammen durch den Garten. Lisa sah auf Ernst und Freda, die voran gingen und dachte, was er wohl empfinden würde, wenn sie ginge. Sie sah sich einsam in Berlin, oder auch mit ihren Freunden, aber doch einsam. Zwar, nicht mehr als hier. Gab es keinen Weg für sie als den stummen Entsagens, auf die oder jene Art? Und warum? Weil er Dichter war, eine anspruchsvolle, verzärtelte Natur, die in jeder ihrer Launen Gesetze fand, die die andern befolgen mußten. Ein Grimm dagegen erhob sich in ihr, dieser neue, seltsame Haß, den sie jetzt oft empfand. So hat kein Mensch Recht an dem andern. Ein solches Leben kann der reife Mensch, der denkt und sich als Persönlichkeit empfindet, nicht mehr führen. War es darum vielleicht besser, wenn die Frauen nicht dachten und nicht sich als Persönlichkeit empfinden lernten?

Schwartz, der neben ihr schritt, war auch schweigsam. Er dachte, was er Ernst sagen könne und dürfe. Er hatte immer eine Furcht, an anderer Herzen zu rühren. Jedes Leben war so vielfältig, die tausend Fäden so fein und so wichtig. Dazwischen kam ihm die Erinnerung an Irma, wie sie vor ihm gestanden hatte, mit ihrem liebenswürdigen, müden Lächeln.

„Grüßen Sie mir die beiden Landkinder und erzählen Sie mir, wie es ihnen geht und ob sie noch wissen, daß hier auch Menschen wohnen."

Und er sah auf Ernst, der das wirklich fast vergessen hatte, wie er so an der Seite von Freda schritt.

* * *

Den nächsten Tag nachmittags saß Ernst an seinem Schreibtisch, seit Monaten wieder zum erstenmal. Lange schon begleitete ihn auf seinen Wegen eine stille Träumerei, die einen Zauber für ihn hatte, als sei es der Geist der Landschaft, der darin Gestalt gewinnen sollte. Er hatte aber immer gezagt, es niederzuschreiben, als sei es noch nicht reif, als müsse es sich vertiefen, vereinfachen, um mit einem ganz reinen, ganz vollen Ton das auszudrücken, was ihn bewegte.

Heute war er den Morgen über auf dem Felde gewesen, das Einfahren des Roggens zu beaufsichtigen. Und als er die schweren, schwankenden, goldbeladenen Wagen fahren sah, unter dem tief tiefblauen Himmel, in der

Sonne ſchimmernd und glänzend, war ihm dieſes Bild des geſättigten Reichtums innig ans Herz gegangen. Er hatte ein Gefühl gehabt, als finge auch für ihn die Erntezeit an, als neigten ſich die Halme ſchwer und demütig unter ihrer Frucht. Das war eine unendliche, ernſthafte Freude, die ihn bewegte.

Beim Eſſen waren alle ziemlich ſchweigſam. Nach Tiſch frug Schwartz ihn, ob er ein paar Augenblicke für ihn übrig habe. Nein, er hatte ſie nicht, er mußte jetzt allein und ungeſtört ſein.

Er war wieder Dichter, er konnte ſchaffen. Nun ſaß er ſchon ſeit Stunden und ſchrieb. Von dem geöffneten Fenſter ſah er in Baumkronen und in den Himmel. Große, weiße Wolken wuchſen daran empor. Durch die Luft wiegten ſich die Schwalben. Gedämpfte Stimmen klangen. Unten las Schwartz Liſa irgend eine Meiſterarbeit vor, in deren Entdecken er immer groß war. Und ihm ſtrömte aus allem eine Fülle von Stimmung, ein Reichtum an Worten, unter ſeinen Händen wuchs wie ſelbſtändig eine Dichtung, von der er ſich ſagen mußte, ſie ſei gut.

Als er das letzte Wort geſchrieben hatte, ſaß er noch eine Weile ſtill da und ſah hinaus. Sein Herz ging ruhig, ſtark und voll, ſeine Gedanken ſegneten ſtumm alles Sein, ſeine Seele neigte ſich in überſtrömender Dankbarkeit und Liebe vor einer großen Gewalt, die aus und in ihm webte.

Endlich ſammelte er die loſen Blätter und ging zu den beiden unten. Sein Geſicht leuchtete. Er las ihnen vor, was er geſchrieben hatte. Es kam wie aus einer andern Welt. Es war wie eine Ruhe darin und Frieden und das ſtarke Fühlen eines in ſich gefeſtigten Menſchen.

Und Liſa fing an ihn zu begreifen, mit einem ganz wehen, zerreißenden Schmerz in der Bruſt zu verſtehen, daß er gehen durfte, wo er ging, daß er das Recht hatte, ſie zurückzulaſſen, daß er größer war als ſie. Die Thränen brannten in ihren Augen, aber ſie kämpfte ſie nieder. Sie wollte ihn mit ihrem perſönlichen Sein nicht mehr behelligen. Sie wollte ſtill und leicht das Band löſen, das ſie wie Kinder geknüpft hatten, ohne eins das andere zu kennen.

Als er geendet hatte, ſah er mit fragenden Blicken auf, aber er ſah Gerhard an. Er wußte keinen Menſchen, auf deſſen Urteil er ein größeres Gewicht legte. Gerhard ſtreckte ihm die Hand hin.

„Du biſt gewachſen, reif geworden, Ernſt,“ ſagte er. „Man hat das Gefühl, als möchte man dir ganz perſönlich danken, daß du ſo etwas ſchreiben durfteſt.“

„Ja,“ ſagte Liſa mit ſchwachem Lächeln. „Es iſt etwas Ganzes darin.“

Ernſt ſah mit leuchtenden Augen auf die beiden. Er war ſo froh, ſo bewegt, daß er eine Sehnſucht empfand, allein zu ſein.

„Entſchuldigt mich,“ ſagte er herzlich. „Nun muß ich mich ein bißchen ſammeln und träumen.“

Er ging durch den ſtillen Abend, der Sonnenglanz war rötlich. Die Arbeiter kamen gruppenweiſe nach Hauſe, ihre Senſen auf den Rücken. Hie und da ertönte Geſang aus ihrer Mitte, ungeſchulte, ſchwermütige Weiſen. Aus den Dorfhäuſern ſtieg der Rauch. Und in feierlicher Größe wölbte ſich der Himmel. Ernſt ging durch die Wieſen, wo das friſch gemähte Gras lag und ſüßen, berauſchenden Duft ausſtrömte. Er warf ſich da hinein und ſah empor in die weite, unendliche Luft, in die großen, ewigen Fernen, in denen tönende Welten kreiſten, deren Kräfte niederwirkten bis zu ihm. Überall ſtrömte in gewaltigen Lebenschören das Sein, das ſeltſame, köſtliche Sein, deſſen furchtbare Thatſächlichkeit wir ſo leicht im Leben des Tages vergeſſen, um nur in einzelnen Momenten mit Jubel und Grauen zu empfinden, daß wir ewig und unendlich ſind. Dann halten wir uns mit angſtvoller Liebe an das Nächſte und Nahe, die Kraft unſerer Erde, die um uns wirkt und unſerer Liebe mit tauſend Gebilden entgegendrängt. Ernſt fühlte ſich in ſtummer Dankbarkeit als ihr Kind, das nur an ihrem Herzen Ruhe und Kraft finden konnte.

In einiger Entfernung tauchte Gerhard auf, der ſich ihm näherte, ihn zu ſuchen ſchien. Am liebſten hätte er ſich vor ihm verborgen, aber Gerhard ſchwenkte ſein zierliches Stöckchen zum Zeichen, daß er ihn entdeckt hätte. Mit ſeinem etwas ſtelzenden Gang kam er über den unebnen Boden. So war die Dankes-

feier doch unterbrochen. Ernst sprang empor und schüttelte das Gras von sich, dann sah er dem Freund entgegen, sah in sein ehrliches, feines Gesicht und fühlte sein Herz warm werden.

„O Gerhard," rief er lachend. „Wie wenig paßt du in deiner ganzen Art in die Natur."

Der rückte seinen Kneifer zurecht und sah ihn ganz ernsthaft an, mit Augen, die an weit anderes dachten. Er ging auch direkt auf sein Ziel los.

„Du hast etwas so Tiefes, Weiches, Großes geschrieben, Ernst," sagte er. „Aber daß deine Frau weint, siehst du nicht."

„Lisa weint?" frug Ernst mit leichtem Staunen.

„Hast du denn schon bedacht, was das werden soll?" fragte Gerhard und schlug mit seinem Stöckchen durch die Luft.

„Du meinst, ich soll wieder nach Berlin um Lisas willen?" antwortete Ernst mit etwas dumpfer Stimme.

„Ich meine nur, daß du viel zu sehr für dich lebst, sie an nichts teilnehmen läßt."

Ernst schwieg und schüttelte nur nachdenklich den Kopf.

„Sieh mal," sagte Schwartz. „Es ist für einen dritten so schwer, da etwas zu sagen. Ich weiß, daß ihr euch liebt. Soll das aufhören, weil der eine lieber auf dem Lande lebt, der andre in der Stadt? Ich denke anders darüber. Man liebt den Menschen, den ganzen Menschen, nicht was er zufällig denkt oder will. Aber du isolierst dich und läßt Lisa ihren einsamen Weg gehen. Sie fühlt sich dir als Last, dich als Zwang. Und da löst sich etwas, das zusammen gehört, um nichts und um nichts. Fühlst du das denn nicht?"

Ernst sah ihn aus etwas weltfremden Augen an, dann fragte er:

„Sag' mir lieber, ob Lisa das wirklich so empfindet, so darunter leidet?"

„Siehst du das nicht?" rief Schwartz.

Der junge Dichter preßte die Lippen zusammen, ein gequälter Ausdruck lag in seinem Gesicht. Nach einer kleinen Pause sagte er:

„Meinst du nicht, daß sie mir auch ein wenig entgegenkommen sollte?"

Da empfand Schwartz zum erstenmal die Aussicht auf Versöhnung als hoffnungslos.

„O wir Egoisten!" rief er. „Wie lange wird es denn noch möglich sein, daß zwei wirklich entwickelte Persönlichkeiten zusammenbleiben, wenn jeder nur sich zu wahren sucht? Oder," setzte er hinzu, „es gehörte eine größere Liebe dazu."

Und ein wehmütiges Lächeln flog über sein Gesicht, als glaube er an die Möglichkeit einer endlosen, entsagenden, demütigen Liebe. Ernst sah dies Lächeln und empfand etwas wie Entbehren. Er dachte daran, wie er Lisa kennen gelernt hatte, das junge, frühreife, geistsprudelnde Mädchen, wie ihr Auge bewundernd aufgeleuchtet hatte, als der wohlbekannte Dichtername an ihr Ohr klang, wie ein paar feine Bemerkungen über seine Stücke von ihren frischen Lippen ihn entzückt hatten. Und dann war in ihrer ganzen, zierlichen Art so etwas Modernes, Fesselndes gewesen, und dann — hatte er sich eben in sie verliebt. Und es war auch ein fester, starker Kern in ihr, ein innerliches, ernstes Ringen nach Lebenserhöhung. Was war nur, das ihr Verhältnis zueinander so auseinanderbröckeln, — gleichsam haltlos machte?

„Egoismus," hatte Schwartz gesagt.

Er sah auf den Freund, der mit nachdenklichem Blick dem Weg eines Käfers folgte, der mühsam über die weichen Grasstumpfen kroch.

„Ich gehe nach Hause", sagte er.

Schwartz verstand ihn und ging nicht mit. Er schlenderte noch weiter über die Wiese in das weite, kühle Dämmern und dachte daran, wie jung Ernst noch sei, wie wenig er wisse von einem reifen, tiefen Gefühl, das so ganz anders reich oder arm macht, als irgend sonst ein Ding.

Als er ziemlich spät nach Hause kam, hörte er Ernsts schöne, volle Stimme aus dem Wohnzimmer. Er las Lisa noch einmal seine neue Dichtung vor. Ein wenig waren sie sich also beide entgegengekommen. — —

Ernst freute sich auf den Augenblick, in dem er Freda seine Arbeit zeigen würde und machte sich schon an einem der nächsten Tage auf den Weg zu den Obersörsters. Er fand die Damen auch zu Hause und allein, ein

glücklicher Zufall, da sie im allgemeinen sehr gesellig lebten. Sie saßen beim Nachmittagskaffee im Garten. Als er fragte, ob er etwas Neues von sich vorlesen dürfe, war der Jubel groß. Und so begann er. Aber schon während des Lesens empfand er ein unbestimmbares Gefühl des Unbehagens, so daß es ihm wahre Mühe kostete, bis zu Ende zu gelangen. Er legte am Schluß zögernd die Blätter zusammen und sah dann mit einem leicht fragenden Blick in Fredas Gesicht.

„Aber sehr nett!" rief Frau von Bartels. „Eine reizende, kleine Geschichte."

„Ja," sagte Freda, „an einzelnen Stellen so stimmungsvoll."

Er zog die Brauen ein klein wenig zusammen und sah einen Augenblick recht fest in das geheimnisvolle Braun ihrer Augen. Sie errötete etwas und streckte die Hand nach den Blättern aus.

„Ich habe es noch nicht ganz verstanden," sagte sie leicht entschuldigend. „Meinen Sie, daß man so etwas gleich völlig begreifen kann?"

Er gab ihr das Manuskript.

„Ich wünschte wohl, daß Sie Freude daran fänden," sagte er dabei, und dann fing er an, von anderm zu reden. Es hätte ihn nach der lauen Aufnahme gequält, noch weitere Urteile über das Werk zu hören, das ihm selbst so lieb war.

Als er nach Hause ging, dachte er darüber nach, wie selten unmittelbares Verständnis für Kunstwerke zu finden sei, wie das ein wenig fernstehende Publikum die Absichten des Künstlers so gar nicht zu begreifen vermöchte, wie erst die Kenner der Menge den Star stechen müßten und wie dann das Urteil so seltsam, so verblüffend, so mißtrauisch machend übereinstimmend würde. Er hatte von den Bartels mehr erwartet, auf Grund seiner Sympathie für diese guten, frischen Menschen; aber mit welchem Recht? Warum sollten grade sie in einem unmittelbaren Verhältnis zur Wahrheit und Schönheit stehen?

Nach einigen Tagen aber kam Freda in einem leichten Ponywagen angutschiert. Sie brachte die Novelle zurück und erzählte mit geröteten Wangen, wie deren Kraft und Stimmung sie allmählich immer mehr gefaßt hätte, wie sie hinter all der Einfachheit der Worte nach und nach den vollen Reichtum einer reifen Natur hätte auf sie wirken fühlen. Selbst Schwartz wunderte sich über ihr gutes, verständiges Urteil, und Ernst war völlig versöhnt. Sie gerieten den Abend in eins jener fesselnden Gespräche, die aus ungeahnten Tiefen die besten Gedanken locken, und Fredas Augen staunten über all das Neue, das sie hörte.

* * *

Im Spätsommer war Ernst allein in Steinau. Er wußte, daß er auch den Winter über allein bleiben würde und dann wohl viele Jahre, eins nach dem andern. Lisa war gegangen. Nicht im Sturm nach erbitterten Worten — sie wollte eine Freundin besuchen, die in Helgoland wohnte, im Herbst nach Berlin zurückkehren und dableiben und ihn erwarten, bis er hinkäme. Sie wußten beide, daß das nur Worte waren, aber sie sprachen diese Worte mit Lächeln und plauderten heiter über ihre Pläne, wenn sie zusammen waren. Das Wissen, was daraus folgen würde, lag nur im Grunde ihrer Seele.

Er brachte sie zur Bahn. Sie fuhren denselben Weg, wie an jenem ersten Abend, der schon alles, was folgte, im Keim geborgen hatte. Er half ihr in das Coupé, er winkte ihr zu, als der Zug sich langsam in Bewegung setzte und schwenkte grüßend den Hut. Sie saß dann, als sie durch das Land fuhr, mit starrem, wie versteintem Gesicht. Sie dachte nicht daran, was die Leute sagen würden, sie dachte nur, daß es so bitterlich schwer wäre, zu thun, was zu lassen unmöglich war.

Er fuhr indes nach Hause und dachte an seine neue Arbeit. In all dieser letzten Zeit hatte er ein Wachsen und Schwellen seines Talentes gespürt, ein Beziehen jeder innern Regung auf sein Schaffen, das ihn sehr glücklich machte. Die Pferde liefen schnell und froh. Der Inspektor begegnete ihm und gab irgend einen Bericht über die Herbstarbeiten. Dann fuhr er durch das Dorf, bog in die Allee ein und kam zu Hause an.

Er ging durch die Zimmer, sie waren weit und leer. Die Sonne kam hereingeglitten und spielte auf schweren, müden Sonnenblumen, die in einer großen Vase standen. Auf dem

Tisch lagen zwei Rosen, die zu welken begannen. Lisa hatte sie früh gepflückt und hier vergessen. Er nahm sie auf und sah in den Garten. Auf der Veranda stand der Schaukelstuhl, in dem sie immer saß, so zurechtgerückt, wie sie es liebte, um zu lesen.

Es weinte etwas in ihm. Ein zitterndes Schluchzen kämpfte in seiner Brust, ehe er noch wußte, daß er traurig war. Es war so einsam, so still, nichts, das noch etwas von ihm forderte, von ihm wollte, kein herbes Wort, keine letzte Anklage, nur ein stilles Gehen, ein Alleinlassen. Das überwältigte ihn. Erst jetzt begriff er, was er verloren hatte. Einen Menschen, den er einmal inniger geliebt als jeden andern, einen guten, treuen Freund, der lange heiter und lieblich an seiner Seite geschritten war, bis plötzlich, scheinbar ohne Grund, die Wege sich trennen mußten. Eine schöne Wirklichkeit war gestorben, eine köstliche Gabe des Lebens zurückgefordert; ach, zuletzt und vor allem, seine Lisa, seine liebe, kleine Lisa, die er an seinem Herzen gehalten hatte, war von ihm gegangen für immer. Ihre Seele, die, ohne daß er es sehr gespürt hatte, seinem Herzen Wärme und Inhalt gegeben, war ihm entglitten.

Da preßte er die Stirn an das Fensterkreuz und wehrte seinen Thränen nicht. —

Aber unsere ersten Gefühle in solchen Fällen sind nicht maßgebend, und wäre es möglich, ihnen oft zu folgen, so würde das viel Verwirrungen und neue Schmerzen geben. Allmählich lebte Ernst sich in sein einsames Leben ein. Die Möglichkeit, ganz ungestört nur für sich zu arbeiten und zu schaffen, das Gefühl, Gutes hervorzubringen, reich zu werden an neuen, starken Gedanken und auch, wenn seine Arbeit ruhte, sich selbst mit seinen Träumen überlassen zu sein, befriedigten ihn.

Er verkehrte mit keinem Menschen. Bei Bartels war er zuletzt mit Lisa gewesen, als sie ihren Abschiedsbesuch machte. Dafür nahm er teil an den landwirtschaftlichen Sorgen, wenigsten soviel, daß er ein gewisses Verständnis und einen Einblick gewann, und manchmal war der Inspektor sein Gast, und er ließ sich von ihm aus alten Zeiten erzählen.

Die langen Abende über studierte er viel. Das war etwas, wozu er in Berlin auch wenig gekommen war, dort, wo jeder Mensch, der sich einen gewissen Namen errungen hatte, so leicht ganz von dem Tagesleben ergriffen wurde und als Gegenwartsmensch von allem Neuen in Anspruch genommen, keinen Blick für Vergangenes behielt. Dadurch verschob sich das Urteil, man legte Wert auf Nichtiges, da das Maß zum Vergleich fehlte, und persönliches Interesse sprach übermächtig mit. Das begriff er jetzt, wie er in die große, kühle Welt der Vergangenheit trat. Sein Herz schlug ihm dabei, eine Freude, die sein ganzes Innere bewegte, bemächtigte sich seiner, wenn er Neues, Großes begreifen lernte.

Draußen färbten sich die Blätter. Frühnebel hüllten morgens das Land ein, es blühten Astern und Georginen in dem vernachlässigten Garten. Keiner füllte mehr die Vasen in den Zimmern, nur manchmal brach er sich Blumen aus bloßer Freude an ihrer stillen, einsamen Pracht. Aber er vergaß sie einzusetzen, und sie welkten. Ahorn und Buche wetteiferten an Farbenglanz, aber an den stillen, sonnigen Tagen, die sich folgten, ließen sie wie müde Blatt um Blatt fallen und standen kahl und entlaubt. Dann kamen endlose Regentage und dann wieder dichte, frostige Nebel. Wie sagenhafte Gebilde der Vorzeit sahen die braven Ochsen am Pflug aus, die den Acker entlang geführt wurden, wenn sie langsam aus dem Nebel emportauchten. Man hörte den eintönigen Ruf des Pflügers früher als man ihn selbst sah. Im Wald war ein einförmiges Klopfen und Tropfen von den blanken Zweigen in die nassen, welken Blätter an der Erde. Die Luft war von einem herben Duft des Welkens und Vergehens erfüllt.

Wenn Ernst von seinen Wanderungen heimkehrte, setzte er sich an den Kamin, in dem ein mächtiges Feuer prasselte. Ihm ward fast täglich wohler, so fern von den Menschen, die mit neugierigen Blicken an allem Besten tasten und es herauszerren wollen.

Dann kam aber einmal Freda angeritten, einen Busch Ebereschen in der Hand. Er sah sie vom Fenster und eilte hinaus.

„Warum lassen Sie nichts von sich hören?“ rief sie ihm zu. „Dies habe ich für Ihre Frau Gemahlin mitgebracht.“

Und sie hob den Busch empor. Ihre

Wangen waren gerötet von der frischen Herbstluft, ihre schlanke, kräftige Gestalt sah vortrefflich aus zu Pferde.

„Meine Frau ist noch nicht zurückgekommen," sagte er und schaute mit lächelnder Bewunderung in ihr schönes Gesicht.

„Und Sie hausen hier wie ein Einsiedler und zeigen sich keinem Menschen?" fragte sie erstaunt.

Dabei sah sie ihn an und fand ihn blasser, vergeistigter, ein innerliches Leuchten in dem ruhigen Auge. Er trat näher und klopfte dem Pferde den Hals.

„Ich arbeite und lese viel," erwiderte er.

„Das sieht man Ihnen an," sagte sie nickend. „Es ist aber nicht recht, seine Freunde so zu vernachlässigen."

„Nein," antwortete er reuig. „Und ich komme noch in diesen Tagen."

„Was fange ich nun damit an?" fragte sie und sah auf ihre Ebereschen.

Er lächelte still und streckte seine Hand danach aus. Sie reichte es ihm mit einem ruhigen, freundlichen Gruß der Augen und ritt wieder davon.

Von da an war er sehr oft bei den Oberförsters. Und sein Auge gewöhnte sich an Fredas Gesicht, das es ihm lieber ward, als irgend eins auf der Welt, er gewöhnte sich an ihre Stimme, daß er, wenn sie sprach, es durch jedes Stimmengewirr hindurch vernahm, er gewöhnte sich an ihr ruhiges, ehrliches Wesen, daß er dachte, den wahren Frieden könne er nur finden, wo sie sei. Das entstand so unmerklich, daß er meinte, es sei immer so gewesen und es empfand, als seien ihre Naturen für einander bestimmt von Urbeginn an.

Und der Winter kam mit Stürmen und Schneetreiben, mit Rohreif und klaren, frostigen Tagen. Die Sonne ging über endlose Schneefelder auf, wanderte ihren einförmigen Weg so rasch wie möglich und versank wieder, in leuchtender Glut den Schnee färbend. Ernst lief auf den gefrorenen Seen Schlittschuh und freute sich an all der stummen Größe der Winterlandschaft. Er lauschte in seinem einsamen Arbeitszimmer dem Brausen, Ersterben und Wiederaufseufzen des Windes und schwieg und wagte nicht an dem Reichtum zu rühren, den seine Seele hütete: der Liebe zu Freda.

Als Lisa auch nicht zu Weihnachten zurückkehrte und Ernst nicht zu ihr fuhr, sprach man allgemein darüber und kam zu der Ansicht, daß sie in Scheidung lebten. Ernst aber schrieb an sie und fragte sie, was sie in der Zeit, in der sie getrennt gelebt hätten, beschlossen hätte. Sie schrieb zurück: Scheidung. Er las den kurzen, ernsten Brief vielmals, aber er fand keine versöhnende Antwort darauf, die irgend wie aus aufrichtigem Herzen gekommen wäre. Er empfand es einfach, daß dies ein Ende war. Da begann er, die nötigen Schritte einzuleiten.

Seine Arbeit, ein Roman, wuchs mittlerweile seinem Ende entgegen. Er sammelte sich ganz in diesem Schaffen und beschloß, bis zu seiner Fertigstellung und der endgiltigen Scheidung keinen Menschen mehr zu sehen, nur für sich zu leben. Er schrieb an Frau von Bartels und bat sie, ihn zu entschuldigen. Er wollte auch Freda in dieser Zeit fern bleiben. Was danach kommen sollte oder könnte, machte er sich selbst nicht klar, es bewegte nur seine Gedanken, als erwartete ihn dann ein großes Glück.

Mittlerweile erhielt er ausführliche Briefe von Schwartz, der sich ihm, wie die Trennung von Lisa vor sich gegangen war, wieder innig in der alten Art ihrer Jugendfreundschaft genähert hatte. Nur war der Klang jetzt ein wenig anders, der Mann sprach zum Manne, nicht mehr wie früher zum Jüngling.

Gegen Ende Mai war Ernst auf dem Wege nach Berlin, um persönlich bei dem Scheidungstermin anwesend zu sein. Ein volles Jahr war er fern gewesen, das ihm ungeahnte Wandlungen, tiefgreifende Entwicklungen gebracht. Mit wunderlichen Gefühlen sah er auf die wohlbekannten Gegenden, durch die der Zug rüttelnd und wiegend fuhr. Die dürftigen, dünnen Kiefern des Grunewalds flogen an ihm vorbei, die struppigen Kohlgärtchen, in denen Bretterbuden standen, begannen, Kinder streckten ihre Arme nach dem Zug aus und schwenkten johlend bunte Fähnchen. Riesige Gas- und Wassertürme standen wie Kolosse auf brachem Feld, auf einem Stückchen Wiese war eine Ziege angebunden und stieß mit ihren Hörnern ungeduldig in das Gras. Und nun wuchsen

die schmutzigen, russigen Hinterhäuser mit ihren engen, luftarmen Höfen auf, blasse Frauen schauten aus den Fenstern, vor denen hier und da kümmerliche Blumenstöcke ein armes Leben fristeten. Und dann sah man auf breite, endlose Straßen mit wimmelnden Menschen, Pferdebahnen, Droschken — nun fuhr der Zug tosend in das Bahnhofsgewölbe, und Schwartz schwang sich auf das Trittbrett und streckte dem blassen Freund mit gutmütigem Lachen die Hand entgegen.

„Mein liebes Steinau," sagte Ernst, als sie in einer Droschke der Wohnung von Schwartz zufuhren. „Wie dumpf und erstickend ist diese Luft. Wie könnt ihr es nur bei diesem Lärm fertig bringen, zu denken."

„Du bist einseitig, lieber Freund," sagte Schwartz lächelnd. „Mein innerer Mensch ist nur auf Berlin zugeschnitten, und auf die Dauer würde dein Steinau mir durchaus unerträglich werden."

„Wie geht es Lisa?" fragte Ernst. „Siehst du sie manchmal?"

„Gewiß," erwiderte Schwartz. „Sie ist ernster, stiller, aber nicht unfroh."

Die Droschke hielt mit scharfem Ruck. Die beiden Freunde stiegen aus, und Ernst hörte in dem behaglichen Zimmer, das ihm Schwartz in seiner Wohnung abgetreten, die ganze Nacht über das Rasseln der Wagen, die Stimmen der Fußgänger und ein gedämpftes Branden von tausend fernen Geräuschen. —

Die Zeit, die Ernst notgedrungen in Berlin zubringen mußte, nutzte er soviel es ging, aus, um in Ausstellungen, Konzerten und Theatern seine kunstdurstige Seele an doch immerhin still entbehrten Genüssen zu erquicken. Von seinen frühern Bekannten sah er nur die, die er zufällig traf. Darunter war Strom, der eines Tages auf der Straße an ihm vorüberfegte, einen Cylinder auf dem eckigen Kopf und in langem, zugeknöpftem, schwarzem Rock. Er war schon fast an ihm vorüber, stutzte aber plötzlich, kehrte um und begrüßte ihn mit freudiger Lebhaftigkeit. Er war nicht mehr der Anerkennung suchende Jüngling, ein fast gönnerhaftes Selbstbewußtsein sprach sich in seinem Wesen aus, dabei etwas Hastiges, Wichtiges, das Ernst mit stillem Spott erfüllte.

„Sie sind ein großer Mann geworden, Herr Strom," sagte er lächelnd. „Ihr Ruhm ist sogar bis in meine Einsamkeit gedrungen."

Dessen Augen schweiften an der schlanken, lässigen Gestalt Steins entlang, der in freier Natürlichkeit vor ihm stand.

„Ich habe etwas erreicht und werde noch mehr erreichen," erwiderte er mit einer kurzen, energischen Bewegung des steifen Kopfes. „Aber Sie sind währenddem vorgeschritten und viel reifer und größer geworden. Ihre Novelle hat in all unsern Kreisen Aufsehen erregt."

Stein konnte das Erstaunen, das ihn erfüllte, nicht verbergen. Hier Verständnis für sein tiefes, stilles Arbeiten und Werden zu finden, hatte er nicht erwartet. Es hatte ihm auch nichts daran gelegen und erfüllte ihn jetzt doch mit eigentümlicher Genugthuung. Strom konnte seinerseits ein etwas spottendes Lächeln nicht unterdrücken.

„Sie wundern sich über unsere Vielseitigkeit?" sagte er. „Ich habe immer eine aufrichtige Verehrung für Ihr Schaffen empfunden. Trotzdem ist mein Weg ein andrer und muß ein andrer sein. Sie haben kein Verständnis dafür, das bedaure ich, denn ich habe die Überzeugung, gemäß meiner Natur Gutes zu leisten."

Ernst sagte darauf ein paar höfliche Worte, die Strom mit verbindlichem Lächeln auf den dünnen Lippen anhörte.

„Noch eins," sagte er zum Schluß. „Ich gedenke eine neue Zeitschrift zu gründen. Darf ich auf Ihre Mitarbeiterschaft rechnen?"

Ernst versprach es sich zu überlegen, darauf verabschiedete sich Strom und eilte in seiner raschen, steifen Gangart weiter.

Einige Tage darauf befand sich Ernst in der großen Kunstausstellung und spähte mit ziemlich gleichgiltigen Blicken nach etwas Erfreulichem unter den vielen Bildern, die an den Wänden hingen. Da sah er plötzlich Irma. Sie saß auf einem der Sessel, sah vor sich hin und spielte lässig mit der Schleife an ihrem Schirm. Einen Augenblick zögerte er, ob er sich bemerkbar machen solle, dann kam aber doch eine warme Freude in sein Herz, und er näherte sich ihr. Sie sah gleich auf, erhob sich und lächelte ihn mit blassen Lippen an. Der tiefe, starke Blick aus ihren dunkeln Augen bewegte ihn so, rief alles Vergangene und Gegenwärtige in ihm wach, daß er nur ganz

ſtill, ohne ein Wort zu ſagen, auf ſie zueilte, ihre Hand ergriff und ſie an die Lippen drückte. Dabei betrachtete er ſie mit liebreichen Blicken und rief endlich:

„Sie guter, treuer Freund, wie lange habe ich Sie entbehren müſſen!“

„Und wirklich entbehrt?“ fragte ſie mit ihrer gedämpften Stimme.

„Namenlos,“ ſagte er und fühlte jetzt, als wäre es ſo geweſen.

Sie lächelte etwas traurig zu ihm empor und ſagte dann:

„So laſſen Sie es ſo ſein, wie früher und berichten Sie. Man hat mir ſo manches geſagt, aber ich muß es von Ihnen ſelbſt hören. Wir ſind ja beide um ein ganzes Jahr weiſer geworden.“

„Ich werde wohl nie weiſe,“ ſagte er und ſchüttelte den Kopf. „Ich ſtecke zu ſehr in mir drin, kann immer nur eins begreifen, eins ſehen, eins fühlen. Und die Welt iſt ſo vielfältig.“

Aber er fing doch an zu erzählen, dies und das, und wie ihm Liſa ſo fern geworden und ein andrer Menſch ſo nah, ſo innig nah, daß er ihn immer als gegenwärtig fühle. Und wie er zu einem neuen Anſchauen und Betrachten des Lebens gekommen, zu einem neuen Werten der Dinge. Und wie ihn dies große, freie, einfache Hinſchreiten ſo ſtark und ruhig gemacht, daß er nur immer ein ſchauerndes „Ja“ zu allem Leben ſagen könne, zu allem Irren, zu jedem Schmerz. Und wie Fredas vornehme, heilige Seele ihn nun völlig zum graden, wahren, freudigen Menſchen machen würde.

„Wir werden doch alle unglücklich,“ ſagte ſie leiſe und ſchüttelte den Kopf. „Der in ſeinem Erreichen und der in ſeinem Entbehren. Und wiſſen Sie, daß ich die Leidenden nicht bemitleide? Ich habe auch kein Bedauern gefühlt, daß Sie beide auseinander gingen. Ich finde nur, es hätte Ihnen mehr nehmen und geben ſollen,“ und ſie ſah ihn mit düſtern, fremden, leidklagenden Augen an. „Wie können Sie nur, ein Menſch, der fühlt und erkennt, an Glück glauben?“

„Ich glaube an Glück,“ ſagte er, und ſein geiſtvolles Geſicht mit den ausgearbeiteten Zügen neigte ſich ihr zu, ſeine Augen leuchteten in einem warm flutenden Licht, als ſähe er Freda in ihrem kraftvollen Frieden.

„Die Liebe vor allem iſt Schmerz,“ ſagte Irma. „Von Anfang an ein Fürchten und Verzehren, ein endlos endloſes Sehnen, das nie völlig Genügen findet. Und doch,“ ſagte ſie und ſah ihn mit einem trüben Lächeln an, „wünſche ich auch Ihnen, daß Sie das ſo fühlen lernten, und würde enttäuſcht ſein, wenn Sie anders dächten.“

Er ſah ſie unruhig an.

„Ich fürchte, Ihre Anſchauung vom Leben iſt krank. Sie ſind müde und ſchlaff. Ihnen fehlt Freudigkeit und Widerſtandskraft.“

„Ein Glück kenne ich auch,“ gab ſie zur Antwort. „Das Glück der Schmerzen. Und ich glaube faſt,“ fuhr ſie fort und betrachtete ihn mit einem warmen, ſanften Blick, „ich liebe die am meiſten, die mir die meiſten Schmerzen zugefügt haben.“

Sie waren auf und ab gegangen durch die Säle, und er begleitete ſie dann noch bis nach Hauſe. Sie gingen durch die breiten, lauten Straßen. Neben ihnen ſchrie und kämpfte das Leben, wie ein grimmiges Tier. Ihr Auge ſah nur Leid, wohin es blickte. Er aber ſchaute darüber hinweg, hielt ſein Herz feſt und ſprach zu ſich:

„Einigen iſt es gegeben, glücklich zu ſein. Ich will zu ihnen gehören, den Mutigen, die es wagen, das Glück zu halten, dieſe Kraft des Seins.“

Dann nahm er Abſchied von Irma.

„Wir ſehen uns wohl noch einmal in dieſem Leben?“ fragte ſie mit ſchwachem Lächeln.

„Ich bringe Ihnen Freda,“ ſagte er, und ſeine Augen glänzten. —

Und ſo nahte denn endlich der Scheidungstag, an dem er auch Liſa wiederſah. Sie war ganz ruhig und feſt, aber er hatte ein Gefühl, als ob ſie litte, und ein unruhiger und bekümmerter Schmerz ſchnürte ſein Herz zuſammen. Es war furchtbar, wie das Leben die Dinge ineinander fügte und daß alles kommen durfte und mußte, wie es kam. Dieſes Wiederſehen nach der langen Trennung, dies böſe Sichfremdfühlen und doch Vertrautſein durch tauſend und tauſend kleine Dinge, riß an ſeinem Herzen und ſeinen Nerven. Er fühlte ſoviel Weiches und Gutes für ſie, und

ein Teil von seinem Wesen gehörte ihr trotz allem bis an sein Lebensende. Da gab es kein Wollen und Trotzen. Und auch von ihr kamen leise Regungen, die er förmlich fühlte, von Sympathie, treuem Gedenken und Gutsein zu ihm. Und doch genügte das nicht für ein Zusammenleben, sondern wandelte sich da in Bitternis und Empörung.

Wie ein Taumelnder ging er nach Hause, als das Urteil gesprochen war, das sie für immer voneinander schied, jedem seine Freiheit wiedergab und sie zu Fremden, Gleichgiltigen machte. Er wollte sogleich abreisen. Er sehnte sich nach der freien, reinen Luft seiner Wälder. Er sehnte sich auch danach, Freda wiederzusehen und in ihrem Anblick zu finden, daß sein tiefstes, bestes Sein ihr zugeeignet wäre für immer, und zu vergessen, daß das Menschenherz seltsam ist und wunderliche Antworten giebt auf die Fragen des Schicksals.

Schwartz mochte seine Gefühle begreifen, denn er redete ihm mit keinem Wort zum Längerbleiben zu. Im Gegenteil half er ihm seine Sachen packen, brachte ihn zur Bahn und war bis zum letzten Augenblick in liebevoller Freundschaft um ihn bemüht.

Ernst erreichte noch grade seinen Zug. Mit Ungeduld sah er hinaus und freute sich, wie er im Dahinbrausen das flache Land gewann, eine reinere Luft in das Fenster drängte, über einsame, sommerliche Breiten der Weih zog und an den Waldsäumen das friedliche Wild äste.

Auf dem Bahnhof erwartete ihn der Inspektor, den ein Telegramm von seiner Ankunft benachrichtigt hatte. Er hatte allerlei Gutes von dem Stand der Felder zu berichten, und Ernst konnte sich im Vorbeifahren selbst davon überzeugen, wie dicht und gleichmäßig das Getreide überall stand. Überhaupt prangte alles in einer sommerlichen Fülle, das Laub der Bäume dunkelte schon, aus dem hohen, blühenden Wiesengras leuchteten Blumen, und die Grillen sangen so laut, daß die ganze Luft davon erfüllt war. Der Friede, den sein eigenes Heim für ihn hatte, kam mit sanfter Gewalt über sein Herz und verdrängte daraus das vielerlei Dumpfe und Beunruhigende, womit der Aufenthalt in Berlin ihn gequält hatte.

Der Inspektor erzählte ihm von den Veränderungen, die auf seinen Wunsch in dem verwahrlosten Garten vorgenommen waren. Ein sehr tüchtiger Gärtner hatte sich gefunden, der mit Eifer und Lust an allerlei Neuerungen ging. Ernst war schon angenehm überrascht, als er alle Zimmer reichlich mit Blumen geschmückt fand. Die breiten, behaglichen Räume, die reine, warme Luft, die vertrauten Laute von draußen, alles machte ihm sein Eigentum, seine Heimat lieb und schön. Von dem Rasenplatz kam ein frischer Hauch, es war reichlich gesprengt worden. Zwei Dorfweiber harkten die Wege.

Er ging hinaus. An den Rosenstöcken war der Gärtner beschäftigt und kam mit ehrerbietigem Gruß, ihn zu bewillkommnen, Vorschläge zu machen, das schon Geschehene zu zeigen. Ernst hatte Freude an seinem offenen, nachdenklichen Gesicht, ließ sich alles erläutern und die Gründe dafür sagen, lobte die angelegten Beete und genoß dabei im stillen dies Wirken in seinem Besitz, die sanften Farben der geröteten Wolken, die Schatten und Lichter in den Laubmassen als köstliches Glück. Außerdem sah er in dem Empfang, den seine Leute ihm bereitet hatten, etwas Warmes und Umhegendes, als hätten sie ihn lieb.

Dies Gefühl wurde noch verstärkt, als er beim Zurückkommen in sein Arbeitszimmer schon die Lampe angezündet fand, und auch hier eine Vase stand, die mit Lilien gefüllt war. Es sah ganz festlich aus. Er schloß dann seinen Schreibtisch auf, um noch einen Blick auf seine geliebte Arbeit zu werfen. Überall sonst waren die Fäden, die ihn mit der Welt verknüpften, gelöst, nur hier noch lebte er, ganz sich zu eigen. Ja, und noch mehr sich zu eigen in seiner Liebe zu Freda. Das war kein Aufgeben der Persönlichkeit, es war ein selbstverständliches Miteinanderweiterwandern, da die Wege sich einmal berührt hatten. Kein eifersüchtiges Indenanderndringen, sondern ein freies Ausstrahlen, das ohne Mißklang ein Vereinen ward, wie zwei Stimmen in demselben Ton sich zu einer reinen Harmonie vereinen.

Die nächsten Tage gingen unter mannigfachen Anordnungen hin, wie sie nach längerer Abwesenheit nötig werden. Besonders der

Garten beſchäftigte ihn, ſo daß er oft ſtundenlang mit dem Gärtner ſprach, Pläne zeichnete und Anweiſungen gab.

Und dann kam der Tag, an dem er ſich ſagte, daß es nun nicht zu überhaſtet wäre, wenn er zu Bartels ginge. Er wollte mit der Mutter ſprechen, ihr von der Scheidung erzählen, ſie fragen, ob ihm das in ihren Augen Abbruch thäte, und wenn nicht, ob er um das ſtarke, liebliche Mädchen werben dürfe.

Es war ſo heiß, daß er ſich den Wagen anſpannen ließ, auch deshalb, weil ſeine Ungeduld zu groß war, dieſen langen Weg in banger Erwartung zu Fuß zurückzulegen. Die ſchönen Pferde ſtampften ungeduldig und wirbelten mit ihrem tänzelnden und anmutigen Lauf dicken Staub von dem Landwege auf. Dunkle Wolken ſchoben ſich gegen Weſten durcheinander. Der Kutſcher ſchnalzte mit der Zunge und knallte mit der Peitſche.

„Das kann ein Wetter geben, gnäd'ger Herr," ſagte er mit Kennermiene.

Dann kam die Fahrt durch den kühlen Wald. Als ſie in die Nähe der Oberförſterei kamen, ließ Ernſt halten, ſtieg aus und ſchickte den Wagen zurück. In dieſer Kühle kam ihm ſeine Spannkraft wieder. Mit belebten Schritten eilte er vorwärts und erreichte bald den Garten. Das erſte, was ihn überraſchte, war, auf dem großen Raſenplatz die ganze Geſellſchaft mit Lawn Tennis beſchäftigt zu finden. Das war eine Neuerung gegen das vorige Jahr. Ein zweiter raſcher Blick belehrte ihn, daß Fremde anweſend waren. Das ſtörte natürlich ſeinen Vorſatz, und er zögerte faſt, ob er näher treten ſollte. Sein Auge ſuchte Fredas. Sie war mitten im Spiel; ein paar Damen, die er von früher her kannte, ſahen zu. Ihre biegſame Geſtalt nahm ſich anmutig genug aus in den blitzſchnell wechſelnden Stellungen. Ihr Gegner war ein ſchlanker, brünetter Herr, der meiſterhaft ſpielte und deſſen ganze Geſtalt wie aus Stahl gegoſſen war. Er ſchien der Überlegene zu ſein. Freda lachte und warf das Racket hin. Da ſprang er mit einem leichten Satz über das Netz, eilte auf ſie zu, faßte ihre Hände und ſagte ihr etwas mit einem zärtlich gebieteriſchen, gewinnenden Lächeln auf den Lippen.

Ernſt ſah, daß Fredas Schweſter ſich ihm näherte. Er zwang ſich ein geiſterhaftes Lächeln ab.

„Ich war recht lange nicht hier," ſagte er, indem er ſie förmlich begrüßte.

„Mir ſcheint, Sie waren viel zu lange nicht hier," ſagte das junge Mädchen mit freundlichem Ernſt.

Er ſah auf den Tennisplatz hinüber und ſagte mit tonloſer Stimme:

„Das ſind recht große Änderungen hier."

Und dann noch einmal, gleichſam ſich einen Ruck gebend, mit lauterer Stimme, die aber doch heiſer und erſtickt ſich vorrang:

„Das ſind recht große Änderungen hier."

Dabei ſah er auf, dem jungen Mädchen ins Geſicht, und als das ein weiches Mitleid auszudrücken ſchien, wurde er auf einmal ganz ernſt und bleich wie der Tod und ſagte in einer Art, die ihr an das Herz ging: „Ich möchte die Ihrigen begrüßen, gnädiges Fräulein."

„Freda!" rief ſie mit einer faſt weinenden Stimme. „Freda!"

Die wandte ſich um, das ſchöne, ſtille, glückglänzende Geſicht ihm zu. Sie ſagte ein paar Worte zu dem jungen Mann, dann näherten ſich beide.

„Guten Tag, Herr Stein," rief Freda und ſtreckte ihre Hand mit gutem, glücklichem Lachen aus. „Darf ich Ihnen meinen Bräutigam, Herrn von Frank, vorſtellen?"

Ernſt verneigte ſich leicht und höflich.

„Nehmen Sie meinen herzlichſten Glückwunſch, gnädiges Fräulein," ſagte er mit etwas eintöniger Stimme.

Dann fragte er nach Frau von Bartels. Sie gingen alle zum Haus zurück, Ernſt immer in der ſtillen, monotonen Art leichte Fragen ſtellend oder auch erwidernd, dabei ganz blaß und mit einem faſt unbeweglichen Ausdruck der Erſtarrung im Geſicht.

Die es am tiefſten fühlte, war Fredas Schweſter, weil ſie ihn im Augenblick faſſungsloſen Wehes geſehen. Sie wünſchte, daß die andern es nicht merken ſollten, Freda nicht, die ſo glücklich war, Frank nicht, die Mutter nicht, um Ernſts willen, weil ſie eine Scham für dies grenzenlos tiefe Empfinden hegte, weil ſie begriff, wie jeder Nerv in ihm ſich ſpannte in der fortgeſetzten, ſtillen Arbeit, ſeine

Fassung zu bewahren, bis er anstandshalber aufbrechen konnte. Sie schwatzte so lebhaft allerlei dummes Durcheinander, daß die andern ganz unwillig wurden, und dann lief sie an das Klavier und begann zu spielen.

„Musik löst," dachte sie, „und vor allem, sie überläßt jeden sich selbst."

Ernst trat auch an das Fenster und sah hinaus. „Da liegt ein roter Ball im grünen Gras," dachte er. „Das sind recht hübsche Farben zusammen. Ein bißchen grell vielleicht. Ein bißchen grell ist das ganze Leben überhaupt. Geschmacklos."

„Was brennt so in mir?" dachte er weiter. „Es ist so, als wenn ich furchtbar litte. Es schneidet ordentlich."

„O Herbert, laß!" hörte er Fredas Stimme flüstern.

Sie stand am andern Fenster. Er sah, wie er ihre Hand an die Lippen drückte, er sah, wie weich und liebevoll das energische Gesicht des Mannes ward. Dann sagte er etwas. Dann lachten sie beide.

Das Spiel brach ab. Ernst verabschiedete sich. Man hatte ihm allerlei von der Verlobung erzählt. Sie kannten sich kaum acht Wochen, es war wie ein Sturm gekommen. Es mochte auch ein Zauber darin liegen, die schroffe, fast herbe Art Franks nur sich gegenüber gemildert, zur weichen Anbetung werden zu sehen.

Die Hitze war weniger drückend geworden. Er dachte daran, daß doch kein Wetter gekommen sei, daß alles vorübergegangen war. Irgendwo mochte es geregnet haben, der Abendwind war kühlend. Er dachte auch daran, daß das gut für die Rosen sei, aber so freudlos, daß ihn ein plötzliches Grauen ergriff. Er hatte doch soviel Freude an den Blumen gehabt. Für Freda, sagte es in ihm, für Freda.

Jetzt nicht nach Hause kommen, nicht in das leere Haus gehen müssen, in dem einer gestorben war. Wer denn? Seine Hoffnung. Nun lag alles tot. Kein Ding hat für sich Stimme, für sich Macht, nur durch Liebe. Jetzt nur einen Menschen finden, ganz gleich welchen; mit dem sprechen, immerzu, die ganze Nacht durch, über gleichgiltige Dinge. Aber zu Hause alles öde, nur er allein, immer allein, in Ewigkeit allein.

Er blieb stehen und sah mit leeren Blicken vor sich hin. Von den Sümpfen tönte das Fröschegequarr, es füllte die Luft, es stieg auf wie ein Orchester und sank wieder, ein einzelner begann, die andern fielen ein. Dumpf, befangen ging er weiter. Und dann auf einmal wie in stechender Pein kam ihm ein Gedanke: „Das ist kein Schmerz für heute. Der zerstört dein Leben."

Und sie war glücklich. Ja, das begriff er nicht, daß sie glücklich war. Sie hatte schon vergessen, wie sanft ihr Herz sich dem seinen zugeneigt hatte. Denn er war ja kein eitler Narr, und das hatte er empfunden, hatte gewußt, daß das in stiller Entfaltung Liebe war. Aber er wollte ihr wünschen, daß sie glücklich bleibe. Anders wie Irma ihm. Was soll der Schmerz? Er zerstört uns die Welt.

Er mied das Dorf beim Nachhauseweg und ging langsam den Weg vom Garten herauf. Auf der Veranda stand jemand. Einen Augenblick schwankte er, dann erkannte er an den Umrissen der Figur, an der etwas ungeschickten Haltung Schwartz. Da lief, da flog er den Weg hinauf.

„Freund!" rief er mit zuckenden Lippen und noch einmal „Freund!" und warf sich in seine Arme und schluchzte, wie ein Kind schluchzt, müde, verirrt, haltlos und trostbedürftig. Schwartz hielt ihn stumm und erschüttert in den Armen. Er fragte nicht, er sah durch seinen Kneifer mit so guten, ernsten Augen auf ihn, daß in diesem Blick mehr Trost lag, als in langen Reden.

Später saßen sie zusammen, und Ernst erzählte, was er verloren. Schwartz hatte den Kopf aufgestützt und fuhr mit seinen Fingern über den Tisch, wunderliche Zeichen malend. Als jener endete, sah er mit traurigem Lächeln auf.

„Von mir wirst du es wissen," sagte er etwas mühsam, „was ich dir sagen will. Daß ich Irma liebe, grenzenlos, nun, und daß sie mich nicht liebt. Es hat zum Sterben weh gethan und thut es manchmal noch. Das hört nicht auf, soviel weiß ich. Aber Glücklichsein gehört ja nicht zum Leben. Nein," sagte er und richtete sich auf. „Das gehört nicht dazu."

„Weiß Irma um deine Liebe?“ fragte Ernst.

„Ja. Sie sagte mir, daß sie einen andern liebe, auch ganz und für immer, und auch hoffnungslos.“

Ernst schwieg und sah nicht, wie des Freundes Blick auf ihm ruhte.

„Es giebt eine Liebe, die auch das Vorübergehen vergiebt,“ sagte der mit nachdenklichem Nicken.

„Heute zum erstenmal frage ich mich,“ sagte Ernst nach einer Pause aus tiefem Sinnen. „Hätte es nicht anders kommen können mit Lisa und mir? Ist es nicht unverzeihlich, daß wir uns so trennten?“

„Nein, Ernst,“ rief Gerhard und legte seine Hand auf die schlanke, bebende des jungen Freundes. „Alles mußte diesen Weg nehmen. Wie sollten wir das Leben tragen, wenn uns immer die Frage bliebe, hätte es anders kommen können? Still, still das Geschehene auf sich nehmen, als etwas Notwendiges und darum Kraft und Fügung darin finden. Mit ruhigem, getrostem Blick vor und zurück sehen und dies alles als ein Außen empfinden. Das ist nicht leicht, aber versuche es nur.“

Nun war doch noch eine Wolke aufgezogen, und ein leichter Regen fiel, in der Abendsonne sprühend. Die beiden Freunde saßen zusammen und sahen schweigend hinaus.

Professor Carl Goldbeck.

Von

Alice Landsberg.

Nachdruck verboten.

Vor wenigen Wochen hat man auf dem Zwölf-Apostelkirchhof in Schöneberg einen Mann zur letzten Ruhe bestattet, der vielen Hunderten von Berliner Frauen und Mädchen ein selten treuer Lehrer und Freund gewesen, einen Mann, der ein wahrhaft Berufener war für die ernste und schwierige Aufgabe des Lehrers. Professor Carl Goldbeck, der langjährige Direktor der Berliner Charlottenschule, ist am 24. September d. J. nach längerem, schweren Leiden gestorben, nachdem er Anfang des Jahres seine Lehrthätigkeit und seine amtlichen Verpflichtungen niedergelegt hatte. Er hat sein ganzes Leben mit voller Hingabe seinen Schülerinnen gewidmet, und wenn ihm heut in diesen Zeilen eine von ihnen im Namen der vielen einige Worte treuen Gedenkens und Erinnerns über das Grab hinaus nachruft, so möge das als ein kleiner Tribut der Dankbarkeit und Verehrung hingenommen werden.

Carl Goldbeck war ein Lehrer — und bei ihm ist der Lehrer vom Menschen nicht zu trennen — wie man unter Tausenden kaum einen wiederfindet. Hier war nichts von Schablone, von Pedanterie. Eine originelle, geistvolle Natur, gab er sich eben selbst, er setzte seine ganze Persönlichkeit ein, Intellekt und Gemüt der jungen Schülerinnen zu fesseln. Voll ungewöhnlicher positiver Kenntnisse — er war unter anderem ein seltener Kenner der französischen und italienischen Sprache und Litteratur — wirkte er in seinem Unterricht doch hauptsächlich durch seine sprühend lebhafte Vortragsweise. Er besaß die Gabe, durch Erzählen von Anekdoten aus Geschichte und Leben den oft trocknen Stoff des Schulmeisters anregend und interessant zu machen. Durch steten Hinweis auf das scheinbar Unbedeutende, auf die „Kleinigkeiten des Daseins“, in denen sich für das kundige Auge das Leben oft am köstlichsten spiegelt, wollte er seine Schülerinnen „Andacht zum Kleinen“ lehren, wie er ihnen Begeisterung für das Erhabene und Große einzuflößen verstand, Verehrung für die freien, großen Geister aller Nationen. Zu selbständiger Arbeit und innerer Fortbildung suchte er seine Schülerinnen anzuleiten; in jungen Jahren schon sollten sie lernen, ihre Zeit auszunützen, von keinem Tage sollte es auch bei ihnen heißen: „diem perdidi!“

„Du hast kein Auge für diese Dinge, weil du keine Liebe dafür hast, und Auge und Liebe gehören immer zusammen“. Diese schönen Worte Theodor Fontanes

scheinen mir die Lösung für so manches Mißverstehen von Menschen untereinander zu geben. Carl Goldbeck hatte ein Auge für alles, was für seine Schülerinnen von Wert und Interesse sein konnte, eben weil er die Liebe für diese seine Welt hatte, weil er in diesem Kreise lebte und geistig ein ewig Junger darin blieb. Wenn er in den Sommerferien ausruhte, suchte er überall, wo er auch weilte, neue Quellen, aus denen er Anregung für seinen „Bienenschwarm" schöpfen konnte. „Drohnen wären nur wenige darunter" — meinte er in seinem glücklichen Optimismus oft — „Königinnen manche". Nichts däuchte ihm schöner als Menschen zu finden, die zu den geborenen Edlen zu zählen sind. Wie er seinen Schülerinnen Ehrfurcht und Demut vor dem Göttlichen und Großen predigte, so ermahnte er sie doch auch, in berechtigtem Stolz innere Würde und eignen Wert hochzuhalten und daran zu glauben. Denn „wer sich selbst wegwirft, wird weggeworfen werden".

Es waren schöne Worte voll Schlichtheit und Innigkeit, in denen der Geistliche am Sarge des Dahingegangenen dessen Wesen und Wirken noch einmal vorführte. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Er war sich selbst treu geblieben, und das hieß bei ihm, treu einer vornehmen und edlen Natur, einem reinen Menschentum, das er in sich verkörperte. Er hat schon zu Lebzeiten eine Krone getragen: die der Humanität und Geistesfreiheit. Von weitgehender Toleranz allen Anschauungen gegenüber, zeigte er an sich, daß Wissen und Bildung, reicher Intellekt und geistige Selbständigkeit den Glauben an das Göttliche nicht unterdrücken müssen. Er war einer von denen, die von sich das Wort des griechischen Weisen sagen durften: „Was sich finden läßt, habe ich gesucht, was sich lernen läßt, habe ich gelernt, und das Übrige habe ich von den Göttern erbeten!"

Für die Freude an allem Schönen und Edlen suchte Goldbeck seine Schülerinnen empfänglich zu machen, Liebe zu ihrem Pflichtenkreis suchte er ihnen einzuprägen, und wenn er gewiß auch nicht allen das Glück hat mitgeben können auf den Lebensweg — das was die Menge so landläufig unter „Glück" versteht — er hat denen, die es sich mitnehmen wollten, etwas Kostbares geschenkt fürs Leben: die Liebe zum Wahren und Guten, den Glauben an die Menschheit und an diese Welt „trotz dieser Welt." — Und mit dieser Hingabe an seine Schülerinnen hat er sich einen dauernden Platz in deren Herzen geschaffen.

So dankbar und empfänglich Goldbeck selbst für jedes Zeichen des Verstehens und Eingehens war, so wenig glaubte er auf ein treues Erinnern in den Herzen seiner Schülerinnen hoffen zu dürfen. Ihm schien — so äußerte er sich oft — das Los des Lehrers gleich zu sein dem Schicksal der unleserlichen, verloschenen Grabschrift, über die der Goethe'sche „Wanderer" hinwegschreitet:

„Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr, tiefgegrabene Worte,
Die von ihres Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeugen sollten!"

Es werden von ihm und seiner Wirksamkeit diese trüben Worte nicht gelten, ihm rufen seine Schülerinnen jenes andere Wort nach: „Ein edler Mensch lebt selbst im Tode fort."

* * *

Als Leiterin der Gymnasialkurse für Frauen, die in Professor Goldbeck einen warmen Freund und Förderer besaßen, möchte ich dem obigen Nachruf noch ein Wort hinzufügen. Die vollständige Vorurteilslosigkeit, die er den geistigen Leistungen des weiblichen Geschlechts entgegenbrachte, die ihn einer Caroline von Vasconcellos, einer Jeannette Schwerin die ersten Wege bahnen ließ, ist auch uns zu gute gekommen. Fast elf Jahre hat er unseren Kursen in der Charlottenschule das freundlichste Interesse bewiesen, räumliche Schwierigkeiten beseitigt und uns ein Heimatsgefühl gegeben. Unsere Freude über die ersten Abiturientinnen hat er geteilt, unsere weitere Entwicklung mit warmer Teilnahme begleitet. In der Geschichte der Kurse wird ihm ein dankbares Andenken sicher sein.

Helene Lange.

Leiden und Rechte des Kindes.

Von

Adele Schreiber.

Nachdruck verboten.

Jede Gesetzgebung entspringt der Notwendigkeit, den Schwachen vor der Vernichtung durch den Starken zu bewahren, ihre Aufgabe ist es, regulierend auf den Daseinskampf im Menschheitshaushalt zu wirken. Je vorgeschrittener ein Staat, umsomehr läßt er sich die Sorge für seine schwachen Glieder angelegen sein; so sehen wir bei reifen Staatengebilden, neben den ursprünglichen Formen der Legislation, eine neue Ergänzungsgesetzgebung sich aufbauen, die den Schutz der wirtschaftlich Benachteiligten gegenüber dem mächtigen Druck des neuen Produktionsmechanismus bezweckt.

Dieses System, zusammengefaßt unter dem Namen: sozialpolitische Gesetzgebung, wurzelt in seinen ersten Anfängen teilweise in der Privatwohlthätigkeit. Einrichtungen, die ursprünglich dem mitleidsvollen Eingreifen von Einzelpersonen oder Vereinen überlassen waren, sind als Pflicht der Gesellschaft anerkannt und in staatliche Institutionen umgewandelt worden; so in verschiedenen Staaten die Kranken-, Invaliden- und Altersversorgung, Wöchnerinnenunterstützung, die Erziehung von Taubstummen, Blinden, Waisen und Findelkindern, die Überwachung der Haltekinder ꝛc.

Zahlreich sind noch die Gebiete, die in Deutschland einer völlig unzureichenden Privatsorge überlassen blieben; eins derselben ist der Schutz von Kindern gegen Mißhandlung und Ausbeutung.

Es ist eine schwer verständliche soziale Erscheinung, daß der natürlichen Pflicht der Eltern, die besten Beschützer ihrer Kinder zu sein, so häufig zuwidergehandelt wird und es des Auftretens Fremder gegen die Schädigung durch die eigenen Eltern bedarf. Diese Erscheinung läßt sich nur auf angeborne grausame und gewaltthätige Instinkte zurückführen, die sich an dem hilflosen Kind, ohne Furcht vor Vergeltung, bethätigen.

Kindermißhandlungen sind bei Natur- und Kulturvölkern verbreitet, sie waren ein Übel der alten Zeiten, wie sie eines der Gegenwart sind, aber der Kampf dagegen ist eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Mit ihm haben wir auch erst begonnen, genauere Kenntnisse über Häufigkeit und Wesen des Übels zu erlangen.

Während ehedem die Bestrebungen für das Kinderwohl darauf beschränkt waren, Waisen und Findelkinder zu versorgen, entstand zu New-York im Jahre 1875 die erste Gesellschaft zum Schutz der Kinder gegen Mißhandlung und Ausbeutung. In 25jähriger Thätigkeit ist sie für 382 782 Kinder eingetreten, sie hat 47 077 schuldige Personen zur Verurteilung geführt und 83 141 Kinder in geeigneter Weise untergebracht.

Nach dem Muster der New-Yorker Gesellschaft bildeten sich über 300 Vereine mit ähnlichen Zielen, von denen die 1884 durch Benjamin Waugh zu London gegründete „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ die hervorragendste ist.

Im Jahre 1889 schlossen sich ihr die in den andern Städten Englands bestehenden Kinderschutzvereine an, und von da ab entstand unter dem Namen „National Society“ eine Institution, die in ihrer Art als die bedeutendste der Welt bezeichnet werden darf.

Die Thätigkeit der englischen Gesellschaft ist schon des öfteren in diesen Blättern eingehend gewürdigt worden; in zehn Jahren hat sie 411 947 Kinder beschützt, sie ist gegen 209 032 Schuldige eingeschritten und hat 17 537 Gerichtsverhandlungen eingeleitet.

Ihre Grundidee ist, sich nicht damit zu begnügen im engen, philanthropischen Sinne Linderung zu bringen, sondern in erster Linie dem Kinde eine gesetzlich geschützte und gesicherte Stellung zu erkämpfen.

Zum großen Teil hat sie ihre Aufgabe schon gelöst, und das Recht des Kindes datiert in England von dem Tage, da, im Jahre 1889, der, von der National Society eingebrachte Gesetzentwurf, unter dem Namen „The Childrens Charter" zur Annahme gelangte.

Durch fünf Kardinalpunkte wurde die bis dahin bestehende Rechtlosigkeit des Kindes aufgehoben:

1. Das Kind wird in Bezug auf seine eignen Leiden zur Zeugenschaft zugelassen.

2. Der unbeteiligte Ehegatte darf über die Mißhandlungen, am Kinde begangen durch die andere Ehehälfte, aussagen.

3. Die elterliche Gewalt über die Kinder ist nicht mehr unumschränkt. Wer immer ein unter seiner Obhut stehendes Kind unter 16 Jahren mißhandelt, vernachlässigt, böswillig verletzt, verläßt, es quält oder seine Gesundheit in Gefahr bringt, macht sich eines Verbrechens schuldig. Er kann durch den Friedensrichter zu Gefängnis bis zu 6 Monaten, eventuell mit Geldbußen bis zu 25 £ oder durch das Geschworenengericht mit Gefängnis und Zwangsarbeit bis zu 2 Jahren, eventuell mit Geldbußen bis zu 100 £ bestraft werden.

4. Das Familienheim gilt nicht mehr als unverletzbar und unzugänglich, sondern muß jedem legitimierten Beamten der Gesellschaft und jedem Polizeibeamten behufs Recherchen geöffnet werden. Jeder Schutzmann hat das Recht und die Verpflichtung, wenn ein Inspektor der Gesellschaft es für nötig hält, ein mißhandeltes Kind sofort seinen Peinigern zu entziehen, um es, bis nach erfolgter Gerichtsentscheidung, in sicheren Schutz zu stellen.

5. Die Rechte des Kindes auf ausreichende Nahrung, Wohnung und Kleidung sind gesetzlich anerkannte.

Das Bestreben der National Society ist nicht darauf gerichtet, die mißhandelten Kinder ihren Eltern zu entziehen, um sie in Heimen unterzubringen, sie hat sich das viel höhere Ziel gesteckt, das natürliche Heim des Kindes derart umzugestalten, daß es aus einem Ort des Leidens zu einer Stätte des Wohlergehens werde. Sie will nicht gewissenlose Eltern von ihren Kindern befreien, sondern sie mit allen Mitteln zur liebevollen Erfüllung ihrer Pflicht erziehen. Freilich erfordert gerade diese Art der Arbeit eine Unsumme von Energie und Vielseitigkeit, denn die Gesellschaft geht von dem Grundsatz aus, daß Grausamkeit gegen die eignen Kinder eine zumeist in sozialen Mißständen wurzelnde Krankheit sei, die man zugleich mit dieser beheben müsse. So geht denn der Kampf gegen Elend und Not, gegen Unsittlichkeit und in erster Linie gegen den Dämon der Trunksucht Hand in Hand mit den Bestrebungen zum Schutz der Kinder

Nur in den alleräußersten Fällen wird ein Kind den Eltern dauernd entzogen; von 411 947 mißhandelten Kindern wurden nur 800 bleibend aus der Familie entfernt.

Recherchen und ständige Überwachung durch besoldete Inspektoren, ununterbrochene Propaganda in allen Schichten der Bevölkerung, Warnung und Belehrung schuldiger Eltern in leichteren Fällen, Unterstützung durch Arbeitsvermittlung, Antrieb zur Arbeit für Arbeitsscheue, all dies fällt in den Wirkungskreis der National Society. Die zu Freiheitsstrafen Verurteilten werden bei ihrer Entlassung mit Erwerbsmöglichkeiten versorgt, während ihrer Haft hat die Gesellschaft die Miete bezahlt, die verwahrloste Wohnung instand gesetzt, häufig die verpfändeten Möbel eingelöst; nach verbüßter Haft findet der Verbrecher ein sauberes Heim und blühende Kinder, deren wiedergekehrter Liebreiz oft einen stärkeren Eindruck macht als alle Strafen.

So ist es denn erklärlich, daß die National Society trotz ihres unerschrockenen, energischen Vorgehens, das in zehn Jahren die Verurteilung von 16 828 Personen zu insgesamt 3058 Jahren Gefängnis herbeiführte, weit davon entfernt, Haß zu erzeugen, sich immer mehr Anhänger, selbst in den untersten Schichten erwirbt und von der Arbeiterklasse aufs wärmste unterstützt wird.

Das verbesserte Anzeige- und Überwachungssystem deckt immer mehr Fälle auf, die ehemals ungeahndet geblieben wären, so daß eine oberflächliche Betrachtung der Statistik die irrige Auffassung erwecken könnte, als ob trotz der eifrigen Thätigkeit die

Mißhandlungen in der Zunahme begriffen wären. Einen Beweis jedoch für die Wirksamkeit rechtzeitigen Eingreifens bietet die stete Abnahme der durch Mißhandlung herbeigeführten Todesfälle.

Im Jahre 1893 auf 94 endeten von 37 642 Mißhandlungen 272 tödlich. Im Jahre 1898 auf 99 von 75 732 Mißhandlungen 199. Es kamen letal endende Fälle auf je 1000 Mißhandlungen

im Jahre	90—91	5,60,
„ „	91—92	5,99,
„ „	92—93	4,44,
„ „	93—94	7,20,
„ „	94—95	5,48,
„ „	95—96	4,40,
„ „	96—97	3,31,
„ „	97—98	3,00,
„ „	98—99	2,61.

In dem Wirkungskreise der Gesellschaft sind innerhalb neun Jahren 1763 Kinder an den unmittelbaren Folgen von Mißhandlungen gestorben, eine Zahl, die wohl mehr als alle Verteidigungsreden beweist, daß die Inschutznahme von Kindern gegen Eltern oder deren Stellvertreter keiner Humanitätsduselei entspringt, sondern bitterste Notwendigkeit ist.

Die Grausamkeit wendet sich am heftigsten gegen die Hilflosesten, die sicher am allerwenigsten durch ihre Unarten oder Bosheiten Anlaß zu Gewaltthätigkeiten geben können. Das Durchschnittsalter beträgt 6½ Jahre, 37 Prozent aller Opfer standen unter dem 10. Lebensjahre, 51 Prozent unter dem 7., 28 Prozent zählten 0—4 Jahre.

Von den Schützlingen des Jahres 1898—99 waren 70 197 eheliche Kinder, 3685 uneheliche, 736 Stiefkinder, 430 Haltekinder. Das Verhältnis der mißhandelten Illegitimen von 5,24 auf 100 Legitime spricht nicht zu besonderen Ungunsten der Illegitimität, da die Unehelichkeitsquote Englands in den Jahren 1887—91 z. B. 4,50 Prozent betrug.

Die großen finanziellen Lasten der Gesellschaft werden ausschließlich durch Mitgliedsbeiträge, Spenden, Legate ꝛc. aufgebracht, die Ausgaben beliefen sich im Jahre 1898 auf 52 773 £ also 1 055 460 Mark! Die Thätigkeit der National Society erstreckt sich auf ⅔ des Areals von Großbritannien.

In den Vereinigten Staaten giebt es noch eine Anzahl von Gesellschaften mit denselben Grundzügen; die bedeutendste davon ist (nach der New-Yorker) die zu Boston. Erwähnenswert ist ferner der in Montreal (Kanada) bestehende Verein, der seinen Schutz nicht nur Kindern, sondern auch mißhandelten Frauen angedeihen läßt[1]).

Während die geschilderten Gesellschaften ihr Augenmerk darauf richten, Grausamkeiten ausfindig zu machen und zu verhüten, dienen verschiedene andere Vereine der Fürsorge für verlassene, verwahrloste und verkommene Kinder.

In London sind es die bekannten, von Barnardo begründeten Heime, die etwa 34 000 Kinder dem Untergang entrissen haben. Die Heime nehmen Straßenjungen, Vagabunden, jugendliche Verbrecher und heimatlose Kinder auf, um sie zu nützlicher Arbeit heranzubilden. Vielfach werden daselbst Knaben für die Landwirtschaft in den Kolonien erzogen. Die Barnardosche Gründung umfaßt heute 110 Anstalten, wovon 35 in London, 71 im übrigen England und 4 in Kanada.

In ähnlicher Weise wirkt in New-York die „Childrens Aid Society“, mit der Heime, Gewerbeschulen und landwirtschaftliche Schulen in Verbindung stehen.

Der Schutz von Kindern gegen Mißhandlung ist in Frankreich noch wenig entwickelt. Die „Société protectrice des enfants“ befaßt sich mit Verminderung der Säuglingssterblichkeit und Verhütung der Engelmacherei, nicht jedoch mit Überwachung

[1]) Eine Anzahl der hier angeführten Daten verdanke ich dem Werk: „Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen“ von Dr. Karl Walcker (Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung), auf das ich ganz besonders aufmerksam machen möchte.

der. Überaus wirksam und segensreich hat sich seit 1874 die Einführung rühmten Philanthropen Théophile Roussel eingebrachten „Loi Roussel“ ie hierdurch bedingte strenge Überwachung der in Frankreich enorm großen Ziehkindern hat eine erhebliche Verringerung der Säuglingsmortalität zur t. Leider ist die Loi Roussel nur in einzelnen Departements eingeführt. dem Wirken der National Society sich nähernd sind die Bestrebungen der lu Sauvetage des Enfants“ und „Société contre la Mendicité des aber der spezielle Schutz gegen Grausamkeit und Verwahrlosung nimmt nur ibres Programmes ein.

besondere Abart der Kindermißhandlung ist vor kurzem in Frankreich enthüllt sie ist um so empörender, als sie unter dem Deckmantel der christlichen igkeit ausgeübt wird — es ist die unerhörte Ausbeutung der Zöglinge in den Erziehungsinstituten und Waisenhäusern.

n Brief des Bischofs Charles François Turinaz von Nancy enthüllte zuerst htbaren Verbrechen, begangen im Kloster „Au Bon Pasteur“ (zum guten zu Nancy. Dieses Schreiben wurde der Anlaß zu einer Enquête, die nunmehr schüre vorliegt[1]) und die Thatsache feststellt, daß zahlreiche geistliche Erziehungs- nichts sind als industrielle Unternehmungen schlimmster Art, die sich durch den n und seelischen Ruin junger Geschöpfe bereichern.

Keinerlei Kontrolle unterstehend, dem Auge der profanen Gewerbeinspektion ent- zwingen diese Institute unglückliche Kinder und junge Mädchen zu wahrer enarbeit, bis sie, völlig entkräftet, entweder durch frühen Tod erlöst oder als sunfähig von den frommen Schwestern auf die Straße gesetzt werden. Dort den aller Subsistenzmittel und aller Lebenskenntnis entblößten Mädchen nur der ins Hospital oder zur Prostitution offen.

Die Klöster zum guten Hirten in Nancy, Angers, Mans, Limoges, Annonay, , Rheims u. s. w. werden als wahre Folterkammern der Jugend geschildert. nehmen drei Gattungen von Pensionärinnen auf: 1. zahlende Zöglinge, 2. Waisen- er, 3. reumütige Büßerinnen, häufig genug junge Töchter guter Familien, die lge eines Fehltritts von den Angehörigen zum Eintritt ins Kloster genötigt werden.

Alle Kategorieen von Insassinnen werden vom ersten Tage an für die Zwecke Anstalt ausgenützt. Die Kinder lernen kaum lesen und schreiben, vom sechsten an müssen sie von früh bis spät nähen und mühsame Stickereien anfertigen. Außenwelt völlig abgesperrt und verlassen nie die Klostermauern, fähig sind) wird aufs strengste über- Gegenwart der Oberin.

nahezu die Sehkraft ein und wurde ohne jede Entschädigung entlassen. Zahlreiche ihrer Mitschülerinnen sah sie ihren Qualen erliegen, einmal fünf binnen vierzehn Tagen.

Marie Maréchal brachte 12 Jahre in demselben Institut zu, sie verließ das Haus völlig entkräftet, ohne Entlohnung. Ihr Erschöpfungszustand war derart, daß ihr Magen heute noch jede Aufnahme fester Nahrung verweigert. In ihrer Klasse starben innerhalb eines Jahres elf Zöglinge.

Eine Leidensgefährtin von ihr, Melanie Laurent, Waise, arbeitete 22 Jahre lang in der genannten Anstalt; sie lernte weder lesen noch schreiben, wurde im Zustand hochgradigster Entkräftung, schwer herzleidend aus dem Hause gesandt. Sie war drei Jahre ganz arbeitsunfähig und ist dauernd nahezu invalide geblieben. An einem Tage starben drei ihrer Mitzöglinge.

Im Kloster zu Angers wurden die Kinder strafweise nachts in die Leichenhalle eingeschlossen, oder bei Wasser und Brot in Zellen gesperrt, wenn es ihnen nicht gelang zwei Männerhemden an einem Tage fertigzustellen. Dieselbe Methode bestand im Institut zu Mans. Dort wurde ihnen auch der Kopf und das Gesicht mit nassen Tüchern umwickelt, bis sie zu ersticken drohten; einmal wurde ein junges Mädchen, das man so züchtigte, auf der Stelle von einem Blutsturz befallen und starb drei Tage darauf. Die Zöglinge mußten aus den Gruben die Fäkalien in Fässer schöpfen und forttragen, eine Arbeit, die sie, bei ihren völlig entkräfteten Organismen, nur unter Übelkeiten und Ohnmachtsanfällen verrichten konnten. All dies wird übertroffen vom Schicksal eines achtjährigen Kindes, das, schwach und krank, sein Bett verunreinigte und dafür gezwungen wurde, Brot mit seinem eigenen Unrat zu essen.

Siebenjährig starb an den Folgen schwerer Verletzungen ein Kind im Kloster zu Annonay. Das Leben der dort internierten Kinder war so fürchterlich, daß die armen Kleinen fromme Gelübde ablegten, damit der Tod sie bald von ihren Leiden erlöse.

Fanny Pangot (Waise) arbeitete von ihrem sechsten bis zwölften Lebensjahr in einem Pariser Kloster von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr abends; sie lernte weder lesen noch schreiben und wurde schließlich mitten im Winter, nur mit Hemd und Perkalkleid bedeckt, fortgesandt.

In einem Kloster des Departement du Nord diente als Schlafraum ein feuchter, mit scheibenlosen Fenstern versehener Saal. In der Nacht vom 7. zum 8. Dezember 1890 erfroren zehn kleinen Mädchen die Füße, einem derselben mußten unverzüglich beide Füße amputiert werden.

Ins Ungemessene ließe sich diese Liste fortsetzen!

Von den genannten Anstalten wird außerdem ein schwunghafter Bettel betrieben, angeblich zu Gunsten der armen Waisenkinder, die den Klöstern die Kosten ihres elenden Unterhaltes zehnfach durch Arbeit einbringen. Das Vermögen der Häuser wächst zusehends, die frommen Schwestern bauen Kapellen und Kirchen, stiften Meßgewänder, bereichern den Peterspfennig und kaufen Ländereien von dem Geld, das das Lebensmark der unglücklichen Jugend darstellt.

Leider besitzt die Regierung keine Rechte zur Überwachung der aus Privatmitteln geschaffenen „Wohlfahrtseinrichtungen"; seit Jahren führt die Assistance Publique einen fruchtlosen Kampf um die Sanierung dieser Zustände.

Im Jahre 1896 wurde eine Resolution eingebracht, die die nachstehenden Forderungen enthält:

1. Die von Privaten oder Assoziationen gegründeten Wohlfahrtseinrichtungen, die Kinder, Kranke, Sieche oder Greise aufnehmen, oder mit Arbeit beschäftigen, müssen ihre Eröffnung unter Darlegung ihrer Ziele und Schilderung ihrer Lokalitäten binnen acht Tagen zur Anzeige bringen.
2. Innerhalb längstens eines Monats erfolgt die Prüfung und die Lokalbesichtigung.
3. Die Überwachung bleibt in Permanenz.
4. Die Leiter der Institutionen sind verpflichtet, den Regierungsdelegierten Auskunft über die moralische und finanzielle Lage der Anstalt zu erteilen, ihnen Einblick in die Hausordnung und Einschreibelisten zu gewähren und ihnen die Hausbewohner vorzuführen.

5. Die definitive Schließung der Anstalten kann nur auf gerichtlichem Wege verfügt werden; in dringenden Fällen, das ist, sowie Gefahr für die Gesundheit oder für die Moral der Anstaltsinsassen vorliegt, ist der Präfekt berechtigt, die provisorische Schließung für längstens einen Monat anzuordnen.

Dieser Gesetzentwurf soll in der nächsten Legislationsperiode zur Beratung gelangen, seine Annahme wäre von größter Bedeutung, da die Ausdehnung der gewerblichen Inspektion auf alle Häuser, die unter dem Namen „Erziehungsanstalten" die industrielle Verwertung jugendlicher Arbeitskräfte betreiben, dringend geboten ist.

Das beklagenswerte Los der Kinder in Italien ist im Märzheft 99 der „Frau"[1]) ausführlich besprochen worden. Den besten Einblick in den Zustand des Landes danken wir den Büchern Lino Ferrianis, Staatsanwalt in Como.

Bei der allgemeinen politischen und sozialen Mißlage Italiens scheint die Hoffnung auf baldige Besserung eine geringe; die wenigen bestehenden Kinderschutzvereine machen nur langsame Fortschritte, einen Einfluß auf die Gesetzgebung des Landes haben sie noch nicht gewonnen.

Von geistlichen Orden werden verschiedene Asyle für Findlinge und Waisenkinder unterhalten, doch scheinen sie gleichfalls vielfach Ausbeutungszwecken zu dienen. Diese Vermutung wird durch eine Bedingung wach gerufen, die das Aufnahmealter meist möglichst hoch festsetzt und die aufgenommenen Kinder verpflichtet, bis zum 20., mitunter bis zum 25. Jahr, dem Hause zu dienen; so in den von Pater Dombosco gegründeten Anstalten, denen ursprünglich gewiß eine andere Absicht zu Grunde lag. Lobend erwähnt Ferriani in seinen Schriften die Heime der Figli della Providenza, gegründet von Don Carlo di San Martino.

In Österreich gab eine Reihe schwerer Kindermißhandlungen, die ein gerichtliches Nachspiel fanden, 1899 den Anlaß zur Gründung der Gesellschaft: „Zum Schutz und zur Rettung mißhandelter Kinder in Wien". Ein Asyl für mißhandelte Kinder wird vom Verein „Treue" vorbereitet. Die bisherigen Vereine, der Erziehung verwahrloster Jugend, der Speisung und Bekleidung armer Kinder dienend, sind sowohl der Tendenz, als der Zahl nach völlig unzulänglich.

In Berlin besteht seit 1875 der Schutzverein zur Beaufsichtigung der Säuglingspflege und Überwachung von Haltekindern. Im Jahre 1898 ward ein Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnützung und Mißhandlung gegründet. Er lehnt sich an die Tendenzen der englischen Gesellschaft an und erstrebt eine Ausdehnung auf das ganze Deutsche Reich.

Die Untersuchungen des Lehrers Konrad Agahd über die Erwerbsthätigkeit der Berliner Schuljugend haben gezeigt, in welch erschreckendem Umfang die kindliche Arbeitskraft zu industriellen Zwecken ausgebeutet wird, wie notwendig es ist, die Schuljugend vor den verderblichen Folgen frühzeitiger Überanstrengung zu bewahren. Die meisten an Kindern begangenen Verbrechen mögen sich bei uns zu Lande, infolge des noch ganz unausgebildeten Überwachungs- und Meldesystems, der Öffentlichkeit entziehen. Der Berliner Verein erst hat durch Errichtung von Meldestellen den Anfang einer Organisation geschaffen.

Der im verflossnen Jahre zu Budapest abgehaltene Kinderschutzkongreß erbrachte den Beweis für das erfreuliche Interesse, das in allen Kulturländern den Bestrebungen zu Gunsten der Kinder entgegen gebracht wird. Der Philanthropie steht hier noch ein weites Feld schwieriger und segensreicher Arbeiten offen; ihre Aufgabe ist es, die Vorarbeiten zu jenen Organisationen zu schaffen, welche späterhin gesetzliche Institutionen werden müssen; denn eine wirksame Behütung der Jugend wird erst dann erreicht werden, wenn der Staat den Jugendschutz vollkommen seiner sozialpolitischen Gesetzgebung einfügt.

„Der Staat muß zuerst für die Kinder da sein, damit dereinst Kinder für den Staat vorhanden sein können."

---

[1]) Kindliche Märtyrer und jugendliche Verbrecher von Adele Schreiber, die „Frau", März 99.

Die neue Lehranstalt für Kunst- und Hausweberei in Kiel.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Der Verein zur Förderung der Kunst- und Hausweberei in Schleswig-Holstein hat eine neue Webeschule errichtet.

Dieselbe hat sich die Aufgabe gestellt, wie in andern Ländern, namentlich in Norwegen, Schweden, in England und Finland, auch bei uns alte Zweige des Hausgewerbefleißes zu neuem Leben zu erwecken, nachdem sie im Laufe des letzten Jahrhunderts durch die Maschinen fast gänzlich verdrängt worden waren. Selbstverständlich kann die Hand nicht eine erfolgreiche Konkurrenz mit der Maschine wagen, und etwa dieselbe ganz zurückdrängen oder den handwerksmäßigen Betrieb wieder aufnehmen. Doch hat die Handarbeit das unbestrittene Übergewicht auf dem Gebiete der Kunstweberei, indem sie künstlerische Wirkungen herauszubringen vermag, welche der Maschine versagt bleiben. Die noch jetzt mustergiltigen Stücke aus alter Zeit beweisen genugsam, daß die Kunstweberei in ihrer höchsten Blüte Techniken ausgebildet hat, die auch heute von den Maschinen noch nicht völlig wiedergegeben werden können. Ebenso kann nur Handarbeit solche Gewebe herstellen, die bestimmt gegebenen Verhältnissen in Beziehung auf Form, Größe, Zeichnung, Farbe u. s. w. Rechnung tragen sollen. Die Kunstweberei kann sich den anderen bildenden Künsten, wie Malerei, Bildhauerei, Schnitzerei wohl zur Seite stellen und den gebildeten Klassen deshalb auch eine vollbefriedigende Beschäftigung bieten, in der sich Kunstsinn, Geschmack, Phantasie und Gestaltungskraft voll bethätigen können.

Die herrlichen, preisgekrönten Webereien von Frl. Frieda Hansen auf der Pariser Weltausstellung beweisen uns am besten, welch vortrefflich künstlerische Arbeiten bereits in diesem Fache geleistet werden. Und unsere Zeit bietet eine mannigfache Verwendung derartiger Luxusarbeiten wie Gobelin- (die eigentliche Bildweberei), Knüpf-, Nobben- und Flossaarbeiten, die auf den Hochwebstühlen verfertigt werden.

Andrerseits will die neue Webeschule die Hausweberei am Flachwebstuhle als lohnende Hausindustrie wieder unserer Landbevölkerung zurückgewinnen. Es giebt besonders auf dem Lande vielfach brach liegende Kräfte, deshalb soll die Handspinnerei als Füllarbeit in sonst müßig zugebrachter Zeit dienen und wesentlich die Herstellung von dem eigenen Bedarf dienendem Stoffe im Auge behalten. Hier gilt es die Herstellung aller jener Stoffe, die für die Bekleidung, für den Bedarf des Haushaltes als Bett-, Tisch- und Möbelzeug, Drell, Köper und sonstige Webereien gebraucht werden. Die auf dem Flachwebstuhl hergestellten Stoffe sind von einer fast unverwüstbaren Dauer. Und derartiger haltbarer Stoffe bedürfen Seeleute, Fischer, Jäger, die bei jeder Witterung im Freien beschäftigten Arbeiter; ferner verlangen auch die verschiedenen neuerdings so üblichen Sportbeschäftigungen, die immer größere Ausdehnung gewinnen, dieser Schutz gewährenden Stoffe, die Wind und Wetter trotzen können. Dieselben sind in England in allen Gesellschaftskreisen sehr beliebt, und die sogenannten „home-spun-Zeuge“ werden mit großer Vorliebe von dem weiblichen Geschlechte getragen. Solche Zeuge aber lassen sich vorzugsweise durch den Handbetrieb herstellen.

Es ist natürlich von hoher Bedeutung, daß die Landbevölkerung die zum Weben erforderlichen Rohstoffe selbst produzieren kann, also selbst den Flachs baut, Wolle gewinnt und das erforderliche Baumwollenmaterial aus inländischen Fabriken bekommen kann. Angestellte Untersuchungen haben dargethan, daß die einheimischen Schafrassen eine Wolle liefern, die durch ihre besondere Beschaffenheit gerade vorzugsweise geeignet ist, daraus die hier erforderlichen Garne herzustellen. Auch der hier gewonnene Flachs genügt vollständig. Das Spinnen der Wolle erfordert gewisse Vorbereitungsarbeiten; gegen einen sehr geringen Lohnsatz übernehmen Fabriken das Verspinnen der Wolle zu fertigem Garn.

Das Verspinnen der so vorbereiteten Wolle macht dann keine weiteren Schwierigkeiten und

kann selbst von Ungeübten bald erlernt werden. Das Färben der Wolle, das bisher als etwas Unerreichbares betrachtet wurde, kann, dank der neu erfundenen, vortrefflichen Farbstoffe, ohne Bedenken ausgeführt werden. Man glaubte bisher, daß nur die aus Norwegen oder Schweden bezogenen Wollen den Luft- und Lichteinwirkungen Trotz bieten könnten, dieselben werden mit Pflanzenfarben gefärbt und haben allerdings eine herrliche Tönung und große Weichheit und Harmonie in ihren Farben. Doch die bei uns neu erfundenen Farbstoffe haben sich als völlig haltbar erwiesen. Da die Anschaffung eines Flachwebstuhles immer eine größere Geldsumme und viel Platz zum Aufstellen erfordert, so sollten Genossenschaften den Gemeinden zu Hilfe kommen und auf genossenschaftliche oder Gemeindekosten Webstühle besorgen und aufstellen. Die Kosten für Heizung, Beleuchtung des Raumes, Instandsetzung der Stühle u. s. w. werden je nach dem Grade der Benutzung gemeinsam getragen. Eine große Förderung würde einem solchen Unternehmen erwachsen, wenn die Frau des Geistlichen oder des Lehrers den Unterricht und die Leitung übernehmen würde. Auf größeren Hof- und Gutswirtschaften werden genügende Kräfte vorhanden sein, die sich an Hausweberei beteiligen können, um den Dienstleuten und Tagelöhnern haltbare Stoffe zu verschaffen. Weiter könnte sich die Hausweberei Eingang in den humanitären Zwecken dienenden Anstalten verschaffen, z. B. in Aller- und Invalidenasylen, in Werk- und Armenhäusern, in Genesungsheimen, vielleicht auch in Gefängnissen u. s. w., so daß die Insassen die nötigen Bekleidungs- und Wirtschaftsstoffe sich selbst verfertigen. Es sei noch bemerkt, daß die neu konstruierten Flach-Webstühle wichtige Verbesserungen aufweisen, so daß das Arbeiten nicht mehr die Gesundheit gefährdet. Alle Werkzeuge, Webstühle, Zeichnungen und das notwendige Material verschafft der Verein zum Selbstkostenpreise.

Es sollen Lehrkräfte ausgebildet werden, die als Wanderlehrerinnen die erlernte Kunstfertigkeit weiteren Kreisen der Bevölkerung zugänglich machen können, auch beabsichtigt der Verein, Töchterheime ins Leben zu rufen. Da die sozialen Bestrebungen dieses Vereins hoch anzuerkennen sind, so ist eine Unterstützung der Staatsregierung zu erhoffen. Von der Tüchtigkeit und dem Streben der Frauen hängt es ab, hier wiederum eine wertvolle, noch lohnende Hausindustrie ihren Mitschwestern zu erschließen. —

Die Ziele der Kieler Webschule sind folgende:

Die Schule erstrebt die Ausbildung 1. von jungen Mädchen und Frauen, die das Weben erwerbsmäßig als Haupt- oder Nebenarbeit ausführen wollen. Damit soll solchen Frauen Gelegenheit zum Verdienst verschafft werden, die nicht im stande sind, schwerere Arbeit zu leisten, oder denen ihre häuslichen Pflichten keine andere Arbeit gestatten;

2. von Lehrerinnen, die bei weiterer Ausbreitung der Haus- und Kunstweberei Unterricht in den verschiedenen Techniken der Weberei erteilen wollen;

3. von Mädchen und Frauen, die eine oder mehrere Arten der Weberei als Liebhaberarbeit pflegen wollen.

II. Der Lehrplan.

1. In der Kieler Webschule wird unterrichtet im Weben am Flachstuhl und am Hochstuhl, sowie in den dazu gehörenden Vorarbeiten und im Musterzeichnen.

2. Die Weberei am Flachstuhl umfaßt die Anfertigung von einfachen Leinen-, Köper- und Drellgeweben, sowie die Vorarbeiten zum Weben, nämlich das Spinnen von Flachs und Wolle, das Doublieren, Haspeln, Spulen und Aufräumen.

3. An die einfachen Arbeiten am Flachstuhl schließt sich die schwedische Kunstweberei, gelehrt werden die verschiedenen Techniken für die Herstellung von Stoffen und Gegenständen zu Kleidung, häuslichem Gebrauch und Schmuck.

4. Am Hochstuhl wird geübt die Schicht-, Knüpf-, Robben-, Flach- und Bildweberei (Gobelin).

5. Neben dem Unterricht im Weben wird in die Kunde der Materialien, der Farben und der verschiedenen Webegeräte eingeführt.

6. Der Unterricht im Zeichnen erstreckt sich auf Übungen im Abzeichnen und Kolorieren von Mustern für alle Arten der Weberei, geeignetenfalls auch im Entwerfen und Zusammenstellen von Mustern.

III. Die Unterrichtszeit.

Der Unterricht findet vormittag von 9—12 Uhr und nachmittag von 2—5 Uhr statt.

Das Unterrichtsjahr zerfällt in drei Abschnitte:

1. von Anfang Oktober bis Weihnachten,

2. von Neujahr bis Ostern,

3. von Anfang Mai bis Anfang August.

Ein Kursus in der gewöhnlichen Flachweberei, ebenso wie das Erlernen der schwedischen Kunstweberei erfordert je einen Jahresabschnitt.

Diejenigen, welche die Flachweberei erwerbsmäßig ausüben wollen, müssen zunächst die gewöhnliche Weberei am Flachstuhl mit den zugehörenden Vorarbeiten erlernt haben, bevor sie in den Kursus für schwedische Kunstweberei eintreten.

Die Ausbildung von Lehrerinnen erfordert drei Jahresabschnitte. Wer sich in einzelnen Webetechniken ausbilden will, kann an einem einzelnen

Kursus teilnehmen, oder nach Übereinkommen mit der Vorsteherin zu bestimmten Zeiten die Schule besuchen

IV. Die Kosten des Webeunterrichtes.

Die Entrichtung an die Webeschule besteht im Honorar für den Unterricht und in der Miete für Webestühle. Das Unterrichtshonorar beträgt für den vollständigen Jahreskursus 90 M., für zwei Kurse am Flachstuhl 60 M. und für einen Kursus am Hochstuhl 40 M.

Der Unterricht im Zeichnen für Hochstuhlweberei ist besonders zu bezahlen.

Die Miete ist vorläufig festgesetzt: für einen Flachstuhl auf wöchentlich 1 M., für einen Hochstuhl wöchentlich 0,60 M. Die Schule liefert alle Materialien und Webegerätschaften gegen einen den Selbstkosten entsprechenden Preis.

Auswärtigen Schülerinnen wird bereitwilligst durch den „Schleswig-Holsteinischen Verein zur Förderung der Kunst- und Hausweberei" Kiel, Preußenstr. 19, Frau Geheimrat Seelig, Vorsitzende, billige Unterkunft verschafft, ebenso sind von dort Prospekte zu beziehen.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Zum Arbeiterinnenschutz** sind unter den sozialpolitischen Anträgen im Reichstag von der sozialdemokratischen Partei die folgenden eingebracht: In Bezug auf die Gewerbegerichte wird u. a. gefordert, daß den Arbeiterinnen das aktive und passive Wahlrecht gewährt werden soll. In Bezug auf das Recht der Versammlung und Vereinigung und das Recht der Koalition wird gefordert: §. 1. Die Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts haben das Recht, sich zu versammeln. §. 2. Die Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts haben das Recht, Vereine zu bilden. In Bezug auf die Gewerbeinspektion: Weibliche Beamte und Beigeordnete sind entsprechend der Zahl der in den Betrieben beschäftigten weiblichen Hilfspersonen anzustellen bezw. zu wählen. — Es ist gewiß bedauerlich, daß diese Forderungen, die mit denen der Frauenbewegung übereinstimmen, nur von der sozialdemokratischen Partei erhoben werden, und die sogenannten liberalen Parteien, die naturgemäß die größte Stütze für die Frauenbewegung sein müßten, nur in sehr seltenen Fällen ihr gegenüber ihre Liberalität bethätigen.

* **Auf der Weihnachtsmesse** des Vereins der Künstlerinnen, Berlin, hat Geheimrat Meißner nachstehende Gegenstände für den Kaiser angekauft: Etagère von Paula Bonte, einen Block von Fr. v. Bibra, eine Vase von Hedwig v. d. Groeben, Bildchen von Marie v. Reudell, Bücherständer von Lina Krause, Teller von Marie v. Olfers, zwei Briefmappen von Clara Lobedan, eine Etagère von S. L. Schlieder.

* **Die Abteilung Berlin** des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium" läßt Ostern 1901 einen privaten Gymnasialzirkel für 12jährige Mädchen mit 7jährigem Kursus in den Räumen der Vogeler'schen Schule, Burggrafenstraße 17 ins Leben treten. Die Leitung des Zirkels wird Frau Wegscheider-Ziegler, Dr. phil., übernehmen.

* **Die Agitation für die Reichsratswahlen,** die die östreichischen Frauen in Aussicht stellten, hat mit einer großen öffentlichen Frauenversammlung am 23. November in Wien begonnen, in der einige für den Reichsrat aufgestellte Kandidaten der freisinnigen Parteien ihre Programme entwickelten. Der Umstand, daß die Frauen ihr Interesse an der Politik ihres Landes zum Gegenstand einer öffentlichen Demonstration machen und in organisiertem Vorgehen bethätigen, daß ferner die Kandidaten der Parteien durch ihr Erscheinen zeigen, daß sie Wert auf dieses Interesse und diese Arbeit legen, ist entschieden in der Geschichte der östreichischen Frauenbewegung ein erfreulicher Fortschritt. Eine andere Frage ist es, ob die Ausführung der Demonstration, die Resolution, die gefaßt wurde, ein taktisch richtiger Schritt war. Man ließ die betreffenden Partei-Kandidaten ihre Parteiprogramme entwickeln und faßte den bereits in der Eröffnungsrede der Einberuferin, Fräulein Fickert, angedeuteten Beschluß, in der fünften Kurie für die Sozialdemokraten, in der Städtecurie für die Sozialpolitiker einzutreten, ohne damit die eigene „politische Originalität" aufzugeben. Maßgebend für diese Entscheidung war die Thatsache, daß nur von dieser Seite für die Frauensache Unterstützung zu erwarten sei. Der Leitartikel, in dem die „Dokumente der Frauen" die Versammlung behandeln, weist darauf hin, daß entschieden eine Unklarheit darin liege, die Kandidaten zur Erörterung ihrer politischen Ansichten aufzufordern und nachher diese politischen Ansichten für die Resolution gar nicht in Betracht zu ziehen, sondern

nur die Stellung zur Frauenfrage, über die die Herren in ihren Ausführungen zum Teil gar nicht gesprochen hatten. Frau Marianne Hainisch zeigte die Richtung, die eingeschlagen werden müsse, um bei solchen Versammlungen zu einem greifbaren Resultat für die Frauenbewegung zu kommen, indem sie die Kandidaten aufforderte, ihre Stellung zur Frauenfrage auf einen präzisen Ausdruck zu bringen. Entschieden hätte die Erklärung, die der Sozialpolitiker Dr. Ofner daraufhin „im Namen aller Kandidaten" machte, sie würden in jeder Beziehung für die Gleichstellung der Frau eintreten, mehr bedeutet, wenn sie von Anfang an in den Ausführungen jedes einzelnen der Herren enthalten gewesen wäre. Man beschloß, im Anschluß an die Versammlung Wahlcomités zur Verwirklichung der Resolution zu gründen.

* **Der französische Senat** hat, wie bekannt, mit 172 gegen 34 Stimmen kürzlich den Antrag angenommen, Frauen, die im Besitz der betreffenden Diplome sind, zur Advokatenpraxis an den Gerichtshöfen zuzulassen. Die erste Vereidigung eines weiblichen Advokaten, Mme. Petit, fand am 5. Dezember in Paris statt. Auf die Tagespresse scheinen allerdings Mme. Petits Juwelen und ihre Garderobe mehr Eindruck gemacht zu haben, als das Ereignis an sich.

* **Als Gymnasiallehrer** für Mathematik und Naturwissenschaften in Ziel in Holland ist Fräulein Dr. phil. van de Kamer angestellt worden.

* **Totenschau.** Vor einiger Zeit starb in Chicago nach mehrwöchentlicher Krankheit eine der Vorkämpferinnen für die vollberechtigte Verwendung von Lehrerinnen in den öffentlichen Schulen, Miß Jennie E. Gillespie. Als sie 18 Jahre alt war, im Jahre 1869, erwarb sie ihr erstes Prüfungszeugnis und ist seitdem ununterbrochen als Lehrerin thätig gewesen. Die letzten fünfzehn Jahre hindurch war sie Vorsteherin der Foster-Schule und erwarb sich in dieser verantwortungsvollen Stellung die vollste Anerkennung des Schulamts durch ihre hervorragende Befähigung sowohl zur Lehrerin wie zur Schulleiterin. Nicht weniger als 46 Lehrkräfte und über 2 000 Schüler standen unter ihrer Direktion. Es gelang ihr in hohem Maße, sich ihre Sympathie und auch die Liebe und Verehrung der Eltern ihrer Kinder zu erwerben. — Eine indische Frauenrechtlerin, Srimati Banalata Debi, starb, 21 Jahre alt, in Bengalen. Sie war die Tochter eines bekannten indischen Sozialreformers, auf dessen Anregung sie eine Frauenvereinigung in Baranagore und ein sehr verbreitetes Frauenjournal gründete.

Frauenvereine.

Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin.

Das Thema der diesjährigen Vereinskonkurrenz war: ein Portrait mit Händen, Ölgemälde. Von den 30 eingelieferten Arbeiten wurden 4 preisgekrönt. Den ersten Preis, 300 Mark, erhielt Frl. Fanny Levy für ein Herrenportrait; den zweiten von 200 Mark Frl. Betty Wolff für das Portrait des berühmten Orientalisten Professor Dr. Albrecht Weber; zwei dritte Preise von je 100 Mark: Frl. Elise Goebeler für das Portrait einer jungen Dame und Frl. Clara Hensel in Spandau für das Portrait einer älteren Dame. Die Jury bestand aus der Vorsitzenden des Vereins, Frau Alma Lessing, geb. Marschall von Bieberstein, Fr. Jenny Gronen geb. Protzen, Frl. Agathe Herrmann, Frl. Frieda Menshausen, Frau Cornelie Paczka-Wagner, Frl. E. Strempel und Herrn Professor F. Skarbina.

Die Bibliothek zur Frauenfrage

befindet sich seit dem 1. Oktober Berlin W., Kleiststraße 11, Gartenh. p.

Die Bibliothek ist wie bisher geöffnet: Donnerstag von 6 — 9 Uhr nachmittags und Sonntag von 11 — 1 Uhr vormittags, und auswärtige Abonnenten erhalten auch fernerhin jeden Monat ein Postpaket Bücher.

Der Katalog nebst Benutzungsordnung ist jederzeit gegen Einsendung von 0,40 Mark durch die Bibliothekarin Frl. Luise Guttmann zu erhalten.

Damenheim. Auf eine außerordentlich wohlthätige Einrichtung im Dienste der Frauenwelt, wenn auch noch in kleinem Stile, möchten wir unsere Leserinnen hinweisen. Es ist ein Heim für stellenlose Damen gebildeter Stände, das Fräulein Clara Mayer in Berlin W., Bülowstraße 61 part. seit fünf Jahren unterhält. Um gebildeten Damen, die durch Alter oder Krankheit stellenlos geworden, über die kritische Zeit hinwegzuhelfen, indem sie es ihnen ermöglichte, für die denkbar geringste Vergütigung ein kürzeres oder längeres Unterkommen in einem anständigen Hause zu finden, hat die Dame eine Art Pensionat eingerichtet, das für nur 1,25 Mark täglich den Aufnahmebegehrenden Wohnung und volle Beköstigung gewährt und somit die Möglichkeit, sich auch bei nur geringen Ersparnissen in Ruhe nach einer andern Brotstelle umsehen zu können. Das Heim sei solchen, die es aufzusuchen genötigt sind, bestens empfohlen, aber auch solchen, die eine offene Hand und ein weiches Herz für ihre Mitschwestern haben; denn von dem wenigen, was die Bewohnerinnen bezahlen, kann natürlich die gerade in Berlin so dringend nötige Anstalt nicht erhalten werden. Und das Bedürfnis ist ein so sehr großes, daß eine Erweiterung des Heims recht sehr zu wünschen wäre.

„Arbeiterhaushaltungsbüdgets aus dem deutschen Buchdruckergewerbe." Von Dr. W. Abelsdorf. (Tübingen. H. Laupp, Druckerei) Untersuchungen über Haushaltungsbüdgets von Arbeiterfamilien gehören zu den wichtigsten Hilfsmitteln bei der Erforschung und Feststellung der Lebensbedingungen der Arbeiterklasse. Die vorliegende kleine Schrift ist besonders deshalb interessant, weil sie nicht die Büdgets von Arbeiterfamilien an einem Orte veröffentlicht, sondern Aufschluß über die Einnahmen und Ausgaben einer der bestgestelltesten Arbeiterkategorieen in den verschiedenen Teilen des Landes giebt, nämlich von Arbeitern des Buchdruckergewerbes in München, Stuttgart, Karlsruhe, Heidelberg, Schwetzingen, Metz, Berlin, Hamburg, Leipzig, Bromberg. Die zahlreichen sorgfältig gearbeiteten Tabellen zeigen, daß selbst bei dem für Arbeiterfamilien verhältnismäßig hohen Einkommen (das Durchschnittsverdienst der befragten Arbeiter stellt sich auf 16,77 Mark jährlich) nur bei sparsamster Wirtschaftsführung ein Durchkommen möglich ist. So haben die meisten aus 4 Personen bestehenden Familien ein monatliches Konto von ungefähr 60 Mark für Lebensmittel, d. h. von 50 Pf. pro Person und Tag.

Die Ausgaben für Wohnung betragen fast überall $^1/_6$—$^1/_7$ des Gesamteinkommens der Familie; bemerkenswert ist dabei, daß ein Berliner Drucker genau den doppelten Betrag für seine Wohnung ausgiebt wie ein Setzer in Metz, trotzdem die Zahl der bewohnbaren Räume die gleiche ist.

Die kleine Broschüre kann den Frauenvereinen, die sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen wollen, zum Studium warm empfohlen werden; sie enthält ein reichhaltiges Thatsachenmaterial in knapper Form und übersichtlicher Darstellung. Sie ist auch geeignet, die Anregung zur Führung von Haushaltungsbüdgets zu geben, und es dürfte deshalb für die Mitglieder von Frauenvereinen, die Fühlung mit Arbeiterfamilien haben, angebracht sein, die kleine Schrift zu verteilen und an der Hand derselben auf die Führung eines Einnahmen- und Ausgabenkontos hinzuwirken.

Die erziehliche Wirkung einer gewissenhaften Buchführung würde sich in besserer Verteilung der Ausgaben auf das ganze Jahr schon nach kurzer Zeit bemerkbar machen; dadurch würde in vielen Fällen der kleine Kredit, der den Preis der Waren erhöht, entbehrlich. Wie wenig in Arbeiterkreisen auf solche kleinen Hilfsmittel einer geordneten Wirtschaftsführung Wert gelegt wird, beweist der Umstand, daß keine der Arbeiterfamilien, deren Büdgets in der Arbeit mitgeteilt werden, vor der Aufforderung des Verfassers über Einnahmen und Ausgaben Buch führte. Je weniger Verständnis aber die Arbeiterfrauen, die nur allzu oft schon mit Arbeit überlastet sind, für derartige Aufgaben haben, desto notwendiger ist es, sie mit dem Wert derselben bekannt zu machen.

„Geschichte der Pädagogik und des gelehrten Unterrichts" im Abrisse dargestellt von Dr. Erwin Rausch. Leipzig, 1900. A. Deichertsche Verlagshandlung Nachf. (Preis brosch. 2,40 Mark, eleg. geb. 2,80 Mark.) Das Buch, bestimmt Studierenden des höheren Lehramts das Wichtigste aus der Geschichte der Pädagogik zu bieten, zeichnet sich vor manchen andern ähnlichen durch kurze, klare Fassung, durch präzise und übersichtliche Darstellung der Richtungen und Systeme vorteilhaft aus. Es beruht nebenbei auf einem gründlichen Studium der neuesten Litteratur auf diesem Gebiet und ist jedem zu empfehlen, der zu eingehenderem Studium keine Zeit und Neigung hat und doch über die Hauptfragen orientiert sein möchte.

„Heinrich Seidels erzählende Schriften." (Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen zu 40 Pf., alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger G. m. b. H.) Die eben ausgegebenen Lieferungen 31—38 bringen den II. Band der „Heimatgeschichten" zum Abschluß. Wer sie kennt, für den bedarf es keines Wortes der Empfehlung mehr. Wer sie in der neuen Ausgabe zum erstenmal liest, den wird der eigentümliche Zauber Seidelscher Poesie, der Zauber liebenswürdiger, frischer und reiner, genügsamer Kleinmalerei auch in ihnen wieder gefangen nehmen, und so werden diese neuen Lieferungen dem Unternehmen des Verlags die alten Freunde erhalten und neue gewinnen.

„Ingenieur Horstmann." Roman von Wilhelm Hegeler. (Berlin 1900. F. Fontane u. Co.) Hegelers neuer Roman ist ein sehr spannendes Buch, und die Charaktere sind mit scharfen Linien gekennzeichnet — damit sind aber auch die Vorzüge des Romans erschöpft. Heillos oft geht die an sich scharfe Charakteristik in Karikatur über, psychologische Motivierungen fehlen gerade da, wo sie am wenigsten fehlen dürften, und sänftiglich gleitet die Handlung aus dem Gebiet des Wahrscheinlichen in das des Sensationellen über. Rein litterarisch beurteilt macht Hegeler in seinem neuen Roman einen etwas „stecken gebliebenen" Eindruck.

„Kürschners Jahrbuch." Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. **1901.** Berlin-Leipzig-Eisenach, Verlag von Hermann Hillger. Der neue Band entspricht dem im Titel angegebenen Zweck durch umsichtige Auswahl, praktische Darbietung und übersichtliche Anordnung des vielseitigen Stoffs ebenso wie die früher erschienenen.

Kleine Mitteilungen.

Fräulein E. Meyeroth, die 22 Jahre in Großbritannien als geprüfte Lehrerin und Erzieherin gewirkt hat, hat in Gotha ein Heim für junge Mädchen gegründet, wo bei guter Verpflegung und geistig regem Verkehr reichlich Gelegenheit zu gründlicher sprachlicher und wissenschaftlicher Ausbildung gegeben wird. Gotha zeichnet sich besonders durch seine gesunde Lage nahe dem Thüringerwalde aus, sowie durch seine guten Lehranstalten, wie das Conservatorium, die Fortbildungsschule und andere Institute.

Die nächtliche Säuglingswartung ist durch eine sehr zweckmäßige Erfindung erleichtert. Die Schwierigkeit, im erforderlichen Falle mit Hilfe von Spiritus- und Gaskocher, nachts die Milch in der nötigen Temperatur und Qualität herzustellen, ist bekannt. Die Erwärmung ist mit Feuersgefahr verbunden, verlangt geraume Zeit und, was das Bedenklichste dabei ist: die Beschaffenheit der Milch ist gesundheitsschädlich, weil die in der Milch enthaltenen Bakterienkeime durch diese Wärmemethode eine für das Laienauge nicht erkennbare, aber um so größere Vermehrung erfahren haben.

Alle diese Mängel sind bei der Benutzung des von der **„Deutschen Thermophor-Aktiengesellschaft"**, Berlin SW., Kommandantenstr. 14, auf den Markt gebrachten **Milchthermophors** mit einem Schlage beseitigt: Der Milchthermophor hält die Milch, welche Abends vor dem Schlafengehen hineingefüllt ist, ohne jede Feuerung und Wartung die ganze Nacht trinkwarm, frisch und wohlschmeckend. Die Bakterienkeime sind durch die Thermophoreinwirkung vollständig unschädlich gemacht, so daß eine in jeder Beziehung gesunde und trinkfertige Milch stets ohne weiteres handbereit ist.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/36.

Hygiama

Unentbehrliches Stärkungsmittel für Frauen und Mütter.

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wttbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Hirschstr. 16.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.

Eröffnung Ostern 1901.

Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.

Frankfurt a. M., Unterlindau 17.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Drucksachen versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—180 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Vollendete Bildung d. 10klass. höheren Töchterschule, welche durch Prüfung nachzuweisen ist. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-praktische Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen. — Der Lehrgang umfaßt 4 Semester u. enthält neben d. eigentl. kaufm. Fachdisciplinen (Buchführung, Korrespondenz, Kontorpraxis, kfm. Rechnen im weitesten Umfang, Handels- u. Wechsellehre, Betriebslehre, Gewerbekunde, Warenkunde, Wirtschaftslehre, Geld-, Kredit- u. Bankwesen, Verkehr mit d. Reichsbank u. s. w.) besonders **neue Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, mündl. u. schriftl. Gebrauch), Kalligraphie, deutsche, französ. u. engl. Stenographie, Maschinenschreiben u. allgem. bildende Fächer (Verkehrslehre, Geographie, Aufsatz, Litteratur, Zeichnen 2c.) — Ein **Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre und ermöglicht direkten Eintritt in auskömmliche Stellungen. Auswärtigen Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — Auskunft, Prospekte u. Programme unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Semester nimmt schon jetzt entgegen d. Direktor **Riepe**, Klapperhof 26.

Der Direktor. Das Kuratorium.

Von ersten medizinischen Autoritäten wird darum der Milchthermophor mit Recht als eines der besten und vollkommensten Hilfsmittel auf dem Gebiete der künstlichen Säuglingsernährung warm empfohlen.

Das von uns schon mehrfach empfohlene Nährmittel **Dr. med. Theinhardt's Hygiama** bietet der im Wachsen begriffenen Jugend eine Morgen- und Abendmahlzeit dar, die alle Nährstoffe zum Aufbau eines kräftigen, gesunden Körpers enthält und dadurch auch die nötige Frische zur Tagesarbeit verleiht. Hygiama giebt, mit Milch zubereitet, ein ähnliches Getränk wie Kakao, respektive Chokolade, besitzt aber einen bedeutend höheren Nährwert und ist viel leichter verdaulich wie diese, so daß auch Kinder mit schwacher Verdauung es unbeanstandet und mit Vorteil nehmen können.

Der Vorstand des **Berliner Frauenklubs 1900**, Schellingstraße 5, hat einen Mittagstisch à 75 Pf. für seine Mitglieder eingerichtet, um alleinstehenden und erwerbenden, gebildeten Frauen auch diese Annehmlichkeit zu gewähren. Meldungen sind zu richten an die Hausdame Fräulein Müller im Klub.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel**,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Lutherstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Die Geschäftsstelle der
Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung
der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm"**, **Berlin W., Lehrterstraße 60/61**, Leiterin **Frl. Henriette Waldschmidt**, angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen eintretende **Erwerbsunfähigkeit.** Diskrete Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

Als
praktische Weihnachtsgeschenke
empfehlen wir
Thermophor-Tafel- u. Küchengeräte
zum **vielstündigen Warmhalten** von Speisen u. Getränken **ohne Feuer,**
Thermophor-Compressen,
die **stundenlange** Wärmeapplikation **ohne Feuer** ermöglichen,
Milch-Thermophore
zum 8—10 Stunden langen Warmhalten der Säuglingsmilch, **ohne Feuer.**
Neu! **Thermophor-Taschen- u. Muffwärmer.** *Neu!*
Thermophor-Fussplatten und Fussbänke.
Überall erhältlich. ✦ Prospekte gratis u. franco.
Deutsche Thermophor-Aktiengesellschaft.
Berlin SW. 19.
Berliner Verkaufsstelle: **Thermophor**, Friedrichstr. 56, Ecke Kronenstr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.
Soeben erschienen:
Andreas-Salomé, Lou, Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. Zweite Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Wilbrandt, Adolf, Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel in vier Aufzügen. Zweite Auflage.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.
Wilbrandt, Adolf, Die Maler. Lustspiel in drei Aufzügen. Zweite Auflage.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.
— **Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.** —

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25 000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3707, **Das Institut Nicholson, „Longcott", Gunnersbury, London, W.**

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend. Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG

Hyacinthen

echte Haarlemer liefert zu pflanzen: 10 Stück in 8 Farb., als: 2 rote, 2 blaue, 2 weisse, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.50 für Töpfe, z. Mk. 2.— f. Gläser. Besonders empfohlen: „CORONA", mein schönst., farbenprächtigstes und beliebtestes Hyac.-Sortiment, enthaltend: 12 Hyacinthen in 12 der vorzügl. Sort. m. Namen u. Farbenbeschreibg. zu Mk. 3.50 für Töpfe, zu Mk. 4.60 f. Gläser. Ferner, 10 Hyacinthen i. 10 Prachtsort. zu Mk. 2.— für Töpfe und zu Mk. 4.— für Gläser. Die von mir geführt. Hyacinthen verbind. billigsten Preis mit f. Qualität.

Meine Kunden schreiben: **Sie sind doch der richtige Hyacinthenhuck, Sie sind der wahre, Sie sind der echte Hyacinthenhuck!**

Huck's reizend illustr., prächtig farbenfeine **Hyacinthen-Broschüre** bei gütigen Aufträgen **gratis**, sonst gegen 35 Pfg. in Briefm.

Fried. Huck, Erfurt.

Telegr.-Adresse: „Hyacinthenhuck."

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 36. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. [2

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz**, gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.**, Blumenthalstr. 18 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Nancy, **1 rue Mably. Le Pensionnat de Mesdames Boyer** se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der höchste Preis der Ausstellung zuerkannt.

Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

The Study of English in Oxford.

Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors, in **St. Hilda's Hall.** July 1901. For all details apply to

Mrs. Burch,

20 Museum Road, Oxford.

Das Heim

des

Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

zu

Berlin, Potsdamerstraße 40 III.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.

— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 5. Februar 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Politik und Frauenbewegung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Wir Deutschen, das Volk der Geisteswissenschaften, sind von jeher empfängliche Zuschauer und verständnisvolle Betrachter der Weltgeschichte gewesen. Oft haben wir unsere Rolle besser geschrieben als gespielt. Wenn es uns schlecht ging, so wußten wir das wissenschaftlich zu erklären und philosophisch und ästhetisch zu verwerten. Damit tröstete wir uns dann. Jetzt ist das anders. Der eiserne Kanzler, der keine Gemäldegallerieen besuchte, errichtete das nationale Ideal unseres Volkes auf dem Felde der politischen That. Die deutschen Männer kamen lange schon vom Zuschauen zum Handeln.

Das Zuschauen bleibt — den Frauen, soweit nämlich das Vereins- und Versammlungsrecht das erlaubt, d. h. mit möglichster Einschränkung von Meinungsäußerungen und mit möglichster Wahrung der Passivität. Was bleibt uns übrig, als die Grenzen unserer „politischen" Thaten so weit als irgend thunlich gegen die Absperrungslinie vorzuschieben, im übrigen aber unser schönes deutsches Talent in der Gegenwarts-Geschichte unseres Vaterlandes und jenseits der Grenzen möglichst nutzbringend zu verwerten.

Jetzt eben können wir zusehen, wie die Frauen in Oesterreich um politische Rechte kämpfen, in das politische Leben ihres Vaterlandes eintreten. Verschiedene Bedingungen wirkten zusammen, um die österreichische Frauenbewegung eher auf dieses Feld zu führen, als die deutsche es beschreiten konnte. Einmal besaßen die Frauen das Landtagswahlrecht in Niederösterreich bis zum Jahre 1888. In der Wählerklasse der Großgrundbesitzer üben sie es heute noch aus. Dann aber zieht schon seit lange eine große

politische Partei die Frauen zu politischer Bethätigung heran, die „christlich-soziale," die klerikale Partei. Sie hat eine große politische Frauenorganisation ins Leben gerufen, die sich als ein ebenso biegsames wie leistungsfähiges Werkzeug für die Zwecke der Männer erwiesen hat. Selbstverständlich nur für die Zwecke der Männer, denn das Programm der „Christlich-sozialen" enthält keinen Punkt, der mit Frauenrechten in irgend welchem Zusammenhang stünde. Was aber die Energie und Beharrlichkeit dieser Frauen — bei uns charakterisiert der Volksmund solche Beharrlichen mit dem nicht eben feinen Ausdruck „Pastorenbremsen" — für die Partei bedeutet, das wissen die Männer des Klerikalismus wohl zu schätzen. Sagte doch der Wiener Führer der „Christlich-sozialen", Bürgermeister Dr. Lueger, in einer der zahlreichen christlich-sozialen Frauen-Wahlversammlungen, die in den letzten Monaten in Wien aus Anlaß der bevorstehenden Reichsratswahlen abgehalten wurden: „Daraus, daß ich kaum mehr Männerversammlungen abhalte, sondern fast nur Frauenversammlungen einberufe, können Sie ersehen, was für einen großen Wert ich auf Ihre Agitation im Wahlkampf lege. Daß ich Bürgermeister von Wien geworden bin, verdanke ich Ihnen, und es hängt wieder nur von Ihnen ab, daß ich jetzt wieder in den Reichsrat gewählt werde. Sie müssen täglich und stündlich agitieren, nicht nur bei Ihren Bekannten, sondern auch in der Früh beim Einkaufen, und da darf der Herr Gemahl nicht bös sein, wenn S' auch eine halbe Stunde länger ausbleiben, und da müssen S' den Kaufleuten sagen, bei denen S' einkaufen, daß sie die christlichen Abgeordneten wählen müssen, sonst entziehen Sie ihnen die Kundschaft, und Sie werden schon aufpassen im Wahllokal, ob sie wirklich christlich wählen, müssen Sie ihnen sagen. Und am Wahltag, da giebt's überhaupt kein Kochen, da gehört die Frau nicht ins Haus, da gehören Sie einzig und allein der Agitation." Stellt man neben diese feine Art des canvassing, die sich der Bürgermeister von Wien gestattet, die Thatsache, daß Dr. Lueger seiner Zeit seinen ganzen Einfluß aufbot, um die Verleihung des Bürgerrechtes an die Frauen von Wien zu verhindern — und zwar mit Erfolg aufbot — so ist die politische Thätigkeit jener „christlich-sozialen" Frauen genügend beleuchtet.

Diese Zustände und vielleicht auch das Beispiel der Sozialdemokratinnen führen die bürgerlichen Frauen Oesterreichs in die politische Bewegung, genauer gesagt, in den Wahlkampf. Seit Oktober halten sie wie die „christlich-sozialen" Frauen Wahlversammlungen, in denen liberale und sozialistische Kandidaten ihre Programme entwickeln, um die Mitarbeit der Frauen für ihre Wahl zu erreichen. Die Versammlungen sind weniger zahlreich, die Abgeordneten mit wenigen Ausnahmen weniger entgegenkommend. Die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen knüpfen ihre Arbeit an eine Bedingung: daß ihre besonderen Forderungen von den Kandidaten, die sie unterstützen, im Parlament geltend gemacht werden. Sie wollen die Reaktion und den Klerikalismus bekämpfen, sie wollen aber zugleich ihrer eigensten Sache eine parlamentarische Vertretung sichern. Das sind zwei Ziele, die sich — auch unter den besonderen Verhältnissen in Österreich nicht ganz decken. Die Schwierigkeit, beides zu vereinigen, stellte sich gleich in der ersten Versammlung heraus. Man hatte Liberale und Sozialpolitiker zur Darlegung ihrer politischen Überzeugung eingeladen — und die Vorsitzende erklärte von vornherein, daß man ihnen nicht zustimmen würde; man wollte seine Arbeit dem zur Verfügung stellen, der für Frauenrechte einzutreten versprach, — und die Redner, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, berührten diesen Punkt, da er nicht zu ihrem politischen Programm gehörte, entweder gar nicht oder nur nebenbei. In der Resolution aber wird dieser

Punkt zu dem entscheidenden gemacht: Die bürgerliche Frauenbewegung beschließt, in der fünften Kurie für die Sozialdemokraten, in der Städtekurie für die Sozialpolitiker zu arbeiten, in erster Linie, weil sie sich dadurch den größten Erfolg für sich selbst verspricht. Diese Resolution ist, soviel mir bekannt ist, von allen folgenden Wahlversammlungen bekräftigt.

Der Außenstehende kann sich des Zweifels nicht enthalten, ob die Verquickung dieser beiden Ziele: Frauenrechte und politischer Einfluß — eine glückliche und durchführbare ist. Wie vereinigt die bürgerliche Frau, die nicht Sozialdemokratin ist und deshalb von der sozialdemokratischen Politik das Wohl ihres Landes nicht erwartet, ihre Arbeit für die Kandidaten dieser Partei mit ihrem politischen Gewissen? Und andrerseits — der Klerikalismus ist die ungeheure nationale Gefahr in Österreich; daß sie als solche empfunden wird, zeigt die Schärfe, mit der in den „Dokumenten der Frauen" selbst der Kampf gegen die Christlich-Sozialen geführt wird — sie ist eine nicht eben gewählte, aber jedenfalls gebotene Nutzanwendung der Wahrheit, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört — ob es angesichts einer solchen nationalen Gefahr richtig ist, seine Arbeit an Bedingungen zu knüpfen und durch Bedingungen zu beschränken? Frauen mit starken politischen Überzeugungen werden da am leistungsfähigsten sein, wo sie ganz für diese Überzeugungen arbeiten dürfen, und es ist unter allen Umständen ein bedenklicher Weg zu Gunsten der Frauenrechte auf die Gesetzgebung einzuwirken, wenn man seine Arbeit an den Meistbietenden verkauft und dabei seine „politische Originalität" wahren will.

Der Konflikt, in den die österreichische bürgerliche Frauenbewegung sich in ihrer jungen politischen Arbeit begeben mußte, ist ein notwendiges Stadium der Frauenbewegung aller Länder, besonders derer, die keine feministische Partei in ihrem Parlament haben. In England schwebt die Frage: Women's Suffrage a test question? heute noch. Aber man hat sie dort ganz anders, grade entgegengesetzt, behandelt.

Es ist ein charakteristischer Zug der englischen Frauenbewegung, daß sie von dem Augenblick an, da Anna Jameson mit ihrem berühmten Brief an Lord Russell den kleinen bestehenden Anfängen eine ganz bestimmte Richtung wies, die Gemeinsamkeit der Interessen und der Arbeit von Mann und Frau vor allem betont, ja die Anerkennung dieser Gemeinsamkeit als ihr Ziel aufstellt. Der Ausdruck „Frauenrechte" ist von Anfang an verpönt und wird von den Führerinnen selbst immer wieder abgelehnt. In der durch John Stuart Mill geschaffenen Frauenstimmrechtsbewegung spielen politische Überzeugungen noch gar keine Rolle. Von dem Moment aber, da die Frauen in den achtziger Jahren an der großen nationalen Politik teilzunehmen beginnen, gründen sich Parteiorganisationen: Die große Women's Primrose-League und die Women's Liberal Association, von der sich später, durch die Irland-Politik Gladstone's veranlaßt, die Unionist Association abzweigte. Diese Parteiorganisationen bestehen vollkommen gesondert neben den Stimmrechtsvereinen, sie haben mit der Frauenbewegung als solcher nichts zu thun. Für die Primrose-League gilt das bis heute, sie ist ein Zweig des konservativen Verbandes der Männer und hat keinerlei Sonderziele. In der Women's Liberal Association liegt die Frage etwas anders. Sie wurde gegründet zur Vertretung und Verbreitung liberaler Grundsätze. Damit ist die Zugehörigkeit zu dem Bunde auf eine ziemlich breite Basis gestellt, denn der Begriff „liberal" läßt neben seinem Hauptinhalt: Home Rule, allgemeines Stimmrecht, Reform des House of Lords noch Raum genug für weitere Forderungen. Eine solche

Forderung konnte und sollte — nach Ansicht vieler Mitglieder des Bundes — das Frauenstimmrecht sein. Es schien in der Konsequenz einer der Hauptforderungen des Liberalismus: allgemeines Stimmrecht, zu liegen und konnte um so eher von der liberalen Frauenliga als ein Punkt ihres liberalen Programms aufgenommen werden, als man sich nicht verpflichtet hatte, nur das zu vertreten, wofür sich die liberalen Männer bereits als Partei erklärt hatten. So stellte man schon bei der Gründung der Liga neben den ersten, Förderung liberaler Prinzipien, einen zweiten Hauptpunkt in das Statut: gerechte Gesetzgebung für Frauen und Kinder und Wahrung ihrer Interessen. Von Anfang an aber und durch alle Jahresversammlungen der nächsten Zeit hindurch wird um diesen Punkt gestritten. Es scheidet sich die sogenannte „fortschrittliche" von der „Antistimmrechtspartei". Man darf sich diese Gegensätze aber nicht zu scharf denken. Sie sind weniger sachlicher als taktischer Art. Persönlich vertritt jedes einzelne Mitglied der Antistimmrechtspartei durchaus die Forderung des Frauenstimmrechts, nur als Partei, aus taktischen Gründen, um die Geschlossenheit der politischen Aktion des Bundes nirgends zu gefährden, lehnt man es ab, das Frauenstimmrecht zu einem Programmpunkt der Women's Liberal Association zu machen. Andrerseits will die „fortschrittliche Partei" das Frauenstimmrecht nur als einen Punkt neben den schon genannten anderen aufgenommen wissen, ohne aber eine „test question" daraus zu machen, d. h. die Zustimmung zu diesem Punkte zur Bedingung für die Zugehörigkeit zum Bunde zu machen oder sie im einzelnen Falle als entscheidend dafür anzusehen, ob man für einen liberalen Kandidaten arbeiten wolle.

Mehr als ein Jahrzehnt ist über dieser „Suffrage Controversy" in der Women's Liberal Association dahingegangen, ein Jahrzehnt kraftvoller, uneigennütziger Arbeit für Home-Rule, Welsh disestablishment, und General Suffrage. Die Women's Liberal Association ist eine Macht geworden in der Zeit. Sie zählt 448 Zweigvereine und 57 488 Mitglieder. Sie konnte nun das Frauenstimmrecht zu einem Punkte ihres Programms erheben, wohl verstanden, zu einem Punkte neben den andern, der als einzelner ebenso wenig Gegenstand einer test question werden konnte, als eine andere einzelne liberale Reform. Seitdem hat aber die nationale liberale Federation der Männer zweimal eine Resolution zu Gunsten des Frauenstimmrechts gefaßt. Nun erst wird die Frage, ob jetzt nicht der Zeitpunkt gekommen sei, Women's Suffrage zur test question zu machen, zur Diskussion gestellt. Auf den letzten Jahresversammlungen 1899 und 1900 wurde eine Resolution eingebracht, „daß nach Ansicht der Generalversammlung bei Wahlen kein Parlaments-Kandidat irgendwelche Unterstützung von seiten der Frauen erfahren sollte, wenn er nicht als Freund des Frauenstimmrechtes bekannt sei." Die Resolution wurde aber abgelehnt, und eine andere angenommen, die verlangt: „daß keine einzelne Frage im Programm der Women's Liberal Federation zur „test question" dafür gemacht werden solle, ob ein liberaler Kandidat die offizielle Unterstützung der Federation erhalten solle oder nicht." Die Begründung dieses Antrags ist so charakteristisch für die Auffassung des Verhältnisses von Politik und Frauenrechten bei den liberalen Frauen, daß ein paar Sätze daraus hier im Wortlaut stehen mögen:

„Viele von uns haben ein starkes Interesse für irgend eine besondere Reform, aber unsere Hingebung für den Liberalismus sollte so stark sein, daß wir uns weigern, einen Kurs einzuschlagen, der den Erfolg unserer liberalen Kandidaten schwächen würde. — — Als treue Anhänger unserer liberalen Prinzipien müssen wir uns gegen alles

verwahren, was dazu führen könnte unsere Sache zu schwächen, und ich frage die hier versammelten Frauen, ob es je eine Zeit in unserer politischen Geschichte gegeben hat, wo es nötiger war, daß wir das ganze Gewicht unseres Einflusses in die Wagschale werfen zu Gunsten der Männer, die wir wahre und eifrige Liberale nennen können, selbst wenn sie nicht in jedem Punkte mit uns übereinstimmen. — — Lassen Sie unseren Liberalismus so stark sein, daß wir unsern eigenen besonderen Wunsch beiseite setzen im Interesse der allgemeinen Einigkeit der liberalen Partei, denn aus unserer Uneinigkeit würde unsere Unfähigkeit folgen, zusammenzuarbeiten, sie würde uns als einen Bund liberaler Frauen schwächen, und schwächen würde sie unsere Sache und die Förderung liberaler Prinzipien."

Auch in den Reihen der eigentlichen Frauenstimmrechtsvereine wird diese Taktik durchaus gebilligt. Mir ist wiederholt die Ansicht entgegengetreten, daß erst, wenn einmal zu irgend einer Zeit keine Reformfrage von nationaler Bedeutung durch den Ausfall der Wahlen nach der einen oder anderen Seite zu beeinflussen sein würde, daß dann erst die Frauen die Erfüllung ihrer eigenen Forderung zur Bedingung ihrer Wahlarbeit machen dürften, daß dann erst Woman Suffrage eine test question werden dürfe. Dann aber wird das ganze Gewicht ihrer durch Jahrzehnte gereiften politischen Thätigkeit, ihres in Jahrzehnte langer selbstloser Mitarbeit bewiesenen politischen Ernstes diesem Mittel den Erfolg sichern.

Man scheint in Österreich mit dem beginnen zu wollen, womit man in England aufhören will. Ich glaube, daß die Erfolge der englischen Frauenbewegung auf politischem Gebiet ein starker Beweis dafür sind, daß ihr Weg der richtige war. Aber vielleicht gehört die Erziehung einer Jahrhunderte alten parlamentarischen Verfassung dazu, um die Frauen eines Volkes für diesen Weg fähig zu machen.

Es wird nicht lange mehr dauern, dann wird die deutsche Frauenbewegung in das Entwicklungsstadium treten, dem sie jetzt in Österreich zusehen darf. Wie wird sie darin bestehen? Wir haben ja so viel Muße, die Sache theoretisch kennen zu lernen, wird man die Früchte unserer Muße nachher in unserer Arbeit erkennen? Ich bin nicht sicher, ob die deutsche Frauenbewegung die ruhige Zurückhaltung der englischen Stimmrechtsbewegung in ihrer politischen Arbeit durchweg innehalten wird. Es giebt gerade da, wo mit „politischen" Interessen etwas Ostentation getrieben wird, jetzt schon allerlei Symptome, die den Zweifel daran rechtfertigen.

Das stärkste ist die geringe Veranschlagung der „gemeinnützigen Arbeit" gegenüber der Agitation. Ihr liegt dieselbe Einseitigkeit zu Grunde, wie der als unreif verpönten test-Politik in England, dasselbe rücksichtslose Bestehen auf seinem Schein, was auch darüber ungethan und ungeschehen bleiben möge; sie ruht wie die test-Politik der politischen Frauenvereine auf der begrenzteren Basis der „Frauenintereſſen", während auch die Fortschritte der Frauenbewegung nur auf der breiten Grundlage der „Volksintereſſen" zu erreichen sein werden.

Aus der Berliner Kostümschneiderei.

Von

Karl Boyrich.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Blätter und Blüten; zwar nicht draußen in der Natur, aber im hellerleuchteten Ballsaal der Haute-volée und Finanz. Die Empireform und Pelzverbrämung sind es, die, neben reichlichem Gold- und Perlmutterflitter, das Feld der heutigen Winter-, besser gesagt Ballmode beherrschen.

In der Fülle elektrischen Bogen- und Glühlichts schweben sie, die Glücklichen, dahin, eingehüllt in eine Woge von Tüll und Chiffon, Duft und Glanz. Was künstlerisches Können nur vermag, ist hier gegeben, um das Gute mit dem Schönen, das Praktische mit dem Zierenden zu verbinden, um so, in der Harmonie der Farben, in den Schwingungen des Körpers und seinen Linien, ein Bild von unendlichem Liebreiz zu schaffen.

Wer arbeitet aber auch nicht alles an diesen feenhaften Werken! In allem Anfang die Mutter Erde und ihre Besteller; der Schaf- und Seidenraupen-Züchter, der Deutsche, der Chinese und so fort. Und dann weiter der Spinner und Weber zur Herstellung des Stoffes; der Künstler im Entwerfen der Modelle; Schneider und Schneiderin in der Verarbeitung des Stoffes zu dem, was die Leute macht; selbst der Maler fehlt nicht, und auch der Metall-Arbeiter bietet in Schnallen und Gürtelschlössern sein Bestes. Ein herrlicher Anblick, diese großen Schlösser und Schnallen aus Stahl und anderen oxydierten Metallen im Lichte funkeln und blitzen zu sehen! Und doch bildet dies alles nur erst die eine Hälfte der Kostümschneiderei, die, wie der fachliche Ausdruck lautet „französische Branche". Neben dem Franzosen der Engländer; neben Spitzen, Tüll, Chiffon und Bändchen der gediegene englische Stoff; neben duftigen Balltoiletten die einfache aber gediegene Arbeit der Konfektion der Straßenbekleidung, kurz neben der französischen die englische Branche.

Hierzu ein paar Worte! Als um das Jahr 1880 die englische Mode bei uns Eingang fand, das heißt, jene Kleidung, die eng den Körper umspannt und in ihrer Art und Verarbeitung der Herrenkleidung nahe kommt, die ohne jeden Flitter, nur durch Sitz und gediegene Arbeit, die Vornehmheit der Trägerin bekundet, eröffneten sich hier in Berlin die ersten Ateliers, um den Wünschen nach dieser Kleidung gerecht zu werden. Hatte bisher das weibliche Element den Bekleidungsmarkt für das eigene Geschlecht behauptet, so hörte dies nunmehr auf. Die englische Branche machte stärkere Hände und exaktere Ausbildung notwendig und beschränkte die weibliche Arbeitskraft auf Haus-, Ball-, Hochzeitstoiletten u. s. w., während die feine Konfektion — Straßenbekleidung — an die männlichen Arbeiter überging.

Es dürfte interessant sein, einmal einen Blick in das Leben und Treiben dieser „Arbeiter-Künstler", wie sie sich nennen, zu werfen, um im Anschluß daran den Entwicklungsgang der englischen Branche zu schildern. Wie stets bei neu auftauchenden Moden oder Erwerbszweigen, fehlten, als Mitte der achtziger Jahre die englische Mode immer mehr der Herrschaft zustrebte, die hierfür qualifizierten Arbeiter, und so kam es denn, daß die Geschäfte, um ihre Kundschaft zufrieden zu stellen, sich Arbeiter aus aller Herren Länder verschreiben ließen und ihre Werkstätten zu einem Sammelpunkt der verschiedensten Sprachen machten. England, besonders aber das Land der „schwarz-

gelben Grenzpfähle", schickte seine Söhne, die sich wiederum alle für „echte Wiener" ausgaben, nach Deutschland. Wien, wo die englische Mode etwas früher Fuß gefaßt hatte, war gewissermaßen der Lehrmeister in der hiesigen, ja ich darf wohl sagen „deutschen Kostümschneiderei", und noch jetzt ist die Wiener Herkunft bei Gesellen und Meistern ein gutes Aushängeschild. Neben diesen „echten Wienern" und all den anderen Nationen, sind es dann noch hauptsächlich die Böhmen, die ein großes Kontingent zur Arbeiterschaft der Kostümbranche stellen und die, ihren Weg über Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. nehmend, nach Berlin kommen, um hier, nach Erlernung der deutschen Sprache, von den „goldenen" Früchten ihrer künstlerischen Bethätigung zu leben. Aber auch die Zahl der deutschen Arbeiter ist, besonders innerhalb der letzten sieben bis acht Jahre, bedeutend gewachsen und steht, was die Qualität ihrer Leistung betrifft, hinter den Angehörigen keiner anderen Nation zurück.

Wie alle Erwerbszweige, die ihren Mann ernähren, breitete sich auch die Kostümbranche immer mehr aus; zu dem Handwerker-Künstler kam der Kaufmann, aus bescheidenen Ateliers wurden große, mit allem Komfort der Zeit ausgestattete „Modesalons", und während, zum Teil durch eine eigenartige Verschmelzung der englischen und französischen Schneiderei, die Ansprüche an das Können der Gehilfen und Meister beständig stiegen, machte sich in den Lohn- und Arbeitsverhältnissen ein beständiger Rückgang bemerkbar, der allerdings durch ein Überangebot von Arbeitskräften wesentlich erleichtert wurde. Man hatte Kapital in das Unternehmen gesteckt und wollte nun nicht nur verzinsen, sondern auch und möglichst schnell amortisieren, von dem Gewinn und der möglichst glänzend in Rechnung gestellten Arbeitskraft der Unternehmer ganz zu schweigen.

So kam es, daß die Löhne, die sich anfänglich auf 40—45 Mark pro Woche beliefen (die Höhe derselben ist, angesichts der äußerst langen Zeit der Arbeitslosigkeit und der an den Kostümschneider herantretenden Ansprüche — die Kostümschneider werden vom Berliner Magistrat als Kunsthandwerker eingeschätzt — keineswegs bedeutend) statt mit der Zeit, die Miete und Lebensmittel im Preise bedeutend erhöhte, zu steigen, beständig sanken. Die Arbeitszeit wurde ausgedehnt, die für den Arbeiter fast unmögliche Stückarbeit eingeführt, und das alles, obwohl die Anfertigungspreise — das Façongeld — mit der Zeit absolut mitgingen und sich am Steigen wacker beteiligten.

Da kam mit dem Jahr 1896 das gewaltige Drama in der Lagerkonfektion, das den Kostümschneidern den Weg der Selbsthilfe wies. In der Erkenntnis, daß es so wie bisher nicht weiter gehen könne, verlangten sie von der Unternehmerschaft den neunstündigen Arbeitstag, den sie durch einmütiges Zusammenhalten denn auch erhielten. In den nun folgenden Jahren war es besonders die keiner Vereinbarung oder richtiger, der freien Vereinbarung zwischen „Prinzipalen und Gehilfen" unterliegende Lohnzahlung, die fortwährend Stoff zu Konflikten lieferte. Diesen durch Aushängen eines Tarifs, wie er in anderen Berufen schon vorhanden, zu beseitigen, wurde im vorigen Jahre beschlossen. Da dieses Verlangen von der Arbeiterschaft gestellt wurde, stieß es, obwohl die im Tarif festgelegten Löhne — 40 Mark im Höchstfall — keineswegs über die bereits bezahlten hinausgingen, auf den heftigsten Widerstand der Unternehmer. Als diese den Tarif und seine Aushängung schließlich doch anerkannten, kam es zur Einführung der Hausindustrie- und Heimarbeit mit all den Gefahren für die Kundschaft und mit all dem Elend und der Not für die Arbeiter, die diese mit sich bringt.

Zur Charakterisierung dieser Art Produktion ein paar Worte aus den Reichstagsverhandlungen des Jahres 1896 zur Zeit des großen Konfektionsarbeiterausstandes. Damals führte der Interpellant der nationalliberalen Partei Freiherr Heyl zu Hernsheim aus: „Die Arbeiterinnen lehnen sich auf, und wie ich glaube mit einem gewissen Recht, gegen die Ausbeutung dieser „sweater", welche in ganz Europa als ein Krebsschaden anerkannt sind am Leben und an der Thätigkeit dieser hausindustriellen Arbeiter".

Und wie der Interpellant, so die Redner aller übrigen Parteien. Selbst die Antwort der Regierung verhält sich durchaus zustimmend. Vom Staatssekretär des

Innern Freiherrn von Böttticher wird die Beseitigung der beregten Zustände, die er als eine der „schlimmsten Wunden" unseres wirtschaftlichen Lebens bezeichnet, allen Vaterlandsfreunden zur dringenden Pflicht gemacht.

Aber auch der Kundschaft erwächst durch Verlegung der Arbeit aus den Werkstätten der Geschäfte in die Hausindustrie und Heimarbeit eine immense Gefahr, und zwar liegt dieselbe in der Übertragung von Krankheiten durch in der Hausindustrie hergestellte Kleidungsstücke. Auch hierüber bietet die Debatte reichliches Material[1]).

So führte unter anderem der Abgeordnete Fischer aus: „Denn, meine Herren, diese Sweaterstuben sind ja nicht bloß Wohn-, Schlaf- und Arbeitsstuben zugleich, sie sind zugleich auch noch Krankenasyle, man kann sagen, sie sind die Brutstätten typhöser Epidemieen."

Auch andere Autoritäten äußern sich ebenso. So sagt der Kassenarzt und Kreisphysikus Dr. Knopf in Weimar: „Auf Ihre Anfrage, betreffend die Übertragung von Krankheiten durch Kleider, möchte ich erwidern, daß solche viel häufiger geschieht, als gewöhnlich angenommen wird. Insbesondere möchte ich nicht bezweifeln, daß eine Weiterverbreitung von ansteckenden Krankheiten, z. B. Diphtherie, Scharlach, Schwindsucht, Masern u. s. w. leicht aus den Stuben solcher Schneider, deren Räume zugleich als Arbeits-, Wohn-, Krankenzimmer und Kochraum dienen müssen, stattfindet."

Und ein anderer Arzt schreibt in dieser Beziehung, wie die Broschüre des Frl. Oda Olberg citiert: „Ich erachte die Übertragung von Krankheiten durch Stoffe, die mit erkrankten Personen in längeren Kontakt gekommen sind, für möglich bei folgenden Krankheiten: Diphtherie, Rose, Scharlach, Masern und allen akuten Exanthemen, bei Phthisis, und zwar hier, weil jede hygienische Vorschrift außer acht gelassen zu werden pflegt, und auch bei Syphilis im Stadium der Eiterung, falls dieser Eiter die Stoffe berührt."

Alles dies würde auch in der Kostümbranche die Frucht sein, wenn die Hausindustrie noch weiter zur Einführung gelangen würde. Daß dies in der Absicht der Unternehmer liegt, wurde mir von einem Arbeiter, der mit dem Vorsitzenden des Arbeitgebervereins über diese Frage verhandelte, verbürgt. Schon jetzt hat die Hausindustrie bedeutend zugenommen; Geschäfte, die bis vor kurzem 25 und mehr Arbeiter beschäftigten, haben deren jetzt noch 6—7, während alle andere Arbeit in der Hausindustrie angefertigt wird. Und wer hat ein Interesse an der Einführung der Hausindustrie und Heimarbeit? Eine kleine Gruppe von Unternehmern, während die Gesundheit der Kundschaft und die Wohlfahrt einer großen Arbeiterschaft dringend die Beseitigung der Hausindustrie fordert.

Und darum muß im Interesse einer Kundschaft, die für ihre Garderobe Preise bezahlt, welche die Anfertigung derselben in eigenen und gesunden Räumen gestatten, im Interesse eines intelligenten Arbeiterstandes, im Interesse und zur Wohlfahrt aller Beteiligten die Parole aller Kundschaft: Herstellung der Garderobe in den eigenen Werkstätten der Geschäfte sein.

Denn: „Ich möchte mir zu bemerken gestatten, daß der Kampf gegen das sweating-System in ganz Europa aufgenommen ist, daß man in allen Kulturstaaten es als eine ernste Aufgabe aufgefaßt hat, das sweating-System vollständig auszurotten." (Freiherr von Heyl zu Hernsheim im Reichstage.)

Doch weder der Streik der Konfektionsarbeiterinnen im Jahre 96 noch all die schönen Reden des Interpellanten und Regierungsvertreters haben auch nur das Geringste genützt. Eine Verordnung des Bundesrats vom Sommer 97, die für die weiblichen Arbeiter die tägliche Arbeitszeit auf 11 Stunden festsetzte, hat die Arbeit nur noch mehr in das Heim der Arbeiter und Arbeiterinnen verlegt, wo man aus der 11 bequem eine 14, ja 18stündige Arbeitszeit machen kann.

---

[1]) Es sei hier auch an die bekannte heftige Erkrankung eines englischen Lord-Mayors durch ein in der Hausindustrie hergestelltes Uniformstück erinnert. Wie erwiesen, ist mit demselben ein an Scharlach erkranktes Kind zugedeckt worden.

Und wie in der Konfektion, so in der Kostüm-Branche! Helfen kann hier allein eine sich immer mehr ausbreitende Erkenntnis von der Schädlichkeit der Haus- und Heimarbeit, die, weit davon entfernt, die Familie zu erhalten, die Familie untergräbt; die ihr das Notwendigste zur Führung eines Heims, eben das Heim, nimmt, die aus der schon so kleinen Wohnung des Arbeiters eine vom Arbeiter für den Unternehmer zu bezahlende Werkstatt macht und der Familie die Ruhe und den Frieden raubt.

Vor mir liegt das Januarheft der „Frau" vom vorigen Jahr, wo Dr. W. Bode-Weimar in einem trefflichen Artikel „Sozialpolitische Käuferinnen-Vereine" betitelt, den Weg zeigt, der im Interesse von Konsumenten und Produzenten gegangen werden muß, um den Mißständen, wie sie sich jetzt wieder in der Kostüm-Branche so unliebsam bemerkbar machen, entgegen zu treten.

Es dürfte die höchste Zeit sein, daß auch bei uns das kaufende Publikum in einer Konsumenten-Liga vereint darauf achtet, daß an den von ihnen getragenen und konsumierten Waren nicht das Blut armer Arbeiter und Arbeiterinnen haftet.

Dazu wird das nächste Frühjahr Gelegenheit bieten. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Kostüm-Branche erbitten zum erstenmal die thatkräftige Hilfe aller Konsumentinnen ihrer Branche im Kampf gegen die Hausindustrie und Heimarbeit. Es wird Sache aller Konsumentinnen sein, darauf zu achten, daß die von ihnen bestellte Garderobe in den eigenen Werkstätten der Geschäfte angefertigt wird. Zur Erreichung dieses Ziels beabsichtigen die Arbeiter, die Geschäfte, die zum Teil oder durchweg Hausindustrie führen, der Kundschaft zu geeigneter Zeit bekannt zu geben. Hoffen wir, daß durch das vereinte Bemühen der Konsumenten und Produzenten die Hausindustrie in der Kostümbranche vollständig beseitigt werde.

Lebensbild.

Sie haben auch Not zu kosten bekommen
Als tägliches Brot.
Mit schwellenden Segeln kam sie geschwommen
Beim frühesten Rot.

Sie hatte den Zwei'n den Mut nicht genommen,
Sie packen sich fest
Die Hände, wenn sie vom Hunger beklommen
Die Sicherheit läßt.

Sie sind so durchs Leben leidlich gekommen.
Es nahte der Tod
Und hat nur das Eine mit sich genommen —
Da kam erst die Not.

Maja Matthey.

Ein Hochzeitstag.

Von

Luise Müller-Riga.

Nachdruck verboten.

Mann und Frau waren auf dem Heimwege. Durch die ganze Stadt mußten sie gehen, über die Brücke nach dem Vorort.

Der Abend brach an; aber es war noch dem Überfluß an Sonnenschein, der diesen Frühlingstag erfüllt hatte, noch fast taghell und warm.

An vielen geschäftigen und müßigen Menschen kam das Paar vorüber. Häufig grüßte es, aber nie vertraulich. Ernst und in sich gekehrt, jede Berührung meidend, nahm es seinen Weg. Die Frau stützte sich leicht und anmutig auf den Arm des Mannes, und wie sie so gingen, schien es begreiflich, daß viele Leute sich nach ihnen umsahen. Auch solche, die sie nicht kannten. Denn sie waren kein gewöhnliches Paar. Sie gingen unter der Menge „wie auf Stelzen" nach Aussage eines Spottvogels, den vielleicht ihre innere Vornehmheit geärgert hatte. Die war spürbar trotz ihrer ganz bescheidenen äußeren Erscheinungen.

Dem feineren Beobachter fiel wohl die seltsame Ähnlichkeit der beiden Menschen auf. Sie waren äußerlich sehr verschieden von einander in Gestalt und Zügen, sie hell, er dunkel, und um so stärker wirkte der Eindruck ihrer Gleichartigkeit. Unbestimmbar und geheimnisvoll, von innigstem Zusammenleben zeugend. Man sah es, diese beiden waren unlösbar verbunden für alle Zeit.

Man kannte sie übrigens gut in der Stadt, und alle, mit denen sie Grüße tauschten, legten in die Geberde eine unwillkürliche Hochachtung. Aber es war die Hochachtung, in die sich eine leise Nuance praktischer Überlegenheit, eines weltklugen Bedauerns mischt. Man wußte, daß sie einst über Berge von Hindernissen einander errungen hatten. Sie waren nun zwölf Jahre verheiratet, jedoch verhältnismäßig jung. Zwei Kinder erwarteten sie zu Hause. Allen hämischen Voraussagungen zum Trotz, die bei ihrem Zusammmenfinden laut geworden waren, schien ihr Eheglück zu dauern. Es hieß gar, es sei im Laufe der Jahre immer größer und reiner geworden, wie in Verklärung. Doch konnte man das so bestimmt nicht wissen, denn es war ein keusches Glück, das vor zudringlichen Blicken ängstlich gehütet wurde. —

Das Menschengewühl ward ihnen bald lästig, und sie lenkten in einen der stilleren Boulevards ein, obgleich das einen Umweg für sie bedeutete. Auffallend war heute ihr Schweigen gegeneinander. Sie hatten zwar eben in der Stadt die große Menge von Menschenschmerz, vor dem die Lippen verstummen, vor Augen gehabt, doch waren sie daran längst gewöhnt, und eigentlich ließ sich eine gewisse Resignation bei ihnen voraussetzen.

Da hallten taktmäßig kurze, scharfe Hufschläge durch die Straßen. Alles blieb stehen und schaute auf. Ein junges Pferd galoppierte allein und zügellos mit fliegender Mähne daher und vorüber. Die beiden sahen ihm länger nach als die andern, und es schien, als habe der Anblick eine Sehnsucht in ihnen geweckt. Aus beider Augen sprach sie gleich stark.

„Es war nicht scheu geworden — es ist seinem Herrn davongelaufen — es tobt sich aus — genießt seine Freiheit!" sagte sie halblaut, mehr vor sich hin als zu ihm.

Der Mann betrachtete aufmerksam ihr Profil und die gesenkten Augen. „Mir schien," meinte er ruhig, „daß es bereits Verlangen hatte nach seinem Stall und seiner Krippe."

„Weißt du, worüber ich eben nachdachte?“ fragte sie nach einer Pause. „Wie es dem Menschen ergehen würde, der sich so los machte vom Troß und dahinstürmte voll Mut und Feuer!“

Er lächelte halb gutmütig, halb traurig.

„Mein liebes Kind, das kommt im ganzen zu selten vor, als daß es lohnte, darüber nachzudenken. Wahrscheinlich würde solch ein Wildling auch manchmal Heimweh haben nach dem Troß. Das ist nun schon einmal so.“

Sie sah ihn bittend an.

„Und doch,“ begann sie langsam und mit überredendem Ausdruck, „könnte ein solcher Augenblick vollerfaßten Lebens nicht ein langes, ödes Durchschnittsdasein aufwiegen?“

„Nein,“ sagte er entschieden. „Das ist nimmermehr Wirklichkeit, das ist deine gefährliche Poesie. Vollerfaßtes Leben sieht anders aus.“

Darauf schwieg sie und senkte den Kopf noch tiefer. Im Weitergehen beobachtete er sie ab und an mit forschenden Augen, in denen sich eine Besorgnis spiegelte, die viele Jahre geschwiegen hatte. —

Allmählich begann es unmerklich zu dunkeln. Über den Himmel flossen die sanften Farben der Frühlingsdämmerung, lichte blaue und grüne Töne, ineinander verschmelzend. Das Paar näherte sich jetzt der inneren Altstadt, und die Frau sah wieder auf. Ihr Blick hing an den altväterlichen Giebeln und Essen, die schwarz und wunderlich in den abendhellen Himmel aufragten.

Unter diesen Giebeln und Essen war sie groß geworden, in früh geäußertem, vielgerügtem Widerspruch gegen die Ordnung und den Brauch, die sie hüteten. In Auflehnung gegen das allgemeine Einverständnis in Dingen eines zügellosen Egoismus und einer heuchlerischen Moral. Im Sehnen und Tasten nach einem Andern, Neuen, Namenlosen, das, wenn es auch nicht unmögliche Vollkommenheit mit sich führte, doch von der trostlosen Unschönheit und Brutalität des menschlichen Drängens und Treibens erlöste. Jetzt wußte sie, daß der gewaltige Grundlaut der Natur schon in jenen Tagen in ihr erklungen war, als sie in Beobachtung und Erfassung alles Lebens und seiner Probleme quälende Empfindungen einer ungeheuren Leere und zehrende Wehmut ihr Herz zerreißen fühlte. Damals wies sie freilich jede derartige Anspielung mit Entrüstung zurück. Denn gerade das Hohnlächeln und die mitleidige Überlegenheit, die man für das „überspannte, junge Mädchen“ hatte, steigerten ihren Widerstand und ihre Absage an das Gewöhnliche, ja, an das Natürliche. So gedachte sie sich von ihrer natürlichen Bestimmung aus freiem Entschluß zu emanzipieren. Sie entdeckte ohnehin zuviel Komik in dem bewußten und unbewußten Drängen der Gefährtinnen ringsum zu dem einen Ziel, dem Manne, und wollte über dieser natürlichen Treibjagd stehen. Vergeblich riet ihre Sippe zur Erhörung eines der stattlichen Freier, die Mut genug hatten, um sie zu werben, und zerbrach sich den Kopf darüber, wie der weibliche Sproß der ehrbaren Familie zu dem unholden Funken aus dämonischer Heimat gekommen sei. Fanatiker unter den Giebeln sahen sie bereits im Irrenhause, während wohlwollendere Kenner noch immer die Ehe als geeignetes Institut für sie empfahlen. Und eines Tages schienen diese letzteren zu triumphieren. Sie ging wirklich jubelnd den Richtweg alles Weiblichen. Aber nur, weil sie einen gleichgesinnten Menschen gefunden hatte, dessen Erscheinung überwältigend auf sie gewirkt hatte. Sein offenbares Zukunftsheldentum, die Weite seines Horizontes, sein scharfer und sicherer Blick, der zersetzend in Irrtümer und Schädlichkeiten drang, seine überschäumende Kampfbereitschaft hatten sie mächtig zu ihm gezogen. Begeistert sah sie zu ihm auf.

Fortan erschütterte sie auch kein Einfluß mehr aus unbekannter Sphäre. Die geliebte, schützende Gestalt an ihrer Seite leitete alle rätselvollen Stimmungen ab. Aber ach, eins blieb aus. Gerade aus dem Sturm auf die alten Giebel und Essen wurde nichts. Die strahlende Hochburg, die an ihre Stelle rücken sollte, wurde nicht gebaut. In der Ehe begann ihr Held über das große Thema einsilbig zu werden, bis zum Widerspruch, bis zu völligem Verstummen. Und sie litt beinahe physisch darunter, sich dem ihr nächsten, geliebten Menschen in diesem Drange nicht mehr erschließen zu können. Sie faßte es nicht, daß

dieser stille Mann, der jetzt ganz und nur in seiner schlichten, bürgerlichen Stellung und Arbeit um das Brot zu leben schien, der seine Frau mit sanfter, aber fester Hand in die Alltäglichkeit niederzwang, ihr Mann sei. Manchmal beobachtete und umlauschte sie ihn mit Hingebung, um auf den eigentlichen Kern seiner neuerlichen Überzeugung zu kommen. Aber dann erschreckte er sie immer durch ein abwehrendes, ernüchterndes Wort, und sie trocknete heimliche Thränen. —

Er blieb plötzlich stehen und drückte ihren Arm leise an sich. „Denkst du auch daran?“ fragte er herzlich.

Eine schmale Seitenstraße, aus der es etwas stickig roch, that sich vor ihnen auf. Verwitterte Häuser standen umflort von der Dämmerung mit dumpfer Botschaft der Vergangenheit.

„Ja, ich denke daran,“ erwiderte sie eintönig. „Heute vor zwölf Jahren, da zogen wir hier ein. Wir waren eben getraut. Und das Haus war schon damals sanitätswidrig.“ Sie machte sich von seinem Arm los und stand da, allein und nachdenklich. Zerstreut lächelnd, fast ironisch ließ sie ihre Augen an besagtem Hause entlang wandern.

Er lächelte auch, aber ein schönes, warmes Lächeln.

„Es ist unrecht, daß wir den Tag beinahe unerwähnt haben verstreichen lassen,“ sagte er. „Wir begründeten an ihm unser Glück.“

„Unser Glück?“ erwiderte sie fragend. Sie sah ihn dabei rasch und durchdringend an.

„Ist es möglich?“ sagte er halblaut. „Du zweifelst an unserem Glück?“

„O nein,“ erwiderte sie, und ihre Stimme klang heller als gewöhnlich. „Aber ich finde, daß wir mit jenem Tage unfrei geworden sind.“

„Unfrei sind wir immer, ob verheiratet oder nicht,“ kam es ihm von den Lippen.

Sie war sehr froh, endlich einmal von ihm wieder ein lang vermißtes Wort zu hören. „Gewiß; immer unfrei,“ sagte sie eifrig. „Aber nach der Verbindung mit einem anderen Wesen doch noch unfreier.“

„Und das, was wir durch die Verbindung gewinnen, willst du gar nicht gelten lassen?“ fragte er, sofort einlenkend. „Ich meine, gerade wir beide haben keinen Grund zu solcher Undankbarkeit.“ Da sie etwas hinter ihm herging, zog er sie wieder an sich heran.

„Weshalb verstehst du mich nicht?“ erwiderte sie dagegen unmutig. „Wir gehören natürlich zu den glücklichsten Eheleuten auf Erden. Aber — es ist nicht das Glück, das wir erstrebten, damals vor der Ehe.“

Da war es, da hatte sie es rund heraus gesagt. Er ging schweigend neben ihr weiter und sah häufiger noch in ernstem Sinnen auf ihre zarte Gestalt nieder.

Es hatte eine Zeit gegeben, da ihres Wesens Gründe ihm durchsichtig erschienen waren. Später mußte er sich eingestehen, daß er geirrt habe. Aber um so gründlicher gab er sich darauf dem Studium ihrer reizvollen Psyche hin, und so herb und dunkel sie oft reagiert hatte, jetzt meinte er in ihr beinahe ebenso gut lesen zu können wie in seiner eigenen. Und nun schien sie willens zu sein, laut und entschieden über all das zu sprechen, was er jahrelang umgangen hatte. Mit einem kleinen Seufzer sagte er sich, daß es eine bittere Aufgabe sein werde, diese dramatisch bewegte Seele aufzuhalten und dabei eigene, überwundene Weltschmerzen zu wecken. Und wie würde es weiter gehen? Würde sie gleich ihm sich fügen und ergeben? Sorge erwuchs ihm aus Sorge.

Sie hatten nun die Stadt durchquert und gingen eine andere dämmervolle Straße hinunter, die sich auf den Fluß öffnete. Mit mattem Spiegel ruhte unten das Wasser und sandte einen feinen Silberglanz in die Straße. Ein großes, fremdes Schiff ankerte da. Seine hohen Masten spannten sich gespenstisch gegen den Abendhimmel.

Einen Augenblick hoffte er, daß dieser Anblick sie zerstreuen werde. Wenn sie sonst durch diese dunkelnde Straße gegangen waren, das glänzende Wasser und den weiten Horizont vor Augen, hatte sie sich immer über den großen Ausblick gefreut und die fremden Schiffe angelacht wie ein Kind. Heute hob sie kaum den Kopf, und eilend strebte sie vorwärts, der Brücke zu.

Hier gerieten die beiden in einen gewaltigen Menschenstrom. Denn um diese Zeit warf die große Fabrikstadt einen Teil ihrer Bürger aus, zumeist das arbeitende Element. Hin

und wieder tauchten aus dem Gedränge auch verwegene Mienen, wilde Augen auf, in der matten Beleuchtung doppelt bänglich zu schauen. Unwillkürlich sah sich er nach ihr um. Unter solchen Umständen drängte sie sich immer wie ein ängstlicher Vogel an ihn. Und er erschrak, als er fremde Gesichter um sich sah und sie dann weit voraus gewahrte. Er war irgendwie ein Stück zurückgeblieben, und sie hatte nicht auf ihn und seinen Schutz gewartet. Und als er sie eingeholt hatte und sich ihr gesellte, nahm sie seinen Arm nicht, und eine kleine Bewegung sagte ihm, daß sie allein gehen wolle. —

Jenseits befanden sie sich bald in fast ländlicher Umgebung und Ruhe. Fern und grollend verklangen die Geräusche der Stadt. Über den Zäunen wehte im Abendwind ganz junges Laub, und am Horizonte stand eine dichte Wipfelreihe. Von hier und von dort kam ein süßer Geruch, so herb und so frisch dabei, wie ihn nur neuentsprossenes Blattwerk entsendet. Was fühlte da die Frau im Boden unter ihren Füßen quellen und sich melden? — Ein Schauer überflog sie. Sie meinte, der Mutterarbeit der Natur gelauscht zu haben, und sie empfand die lastende Schwere ihres eigensten Zusammenhanges mit dem ungeheuren mütterlichen Urschoß.

Aber sie gab sich damit nicht zufrieden. Sie ließ sich von dem verräterischen Traumspiel der Natur nicht einlullen. Der große Entschluß, der seit Jahren langsam in ihr gekeimt hatte, ward plötzlich reif und fest.

Mit hastiger Frage wandte sie sich dem Mann zu, der stumm an ihrer Seite schritt. „Weshalb schweigst du? Hast du keine Antwort auf das, was ich dir sagte? Ist es nicht endlich an der Zeit, uns auszusprechen?“

„Du willst ja das nicht hören, was allein ich dir erwidern kann,“ sagte er mit einem trüben Lächeln. „Du verlangst zuviel. Laß dir genügen an unserm Teil Erdenseligkeit. Wir genießen sie thatsächlich. Millionen ist sie nicht beschieden.“

Wieder zeigten sich Unmut und Ungeduld in ihrem Blick, aber sie besann sich. In ihren Worten freilich zitterte die große, seelische Erregung nach. „So muß ich dir sagen, daß du dein wahres Empfinden vergeblich vor mir verbirgst in deiner Herzensgüte und Zartheit. Denn ich bin dessen gewiß, daß du weißt, was ich unter Glück verstehe. Nicht Spießbürgerzufriedenheit. Ich weiß, daß du haderst wie ich mit der ungeheuerlichen Macht, die unverständlich um uns raunt, die uns zusammengetrieben, uns betrogen hat. Was hat sie uns verheißen und was gegeben?“

Er unterbrach sie. „Du denkst an unser kränkelndes Kind?“ fragte er vorsichtig.

Sein Ablenken und absichtliches Mißverstehen reizten sie.

„Ich denke an beide,“ war ihre herbe Antwort. „Ich sehe sie beide, auch unser starkes, begabtes Kind, kränkeln an der alten Kultur, in die sie hineinwachsen. Und ich sehe, daß du ihnen dabei Vorschub leistest, unserer Überzeugung entgegen. Du zeigst ihnen die Ideale der Menge. Meine Kinder lernen Besitz und Ansehen schätzen. Ich denke an unser beider stumpfe, passive Existenz unter Zuständen, an deren Gesundung wir einst mit ganzer Kraft arbeiten wollten. Ja — damals! Und nun, nun tappen wir schweigend durch all die Lüge und Verkehrtheit und Unmöglichkeit und ziehen als Gipfel des Leides unsere Geschöpfe, unsere armen Kinder mit hinein. Und daß du es so haben willst! — Daß du mich dazu zwingst und die Kinder nach dem alten Muster erziehst! Aber ich weiß auch, daß dein Kampf ums Brot dich soweit gebracht hat. Willst du mir also noch länger Erdenseligkeit vortäuschen? Unser egoistisches, kleines Glück betonen? Ach, laß doch dies Versteckspiel, laß uns uns finden wie damals, in freien Gedanken!“

„Du weißt, gegen wen du kämpfst, mein armes, unkluges Kind,“ sagte er sanft.

Nun nahm sie ihren letzten Anlauf. „Ja,“ rief sie, „ich kämpfe gegen die Selbstknechtung der Menschheit vor ihren alten Götzenbildern. Ich kämpfe für die neue Kultur, die in der Luft liegt, die geboren werden will. Und wir, wir haben sie schon so lange, klarer wohl noch als andere vor uns, gesehen. Weißt du es denn gar nicht mehr? Damals, als wir noch frei und mutig waren. Gerade du machtest dich ja zum Streiche fertig. Doch dann, ach dann kamen eben die Brotsorgen, die Kindersorgen, du mußtest an den Arbeits-

karren, die Familienpflichten unterdrückten deine Kraft. Aber länger darf ich dich deiner Mission nicht entziehen. Und so habe ich mich entschlossen," sagte sie nach einer Pause leise und mit einem kleinen, wunderlichen Anstrich von Ängstlichkeit, „dir deine Freiheit zurückzugeben. Ob offiziell oder nicht offiziell geschieden — du sollst dich nicht mehr an mich und die Kinder gebunden fühlen. Wirf die Sorgenlasten von dir, geh in die große Welt, sei der Held einer neuen Zeit."

Darauf war er freilich nicht gefaßt gewesen. In maßlosem Staunen hörte er ihren Entschluß an. Dann kamen Rührung und Mitleid, aber auch der Humor kam, und er lächelte in sich hinein.

„So, so, also gehen soll ich — als Held, aber sage mir doch, wovon du mit den Kindern leben wirst, wenn ich fort bin?"

„O, ich werde arbeiten, ich kann arbeiten," erwiderte sie mutig, obgleich sie eine lähmende Stimmung sich melden hörte. Sie fühlte seinen noch nicht geäußerten Widerspruch, sie fühlte sein Lächeln, das er vor ihr verbarg.

Aber er lächelte nicht mehr. Ihre Absonderlichkeit, die immer deutlichere Gestalt annahm, machte ihm mehr als je Gedanken. Er staunte noch immer über ihr merkwürdiges Anerbieten, er fand sich darin nicht ganz zurecht. Ernst konnte er es nicht nehmen, und doch sah und fühlte er die glühende Erregung ihrer Seele. Ihre Augen zürnten und flehten; sie ging ganz in dem heroischen Gedanken auf. Noch einmal wies sie ihn hinaus.

„Freilich, ich bringe ein großes Opfer damit, indem ich dich von mir trenne," sagte sie innig. „Aber ich will auch ein großes Opfer bringen. Denn viel, viel größer noch ist mein Schuldgefühl, ja mein Schuldgefühl," wiederholte sie nachdrücklich, als er sie fragend ansah. „Und nicht nur deiner Mission, auch unseren Kindern gegenüber. Nur — ich bitte dich, verstehe mich jetzt. Sieh, wir haben uns ja ganz rechtmäßig gefunden, wie all die anderen, aber in mir ist dennoch etwas, das mich beständig anklagt. Die alte Evaschuld ist es — ich weiß es. Hast du nie Ähnliches empfunden? Wie konnten wir, erkennende Geister, Menschen zum Leben verhelfen? Zum Leben in einer Welt voll selbst geschaffener Unschönheit und unnatürlichen Schmerzes? Deshalb mein Opfer, mein Hoffen, daß du draußen neue Grundlagen des Seins und Strebens schaffen wirst. Auf sie hin will ich unsere Kinder erziehen. Vielleicht erleben sie die neue Zeit, eine schönere Welt, daß auch tiefdringendere Geister Nachkommen freudig erstehen sehen."

Während sie sprach, hatten sie das Fichtenwäldchen betreten, hinter dem ihr Heim lag, und sie gingen nun unter den bewegten, raunenden Bäumen. Fast greifbar hing der Abendzauber in der Luft und wehte ihm eine gar seltsame Stimmung zu, daß er einen raschen Blick in die Ahnungskraft des Weibes that und etwas von ihrer Begeisterung auf ihn übersprang. Aber dabei sagte er sich auch schon, daß er weiter nicht gehen dürfe und eilig überlegte er nur noch, daß der Griff, mit dem er sie niederhielt, um so fester, wenn auch schmerzhaft sein müßte.

„Auf die Höhen, zu denen du dich jetzt erhebst, mein Kind, kann ich dir nicht mehr folgen," sagte er daher sehr ernst. „Und zu meinem Bedauern muß ich dir eine große Enttäuschung, vielleicht Schmerz bereiten. Denn — ich bin nicht der Dichterphilosoph, Staatsmann und Demagoge zugleich, dem es etwa gelingen könnte, unsere Zustände umzugestalten. Ich fühle mich ganz und gar nicht zur Mission eines Reformators und Beglückers berufen. Ich bin kein Genie — hörst du! Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der sein Fleisch und Blut fühlt. Ich besitze einen ausgesprochenen Familiensinn. Ich bin glücklich, daß ich für dich und unsere Kinder arbeiten kann. Die Ideen, die wir vor etwa zwölf Jahren gehegt haben, die — verzeih' das Wort — waren Schwärmereien aus dem bekannten, jugendlichen Gärungsdrang. Auf so kategorische Weise kommt man der Welt, wie sie ist, nicht bei. Das habe ich inzwischen gelernt, auch daß der Mensch seine Götzen aus stärksten Naturtrieben heraus geschaffen hat, daß viele Verkehrtheiten und Übel gewissermaßen von der Natur selbst sanktioniert, gewissermaßen unausrottbar sind. Nun — und das weißt du doch — gegen die Natur kommen wir nicht auf. Die geht über unsere schönsten und edelsten Gedanken und Worte schweigend fort zu ihrer Tagesordnung."

Ein stechender Schmerz durchzuckte sie. Nun gab es keinen Zweifel mehr, ihr Gatte war keine auserwählte Edelnatur. Er dachte nicht daran, den gewaltigen Kampf aufzunehmen, in den sie ihn sandte, an dessen Berechtigung und Erfolg sie keinen Augenblick gezweifelt hatte. Damit brach die Welt ihrer Träume, in der er bisher als Held aufgeragt hatte, zusammen.

Ihr Schweigen beunruhigte ihn. Mit einem Anflug von Erregung versuchte er ihr eingehender klarzulegen, wie leicht es sich von neuen Grundlagen des Seins und der Gesellschaft reden lasse, wie undenkbar jedoch ihre Verwirklichung sei, wenn man die menschliche Natur in Betracht ziehe.

„Dann," sagte sie endlich kalt, „bleibt mir nur noch meine Ahnung von der Erlösung des Menschen durch das Weib, das seinen Dämon niederringt. Wenn mein Ahnen von der Selbsterlösung der sittlich gereiften Menschheit nichtig ist. Wenn meine Sehnsucht nach schöner und gesunder Wirklichkeit für jedes Geschöpf im Leid des Daseins untergehn soll, ohne je Stillung zu finden!"

„Aber mein liebes Kind, wer hat denn von solchem Untergang gesprochen," rief er. „Deine Sehnsucht, deine Ahnungen, soweit sie nicht mörderisch sind, will ich dir um keinen Preis beeinträchtigen. Sie reden ja auch in meiner Brust gebieterisch, sie gehören seit Jahrtausenden zum besten geistigen Besitz der Menschheit. Nur verlange nicht gleich, sie zu verwirklichen, Ideale an die Straße zu stellen, für die die Erde nicht reif ist. Noch lange nicht. Kaum ganz leise verheißende Zeichen bemerkt der, der scharf hinausspäht und horcht. Eines freilich habe ich soeben am eignen Leibe verspürt," lachte er dann heiter auf. „Hat meine vielgeliebte Frau mir nicht heute freiwillig, edelsten Motiven folgend, meine Freiheit zurückgeben wollen? Ist die veritable Überfrau damit nicht geprägt?"

Ihre Seele zog sich schaudernd zurück. Mit solchem Scherz konnte er schließen, nachdem sie ihres Wesens stärksten Drang ihm geoffenbart hatte. Das war alles! Und immer dieser trostlose Hinweis auf die Unwirklichkeit der höchsten und reinsten Impulse des Menschen! Seit Jahrtausenden nur geistiger, nur toter Besitz, nie eine Möglichkeit denkbar, ihn in wirklich pulsierendes Leben in Haus und Straße umzusetzen. Verzweiflung wollte sie überkommen. Wenn ihr Gatte, dieser Mann mit dem tiefen Gemüt und dem groß angelegten Charakter, sich zu den Triebmenschen und dem Mittelmaß schlug — dann lebten die Edelnaturen wohl nur schattenhaft und blutlos in ihren sehnsüchtigen Träumen. Aber der Glaube an sie und dabei immer zugleich an ihren Mann gehörte ja zu ihren Lebensbedingungen!

Unter lastendem Schweigen gingen sie weiter. Er empfand ihren stummen Schmerz und ihre Empörung, aber schließlich befiel ihn ein gelinder Ärger. Sollte ihr Eheglück nun wirklich leiden? War nicht eigentlich schon etwas Pathologisches in ihren Aspirationen? — Er betrachtete sie ängstlich, aber er empfand nur mit ungewöhnlicher Stärke ihren hohen, geistigen Reiz, eine sehr große, strenge Schönheit, die sich freilich ihm zu entziehen suchte. Sie blieb eben unter allen Umständen die Poesie seines Daseins. Und nun warf er sich vor, daß er sie auf seinen Wegen zu seiner nur zu getreuen Gehilfin gemacht hatte. Mußte sie bei ihrem glühenden Interesse nicht unendlich viel mehr und viel tiefer sehen als andere Frauen, als viele Männer? War es ein Wunder, daß sie sich in stolzer Ohnmacht hinaussehnte und hinausreckte über die Erde? Und war es nicht andererseits sein stilles Entzücken, daß ihr Herz von warmer Liebe und Selbstvergessenheit überquoll für alles, was sonst von verständigen Leuten nicht eben geliebt und zart behandelt wird! Würde er diese kleine, leichte, gesegnete Hand je missen können?

Daraufhin dachte er nur noch daran, ihren Konflikt zu beseitigen, und da kam ihm ein Gedanke.

„Übrigens, mein Kind," sagte er plötzlich in ganz verändertem Tone, „will ich wenigstens nicht hinter dir zurückstehen. Ich begreife vollständig, daß du mit einem so gewöhnlichen Gesellen, der ich wohl bin, nicht weiterleben kannst. Deshalb gebe ich dir meinerseits deine Freiheit zurück. Vielleicht findest du draußen die Größe, die mir abgeht."

Sie hatte aufgehorcht, war zusammengefahren und sah ihn jetzt mißtrauisch von der

Seite an. „Solche Scherze laß' doch," sagte sie schroff.

„Bewahre," erwiderte er. „Es ist mir mit meinem Vorschlag ganz ebenso ernst wie dir mit dem deinen. Es wäre ja grausam von mir, dich weiter an meine Person zu fesseln, nachdem ich deine Erwartungen so getäuscht habe. Wie sollte deine auf Helden und Großes gerichtete Natur weiter mit mir auskommen! — Ob du draußen das finden wirst, was du suchst, bezweifle ich zwar. Für das, was dein großes, warmes Frauenherz plant, ist in der wirklichen Welt kein Platz. In ihr behaupten sich höchstens die landläufigen Weltbeglücker und Träger neuer Kultur, und auch die mit Mühe und Not. Und denen würdest du auch wahrscheinlich anheimfallen. Freilich graut mir bei dem Gedanken, dich, mein sensitives Kind, in solchen Händen zu wissen, und was bei deinem Scheiden aus mir wird, brauche ich dir nicht zu sagen. Trotzdem — dein stummes Martyrium neben mir könnte ich erst recht nicht ertragen. Deshalb geh'!"

Noch einmal sah sie ihn zweifelnd an. Er war sehr ernst, ein entschloßner Zug machte sein Gesicht fast hart. Und sie spürte jetzt unwillkürlich weiter in seinem Antlitz und sah darin wie immer die reichlichen Spuren eines tiefsinnenden, feinen Geistes. Zahllose Äußerungen desselben wurden ihr lebendig, damit aber auch der ganze intime Reiz, die elementare Stärke ihres Zusammenhanges. Und mehr noch erspähte sie. Stärker ging der Wind durch die schwankenden, jungen Fichtenzweige, kühl strich er um ihre Schultern. Sie sah nun alles, wie es war, matt, silberbläulich, kühl. Sie selbst war wieder klein und zart und furchtsam geworden. Und sein klingendes „Geh'" läutete fort.

Zu gleicher Zeit verließen sie das Wäldchen und kehrten zu einer kleinen Straße des erreichten Vororts ab. Einige allerbescheidenste Landhäuser bargen sich hier hinter alten, hohen Bäumen. Ganz hinten auch ihr kleines, weißes Haus. Dieses Haus umspannte die Frau jetzt in ihrem bangen Sinnen. Sie sah im Sommer Rosen wehen und im Herbst den Wein. Sie spürte die reine, frische Atmosphäre des kleinen, weißen, rosenlachenden Hauses, den Schimmer von Schönheit, der in ihm allüberallher leuchtete. Sie fühlte ihr Dasein getragen und erleichtert durch die rührende Liebe und zarteste Aufmerksamkeit eines guten Menschen. Sie meinte den Engelsgruß mahnend zu hören. Wie schmerzlich tief mußte da die Stimmung sein, die sie ihr Glück nicht ruhig hinnehmen und genießen ließ, die sie in stetem, leisem Auflehnen dagegen hielt und einen leidenschaftlichen Kampf gegen Urgesetze in ihr schürte. Dennoch, was da in ihr brannte, es mußte echt sein, Feuer von dem Feuer, das reinigend über die alte Erde hinfahren sollte. Wenn sie nur mit ihm, der mit wachenden Augen und erschreckender Entschlossenheit sie an sich zwang, obgleich er sie mit seinen Worten von sich wies, fertig werden könnte! Wenigstens ein Kämpfer mußte aus ihm geschaffen werden, wenn denn kein Held.

Und nun versuchte sie ihn zu fangen.

„Also wirklich, du willst mich deinerseits freigeben?" sagte sie. „Aber wenn das dein Ernst ist, wenn du das kannst, so wie wir miteinander stehen, dann bist du doch keiner aus der Menge. Und ich habe sonst noch tausendfach Beweise dafür, daß du auf Höhen stehst, die so leicht kein anderer erreicht. Wie kannst du da mit den unwürdigen Idolen der Welt paktieren? Unsere Kinder darauf abrichten? Wie kannst du mir so grausam ruhig untersagen, nach der Verwirklichung meiner Ideale zu streben?"

Sie sah ihn beschwörend an.

Er sann nach, und wieder klang seine Stimme anders, als er zu sprechen begann.

„Sieh, mein Kind, über die natürlichen Grundlagen alles Seins und Wesens sind wir jetzt wohl einig. Sie gefallen uns nicht, aber wir wurden nun einmal in die Welt der Habgier und Ehrgier gestellt und müssen damit rechnen. So lange wir in bürgerlicher Gemeinschaft bleiben, die uns in ihre schweren Ketten schließt. Und für diese Welt müssen wir unsere Kinder erziehen. Wir haben nicht das Recht, Einsiedler und Anachoreten aus ihnen zu machen, zumal ihre starken, weltfreudigen Individualitäten schon jetzt bemerkbar sind. Der Gedanke ist bitter, daß unsere Kinder uns einst in Lebensnöten ihr Dasein

vorwerfen könnten, wenn auch nur in Gedanken, aber noch bitterer wäre es doch, wenn wir sie kampfunfähig machten, sie über die Wirklichkeit im unklaren ließen. Oder ihnen gar etwas vortäuschten, was es nicht giebt, auf lange, lange Zeit hinaus nicht geben kann. Unsere eigentlichen Anschauungen und deren Bethätigung haben sie täglich vor Sinnen. Ist der entsprechende Keim in sie gelegt, so werden sie sich demgemäß entwickeln. Vergiß nicht, daß wir selbst aus halb mittelalterlich gesinnten Kreisen heraus relativ freie Menschen geworden sind. Im übrigen, mein Kind, bringe ich der Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist, tausend Opfer meiner Überzeugung, und ich würde hadern mit dem Lebenstrieb wie du, wenn eben unser inniges Glück nicht unerschütterlich wäre. Ja, ja, ich weiß," wehrte er ihren hastigen Einwand ab, „ich weiß, du willst es nicht anerkennen, dein gar zu zartes Gewissen sträubt sich gegen ein Göttergeschenk, das der großen Überzahl versagt ist. Du verlangst unbedingt für jeden Mann und für jedes Weib auf Erden dasselbe. Aber sage, sollen wir nun wirklich wegen dieser Unmöglichkeit unser eigenes, schönes Glück verstoßen? Es genießen, ist nicht einmal so egoistisch, wie du es hinstellst. Ja, fühlst du nicht selbst, wie auf unserm Glück schon ein Hauch deiner neuen Kultur liegt? Ich möchte sagen, daß wir in unserem Denken und Handeln einer gewissen Vollkommenheit auf der Spur sind, so weit Menschen das vermögen. Vielleicht arbeiten wir wirklich in aller Stille an unserm kleinen Teile neuen Überzeugungen, einer neuen Zeit entgegen. Und so wollen wir unseren Hochzeitstag zum guten Ende doch preisen. Kein Wort mehr von Trennung, es waren unmenschliche Entschlüsse. Wie sollten wir ohne einander leben!" —

Sie fand nicht gleich eine Antwort. Sie konnte nichts, gar nichts gegen seine schönen, tief innerlich wahren Worte einwenden, und doch berührten sie sie ein wenig wie eine glänzende Schlußwendung. Sie fühlte durch, wie er sie wie immer zu beschwichtigen und hinzuhalten suchte. Es sollte beim alten bleiben, bei den klaffenden Übeln, den furchtbaren Mißlauten und all der Unschönheit — das war der sorgsam verhüllte Kern. Und sie beide, trotz aller „eigentlichen" Überzeugungen, in solche Gefolgschaft sich fügend! Ach — und ihre Kinder! Anachoreten gedachte auch sie nicht aus ihnen zu machen, wohl aber ganze und gesunde Menschen, die die Schönheit des Daseins und natürliche Schmerzen voll durchleben sollten. Nicht diese Freude und diesen Schmerz, die eine fiebernde Menschheit sich zu Würgern herangezüchtet hat! Ob er wirklich an die leise Pionierarbeit glaubte? Oder war auch das nur eine Vertröstung?

So sann sie und stieß sich schmerzhaft überall in ihren Gedanken, ja selbst in der halb unterdrückten Genugthuung über ihr eigenes, ehrliches Glück, das sich nun freilich nicht wegleugnen ließ. Aber sie hätte es schelten mögen, sie zürnte dem Manne, sich selbst, dieses ihres Glückes wegen. Wie konnte, wie durfte sie glücklich sein angesichts solcher Zweifel und Ängste? —

Aber dabei entfaltete das Glücksbewußtsein sich nun mit Macht in ihrer Seele, wie eine wunderbare Blume, aus deren geheimnisvollem Kelche eine grenzenlose Seligkeit sich über ihr ganzes Wesen verbreitete. Mühsam erwehrte sie sich ihrer.

Näher und näher kamen sie ihrem Heim. Sie sahen kein Licht in den Fenstern, die dem Abendwind geöffnet waren. Nur die Vorhänge regten sich hell dahinter — ob die Kleinen schon schliefen? Und dann hörten sie deren Stimmen und die gute Großmutter liebevoll schelten.

Vor dem Lattenpförtchen im Zaun blieben sie stehen und lauschten. Das eine Kind weinte, grämlich und unzufrieden, das andere sang unbekümmert nach eigner Melodie. Langgehaltene Töne, viele dem Singen der Mutter abgelauscht.

Noch immer hielt sie sich von ihm fern und wandte sich auch von dem Häuschen, um ihre Augen gleichsam suchend zum dunkler blauenden Himmel zu heben. Tief am Horizont war ein sanft strahlender Abendsonnenstreif verblieben, in dessen Gold die Wälder still ihre Spitzen tauchten. Und nun wußte sie nicht mehr, was sie wollte: Frieden oder Kampf. Denn von der fernen Stadt her hörte sie es tosen. Die heiße, müde Erde

dehnte sich in Frühlingswehen, und darüber hin flog mit klingendem Schritt die Kreatur der Erlösung entgegen. Sie wäre so gern mitgeflogen in dem Sturm. Der Sturmflug gefiel ihr viel besser als die verborgene, undankbare Pionierarbeit, aber längst vor diesem Tage und dieser Stunde war sie ja zu der Klarheit gekommen, die auch sie jetzt meisterte: sie konnte fühlen und ahnen, schmerzlich richtig vielleicht, aber das Vollbringen lag in der Hauptsache doch in des Mannes Hand. Und er — er stand eben, unbeugsam bei seinem gegnerischen Entschluß verharrend, neben ihr, sah gelassen in das Abendrot und gab nebenbei scharf acht auf sie selbst. „Er wartet siegessicher," dachte sie grollend.

Da, indem sie noch zauderte, kam es plötzlich mit der hellen Stimme ihres Kindes unvermutet wie eine heftige Widerströmung, riß sie in die Leere und zeigte ihr das Nichts, das schreckliche Nichts ihrer Mädchentage. Und mit zitternder Hand stützte sie sich auf das Pförtchen.

Aber schon legte sich auch ihres Mannes Rechte warm und ruhig über die ihre.

„Und so weiter, still und arbeitsfroh, als treueste Kameraden," sagte er. „Bis wir fortgehen, dem Abendrot entgegen, nicht mehr unter das irdische Dach heimzukehren."

Da endlich ergab sie sich mit einem Seufzer ihrem Glück.

Bismarck intime.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Du wolltest ihm, mein frommes Kind,
Sein ungeheures Dasein nicht versüßen?
Ihm deine Brust verweigern, wenn sein Haupt,
Das weltenordnende, sie sucht?

Kleist, Amphitryon.

In den Briefen Bismarcks[1]) an seine Braut und seine Gattin enthüllt sich das „ungeheure Dasein" dieses großen Menschen nicht in seiner Totalität. Er spricht wie Jupiter zum frommen Kind, mit milderer Stimme, und die „weltenordnenden" Gedanken läßt er gern zur Ruhe kommen im Bannkreis der lieben Frau.

Das Fräulein von Puttkamer, die spätere Frau von Bismarck, die pommersche Landedelfrau, war keine politische Natur, und in den Riesenorganismus Bismarckscher Ideenwelten hätte sie nicht blicken können ohne Schauer und Schwindel. Und der kluge Seelenkenner ersparte ihr den Anblick, den sie nicht ertragen hätte, ersparte ihr die Gefühlsverwirrung zart und sorglich. Er stimmte sich zu ihr, ließ die Elemente, die ihr fremd waren, zurücktreten und redete die Sprache, die ihren Ohren vertraut klang. Bismarckisch ist diese Sprache trotzdem. Und gerade darin liegt sogar der größte Reiz dieser Briefe, daß wir Bismarck, den wir als politische Persönlichkeit von allen Seiten beleuchtet, durch die Fülle seiner Reden illustriert in klarstem Lichte sehen, hier einmal von ganz anderer Seite betrachten können. All das, was in seinen politischen Dokumenten sekundär ist, im formalen Dienst der Sache steht, die plastisch-lebendige

[1]) Stuttgart 1901. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nchf.

Sprache, die kraftvoll gefaßten Bilder, das leidenschaftliche Gefühl, die innere Künstlerschaft im Fühlen und Erleben aller Eindrücke, das rückt hier an erste Stelle, und das Staatsmännische, die Aufgaben des großen, öffentlichen Berufs, von dem Bismarck mehr als er der schlichten Hausfrau eingestand, erfaßt, dämonisch besessen war, wirft nur von weitem seinen Schatten herein.

Historie wird man nach diesen Briefen, die von 1847 bis 1892 gehen und zum Hintergrund die großen Ereignisse der neueren Geschichte haben, nicht schreiben können.

Bismarck zeigt sich hier nicht als der geniale Schachspieler, der auf der Karte von Europa seine Züge macht, sondern als der arbeitsüberhäufte Beamte, den Gott und der König auf seinen Platz gestellt haben. Und auf diesem Platz hat er auszuharren, wenn er auch in der Unstäte seiner diplomatischen Sendung, verschlagen nach Frankfurt, Petersburg, Paris, monatelang getrennt von der Frau und den Kindern, jahrelang im ungewissen, wohin ihn das Schicksal führen wird, oft genug sehnsüchtig träumt: „Wann wird die Zeit kommen, anhaltend unter einem Dach zu leben; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich."

Und diese Regungen sind zweifellos echt. Sie hatten in der Vielheit dieser Seele, neben manchem Anderen, Widersprechenden, der Herrscherleidenschaft und dem Willen zu Reich, Macht und Herrlichkeit Raum. Sie entwickeln sich in diesen Briefen freier, rückhaltloser, weil in ihnen die andere Bismarckseele, die Herrenseele, stiller ist.

* * *

Am reichsten sind die Briefe der frühen Zeit, die Briefe des Schönhausener Deichhauptmanns und „eingefleischten Landwirts" an die Braut in siebzig Meilen Entfernung. Beim alten Puttkamer hat er in feierlicher Form geworben und sein Bekenntnis so abgelegt, wie es die etwas eng und ängstlich gläubige Familie verstehen konnte. An die Braut aber schreibt er ganz Percy Heißsporn: „Reiten mußt Du, und wenn ich mich selbst in ein Pferd verwandeln sollte, um Dich zu tragen."

Dieser pommersche Gutsherr wirkt wie das Vorbild eines Liliencronschen Junkers in seiner Mischung. Jäger mit Stiefel und Sporn hinter den Hunden, von starken Erregungen trunken, voll Gewitter- und Sturmstimmung, immer im Rhythmus: „es schlug mein Herz geschwind zu Pferd"; nachts an der Elbe im Donnerlärm des Eisgangs und der glitzernden Schollen, die ihm „den Pappenheimer Marsch spielen", daß sein Herz in frischem Leben aufjauchzt, und dann wieder am knatternden Kaminfeuer, Byronverse exzerpierend und Walter Scott lesend, zur Seite der Hund, im Knäuel zusammengerollt.

Und Liliencronsche und Fontanesche Stimmungen sind es, wenn er erzählt, wie er in Nacht und Nebel, die alte Turmuhr schlug gerade 11, in seinem alten Schönhausen ankommt, wo alles schon schläft. Hildebrandt besorgt die Pferde, und der Deichhauptmann steckt sich an „der schlafbesoffenen Kahle thraniger Lampe" seinen Wachsstock an. Und Liliencronsch, wenn er von seinen Vätern spricht, die in „diesen selben Zimmern gewohnt haben, geboren und gestorben sind, wie die Bilder im Hause und in der Kirche sie zeigen, vom eisenklirrenden Ritter auf den langgelockten zwickelbärtigen Kavalier des dreißigjährigen Krieges, dann die Träger der riesenhaften Allongeperücken, die mit talons rouges auf diesen Dielen einherstolzierten, der bezopfte Reiter, der in Friedrichs des Großen Schlachten blieb, bis zu dem verweichlichten Sprossen, der jetzt einem schwarzhaarigen Mädchen zu Füßen liegt".

Dies schwarzhaarige Mädchen, „Jeannette, Jeanneton, Juanita, la chatte, la plus noire, Dearest, angela mia“, wie sie die polyglotte Zärtlichkeit des Bräutigams in diesen ungestümen Briefen apostrophiert, sieht mit etwas Angst auf solchen Sturm und Drang und die hingewühlten Briefe voll wechselnder Stimmung. In Bismarcks Zeilen spiegelt sich ihr Bild. Sie ist nicht frei von einer „weichen, welken Melancholie“, sie wittert überall Gespenster, sie leidet an unverstandener Schwermut und stellt sich alles viel schwerer vor. Bismarck müht sich immer, mit seiner frischen Lebensenergie auf sie zu wirken, sie zu stählen und ihr Selbstvertrauen zu wecken. Und in dieser Pädagogik bewundern wir eine unendlich feinfühlige Zartheit, bei aller Eindringlichkeit die sanfteste Hand.

Er schreibt ihr einmal: „Dein letzter Brief war wieder recht traurig, recht krank wie kranke Lieder“.

Man empfängt den Eindruck, daß Johanna an einer Selbstverkleinerungssucht litt, und nicht recht des Besitzes froh werden konnte, „mit rabbulistischer Sorgfalt prüft sie die Zeilen, ob sie nicht Nahrung für ihren Schmerzenshunger darin findet“. Der verwegene Lebensreiter — immer im Schwager-Chronostempo — aber will sie mit auf sein Pferd nehmen, „zu fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist“.

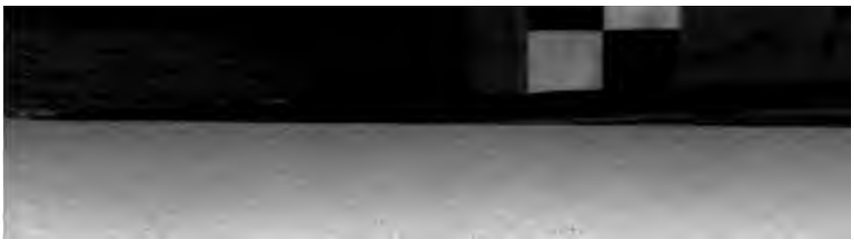
Und ihrer Verzagtheit an sich selber und ihrem aus dem Pietismus stammenden Selbsterniedrigungsdrang begegnet er kräftig zusprechend: „Sei nicht so beleidigend bescheiden, als wenn ich, nachdem ich zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt, zuletzt mit beiden Händen nach einer Butterblume gegriffen hätte.“

Und viele, viele Jahre später, als das Fräulein von Puttkamer Frau Gräfin und Ministersgattin ist, sagt ihr Mann ihr noch das Gleiche, eine tapfere und gottergebene Frau nennt er sie, „indessen doch mehr, wenn das Unglück da ist, als wenn die Furcht noch freien Spielraum in der Phantasie hat“.

Diese Frau ist keine Dame der großen Welt. Wie Bismarck seine Braut mit vorsichtig tastender Bitte mahnte, ihr Französisch zu vervollkommnen, so wies der Minister seine Gemahlin in leicht scherzender Form auf Repräsentationspflichten, „nicht um Kreuzer zu feilschen, wie ihr geliebten Frauen pflegt“ und in ihrer Garderobe den Modeforderungen der eleganten Bäder sich anzupassen, „denn die Rolle der bescheidenen Hausfrau vom Lande ist jetzt nicht mehr gestattet“.

Bei solchem Katechisieren entfaltet dieser Mann der elementaren Urkraft eine entzückende Liebenswürdigkeit und einen graziösen Charme. Und all diese notwendigen Übel, daß „sein Niedchen steif und ehrbar in das kalte Bad der diplomatischen Gesellschaft hinein soll, steif geschnittene Hecke spielen muß und erschrecklich vornehm thun“ bringt er mit so überlegenem Humor gegen die Äußerlichkeiten des Lebens vor, daß sie die schweren Schritte wirklich lächelnd macht.

Und diese Überlegenheit Bismarcks gegen die äußere Maskerade ist wiederum echt. So stark der Dämon des Herrschens ihn antrieb, für die Eitelkeiten konventioneller Äußerlichkeiten hatte er stolz bewußtes Achselzucken. Durch sie konnte er sich nicht erhöht fühlen. „Denk' Dir den Unsinn,“ schreibt er, „Sie wollen mich zum Kammerherrn machen. Ich habe mich widersetzt, denn ich lege keinen Wert darauf und es kostet Geld, auch eine sehr teure Uniform. Sprich aber nicht darüber, denn ich glaube,



dem König ist das sehr unlieb, wenn er erfahren hat, daß ich nicht wollte; er hält es für etwas sehr Großes, wenn einer Kammerherr wird." Und mit ruhevollster, philosophischer Betrachtung spricht er 1852 von der „ganzen goldbeblechten Schützenkönigsherrlichkeit, die vielleicht übermorgen vorbei ist".

Er giebt seiner Frau die weltlichen Ratschläge, damit ihre Füße auf dem neuen, glatten Boden sicherer gehen. Ihm selbst aber ist sie gerade so, wie sie ist, lieb: „Du bist meine Frau und nicht der Diplomaten ihre, und sie können ebenso gut Deutsch lernen, wie Du Französisch. Nur wenn Du Muße hast, oder doch lesen willst, so nimm einen französischen Roman; hast Du aber keine Lust, so sieh dies als nicht geschrieben an, denn ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die alle ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde; nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für andere zu haben, und ich will Dein Kaminchen hegen und pflegen und Holz zulegen und packen, und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde, denn es giebt nichts, was nächst Gottes Barmherzigkeit mir teurer, lieber und notwendiger ist als Deine Liebe und der heimatliche Herd, der überall auch in der Fremde zwischen uns steht, wenn wir beieinander sind".

Was diese Frau, die von ihrem Mann im hohen Alter nicht minder liebevolle Briefe bekam, als in ihrer Jugend, Bismarck gewesen ist, das zählen die Briefe nicht direkt in Form von Eigenschaften oder Charakterinventaren auf. Indirekt geben sie es zu erkennen.

Er schreibt einmal: „Allen, außer Dir, erscheine ich kalt". Und dieses Wort führt auf den richtigen Weg. Diese Frau war der einzige Mensch, der die Fähigkeit besaß, aus ihm alle jene Gefühle rein auszulösen, die keinen oder nur einen ganz geringen Platz in dem Leben zu beanspruchen hatten, das ihm das Schicksal zuerteilt und das er auf sich genommen. Bismarck selber aber liebte jenes andere Leben, jene Träume von der elementaren Existenz in der Natur, auf der Scholle, als Jäger und Landmann, und seine Sehnsucht „aus dem Winter des politischen Lebens im Geiste nach dem häuslichen Herde zu blicken, wie der Wanderer in böser Nacht nach dem Licht der Herberge".

In dieser Mischung widerspruchsvoller Gefühle, daß einer, der sich zum Herrschen geboren fühlt, immer und immer wieder in die große Ruhesehnsucht fällt, natürlich ohne sie zu erfüllen, erkennen wir das Geniale dieser Natur. Bei einem Staatsmann sind wir diese Mischung nicht gewöhnt, sogleich aber wird sie klar, wenn wir an den Künstler denken. Der Dilettant schmiedet munter, glücklich und zufrieden seine Reime, die Großen aber haben alle an ihrem Werk gelitten, le malheur d'être poète. Sie empfanden ihre Aufgabe schwer und schmerzlich:

Der Dämon nimmt Dein Herz, stiehlt Dir die Seele . . .
Dünkt Euch dies Schicksal so beneidenswert,
Ertrüg es einer, der es wenden könnte?
O Himmel! wenn ich könnte, ginge mir
Im Alter noch ein neues Leben auf,
Ein Leben voller Ruhe, voller Frieden.

Doch dies Verlangen kann ihnen nie befriedigt werden. Der wahre Künstler kann nie ablassen von dem, was ihm die größten Qualen und die größten Wonnen schafft.

So ist auch Bismarck, der Staatsmann, durchaus künstlerische Natur. In dem Widerstreben gegen sich selber, und dem Gefaßtwerden von der Aufgabe, die ihn übermächtig überfällt und alle seine Kräfte anspannend ihrem Dienste zwingt. Und durchaus Künstler in der Sehnsucht, des Dämons ledig zu werden und aus dem Olymp zu dem schlichteren Glück der Sterblichen zu kehren. Seine Frau ist die einzige, der er das sagen kann. So ward sie, wenn sie auch nicht die reife Gefährtin des Herrschers und Heroen war, doch das Lebenselement des Menschen. Durch sie fühlte er in sich alle jene feinen Beschaulichkeiten wach werden, die er so gern hat und für die er nirgends sonst die Resonanz findet. Und wie Napoleon im Umgang mit der Frau, die er liebt, die weichen lyrischen Saiten seiner Natur entdeckt, Paul und Virginie, Idyllen und Träumereien, und, der starren Rüstung entkleidet, wohlig eratmet, so auch Bismarck.

„Von Politik schreibe ich nicht, das lest Ihr in der Zeitung;" dagegen schreibt er von seiner „fixen Idee, in einem einsamen, tiefen Gebirgsthal im warmen Sommer, dicht am Bach mit dem Kopf auf Deinem Schoß zu liegen und über mir durch den Dampf der Cigarre und die grünen Buchenwipfel den klaren Himmel anzusehen und von Dir angesehen und geeit zu werden und so sehr lange gar nichts zu thun".

Und ein andermal aus der Petersburger Gesandtenzeit 1859, die er, wie so oft, allein durchlebte, die Worte tiefen Gefühls:

Ich hatte schreckliches Heimweh nach Dir . . . man wird Gott, den Seinigen und sich selbst fremd und hat keinen Ton mehr, der einem selbst gefallen könnte auf der verstimmten Seelen-Klaviatur. Diesem Leben fehlt, was ich das sonntägliche Element nennen möchte, nicht Frankfurter, sondern Kolziglower Sonntag; ein Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberreiche Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf dem Amboß menschlichen Unverstandes hämmern." Ist das nicht wie ahnender Nachklang Goethischer Verse:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Johanna von Bismarck war das „Sonntägliche" für ihn. So spricht er mit ihr sonntäglich. Er kann den Donnerkeil zerschmetternder Rhetorik bei Seite legen und den Pinsel des Landschafters nehmen, wenn er an sie sich wendet; aus den gefährlichen Graten des Gehirns und dem scharfen Firn der Logik kann er sich in schwebende Stimmungen versetzen. Bismarck hat die sensibelste Empfänglichkeit für Eindrücke und das Naturgefühl eines Lyrikers. In diesen Briefen stehen Gedichte in Prosa von der Innigkeit Storms und Thomas. Und dadurch, daß er für die liebe Frau sie niederschreibt, erlebt er die Eindrücke verstärkter, und dadurch wieder wird sie ihm inniger verbunden.

Er hat den liebevollen Blick für alles Kleinleben und wenn er von den „stattlichen Bauernhöfen im hellen Sonnenschein, von den wohlbehäbigen Bewohnern mit den langen Röcken und den bunten Weibern mit den kurzen" schreibt, so hört man Fontanische Stimmen aus der Mark. Und wenn er in Schönhausen auf der Bank vor der Gartenstube sitzt und die Fledermäuse fliegen sieht, die Bäume hoch und still neben sich, die Luft voll Lindenblüte, im Garten Wachtelschlag und Rebhuhnlocken und hinten über Arneburg der letzte, blaßrote Saum des Sonnenuntergangs, dann atmet man den Frieden Thomascher Feierabendbilder.

Durch den Tiergarten geht er mit Fontaneaugen. Er sitzt auf der Bank am Schwanenteich und sieht den Schwänen zu: Sie schwimmen dick, grau und blasiert zwischen den schmutzigen Enten flott umher, und die Alten legen schläfrig den Kopf auf den Rücken. Der Ahorn steht dunkelrot, der Goldfischteich ist fast ausgetrocknet. Linde und Faulbaum bestreuen die Steige mit gelbem raschelnden Laube, und die runden Kuppeln der Kastanien spielen in allen Schattierungen des Herbstes.

Und Fontane könnte jene lyrische Abendstimmung aus der Großstadt festgehalten haben:

„Mein Liebchen, ich sitze hier in meiner Eckstube zwei Treppen hoch und betrachte den Himmel voll lauter kleiner abendroter Schäfchen, wie er die Taubenstraße entlang und über den Baumspitzen von Prinz Carls-Garten zu sehen ist, und die Friedrichstraße entlang ist es ganz goldig und wolkenlos . . ."

In die Fontanesche Beschaulichkeit zuckt dann Liliencronsches Jägerblut.

Im Morgennebel einsam über die Herbstwege zwischen den Bäumen, da ist ihm wie Kniephof, Waldschnepfenjagd und Dohnenstrich.

Und dann die Jagdlyrik voll Herzschlag, still und wild und leidenschaftlich: um Mitternacht im Gebirge auf den Auerhahn, bis drei unaufhaltsam gestiegen, unter fallendem Regen, den schweren Mantel um, über steile Wände auf Händen und Füßen; tiefstes Dunkel im Tannendickicht, unten in purpurner Tiefe der Waldbach; todmattes Umsinken in triefendes Haidekraut, von Regen überströmt.

Und dann der Tag: der Uhu macht der Drossel Platz, der Vögelchor singt betäubend dem Sonnenaufgang zu, die Bergtauben im Baß dabei.

Und wie Liliencrons jubelt Bismarcks Herz in der Soldatenpoesie: Eisenrasseln, Trompetersignale, Attacke der Kavallerie.

Dies Skizzenbuch hat viele Blätter und mannigfachen Stoff. Es führt in skandinavische und russische Einöden, wo der Elch gejagt wird; es malt die ungarische Pußta mit Czards, wilden Pferden, drei Rossen vor dem Wagen, gelbbraunen Weibern mit brennenden, schwarzen Augen und Zigeunerweisen in Moll, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder singt oder an „Krankes Wolfsgeheul in der Herbstnacht". Bismarck stichelt mit zierlicher Kleinkunst niederländische Genrebilder: Rotterdam mit venetianischen Kanälen, lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern, Glockenspiel, phantastisch geformten Giebeln, „sonderbar und räuchrig, fast spukhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopf stände und die Beine breit auseinanderspreizte" und in diesem Rahmen Bismarcks Selbstporträt in holländischer Manier: mit der langen Thonpfeife im Mund auf die in der Dämmerung abenteuerlich verwischten Giebel und Schornsteine blickend. Und er mischt die lodernden Farben südlicher Paletten zu leuchtenden Aquarellen aus der Baskenwelt Pierre Lotis: Pas de Roland, Schluchten mit reißenden Bergströmen und seltsam gekrümmten schlangenartigen Feigenbäumen, Sonnenuntergang mit Pyrenäenglühen, halb Spanien im Feuer jenseit der See, tiefes Dunkelschwarzblau über phantastischen Gebirgszacken.

* * *

Dieser Stimmungsdichter hat aber auch Humor. Und wenn hier die Welten so mancher Dichter als verwandt angerufen wurden, so darf man einen nicht vergessen, Heine. Viele der Bismarckschen Reisebriefe haben ganz den Heineschen Ton, die Freude

an der Charakteristik durch den Dialekt, den scharf pointierten Antithesen und der persiflierenden Selbstbeleuchtung.

Als er zwischen der Petersburger und der Pariser Mission 1860, völlig im ungewissen über seine nächsten Aufträge, „brummig wie ein ohrenkranker Hund" im Hotel sitzt, malt er mit selbstironischem Witz die Situation:

„Ich sitze hier auf den Balkonfelsen wie die Loreley und sehe den Spreeschiffer durch die Schleuse ziehen, aber ich singe nicht, und mit dem Kämmen habe ich auch nicht viel Mühe. Ich denke mir, daß ich hier im Hotel uralt werde, die Jahreszeiten und die Geschlechter der Reisenden und Kellner ziehen an mir vorüber, und ich bleibe immer im grünen Stübchen, füttere die Spatzen und verliere täglich mehr Haare. Jagow, der auf den Tod lag, ist längst gesund abgereist, von der singenden Schwerin hat man nur noch verschollene Sagen, und der dritte Kellner hat jetzt schon den zweiten ersetzt; ich aber bin vom Rad der Zeit hier vergessen wie der Rotbart im Kyffhäuser, warte und warte auf Dinge, die nimmer kommen."

Bismarck hat gleich dem alten Stechlin die starke Empfänglichkeit und das Behagen an Situations- und Typendrolerie und satte Freude, solche Impressionen in schnellem, karrikaturistischem Umriß festzuhalten, wie den „Herrrn v. Krrrusensterrrn, russischen Marrrineoffizierrr" mit den zwei Söhnen von fünf und sieben Jahr, und dem Töpfchen, auf dem er sie abhielt („was recht häufig vorkam, sonst schien er ein guter Mann zu sein"), oder die „höhere Geschäftsdame mit zwei Kammerjungfern, stolipinschem Zobelpelz, russischer, französischer, englischer Konversation", die aber seiner Meinung nach aus der „Reezen Jasse" stammt.

* * *

Doch zu Zeiten grollt es wie ein Donnerschlag durch die behaglich ausgemalte Szene. Der Vulkan regt sich, und mit elementarer Wucht bricht Bismarcksche Leidenschaft durch das stille Gehege. Alles kann er meistern, nur den jähen Zorn nicht und den Haß. Und was er haßt, davon kann er nicht in ruhigem Ton sprechen, da muß er sich entladen, und da stürzen Worte aus seinem Munde voll Unerbittlichkeit und Verdammnis, wie von einem Propheten des alten Bundes, den der Rachegott gesendet hat, der Welt zu fluchen. Und sein Zorn ist furchtbar prächtig wie Hebbelsche Nibelungenhelden.

„Gestern war ich im Friedrichshain", schreibt er 1849, „und nicht einmal den Toten konnte ich vergeben, mein Herz schwoll von Bitterkeit und Gift über die Meuterer, die Verbrecher, die Mörder, mit deren Gräbern die Berliner noch heute Götzendienst treiben". Und darauf wie im Selbstbesinnen: „Was hast Du mit jenen zu thun, daß ich Dir davon schreibe".

Und ehern klingt seine Stimme, als er von den ungarischen Rebellen spricht: „das Blut der Gemordeten, die eingeäscherten Städte, die verwüsteten Provinzen rufen dem Kaiser von Österreich zu, daß ihm Gott das Schwert der Obrigkeit verliehen hat! Das weichliche Mitleid mit dem Leibe des Verbrechers trägt die größte Blutschuld der letzten sechzig Jahre".

Diese Fähigkeit des Hassens bestimmt auch seine persönlichen Gefühle und ist so stark und alles überwiegend, daß er bei der Schilderung seines Duells mit Vincke (wegen eines Konflikts in der Kammer 1852) an Johanna auf das letzte rückhaltlose nach Luft ringende Bekenntnis nicht verzichtet: „Gott verzeih mir die schwere

Johanna von Bismarck.

Frankfurt a. M. Frühjahr 1859.

(Aus: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin."
Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.)

Sünde, daß ich seine Gnade nicht sogleich erkannte, aber ich kann nicht leugnen, als ich durch den Dampf sah und mein Gegner aufrecht stehen blieb, hinderte mich eine Empfindung des Mißbehagens in den allgemeinen Jubel, der Bodelschwingh Thränen vergießen ließ, einzustimmen; die Ermäßigung der Forderung war mir verdrießlich, und ich hätte das Gefecht gern fortgesetzt."

* * *

Alle diese Briefe haben eine religiöse Untermelodie, und der Name Gottes wird in ihnen oft geführt.

Daß diese religiöse Wendung erst mit der Werbung eintritt, das geht aus den offenen Worten Bismarcks selbst hervor, der seiner Braut schreibt, wie er kurz nach der Bekehrung in Stettin unter trinkende, spielende Freunde fällt, mit einem halben Dutzend schlesischer Grafen ihre Gesundheit „in dem brausenden Saft der Traube von Sellery" trinkt, und wie ihn da die alten, trunkfesten Zechgefährten „ernst und nachdenklich, mit mitleidiger Besorgnis" ansehn, „wie einen lieben Freund, den man für verloren hält". Ein Arnim wird ganz weich vor Sorge, er möchte nun wirklich „fromm" werden, und der derbere Wilhelm Ramin sagte sehr deutlich und ungeniert: „Na, in Reinfeld würde ich an Deiner Stelle auch so sprechen, aber daß Du glaubst, Deinen ältesten Bekannten etwas aufbinden zu können, das ist lächerlich".

So einfach, wie diese braven, unkomplizierten Kumpane werden wir uns diese religiöse Phase Bismarcks nicht zurechtlegen dürfen.

Es scheint zweifellos, daß die Atmosphäre des Puttkamerschen Hauses nicht ohne ernstlichen Einfluß auf dies Weltkind mit der toll verbrachten Jugend gewesen ist. Das Organ der Gläubigkeit hatte er, das zeigen tiefe und ernste Worte aus späterer Zeit, wo er von den Jahren spricht, „die wir zubringen wie ein Geschwätz". „Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe, sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich und die Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde".

Seine persönliche Form des Glaubens fand er aber erst allmählich. Zunächst reagierte er, der auch an innerer Leere und deprimierter Stimmung leiden konnte und über Byronsche Gedichte: „kalt und warm ins Nichts blicken", auf diese unbeugsame fest sich stützende Frömmigkeit des neuen Heims, das ihm in der Wüste aufging. Wir können uns Bismarck zu jener Zeit vielleicht ähnlich dem jungen Goethe vorstellen, der mürbe, ausgebrannt von Leipzig nach Frankfurt heimfindet und sich in die weiche Ruhe des Pietismus der „schönen Seele" einhüllte. Vieles aus der Terminologie dieser Zeit des Novizentums im Herrendienst bleibt lange haften. Und wir sehen diesen Recken oft den Gottesrittern auf alten Bildern gleichen, die die geharnischten Hände mit dem Kreuzschwertgriff über die Bibel legen. Und ihn, der in keiner Stimmung ein Lauer war, sondern immer jäh, inbrünstig, vibrierend, faßt auch seine Religiosität zu Zeiten mit aufwühlender Leidenschaft, daß er sich, ein christlicher Ritter, tief unter der Last der Sünden beugt. Vor dem Abendmahl fühlt er sich so in den Tiefen des Herzens durchrüttelt, daß er „fast hoffnungslos und hilflos wird", weil er sich unwürdig fühlt. An Ulrich Hutten, wie Conrad Ferdinand Meyer ihn gemalt, denkt man dabei, an den Hutten, heidnisch und christlich zugleich, Weltkind mit brausenden Pferden auf Schwager Chronos Wagen, das Schwert geschliffen wie das Wort, der Diplomat und

Soldat war und schließlich ein in sich Gewandter, der auf das Leben zurückblickt, wie auf ein verhalltes Gelächter:

An hellen Tagen liebt in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;
Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
Das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.
Je länger ich betrachte, wird die Last
Mir abgenommen um die Hälfte fast;
Denn statt des einen leiden unser zwei,
Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Aber nicht die einzige Form Bismarckschen Glaubens ist das. Dieser Vielgestaltige ist auch in den religiösen Stimmungen nicht ohne Wechsel.

Sehr irdisch vernunftmäßige Erwägungen können dominieren. Dann protestiert er sehr energisch gegen die Puttkamersche Gläubigkeit, die in Krankheitsfällen die Hoffnung auf Gottes Hilfe der ärztlichen Konsultation vorzieht: „Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Menschenhilfe, die Gott bietet, und scheue in diesem Fache keine Kosten".

Zu anderen Malen wieder behandelt er den primitiven Kinderglauben seiner Frau mit einer überlegenen Bonhommie und rät ihr gut zu, „Gott zeigt uns die Zuchtrute wohl, die er für uns in Bereitschaft hält", aber er „steckt sie wieder hinter den Spiegel".

Viel wesentlicher aber sind die Stellen, wo Bismarcks Künstlertum wieder auch in der Religiosität zu Tage tritt. Wie alle ästhetischen Menschen bekennt er eine Schönheitsneigung zum Katholizismus. Der protestantische Gesang mit den falschen Tönen und der „recht bürgerlichen Berlinschen" Aussprache degoutiert ihn, und er schreibt mit derselben großartigen Offenheit, mit der er seine allerevangelischsten Stunden der Andacht geschildert, in dieser Stimmung: „Es ist mir lieber bei guter Kirchenmusik, von Leuten, die es verstehn, gemacht, zu beten für mich und dazu eine Kirche zu haben, wie die Teinkirche inwendig war, und Morlachische Messen, mit weißgekleideten Priestern im Dampf von Kerzen und Weihrauch, das ist doch würdiger, nicht wahr, Angela?" Und derselbe Ästhet schreibt das Vaterunser italienisch auf, weil das „melodischer" klingt.

Der Glaube, bei dem Bismarck schließlich landete, hatte nichts von der gebeugten Stubenandacht des Puttkamerschen Hauses und auch nichts von jener vorübergehenden ästhetischen Religiosität. Seine Gottesvorstellung war nicht so frei und weit wie die Goethesche. Sie hatte ein persönlicheres Gesicht. Aber etwas Pantheistisches war auch in ihr. Bismarck fühlte das Ewige im Endlichen und nirgends tiefer als in der umzogenen Enge seiner häuslichen Welt, und sein Bekenntnis lautet nun:

„Gott, Du und die Kinder ... Wehmut, Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wiese, Dir und den Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethovenscher Symphonie vermischt ..."

Ruskin und die Frauen.

Von

A. Wilmersdoerffer.

Nachdruck verboten.

England ist die Heimat der Frauenemanzipation. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts schon verlangte eine englische Frau, Mary Astell, die geistige Gleichstellung der Geschlechter; hundert Jahre später, im Jahre 1792, veröffentlichte Mary Wollstonecraft ihr merkwürdiges Buch, Vindication of the Rights of Woman, das einen unauslöschlichen Eindruck machen mußte, weil hier zum erstenmal eine Frau in der Sprache des Herzens Wahrheiten über ihr Geschlecht verkündigte und für sich und ihre Mitschwestern Rechte forderte, deren Vorenthaltung nur zum Schaden der Gesamtheit durchgesetzt werden kann. „Indem ich für die Rechte der Frauen eintrete", schrieb sie in der an Talleyrand-Perigord gerichteten Widmung, die sie ihrem Buch voraussschickte, „baue ich mein Hauptargument auf den einfachen Grundsatz auf, daß die Frau, wenn sie durch Erziehung nicht zur Gefährtin des Mannes herangebildet wird, den Fortschritt des Wissens und der Tugend aufhält. Nur wenn die Wahrheit allen gemeinsam ist, kann sie Einfluß gewinnen auf die allgemeine Handlungsweise; und die Frau kann nur dann zur Mitarbeiterin des Mannes werden, wenn sie weiß, warum sie tugendhaft sein soll; wenn Freiheit ihre Vernunft gekräftigt hat, so daß sie ihre Pflicht begreift und einsieht, in welcher Verbindung ihre wahre Wohlfahrt mit der Tugend steht."

Was zur Zeit der Mary Wollstonecraft noch als ferner Zukunftstraum erscheinen mußte, das hat sich heute in England erfüllt, und mehr als sonstwo in Europa ist dort die Frau im öffentlichen und im privaten Leben die Geistesgenossin und die Mitarbeiterin des Mannes geworden. Das findet seinen unverkennbaren Ausdruck in der Art und Weise, wie die Geschlechter dort miteinander verkehren. Die ängstlich formelle, geschraubte Höflichkeit, die Männer im Umgang mit Frauen der oberen Klassen anderwärts noch heute zur Schau tragen, ist fast gänzlich verschwunden, und Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen begegnen sich mit der Freiheit, der ruhigen Sicherheit, die auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruht.

In erster Linie ist die bevorzugte Stellung der Frauen Englands wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß eine Frau dort seit mehr als sechzig Jahren den Königsthron einnimmt. In einem Lande, in dem schon mehrere Generationen von Männern mit dem Bewußtsein aufgewachsen sind, daß eine Frau die höchste Staatsgewalt verkörpert, findet der Gedanke der Gleichberechtigung naturgemäß leichter Eingang, als da, wo jeder Schulknabe weiß, daß ihr Geschlecht Frauen von der Thronfolge ausschließt. Und der englische Bürgersmann, der zu seiner Königin aufblickt, liebt und verehrt in ihr gleichzeitig auch die Frau. Die Verherrlichung ritterlichen Frauendienstes, wie sie die englische Kunst und Litteratur unserer Zeit aufweisen, entspringt wohl zum Teil jenem loyalen Gefühl. Daß hervorragende Dichter und Künstler, die unter der Regierungszeit der Königin lebten, den Frauen in einem neuen, reineren Geist huldigten, daß Tennyson und Browning die Liebe verkündigten, die emporhebt und die Seelen eint, und Burne-Jones in den wunderbaren weiblichen Gestalten, die er auf die Leinwand bannte, die Frauenseele in ihrer mystisch bedeutungsvollen Vornehmheit enthüllte, das verleiht dieser Regierungszeit einer Frau unvergänglichen Glanz, und spätere Geschlechter werden vielleicht in dem Zeitalter der Königin Viktoria die Geschichtsperiode sehen, die den Frauen zuerst die richtige Wertschätzung, die rechte Anerkennung brachte.

Die Frauenbewegung hat in England freilich so gut wie anderswo den Zorn des Durchschnittsmannes erregt, der seine Oberherrlichkeit bedroht sah. Dagegen haben

sich aber, weil die Zeit dort reif war, unter den auserwählten Vertretern des starken Geschlechts Anwälte gefunden, die die Denkweise zu Gunsten der höher strebenden Frauen beeinflußt haben. Ist doch das Werk des englischen Philosophen John Stuart Mill, „die Hörigkeit der Frau," das unübertreffliche Textbuch aller Frauenrechtler geworden. Und mehr noch als die Forderungen des abstrakten Denkers haben die Leben und Liebe atmenden Worte John Ruskins in vielen tausend Männer- und Frauenherzen die Überzeugung geweckt, daß die besten Früchte der Civilisation nur in gemeinsamem Streben errungen werden können, daß die schönere Zukunft nur aus dem friedlichen Zusammenwirken beider Geschlechter hervorblühen kann.

Er war ein gar gewaltiger Geist, dieser John Ruskin, der zugleich Ästhetiker und Ethiker, Künstler und Kunstkritiker, Universitätsprofessor, praktischer Reformer und Wanderprediger gewesen. Eine seltne Vereinigung von Güte und Größe fand sich in ihm; sein Einfluß erstreckte sich auf fast alle Gebiete menschlicher Thätigkeit, und seine geistige Herrschaft umfaßte gleichmäßig Kunst und Leben. Dasselbe Leben, das Philosophen und Schwärmer oft so armselig finden, ihm erschien es voll wunderbarster Möglichkeiten; er hatte den unendlichen Reichtum, die köstlichen Schätze erkannt, die dem gehören, der das Schöne und das Erhabne dieser Welt zu erfassen gelernt; sein ganzes Streben ging dahin, die unerschöpfliche Daseinsfreude, die er für sich entdeckt, den andern mitzuteilen. Sein Geist war kein schaffender, sondern ein erkennender; die Natur, die ihm Schöpferkraft versagt, hatte ihm dafür die Gabe verliehen, alles Seiende und Werdende, Natur und Menschenwerk in einem neuen Licht zu sehen; sie hatte ihm gleichzeitig einen nimmer rastenden Geist, ein heiß empfindendes Herz und ein unendlich fein organisiertes Gewissen gegeben — so mußte er zum Erzieher allergrößten Maßstabes werden, und er, der zu Beginn des anbrechenden Jahrhunderts dahingegangen, hat in seinem Vaterland dem verflossenen Jahrhundert den Stempel seines Geistes unverwischbar aufgedrückt. Es geht eine mächtige Anziehungskraft von seinem Wesen und seinen Worten aus, die jedem fühlbar wird, der seine Schriften mit offenem Herzen aufnimmt, und er weiß alle, die in den Bannkreis seiner Ideen treten, unwiderstehlich festzuhalten; weil er sich nicht nur der Gedanken zu bemächtigen, sondern auch die Gewissen aufzurütteln weiß; weil er über Thun und Denken Rechenschaft verlangt.

Es soll hier weder auf seine kunstkritische noch auf seine sozialreformatorische Thätigkeit näher eingegangen werden. Er hat auf beiden Gebieten in einer Weise anregend gewirkt, wie vielleicht noch nie vor ihm ein einzelner. Im Anschluß an seine ästhetische Thätigkeit hat sich die Wandlung im englischen Kunstgeschmack vollzogen, die unter anderm zur Auferstehung des Kunsthandwerks geführt hat. Seine genialen Beiträge zur sozialen Ethik aber, in denen er den Beweis erbrachte, daß Gerechtigkeit und Nächstenliebe erhaltend und der Eigennutz zersetzend auf den Staatshaushalt und das Individuum wirken, haben nicht allein den Glauben an das damals herrschende Prinzip des laissez faire zerstören helfen; er hat vielmehr so gut verstanden, auf uraltem, unerschütterlichem Fundament das Neue aufzubauen, daß es ihm sogar gelungen ist, in den Herzen seiner im Materialismus erzogenen Zeitgenossen die Flamme der Begeisterung für soziale Ideale zu entfachen.

Diese flüchtige Andeutung über seine allgemeine Wirksamkeit muß hier genügen, wo des weiteren nur seine Ideen über die Mission der Frau besprochen werden sollen. Die ruhige Selbstbeherrschung und opfermutige Liebeskraft der Frau, ihr klares Urteil, das nicht so leicht durch blinde Leidenschaft getrübt werden kann, gaben ihr in seinen Augen, in den Dingen des täglichen Lebens das geistige Übergewicht, und er sah ihre Bestimmung darin, Beraterin und Führerin der Männer zu sein. Stellte er doch einst in einem öffentlichen Vortrag die kühne Behauptung auf, daß kein Mann auf Erden ein rechtmäßiges Leben geführt, der nicht durch Frauenliebe geläutert, durch Frauenmut gestärkt und von Frauentakt geleitet worden wäre. Ob er in der Lage war, sich in dieser wie in andern Fragen ein Urteil zu bilden und verstanden hat, seine Anschauungsweise über die Frauen zu begründen, darüber mögen die folgenden flüchtigen Andeutungen oberflächlich Aufschluß geben.

Seine Größe lag vorzugsweise in der vornehmen Reinheit, sowie in der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner reichen Natur. In seinem Wesen vereinigte sich die Energie und Geisteskraft des Mannes mit dem reichen Empfindungsvermögen der Frau; er hatte sich die Vermächtnisse der Vergangenheit in ganz einziger Weise zu eigen gemacht, und sein historisches Bewußtsein umfaßte gleichmäßig Gegenwart und Zukunft. Aus seinem gewaltigen, klaren und doch so bilderreichen Stil spricht deutlich seine positive Weltanschauung; er trug ein Bild der Gesamtheit in der Seele und erfaßte die Einheit, sein inneres Auge schaute Zweck und Ziel. Deshalb verdient sein Wort in allen großen Menschheitsfragen gehört zu werden. In der Frauenfrage aber war sein Wort noch von ganz besonderer Bedeutung, weil er dem Wesen der geistig und moralisch hoch stehenden Frau ein viel klareres Verständnis entgegenbrachte, als die Mehrzahl auch der auserwählten Männer; denn, wie schon oben angedeutet, war er mit diesen Frauen gemütsverwandt und stand ihnen durch den Reichtum und die Zartheit seines Seelenlebens nah. Dazu kommt, daß er seltne Gelegenheit hatte, gute Frauen der verschiedensten Klassen kennen zu lernen und zu beobachten. Er ist in den Hütten der Armen in England, der Schweiz und Italien als Freund und Helfer aus- und eingegangen. Er hat aus Liebhaberei und Interesse an der Sache einst in einer Mädchenschule eine Zeitlang Unterricht und Spiel geleitet, und in seinem prächtigen Buche Ethics of the Dust, das in Gesprächsform geschrieben ist, nicht nur seine überaus anregende und fesselnde Lehrmethode, sondern auch sein feines Verständnis für die Charaktere seiner Schülerinnen dargethan. Außerdem hat er zusammen mit Miß Octavia Hill, einer der Besten ihres Geschlechts, durchaus geglückte Armenbehausungsversuche im Osten von London gemacht und ist in seinem spätern Leben der Gewissensrat gar vieler einfacher und vornehmer Frauen gewesen, die zu ihm aufblickten wie zu einem Heiligen. Eine strenge und weise Mutter hat ihn, ihren Einzigen, zwar heiß geliebt, aber in ihrer puritanischen Weise fast lieblos behandelt und zu striktem Gehorsam erzogen. Wie sehr er aber auch geistig über diese strenggläubige Mutter hinauswuchs, er blieb ihr treu ergeben bis zu ihrem Tode; und in seinem letzten Werk, Praeterita, in dem er die Geschichte seines Lebens erzählte, wies er wiederholt darauf hin, daß er der Mutter Zucht und ihrer Art, ihn mit der Bibel vertraut zu machen, das Beste zu danken gehabt habe, was an ihm gewesen. Von der schmerzlichsten Erfahrung seines Lebens, von dem Verrat, den seine Frau an ihm begangen, schweigt er selbst in seiner Autobiographie. Er ist von den Frauen geliebt und angebetet, gekränkt und verraten worden, aber wie in allen andern Dingen, so ist er auch hier reinen Sinnes und gerecht geblieben. In seinem berühmten Buch Sesame and Lilies, das, ebenso wie seine sozialpolitische Schrift Unto this Last, eines der gelesensten Werke der neueren englischen Litteratur ist, hat er überlegnen Geistes die Summe seiner Erfahrungen gezogen und seine Ideen über die Mission der Frau niedergelegt.

Das Buch enthält zwei Essays — ursprünglich waren es Vorträge, die er wiederholt gehalten —, von denen der erste, King's Treasuries, den Wert der größten Geisteswerke und der zweite, Queen's Gardens, den Wert der guten Frauen behandelt; oder, wie Ruskin selbst in seiner Einleitung schreibt, es wird hier „die Majestät des Einflusses dargethan, der von guten Büchern und von guten Frauen ausgeht, wenn wir gelernt haben, wie wir lesen und wie wir ehren sollen". Und er bemerkt dann weiterhin, daß die beste Kraft eines Mannes in seinem Schaffen, in seiner intellektuellen Arbeit, die der Frau aber in ihrem täglichen Wirken, in ihrer Gemütsart liege. Deshalb soll jede Frau, die stark im Geist und reinen Herzens ist, den Einfluß ihres Wesens nicht nur in ihrem eignen Heim, in dem sie klug und milde herrschen soll, sondern auch im weitern Kreise zur Geltung bringen dürfen. Um seiner Anschauung, daß die Frau zur Führerschaft bestimmt sei, Nachdruck zu verleihen, liefert er zu Beginn von Queen's Gardens den Beweis, daß diese Ansicht von den größten und den einsichtsvollsten Dichtern aller Länder und Zeiten geteilt worden ist. Er weist darauf hin, daß Shakespeares vollendetste Dramen nicht einen Helden geben; Einfalt oder Eitelkeit, Ungeduld, Weltfremdheit und abstrahierende Indolenz beeinträchtigen die Kraft

seiner Männer und bringen sie zu Fall. Dagegen giebt es kaum ein Shakespearesches Stück, in dem nicht eine vollendete Frau zur Darstellung käme. „Fest und stark, in ernster Hoffnung, unfehlbar sich ihres Ziels bewußt," sind sie fast makellos und bringen den Typus höchsten Heldentums zum Ausdruck. Auch wird die Katastrophe stets durch die Thorheit oder den Fehler eines Mannes herbeigeführt; wo die Erlösung kommt, erfolgt sie durch die Weisheit und die Tugend einer Frau. Es giebt nur ein Shakespearesches Stück, in dem einem schwachen Weibe eine wichtige Rolle zuerteilt wird, und hier wird ihre Schwäche zum Verhängnis; weil Ophelias Kraft im kritischen Moment versagt, weil sie Hamlet keine Führerin sein kann, als er ihrer Leitung am dringendsten bedarf, deshalb muß das Schicksal ihn und sie ereilen. Schließlich deutet Ruskin an dieser Stelle darauf hin, daß die drei weiblichen Bösewichter Lady Macbeth, Regan und Goneril, die Shakespeare als Hauptcharaktere geschildert, als fürchterliche Ausnahmen allen Naturgesetzen ins Gesicht schlagen und in dem gleichen Maße verderblich wirken, in dem sie ihre weibliche Bestimmung, das Gute zu wollen, verraten haben.

„So lautet mit vollster Klarheit Shakespeares Zeugenschaft über den Charakter der Frauen und über ihre Stellung im menschlichen Leben," schreibt Ruskin. „Er stellt sie dar als unfehlbar treue und weise Berater — unbestechlich, gerechte und reine Vorbilder —, stets stark genug zu läutern, selbst wenn sie nicht retten können." Und er begnügt sich nicht mit Shakespeares Zeugenschaft. Unter den Geringeren der Großen seines eignen Vaterlandes, die in diesem Punkte seiner Meinung waren, nennt er Walter Scott; dann führt er Dantes Beispiel an, der seine unsterbliche Dichtung zum Preise der toten Geliebten geschrieben, von der er seine Seele behütet glaubte. Er citiert das Lied eines ritterlichen Sängers des dreizehnten Jahrhunderts, der davon singt, wie er im gehorsamen Dienste der geliebten Frau vom wilden Tier zum reinen Menschen ward; er deutet darauf hin, daß selbst in Griechenland, wo der unmittelbare Einfluß der Frauen ein so beschränkter gewesen, dennoch in den Dichtungen die weiblichen Charaktere, wie Andromache, Penelope, Cassandra, Antigone, Iphigenia und Alcestis, den Typus schönster Menschlichkeit verkörpern; daß die Ägypter, das weiseste Volk des Altertums, dem Geist der Weisheit weibliche Gestalt verliehen, und daß diese Göttin der Weisheit von den Griechen übernommen wurde, die im gehorsamen Glauben an Athene die größten Geisteswerke schufen, die die Welt bis auf den heutigen Tag besitzt.

Die alltägliche Meinung ist nun aber, daß die Frau nicht führen, ja, daß sie nicht einmal selbständig denken soll, sagt Ruskin und frägt dann: „Täuschen sich nun alle diese Großen, oder täuschen wir uns? Haben Shakespeare und Aeschylus, Dante und Homer nur Puppen für uns aufgeputzt? Oder, schlimmer noch, haben sie uns unnatürliche Visionen vorgeführt, deren Verwirklichung, wenn sie überhaupt möglich wäre, Anarchie in jeden Haushalt und Verderben allen unsern Gefühlen brächte? Wenn ihr das selbst glauben könnt, so müßt ihr dennoch die Zeugenschaft der Thatsachen annehmen, die das menschliche Herz ablegt." Und er führt aus, daß es der natürliche Impuls jedes edlen Jünglings ist, dem Mädchen, das er liebt, blind zu gehorchen, daß da, wo treuer Glaube, reine Liebe im Herzen des Mannes fehlen, launische Leidenschaft und sinnliche Begierde herrschen müssen. Liegt doch in dem beglückenden Gehorsam, den der Jüngling der reinen Geliebten seiner Jugend leistet, seine beste Kraft und zugleich die sicherste Gewähr der Beständigkeit in dem, was er Bestes erstrebt. Niemand, meint Ruskin, wird das in Frage stellen; wie aber mit der weit verbreiteten Ansicht, daß die Rollen in der Ehe vertauscht werden müssen und die Frau nunmehr Gehorsam leisten soll? „Seht ihr nicht," antwortet Ruskin, „wie unedel diese Auffassung ist und zugleich wie unvernünftig? Fühlt ihr nicht, daß die Schließung einer echten Ehe nur den Übergang bedeutet, der den vorübergehenden Dienst zu einem unermüdlichen und die wandelbare Liebe zu einer unvergänglichen stempelt?"

Jedoch nur die Führerpflicht nimmt Ruskin für die Frau in Anspruch; das Bestimmungsrecht soll und muß in der Hand des thatkräftigeren Mannes bleiben. Gerade darum aber ist es so unendlich wichtig, daß die Frau zu führen wisse, und sie wird es dann nur wissen, wenn Erziehung ihr die Welt großer Gedanken und

Gefühle erschlossen, wenn ihr Blick frei, ihr Geist klar und ihr Herz voll warmen Mitgefühls ist. Das Gesamtwohl der Menschheit hängt deshalb davon ab, daß die Erziehung der Mädchen ebenso ernst genommen werde wie die der Knaben. Beide sollen sie aufs weiseste auf den zukünftigen Lebensberuf vorbereitet werden, damit sie späterhin im stande seien, ihre Bestimmung zu erfüllen, die, nach Ruskin, für beide Geschlechter darin besteht, Glück zu empfinden und Glück zu verbreiten. Im weiteren Verlauf von Queen's Gardens geht er dann näher auf die Mädchenerziehung ein. Wie er sie sich denkt, wird man am besten in seinem Buch selbst nachlesen; nur darf man dabei nicht vergessen, daß er in Queen's Gardens nur von den Frauen der oberen Klassen spricht, von deren Einfluß und Wirken er sich mit der Zeit die Befreiung ihrer armen Mitschwestern aus Not und Schmach, ja, Erlösung von allen sozialen Übeln verspricht.

„Ihr erzieht eure Mädchen, als wären sie dazu bestimmt, in euren Zimmern zum Schmuck aufgestellt zu werden und klagt dann über ihre Oberflächlichkeit. Gebt ihnen die gleichen Vorteile, die ihr ihren Brüdern gewährt — wendet euch an die gleichen mächtigen Instinkte der Tugend, die auch ihnen innewohnen; lehrt auch sie, daß Mut und Wahrheit die Stützen ihres Wesens sind: — glaubt ihr, sie würden diesen Anforderungen nicht genügen, da sie selbst jetzt schon wahr und tapfer sind, obgleich das ganze System der Gesellschaft, soweit es ihre Einführung ins Leben betrifft, verrottete Feigheit und Betrug ist? Feigheit ist es, daß ihr nicht wagt, sie leben und lieben zu lassen, anders als eure Nachbarn es wünschen; Betrug ist es, daß ihr unsern Mädchen, aus Gründen, die unserm eignen Hochmut dienen, den vollen Glanz verächtlichster, weltlicher Eitelkeit vor Augen rückt, zu einer Zeit, da das ganze Glück ihrer Zukunft davon abhängt, daß sie nicht verblendet werden."

So schrieb Ruskin vor sechsunddreißig Jahren, und wenn seine Worte auch heute noch nur allzu treffend sind, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Mädchenerziehung in England seit jener Zeit sehr viel ernster genommen wird, daß sich der Frauen Sinn vertieft und ihr Gesichtskreis sich unendlich erweitert hat. Am Schluß von Queen's Gardens bietet Ruskin dann noch seine ganze hinreißende Beredsamkeit auf, um die Frauen zu beschwören, daß sie in Zukunft die wahrhaft königliche Macht, die ihnen über die Gemüter ihrer Männer und Söhne zu Gebote steht, zum Guten anwenden möchten; daß sie ihre Interessen nicht länger auf das eigne Heim beschränken, sich nicht länger feige abschließen möchten von der Welt und dem Leben, sondern danach streben, zu Wissenden zu werden, damit sie zu Helfenden werden können; und er sagt voraus, daß sie ihre heiligen Pflichten den Armen und Verlassenen, den Tausenden von unglückseligen Kindern gegenüber, die ihres Schutzes und ihrer führenden Liebe bedürfen, nicht länger vernachlässigen werden, wenn sie sich erst entschlossen haben werden, die künstliche Schutzwehr, die Gewohnheit und Konvenienz um sie gezogen, zu beseitigen und Elend und Not mit eignen Augen zu sehen.

In dieser Weise suchte er den Frauen seiner Heimat die Stellung zu sichern, die er ihnen zuerkannte und ihrem Streben Ziel und Richtung anzugeben. Unter den Jünglingen und Mädchen, die in London und Oxford vor zwanzig, dreißig Jahren gemeinsam andächtig seinen Vorträgen lauschten, in denen er mit überwältigender Überzeugungskraft seine Religion der That verkündigte und von jenem echten, wahren Gottesdienste sprach, der in barmherzigem Menschendienst besteht, sind gar manche gewesen, die als thatkräftige Männer und Frauen sich vereinigt haben zu segensreichem Thun, die im Zusammenwirken, in der Gemeinsamkeit selbstloser Interessen ihren gegenseitigen Wert erkennen lernten, kurz — die das Lebensideal des schwärmerisch verehrten Lehrers verwirklicht haben. Wie in der sozialen, so ist Ruskin auch in der Frauenfrage zum Apostel des Fortschritts und Friedens geworden; und überall, wo sich heute Geist und Hände der gebildeten Frauen im Dienst der öffentlichen Wohlfahrt rühren, wo der Instinkt der Mutterliebe, zum Segen der Gemeinde, mächtig über den engen Rahmen der Familie hinausgewachsen ist, da erfüllt sich seine Prophezeihung, da mindern sich Laster und Elend, und die Morgenröte einer schönern Menschlichkeit bricht an.

Hans, unſer Doktor.

Von

Max Hoffmann.

Nachdruck verboten.

Ein ungeheurer Lärm war in der Klaſſe. Man erwartete zwar jeden Augenblick die Ankunft des Profeſſors Hedemann; aber die meiſten dieſer hoffnungsvollen Obertertianer hatten ihre Plätze verlaſſen und ſtanden in Gruppen an den Fenſtern oder neben den Tiſchen. Der kleine Hinze ſchlug in regelmäßigem Takt mit ſeinem Cäſar auf den Tiſch, daß es jedesmal einen Knall wie ein Piſtolenſchuß gab, und der dicke Beiersdorff beluſtigte ſich damit, Papierrollen vermittelſt einer Gummiſchnur gegen die hinten hängende Landkarte zu ſchießen. Die Eifrigeren hatten die Köpfe zuſammengeſteckt und gingen noch ſchnell und unter Benutzung einer kleinen ſchmutzigen „Klatſche“ das heute zur Überſetzung herankommende Stück durch, während der Primus im Bewußtſein guter häuslicher Präparation im Klaſſenbuch ruhig einige Linien zog. Außer ihm war noch ein Schüler da, der ſich nicht an dem lauten Geſpräch und dem Spektakel beteiligte, ein neu Angekommener, der erſt geſtern beim Direktor angemeldet war und heut zum erſtenmal dieſe Klaſſe betreten hatte. Der Rock mit den langen Schößen, die Mütze, die er ſtatt des allgemein getragenen Hutes aufgehabt hatte, und ſeine friſchen Wangen verrieten, daß er kein Großſtadtkind war, die Schüchternheit in ſeiner Haltung ließ durchblicken, daß er aus kleinen Verhältniſſen ſtammte. Sein übermäßig großer Kopf, den er wohl wegen ſeiner Schwere etwas nach vorn geneigt hielt, hatte ihm von Seiten des witzigen Löwenberg ſofort den Beinamen „Bouillonkopf“ eingetragen, was ein Gelächter verurſachte, von dem bärbeißigen Jäſchkat aber mit der Bemerkung „wird wohl mehr Waſſer als Bouillon drin ſein“ zurückgewieſen wurde.

Plötzlich ſtürzte Beißert, der an der kaum merklich geöffneten Thür Wache gehalten hatte, auf ſeinen Platz; ſeinem Beiſpiel folgten alle anderen, und in der Öffnung erſchien die kurze Geſtalt Profeſſor Hedemanns. Seine Blicke glitten befriedigt über die ruhig daſtehenden Jünglinge, und nachdem einer die Thür hinter ihm geſchloſſen und ein anderer ihm Hut und Mantel abgenommen, trat er würdevoll bis zum Katheder. Der Primus ſprach mit unglaublicher Geſchwindigkeit ein Gebet, und mit dem feſtſtehenden „Nun!“ — woher der Profeſſor den Spitznamen „Nunne“ hatte — ſollte die Stunde beginnen. Der Primus aber war ſtehen geblieben und meldete: „Herr Profeſſor, es iſt ein Neuer da!“

Der Oberlehrer rückte ſeine goldene Brille zurecht, muſterte die Schüler, und ſeine Blicke blieben an dem aufgeſtandenen Neuling haften.

„Wie heißen Sie?“

„Schmidtchen.“

„Wo waren Sie auf dem Gymnaſium?“

Schmidtchen nannte eine kleine Stadt Oberſchleſiens, und der Profeſſor fuhr fort: „Nun zeigen Sie mal, was Sie können. Sie haben doch Cäſar geleſen?“

„Ja, Herr Profeſſor.“

„Alſo fünftes Buch, ſechsunddreißigſtes Kapitel!“

Er hörte eine Weile zu und ſagte dann mißmutig: „Sie können ja ſo gut wie gar nichts! Sie ſind gar nicht reif für unſere Klaſſe. Haben Sie Ihr Zeugnis da?“

Schmidtchen ſuchte in ſeiner Mappe und brachte das Gewünſchte hervor.

„Ja,“ bemerkte der Profeſſor, nachdem er es durchgeleſen, „wir müſſen Sie hier behalten, Sie waren ja dort ſchon in Obertertia.

Nun, Sie müssen sich sehr zusammennehmen, wenn Sie noch in diesem Vierteljahr mitkommen wollen."

Das war freilich leichter gesagt als gethan. Es zeigte sich bald, daß Schmidtchen in allen Fächern arg zurückgeblieben und außerdem ein sehr schwach begabter Schüler war. Seine Extemporalien und Aufsätze wimmelten von Fehlern und waren nach der Korrektur wie besät mit roten Strichen; Mathematik konnte er gar nicht begreifen, in Geschichte und Geographie war er stumm wie das Grab, und selbst der Gesanglehrer sagte: „Schmidtchen, setzen Sie sich hinten hin und hören Sie nur zu! Sie sind ein Brummer und verderben jedes Lied."

Nur in einem Fache war er vorzüglich, das war Zeichnen. Aber der alte Zeichenlehrer Kneller, der beständig Sprachfehler machte, war eine komische Figur, und seine Stunden wurden nur als Belustigungs-Lektionen betrachtet. Viele lachten ihn geradezu aus, besonders seitdem er dem böswilligen Beiersdorff einen Tadel eigenhändig ins Klassenbuch eingetragen und dabei „roh" ohne h geschrieben hatte. „Er hat sich ro betragen," — es wurde während der Pause in der ganzen Klasse herumgegeben und rief unbändige Heiterkeit hervor. Nur nicht bei Schmidtchen, der dem alten Herrn eine stille Verehrung entgegenbrachte. Dieser schmunzelte denn auch nicht wenig darüber, wenn der einzige Jünger, den er hatte, unter seiner Anleitung Bleistift-, Kreide- und Sepiazeichnungen auf dem Reißbrett entstehen ließ, und bald wurde bekannt, daß es der schöne Traum Schmidtchens sei, dereinst ein Maler zu werden. Wenn er darauf kam, wurde er sogar gesprächig und erzählte mit einer gewissen Begeisterung, daß er auch schon begonnen habe, mit Wasserfarben und in Öl zu malen.

Das nutzte ihm aber alles nichts. „Das ist nur ein Sondertalent, und Sondertalente gehen uns bei der humanistischen Bildung, die wir pflegen sollen, nichts an!" erklärte der Direktor, als die Sache in der Konferenz zur Sprache kam, und der Lehrer des Griechischen sagte zu Schmidtchen: „Sie lernen die Verba auf mi niemals! Was wollen Sie eigentlich hier? Aus Ihnen wird ja doch nichts! Gehen Sie ab, werden Sie Anstreicher, Farbenkleckser oder meinetwegen Kellner!"

So ging es in allen Stunden. Er saß fast immer vorn auf der Faulbank und wurde gequält. Der Geschichtslehrer fragte ihn gar nicht mehr; der wegen seiner Grobheit gefürchtete Mathematik-Professor brüllte ihn an, daß die Scheiben klirrten und rüttelte ihn wütend an den Schultern, und selbst der sonst so gemessene Direktor wurde gallig, wenn Schmidtchen schon in der ersten Strophe einer Schillerschen oder Goetheschen Ballade stecken blieb. Am schlimmsten aber hatte er es bei Hedemann. Was dieser an mäßigem Witz und kaltem Hohn besaß, das schüttete er in vollen Schalen über das dicke, runde Haupt dieses Schülers aus, zum Gaudium der Klasse. „Nun sehen Sie mal, wieder nicht präpariert! Natürlich, das haben Sie ja nicht nötig. Ein künftiger Raffael! Nur mit dem Unterschied, daß der auch bekanntlich ein großer Maler gewesen wäre, wenn er keine Hände gehabt hätte, und Sie werden dasselbe sein mit Händen und ohne Gehirn. Großartig! Eine ganz neue Species! Aber das sage ich Ihnen: Nur über meine Leiche geht für Sie der Weg nach Sekunda! Und ich habe ein sehr zähes Leben!"

Wie gern wäre Schmidtchen längst abgegangen, wenn nicht seine Eltern gewesen wären, die trotz seiner siebzehn Jahre immer noch an seine Mission glaubten! Sein Vater, ein kleiner, ehrsamer Schuhmachermeister, hatte ja auf ihn die größten Hoffnungen, den Stolz seines ganzen Lebens gesetzt. Er hatte wohl irgendwo von dem Schuster-Philosophen Jakob Böhme gelesen und phantasierte nun im stillen von seinem Sohn als einstigem großen Philosophen, der mit der Abstammung aus dem Schusterkeller zugleich die hohe Universitätsbildung verbinden und es dadurch zu etwas Unerhörtem bringen sollte. Als der Knabe kaum reden konnte, hieß er bei den Eltern schon allgemein „Doktor" und wurde vom Vater nie anders gerufen. Zuerst brachte er auch gute Censuren heim, was den Vater in seinen Ansichten bestärkte; bald aber fing es an, schwächer zu werden, und als die Familie nach Berlin gezogen war, ging es mit den Leistungen des Sohnes reißend bergab. Nur der Vater wollte nichts davon merken. „Das

sind so Übergänge," pflegte er zu sagen, „es wird schon wieder werden. Hans hat ja doch Begabung und Fähigkeiten im Kopf. Hat sich nur durch das verflixte Zeichnen und Malen ein bißchen vernachlässigt. Das hat aber gar keinen Zweck, das muß er lassen. Latein, das ist die Hauptsache, und wer das kann, kommt nicht bloß durch die ganze Welt, sondern wird auch ein großer Mann." Und er rief Hans zu sich. „Komm mal her, Doktor! Das Malen hier zu Hause, das laß nur sein."

„Ach, Vater," wagte Hans schüchtern zu antworten, „ich möchte so gern ein Maler werden und habe doch Talent dazu."

„Wer hat das gesagt?"

„Unser Zeichenlehrer, Herr Kneller. Du weißt aus der letzten Censur, daß ich in allen anderen Fächern sehr schwach bin, und ich werde wahrscheinlich nach einem halben Jahr wieder sitzen bleiben."

„Unsinn, Doktor, Unsinn! Du bist doch ein befähigter Mensch und hast einen philosophischen Kopf. Die Kunst geht nach Brot, aber so ein Philosophie-Professor, der hat Ruhm und Geld und alles. Lerne nur tüchtig, dann wird's schon werden! Du bist doch unser Stolz, und Mutter würde sich zu Tode grämen, wenn du umsatteln würdest."

Da war also nichts zu machen. Der Vater betrachtete ihn schon als richtigen Gelehrten, der mit einem Mal sich vom Dienst der strengen Wissenschaft abkehren und ein Jünger der leichtsinnigen Kunst werden wolle, und der Hinweis auf die Mutter, die den klugen Sohn nur mit Bewunderung und zärtlicher Ehrfurcht anzuschauen pflegte, genügte, um Hans verstummen zu lassen. Er mußte sein Joch seufzend weiter tragen zum Ärger der Lehrer und zum Spott seiner Mitschüler.

Allerdings äußerte sich dieser heitere Spott meist nur verstohlen. Denn alle hatten einen bedeutenden Respekt vor Schmidtchens Kraft, nachdem sie erlebt hatten, daß er den Jäschkat, den Stärksten aus der ganzen Klasse, als dieser ihm einen Schneeball mit aller Wucht gegen den Kopf geworfen und dabei seinen Spitznamen gerufen, weidlich durchgeprügelt hatte. Er war wie ein Löwe auf Jäschkat losgestürzt, und ehe dieser noch zur Besinnung kam, lag er auf der Erde und wurde von Schmidtchens Fäusten bearbeitet, bis er himmelhoch um Verzeihung bat. Seitdem ließ ihn jeder zufrieden und hütete sich wohl, ihn zu reizen. Er selber krümmte aus freien Stücken niemand ein Haar und ging gewöhnlich still und langsam nach Hause, während die anderen tobten und sich laut unterhielten. Auch in der Schule war sein Betragen tadellos, und gegen die Lehrer war er von ausnehmender Höflichkeit, was leider nicht einmal gefiel. Hedemann bemerkte sogar: „Schmidtchen, Sie sind ja ein Musterknabe, aber das ist wohl auch ein Zeichen Ihrer inneren Schwäche. Gehen Sie doch ein bißchen aus sich heraus! Werden Sie munter!"

Irgend einer, es hat sich nie feststellen lassen, wer es war, fing da leise an zu singen: „Und sie werden wieder munter!"

„Wer war das?" rief Hedemann.

Niemand antwortete.

„Ich frage noch einmal, wer das war?"

Als wieder alles schwieg, sagte er mit verhaltnem Zorn: „Es kam von hier vorn aus der Gegend, wo Schmidtchen sitzt. Schmidtchen, waren Sie's?"

„Nein, Herr Professor."

Er begann nach einander jeden einzelnen zu fragen und erhielt immer dieselbe Antwort: „Nein, Herr Professor."

„Das ist ja unerhört!" brauste Hedemann auf, „einer hat gelogen, und das ist ja ein schöner Klassengeist. Ich schäme mich, mit solchen Leuten zu thun zu haben. Vorläufig schreiben Sie einen Klassentadel ein, Primus. Ich werde mit dem Herrn Direktor darüber sprechen." Da die Stunde zu Ende war, stürzte er hinaus, und ein Flüstern der Scham und der Entrüstung ging durch die Reihen der Schüler. Sie sahen sich gegenseitig an, und man einigte sich durch Blicke und heimliche Winke, daß es wohl doch Schmidtchen gewesen sein werde, wobei der eigentliche Thäter gewiß am eifrigsten bei der Verbreitung des Verdachts war. Schmidtchen saß ruhig da und bekümmerte sich wenig um die anderen. Was war daran gelegen, wenn er zu seinen vielen Tadeln und Strafen noch etwas dazu erhielt!

In der nächsten Stunde, die Hedemann ebenfalls gab, erschien er sehr feierlich und verkündete, daß sich der Herr Direktor eine

ganz besondere Strafe für die Klasse vorbehalten habe. „Der niederträchtige Feigling," fügte er hinzu, „der sich nicht gemeldet hat, ist schuld, wenn die ganze Klasse darunter leiden muß." Dabei sah er Schmidtchen durch seine scharfen Brillengläser giftig an, stellte sich gerade vor ihn und musterte ihn von oben bis unten. Dieser wurde über und über rot, nagte an der Oberlippe, wiegte sich hin und her, erhob sich plötzlich und sagte mit zitternder Stimme: „Herr Professor, ich kann Ihnen auf Ehrenwort versichern, daß ich es nicht gewesen bin!"

„Ehrenwort? Ehrenwort? Was? Ein Mensch wie Sie, der nie seine Aufgaben erfüllt und faul ist wie das bekannte Tier aus Südamerika, will von Ehre reden? Schweigen Sie überhaupt, denn Sie sind noch gar nicht gefragt! Wie kommen Sie dazu, hier ohne weiteres zu sprechen? Das wäre ja noch schöner, wenn hier jeder das Wort ergreifen wollte, ohne aufgefordert zu sein! Wir sind doch hier nicht in einer Volksversammlung!"

Die Sache wurde amüsant für die Schüler. Das war ja famos! Keiner versäumte es, über Hedemanns Worte zu lachen, denn der hielt sich für eminent witzig und hatte es gern, wenn seine Bemerkungen wirkten. Man fühlte sich schon wieder ganz frei von dem vorherigen Albdruck, da sich das Gewitter auf einen einzigen zu entladen schien. Beißert, der hinten saß, hatte einen Papierpfeil gekniffen, den er unten entlang gegen Schmidtchens Beine werfen wollte. Der Pfeil hatte unglücklicher Weise zu großen Schwung bekommen, prallte an der Bank ab, flog empor, dicht an Hedemanns Kopf vorbei und fiel an der Wand nieder.

Der Professor war starr. Trotzdem er täglich in der Schule sich mit Cäsars Schlachten und dem Heldenmut der Römer befassen mußte, steckte in diesem kleinen, dürren Männchen wenig von der Tapferkeit der Alten.

„Was ist das?" brüllte er entsetzt, daß ihm die Stimme überschlug, „Schmidtchen wirft nach mir! Er insultiert mich! Leugnen Sie nicht! Sie haben schon einmal gelogen, ich glaube Ihnen überhaupt nichts mehr! Unglaublich, diese Frechheit! Er attackiert den Lehrer mit einem Pfeil. Dieser Mensch wagt es, einen Exceß zu verursachen, einen groben Exceß! Augenblicklich nehmen Sie Ihre Sachen und verlassen die Klasse! Kommen Sie nie wieder, Sie sind entlassen! Es ist schon gestern in der Konferenz beschlossen worden, Sie am Ende des Semesters wegen fortgesetzter Faulheit und weil Sie nur ein Ballast für die Klasse und ein Hemmschuh für Ihre Mitschüler sind, zu relegieren. Es sind ja nur noch vier Wochen bis dahin, also können Sie jetzt schon gehen. Ich werde es dem Herrn Direktor mitteilen. Hinaus!"

Schmidtchen erwiderte nichts. Die Augen in seinem vom Blutandrang geschwollenen Gesicht waren ganz klein geworden. Er packte still seine Bücher zusammen, nahm seine Mütze und verließ langsam die Klasse . . .

* * *

Als nach einer Stunde die Schule aus war, drehte sich natürlich das Gespräch der Schüler um den Vorfall. Am Nachmittag würde nun ein Brief an den Vater gehen, und das Abgangszeugnis Schmidtchens würde gewiß gepfeffert werden. Das Traurige der ganzen Angelegenheit kam niemand zum Bewußtsein, und das ärgerliche Gesicht, das Hedemann, der jetzt auch auf die Straße trat, noch zur Schau trug, machte allen Spaß. Der Professor hatte einige Hefte und Bücher unter dem Arm und ging, die nach vorn gebeugte Gestalt in den etwas schäbigen Pelz gehüllt, nachdenklich dahin. Plötzlich blieb er stehen und blickte über den Damm nach der nächsten Straßenecke. Wahrhaftig, da stand Schmidtchen! Regungslos wie eine Bildsäule lehnte er gegen die Hauswand, die Mappe hielt er mit beiden Händen auf dem Rücken und sah unverwandt nach dem Schulhause. Was hatte er nur vor? Ein Attentat? So etwas schien der Professor zu befürchten, denn er schritt unsicher und vorsichtig weiter. Doch nein, es war klar: der Hinausgeworfene hatte sich nicht nach Hause gewagt und stand da, innerlich zerschmettert und wartete auf irgend etwas. Vielleicht dachte er auch an gar nichts. Einige seiner Feinde hatten sich bereits auf der gegenüberliegenden Seite aufgestellt und wollten anfangen zu ulken.

Doch was war das für ein Rauschen, Rollen, Poltern und Rasseln, das sich mit immer wachsendem Lärm aus der Nebenstraße näherte? Menschen stürzten in ängstlicher

Hast nach allen Seiten, ein lautes Rufen und Schreien, ein Donnern wälzte sich näher und näher, und inmitten des wüsten Brausens und Rasens in wilder Jagd ein Pferd mit einem wütend fortgerissenen Bierwagen. Der Kutscher war bereits in weitem Bogen vom Bock geflogen, und das sich frei fühlende Tier sprengte in schäumender Lust gerade vorwärts, den Kopf mit den weit geöffneten Nüstern hochhaltend und das Pflaster mit den Eisen schlagend, daß die Funken sprühten. Ein Strom Rettung und Hilfe suchender Menschen wogte ringsum, schon war ein Schutzmann, der nach den Zügeln greifen wollte, zur Seite getaumelt, ein Laternenpfahl vom Anprall des splitternden Wagens mitten durchgeknickt, und immer weiter ging das wahnsinnige Rennen. Nun lenkte das Pferd auf den Bürgersteig, gerade auf den kleinen Professor Hedemann zu. Der stand wie hypnotisiert, seine Hefte waren zur Erde gefallen, die beiden Arme hatte er nach vorn gestreckt, als könne er das Tier aufhalten, und so, ein Bild der Schwäche und des Jammers, mußte er im nächsten Augenblick überrannt und zerschmettert sein.

Wer schießt da windschnell mit einem schrillen Schrei über den Straßendamm, dem Pferde gerade entgegen? Das ist ja der stille Knabe, der schon seit einer Stunde so betrübt drüben an der Straßenecke gestanden hat! Seine Mappe hat er von sich geschleudert, daß die Bücher hinausgewirbelt sind, die Fäuste fest zusammengeballt, die Beine unglaublich schnell hinter sich werfend, das dicke Gesicht dunkelrot, so stürmt er mit flatterndem Haar heran. Dicht vor dem Professor wirft er sich gegen das Tier und faßt es fest beim Zügel, daß es sich hoch aufbäumt und den Mutigen wie einen Ball mit emporreißt, dann giebt es einen Stoß, ein Prasseln und Knirschen, und Roß, Wagen und Mensch brechen mit einem furchtbaren Krach zu einem Klumpen zusammen.

Von allen Seiten eilte man herbei. Der fast geistesabwesende Professor sammelte sich wieder und trat zu dem dichten Menschenhaufen, der sich gebildet hatte. Das Pferd hatte beide Vorderbeine gebrochen und lag leise stöhnend da, unter seinem Kopf zog man den Körper Schmidtchens hervor. Er hatte den tödlichen Schlag des einen Hufes empfangen und war lautlos niedergefallen. Ein Polizeileutnant wandte sich zu dem Professor. „Der junge Mensch da hat Ihnen das Leben gerettet," sagte er ernst, „leider hat er das seinige dabei gelassen!"

Professor Hedemann kam bleich und zitternd heran und blickte schaudernd nieder. Ja, er hatte doch Gehirn gehabt, der arme, dumme Junge! Sehr viel sogar! Der alte Mann sah mit Grauen, daß er zu Unrecht daran gezweifelt hatte. Da quoll es aus der klaffenden Wunde und färbte die Steine mit seiner grauen, blutigen Masse!

* * *

Nach drei Tagen war das Begräbnis. Der Gesangchor, in dem Schmidtchen nun nicht mehr mitbrummen konnte, sollte am Grabe singen; vorher aber versammelten sich die Oberklassen und die Obertertia, um im Beisein des ganzen Lehrerkollegiums eine ergreifende Rede des Direktors anzuhören. In schönen, klassischen Worten wies er auf den Heldenmut der Alten hin, wie sie das Leben gering geachtet hätten im Dienst des Vaterlandes und einer Idee. „Die tiefsinnigsten Dichter und Philosophen," schloß er feierlich, „haben es uns verkündet, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei, und es hat immer Menschen gegeben, die nach diesem Ausspruch als leuchtende Helden der That handelten. Zu ihnen gehört auch der, den wir heut zur Ruhe bringen. Er ist als ein Sieger dahingegangen und wird als ein solcher in unserer Erinnerung bleiben, uns zum Gedächtnis, euch zur Nacheiferung!"

Ganz im Hintergrunde des Saals wohnte der Feier ein in dürftiges Schwarz gekleidetes Ehepaar bei. Der Mann mit einer merkwürdig vorspringenden Stirn, der seinen Hut in den harten Arbeitshänden hielt, sah mit glänzenden Augen nach dem Redner; das Gesicht der von Schluchzen erschütterten Frau war beständig hinter dem weißen Taschentuch verborgen. Als aber der Direktor die Philosophen erwähnte, beugte sich der Mann zu der still weinenden Frau, und während ihm die plötzlich hervorbrechenden Thränen über die Wangen liefen, flüsterte er stolz: „Siehst du, Mutter, ich hab's doch immer gesagt, unser Doktor hatte einen philosophischen Kopf."

Drei Monate Kündigungsfrist.

Von

Frieda Brauer.

Nachdruck verboten.

Schon vor einem Vierteljahr hatte sie den Wunsch geäußert, ihre Stellung aufgeben zu dürfen; ihre Nerven seien derart angegriffen, daß sie sich den Anstrengungen nicht mehr gewachsen fühle.

Da hatte die Frau Oberamtmann sie aber tüchtig ausgelacht. „Solch einen Unsinn schlagen Sie sich nur aus dem Kopf, mein Herzchen. Jetzt, da die beiden Großen so nett im Zuge sind, hab ich wahrhaftig nicht Lust, mich mit einem neuen Fräulein herumzuärgern. Und Erika und Elli würden den Tod davon haben. Sie bleiben unsere liebe, gute Kindertante — und damit basta."

Die blasse Erzieherin hatte noch eine schüchterne Einwendung gewagt.

„Gnädige Frau — ich fürchte — meine Nerven" — —

„Ich bitte Sie, Fräulein Magda, lassen Sie mich mit der modernen Krankheit in Ruhe." Die resolute Dame machte eine Bewegung, als ob sie einen lästigen Insektenschwarm von sich scheuchte. Und dann die Thür zum Nebenzimmer öffnend: „Elli, komm einmal herein. Wie lieb hast du deine Tante Magda?" Und das vierjährige süße Geschöpfchen war herangeflogen, hatte das niederkauernde junge Mädchen mit beiden Armen umschlungen und sie mit seinen Liebkosungen beinah umgeworfen. „So doll, so doll, wie Ellchen gar nicht sagen kann."

Da hatte Magda unter Thränen lachen müssen, was Frau Oberamtmann als Zugeständnis, länger bleiben zu wollen, auffaßte. Die Sache war also erledigt. —

Die feinen Nervenfäden in dem schmächtigen Körper der Erzieherin aber zuckten und zitterten weiter. Sie konnte die halben Nächte nicht schlafen, hatte dunkle Ringe unter den Augen, und ihre früher so sanfte Stimme klang zuweilen scharf und schneidend.

Die beiden ältesten Zöglinge merkten es zuerst. Wie kann man nur in Thränen ausbrechen, wenn einer nicht gleich die starke und schwache Konjugation unterscheiden kann!

Schließlich kam es auch einmal zu einem Zusammenstoß mit der Hausfrau, die das Recht, heftig zu sein, für sich allein in Anspruch genommen hatte.

„Man kennt die Menschen doch nicht aus," sagte sie abends zu dem Oberamtmann. „Da haben wir drei Jahre hindurch gedacht, wunder was wir an der Person besitzen, jetzt zeigt sie erst ihre wahre Natur."

Der Hausherr lachte und wollte zum guten reden. „Weißt du, Liesel, ich glaube, wir müssen ihr ein bißchen Ruhe und Abwechselung gönnen. Der fortwährende Umgang mit der kleinen Gesellschaft erschlafft."

„Aber Walter, wir nehmen sie doch ziemlich häufig zu Pfarrers und Doktors mit. Dann hat sie —"

„Ja, ganz recht, dann hat sie außer unseren vier noch ein halb Dutzend fremder Gören zu beaufsichtigen, und wenn wir Besuch bekommen, ist es ebenso. — Übrigens bin ich hundsmüde. Gute Nacht, Liesel."

Er drehte sich nach der Wand und überließ es seiner cholerischen Gattin, weiter über die Sache nachzudenken. Sie befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand. Sich ärgern und nichts sagen dürfen. Na, das fehlte ja gerade noch! Nächstens würde sie Fräulein Magda wohl an den Theetisch setzen müssen und selbst mit den Kindern „Blinde Kuh" spielen.

„Lieber Walter, irr' dich nicht. Bei der nächsten Gelegenheit fliegt sie!"

Die Gelegenheit fand sich ohne ihr Zuthun. Am andern Morgen wiederholte das junge Mädchen seine Kündigung. Sie brauchte fast dieselben bescheidenen Worte wie vor einem Vierteljahr, aber in ihren Augen lag bereits der Ausdruck eines gewissen Gekränktseins, und Frau Oberamtmann legte in ihren Ton jene Geringschätzung, die gerade in Frauenmund zu einer so besonders schneidenden Waffe wird.

„Also zum 1. November. Es liegt uns natürlich fern, Ihnen irgend etwas in den Weg legen zu wollen. Ich weiß nur nicht, wie Sie es so lange bei uns ertragen haben. Drei Jahre. Völlig verlorene Zeit!"

Um den blassen Mund der Kindergärtnerin zuckte es. „Das will ich nicht annehmen, gnädige Frau. Ich habe den Kindern das Beste, was ich hatte, gegeben und dafür so viel Liebe von ihnen empfangen —" Die zürnende Gebieterin unterbrach sie.

„Na, die scheint aber auch reichlich in der Abnahme begriffen zu sein, seit — seit —"

Sie schluckte, es fiel ihr im Augenblick nichts ein, was sie dem jungen Mädchen hätte vorhalten können. Aber etwas andres kam ihr mit großer Deutlichkeit in den Sinn: wieviel Ärger sie wieder mit einer „Neuen" haben würde. Und bei dieser Erkenntnis preßte sie die Lippen zusammen und verließ das Zimmer.

Die ersten Tage nach der Kündigung gingen in stiller Einförmigkeit dahin. Fräulein Magda nahm ihre ganze Kraft zusammen. Sie erteilte den Unterricht mit peinlichster Genauigkeit und erfand zum Amüsement der Kinder neue Spiele. Und abends, wenn sie schliefen, stand sie lange an ihren Bettchen. Ihr war das Herz so schwer, recht schwer. Sie dachte an das Scheiden, wie an einen noch nicht zu fassenden, grenzenlosen Schmerz. „Wie soll ich's tragen? Wie soll ich's überwinden?" Und sie drückte das Gesicht in das weiße Kissen der kleinen Elli und weinte.

Am vierten Tage hatte Kurt keine Schularbeiten gemacht, und als Magda ihn deshalb zur Rede stellte, gab er ungezogene Antworten. Sie tadelte ihn, aber ihre Stimme schwankte. Es war merkwürdig, bei der kleinsten Erregung hatte sie jetzt immer ein eigentümlich würgendes Gefühl im Halse und ein fast unerträgliches Herzklopfen. Sie mochte nicht zeigen, wie elend ihr zu Mut war und ging auf ein paar Minuten hinaus. Kurt fühlte sich als Sieger.

Als die Kindergärtnerin sich wieder dem Schulzimmer näherte, hörte sie, wie Nora sagte:

„Du solltest dich schämen, Kurt, Fräulein Magda sah aus, als ob sie sterben wollte." Und dazu die Antwort: „Unsinn, die verstellt sich bloß. Mama hat gestern zur Tante Wilmsdorf gesagt, sie hat sich die ganze Zeit über verstellt. Und wenn sie fortgeht" — er schnippte mit den Fingern — „ich mache mir nicht so viel daraus."

Das junge Mädchen trat ein. Sie ging ans Fenster und schaute wie geistesabwesend hinaus.

„Nimm dein Lesebuch, Kurt."

Sie wandte sich langsam zurück. Da hatte ihr der kleine Bursche die Zunge ausgestreckt.

Und da war es geschehen, noch ehe sie sich dessen selbst bewußt war.

Kurt stieß ein entsetzliches Geheul aus und geberdete sich wie wahnsinnig. Eine Ohrfeige ihm — ihm, dem verwöhnten Einzigen von Oberamtmanns, der in absehbarer Zeit ein Reitpferd und einen Hauslehrer bekommen sollte. Es war empörend, es war haarsträubend!

Als Magda später zu Tisch kam, hatte Kurt bereits seinen Platz, der sonst ihr zur Linken war, neben dem Stuhl der Mutter erhalten. Ihr Gruß blieb allerseits unerwidert — man ignorierte sie vollständig. Nach dem Essen winkte sie der Hausherr in sein Zimmer.

„Mein Fräulein, jetzt wird die Sache denn doch auch *mir* etwas zu stark. Ich habe viel von Ihnen gehalten, sehr viel. Aber daß Sie im stande sind, Ihre Wut an einem unschuldigen Kinde auszulassen, bringt mir eine andere Meinung von Ihnen bei. Der Unterricht findet von jetzt ab im Zimmer meiner Frau statt."

Magda wollte etwas erwidern, aber sie konnte sich nicht auf den Hergang besinnen. Ihr war, als ob alle Gedanken aus ihrem Hirn herausgerissen wären. Sie bog den Kopf ein wenig hintenüber, ihr sonst so sympathisches Gesicht hatte einen starren Ausdruck.

er Oberamtmann wartete noch einen
blick. Vielleicht hoffte er, sie würde
zu ihrer Rechtfertigung vorbringen
n. Als diese nicht erfolgte, machte er
Kehrt und verließ das Zimmer.
ie Zeit, die jetzt begann, war für Magda
ezu qualvoll.
ie hatte es stets peinlich empfunden, wenn
d ihrem Unterricht beiwohnte. Trotzdem
ne hübsche Gabe besaß, sich fließend und
ndlich auszudrücken, fehlte ihr — ihrer
heren Vorbildung gemäß — doch die
ndtheit einer schneidigen Gouvernante.
die häkelnde Dame am Fenster der roten
e, in der sie jetzt Stunden geben mußte,
r auf sie fast hypnotisierend. Sie fühlte
durch die hin und wieder eingestreuten
rkungen, durch das sonderbare Lächeln,
den forschenden Blick in ihrem Innersten
zt und gedemütigt. Einmal kam ihr
n in einer Regeldetrirechnung der rasende
sch, ein Ende zu machen um jeden Preis
ofort. Sie sprang auf. Da sagte die
unft: Sie werden dir ein schlechtes Zeugnis
. Und sie setzte sich und stellte eine neue
abe.
Die Frau Oberamtmann ihrerseits war

malte er Figuren, und wenn Magda ihn
tadelte, wurde er frech. Sie sollte es nur
wagen, noch einmal mit ihm anzubinden.

Nein, das that sie auch gar nicht mehr.
Aber in ihrem Herzen quoll es und schwoll
es von nie gekannter Bitterkeit. Hatte es denn
wirklich einmal eine Zeit gegeben, da sie für
diese Kinder durch Feuer und Wasser gegangen
wäre? Da sie in schwerer Krankheit sie
wochenlang gepflegt?

O, nur nicht weiter daran denken! Jetzt
hätte sie sie zuweilen schütteln mögen in
ohnmächtigem Zorn, alle — alle, bis auf die
kleine Elli. Das Andenken an dieses süße,
geliebte Geschöpf wollte sie sich hinüberretten
aus dem Kreise dieser unwürdigen Menschen.

Fräulein Magda irrte sich, wie der
Gekränkte oft sich irrt. Die Menschen waren
durchaus nicht unwürdig; sie unterlagen nur
dem alten Fehler, von einem ausgesogenen
Ackerstück noch das gleich gute Korn zu ver-
langen wie früher.

Heute nun war ein kleiner Waffenstillstand
eingetreten. Die Herrschaften waren fort-
gefahren und hatten die drei Ältesten mit-
genommen. Magda saß mit ihrem kleinen
Liebling im Kinderzimmer, und das war ein

Naturgeschichte zugeschickt bekommen. Famos. Darf ich es Ihnen zur Einsicht senden?"

Sie wechselten noch ein paar freundliche Worte miteinander, reichten sich die Hand und gingen auseinander.

Elli pflückte sich die ersehnten Astern, und Magda dachte dabei zum hundertstenmal, daß es nichts Süßeres, Wonnigeres gebe, als dieses Kind, das sie nun bald verlassen müßte.

Am andern Tag saß Elli ganz still in ihrer Spielecke, und als die andern Kindern sich ihr näherten, fing sie heftig an zu weinen, kam zu Magda gelaufen und legte den Kopf auf ihren Schoß.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, das Kind ist krank."

Die Frau Oberamtmann war mit drei Schritten bei der Gruppe. Ja natürlich. Das Köpfchen glühte, und die kleinen Hände zuckten.

So resolut die Dame sonst erschien, was Krankheiten anbetraf, war sie sehr ängstlich. Ein Hüsteln bei den Kindern war für sie das Zeichen einer ausgesprochenen Lungenentzündung, und ein heißer Kopf — was konnte sich da nicht alles entwickeln!

Überdies schienen die Symptome diesmal wirklich ernster Natur zu sein.

„Nun möchte ich nur wissen, wo das arme Kind sich das wieder geholt hat? Sie sind doch nicht etwa gestern mit ihr noch draußen gewesen?"

„Das wohl, gnädige Frau, aber es war ganz still im Garten und recht warm."

Elli hob für einen Moment das Köpfchen in die Höhe. „Und wir trafen auch den guten Onkel Stern. Der hat ein kleines, weißes Hündchen, das möchte ich haben."

Die Frau Oberamtmann war außer sich. Da war die Sache ja erwiesen: die größeste Fahrlässigkeit, die es je auf Gottes Erdboden gegeben. Die Person trifft sich mit dem Lehrer, und mein Kind zahlt dafür sein Leben.

Sie sprach nicht mehr, sie schrie förmlich.

Magda zitterte so heftig, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Sie suchte zu erklären. Es war umsonst. Die Mutter hatte ihr das Kind bereits vom Arm gerissen und war im Schlafzimmer verschwunden. —

Zwei Stunden später fuhr der Wagen des Landarztes von dem Gutshof. Die Frau Oberamtmann blickte ihm mit sehr gemischten Empfindungen nach. Also die Masern! Na, die mußten ja alle Kinder durchmachen, das war schließlich nicht schlimm. Ein Seufzer unsäglicher Erleichterung hob ihre Brust.

Aber, daß eine Erkältung durchaus nicht anzunehmen sei, machte sie ein wenig unruhig. Schließlich mußte man Fräulein Magda ein Wort der Erklärung sagen.

Doch da fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß ihr Mann einmal für das junge Mädchen Partei ergriffen — und Kurtchens Ohrfeige — und die teure Zeitungsannonce wegen der „Neuen" — und der Lehrer Stern.

Da machte das nörgelnde Gefühl des Unbehagens der gewohnten Erbitterung Platz.

Es klopfte.

Die Frau Oberamtmann öffnete ein wenig und sah unmutig durch die Spalte.

„Was wünschen Sie," fragte sie das junge Mädchen kurz, das mit schlaffherunterhängenden Armen und verweintem Gesicht vor ihr stand.

„Ich möchte — ich möchte gern wissen, was Elli fehlt und ob ich Ihnen nicht bei der Pflege helfen dürfte!"

Der Dame mochte es in den Sinn kommen, wie Magda vor einem Jahr viele Nächte hindurch am Krankenbettchen der Kleinen gewacht und welches Lob sie von Dr. Holz geerntet.

Sie bildet sich wohl gar ein, sie kann's besser als ich, dachte sie, und ihre Stimme wurde schroff und abweisend.

„Ich danke Ihnen, ich pflege mein Kind selbst. Elli werde ich Ihnen überhaupt nicht mehr übergeben."

Ohne einen Laut der Erwiderung verschwand das junge Mädchen im dunkeln Korridor.

Sie brachte die Nacht angekleidet auf dem Sofa zu.

Am andern Morgen sah sie aus wie eine Todkranke. Es hatte sie bis ins Herz getroffen. — — — Die letzten Wochen gingen ohne weiteren Zwischenfall vorüber. „Sie kann einen mit ihrem starren Gesicht verrückt machen," sagte der lebensfrohe Hausherr und

„ich kann's kaum erwarten, daß sie geht," die stattliche Hausfrau. Die Kinder sagten gar nichts mehr — sie waren gleichgiltig geworden. Und nun stand der Wagen vor der Thür. Kaum mit einem Blick streiften sich die Menschen, die drei Jahre lang miteinander Leid und Freud geteilt hatten. Das Abschiednehmen ist durchaus nicht so schwer, wie die Dichter sagen — man muß es nur vorzubereiten wissen. Ja, wenn es plötzlich gekommen wäre — dann — — — Aber nach dreimonatlicher Kündigungsfrist!

Magda hüllt sich fröstelnd in ihren Mantel und fährt in den regnerischen Herbsttag hinein. Eine Heimat hat sie nicht mehr. Also für einige Zeit nach dem Erholungshaus in R. Sie wird die kleinen Ersparnisse verbrauchen, die sie in den letzten Jahren gemacht, und allmählich wird sie sich körperlich und geistig wieder erheben. Vielleicht.

Auch ihr Charakter wird fester, stählerner werden, vorsichtiger im Verausgaben von Kraft und — Liebe.

Eine Mietlingsnatur? Magda schluchzt laut auf, aber das ist zum Glück nicht zu hören, denn der Wind heult und der Wagen ächzt. Man hat den alten, grauen genommen: Nr. 3, ganz hinten aus der Remise.

Die Frauen in Birma.

Von

Wilhelm Schölermann-Kiel.

Nachdruck verboten.

Ein amerikanischer globe-trotter, mit dem ich vor Jahresfrist auf einem unserer Lloyddampfer von Southampton zurückfuhr, erzählte mit vielerlei Ernstes und Heiteres aus seinen Wanderungen in Indien und Japan, bis uns die Ankunft in Bremerhaven das Trennungszeichen gab.

Mein Reisegefährte war ein intelligenter und vorurteilsfreier Beobachter. Seine „Entdeckungsreisen" hatten ihn bis nach Birma geführt, wo er sich drei Jahre aufgehalten, um Land und Leute zu studieren. Was mir aus seinen Erlebnissen noch in frischer Erinnerung geblieben, mag hier zu Nutz und Frommen derer, die es interessiert, mitgeteilt sein.

Eines Abends, als wir uns im smoking-room in zwei gegenüberliegenden Eckplätzen gegen das Rollen des Dampfers mit Hilfe von Polstern fest „eingenistet" hatten, begann mein Vis-à-Vis zu erzählen:

„Es ist mir eigentlich erst auf meinen Reisen klar geworden, wie stark wir doch von Kindheit auf in ein Netz von Unklarheiten und Vorurteilen eingesponnen sind, namentlich über die angebliche Überlegenheit der Civilisation des Westens über die des Ostens, deren andersartige klimatische und soziale Lebensbedingungen wir nicht kennen. Besonders wir Anglosachsen sind der Ansicht, unsere vorherrschende Machtstellung gäbe uns das Recht, alles Fremde zu bemäkeln und gering zu schätzen. In Europa nennt man z. B. ‚Halb-Asien' die Übergangsstaaten nach der Balkanhalbinsel, und schließt aus ‚Halb-Asien' auf Ganz-Asien, was sehr unrichtig ist. Auf meinen Querfahrten im mittleren und südlichen Asien habe ich uralte Kulturformen und Sitten kennen gelernt, die einen Vergleich mit unseren westlichen Fortschritten in mancher Hinsicht aushalten können — wenigstens liefern sie mancherlei Stoff zum Nachdenken."

„Nehmen Sie," fuhr er, nachdem seine kurze bulldog-pipe angezündet war, fort, „nehmen Sie beispielsweise einmal die Frauenfrage. Wir befinden uns auf dem Wege dahin, wo schon seit Jahrhunderten die Frauen in Birma ganz unangefochten leben! Im Gebiet des birmanischen Reiches — sowohl in der britischen wie in der französischen Einflußsphäre — besitzen die Frauen die unbedingteste persönliche Freiheit, die in Zweifel zu ziehen den Männern überhaupt gar nicht einfällt. Uralte religiöse Gebräuche und Landesgesetze sichern der Frau vollkommene Gleichberechtigung mit dem Mann, auch in ökonomischer Beziehung. Jedes unverheiratete Mädchen und jede verheiratete Frau ist selbständige Verwalterin ihres eigenen Vermögens oder Besitzes. Keiner der Ehegatten hat das Recht, den andern zu bevormunden. Die jungen Mädchen heiraten zwischen dem 18. und 22. Jahre, selten später, aber auch nicht früher. Kinderehen, wie in Indien, giebt es nicht in Birma. In Folge ihrer Selbständigkeit dürfen sie ganz nach Belieben den Mann ihrer Wahl heiraten. Die Erziehung der Kinder ist ebenfalls von ganz eigentümlicher Art in Birma: nachdem die Knaben und Mädchen laufen können, bleiben sie sich selbst überlassen und können sich in allen Lebenslagen früh helfen, ohne dazu ‚erzogen' zu werden . . .

Vielleicht könnten Sie daraus schließen, daß die Konsequenz dieser Nichterziehung eine anmutige Verdummung und Verwilderung wäre. Keineswegs. Wenn die Kinder heranwachsen, lernen sie arbeiten, und die nötigen Kenntnisse werden ihnen in den Schulen beigebracht. Obwohl manche Gegenden des Landes dicht bevölkert sind, hat der Kampf ums Dasein dort nicht die scharfen Formen wie bei uns angenommen. Das beruht zum Teil auf der Freiheit und Gleichberechtigung der Frauen, wodurch der Verkehr auf eine breitere Grundlage gestellt ist, die die Konkurrenzfurcht zwischen Männern und Frauen nicht aufkommen läßt.

Auch in Bezug auf die Frauenbildung war ich sehr durch die Thatsachen überrascht, denn nicht nur die Stadtbewohnerinnen, sondern viele Landmädchen und Bäuerinnen können lesen, schreiben und rechnen, außer den häuslichen Arbeiten, in denen sie sehr geschickt sind. Praktische Erwerbsthätigkeit finden sie vor allem als Verkäuferinnen in den großen öffentlichen Bazaren von Mandalay und Rangoon; sie zeigen sich in der Warenkunde hervorragend tüchtig. Immer gleichmäßig höflich und aufmerksam, selbst wenn man nichts kauft, plaudern und scherzen sie mit jedem Vorübergehenden, ohne ihre Interessen zu vernachlässigen. Sagt man ihnen z. B. irgend eine Artigkeit, so haben sie gar nichts dagegen einzuwenden — erhöhen aber dafür den Preis der Waare um einige Rupeeen. Beim Einkaufen von Seidentüchern passierte mir das selbst einmal, als ich der Verkäuferin mein „Wohlgefallen" an ihrem schneeweißen Kleid und den bunten Blumen im Haar, die sie anmutig kleideten, ausgesprochen hatte.

Natürliche Anmut ist überhaupt eine hervorragende Eigenschaft der Birmanerin, von der ein britischer Staatsbeamter (Henry Fielding) schreibt: „sie ist weder eine Helena, noch eine Aspasia, aber noch weniger eine Amazone." Fielding hat recht. Ich selbst habe viele Europäer, Chinesen und Japaner dort im Lande kennen gelernt, die sich mit einheimischen Frauen verheiratet haben, sogar Hindus — die so sehnsüchtig an ihrer Heimat hängen — verzichten oft auf die Rückkehr, wenn sie eine Birmanerin zur Frau haben.

Sehr vernünftig und frei von Prüderie sind die Anschauungen der Birmanerinnen in Bezug auf die Ehe. Wie ich Ihnen schon sagte, heiraten die jungen Mädchen wann und wen sie wollen. Dabei sind sie durchaus nicht prosaisch veranlagt, sondern wissen die Präliminarien zur Verlobung mit einem Schimmer von Romantik zu umgeben. Eine alte Landessitte, die „der Zeitpunkt des Hofmachens" heißt, bringt die Liebenden zusammen. Abends, wenn der kühlende Südwind (der vom Meere kommt) die Hitze des Tages vergessen macht, während der Mond jeden Zweig und jedes Blatt mit einem silbernen Schimmer überstrahlt, beginnt das Spiel, indem reizende Balkonscenen improvisiert werden! Die Mädchen sitzen, hinter dichtem Laub möglichst versteckt, auf ihrer drei bis vier Fuß über dem Boden gebauten kleinen Holz-

veranda, die vor keinem birmanischen Wohnhaus fehlen darf. Oft, wenn es Freundinnen sind, bleiben zwei und drei zusammen in solchem Versteck. Wenn dann die jungen Leute zum Stelldichein kommen, wird ein Wechselgespräch geführt, ganz kurze Fragen und Antworten, im Flüsterton gehalten. Da zuweilen mehrere Männer zugleich erscheinen, so werden sie alle mit gleicher Courtoisie behandelt, doch gilt einer als der Auserkorene, die andern als Freunde des Bräutigams, die das betreffende Mädchen empfangen und bewirten kann, ohne ihren Ruf aufs Spiel zu setzen. In ihre Herzensangelegenheiten mischt sich kein Dritter hinein. Zuweilen kommt wohl auch dort eine ‚gewaltsame' Entführung vor, doch nicht infolge eines Bruches mit den Verwandten, sondern um die Heirat schneller zu bewerkstelligen. Solche Entführungen beruhen auf Übereinkommen und sind daher ziemlich harmloser Natur. Das betreffende Liebespaar wird nach der Flucht von den Verwandten des Mädchens selbst wieder in den Schoß der Familie zurückgeführt. Meistens hat es sich in einer der zahlreichen Holzhauerhütten im Walde versteckt, wo es von dem mitgenommenen Mundvorrat, Reis, Früchten und Backwerk acht oder zehn Tage lebt. Will man länger bleiben, so vertraut man sich einem guten Freunde an, der weiteren Proviant herbeischafft. Es dauert aber gewöhnlich nicht lange, bis das Versteck der Liebenden entdeckt ist, und dann erscheint gewöhnlich eine ältere Verwandte der Braut, um dem Pärchen die angenehme Nachricht zu bringen, daß alle Schwierigkeiten beseitigt seien und man nun heimkehren könne, um Hochzeit zu feiern! Damit ist die Angelegenheit zur allseitigen Befriedigung erledigt. —

Zuweilen geht die Aufforderung zur Entführung von einer ungeduldigen Braut aus, wenn besondere Gründe zur Sicherstellung des fait accompli vorhanden sind. Einen solchen Fall erlebte ich mit einem jungen Burschen, den ich als Diener auf einer Reise ins Innere mitnahm und der sich unterwegs verliebte. Da mir der Bursche treue Anhänglichkeit zeigte, so wollte ich ihn behalten und suchte ihm die Sache auszureden. Die Schöne muß aber Wind bekommen haben, denn eines Abends hatte sie ihn überredet, sie zu entführen! Es geschah, und einige Tage darauf wurde die Hochzeit gefeiert. „Was sollte ich thun," sagte die junge Frau zu mir, „ich konnte nicht warten. Wenn er mit Ihnen nach Ranpoon zurückgekehrt wäre, hätte er mich vielleicht vergessen, denn die Stadtdamen sollen sehr schön und gebildet sein, während ich nur eine einfache Tochter des Dschungels bin. Darum bat ich ihn, in den Wald mit mir zu gehen . . ." Gegen solche einfache Logik wußte ich nichts zu erwidern, und so ließ ich meinen Träger in ihrer sanften Obhut, wo er sicherlich nicht schlecht ‚untergebracht' war.

Die Hochzeitsgebräuche sind übrigens in Birma sehr einfach und mit keiner kirchlichen Ceremonie verbunden. Die Formalitäten beschränken sich auf die Erklärung der Zeugen und Verwandten, daß das junge Paar den Bund fürs Leben geknüpft habe, und auf das gemeinsame Essen eines Gerichts aus einer Schüssel. Im übrigen haben sie getrennten Besitz und selbständiges Wirtschaften. Was die beiden Gatten in gemeinsamer Thätigkeit erwerben, gehört ihnen beiden zusammen; aber in den meisten Fällen hat jeder seinen Beruf und daher sein gesondertes Vermögen, woraus die halben Kosten des Haushalts gesondert bestritten werden. Was die Frau in die Ehe mitbringt, verbleibt ihr, ebenso wie ihr Name. Familiennamen giebt es nämlich in Birma nicht, so daß man aus ihrem Namen nicht erkennen kann, ob ein weibliches Wesen verehelicht ist oder nicht.

Als Ehefrau soll die Birmanerin eine besondere Begabung haben, ihrem Mann den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen. Die meisten sind geschickte Weberinnen, Näherinnen und wissen nebenbei den Haushalt zu führen; manche können auch sticken. Ihre Hauptbeschäftigung ist aber der Detailhandel, der in den Bazars betrieben wird, die in den Städten nur täglich von 6 bis 10 Uhr morgens offen sind, während auf den abgelegeneren Dörfern wöchentlich einmal ein sogenannter Wander-Bazar abgehalten wird. So bleibt der Frau neben ihrem Beruf noch viel Zeit übrig, um die gemeinsamen ehelichen Pflichten und die häuslichen Obliegenheiten zu übernehmen. Oft

begleitet sie den Mann auf Reisen, oder weiß ihn in seiner Abwesenheit mit selbständigem Taktgefühl zu vertreten. Das habe ich mehrfach selbst beobachtet, besonders in ländlichen Gegenden, wo ich einkehrte. Auch der englische Gouverneur wußte ein Beispiel von der selbständigen Thatkraft einer verheirateten Birmanerin zu berichten. Während eines Grenzkrieges erhielt er in seinem Zelt im Lager einen Brief mit der Mitteilung, einer seiner Führer habe nach heftigem Kampf eine Anzahl bewaffneter Viehräuber überwältigt und gefangen genommen. Nachdem der Bote entlassen war, kam der Gouverneur aus seinem Zelt heraus und fand zu seinem Erstaunen denselben Mann, der ihm die Botschaft geschickt hatte, ruhig draußen sitzen. Nachdem ihn Fielding angeredet, wegen seiner Tüchtigkeit gelobt und eine Belohnung von seiten der Regierung in Aussicht gestellt hatte, erklärte der Mann, nicht zu wissen, wovon die Rede sei. Da er augenscheinlich die Wahrheit sprach, so zeigte ihm Fielding den erhaltenen Brief und fragte: Wer hat das geschrieben? Der Birmane las mit ‚sparkling eyes' (mit blitzenden Augen) und erwiderte: ‚Ich glaube, ich kenne den Schreiber des Briefes, will mir aber erst Gewißheit verschaffen, weil ich schon seit Wochen nicht zu Hause gewesen bin. Dieser Diebstahl ist gewiß in meiner Abwesenheit geschehen.' — Den nächsten Tag erfuhr der Gouverneur den wirklichen Sachverhalt. Drei Tage nachdem der Kundschafter abgereist war, hatten die Viehdiebe aus seinem Nachbardorf sämtliche Rinder fortgetrieben, und die Einwohner waren in Verzweiflung zu seiner Wohnung gekommen, um in seiner Abwesenheit seiner Frau, als ‚Vertreterin seines Amtes', ihr Leid zu klagen. Diese ließ, kurz entschlossen, durch ihre Dienerschaft alle im Hause befindlichen Waffen herbeischaffen, um die Diebe zu verfolgen, holte sie auch ein, nahm sie nach kurzem Kampfe gefangen und ließ die geraubten Viehherden wieder in das Dorf zurücktreiben. Dann schrieb sie den Bericht an den englischen Gouverneur, als ob ihr Mann ihn geschrieben hätte, ohne irgend einen Anspruch auf das Verdienst ihrer Tapferkeit zu erheben. Als Fielding den Sachverhalt erfuhr, meinte er, daß sei eine seltene Frau. ‚Nein,' antwortete stolz-bescheiden der Birmane, ‚so sind viele bei uns.' —

Unglückliche Ehen sind verhältnismäßig selten in Birma. Die Mädchen werden früh selbständig, ihre Lebensbedingungen sind gesunde und einfache und ihre Anhänglichkeit an die Kinder ist sehr groß. Außerdem sind Ehescheidungen nicht mit gerichtlichen Umständlichkeiten verknüpft. Jedem der Gatten steht das Recht zu, die Scheidung zu beantragen. Die Ältesten in der Gemeinde setzen einen Vertrag auf über die Teilung des beweglichen und unbeweglichen Besitzes und über die Erziehung der Kinder. Damit ist die Trennung rechtsgültig vollzogen. Von dieser ‚Erleichterung im Auseinandergehen' wird aber nur selten Gebrauch gemacht. Nach zuverlässigen Angaben englischer Verwaltungsbeamten läßt sich kaum eins von hundert Ehepaaren scheiden, und die Hälfte von den geschiedenen heiratet sich später wieder, weil sie nach kurzer Frist wieder ausgesöhnt sind! Können wir nicht noch allerlei von den Birmaninnen lernen?"

Mit dieser Frage schloß der Amerikaner seine Erzählung. Der Leser mag selbst entscheiden, wie sie zu beantworten sei. Ich glaube mit „Ja".

Die neue künstlerische Bewegung.

Ein kunstgeschichtlicher Essay.

Von

Anna Goetze.

Nachdruck verboten.

Trotz allen Widerstrebens von Seiten des großen Publikums, trotz allen Verneinens ihrer Existenzberechtigung, hat sie sich doch durchgesetzt die neue Kunst und sich als lebensfähig bewiesen, und wir müssen mit ihr bekannt werden — wir mögen wollen oder nicht. Sie ist bereits mitten unter uns mit manchen ihrer Produktionen, über die man sich vielleicht nicht Rechenschaft ablegt, daß sie mit der neuen künstlerischen Bewegung in Zusammenhang sind. — Die neue Kunst ist da, und man muß Stellung zu ihr nehmen, denn sie ist nicht eine bloße Modesache, die man ignorieren oder mitmachen kann je nach Belieben. Sie ist auch nicht nur eine bestimmte Richtung dieser oder jener Partei, die man als unwesentlich beiseite liegen lassen kann. Nein, sie ist wichtig für jeden, dem überhaupt die kulturellen Lebensfragen wichtig sind, denn man wird gewahr, daß sie in der That schon die ganze Welt um uns her, das, was uns als Welt in Erscheinung tritt, zu verändern beginnt.

Sie dringt zunächst ins Zimmer ein, von dort aus verändert sie das Haus und weiter hin die ganze Physiognomie der Straße. Ja, frisch greift sie hinein in das alltägliche Einerlei unserer Wohnräume und modelt alles, alles um. Sie verändert nicht allein das Bild an der Wand — nein, sie wagt sich an diese selbst; sie reißt die papierene Rokokotapete herunter, stößt den abscheulichen Stuck vom Plafond, verdrängt das altehrwürdige Familiensofatischarrangement — und giebt uns dafür lauter Neues: Die Wandbekleidungen aus Seide oder Rupfen, die Scherrebeker Wandteppiche, die Leistikow-Tapeten, das ganze neue Kunstgewerbe, das neue Möbel. Und wenn man Gelegenheit hatte, in Kunstausstellungen Entwürfe für moderne Wohnungseinrichtungen zu sehen, so muß man sich sagen, daß in der That eine ganze Menge von Gebrauchs- und Ziergegenständen aller Art — mit denen man sich bisher zu umgeben und zu beschenken beliebte — nicht mehr dahinein passen.

Nein, das was die neue Kunst uns bringt, das paßt durchaus nicht recht zu den meisten der gedankenlos übernommenen Ausstattungsgegenstände der letztverflossenen Kulturepoche — aber es paßt zu uns, dem modernen Menschen und wird für uns und unsere Zeit einmal genau so charakteristisch sein, wie das Rokokomöbel und der Empirestil es für die Zeit unsrer Großväter und Urgroßeltern ist.

Es handelt sich nicht um eine Modeangelegenheit oder gar Modenarrheit. Die neue Kunst ist auch nicht das Atelierprodukt einiger berechnenden Künstler oder Geschäftsspekulanten, die da irgend etwas Neues erfunden haben, um die Augen der schau- und kauflustigen Menge auf sich zu ziehen. Nein, sie ist aus innerer Naturnotwendigkeit heraus geboren, sie ist einfach eine Forderung unserer Zeit.

Wie diese unsre Zeit ihr ganz besondres Gepräge hat im Vergleich zu früheren, wie unser Leben eine ganz ungeheure Umgestaltung erfahren hat durch die Erfindung der Dampfmaschine, des elektrischen Lichtes und hundert anderer, wichtiger Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, eine Umgestaltung, die etwa einer solchen, wie sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers geschehen

ist, konform sein dürfte — wie daher die ganze materielle Basis, auf der wir leben, eine andre geworden ist, so müssen schließlich auch alle idealen Lebensfaktoren davon berührt werden, so muß endlich auch die Kunst, als Gradmesser der jeweiligen kulturellen Verhältnisse, diese Umwandlung zum unmittelbaren Ausdruck bringen.

Mit andern Worten: Es ist doch selbstverständlich, daß man in der Zeit der Gothik anders baute, anders malte, dichtete und komponierte als im Rokokozeitalter. Zur Zeit des eisengepanzerten Rittertums mußte die Zimmereinrichtung, die Raumverteilung im Hause eine andre sein als etwa zur Zeit der Allongeperücken und der seidenen Strümpfe. So sei denn hier der Leidenschaft mancher Menschen, das öde Einerlei und Unkünstlerische der Wohnungseinrichtungen der letzten fünfzig Jahre mit Möbeln aus der Renaissance oder Gothik zu unterbrechen und zu beleben, als einer höchst thörichten gedacht. Es ist ja nicht zu leugnen, daß diese Passion sehr häufig mit einer Liebe für Kunst und künstlerischen Schmuck des Hauses zusammenhängt, zu gleicher Zeit aber bekundet sie auch ein Unverständnis dafür und Verständnislosigkeit gegenüber den künstlerischen Forderungen der eigenen Zeit. Es sei gestattet, hier einige Autoritäten auf diesem Gebiete zu citieren. Cornelius Gurlitt schrieb im Jahre 1887 ein lesenswertes Büchlein: „Im Bürgerhaus". Dort versucht er gegen die Leidenschaft der alten Stileinrichtungen zu kämpfen. „Der Stil", so meint er, „schmückt nicht das Haus, sobald uns derselbe fremd ist. Der Künstler kann uns noch kein wohnliches Haus schaffen, sondern wir selber müssen das thun. Es gilt nicht eine ideale, sondern eine eigene Einrichtung zu schaffen, nicht Schönheit an sich, sondern Erfüllung des Zweckes gilt es zu erzeugen. Schaffe dir selbst ein eigenes, deinem Wesen entsprechendes Nest, und es wird dir gefallen — schaffe es dir in Durchbildung deiner Ansichten über schön und häßlich, und es wird sicher schön werden, wenn in dir die edlen Züge des Menschenherzens obwalten. Nicht die stilistischen Formen machen ein Haus zum Eigenwesen, das sich von der Masse der Mittelmäßigkeit wohlthuend unterscheidet, sondern der Gedankeninhalt, der unbemerkbar und doch bestimmend in den Dingen waltet. Nicht die Raumgestaltung, nicht die Pracht machen ein Zimmer schön, sondern seine Beziehung zu unserm Leben".

Sollen wir nun stilvoll sein im Geiste früherer Jahrhunderte? Sollen wir eine Kunst der Selbstentäußerung fortsetzen, deren Ziel doch nie ganz von uns erreicht werden kann? Wer das Alte besitzt, wem es in irgend einer Form überkommen ist, der freue sich seines Reichtums — es hat dann einen Zusammenhang mit ihm —, wer es sich aber neu schaffen will, der ist wie einer, der sich nachträglich Ahnenbilder malen läßt. Nicht geschichtlich, sondern sachlich stilvoll soll man schaffen. Stil ist gleichbedeutend mit innerer Zweckmäßigkeit, stilvoll ist, was dem Wesen eines Werkes in seiner ganzen Anlage und Ausbildung künstlerisch entspricht. Erste Forderung des Stils ist innere Wahrheit. Der echte Künstler hat dabei den Blick nach vorwärts und nicht auf alte Formen zu richten. Alles Alte ist ihm nur Unterlage, Vorarbeit. Er ist erfüllt vom Geist seiner Zeit und will diesen durch sein Werk zum Ausdruck bringen. Immer wieder wandelt sich die Zeit und mit ihr der ihr eigene Ausdruck, die Kunst. Nur stillstehende Zeiten haben eine stillstehende Kunst. So lange die Herzen der Völker schlagen, geht der Weg vorwärts. Es giebt kein Verweilen auf sonnenbeglänzter Höhe, der Künstler muß weiter, sein Werk muß aus dem Rahmen des Alten hinaus, es muß modern werden, muß die alten Gesetze der Ästhetik durchbrechen.

Und weiter prophezeit Gurlitt: „Mir will es scheinen, als werde hinter dem, was sich als neue Kunst im Gewerbe jetzt zeigt, bald das kommen, was ich einen eigenartigen Stil nennen möchte; nämlich, daß man Häuser und Möbel schafft, wie man Bildnisse malt, in Ansehung der Person, nach dem Wesen des Bestellers."

Auch Alfred Lichtwark, der geniale Leiter der Hamburger Kunsthalle, urteilt in dieser Sache genau so, wenn er sagt, daß man sich seinen Lehnstuhl anmessen lassen solle wie einen Rock. —

Lange schon hat man von einer modernen Kunst gesprochen und — was zunächst die Bildermalerei anbelangt — sie so verstanden, daß von Malern, die gerade in

Mode waren, neue Stoffe, neue Gegenstände auf die Leinwand gebracht werden sollen. Bald war es die Armeleutemalerei, die sich in tausend Rührscenen geltend machte, dann kamen Tiroler Bauernscenen und Münchener Bierstubenanekdoten, dann wieder Familientragödien sensationeller Art, dazwischen wurden einzelne Figuren beliebter Moderomane auf den Markt gebracht — aber alle diese Erzeugnisse haben mit dem Begriff der Kunst nichts zu thun. Sie sind Modeware, die vorüber geht. Und so begriff man denn auch bald, daß die Umwertung der Kunst nicht hiermit zusammenhängen könne, daß sie tiefer zu fassen und nicht durch den Stoff, sondern durch das Mittel zu erzielen sei. Nicht der Gegenstand allein ist das Wesentliche, sondern die Art und Weise, wie dieser Gegenstand behandelt ist; nicht auf das „Was" allein, sondern auch auf das „Wie" kommt es bei einem Kunstwerk an. Selbstverständlich ist mit diesem „Wie" nicht in erster Linie die Technik gemeint, sondern die Eigenart, mit der ein Künstler es versteht, seine künstlerische Individualität zu bezeugen. Wenn Max Liebermann in diesem Sinne sagt: eine gut gemalte Rübe ist ein größeres Kunstwerk als eine schlecht gemalte Himmelfahrt, so scheint das eigentlich selbstverständlich. Nichtsdestoweniger hat dieser Ausspruch seinerzeit wahre Stürme des Entsetzens hervorgerufen. Von allen Seiten konnte man hören: aber der Künstler darf doch nicht — die Kunst soll doch — u. s. w. u. s. w. In der That, der Künstler durfte nicht! Er durfte nicht schaffen und bilden aus innerstem Herzensbedürfnis heraus, wie das in früheren, glücklicheren Zeiten der Fall gewesen. Es waren ihm Handfesseln angelegt durch die Gesetze der Kunstgelehrsamkeit; die Wissenschaft hatte die Kunst geknechtet. Männer wie Winkelmann, Lessing, Oeser u. s. w., die sich um die Kunstforschung, die Archäologie so hohe Verdienste erworben haben, haben andrerseits der Entwicklung der Kunst selbst keinen besonderen Dienst geleistet, indem sie sie sozusagen in eine philosophisch-ästhetisierende Schule nahmen. Immer haben sich einige Künstler gegen diese Bevormundung aufgelehnt, allein umsonst; die Wissenschaft war sich zu sehr ihres Rechts bewußt, als daß sie überhaupt Notiz von solchen Bestrebungen genommen hätte.

Im Jahre 1831 schrieb Goethe in der Zeitschrift „Die Propyläen" in einem Artikel über die Kunst in Deutschland folgendermaßen: „Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt — Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt." Es war also nach seiner Meinung einzig richtig, einen Menschen, eine Landschaft, einen geschichtlichen Vorgang zu idealisieren.

Für jedes der beiden Geschlechter, so meinte man, gebe es nur eine ursprüngliche Form, ein Ideal, ein Urbild. Und daher gebe es auch nur einen reinen, mustergiltigen Stil, nur einen guten und richtigen Geschmack — Subjektivität führe nur zum Verfall. So sei denn Michel Angelo zwar von hoher Kraft und Größe, aber durch das Hervorkehren seiner Eigenart von ausgeprägter Eintönigkeit. Bei all seinem Feuer sei er nie zur schönen Eintracht des Genies mit dem Geschmack gekommen, so wenig wie Aeschylos, Dante oder Shakespeare. Der Bildhauer Gottfried Schadow antwortete Goethe auf den vorhin erwähnten Vorwurf: Er freue sich über jede künstlerische Arbeit, die treu und gewissenhaft dem Leben nachgebildet sei, er freue sich, daß jedes Kunstwerk in Deutschland behandelt werde wie ein Porträt, er freue sich des charakteristischen Kunstsinns, wenn dieser auch von Goethe auf die niedrigste Stufe gestellt werde. Durch ihn allein können wir Deutsche dahin kommen, eigene Kunstwerke hervorzubringen, in welchen man uns selbst sieht. — Die Hauptsache ist und bleibt, das auszubilden und zu geben, was in uns ist; mühen wir uns, etwas hervorzubringen, was dem von Fremden Gemachtem ähnlich sieht, so sind wir sicher auf verkehrtem Wege.

Diese Punkte bilden auch einen Teil des Programms der modernen, der neuen Kunst. Diese Fragen, über die die führenden Geister einer vergangenen Periode im Kampfe entbrannt sind, erregen auch heute noch die Gemüter.

Goethe antwortete Schadow damals nicht. Der denkende Geist fühlte sich erhaben über den künstlerisch schaffenden. Und seit man von der Kunst die Darstellung

des litterarisch Geistreichen forderte, die Gelehrten dem Künstler den Inhalt seiner Bilder vorschrieben — sah man in ihm nichts weiter als einen Handwerker, um so mehr, als durch Fleiß, bei einigem Geschick, die Technik, das Handwerkliche der Kunst zu erlernen war. So sank die Technik immer mehr und mehr zum Nebensächlichen herab. Daß die bildende Kunst auf der Schärfe des sinnlichen und seelischen Erfassens beruhe, daß das vollendete Werk nur aus künstlerischer Anschauung geboren werden könne, daß die reale künstlerische Wahrheit über der inhaltlichen stehe, begriff man nicht. Der Wert eines Bildes wurde an der Richtigkeit der Wiedergabe des Stoffes gemessen. Goethe, der feine Kenner antiker Kunst, hatte kein Empfinden für die Schwächen der zeitgenössischen. Die armseligsten Erzeugnisse befriedigten ihn, wenn sie nur irgend einen erhabenen Gedanken darzustellen beabsichtigten. —

Ebenso sonderbar berührt uns jetzt die Ansicht Lessings, wenn er sagt, ein Maler, der nach irgend einer Beschreibung des englischen Dichters Thomson z. B. eine Landschaft darstelle, habe mehr gethan als der, welcher sie vor der Natur selbst male. Denn dieser sehe das Urbild vor sich, während jener seine Phantasie so anstrengen müsse, bis er es vor sich zu sehen glaube.

Die Künstler konnten der Macht gelehrter Logik nicht widerstehen. Sie fingen an, das Heil für ihr Schaffen einzig vom Studium der Alten zu erwarten und begannen, sich an der Schöpfung einer wissenschaftlichen Ästhetik zu beteiligen.

Schon Raphael Mengs hatte in seinem Buche „Ueber die Schönheit" seinen Zeitgenossen den rechten Weg zeigen wollen. Und gerade er ist ein Beweis dafür, daß ein Maler alle Regeln der Logik und Ästhetik innehaben kann, und doch kein einziges Werk schaffen, das den nur aus eigenem innersten künstlerischen Erfassen herausgeborenen Werken eines ungelehrten Meisters wie Dürer, Holbein, Rembrandt, Franz Hals u. s. w. ebenbürtig ist. Der Künstler kann nichts vom Gelehrten lernen. Er muß unbewußt naiv schaffen, er muß seine Individualität, seine Art, die Welt zu sehen, zur Geltung bringen.

Wenn Raffael in den Bildern seiner letzten Schaffensperiode den pyramidalen Aufbau bevorzugt, so war das richtig für ihn. Allein es war nicht richtig, den pyramidalen Aufbau zu einem Gesetz zu machen. Jetzt ist man wieder zur horizontalen und vertikalen Linie zurückgekehrt, und wir freuen uns dieser Errungenschaft. Früher sagte man, eine Landschaft müsse so komponiert sein, daß alle Linien in einen Mittelpunkt zusammenfließen — ein Bild müsse mindestens balanciert sein, d. h. dem starken Effekt auf einer Seite müsse ein annähernd starker auf der andern entsprechen, sonst falle das Bild auseinander — heute denkt man nicht daran, sondern malt die Natur so, wie man sie sieht. Gewiß werden auf diese Weise manche Absurditäten auf die Leinwand gebracht, und manche Bilder, die wir jetzt auf Kunstausstellungen einen ersten Platz einnehmen sehen, werden sicher später in die Rumpelkammer geworfen oder werden doch nur in Zukunft ein historisches Interesse haben, wie wir ja auch heute in den Museen manche historisch interessanten Absurditäten vergangener Zeiten finden. — Dennoch ist der Weg, den sie einschlagen, die jungen Brauseköpfe, der richtige, und das Gesunde, Echte wird seinen Platz behaupten.

Jeder Künstler, in seiner Eigenart, wurzelt fest in seiner Zeit; die Kunst ist eng mit allen Zeiterscheinungen verwachsen; so mußte sie auch im zwanzigsten Jahrhundert die alten ererbten Gesetze durchbrechen.

Unsere Zeit aber ist die Zeit der Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Chemie, der Physik, und so ist es auch keine Zufälligkeit, daß die Umwandlung in der Malerei von den Erscheinungen der Natur, vom Lichte ausging. Daher der Pleinairismus, die Freilichtmalerei, der Impressionismus. Und da das Licht Farbe ist, wie uns das Prisma beweist, so mußte die neue künstlerische Bewegung eine dekorativ-farbige sein. Nun haben ängstliche Gemüter die Befürchtung ausgesprochen, daß wir in einigen Jahren überhaupt kein absolutes reines Kunstwerk mehr zu sehen bekommen werden, sondern nur noch dekorativ stilisierte. Der Plakatstil, meinte man, wird sich breit machen und alles andre verdrängen. Indes, diese Befürchtung ist unbegründet: die neue künstlerische Bewegung ist auch differenzierender

Art. Sie weist der reinen Kunst ihren Platz an, und der angewandten, der stilisierenden den ihren. Es liegt das in den materiellen Verhältnissen unsrer Zeit begründet. Unsre Wohnung hat in der That einen andern Charakter bekommen. Die Thätigkeit der meisten Menschen spielt sich außerhalb des Hauses ab, das öffentliche Leben ist vielgestaltiger geworden, auch die Frau tritt mehr in die Öffentlichkeit als früher. Die Wohnung ist mehr und mehr zur Erholungsstätte geworden. Dadurch wird sie ja einerseits zur Aufnahme von Kunstwerken geeigneter, nur muß auch andrerseits das Kunstwerk, wenn es dieser seiner Bestimmung nachkommen soll, in andrer Form auftreten als bisher. Die absoluten Kunstwerke früherer Epochen waren zunächst auch nicht für die eigentlichen Wohnräume gedacht. Die Kunst stand zuerst im Dienste des Kultus. Später, als sich die profane Kunst von der kirchlichen löste, fand die erstere eine Stätte in den Prunksälen der Fürsten, der Mächtigen und Reichen, von wo aus sie in neuerer Zeit in die Museen, als die Sammelplätze absoluter Kunstwerke, übergegangen ist.

Diese Museen sind in der That der geeignetste Platz, um Kunstwerke unter den denkbar günstigsten Bedingungen auf sich wirken zu lassen. An ihnen sollte ein Staat mehr und mehr arbeiten; er würde sich dadurch um die Förderung der Kunst größere Verdienste erwerben als durch das Arrangieren der alljährlichen großen Kunstausstellungen, die nur zu einer Verflachung und überaus schädlichen Überproduktion führen. Sie richten in der That mehr Unheil an, als man denken sollte. Die Künstler, die meinen, für jede Jahresausstellung etwas Neues bringen zu müssen, werfen flüchtige, oberflächliche Sachen auf den Markt. Sie suchen sich gegenseitig zu überbieten im Auffallenwollen, und so entsteht an allen Ecken und Enden viel Unerfreuliches und Abstoßendes.

Auch der neuen Kunstbestrebung hat das alljährliche Ausstellungswesen weit mehr geschadet als genützt. Die junge Kunst hätte, als sie kaum erwacht war, noch Jahre lang stiller, ernster Arbeit an sich selbst bedurft, anstatt zur Unzeit schon ans Tageslicht gefördert zu werden. Auch die Presse machte, zum Teil in bester Absicht, viel zu früh ein lärmendes Aufsehen von ihr. Dadurch ist viel Unheil angerichtet worden. Einigen strebsamen Künstlern wurde, da man sie in den Himmel erhob, der Kopf verdreht, so daß sie sich schon für fertige Meister hielten, als sie doch eben erst anfingen zu werden. Und auch das Publikum wurde verwirrt. Es nahm die Atelierexperimente und spielenden Versuche für ernst. Der eine Teil kaufte Sachen, die eben nur als Versuchsobjekte Wert hatten, oder oberflächliche Skizzen und verdarb sich an den teils unfertigen, teils unverstandenen Dingen den Geschmack. Der andere und zwar bei weitem größere Teil begriff überhaupt nicht, um was es sich handelte, aber er verhöhnte und verlachte das Unbegriffene. Und so ist es denn gekommen, daß man im allgemeinen von der neuen Kunst als von einer Thorheit spricht, und sie belächelt oder sie als eine Verirrung beklagt.

Aber wie nun einmal die Sachen liegen, das Achselzucken nützt der Menge nicht — es kann die neue Kunst nicht aus der Welt schaffen. Sie ist nun einmal da, und man kann sich ihrem Einfluß auf das Leben schließlich eben so wenig entziehen als dem der Elektrizität, der Dampfmaschine, des Telegraphen und des Telephons.

Das Schöne an der neuen Bewegung aber ist der Standpunkt, daß es sich nicht mehr lediglich um die Ausbildung einiger Luxuserscheinungen wie die Bildermalerei, die Skulptur es ist, handeln darf, sondern daß es in erster Linie auf die Harmonisierung des Ganzen ankommt. Wir dürfen nicht alle künstlerischen Bedürfnisse in den reinen Künsten konzentrieren und alles Übrige vernachlässigen. Es kommt darauf an, die künstlerischen Güter, die bisher auf dem Wege der reinen Kunst erworben sind, zu erhalten und zu verwerten. Der schroffe Gegensatz zwischen dem hohen Stand der letzteren und der rohen Geschmacklosigkeit des ganzen Volkes soll ausgeglichen werden.

Um sich von diesem grassierenden Ungeschmack ein klares Bild zu machen, vergegenwärtige man sich einmal die sogenannte gute Stube der Durchschnittsmenschen oder die Schaufenster unserer „billigen“ Galanteriewarenhandlungen — und dann werfe man einen Blick in die Nationalmuseen von München, Nürnberg u. s. w., wo

die Gebrauchsgegenstände aller Art aus früheren, glücklicheren Kunstepochen aufbewahrt sind. Oder man gedenke des Standes des heutigen japanischen Kunstgewerbes. Jeder Stoff, in den die vornehme Japanerin sich kleidet, ist ein Kunstwerk, desgleichen jede Kleinigkeit, mit der sie sich umgiebt, ihre Kassetten, ihre Etuis, ihre Fächer und Schmuckgegenstände. Gewiß, wenn eine Japanerin unsere deutschen Tapisserieschaufenster sähe, sie würde mitunter erstaunen über die europäische Unkultur. Gott sei Dank, daß die neue Kunst auch dies Gebiet neu zu beleben beginnt, auf dem unsere weibliche Jugend mit herangebildet werden kann zu einem wirklich ästhetischen Empfinden, zu künstlerischem Denken in allen Dingen, in der Wohnungsausstattung, der Toilette, dem Schmuck und endlich auch der absoluten Kunst.

Das verflossene Jahrhundert war ein wissenschaftliches, das jetzt begonnene hat den Anschein, als wolle es ein künstlerisches werden. „Glück auf" also der neuen künstlerischen Bewegung! Nichts aber kann dieselbe besser fördern, als ein Heranziehen der gebildeten, kunstsinnigen Frauenwelt.

Die höhere Mädchenschule als Unterbau für die Gymnasialkurse.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Das preußische Kultusministerium hat sich in bezug auf die Gymnasialbildung der Mädchen für das System der Gymnasialkurse entschieden, das sich in Berlin seit einer Reihe von Jahren gut bewährt hat. In Hannover und Breslau sind bereits auf fünf Klassen berechnete Gymnasialkurse den städtischen höheren Mädchenschulen angegliedert. Man darf sie wohl als eine Art von Experiment ansehen, das die Regierung, nachdem der rein private Versuch in Berlin vorangegangen ist, nunmehr anstellt, um, so darf man doch wohl annehmen, darauf ein weiteres Vorgehen zu gründen. Nach einem Erlaß des Kultusministers im Dezemberheft des „Centralblatts für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen" scheint dies Experiment nicht ganz glatt von Statten zu gehen. Der Erlaß lautet folgendermaßen:

Handhabung des Unterrichts in den Gymnasialkursen für Mädchen.

Berlin, den 6. November 1900.

Aus einem Berichte meines Fachreferenten über seinen Besuch der dortigen städtischen Gymnasialkurse für Mädchen habe ich ersehen, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, im Unterricht dieser erwachsenen Schülerinnen die auf der höheren Mädchenschule gewonnene und in der Aufnahmeprüfung nachgewiesene Bildung mit den Anforderungen gymnasialen Unterrichts in Einklang zu setzen, und so eine innere Verbindung beider Bildungsgänge herzustellen. Ich muß dies als einen schwer wiegenden Mangel bezeichnen.

Neu sind für die Schülerinnen der Gymnasialkurse die alten Sprachen und die Mathematik. In diesen Disziplinen ist selbstverständlich von den Elementen auszugehen, wenn auch die unterrichtliche Behandlung der geistigen Entwickelungsstufe der Schülerinnen angemessen sein muß. Die anderen Fächer sind dem Gymnasium und der höheren Mädchenschule gemeinsam. Hier wird bei Auswahl und Bemessung

des Lehrstoffes unter Zugrundelegung des Lehrplanes der höheren Mädchenschule vom 31. Mai 1894 sorgfältig und im einzelnen erwogen werden müssen, welche Teilgebiete der verschiedenen Disziplinen den Schülerinnen neu sind, welche andern einer Ergänzung und Erweiterung im Sinne gymnasialen Unterrichts bedürfen, und welche nach der erworbenen Vorbildung vorausgesetzt werden müssen, also nicht mehr, oder doch nur gelegentlich und wiederholungsweise, zur Behandlung kommen sollen. Es ist ein pädagogischer Mißgriff, wenn, wie dort geschehen, in dem untersten Gymnasialkursus, namentlich in evangelischer Religion und im Deutschen, Stoffe behandelt und Dichtungen gelesen werden, welche aus der Mädchenschule bereits genugsam bekannt sind, besonders wenn dies in einer Form geschieht, die der geistigen Entwicklung strebsamer sechzehn- bis achtzehnjähriger junger Mädchen nicht entspricht. Mit bloßer Übertragung des der entsprechenden Lehrstufe des Gymnasiums angemessenen Verfahrens auf die Gymnasialkurse der Mädchen ist es nicht gethan. Wenn die Aufnahmeprüfung, wie ich annehme, eine gründliche und ernste gewesen ist, muß der neue Unterricht den früheren zur Voraussetzung haben. Hat die Mädchenschule an den Zöglingen ihre Aufgabe erfüllt, so wird auch der Unterbau, auf welchem sich die gymnasiale Fortbildung erheben soll, tragfähig sein.

Ich verkenne keineswegs, daß namentlich in Religion, Deutsch und Geschichte außer den für das Gymnasium besonders vorgesehenen Lehraufgaben, die den Schülerinnen der Kurse neu sind, auch manches, aus früheren Lehrgängen bereits Bekannte, in einer den Aufgaben des Gymnasiums entsprechenden Form noch einmal zu behandeln sein wird. So wird beispielsweise die Lektüre eines Evangeliums oder eines paulinischen Briefes von wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen müssen, je nachdem sie mit Schülerinnen, die vor der Konfirmation stehen, oder etwa im Gebiete des Unterrichts der Prima getrieben wird. Die literarhistorische und ästhetisch kritische Betrachtung der Goethischen Iphigenie wird in den Gymnasialkursen andere Wege einzuschlagen und andere Ziele zu suchen haben als in der Mädchenschule. Überall aber ist auf dem Vorhandenen aufzubauen und jede, die innere Teilnahme ertötende mechanische Behandlung zu vermeiden. Die bisher ungelöste Aufgabe der Gymnasialkurse für Mädchen bleibt demnach: in organischem Zusammenhange mit der nachgewiesenen Vorbildung und in einer, dem Verständnisse erwachsener Mädchen angemessenen Lehrform die Schülerinnen zu den Zielen des Gymnasiums zu führen.

Was hierzu erforderlich, wird in eingehenderer Weise, als dies bisher geschehen, zu prüfen und lehrplanmäßig festzustellen sein. Namentlich wird der Leiter der Kurse den Lehrern, welche bisher Mädchen nicht unterrichtet haben und Betrieb und Anforderungen der höheren Mädchenschule aus eigener Erfahrung nicht kennen, diejenigen Winke geben müssen, die sie vor Mißgriffen in der Auswahl und der Behandlung des Stoffes schützen. Auch wird es diesen Lehrern die Erfüllung ihrer Aufgabe erleichtern, wenn sie in den von ihnen vertretenen Unterrichtsfächern von der Behandlung, welche diese Fächer in den oberen Klassen einer höheren Mädchenschule erfahren, unmittelbare Kenntnis nehmen.

Nach diesen Gesichtspunkten wolle das Königliche Provinzial-Schulkollegium den versuchsweise auf ein Jahr genehmigten Lehrplan der Gymnasialkurse erneut prüfen und dafür Sorge tragen, daß in dem bevorstehenden Anfangskursus die Mängel, welche dem jetzigen Unterkursus anhaften, vermieden werden.

Der Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten.
Studt.

Ob es sich um die städtischen Gymnasialkurse in Breslau oder in Hannover handelt, ist aus dem Erlaß nicht ersichtlich, für die Beurteilung des Falles aber auch gleichgiltig. Ob im Einzelfall Mißgriffe in der Wahl der Lehrkräfte, in der Verteilung der Pensen ꝛc. vorkommen, ist für die Entwicklung des Mädchengymnasiums belanglos. Von Bedeutung ist nur die Frage, ob die vom Minister geforderte organische Angliederung von Gymnasialkursen an die höhere Mädchenschule möglich ist; und wenn nicht, wo liegt der Fehler?

Da die Berliner Gymnasialkurse auf ein achtjähriges Bestehen zurückblicken und bereits 22 Abiturientinnen zur Universität entlassen haben, so dürften die dort gemachten Erfahrungen mit einigem Recht für die Beurteilung dieser Frage herangezogen werden können. In erster Linie wird es sich dabei um die Aufnahmeprüfung handeln. Da ich 24 Jahre hindurch, teils zur Aufnahme in das Lehrerinnenseminar, teils in die Real- und Gymnasialkurse, jährlich ca. 25 Schülerinnen königlicher, städtischer und privater Mädchenschulen daraufhin zu prüfen hatte, ob sie in der That

das programmmäßig in einer höheren Mädchenschule zu erwerbende Wissen besaßen, so darf ich wohl aus den hier gesammelten Erfahrungen allgemeine Schlüsse ziehen. Von den ganz untauglichen Schülerinnen, wie sie einmal durch jede Schule laufen, sehe ich dabei vollständig ab.

Als Gesamtresultat ergiebt sich mir da folgendes: Das positive Wissen war, mit wenigen Ausnahmen, dürftig und zusammenhangslos. Fragte man, etwa in Litteratur, nach den inneren Beziehungen der Erscheinungen, so durfte man, wenn überhaupt eine Antwort kam, ziemlich sicher auf eine Reminiszenz aus Kluge oder Werner Hahn rechnen. In den neueren Sprachen, die doch als Spezialität der höheren Mädchenschule gelten, herrschte eine unglaubliche Unsicherheit selbst in den Elementen. Ich bin bei der Prüfung, um der Befangenheit der jungen Mädchen Rechnung zu tragen, nie über das Pensum des achten Schuljahres hinausgegangen; von Ungeheuerlichkeiten, von Formen wie „cettes“ und „bienne“, „craigni“, „mouru“ will ich gar nicht reden, trotzdem sie nicht eben zu den seltenen Ausnahmen gehörten; ich will nur anführen, daß man bei der Mehrzahl der Schülerinnen den richtigen Gebrauch weder der verbes pronominaux und der unregelmäßigen Verben, noch die Grundregeln des Subjonctif und der Partizipien als einen sicheren Besitz bezeichnen konnte. Das Rechenpensum der Volksschule, an dem die höhere Mädchenschule sich neun Jahre lang quält, sitzt so wenig fest, daß nicht selten die einfachsten Bruch- und Regeldetrirechnungen ungelöst bleiben. Ein wahrhaft kompromittierendes Zeugnis für die höhere Mädchenschule sind aber die deutschen Aufsätze. Selten waren die Schülerinnen imstande, ein einfaches Thema selbständig zu disponieren; was sie zu Papier brachten, war meist eine Reihe von zufälligen Associationen, deren Inhalt und Zusammenhang auf die Vorbildung der Verfasserin allerlei nicht eben ermutigende Schlüsse zuließen.

Einer „gründlichen und ernsten“ Aufnahmeprüfung, wie sie der Erlaß den Gymnasialkursen zur Pflicht macht, d. h. einer Prüfung auf Grund des Lehrplans der höheren Mädchenschule vom 31. Mai 1894, wäre fast die Hälfte der von mir in Seminar und Gymnasium aufgenommenen Schülerinnen nicht gewachsen gewesen. Ich habe deshalb längst davon abgesehen, die Aufnahme von dem Bestand des Wissens abhängig zu machen, sondern meine Prüfung nur darauf eingerichtet, mir ein Urteil über die Intelligenz der jungen Mädchen zu bilden.

Die thatsächliche Beschaffenheit des Unterbaus stellt nun allerdings die Lehrer des ersten Gymnasialkursus, die die organische Angliederung des neuen Pensums vollziehen sollen, vor eine schwierige Aufgabe. Ich muß gestehen, daß ich die Unbefangenheit, mit der ein Gymnasiallehrer an die geistige Leistungsfähigkeit der Mädchen von vorn herein genau dieselben Ansprüche stellt wie er sie an die Knaben zu stellen gewohnt war, stets als ein sehr wertvolles Rüstzeug zur Überwindung dieser Schwierigkeiten angesehen habe. Denn immer steigen die Leistungen mit den Ansprüchen. Der Unterricht der höheren Mädchenschule trägt nun einmal in seiner ganzen Haltung und seinen Anforderungen die Spuren der alten Doktrin von der geistigen Inferiorität des Weibes. „Mächen können nicht rechnen“, pflegte mir der Rechenlehrer einer städtischen höheren Mädchenschule zu versichern. Und in der That, die von ihm unterrichteten „Mächen“ konnten nicht rechnen, was sie nicht hinderte, nachher Tüchtiges in der Mathematik zu leisten.

„Mädchen können nicht rechnen!“ In diesem Dogma liegt ein Grund für die geringen Leistungen der höheren Mädchenschule. Aus seinen Konsequenzen aber ergiebt

sich ein zweiter. Und das ist meiner Ansicht nach der Mangel an neuem, dem Geist in eine strenge Schule nehmenden Stoff auf der Oberstufe. Da soll nur immer wieder das Alte „vertieft" werden, und man kann nicht eben sagen, daß dabei immer Schätze gegraben würden. Man möchte den Herren vom Kultusministerium wirklich wünschen, daß sie die Genüsse dieser ausgiebigen „Vertiefung" einmal hätten kosten müssen.

Ich bin oft gefragt worden, warum ich mit solcher Gleichgültigkeit der Streichung des zehnten Schuljahrs in der höheren Mädchenschule gegenüber gestanden habe. — Die Antwort ist einfach, weil ich alle Ursache habe, der Fruchtbarkeit einer weiteren allseitigen „Vertiefung" zu mißtrauen und das Jahr für eine rationellere Vorbereitung zu retten wünschte.

Junge Mädchen in dem Alter verlangen nach Neuem, nach neuen Stoffen. Wie sehr, das weiß nur, wer den geistigen Hunger gespürt hat, den man ungestillt durch die Oberstufe einer höheren Mädchenschule trägt. Wie sehr, das zeigte mir einmal der Jubel eines kleinen englischen Mädchens, als sie mit der Nachricht aus der Schule kam: „I'm beginning Algebra, I'm beginning Algebra!" Kein Wunder, wenn unsere höheren Töchter, denen der Genuß des „Neuen" versagt ist, gerade wenn sie ihn am intensivsten empfinden könnten, auf der Oberstufe die Lust verlieren und auch auf die geringen Anforderungen, die man an sie stellt, nur noch mit halbem Interesse reagieren. Kein Wunder auch, wenn diese letzten Jahre das Resultat der vorangegangenen und somit auch die „Tragfähigkeit des Unterbaus" wieder sehr in Frage stellen.

Seit einem Jahrzehnt ist die „Reform" der höheren Mädchenschule eine viel besprochene Forderung der Fachkreise. Was diese Forderung bisher gefruchtet hat, kann man mit dem stolzen Namen „Reform" nicht bezeichnen. Es ist richtig, daß der Lehrplan von 1894 in bezug auf die Ausschaltung von Memorierstoff, klare Gliederung ꝛc. einen Fortschritt gegen die Beschlüsse der Augustkonferenz von 1873 bedeutet. Eine Änderung in bezug auf die von uns beklagten Mängel würde er aber auch bei buchstäblicher Durchführung nicht bringen können. Was mir persönlich durchaus notwendig erscheint, habe ich oft genug ausgesprochen und kann es auch hier nur wiederholen. Es ist die obligatorische Einführung der Mathematik, die mindestens fakultative des Lateinischen, und ein fest abgegrenztes Ziel, dessen Erreichung ebenso wie bei anderen Schulen durch eine Schlußprüfung nachgewiesen werden müßte (von den im übrigen in bezug auf das Lehrpersonal zu stellenden Anforderungen ganz zu geschweigen). Das würde von selbst die Notwendigkeit strafferer Methoden mit sich bringen und den Weg von der mystischen Vertiefung zur Klarheit finden helfen. Dann wird die höhere Mädchenschule sich als ein tragfähiger Unterbau erweisen, nicht nur für die Gymnasialkurse, mit denen zusammen sie die Mädchen etwa den Bildungsgang eines Reformgymnasiums führen würde, sondern auch für jeden andern rationellen Bildungsgang. Bis dahin aber werden die Gymnasialkurse, von deren Lebensfähigkeit mich eine langjährige Erfahrung fest überzeugt hat, die Mängel der Mädchenschule abzubüßen haben. Und wenn im Unterkursus der Lehrer des Lateinischen sich noch mit Erörterungen über Haupt- und Nebensätze befassen muß, so mag das dem Zuhörer mit der geistigen Entwicklung strebsamer erwachsener junger Mädchen im Widerspruch zu stehen scheinen, in Wirklichkeit ist es aber eine bittere Notwendigkeit.

England und Frankreich haben sich in wenig Jahren ein tüchtiges Mädchenschulsystem geschaffen, das erste auf rein private, das andre auf staatliche Initiative hin. Bei uns aber bleibt die Frage: „Quo usque tandem?" noch immer ohne Antwort.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Eine deutsche Gesellschaft für soziale Reform** hat sich unter der Führung des Freiherrn von Berlepsch am 6. Januar in Berlin gegründet. Die Gesellschaft ist eine Landessektion der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, deren Gründung durch den Pariser Internationalen Kongreß vom Juli 1900 vollzogen wurde. Die neugegründete Gesellschaft will die deutschen Sozialreformer der verschiedensten Richtungen und Berufe vereinigen zur Hebung der Lage der Lohnarbeiter durch Gesetzgebung des Staates und Stärkung der Selbsthilfe. Die Gesellschaft wird vor allem für die Ausgestaltung des Koalitionsrechtes eintreten.

In der Begründung des Statutenentwurfes führte Professor Sombart-Breslau aus, daß der Verein zweifellos ein politischer sei, und man daher um der Vereinsgesetze in Preußen, Bayern und Sachsen willen auf die namentlich auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes so wichtige Mitarbeit der Frauen verzichten müsse. Dieser Punkt des Statuts erregte eine heftige Debatte, in der allseitig der Wunsch geäußert wurde, Frauen zulassen zu können, die aber doch schließlich zu einer Fassung des Paragraphen führte, nach der die Frage der Zulassung von Frauen in den Verein offen bleibt. Der Bund deutscher Frauenvereine hatte bereits seinen Beitritt angemeldet, er hält selbstverständlich seine Meldung aufrecht.

Wenn man bedenkt, daß die Thätigkeit so vieler bestehender Frauenvereine dasselbe Gebiet, auf dem die Gesellschaft für soziale Reform arbeiten wird, bereits unangefochten lange behauptet, so illustriert der Grund des Ausschlusses wieder einmal schlagend die Rückständigkeit unserer Vereinsgesetzgebung. Wenn nur die neue Gesellschaft, die in ihr Programm den Ausbau des Koalitionsrechts aufgenommen, die formalen Gründe, die die Aufnahme von Frauen hindern, möglichst bald beseitigen helfen möchte!

* **Mädchengymnasium Karlsruhe.** Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" hat, veranlaßt durch den in erfreulicher Weise sich fortwährend steigernden Besuch des Karlsruher Mädchengymnasiums, ein eigenes Haus für die Zwecke des Internats gekauft. So wird in nächster Zeit wieder den Gesuchen um Aufnahme in das Internat entsprochen werden können, während im Augenblick keine Plätze mehr zur Verfügung stehen.

* **Als gleichberechtigte Armenpflegerinnen** sind nunmehr Frauen in Berlin zugelassen. Der Ausschuß zur Vorberatung der Aenderung und Verbesserung der Verwaltung der öffentlichen Armenpflege in Berlin hat folgenden Magistratsantrag nach einer ausführlichen Beratung und Begründung durch den Stadtrat Dr. Münsterberg angenommen:

„1. Wählbar zu Mitgliedern einer Armenkommission sind ohne Unterschied des Geschlechts alle großjährigen Angehörigen eines deutschen Bundesstaates, die sich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden und in Berlin wohnhaft sind. Die Mitglieder der Armenkommission werden als Armenpfleger und Armenpflegerinnen bezeichnet. Die Amtsdauer der Mitglieder der Armenkommissionen beträgt drei Jahre (bisher sechs Jahre!). 2. Die Armendirektion wird ermächtigt, Armenkreise (Dezentralisation) einzurichten. Die Kreisvorsteher werden durch die Armendirektion aus dem Kreise ihrer Mitglieder oder aus Vorstehern von Armenkommissionen ernannt."

* **Über „Genossenschaftliche Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend"** sprach Herr Professor Zimmer kürzlich im Verein „Jugendschutz"-Berlin und zeigte an der Entwicklung der vier schon bestehenden, auf genossenschaftlicher Basis gegründeten, Arbeiterinnenheime, wie vortrefflich dies Vorbild für ähnliche Erziehungsheime für gefährdete Jugendliche nutzbar gemacht werden könnte. — Eine dauernd zugesicherte Arbeit zu feststehendem Lohn, Gelegenheit zur Erlernung tüchtiger haus-

haftlicher Kenntnisse durch die erziehenden nnen der Heime, Zusicherung von eintausend Ersparnissen nach sechsjährigem Verbleib in Genossenschaftsheim, das sind die Vorteile, junge Mädchen haben, die in diese Ge- schaft eintreten. Die Erfahrung hat außerdem gezeigt, daß diese jungen Mädchen durch ichtigen hauswirtschaftlichen Kenntnisse sowie ihr selbsterspartes Heiratsgut gerade von esten Elementen unter den Arbeitern zur Ehe t werden. Die genossenschaftliche Erziehung ngen Mädchen gebildeter Stände geht in den npensionaten des Diakonievereins darauf s, den jungen Mädchen „Inhalt, Unter- und Rückhalt" zu geben, gleichviel, ob sie später verheiraten oder als alleinstehende lichkeiten der Menschheit nutzbar machen dadurch selber Glück und Befriedigung n.

Gräfin Dr. Maria v. d. Linden, Assi- am anatomisch-zoologischen Institut der rsität Bonn, hat für ihre Untersuchungen die Entwicklung des Farbenkleides der tterlinge von der Pariser Akademie der nschaften den da Gama Machado-Preis en.

Sieben Frauen in Universitätsstellungen die Deutsche Schweiz in diesem Semester.

Konferenz hatte sich eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten eingefunden, aus den Kreisen der Regierung sowohl als des hohen Adels und der Wissenschaft. Professor Armin Bambéry präsidierte. Mr. Coote wußte für seine Ideen die hervorragendsten Persönlichkeiten zu gewinnen und es konnte augenblicklich zur Bildung des Komitees geschritten werden. Diesem Komitee gehören an als Präsident Graf Albert Apponyi, als Vicepräsidentin Gräfin Albin Csaky.

* **Als Chefarzt am Waisenhause für Mädchen** in Brüssel ist Frau Marie Derscheid-Delcourt kürzlich ernannt worden. Sie errang ihren Doktorgrad 1893 an der Brüsseler Universität „cum summa laude" und studierte dann in Berlin, Würzburg und Wien. In den Jahren 1894/95 nahm Frau Doktor Derscheid-Delcourt an der Preisbewerbung teil, die von den belgischen Universitäten ausgeschrieben war, sie gewann hierbei die große goldene Medaille für die chirurgischen Wissenschaften. Gegenwärtig steht sie an der Spitze eines im ganzen Lande sehr bekannten orthopädischen Instituts.

* **Die polytechnische Gesellschaft in Paris** hat auf Anregung ihrer Präsidentin Mlle. Bignon, Dr. der Naturwissenschaften, unentgeltliche Kurse für unbemittelte Frauen zur Vorbereitung für das Abiturium eingerichtet.

Der Schwäbische Frauenverein

(Vorsitzende: Frau Präsident v. Weizsäcker), veröffentlicht seinen 27. Jahresbericht. Das Jahr 1900 hat er zur Vervollständigung und Weiterentwicklung seiner Anstalten benutzt. Die Frauenarbeitsschule nimmt jetzt, durch ihr gesetzmäßiges Weiterschreiten, durch das Systematische in allen Unterrichtsfächern, durch die anerkannt vortreffliche Lehrmethode des Zeichenunterrichts, unter den Frauenarbeitsschulen Deutschlands eine der allerersten Stellen ein. Sie erhielt ein Diplom für hervorragende Leistungen durch die königliche Regierung zuerkannt infolge ihrer Teilnahme an der Landesschulausstellung im August 1899; und auf Veranlassung der königlichen Komission für die gewerblichen Fortbildungsschulen traten zwei Lehrerinnen anderer Schulen in die Frauenarbeitsschule ein, um die dort geübte, eigenartige Methode der organischen Verbindung von Zeichnen und Sticken zu erlernen. Die Frauenarbeitsschule wurde in diesem Vereinsjahre, das von Juli 1899 bis Juli 1900 geht, von 343 Schülerinnen besucht. Durch Anfertigung bestellter Arbeiten haben die vorgerückteren Schülerinnen 1460 Mark verdient.

Nachdem im August 1899 vom Staate die Gesamtstellung, die Alterszulagen, die Alters- und Krankenversorgung der Lehrerinnen an Frauenarbeitsschulen in gleicher Weise wie bei den Lehrerinnen anderer Schulen gesetzlich festgestellt wurden, reichte der Ausschuß an die königliche Kommission für die gewerblichen Fortbildungsschulen das Gesuch ein: Die Frauenarbeitsschule des Schwäbischen Frauenvereins möge der genannten Behörde in einer den gesetzlichen Bestimmungen entsprechenden Weise unterstellt werden, damit die Lehrerinnen ihrer Anstalten die gleichen Rechte genießen wie diejenigen der städtischen Schulen.

Diesem Gesuch ist von der königlichen Regierung entsprochen worden und auch die Bitte der Arbeitslehrerinnen um staatliche Bestätigung ihrer Anstellung wurde in höchst dankenswerter Weise zustimmend beantwortet.

Der Kindergarten, die Froebelschen Unterrichtskurse erfreuen sich guten Besuchs; ebenso die Kochschule und Haushaltungsschule. Es haben auf Veranlassung des Vereins 71 Wanderkochkurse in 21 württembergischen Oberämtern stattgefunden, darunter viele Abendkurse für Fabrikmädchen. Die Wanderkochlehrerinnen, 14 an der Zahl, ziehen mit ihrem Kochgeräte von Gemeinde zu Gemeinde und haben überall gute Aufnahme gefunden. Auch die Töchter-Handelsschule wurde gut besucht, 111 Schülerinnen wurden nach ihrer Entlassung Stellen vermittelt. Die vom Verein herausgegebene Wochenzeitschrift „Frauenberuf" ist seit dem 1. April 1900 vom Verein in Selbstverlag genommen. Ein Neubau, den der Verein für seine Anstalten unternimmt, wird in einiger Zeit vollendet sein und für eine weitere Entwicklung Raum schaffen.

Neuer Volksschullehrerinnen-Verein zu Berlin.

Die Darlehnskasse des Neuen Volksschullehrerinnen-Vereins ist, nachdem der Verein in das Vereinsregister eingetragen worden ist, in Kraft getreten. Die Kasse hat den Zweck, den Vereinsmitgliedern in Krankheitsfällen und besonderen Notlagen, sowie zu Fortbildungszwecken Darlehn zu gewähren. Gesuche sind an die Vorsitzende der Kasse, Frl. H. Jastrow, N., Linienstraße 110, zu richten.

Heim des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins zu Berlin

(Vorsitzende: Frau Elly von Siemens) veröffentlicht seinen Jahresbericht für 1899/1900. Die Frequens des Heims war im verflossenen Vereinsjahr eine sehr zufriedenstellende, der Zudrang ein so großer, daß vielfach Interessenten abgewiesen werden mußten. Das Bedürfnis nach abermaliger Vergrößerung des Heims stellt sich heraus, die Mittel erlauben aber noch keine Erweiterung der Räume. Der Vorstand hat den Tod eines seiner Mitglieder zu beklagen, der Frau Kathi Warschauer, die ihm seit Begründung des Vereins angehörte. Herr Robert Warschauer hat nach dem Ableben seiner Frau, um ihren jährlichen Beitrag zu kapitalisieren, dem Verein 3000 Mark zugehen lassen. Unter dem Namen „Kathi Warschauer-Stiftung" soll diese Summe, die in Papieren angelegt worden ist, den Grundstock zu einem Fonds bilden, der, wenn er sich nach und nach vergrößert, den Verein befähigt, halbe und auch ganze Freistellen zu schaffen.

Der Berliner Frauenklub von 1900

(Vorsitzende: Frl. Dr. Franziska Tiburtius, Bülowstr. 14) veröffentlicht seinen ersten Jahresbericht. Das außerordentlich rasche Aufblühen des Klubs ist dem Umstande zu danken, daß er den Bedürfnissen der erwerbenden Frauen, denen er dienen wollte, in jeder Beziehung ausgezeichnet entsprochen hat. Der Klub hat im Laufe seines ersten Jahres durch Eintragung in das Vereinsregister Rechtsfähigkeit erlangt. Die Verwaltung wird geleitet durch eine Wirtschaftskommission, eine Aufnahme- und eine Unterhaltungskommission. Die

Ausstellung von Kunstwerken der dem Klub angehörenden Malerinnen leitet eine Kunstkommission. Die Bibliothek enthält jetzt fast 1000 Bände, die mit deutschen und ausländischen Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften im Lesezimmer den Mitgliedern zur Verfügung stehen. Es ist vorauszusehen, daß die Entwicklung des Klubs eine stetige und fortschreitende sein wird.

Der deutsche Schriftstellerinnenbund

(Vorsitzende: Frau Dr. Helene Wachsmuth) gegründet am 10 April 1896, ist auf Antrag des Vorstandes am 3. Oktober cr. in das Vereinsregister des Königlichen Amtsgerichts zu Berlin unter Nr. 88 eingetragen worden.

Der deutsche Schriftstellerinnenbund hält regelmäßige öffentliche Sitzungen ab, die 14tägig am Donnerstag, nachmittag von 5 Uhr ab im Architektenhause, Berlin, Wilhelmstraße 92/93 stattfinden. Durch Mitglieder eingeführte Gäste (auch Herren) können dreimal an den Sitzungen theilnehmen, in denen durch eine Recitatorin — Fräulein Johanna Loevinson — die neuesten möglichst noch ungedruckten Schöpfungen der Mitglieder zum Vortrag gebracht werden. Kritische Besprechungen der Arbeiten schließen sich an die Vorträge an.

Frauenbildungs-Verein zu Breslau

(Vorsitzende Frau Anna Simson) hat das 35. Jahr seines Bestehens vollendet. Seit 1898 ist er im Besitz eines eigenen Vereinshauses Katharinenstr. 18. Von der segensreichen Arbeit, die der Verein seit seiner Gründung geleistet, geben folgende Zahlen einen Begriff: Es besuchten im ganzen die Fortbildungsschule (seit 1866) 6746 Schülerinnen; die Kinderpflegerinnenschule (seit 1867) 1429; die Handelsschule (seit 1867) 1136; die Lehranstalt für Frauenarbeiten (seit 1882) 8068; den Volkskindergarten (seit 1884) 1233; das Handarbeitslehrerinnen-Seminar (seit 1884) 439; die Tageskochschule (seit 1888) 1534; die Haushaltungsschule mit Pension (seit 1889) 1024; die Photographische Lehranstalt (seit 1891) 157; die Abendkochschule (seit 1895) 206; das Kindergärtnerinnen-Seminar (seit 1896) 134; die Kurse: Erste Hilfe bei Unglücksfällen (seit 1898) 257. Für die Berichtsperiode 1. Oktober 1898 bis 30. September 1900 stellte sich der Besuch folgendermaßen: Von Oktober 1898/99 668, aus dem Vorjahre 75, insgesamt 743; von Oktober 1899/1900 675, aus dem Vorjahre 99, insgesamt 774.

Der Verein wird von den städtischen Behörden und vom Provinzial-Ausschuß für Schlesien subventioniert.

Bücherschau.

„The Englishwoman's Year-Book and Directory 1901." Edited by Emily Janes. London, Adam & Charles Black 1901. Das nützliche außerordentlich reichhaltige Handbuch erscheint in seiner neuen erweiterten Form zum dritten Mal. Es liegt in England auf den Bureaus aller Frauenvereine als unentbehrliches Requisit für jede Auskunft über Frauenarbeit und Frauenbewegung. Eine bewundernswerte Sammelarbeit hat geleistet werden müssen, um das Adressenmaterial zusammenzubringen. Es ist trotz seiner Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit vorzüglich übersichtlich geordnet, so daß jedes einzelne auch für den Ausländer leicht auffindbar ist. Soweit durch Statuten, Zahlen und Daten ein Überblick über den Stand der englischen Frauenbewegung gegeben werden kann, ist das hier geschehen. Eine Tabelle aller für die englische Frauenbewegung wichtigen Daten aus dem 19. Jahrhundert, und eine solche von den Ereignissen des letzten Jahres werden dem Ausländer besonders willkommen sein. Selbstverständlich sind bei einem so umfangreichen Sammelwerk — das Buch umfaßt ca. 400 eng bedruckte Seiten — einige unkorrekte Angaben nicht zu vermeiden, wo das Ausland in Frage kommt und die Herausgeberin auf die Zuverlässigkeit ihrer Berichterstatter angewiesen ist. Für England ist das Buch außerordentlich instruktiv, und wir würden es deshalb gern in den Händen vieler deutscher Frauen sehen, weil es eine Vorstellung von dem Umfang der Frauenarbeit giebt, die in England geleistet wird, eine Vorstellung, die für uns in vieler Beziehung anspornend und Richtung gebend wirken könnte. Der Preis ist im Verhältnis zu dem Umfang, der Ausstattung und vor allem der in der Sammlung und Sichtung des Materials aufgewandten Arbeit außerordentlich niedrig.

„Personal Reminiscences of a Great Crusade". Von Josephine E. Butler. New Edition. London 1898. Horace Marshall & Son. Temple Avenue E. C. Die bekannte Führerin der englischen, und in gewissem Grade auch der internationalen Sittlichkeitsbewegung giebt in dem vorliegenden Buche die Geschichte dieser Bewegung, so weit sie ihr Lebenswerk ist. Eine doppelte Bedeutung hat hier der Titel. Ein Kreuzzug war diese erste Bewegung gegen die staatliche Reglementierung des Lasters im Hinblick auf die Opfer, die gebracht, die persönlichen Gefahren, denen begegnet werden mußte. Persönliche Gefahren im Kampf mit den allergemeinsten und niedrigsten Elementen der Kulturnationen. Ein Kreuzzug aber auch im Hinblick auf den Geist, in dem dieser Kampf aufgenommen wurde. Josephine Butler faßt ihre Mission als eine religiöse, eine christliche Pflicht. In diesem Sinne führt sie sie durch, und aus diesem Bewußtsein schöpft sie immer wieder die Kraft. Noch eins ist es, was das Buch so anziehend macht: Das schöne kameradschaftliche Zusammenarbeiten von Männern und Frauen in einer Sache, die so unerträglich häßlich wird, wenn sie zu einem verzweifelten Protest der Frau gegen den kühl lächelnden Cynismus des Mannes werden muß. Es wird niemand das Buch aus der Hand legen ohne den Eindruck zu haben, daß

die vornehmste Weiblichkeit alle Schritte in diesem Kampf und jeden Federzug in dieser Darstellung bestimmte.

„The Junior Temple Reader." Edited by Clara Linklater Thomson and E. E. Speight, with many original illustrations. London, Horace Marshall & Son 1900. (1 sh. 6 d.) Die Herausgeberinnen sind in der Auswahl und Bearbeitung der Geschichten von der Absicht ausgegangen, den Kindern Volksmärchen aller Länder so zu vermitteln, daß sie ihnen verständlich sind und doch möglichst die Eigenart, den Reiz und den künstlerischen Wert des Originals behalten. Die Sammlung enthält neben einigen Andersenschen und Grimmschen Märchen, die in einer mustergiltigen Übersetzung ganz wie Originale wirken, indische, japanische, neuseeländische, nordische Volksmärchen und -sagen, und man muß sagen, daß die Herausgeberinnen den selbstgesetzten Zweck kaum besser hätten erreichen können. In doppelter Beziehung kann diese Sammlung für unsere deutsche Jugendlitteratur wertvoll werden. Jede Mutter wird ihren Märchenvorrat durch bei uns unbekannte Geschichten, wie das reizende Märchen von „Sampo Lappelill", vom „Schiff, das auf dem Lande segelte" und manche anderen bereichert finden. Vor allem aber könnte die Sammlung, der auch eine Reihe leichter und wirklich wertvoller Gedichte beigefügt ist, für den Anfangsunterricht im Englischen an unseren Mädchenschulen Verwendung finden. Die außerordentlich einfache Sprache, die immer in gewissem Sinne internationalen Wendungen der Märchenerzählung, die zum Teil in ähnlicher Form schon bekannten Stoffe machen das Buch dazu in ganz besonderem Maße geeignet.

Die dem Buche beigegebenen Illustrationen — keine bunten — sind z. T. von künstlerischem Wert und entsprechen dem Zweck der Sammlung.

„Handbuch zur Orientierung über die Gehaltsverhältnisse der preußischen Volksschullehrerinnen". Auf Grund eigener statistischer Aufnahmen herausgegeben vom Vorstande des Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen. Berlin 1900. Im Selbstverlage des Vereins. (Preis 0,75 Mark). Mit der Herausgabe seines Handbuches hat der Preußische Volksschullehrerinnenverein den Interessen seines Standes einen wichtigen Dienst geleistet und zugleich einen Beweis für die Leistungsfähigkeit seiner Organisation in einer weitläufigen gemeinsamen Arbeit geliefert. Durch die große Vollständigkeit, die übersichtliche Anordnung und besonnene Verwertung der statistischen Resultate giebt das Buch einen ausgezeichneten Überblick über die Lage der Volksschullehrerinnen unter dem Lehrerbesoldungsgesetz vom 3. März 1897.

Staatsminister D. Dr. Bosse äußerte sich dem Vorstande des Vereins gegenüber wie folgt:

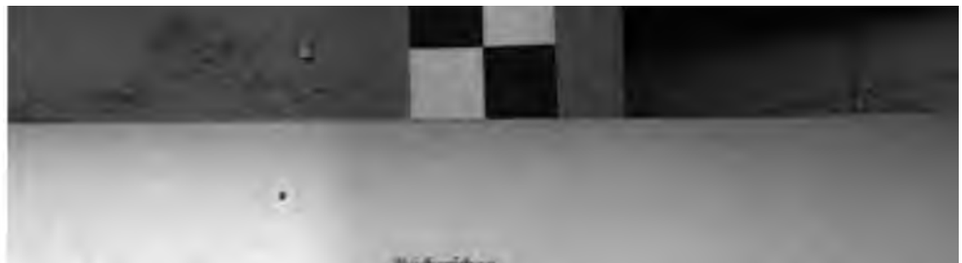
„Dem Vorstande des Landesvereins sage ich für die freundliche Übersendung des Handbuchs zur Orientierung über die Gehaltsverhältnisse der preußischen Volksschullehrerinnen herzlichen Dank. Das Handbuch macht mir besondere Freude. Einmal weil es auf dem gesunden Gedanken beruht, daß die Beteiligten selbst Handreichung thun müssen, um das Ergebnis der Durchführung des Gesetzes ins Licht zu stellen und die billige Ausgleichung örtlicher Härten anzubahnen. Sodann wegen der zähen Thatkraft und des eindringenden Verständnisses, mit der die Schwierigkeiten einer so umfangreichen und verwickelten statistischen Arbeit überwunden worden sind. Endlich wegen des nützlichen und übersichtlichen Ergebnisses. Ich zweifle nicht, daß diese rühmliche Arbeit auch für die Zukunft ihren Segen haben wird."

Bestellungen auf das Handbuch sind unter Einsendung des Betrages von 0,75 Mark inkl. Porto an die Schriftführerin der Hauptzentrale Frl. Fittbogen — Berlin SW., Neuenburgerstr. 34 zu richten.

„Frau Märe". Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Seinen Kindern erzählt von Rudolf Vogel. Freiburg und Leipzig, Verlag von Paul Maetzel (Preis 2,50 M.). Unsere Zeit könne keine Märchen mehr erzählen, hat man gemeint. Rudolf Vogel zeigt, daß sie es noch kann. Zwar sind es die alten Motive vom Königssohn und der Müllerin, vom armen Holzbauer, dem die Zwerglein helfen, vom versunkenen Schloß, vom lustigen Schneiderlein, dem der Teufel nichts anhaben darf. Aber eine Dichterphantasie hat sie neu ausgestaltet und verwendet. Dazu kommt, daß der frische, lustige, manchmal derbe Volkston der Frau Märe sehr gut getroffen ist. Ein Bedenken: die Märchen sind ein wenig zu lang und enthalten zu vielerlei, sie dürften in bezug auf die Fabel einfacher sein. Alles in allem sind sie ein wertvoller Beitrag zu unserer Jugendlitteratur, die endlich die ersehnte gründliche Regeneration erleben zu wollen scheint.

„Stimmungsbilder," von Malvida von Meysenbug. Dritte und vermehrte Auflage. 1900. Schuster & Löffler. Berlin und Leipzig. In Malvida von Meysenbug, der „Idealistin" redet eine vergangene Zeit, eine Generation zu uns, die uns fremd zu werden beginnt. Wohl harren viele der Gedanken, die einst die begeisterte Achtundvierzigerin ausgesprochen und vertreten, noch der Verwirklichung, und das soziale Programm der „Idealistin" ist noch heute „modern". Aber eben das tritt in den Stimmungsbildern, wie in dem „Lebensabend" zurück hinter ein feines Genießen, ein kluges Aesthetisieren und Ethisieren über das Leben und seine Beziehungen. Und gegen dies betrachtende, abstrahierende Genießen, das Hineinziehen einer doch immer dilettantisch getriebenen Wissenschaft in den Ausdruck der Freude am Schönen oder des Ergriffenseins von dem Großen sind wir Modernen empfindlich. Es wirkt auf uns erkältend und verstimmend. Es rückt uns die Dinge ferner, statt sie uns nahe zu bringen, lebendig zu machen. Die Stimmungsbilder sind ein Buch, das man sich in „unsern Kreisen" des Abends vorlesen wird, wegen seiner außerordentlich interessanten Beziehungen, seiner „schönen Gedanken", seiner feinen Urteile, seiner aristokratischen Haltung. Die „Idealistin" ist, ohne eigentlich sich selbst untreu zu werden, die geistreiche Hüterin einer exklusiven Salonkultur geworden, in der die Eindrücke von Italien und Bayreuth, von großem Weltgeschehen und wissenschaftlichen Errungenschaften, von Menschenseelen und Menschenschicksalen zu einem sanften, matten, aber harmonischen Farbenspiel verblassen.

Und eins kann man in solchem Dasein studieren und beneiden — Lebenskunst.



„Goethes Lebenskunst" von *Dr. Wilhelm* e. Berlin 1901, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. ies Buch erzählt, wie Goethe wohnte und schaffte, wie er sich kleidete, wie er aß und , wie er seine Gesundheit stärkte und Krankn ertrug", so sagt das Vorwort. Wer das noch nicht weiß und sich die Quellen herrn Dr. Bode nicht leicht verschaffen kann, mag sein Buch lesen. Er wird eine fleißige ickte Zusammenstellung von Goethe-Szenen und ten kennen lernen, wenn man auch nicht eben kann, daß der fromme Wunsch, mit dem das vort schließt, „hoffentlich ist es mir gelungen, seinem Geiste manchen Hauch auf diese Seiten annen", sich an dem verbindenden Text sehr gend erfüllt hat. Es sind nicht wenige m in dem Büchlein, über die man schreiben te „Wenn die Könige bau'n, haben die ner zu thun". Andrerseits aber bringt kaum Buch der Goethelitteratur soviel hübsche Goethe- oten als dieses, und man muß dem Kärrner erweise zugestehen, daß er seine Arbeit gehaft und pietätvoll ausführte.

„Auf der Schwelle." Studien und Erngen von *Anselm Heine*. Berlin, Gebrüder el. 1900. Es ist charakteristisch für die rne Litteratur sowohl als für die Entwicklung modernen Frau, daß auf dem Gebiet der lle, der Skizze die Frau immer mehr Eigenrecht erwirbt. Eigentumsrecht durch Leistungen, der Feinheit der Beobachtung und Charakteristik, Intensität des Miterlebens, der Reinheit der die eigentümliche Kraft der weiblichen Schriftrin beweisen. Die Verfasserin des vorliegenden es, die sich hinter dem männlichen Pseudonym rgt, hat ihr Teil an dem stillen Eroberungsganze vierhundert Seiten auseinandergesetzt als zu belehrendes Objekt angeboten zu werden, dürfte wohl jeden Leser ermüden, ebenso die zuweilen sehr gezwungenen, zuweilen geradezu banalen Beispiele und Vergleiche, die zur Verdeutlichung oft ganz selbstverständlicher Dinge herangezogen werden. Grade in Verbindung mit der „Nacktheit" der Aussprache wirkt die auch in anderer Weise noch zum Ausdruck kommende gesuchte Popularität der Sprache und Darstellung oft — mindestens geschmacklos.

„Meinrad Helmperger's denkwürdiges Jahr" von *E. von Handel-Mazzetti*. Jos. Rothsche Verlagshandlung, Stuttgart und Wien 1900. Ein historischer Roman älterer Richtung, auf gründlichen Studien beruhend, lebendig und anschaulich in den Einzelheiten, aber ohne tiefere Psychologie und oft ohne genügend überzeugende Motivierung der Geschehnisse im Charakter und den Beziehungen der Personen. Was mit diesem Mangel versöhnt und ihn zeitweise ganz vergessen macht, ist der Zauber, den der Verfasser der Gestalt seines Helden, des Mönches Meinradus, zu geben weiß, die Zartheit der Liebe dieses Mannes zu dem fremden Knaben, den das Schicksal ihm zuführt, und die Tiefe des Grundgedankens, dessen Ausdruck das Buch sein soll: Magna res est amor.

„Das Buch der Sehnsucht." Eine Sammlung deutscher Frauendichtung von *Paul Remer*. Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig 1900. Frauensehnsucht, die Jahrtausende schlummernde, und nun immer mächtiger erwachende Sehnsucht des Weibes nach einem eigenen Leben, eigenem Nehmen und Geben, eigenem Sich-Vollenden, klingt durch die deutsche Frauenlyrik von Annette

in bezug auf Originalität, aber es läge doch im Interesse der Leser, die sich weiter zu orientieren wünschen, daß Entlehnungen als solche gekennzeichnet werden.

„Endlich Künstlerisches für die Kinder!" mit Beiträgen von Heinrich Wolgast und Wilhelm Spohr. Das kleine Schriftchen will Eltern und Kinderfreunden eine Anleitung bieten für die Wahl künstlerisch und litterarisch wertvoller Geschenke. Durch eine Notiz auf dem Umschlag erfahren wir, daß verschiedene Artikel von W. Spohr in der Zeitschrift „Ernstes Wollen" über „Kunst und Schule", „Das Kind und die Kunst" Anlaß zu einer Bewegung gegeben haben, der namhafte Künstler, Schriftsteller, Lehrer 2c. angehören. — Das Schriftchen ist im Verlag des „Ernsten Wollens", Berlin W., Achenbachstr. 2, erschienen und zum Preise von 10 Pfg. zu beziehen, partienweiser Bezug billiger. —

„Der Wäscheschrank". Wäsche-Album der „Wiener Mode". Über 600 Wäschestücke und Monogramme. 40 Tafeln Illustrationen. Von Regine Ulmann, Directrice der Fachschulen des Mädchen-Unterstützungs-Vereins in Wien Verlag der „Wiener Mode", Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart. Das vorliegende Werk will denen als Ratgeber dienen, die nicht wissen, wie der Gebrauch der Wäsche zu regeln ist, damit nicht einiges vorzeitig abgenutzt, anderes dem Vergilben ausgesetzt werde, bei Nachanschaffungen Mißgriffe verhüten helfen und für die Besorgung von Ausstattungen ein praktischer Führer sein. Es sind in gesonderten Abschnitten die Haus- und Leibwäsche behandelt. Der Kinderwäsche ist besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und auch die Kapitel: Bade-, Diener- und Küchenwäsche haben entsprechende Beachtung gefunden. Bei den einzelnen Abschnitten sind die zu den Wäschestücken verwendeten Stoffe, die Art der Anfertigung und Verzierung besprochen und in den Beilagen illustriert. Ein Anhang bringt mit vorzüglichen Illustrationen den Lehrgang des Nähens und zwar des Hand- und Maschinennähens und der verschiedenen Stopfarten. Es sind ferner angefügt 10 Bons für Gratisschnitte zu Wäschestücken. Auch erhält jede Käuferin des Werkes Schnitte nach Maß für Wäsche zu denselben Bedingungen wie die Abonnentinnen der „Wiener Mode". Schöne Initialen und künstlich verschlungene Monogramme sind in reicher Auswahl beigegeben.

In demselben Verlage erschien **„Kreuzstichmuster im neuen Stil".** Herausgegeben von Pauline und Johanna Kabilka. (Preis 2 Mark.) Die Mappe enthält 25 Blätter mit 65 Mustern zur Verzierung aller Arten von Decken, Vorhängen, Kissen, Behängen 2c. Wir können beide Werke aufs beste empfehlen.

„Der Zeichenunterricht für Mädchen". Ein Lehrbuch für Volksschulen, höhere Schulen und Familien von Johanna Hipp, Zeichenlehrerin in Mühlhausen i. E. Mit 10 Tafeln in Lithographie, 20 Lichtdruck- und 2 Farbentafeln. Verlag von Friedrich Bull, Straßburg i. E. 1900. Ein vortreffliches Werk, das der Verfasserin alle Ehre macht, da es einen wahrhaft künstlerischen Geschmack offenbart und eine große methodische Umsicht und Sicherheit. Es bietet einen vollständigen Lehrgang des Zeichenunterrichts in der siebenklassigen Volksschule. Die Verfasserin geht bei dem Aufbau ihres Werkes von der sehr richtigen Ansicht aus, daß „ein künstlerischer Zeichenunterricht in der Volksschule" oder eine „volkstümliche Erziehung des Schönheitssinnes" eine Übung in der Kunst des Verzierens sei. Diese Übung ist daher die ausschließliche Aufgabe des Zeichenunterrichts in der Volksschule. Wir können dem nur zustimmen, denn ganz gewiß hat die gründliche Durchführung einer einzigen Aufgabe mehr erziehlichen Wert als die flüchtige Behandlung mehrerer Dinge zugleich.

Nachdem Auge und Geist durch die elementarsten Grundformen (die geometrischen Figuren: Quadrat, Rechteck, Dreieck, Kreis u. s. w.) für das Verständnis freierer Gebilde vorbereitet sind, werden die Motive der Ornamentik in der Natur gesucht und zwar sind sie — zu unserer Freude — sämtlich der heimischen Flora entnommen.

Die Verzierungsaufgaben, welche die Verfasserin für den ganzen Verlauf des Zeichenunterrichts zusammengestellt hat, sind außerordentlich reichhaltig; für die Oberstufe finden wir deren 270.

Siebzig mehr oder weniger ausgeführte Katechesen, welche für Klassenunterricht gedacht sind, behandeln das Zeichnen der einzelnen Naturformen und — was mir besonders wertvoll erscheint — auch die ornamentale Verwendung derselben.

Wir wünschen der gediegenen Arbeit, die wirklich allen modernen Forderungen angepaßt ist, von ganzem Herzen die weiteste Verbreitung.

„Deutsche Heimat", Blätter für Litteratur und Volkstum. Wöchentlich ein Heft für 10 Pf., vierteljährlich 1 M. Verlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin S. W. Die „Deutsche Heimat" erscheint als neue Folge der Halbmonatschrift „Heimat" vom 1. Oktober des Jahres an. Sie beabsichtigt, inmitten der überall in Extreme, Künsteleien auslaufenden modernen Richtungen einen Mittelpunkt zu schaffen für echte, warme, einfache deutsche Volksart; zugleich will sie die Kunst der Gegenwart und Vergangenheit, die ein kraftvoller Ausdruck dieses Ureignen des deutschen Volkes ist, auch dem Verständnis des Volkes zugänglich machen. Man muß anerkennen, daß die bis jetzt erschienenen Hefte diese Tendenz des Blattes sehr glücklich zum Ausdruck bringen. Das gilt vor allem für die Besprechung der bekannten kulturgeschichtlichen Monographieen des Diederichsschen Verlags von Adolf Bartels in Heft I, wie für den Leitartikel des 3. Heftes „Die Kunst dem Volke" von Bruno Wille, das gilt aber auch für den belletristischen und kritischen Teil der Hefte, ohne daß damit gesagt sein soll, daß wir uns mit den Resultaten dieser Kritik durchaus einverstanden erklären. Dem Unternehmen ist aufs wärmste eine kräftige Entwicklung zu wünschen.

Kleine Mitteilungen.

Eingesandt.

Seit der Eröffnung der „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder Deutscher Frauenvereine" hat die Leiterin derselben folgende Erfahrung gemacht: „Aus den unzähligen Anfragen, die mit der Bitte um Auskunft und Aufnahme in die Versicherung an sie gelangen, ergiebt sich, daß die meisten Frauen nicht eher an eine Altersversorgung denken, bis das Alter selbst bereits an ihre Thüre klopft: daß sie ferner gern noch eine Invaliditätsversicherung eingehen möchten, wenn sie bereits durch Krankheit oder Unfall arbeitsunfähig geworden sind.

Man empfindet demgegenüber ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß die meisten Frauen in jungen und gesunden Tagen die Fürsorge für die Zukunft immer hinausschieben und daß auch Eltern und Ehegatten so wenig für weibliche Angehörigen, in dieser Richtung, zu thun bestrebt sind. Diese Erfahrungen liefern den unumstößlichen Beweis dafür, wie notwendig die Bestrebungen für eine allgemeine frühzeitige und wirklich ausreichende Alters- und Invaliditätsversicherung der Frauen, ohne Unterschied von Stand und Beruf, sind, und es kann in Frauenkreisen nicht genug Propaganda dafür gemacht werden.

Wenn wir unsern arbeitenden, gebildeten Frauen eine Altenspension für das 50. oder 55. Jahr zu verschaffen bemüht sind, so werden wir nicht allein das materielle Elend sich vermindern sehen, sondern auch einst mehr Hilfskräfte für die soziale Arbeit gewinnen, die reich an Erfahrungen und nicht von Nahrungssorgen zu Boden gedrückt, sich dann noch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen vermögen.

Henriette Goldschmidt.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk von Johannes Kreutzer. 2 Bde. mit 2 neuen Bismarckbildnissen von J. B. Cissarz. (6,50 Mark, gbd. 8 Mark.) R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Wie werde ich ein perfektes Dienstmädchen? Von Charlotte Mann. 65 Pfennige. Verlag von Otto Horstmann, Rostock.

Menschenrecht. Skizzen zur Psychologie der Frauenfrage von Hans Struenberg. Verlag von E. Ehering, Berlin.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (über deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Hygiama

nährt, kräftigt, ist wohlschmeckend, leichtverdaulich, billig.

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wttbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rüppurrerstr. 46.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.

Eröffnung Ostern 1901.

Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.

Frankfurt a. M., Untermainkai 17.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Drucksachen versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 150—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und Frl. Hélène Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 68.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Vollendete Bildung d. 10klass. höheren Töchterschule, welche durch Prüfung nachzuweisen ist. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-praktische Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen. — Der Lehrgang umfaßt 4 Semester u. enthält neben 2 eigentl. kaufm. Fachdisziplinen (Buchführung, Korrespondenz, Kontorpraxis, kfm. Rechnen im weitesten Umfang, Handels- u. Wechsellehre, Betriebslehre, Gewerbekunde, Warenkunde, Wirtschaftslehre, Geld-, Kredit- u. Bankwesen, Verkehr mit d. Reichsbank u. s. w.) besonders **neue Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, mündl. u. schriftl. Gebrauch), Kalligraphie, deutsche, französ. u. engl. Stenographie, Maschinenschreiben u. allgem. bildende Fächer (Verkehrslehre, Geographie, Aufsatz, Litteratur, Zeichnen 2c.) — Ein **Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre und ermöglicht direkten Eintritt in ausskömmliche Stellungen. Auswärtigen Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — Auskunft, Prospekte u. Programme unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Semester nimmt schon jetzt entgegen d. Direktor Riepe, Klapperhof 26.

Der Direktor. Das Kuratorium.

Brautbüchlein. Von Frau Luise Rehse. 4. vermehrte Auflage. Über 130 Anweisungen zur Herstellung nahrhafter und wohlschmeckender Brautweisen ohne Fleisch. 80 Pfg. Portofrei zu beziehen von Adolf Rehse, Handelslehrer in Hannover.

Potocka, Memoiren II. Theil. Reise der Gräfin Potocka-Wonsowicz nach Italien 1826—27. Herausgegeben von Kazimir Stryienski. Mit noch unveröffentlichten Briefen der Königin Caroline von Neapel, der Königin Katharina von Westphalen, Übertragen von Marschall von Bieberstein. — Mit Anhang: Das Tagebuch der Gräfin Franziska Krasinska 1764—82. Veröffentlicht vom Olymp Chodzko. Nach der französischen Übersetzung bearbeitet von Konrad Fischer. Mit vielen Illustrationen. Verlag von H. Schmidt und Karl Günther, Leipzig.

Gedächtnis-Rede auf Friedrich Nietzsche gehalten an seinem Sarge bei der Trauerfeier im Nietzsche-Archiv zu Weimar am 27. August 1900. Von Ernst Horneffer. 60 Pfg. Verlag Franz Wunder, Göttingen.

Junger Sang aus alten Tagen. Gedichte von L. von Hoya. Zweite vermehrte Aufl. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Die Reise durch Deutschland in Versen. Zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von R. Michaelis. Mit 1 Karte von Deutschland. Verlag von Fleischhauer & Spohn, Stuttgart.

Zeitschrift für populärer Rechtskunde für Männer und Frauen aller Stände. Bd. I. Heft 1. Herausgegeben von Dr. jur. Marie Raschke. Erscheint jeden Monat. Preis jährlich 6 Mark. — Einzelheft 60 Pf. Verlag von C. Eberng, Berlin.

Lieder eines Landstreichers. Gedichte von Georg Böttcher. Verlag von R. Mieder, Leipzig.

Die Goldschilds. Kulturgeschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Von Friedr. Fürst Wrede. 3,50 Mark. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Genie und Charakter. Shakespeare, Schopenhauer, Lessing, Wagner. Von Robert Saitschick. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin.

48 Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdy's 48 Lieder ohne Worte nachgedichtet von Gaudenz Spargnapane. 3,50 Mark. Verlag von E. Pierson, Dresden.

Psyche. Gedichte von Else Kastner-Michaelischke. 2. Aufl. Verlag von Wilh. Braumüller & Sohn, Wien.

Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. Erinnerungen von P. Sergejenko. Deutsch von Heinrich Stümcke. Broschiert. 3 Mark, gebd. 4 Mark. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Wie sichert sich die Ehefrau ihr Vermögen? — Wie sollen Eheleute ihr Güterrecht ordnen? Eine volkstümliche Darstellung des neuen ehelichen Güterrechts von Hermann Pilz. 1 Mark. Verlag von Gustav Weigel, Leipzig.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrenstraße 60/61,** unterm **Fel. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

8 goldene Medaillen.

Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

The Study of English in Oxford.

Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors in **St. Hilda's Hall.** July 1901. For all details apply to.
Mrs. Burch,
20 Museum Road, Oxford.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 5 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25 000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3707, **Das Institut Nicholson, „Longcott", Gunnersbury, London, W.**

Maggi

zum Würzen
der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 23 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG

Hyacinthen

echte Haarlemer (jetzt zu pflanzen) 10 Stück in 6 Farb., als: 2 rote, 2 blaue, 2 weiße, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.60 für Töpfe, z. Mk. 2.— f. Gläser. Besonders empfohlen: „CORONA", mein schönst., farbenprächtigstes und bestes Gefülltes Hyac.-Sortiment, enthaltend: 12 Hyacinthen in 12 der vorzügl. sort. m. Namen u. Farbenbeschrlg. zu Mk. 3.50 für Töpfe, zu Mk. 4.50 f. Gläser. Perrey, 10 Hyacinthen i. 10 Prachtsort. zu Mk. 3.— für Töpfe und zu Mk. 4.— für Gläser. Die von mir geführt. Hyacinthen verlang. billigsten Preis mit I. Qualität.

Meine Kunden schreiben: **Sie sind doch der richtige Hyacinthenhuck, Sie sind der wahre, Sie sind der echte Hyacinthenhuck!**

Huck's reizend illustr., prächtig farbenbunte **Hyacinthen-Broschüre** bei gütigen Aufträgen **gratis**, sonst gegen 30 Pfg. in Briefm.

Fried. Huck, Erfurt.

Telegr.-Adresse: „Hyacinthenhuck."

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 28. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 8—1/2 4. [2

Handelsinstitut für Damen

I] von Frau **Elise Brewitz**, gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.**, Blumenthalstr. 19 II.

Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Nancy, 1 rue Nably. **Le Pensionnat de Mesdames Boyer** se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maitresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygieniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden der

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung zuerkannt.

Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.

Berlin, Bronnenstr. 11 = Leipzigerstr. 86.

Obst- u. Gartenbauschule für gebildete Frauen.

Marienfelde-Berlin.

Beginn des Kursus für Schülerinnen und Hospitantinnen Anfang April. Lehrerinnen-Kursus vom 19. März bis 2. April. Meldungen zu richten an

Marienfelde-Berlin. Elvira Castner Dr. D. S.

Ratschläge

für deutsche Erzieherinnen in England

von

Helene Adelmann

Preis 40 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. **W. Moeser Buchhandlung.**

Das **Plazierungsbureau**

von **Frau Joh. Simmel,**

geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hausperſonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2 1/2 % des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [9

Das

Marienheim in Florenz

Via de' Serragli 110

(Sitz des „Vereins deutscher Lehrerinnen für Italien")

gewährt stellensuchenden oder erholungsbedürftigen **Lehrerinnen** ohne Unterschied der Konfession und Nation freundliche Aufnahme. Auch Künstlerinnen kann das Heim bestens empfohlen werden. Man wende sich an die Vorsteherin

Frl. Christine Schmidt,

Via de' Serragli 110, **Florenz.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 6. März 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moser Buchhandlung. Berlin S.

Gouvernantenbriefe.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.

I.

An die Herausgeberin der „Frau“.

Rom, den 16. Januar 1901.

Mein hochverehrtes Fräulein!

In Ihrer Schuld stehe ich am tiefsten. Ihnen habe ich für einen gar lieben und gütigen Brief am längsten nicht gedankt. Verzeihen Sie mir. Auf zwei — Zeilen wollt' ich bei Ihnen nicht erscheinen, und zu einem längeren schriftlichen Besuch war mir keine Möglichkeit geboten vor meinem Abschied von zuhause. Seit einigen Wochen bin ich nun in Rom und habe meine Freunde, die lebendigen und die steinernen wiedergesehen. Mit derselben Freude wie je, und doch ist dieser dritte Winter, der mich nach der ewigen Stadt führt, der erste, in dem ich Anwandlungen von Heimweh verspüre. Es kommt vielleicht von der Kälte, die hier herrscht, es kommt vielleicht von der Erinnerung an die Wärme des Wohlwollens und der Liebe, von der ich in der Heimat bei Gelegenheit meines siebzigsten Geburtstages, so viele beglückende Zeichen empfing.

Gewiß, ich hatte auf manches gute, ermunternde Wort, auf manchen herzlichen Gruß von Nah und Fern gehofft. Daß die Beweise von Zuneigung so zahlreich und so groß sein würden, hätte ich mir aber nicht träumen lassen. Jetzt habe ich sie erhalten, jetzt sind sie mein köstlicher und unveräußerlicher Besitz, den ich mir um keinen Preis verkümmern lasse. Und wenn man mir sagt: Sie sind auf einmal in die Mode gekommen — auf einmal werden Sie draußen sein! antworte ich: Dazu

ist kaum noch Zeit, und bewahre meinen guten Humor. Gelegenheiten mich zu verlassen, hat er sogar in diesen vorletzten schönen Tagen gehabt, sie aber nicht benützt.

Wie es kam, bleibt ein Rätsel, doch mußte die Meinung sich verbreitet haben, daß mir von meinem siebzigsten Jahre an außerordentlich viel Zeit zur Verfügung stände, die zum Lesen eingesendeter Manuskripte zu verwenden sei, und daß der Rhein den Nibelungenhort herausgegeben und ihn mir zur Verteilung überlassen habe.

O meine Kinder! ich wollt' es wäre so und ich vermöchte alle ungedruckten Theaterstücke, Novellen und Gedichte, die mir anvertraut wurden, sorgfältig zu prüfen und von einem Loblied begleitet zurück zu senden. Ich möchte auch imstande sein, die Hoffnung zu rechtfertigen, die so sehr viele Bedürftige auf meine Hilfsbereitheit setzten. Meine „bekannte" Hilfsbereitheit, meinten sie immer, und mir ist aufgefallen, wie ausgemacht es jedem war, daß der Wunsch zu helfen, der bei mir vorausgesetzt wurde, die Möglichkeit zu helfen, involviere. Das scheint sehr unvernünftig und hat imgrunde doch seine große Berechtigung. Was würde die Möglichkeit zu helfen, nützen, wenn der Wunsch zu helfen nicht vorhanden wäre? Der Wunsch wird die Möglichkeit schaffen, denken die Armen und um ihn recht kräftig anzufachen, klagen sie ihr Leid überlebhaft, und erwecken eben dadurch Mißtrauen. Ein von braven Leuten ausgehendes Bittgesuch ist oft schwer von einem Produkte der Kunst- und Gewerbebettelei Treibenden zu unterscheiden. Unendlichen Schaden hat diese Zunft schon angerichtet, besonders damit, daß sie der gar zu weisen Sparsamkeit das Material zu den Mauern lieferte, die diese zwischen sich und der Armut aufrichtet. Ich möchte wissen, wie oft die Geschichte von der guten Dame schon erzählt wurde, der ein herzzerreißender Brief zukam, in dem eine im Verhungern begriffene Familie ihr Elend schilderte. Die Menschenfreundin raffte an Lebensmitteln zusammen, was sie bei der Hand hatte und schleppen konnte, fuhr (ob in eigener Equipage, ob im Omnibus, habe ich nie erfahren) zu der unglücklichen Familie und fand sie — beim Kaffeekränzchen.

Das ist der Schlager. Der Atem wird angehalten, ehe man ihn von sich giebt. Die mir die Geschichte erzählen, sind überzeugt, mich verblüfft zu haben.

Ich gesteh's, ich bin verblüfft, nur nicht über die Geschichte, sondern darüber, daß man mir etwas so Altes noch einmal erzählt. Mit Eurem Kaffee! Habt Ihr ihn gekostet? wißt Ihr, ob er aus Java kam, aus Portorico oder aus der Gerstenmühle? — Mit Eurem Kränzchen! Es war gewiß Winter, und die Leute setzten sich zusammen, um weniger kalt zu haben.

Ein- für allemal aber: Wenn es auf Erden etwas Trauriges giebt, das mir nicht nahe geht, dann sind es die traurigen Erfahrungen, die wohlhabende Leute bei Ausübung ihrer Armenpflege machen. Nur zu! und wer es ehrlich meint, der waffne sich und führe seinen Kampf gegen Elend und Verkommenheit gelassen weiter. Eine Enttäuschung, die man in der Ausübung einer Pflicht erfährt, ist oft heilsamer und trägt reichere Früchte als ein Erfolg, aber — mir scheint, ich verfalle in meinen großen Fehler und ich schreibe unversehens einen Gouvernantenbrief, wie es mir unversehens passiert ist, Gouvernanten- und Pflaumenmusbücher zu schreiben. Ist's genug? ist's zuviel? oder befehlen Sie noch einen Gouvernantenbrief?

Ihre Sie verehrende

Marie Ebner-Eschenbach.

Königin Viktoria von England.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Elizabeth Cady Stanton, die energische Führerin der amerikanischen Frauenbewegung, erzählt in ihren Erinnerungen an einen Besuch in England, daß die englischen Frauen in all ihren Versammlungen und öffentlichen Reden der Königin dankbar und liebevoll gedächten. Die selbstbewußte Republikanerin zuckt darüber die Achseln als über eine loyale Schwäche. Der Königin hat die englische Frauenbewegung ihrer Ansicht nach wahrhaftig wenig genug zu danken.

Die englischen Frauen denken anders darüber. Es ist wahr, daß die englische Frauenbewegung niemals unter der Flagge des „Allerhöchsten Protektorats" gekämpft und gesiegt hat. So wenig wie irgend eine andere einzelne politisch-soziale oder wirtschaftliche Bewegung der „Victorian Era". Wer das bedauern, wer es gar als einen Mangel in der Regierung der königlichen Frau bezeichnen wollte, würde die Bedingungen eines konstitutionellen Staates verkennen, würde aber auch den Wert eines Königlichen Protektorats für die Frauenbewegung überschätzen. Die englische Frauenbewegung würde sich in Widerspruch mit dem Grundgedanken aller sozialpolitischen Entwicklung ihres Landes gesetzt haben, hätte sie für ihre Arbeit eine besondere Förderung vom Thron her erwartet. Als ein Kampf um freie Entfaltung gebundener Kräfte im Volksleben vollzog sie sich auf einem Gebiet, auf dem königliche Bevormundung in keiner Weise und nach keiner Richtung hin frommen konnte. Seit sie sich Ende der sechziger Jahre in dem Kampf um das Stimmrecht konzentriert hat, ist sie in jene große Reformbewegung eingemündet, die den englischen Staat im Lauf der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in eine Demokratie gewandelt hat. Und es hätte doch geheißen, die Frauenbewegung unter unpolitische Wohlfahrtsbestrebungen rangieren, wenn ihre Führerinnen an diesen königlichen Schutz gedacht hätten.

Hat die englische Frauenbewegung deshalb der Regierung der Königin Viktoria nichts zu danken?

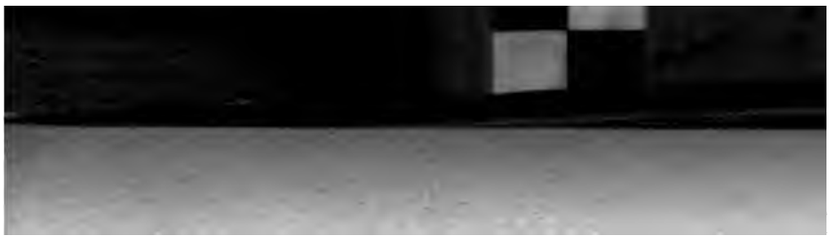
Es ließen sich ja natürlich einzelne Fälle aufzählen, in denen die Königin Einzelbestrebungen der Frauenbewegung unterstützt hat, Bestrebungen vorwiegend „gemeinnützigen" Charakters. Man könnte da auf die Ausbildung von Ärztinnen für die indische Zenana-Mission hinweisen, oder etwa auf die bekannte Victoria Women's Printing Press, bei deren Gründung die Königin der Leiterin des Unternehmens versichern ließ, „daß alle solche neuen und praktischen Schritte, gebildeten Frauen neue Berufszweige zu eröffnen, Ihrer Majestät volle Zustimmung fänden." Für den Fortgang der ganzen Bewegung ist das doch nur von untergeordneter Bedeutung gewesen. Höher wird man den Wert der Thatsache veranschlagen, daß eine Frau den höchsten Posten im Königreich inne hatte, eine Frau, die zugleich bewies, daß sie ihm gewachsen

war. Es ist nur natürlich, daß in allen Reden und Schriften zur Vertretung des Bürgerrechtes der Frau dies Argument immer wiederkehrt, und daß ihm eine gewisse Überzeugungskraft innewohnte.

Die wirkliche Bedeutung aber der Regierung, der Persönlichkeit der Königin für die englische Frauenbewegung liegt tiefer. Anna Jameson, die Mitbegründerin der englischen Frauenbewegung, sagt am Schluß ihrer Schrift „Gemeinsamkeit der Arbeit": „Ein Staat mag revolutioniert werden durch einen coup d'état, aber die Gesellschaft kann — zum Glück! — nicht revolutioniert werden. Man kann eine Regierungsform durch einen Druck von außen ändern, aber nicht das Leben der Gemeinschaft. Das muß leben und wachsen nach dem Gesetz einer organischen Entwicklung, die, um gesund und dauernd zu sein, allmählich sein muß." Ein Gesetz historischen Werdens aber ist es auch, daß äußerer, gesetzlicher Umgestaltung ein innerer Fortschritt vorausgeht, als dessen Interpretation, als dessen Resultat neue Gesetze, veränderte Institutionen geschaffen werden. Und Kräfte, die, diesem Gesetz entsprechend, das Leben der Gesellschaft still und unmerklich zu reineren Formen umgestalten, sind in der „Victorian Era" vom englischen Throne ausgegangen. Das Wirken dieser Kräfte ist nicht urkundenmäßig nachzuweisen, seine Bedeutung aber kann nicht hoch genug geschätzt werden. Und in dieser Richtung kam der Einfluß der Königin um so reiner und ungestörter zur Geltung, weil sie sich, in strenger Wahrung ihrer konstitutionellen Beschränkung, jedes direkten Eingriffs, jeder subjektiven Bevormundung des politischen Lebens ihres Reiches enthielt. Mr. Balfour nennt sie in seiner Gedächtnisrede im Parlament „die größte aller konstitutionellen Herrscher, die die Welt gesehen" weil von ihrer Regierung der Einfluß ausgegangen, in dem ein konstitutioneller Souverän nur groß sein kann, „die langsame, andauernde, stets wachsende Wirkung eines großen Wollens und eines großen Beispiels."

Als der kindlichen Erbin des durch die letzten Hannoveraner diskreditierten Thrones von ihrer Erzieherin zum ersten Mal ihre Stelle auf der genealogischen Tafel der englischen Königsfamilie erklärt wurde, sah das elfjährige Kind lange und ernsthaft auf die Namen und Zahlen, dann legte sie ihre Hand in die ihrer Erzieherin und sagte: „I will be good." Wie ein frohes Aufatmen geht es durch das englische Volk, als die liebliche junge Königin die Zügel ergriff, die der rohen und lässigen Hand Wilhelms IV. entfallen waren. Ihre sichere, unbefangene Liebenswürdigkeit entzündete in den Herzen ihrer Unterthanen eine Begeisterung, die ihrer Persönlichkeit über die schroffsten und leidenschaftlichsten Parteigegensätze hinweg einen starken Einfluß sicherte. Vernahm man doch die Stentorstimme des Iren O'Connell am lautesten aus dem Jubel des Volkes vor St. James's Palace bei ihrer Proklamation, und er versicherte in ritterlichem Enthusiasmus, er könne wohl 500 000 tapfere irische Männer zusammenbringen, wenn es nötig sein sollte, das Leben, die Ehre und die Person der „beloved young lady" zu schützen, die jetzt den englischen Thron bestiegen habe.

„I will be good." Der kindlich schlichte Begriff von Königspflichten, der diesem königlichen Versprechen zu Grunde liegt, ist eine Macht geworden in dem reinen Leben der jungen Königin und des Prince Consort. Diese Macht hat England durch die schweren Krisen um die Mitte des Jahrhunderts tragen helfen. Dieser Macht ist es mit zu verdanken, daß England zu der Zeit, da in anderen europäischen Staaten Revolution und Reaktion in jähem Wechsel einander folgten, den sicheren Weg der Reform beschreiten konnte und so in seiner Entwicklung als moderner Staat dem Kontinent in vielen Beziehungen vorausgeeilt ist. Wer die sozialen Zustände Englands



um die dreißiger Jahre, das Arbeiterelend, den Pauperismus, die furchtbare Vernachlässigung des Volkes in jeder Beziehung auch nur einigermaßen kennt, der weiß, daß England in den letzten sechzig Jahren eine Regeneration des sozialen Lebens, des sozialen Empfindens erfahren, wie sie sich in keinem europäischen Staat so rasch und durchgehend vollzogen hat. Von einer unmittelbaren Initiative in Bezug auf diese Entwicklung schloß die englische Verfassung die Königin aus. Wie vorurteilslos sie ihr aber gegenüber stand, wie lebendig sie sie mitlebte, davon zeugt so manche Thatsache, von der ihre Minister berichten. Ganz besonders charakteristisch scheint mir in dieser Beziehung das Urteil der Königin über Charles Dickens. Männer, die wie er die Mißstände in dem Verwaltungswesen des Reiches mit so schonungsloser Wahrhaftigkeit, mit so scharfer Satire bloßlegen, pflegen keine königlichen Anerkennungen zu erhalten. Bekanntlich schickte die Königin dem Schriftsteller ihre „Leaves from our Journal in the Highlands“ mit der Widmung „From one of the humblest of writers to one of the greatest“.

In dem Zeichen der Regeneration der Victorian Era errang die englische Frauenbewegung ihre Erfolge. In dem Zeichen einer Entwicklung, deren Grundgedanke die vollwertige Repräsentation des Volkes in der gesetzgebenden Körperschaft war, beschritten auch die englischen Frauen den Weg zu politischen Rechten. Und soweit jene Regeneration von der Persönlichkeit der Königin ihre Impulse empfing, soweit der freie Gang dieser Entwicklung ihrer weisen Zurückhaltung zu danken, ist die englische Frauenbewegung der Königin Viktoria verpflichtet. In der Anerkennung dieser Verpflichtung, nicht in einer konventionellen Loyalität ist die dankbare Verehrung für die Königin begründet, der die englischen Frauen immer wieder Ausdruck gegeben haben. Sie wissen — was dem naiven Urteil der radikalen Amerikanerin zu tief lag — was sie der Victorian Era verdanken, wenn auch ihre Königin nicht den Ehrenvorsitz in der Frauenstimmrechtsliga führte. Sie wissen, daß es andere Wege giebt, soziale Umgestaltungen herbeizuführen, als die sogenannten „radikalen“.

So mischt sich in die Trauer der englischen Frauen um den Tod der Herrscherin nicht die Sorge um die eigene Zukunft. Ihr eigenes Werk, keine Treibhauspflanze königlicher Gunst, sondern emporgewachsen aus dem Leben der Nation, getragen von ihren besten Kräften, geht sicherem Gelingen entgegen. Der Kranz, den die englischen Frauen am Grabe der Königin niederlegten, ist der Ausdruck reiner Verehrung für die Frau auf dem Throne, deren Wirken ein Ausdruck jenes Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber der Allgemeinheit war, das auch der Frauenbewegung Richtung und Ziele bestimmt.

Bodenreform.

Von

Fr. Wolff-Berlin,

Schatzmeister des Bundes Deutscher Bodenreformer.

Nachdruck verboten.

In einer mittelgroßen hannoverschen Stadt befürwortete vor einigen Jahrzehnten der damalige Oberbürgermeister die Einführung einer erhöhten Grundsteuer. Bei dieser Gelegenheit hielt er seinen Stadtvätern eine Rede, in der auch ungefähr folgende Sätze vorkamen: „Gehen Sie alle, die Sie Besitzer von Häusern sind, aus dieser Sitzung heim. Schreiben Sie den jetzigen Wert Ihrer Grundstücke und der darauf stehenden Gebäude in Ziffern an die Hausmauern und kehren Sie wieder aufs Rathaus zurück. Und nun verfallen Sie in einen langen, sagen wir dreißigjährigen, Schlaf. Draußen geht das Leben seinen Gang. Die Menschen arbeiten mit Kopf und Hand. Die Bevölkerung steigt. Der Wohlstand nimmt zu: Sie sitzen hier und schlafen. Nach dreißig Jahren endlich wachen Sie auf. Was meinen Sie wohl, ob jene Ziffern dann noch den richtigen Wert Ihrer Häuser angeben werden? Sicherlich nicht! Ausnahmslos wird der Wert gewachsen sein, hier und da vielleicht gar auf das Doppelte oder Dreifache."

Der Herr Oberbürgermeister war ein äußerst kluger Mann. Wir haben, um dies zu erhärten, gar nicht mehr nötig, zu berichten, daß er später in eine hohe preußische Staatsstelle einrückte. Schon jene kleine Redeprobe kann uns genügen. Sie beweist, daß der Mann, seiner Zeit vorauseilend, früher als fast alle anderen, das Wesen des höchst wichtigen Bodenproblems erfaßt hatte.

Gehen wir einmal den Weg, den der Herr Oberbürgermeister seine Hörer führte, in der entgegengesetzten Richtung.

Im Jahre 1899 wurde ein 4 qm großes Stück Bauland an den Königskolonnaden in Berlin mit dem ungeheuren Preise von 50 000 Mark bezahlt. Der Morgen besten Ackerbodens kostet in der Mark höchstens 600 Mark. Würde man gezwungen sein, in der Umgegend der Königskolonnaden einen Morgen Baugrund zu demselben Preise zu kaufen, der für die erwähnten 4 qm gezahlt wurde, so hätte man die Kleinigkeit von 31 Millionen nötig. Man vergleiche: dort guter Ackerboden: 600 Mark, hier unfruchtbarer Sandboden: 31 Millionen! Und nun die Frage: Wenn es möglich wäre, daß die Bewohner Berlins die Stadt alle an einem Tage verließen, würde sich dann noch jemand finden, der auch nur halb so hohe Preise für Berliner Grund und Boden zahlte?

Wer schafft also die hohen Grundwerte? Etwa der Grundbesitzer? Vor dem Halleschen Thore in Berlin wurde im Jahre 1842 das Rotherstift eingeweiht. Alte Damen haben dreiundfünfzig Jahre lang in dem Hause gelebt. Wertschaffende Arbeit wurde in ihm nicht betrieben. Und doch stieg sein Wert von 34 000 Mark auf 1 975 000 Mark, für welchen Preis es im Jahre 1895 in den Besitz der Firma Jandorf überging.

Der Landmann, der durch Düngung, Entwässerung oder ähnliche Arbeiten seinen Acker verbessert, schafft den Wertzuwachs seines Bodens selbst. Dasselbe gilt von dem Bauherrn, der ein Stück Land etwa durch Einrammen von Pfählen bebauungsfähig macht. Alle die Wertvergrößerungen aber, mit denen der Spekulant, der kleine oder der große, rechnet, die bedingt sind durch die Lage eines Grundstücks, durch das Wachstum eines Gemeinwesens oder Staates und endlich durch jeden Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens, sie können nie und nimmer durch die Arbeit eines einzelnen Menschen erzeugt werden. Ihr Erzeuger ist die Arbeit der Gesamtheit. Alle die Menschen, die dazu beitragen, daß ein Ort oder ein Land wirtschaftlich höher kommt, die Arbeiter, die Leiter der Industrie, die Kaufleute, die Gelehrten, auch die Beamten und Soldaten, die das Ganze verwalten und beschützen, sie alle bringen den Wertzuwachs hervor, von dem wir vorher sprachen. Darum nennen ihn die Engländer auch: unearned increment, „unverdienten" Wertzuwachs.

Die Sache wird noch klarer, wenn es sich um ein ganz bestimmtes, großes Werk handelt, das die Gesamtheit unternimmt. Wenn der Staat eine Eisenbahn baut, so ist die allererste Folge ein Steigen der Grundstückpreise in der Nähe der Haltepunkte. Kürzlich erzählte mir ein Tegeler Arbeiter, daß in seinem Wohnorte die Mieten genau zur selben Zeit gestiegen seien, als die Straßenbahn den elektrischen Betrieb einrichtete. Leute, die auf das Zustandekommen des Mittellandkanals rechnen, betreiben schon heute eine wüste Grundstückspekulation in den Gegenden, die der Kanal berühren soll. Überall dieselbe Erscheinung: Die Arbeit der Gesamtheit bewirkt zunächst ein Steigen der Grundwerte.

Bei dem heute giltigen Recht des Privatbesitzes an Grund und Boden hat der Grundbesitzer den Hauptvorteil von jedem Fortschritt des wirtschaftlichen Lebens, und zwar hat er diesen Vorteil ohne Arbeit. Er kann schlafen, wie wir eingangs gehört haben, — sein Grundstück steigt doch im Werte. Und der, der die Werte mit geschaffen hat — hat nur geringen oder gar keinen Vorteil, sofern er nicht etwa selbst Grundbesitzer ist. Der Arbeiter freut sich nur kurze Zeit über den höheren Lohn, den er sich erkämpft hat, der Beamte hat noch nicht lange die letzte Aufbesserung im Gehalt hinter sich, der Kaufmann ist froh darüber, daß sein Geschäft endlich geht! — da kommt der Kündigungstag, und der Hauswirt zieht in Gestalt einer Mietssteigerung bei Heller und Pfennig wieder ein, was die drei mehr zu haben glaubten. Nachher aber wundert sich der Fabrikbesitzer über die Ungenügsamkeit der Arbeiter, die nach der letzten Lohnerhöhung schon wieder behaupten, sie könnten mit dem, was sie erhalten, nicht auskommen. Da tadelt man auf der Regierung die „ewig unzufriedenen Beamten". Ja, ja, Zufriedenheit giebt es schon lange nicht mehr in der Welt, und Schuld daran ist — nun je nachdem, entweder die Gottlosigkeit oder die Sozialdemokratie.

Manchmal tritt das Widersinnige der augenblicklichen Rechtsverhältnisse so recht unverhüllt zu tage. Ein Beispiel davon:

Der Dortmund-Emskanal war gebaut worden. Die Stadt Dortmund hatte auf eigene Kosten einen Hafen hergestellt. Leider hatte man sich die zum Bau von Verwaltungsgebäuden nötigen Grundstücke nicht vor dem Hafenbau gesichert. Erst nach der Fertigstellung des Hafens trat man mit den Eigentümern des umliegenden Landes in Unterhandlungen. Sie forderten für die gewünschten Parzellen bedeutend mehr, als die Stadt für den Grund und Boden gegeben hatte, den sie früher zum Zweck des Hafenbaues kaufte.

Die Gemeinde hatte Mehrwert erzeugt, die Monopolinhaber kassierten ihn ein, noch dazu von der Erzeugerin selbst!

Wir sehen, hier wird Recht zu Unrecht. Das Recht des Privatbesitzes an Grund und Boden, das Bodenmonopol, giebt dem Inhaber die Möglichkeit, sich die Hauptvorteile des wirtschaftlichen Fortschrittes ohne Arbeit, zum Schaden der Gesamtheit anzueignen.

Gegen dieses unvernünftige Recht kämpfen wir Bodenreformer an. Unser Ziel ist ein Rechtszustand, bei dem der Gesamtheit der von ihr selbst, und von keinem einzelnen Menschen erzeugte Wertzuwachs verbleibt. Das bedeutet natürlich Einschränkung des Bodenmonopols. Leute, die so denken, haben sich zum Bunde Deutscher Bodenreformer zusammengeschlossen, der Angehörige aller politischen Parteien zu seinen Mitgliedern zählt und sich über ganz Deutschland ausgebreitet hat.

Der einfachste Weg, auf dem die Gesamtheit wieder zu allen ihren Rechten kommen würde, wäre die Überführung des gesamten Bodens in Staats- oder Gemeindebesitz. Das bedeutete nur die Wiederherstellung des altgermanischen Rechtszustands, nach dem das Land der Gemeinde und in weitrer Linie dem Könige, d. h. dem Staate, gehörte. Der einzelne war mit einem Acker oder Bauland nur belehnt; für den Nießbrauch mußte er als Gegenleistung gewisse Pflichten, meist Kriegsdienste, übernehmen, die später durch eine Grundsteuer abgelöst wurden. Den Privatbesitz am Boden hat uns in Deutschland erst das römische Recht gebracht.

Leider ist dieser neue Zustand allzutief ins Rechtsbewußtsein des Volkes eingedrungen. Wir werden in absehbarer Zeit nicht daran denken können, daß Verstaatlichung oder Vergemeindung des Landes zum Gesetz erhoben werde. Darum müssen wir fürs erste andere Mittel suchen, um für die Gesamtheit wieder zu erlangen, was ihr gehört. Da scheint uns ein gangbarer Weg der der Besteuerung zu sein. Der durch die Arbeit des ganzen Volkes erzeugte Mehrwert des Bodens soll auf dem Wege der Steuer in die Staats- oder Gemeindekasse zurückgeleitet werden, zunächst teilweise, in kleinen, allmählich größer werdenden Raten. Daß ein solches Steuersystem möglich ist, beweist der Versuch, den das Reichsmarineamt mit den bodenreformatorischen Grundsätzen in unserem ostasiatischen Pachtgebiet Kiautschou gemacht hat.

Mit dem Tage der Besetzung Kiautschous übernahm das Reich das ganze Gebiet gegen eine angemessene Entschädigung der chinesischen Eigentümer in seinen Besitz. Der Staat verkauft Grund und Boden nur zu Bebauungszwecken. Die Spekulation, die die Preise mit Naturnotwendigkeit künstlich in die Höhe treibt, versucht man durch drei Arten von Steuern unmöglich zu machen. Man erhebt zunächst 6 Prozent vom Werte als Grundsteuer. Es ist einleuchtend, daß sich niemand finden wird, der große Summen in Grundstücken festlegen will, wie unsere Hypothekenbanken, um dann jahrelang zu warten, bis die durch die Entwicklung der Kolonie gesteigerte Grundrente ihm einen namhaften Gewinn beim Verkauf einträgt. In Deutschland ist diese Spekulation ja nur möglich, weil man die gewaltigen Grundstücke nahezu abgabenfrei liegen lassen und der in der Zeit der Wohnungsnot doppelt nötigen Bebauung entziehen kann. Eine zweite Schutzsteuer gegen die Spekulation ist in Kiautschou eine Umsatzsteuer von 2 Prozent, die allzuhäufige Verkäufe verhindern soll.

Das spezifisch Bodenreformerische der Steuerordnung ist die Zuwachssteuer. Sie besteht darin, daß der Staat von dem unverdienten Wertzuwachs eines Grundstückes 33⅓ Prozent einkassiert. Angenommen, jemand habe ein Stück Land für 15 000 Mark

gekauft und darauf ein Haus für 30 000 Mark errichtet, so ist das Grundstück nach Vollendung des Baues 45 000 Mark wert. Die 30 000 Mark Mehrwert hat der Besitzer selbst erzeugt; sie sind also nicht „unverdient“. Verkauft der Eigentümer das Haus aber nach einiger Zeit für 51 000 Mark, so ist ein Wertzuwachs von 6 000 Mark festzustellen, der allein das Ergebnis der Entwicklung des Ganzen, der Kolonie, ist. Von diesen 6 000 Mark nimmt der Staat ein Drittel als Zuwachssteuer.

Andere Steuern außer den genannten giebt es in Kiautschou nicht. Man bestraft nicht unsinnigerweise, wie im Mutterlande, einen Menschen dafür, daß er fleißig ist; eine Gewerbesteuer giebt es nicht. Jede ehrliche Arbeit ist frei von Abgaben. Jedermann kann seine Kräfte voll entfalten, ohne sich dafür noch besondere Erlaubnis erkaufen zu müssen. Auch Zölle erhebt man nicht. In Kiautschou herrscht Freihandel und Gewerbefreiheit in vollstem Umfang. Der Staat nimmt an Steuern, was er selbst erzeugt.

Dies System hat sich in Kiautschou durchaus bewährt. Die Denkschriften des Gouvernements sowohl wie die Berichte der Reisenden, die die Stadt sahen, erzählen von einem überraschenden Aufblühen der Kolonie. Daß dies auf die Landordnung zurückgeführt wird, die den Verzicht auf jede Zolleinnahme möglich macht, beweist der Umstand, daß die englischen Großkaufleute in Hongkong ihren Gouverneur um Einführung einer ähnlichen Einrichtung, wie die der deutschen Pachtung, gebeten haben.

Wir Bodenreformer hoffen, daß das, was in Kiautschou so segensreich wirkt, auch im deutschen Vaterlande nicht ohne Nutzen sein würde. Wir haben die feste Zuversicht, daß mit der Beschränkung und endlichen Beseitigung des Bodenmonopols eine der wichtigsten Seiten der sozialen Frage erledigt sein wird.

Frieden.

Die Felsen blühten im Mondenschein,
Als wir auf heimlichem Pfad zu Zwei'n
Durchs blaue Zwielicht schritten.
Was hab ich damals weinen gemußt,
Und doch stand meine Jugend in voller Blust,
Und mein Haar glänzte wie Gold.

Der Mond glitt hinab von Glanze schwer,
Und es wurde stiller um mich her,
Mein Zweiter war fortgezogen.
Keine Thräne hat mein Aug betaut,
Nur bangend hab ich mich umgeschaut . . . . .
Mein Haar war dunkel geworden.

Wie sonderbar! Wie sonderbar!
Jetzt steh ich und lach' in die Welt,
Und silbern glänzt mein Haar.

Maria Janitschek.

Der Gemüsebau im Hausgarten.

Von

Theodor Lange.

Nachdruck verboten.

I.

Es ist ein sehr einfacher Gegenstand, dem meine heutige Betrachtung gilt. Er setzt aber doch mehr Nachdenken voraus, als ihm im allgemeinen gewidmet wird; deshalb sind die Produkte der privaten Gemüsegärten meistens geringerer Qualität, als sie den darauf verwendeten Kosten nach sein dürften.

Die meisten unserer Gemüsepflanzen sind *Kulturgewächse*, das heißt solche, die nur durch die *Pflege* zu dem werden können, was sie sind, und bei mangelnder Pflege sehr bald wieder in den Naturzustand zurückfallen, in dem sie für uns nur geringen Wert besitzen. Gerade die uns zur Speise dienenden Organe dieser Pflanzen haben durch die Kultur Formen und Eigenschaften angenommen, die ihren Wert für uns bedingen, diese verlieren sie mehr oder weniger bei falscher Behandlung.

Aus nichts wird nichts! diese Fundamentalwahrheit für alles, was lebt, gilt in erster Linie für alle Pflanzenkulturen. Das Leben ist lediglich ein Umsatz vorhandener Stoffe, und wo die fehlen, kann von einer normalen Entwicklung der Lebewesen nicht die Rede sein. Wir nennen diese Stoffe Nährstoffe, und jeder weiß, daß auch er zur Fristung seines Daseins sie nötig hat. Also muß man auch den Pflanzen das zukommen lassen, was sie zum Aufbau ihrer Wurzeln, Stengel und Blätter nötig haben.

Alle grünen Gewächse entnehmen ihre Nahrung dem Boden und der Luft. Sie müssen also nicht nur im ersteren alle Bestandteile finden, deren sie bedürfen, sondern es muß ihnen auch die Möglichkeit gegeben werden, die in der Luft gebotenen Nährstoffe aufnehmen zu können. Beides wird ihnen in vielen Gemüsegärten aber derart erschwert, daß sie sich nur kümmerlich ausbilden können.

Der Boden unserer Hausgärten ist nun freilich meistens etwas Gegebenes, und wenigen Grundbesitzern oder Mietern ist die Wahl gelassen. Wir können aber auch bei ihm eine allmähliche Verbesserung bewirken, indem wir dem zu leichten Sandboden Lehm, dem zu schweren Lehmboden Sand untermischen. Die Humusbildung tritt ja in jedem Garten durch die Düngung im Laufe der Jahre von selbst ein; will man dem leichten oder schweren Erdreich fertigen Humus zuführen, so kann dies entweder durch Auftragung alter Kulturerde oder durch kultivierte Moorerde geschehen; niemand sollte bei minderwertigem Boden etwaige Gelegenheiten zur Erlangung derartiger Verbesserungsmaterialien versäumen.

Soviel über die Verbesserung des Erdreiches, durch die namentlich die physischen Eigenschaften zu Gunsten der Kulturen eine Veränderung erfahren. Daß zu nasser Boden der Entwässerung durch Drainage oder offene Gräben bedarf, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; in solchem zugleich kaltgrundigen Lande läßt sich namentlich frühes Gemüse nicht heranziehen. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß fast bei den meisten Gemüsekulturen Bewässerung erforderlich ist und daß hieran in den Privatgärten fast immer Mangel herrscht. Wohl dem, der ein stehendes oder fließendes Gewässer in der Nähe hat. Wem dies fehlt, der muß für eine ausgiebige Pumpe oder für Wasserleitung sorgen, zugleich aber für genügend große Behälter, um das Wasser eine Zeit lang der Einwirkung der Luft aussetzen zu können.

Das dritte Mittel zur Verbesserung der physischen Eigenschaften des Bodens ist in der Bearbeitung zu suchen. Daß hierbei in Privatgärten am meisten gesündigt wird, bedarf keines Wortes. Geht die Lockerung des Erdreichs nur bis etwa 25 cm, und die Wurzel der Gemüsepflanze wie bei den meisten Kohlarten bis 60 cm hinab, so kann von genügender Ernährung der Pflanzen keine Rede sein.

Die Bearbeitung bezweckt Durchlüftung des Bodens und hierdurch neben der Befriedigung des Atembedürfnisses der Wurzeln die Aufschließung der an oder in den Erdkörnchen vorhandenen löslichen Nährstoffe. Beides muß selbstverständlich so weit wirksam sein, wie die Wurzeln in den Boden eindringen.

Sehr wertvoll ist hierbei die Mitwirkung des Frostes, deshalb ist die Hauptbearbeitung vor Winter (Schollern) anzuempfehlen. Wo dies versäumt wurde, wird sie so früh wie möglich vorgenommen, sobald sich die Winterfeuchtigkeit verzogen hat. Dem Rigolen folgt dann bei der Besamung oder Bepflanzung der einzelnen Beete nochmals eine oberflächliche Lockerung und dieser die Ebenung der Beete mittels der Harke. Es kann das Gemüseland nicht sorgfältig genug vorbereitet werden.

Ich brauche meinen Leserinnen die Verrichtungen selbst nicht zu beschreiben, da wohl wenige sie persönlich ausführen; doch müssen die Arbeiter dabei stets beaufsichtigt werden, Ordnung und Regelmäßigkeit muß auch bei dieser einfachen Thätigkeit zur Richtschnur genommen werden. Gerade diese beiden Eigenschaften fehlen in Privatgärten am allerhäufigsten. Es kann auch der Gemüsegarten zum Lustwandeln einladen, und wenn er auch durch seine symmetrische Anordnung den Schönheitssinn nicht immer befriedigt, so bietet doch seine Beobachtung so viel des Interessanten, daß man stundenlang in ihm studieren kann. Der Gemüsegarten ist die beste Speisekammer des Hauses, und man weiß, wie viel in einer solchen durch Unordnung verderben und verloren gehen kann.

Ich komme nun zum eigentlichen Ersatz der Nährstoffe im Boden, zur Düngung. Hierbei werden in den Gemüsegärten die meisten Fehler gemacht, und zwar wird in dem Glauben, daß alle Gewächse die gleichen Bedürfnisse haben, auf der einen Seite des Guten zu viel, auf der anderen zu wenig gethan, indem alljährlich dem ganzen Garten eine durchgängige, gleichmäßige Düngung zugeführt wird.

Das Wort Fruchtfolge ist auch Laien bekannt. Es ist dies eine Einrichtung im landwirtschaftlichen Betriebe, bei der die Bestellung des Landes in der Weise geregelt wird, daß die nächstjährige Kultur die Bodennährstoffe verwertet, welche die diesjährige unbenutzt ließ. Sie bekommt also eventuell gar keine Düngung oder nur die Stoffe, die neben den ebengenannten gebraucht werden. Es ist dies nicht nur eine wesentliche Ersparnis, man vermeidet dabei auch, den Gewächsen die Stoffe gleichsam aufzudrängen, die sie nicht brauchen und die ihnen eher Schaden als Nutzen bringen. Wie bei Menschen und Tieren, so ist auch bei Pflanzen ein Überfüttern gesundheitschädigend.

Es ist also auch im Garten eine Fruchtfolge einzuführen, wodurch sich nahezu zwei Drittel des Dungs ersparen läßt, der bei allgemeiner Düngung aufgewendet werden muß. Das Resultat aber ist ein bedeutend besseres.

Die Einteilung der Gemüsearten zu dieser Reihenfolge richtet sich fast ganz nach den Pflanzenorganen, die wir als Speisen genießen. Es sind dies Blätter, Wurzeln und Früchte.

Der meisten Nahrung bedürfen die **Blattgemüse**, von denen namentlich die **Kopfkohlarten** eine enorme Blättermasse produzieren, die kaum noch an das natürliche Wachstum der Brassica oleracea erinnert. Diesen folgt der Wirsing, dann der Rosenkohl und endlich der Blätterkohl, dessen Blätter sich normal entwickeln.

Zu den Blattgemüsen gehören ferner die Spinatarten und die Salate. Letztere werden meistens als Zwischenkultur gebaut, verlangen aber gut gedüngten Boden.

Endlich stehen den Blattgemüsen im Verlangen nach reichlicher Düngung die Gemüse gleich, von denen wir die fleischig gewordenen Stengel genießen. Alles fleischige Gemüse muß schnell wachsen, sollen die betreffenden Teile zart sein; hier steht der Blumenkohl obenan, dann folgt der Kohlrabi, dann die Gemüse, deren Blattrippen uns Speise liefern. Diese (Cardy, Meerkohl, Bleichsellerie) werden

Der Gemüsebau im Hausgarten.

Von

Theodor Tange.

Nachdruck verboten.

I.

Es ist ein sehr einfacher Gegenstand, dem meine heutige Betrachtung gilt. Er setzt aber doch mehr Nachdenken voraus, als ihm im allgemeinen gewidmet wird; deshalb sind die Produkte der privaten Gemüsegärten meistens geringerer Qualität, als sie den darauf verwendeten Kosten nach sein dürften.

Die meisten unserer Gemüsepflanzen sind Kulturgewächse, das heißt solche, die nur durch die Pflege zu dem werden können, was sie sind, und bei mangelnder Pflege sehr bald wieder in den Naturzustand zurückfallen, in dem sie für uns nur geringen Wert besitzen. Gerade die uns zur Speise dienenden Organe dieser Pflanzen haben durch die Kultur Formen und Eigenschaften angenommen, die ihren Wert für uns bedingen, diese verlieren sie mehr oder weniger bei falscher Behandlung.

Aus nichts wird nichts! diese Fundamentalwahrheit für alles, was lebt, gilt in erster Linie für alle Pflanzenkulturen. Das Leben ist lediglich ein Umsatz vorhandener Stoffe, und wo die fehlen, kann von einer normalen Entwicklung der Lebewesen nicht die Rede sein. Wir nennen diese Stoffe Nährstoffe, und jeder weiß, daß auch er zur Fristung seines Daseins sie nötig hat. Also muß man auch den Pflanzen das zukommen lassen, was sie zum Aufbau ihrer Wurzeln, Stengel und Blätter nötig haben.

Alle grünen Gewächse entnehmen ihre Nahrung dem Boden und der Luft. Sie müssen also nicht nur im ersteren alle Bestandteile finden, deren sie bedürfen, sondern es muß ihnen auch die Möglichkeit gegeben werden, die in der Luft gebotenen Nährstoffe aufnehmen zu können. Beides wird ihnen in vielen Gemüsegärten aber derart erschwert, daß sie sich nur kümmerlich ausbilden können.

Der Boden unserer Hausgärten ist nun freilich meistens etwas Gegebenes, und wenigen Grundbesitzern oder Mietern ist die Wahl gelassen. Wir können aber auch bei ihm eine allmähliche Verbesserung bewirken, indem wir dem zu leichten Sandboden Lehm, dem zu schweren Lehmboden Sand untermischen. Die Humusbildung tritt ja in jedem Garten durch die Düngung im Laufe der Jahre von selbst ein; will man dem leichten oder schweren Erdreich fertigen Humus zuführen, so kann dies entweder durch Auftragung alter Kulturerde oder durch kultivierte Moorerde geschehen; niemand sollte bei minderwertigem Boden etwaige Gelegenheiten zur Erlangung derartiger Verbesserungsmaterialien versäumen.

Soviel über die Verbesserung des Erdreiches, durch die namentlich die physischen Eigenschaften zu Gunsten der Kulturen eine Veränderung erfahren. Daß zu nasser Boden der Entwässerung durch Drainage oder offene Gräben bedarf, brauche kaum erwähnt zu werden; in solchem zugleich kaltgrundigen Lande läßt sich [illegible] frühes Gemüse nicht heranziehen. Wohl aber muß hervorgehoben werden, bei den meisten Gemüsekulturen Bewässerung erforderlich ist und daß in Privatgärten fast immer Mangel herrscht. Wohl dem, der ein stehendes Gewässer in der Nähe hat. Wem dies fehlt, der muß für [illegible] oder für Wasserleitung sorgen, zugleich aber für genügende [illegible] Wasser eine Zeit lang der Einwirkung der Luft aussetzen [illegible]

Das dritte Mittel zur Verbesserung der physischen Eigenschaften des Bodens ist in der Bearbeitung zu suchen. Daß hierbei in Privatgärten am meisten gesündigt wird, bedarf keines Wortes. Geht die Lockerung des Erdreichs nur bis etwa 25 cm, und die Wurzel der Gemüsepflanze wie bei den meisten Kohlarten bis 60 cm hinab, so kann von genügender Ernährung der Pflanzen keine Rede sein.

Die Bearbeitung bezweckt Durchlüftung des Bodens und hierdurch neben der Befriedigung des Atembedürfnisses der Wurzeln die Aufschließung der an oder in den Erdkörnchen vorhandenen löslichen Nährstoffe. Beides muß selbstverständlich so weit wirksam sein, wie die Wurzeln in den Boden eindringen.

Sehr wertvoll ist hierbei die Mitwirkung des Frostes, deshalb ist die Hauptbearbeitung vor Winter (Schollern) anzuempfehlen. Wo dies versäumt wurde, wird sie so früh wie möglich vorgenommen, sobald sich die Winterfeuchtigkeit verzogen hat. Dem Rigolen folgt dann bei der Besamung oder Bepflanzung der einzelnen Beete nochmals eine oberflächliche Lockerung und dieser die Ebenung der Beete mittels der Harke. Es kann das Gemüseland nicht sorgfältig genug vorbereitet werden.

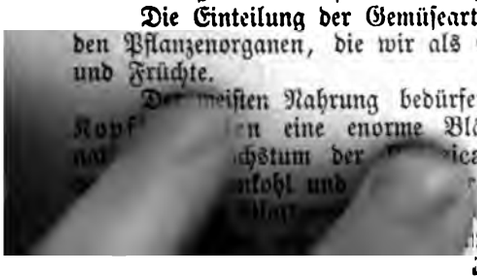
Ich brauche meinen Leserinnen die Verrichtungen selbst nicht zu beschreiben, da wohl wenige sie persönlich ausführen; doch müssen die Arbeiter dabei stets beaufsichtigt werden, Ordnung und Regelmäßigkeit muß auch bei dieser einfachen Thätigkeit zur Richtschnur genommen werden. Gerade diese beiden Eigenschaften fehlen in Privatgärten am allerhäufigsten. Es kann auch der Gemüsegarten zum Lustwandeln einladen, und wenn er auch durch seine symmetrische Anordnung den Schönheitssinn nicht immer befriedigt, so bietet doch seine Beobachtung so viel des Interessanten, daß man stundenlang in ihm studieren kann. Der Gemüsegarten ist die beste Speisekammer des Hauses, und man weiß, wie viel in einer solchen durch Unordnung verderben und verloren gehen kann.

Ich komme nun zum eigentlichen Ersatz der Nährstoffe im Boden, zur Düngung. Hierbei werden in den Gemüsegärten die meisten Fehler gemacht, und zwar wird in dem Glauben, daß alle Gewächse die gleichen Bedürfnisse haben, auf der einen Seite des Guten zu viel, auf der anderen zu wenig gethan, indem alljährlich dem ganzen Garten eine durchgängige, gleichmäßige Düngung zugeführt wird.

Das Wort Fruchtfolge ist auch Laien bekannt. Es ist dies eine Einrichtung im landwirtschaftlichen Betriebe, bei der die Bestellung des Landes in der Weise geregelt wird, daß die nächstjährige Kultur die Bodennährstoffe verwertet, welche die diesjährige unbenutzt ließ. Sie bekommt also eventuell gar keine Düngung oder nur die Stoffe, die neben den ebengenannten gebraucht werden. Es ist dies nicht nur eine wesentliche Ersparnis, man vermeidet dabei auch, den Gewächsen die Stoffe gleichsam aufzudrängen, die sie nicht brauchen und die ihnen eher Schaden als Nutzen bringen. Wie bei Menschen und Tieren, so ist auch bei Pflanzen ein Überfüttern gesundheitschädigend.

Es ist also auch im Garten eine Fruchtfolge einzuführen, wodurch sich nahezu zwei Drittel des Dungs ersparen läßt, der bei allgemeiner Düngung aufgewendet werden muß. Das Resultat aber ist ein bedeutend besseres.

Die Einteilung der Gemüsearten zu dieser Reihenfolge richtet sich fast ganz nach den Pflanzenorganen, die wir als Speisen genießen. Es sind dies Blätter, Wurzeln und Früchte.



Der meisten Nahrung bedürfen die **Blattgemüse**, von denen namentlich die Kopf[illegible]n eine enorme Blättermasse produzieren, die kaum noch an das na[illegible]chstum der [illegible]ica oleracea erinnert. Diesen folgt der Wirsing, [illegible]nkohl und [illegible] Blätterkohl, dessen Blätter sich normal entwickeln. [illegible] ferner die Spinatarten und die Salate. Letztere [illegible]: gebaut, verlangen aber gut gedüngten Boden. [illegible]äsen im Verlangen nach reichlicher Düngung die [illegible]ischig gewordenen Stengel genießen. Alles [illegible]llen die betreffenden Teile zart sein; hier [illegible] der Kohlrabi, dann die Gemüse, deren [illegible] (Cardy, Meerkohl, Bleichsellerie) werden

allerdings in deutschen Gärten wenig angepflanzt. Ebenso ergeht es dem Brockoli und der Artischocke, die namentlich in Frankreich beliebt sind.

Das Wurzelgemüse ist im allgemeinen bezüglich der Nährstoffe sehr genügsam und nimmt, falls die obengenannten Gemüse stark gedüngt wurden, mit dem fürlieb, was in dem von jenen ausgenutzten Boden übrig bleibt. Wir bringen sie also auf das im vorhergehenden Jahr mit Blattgemüse bestandene Landstück und düngen sie garnicht. Als Ausnahmen sind hier Sellerie und die zu den Kohlarten gehörenden Kohlrüben zu nennen, die stärkere Düngung verlangen.

Bei den Fruchtgemüsen muß man einen Unterschied darin machen, was man von den Früchten genießt. Sind dies wie bei den Hülsenfrüchten nur die Samen, so ist eine besondere allgemeine Düngung nicht nötig, es werden hier nur die Stoffe ersetzt, die von den beiden Vorgängern in zu geringem Maße übrig gelassen sind, aber für das Wachstum und die Fruchtbildung nötig gebraucht werden. Es sind dies Kali und Phosphor.

Ist die Samenproduktion ein mehr naturgemäß verlaufender Vorgang, auf den wir durch die Kultur nur in verhältnismäßig geringem Maße einwirken können, so sind dagegen die Früchte, deren Fruchtfleisch wir genießen, durchaus Produkte der Kultur und geben bei mangelnder Nahrungszufuhr ein geringes Resultat. Es gehören hierher die Gurken und Kürbisse wie auch die Tomaten und andere früchteliefernde Solaneenarten. Sie verlangen stärkere Düngung, aber mit altem Dung.

Nach obengesagtem teilen wir unseren Gemüsegarten in vier Abteile, von denen das stark gedüngte die Blattgemüse und die gleichwertigen Rippen- und Stengelgemüse liefert. Das zweite hat diese im vorigen Jahr getragen und trägt ohne besondere Nachdüngung jetzt die Wurzelgemüse. Das dritte, das die letzteren im Vorjahr trug, wird, nachdem es im Herbst mit Kali- und Phosphatdünger versehen ist, mit den Hülsenfrüchten bestellt.

Wozu aber das vierte Abteil? Einesteils für Sellerie und die Fruchtfleisch liefernden Fruchtgemüse, andernteils für die sogenannten Dauergemüse, die länger als einen Sommer das Land innehaben (Spargel, Artischocke, Rhabarber 2c.)

Dies ist die einfachste Lösung der Frage: Wie kann im Gemüsegarten, bei geringem Aufwand an Dünger, eine reiche Ernte guter Gemüse erzielt werden? Alles übrige bleibt der sachgemäßen Pflege überlassen, bei der wir auf die einzelnen Gemüse selbst näher eingehen müssen. Zum Schluß meines ersten Artikels will ich nur noch der Frage näher treten: Womit düngen wir? Hierin hat sich in neuerer Zeit ein Umschwung vollzogen, der die Produkte unserer Gärten bedeutend gebessert hat, im Gemüsegarten aber noch viel zu wenig beachtet wird.

Wir wissen nämlich jetzt, daß die Pflanze inbezug auf ihre Bedürfnisse sehr bescheiden ist. Sie verlangt nur wenige Stoffe aus der scheinbaren Fülle, die uns umgiebt, und zwar nur solche unorganischen Ursprungs. Die Pflanze ist ja die Vermittlerin des Lebenskreislaufes. Sie wandelt das Leblose in Leben um und läßt es, nachdem die Lebenskraft selbst aus den Körpern entwichen, wieder in das Reich der anorganischen Welt zurückkehren.

Aus Steinen Brot schaffen; dieses Wunder vollbringen unsere Nutzpflanzen in jedem Jahr, denn was wir Erdboden nennen, sind Trümmer der himmelstürmenden Bergriesen. Genau genommen, entstammt jedoch das Mehl zu unserem Brot der Luft, denn die Stärke, aus der es besteht, wird in den Blättern aus dem atmosphärischen Kohlenstoff unter Zuhilfenahme des Wassers bereitet. Aber nicht nur das Mehl der Getreidekörner, sondern der größte Teil des Pflanzenkörpers besteht aus diesem Kohlenstoff, wovon uns ja jedes Stückchen Holzkohle überzeugen kann. Es ist eine ausdauernde Arbeit, die die kleinen Blattgrünkörperchen verrichten; sie würden es nicht vermögen, hätten sie nicht einen Helfer, das Licht.

Die Luft dringt von unten in die Blätter ein, das Licht durchleuchtet sie von oben her, und jedes Blättchen dreht sich so, daß es möglichst viel Strahlen auffängt. Wie schwer wird ihm dies doch durch zu dichte Aussaat und zu enge Pflanzung gemacht!

Schafft Luft und Licht in euren Gärten! Pflanzt und säet weitläufig, lichtet eure Obstbäume! Der Kohlenstoff der Luft bildet den Baustoff für alle Gewächse, das Wasser gleichsam den Mörtel und der Sauerstoff der Luft ist der Baumeister. Die ausführenden Arbeiter aber sind die Lichtstrahlen. Gebt ihnen Gelegenheit, zu jedem Blatt hinzugelangen. Nur dann kann von freudigem Gedeihen die Rede sein.

Die Düngung beginnt auf dem Quartier, auf dem Blattgemüse kultiviert werden sollen, und wird im Gemüsegarten hauptsächlich durch Stalldung ausgeführt, dem Universalmittel, das alle Bedürfnisse der Pflanzen enthält und nebenbei den Boden durchlüftet, erwärmt und durch Humusbildung verbessert. Haben wir es nicht mit sehr schwerem Boden zu thun, so ist Kuhdung allen anderen Exkrementen vorzuziehen. Reiner Pferdedung ist zuweilen für Kohlarten durch Beförderung der Kohlkrankheit verhängnisvoll.

Um das Blattwachstum zu fördern ist eine Kalidüngung nebenbei von Erfolg. Diese wird durch Holzasche oder geringe Überstreuung des Dungs mit Kainit gegeben.

Bei der starken Düngung und dem Tiefgehen der Wurzeln der Kohlpflanzen ist Rigolen auf ca. 60 Zentimeter Tiefe unerläßlich; hierbei wird der Dünger möglichst innig mit der umgegrabenen Erde gemischt.

Das im vorigen Jahr ebenso bearbeitete vorjährige Blattgemüsequartier bekommt in diesem Jahr für die Wurzelgemüse gar keinen Dung. Gerade die Düngung mit frischem Dung erzeugt die so oft beklagten madigen Rüben und Zwiebeln. Sobald die Pflanzen zu wachsen beginnen, ist eine dünne Überstreuung mit Chilisalpeter, der als Stickstoffdüngung auf die Ausbildung fleischiger Pflanzenteile einwirkt, von Erfolg. Alle fleischigen Stengel- und Wurzelorgane, die zart sein sollen, müssen schnell heranwachsen.

Nun kommen die Hülsenfrüchte, die als Nachfolger der Wurzelgemüse keiner besonderen Stalldunggabe bedürfen, wenn wir ihnen zur Stengelbildung im Herbst vor der Aussaat etwas Kali (Kainit) geben und den Fruchtansatz durch Einbringen irgend eines Phosphordungmittels fördern; hier sind Knochenmehl oder Thomasschlacken langsam, Superphosphate schnell wirkend. Alle derartigen Dungmittel werden in verhältnismäßig geringer Dosis verwendet.

Stickstoff bedürfen die Hülsenfrüchte nicht, da sie ihn von den kleinen, sich kolonienweise an ihre Wurzeln schmiegenden Pilzchen (Bodenbakterien) empfangen, denen sie dafür wieder andere Lebensmittel abgeben. Ja, es giebt auch „gute Geister" unter den so gefürchteten Spaltpilzen: Diese Symbiose ist ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis im Pflanzenreich, wie es unter Menschen selten vorkommen mag.

Haben wir so die Bedürfnisse der Gemüsepflanzen im allgemeinen besprochen, so wollen wir in einem zweiten Aufsatz die Hauptarten in ihren Eigenheiten vorführen und die Anzucht der Pflanzen betrachten. Wer das Leben der Gewächse mit Interesse zu beobachten versteht, für den ist die Arbeit im Gemüsegarten ein ebenso hoher Genuß, wie die unter Blumen. Vielleicht interessiert es dann auch noch, einen Blick in den Obstgarten, der ja meistens mit dem Gemüsegarten verbunden ist, zu werfen.

Der Februar bringt das langsame Hinscheiden des Winters, die Märzsonne erweckt Millionen von Keimen und Trieben. Wir aber sind berufen, das sich entfaltende Leben zu überwachen und die heranwachsenden Pflanzen zu erziehen, daß sie zur Erhaltung der Menschen beitragen. In einer gut geführten Gemüsegärtnerei sind es vielleicht 5 Prozent der Pflanzen, die als wertlos entfernt werden, in Privatgärten 50—60 Prozent. Deshalb an die Arbeit; sorgen wir, daß es bei uns nicht so aussehe.

Stella's Hankelmut.

Von

Adalbert Meinhardt.

Nachdruck verboten.

Sie ging im Zimmer auf und ab, vom Kamin zu der breiten, halboffenen Thür, die auf die Gartenterrasse führte, blieb mitten in ihrem Wege stehen, setzte sich, erhob sich rasch wieder:

„Was rässt du mir also?"

„Du thust es ja doch nicht", sagte ihr Bruder, der lesend unter dem Seitenfenster auf der Chaiselongue lag.

Sie strich sich mit beiden Händen hastig das Haar an den Schläfen glatt herunter.

„Sieh mich an, gefalle ich dir so?"

Er blickte nicht auf.

„Eugen! sieh mich an". Sie stampfte befehlend mit dem Fuß. „Dies ewige Lesen, es ist unausstehlich. Nun, wie findst du mich so?"

Er hatte das Buch hingelegt, hielt aber den Finger noch zwischen den Seiten. Und er blinzelte hinauf zu der großen, schlanken Frau.

„Wie ich dich finde? Hübsch wie immer."

„Das habe ich nicht hören wollen. Von dir schon gewiß nicht. Wenn ich solche Scheitel trüge, so flach am Gesicht heruntergestrichen, die Ohren verhüllt, — müßte ich dann nicht ein anderer Mensch sein?"

„Entschieden! Ich würde dich für eine Pariser Cocotte halten à la Cléo de Mérode. Oder für ein Münchner Malermodell, das sich nach der „Jugend" frisiert. Jedenfalls ist es jetzt das Modernste."

„Ach!" — sie hob ihre beiden Arme wie verzweifelnd in die Höhe, — „daß du einen immerfort mißverstehst! Modern! Als ob's das wär'. Im Gegenteil. Solche Scheitel müßt' ich tragen, so glatte, artige, lehrerinnenhafte, würde ich des Professors Frau. Und zu dem redest du mir zu!"

„Beste Stella! Ich sagte es dir schon. Am klügsten bleibt's, du thust, was du willst."

„Nun, ich will nicht, daß du wieder liest." — Sie nahm ihm das Buch aus den Händen und warf es weit fort; — „hör' mich einmal an."

„Oh", rief er, „du hast's mir verschlagen."

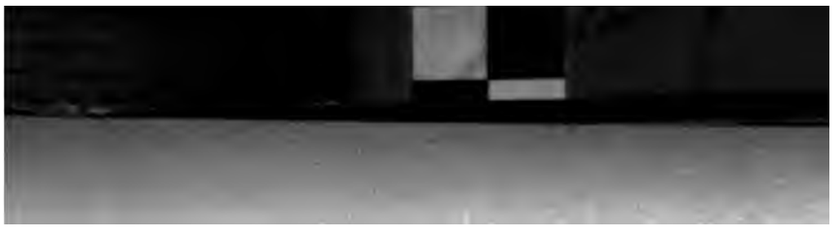
„Wie kann dich ein Roman so fesseln! Und wo es sich um das Leben handelt, um meines und deins, da . . . ."

„Nun, du hast mich in der Gewalt. Ich kann nicht aufstehen, das Buch mir wieder herzuholen. Und da du doch einmal Samariterdienst an mir übst, bis mein Knie wieder gut ist, bin ich leider dein Gefangener. Da heißt's parieren, wenn du befiehlst. Ich bitte nur gnädigst, ehe du hinausgehst, mir den armen, schuldlosen Band, der mir so freundlich die Schmerzen vertreibt, zurückzuerstatten."

„Hast du Schmerzen? Du, Eugen, jetzt? Sag', wo thut's dir weh?"

Sie hatte sich zu ihm auf die Erde gekauert, richtete ihm die Kissen unter dem kranken Bein etwas anders, zog die Decke herauf, die ihm hinuntergeglitten war und streichelte dem jungen Menschen mütterlich zärtlich dabei die Backen. Auch das fortgeschleuderte Buch holte sie ihm aus der Ecke wieder und legte es auf sein Lesetischchen.

„Ist dir besser so? ja? Sieh, Eugen, mit wem soll ich denn sprechen, wenn nicht mit dir? Und mit irgendeinem Menschen muß man doch . . . Es ist so schwer, sich allein zu beraten. Komischerweise wird's mit jedem Jahr schwerer statt leichter. Als ich achtzehn war, da habe ich keine Seele um Rat gefragt, ob ich mich verloben sollte. Aber jetzt . . . ."



„Jetzt bist du eben schon so ein bißchen auf dem Abmarsch. Da vermindern sich natürlich die Geisteskräfte."

„Spotte du noch. So ein Grünschnabel wie du!"

„Nun, wenn ich so ein Guckindiewelt bin, was nützt dir mein Rat?"

„Da hast du recht." — Sie saß wieder neben seinem Ruhebett auf der Erde, hatte die Arme um ihre beiden Kniee geschlungen, die Hände in einander verschränkt und blickte nachdenklich grabeaus vor sich hin. „Ja, im Grunde nützt er mir gar nichts. Nicht das mindeste. — Und doch . . ."

„Sieh, Eugen," begann sie nach einer Pause ganz leise, „ich will ja auch nicht grade Rat von dir haben. Und gewiß nicht dich mit Verantwortung belasten für das, was ich thue. Ich werd' dir nie sagen: Du rietst mir, es ist deine Schuld. — Nur reden möcht' ich, mir selbst klar werden. Nachher . . . nachher thu' ich dann dies oder was anderes, — oder auch gar nichts."

„Also, leg' los."

„Ja, wenn du's nur begreifen könntest. Damals war eben alles so anders. Ich so jung. Und er so, so . . . Was ihr jetzt alle Stella's Wankelmut nennt, das hat's überhaupt noch nicht gegeben. Es war im Garten, er schaukelte mich. Dann hielt er plötzlich an, mitten im Schwunge: Du, willst du mich? Und er hob mich hinunter zu sich auf die Erde. — Ich gab ihm keine Antwort. Auch nicht ein Wort! — — Wir sind dann zu den Eltern gegangen. Und ihr Brüder schriet: Hurrah! und die Dienstleute kamen und gratulierten. Mama sagte: wir müssen ihr ein Kleid bestellen für die Brautvisiten, die Kleine hat gar nichts! — Was war denn damals zu überlegen? Ob das Kleid blau oder rosa sein sollte. Weiter doch nichts. Es gab keine kontrastierenden Pflichten, es ging alles so glatt und so einfach. Und war so schön! Ich, Stella, die heute bedenkt und verwirft und zögert und sich zu nichts entschließen kann, ich glaube, ich existierte noch gar nicht. Und dann — — — als ich dann zwanzig war und er starb und der Kleine gleich darauf, — ich dachte, ich wär' mit dem Leben fertig. Ja fertig! Da hat's erst angefangen."

„Arme Stella! Kein Mensch kann dir's verdenken, wenn du dir wieder ein eigenes Glück suchst, sie haben es dir schwer genug gemacht."

„Sie? wen meinst du, seine Schwestern? Ach, das doch nicht! Sie raisonnieren, rümpfen die Nase über mich. Und dann zahl ich ihren Söhnen die Schulden, und dann müssen sie schweigen."

„Hm, in dem Fall müßte ich also auch . . ."

„Aber nein, das ist doch was anderes: Du gehörst zu mir. Und dann verleumdest du mich auch nicht hinterm Rücken, sondern bist mir grob ins Gesicht. Das mag ich grade."

„So? werd' mir's merken."

„Eugen," bat sie und drückte die Wange an seine Schulter, „kannst du dir's nicht denken, wie einem ist, der ganz allein ist, immerfort, und sich vor allen, allen Leuten höflich, in Gesellschaftstoilette zeigen muß und nie im Schlafrock?"

„Nun, den da, von heute, könntest du vor den fremdesten Leuten sehen lassen."

„Willst du mich wieder nicht verstehen? Ich meine ein innerliches laisser aller. Mit dir bin ich natürlich, weil du's auch bist. Wie's mich freut, wenn du so herausgähnst! Das weißt du ja gar nicht."

Er lachte: „Am Zuhausfühlen bei dir fehlt's mir wahrhaftig nicht. Wenn du die Schwäger und Schwägerinnen auch so hier aufs Gut einladen würdest, daß sie sich von dir gesund pflegen ließen, — ich glaube, sie fühlten sich bald genug heimisch. Nämlich, du hast wirklich Talent zur Krankenschwester. Wenn der Professor erst einmal dein Mann wird . . . ."

„Ja, wird er das denn?"

„Das mußt du wissen".

Sie sprang auf und ging zur Thür, stieß sie weit auf, sah hinaus in den Garten, kam zurück und warf sich wieder auf beide Kniee neben dem Kranken.

„Ich weiß es nicht," flüsterte sie, „ich weiß nicht!"

Und dann lag sie eine Weile, das Gesicht in die Lehne seines Ruhebettes vergraben, und an dem Zucken ihrer Schultern sah er, daß sie weinte.

„Aber Stella," sagte er, „Stella!"

Sie drückte ihren Kopf nur noch tiefer.

„Hör' mal," — er beugte sich ganz dicht zu ihrem Ohr und sprach halblaut, als ob er sich scheue; „ich muß dir was sagen. Ich glaube — — — ich glaube, du brauchst einen Mann. Du vergrämst dich ja so. Das ist hier kein Leben. Nimm den Professor oder 'nen andern, Aber nimm einen. Sonst hältst du's nicht aus."

„Ach," seufzte sie.

„Ja, sag mal, es ist doch nicht wegen . . . wegen Leopold noch immer? Das glaube ich dir einfach nicht. Die Leute sagen, du seist so eine Musterwitwe und betrauertest ihn bis heute. Ist denn das möglich?"

Sie stand von den Knieen auf und ging fort, ohne ihm ihr Gesicht zu zeigen. Und plötzlich drehte sie sich herum: „Nein," rief sie, „nein, nicht seinetwegen! Es ist wegen der Liebe. Die möcht' ich einmal wieder fühlen. So wie damals. Oder, vielmehr — so wie jetzt. Denn ich kenne sie jetzt anders, tiefer, stärker — — manchmal erschrecke ich selber, wie stark! Ach — wenn er heute wieder käme, mein Leo von damals! — Aber manchmal bangt mir selbst davor. Wenn er jetzt käme, mit seinem jungen, offenen Gesicht, seinem gutmütigen, dröhnenden Lachen, ob ich auch so bereit sein würde, ohne zu zögern . . . so wie damals? . . . Weißt du, ich tauge überhaupt nicht mehr zur Ehe. Ich habe mit so viel Sehnen und Träumen die Zeit verbracht. . . . Ja, wenn es noch Klöster gäbe, ich träte gleich ein. Da hätt' ich zu beten oder zu pflegen und könnte nicht denken. Da wär' mir viel besser."

Während sie das sagte, hatte sie am Kamin, wo sie stand, sich etwas auf den Zehen erhoben und ordnete sich vor dem Spiegel ihr Haar in den gewohnten Wellen, daß Schläfen und Ohren unbedeckt waren. Dann nahm sie aus einem Glas eine Rose, steckte sie sich zwischen die Spitzen ihres weißen Morgenkleides. — Und dann riß sie diese Rose wieder heraus, warf sie weit von sich fort auf den Tisch und wandte sich zu ihrem Bruder:

„So bin ich," rief sie, „grade so. Diese Sekunde denke ich an Leo und fang' an zu weinen, weil er tot ist. Und in der nächsten fällt mir's ein, daß ich mir doch notwendig diese reizende Maidenblush-Rose anstecken muß, weil Professor Salzer sagte, es sei seine Lieblingsblume. —"

„Nun," meinte der Bruder, „deshalb bist du nicht schlecht. Du bist eben nur menschlich. Man kann nicht einem, der nicht mehr da ist, in jedem Gedanken, nach so langen Jahren noch treu sein."

„Nach langen Jahren! Hör' mich, Eugen. Acht Tage nach Leopolds Tod, da ist der Doktor Cordes gekommen, sein Testamentsvollstrecker, weißt du, der Advokat. Der hat mir den Hof gemacht. Wahrhaftig, ich lüge nicht. Sein bester Freund, acht Tage nachher. Und ich hab' mir den Hof machen lassen. Ich muß immer an jene Anna denken, die Richard der Dritte, — hinkend, häßlich, ihres Mannes Mörder, — an der Bahre ihres Mannes . . ."

„Sie war eben auch eine Witwe."

„Aber das will ich nicht," rief Frau Stella, „das will ich ja grade nicht! Nur so aus Bedürfnis, aus Langerweile, aus . . . das ist gemein. Ich thu' das nicht. Cordes hab' ich deshalb einen Korb gegeben, zwei Jahre nachher, als er meinte, nun dürfte er's sagen."

„Ich glaube, es ist ihm sehr nahe gegangen."

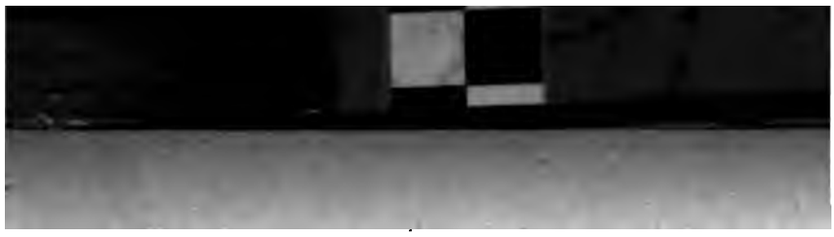
„Und mir etwa nicht? Und glaubst du wohl, ich bereute es nicht? Den hätte ich so lieb haben können! — Nun ist's zu spät."

„Stella, mache doch nicht wieder einen Menschen unglücklich. Der arme Cordes ist gestorben. Den Professor — nur so aus eingebildeter Treue abzuweisen . . . Stella, thu's nicht, für ihn und für dich nicht."

Sie stand ein paar Minuten vor ihm und sah ihm in die bittenden Augen. Dann lachte sie: „Du, dich nähme ich gleich. Was du für ein guter Kerl bist!" — Sie bückte sich, küßte ihn, holte die Rose, steckte sie ihm in sein Knopfloch und küßte ihn wieder. — „Nun, ich werd mir's überlegen, thu ich's, so geschieht's dir zu Lieb, weil er dich so gut geheilt hat." Damit ging sie hinaus.

Er lag und sah ihr nach. So eine verzogene, vielverwöhnte, moderne Dame! Aber freilich, Königin Anna, sie sagte es selbst, war nicht so viel anders. Und die war nicht modern.

Der Diener unterbrach ihn: der Herr



Inspektor ließe fragen, wann gnädige Frau zu sprechen wäre. Ob der Herr Leutnant es sagen könne?

„Jetzt nicht. Überhaupt heute . . .“ Eugen wollte sagen: heut' gar nicht. Aber dann besann er sich, daß ein Inspektor doch manchmal Geschäfte habe, die vielleicht auch wichtig sein könnten. „Nachher,“ sagte er. „Um drei oder vier. Ich erwarte den Arzt. Jedenfalls erst, wenn der Herr Professor fort ist. Sagen Sie das.“

Er hatte sein Buch wieder aufgenommen, auch die richtige Seite darin gefunden. Aber obwohl's eines von Ompteda war, das also seinen Stand schilderte und das er lieber las als jedes andere, er konnte nicht folgen. Er horchte hinaus.

Und dann fuhr ein Wagen am Haus vor. Man hörte es hier, obwohl dies Gartenzimmer nach hinten hinaus lag, so rasch fuhr er vor, so scharf vor der Rampe wurden die beiden Pferde gezügelt. Professor Salzer hatte immer prächtige Tiere. Merkwürdig doch, daß so ein Gelehrter auf Pferde was gab. Überhaupt auf Äußerlichkeiten. Und daß dieser Mann, so ernst, so gehalten, so ganz anders, sich grade in Stella. . . . Aber natürlich, darum grade. Sie zog ihn an durch ihren Weltton, ihre Grazie, durch all das, was er nicht besaß. —

Da kam der Professor schon herein. Ein rascher, suchender Blick durch das Zimmer. Dann war er ganz bei seinem Patienten.

„Sehr gut gewickelt,“ sagte er nur halblaut ein paarmal, als er den Verband von dem Knie nahm, „wirklich, sehr gut, ganz musterhaft.“ Aber dann hielt er's nicht aus: „Ihre Frau Schwester heut' nicht zu Hause?“ — fragte er.

Indem trat sie von der Terrasse ein. Sie legte rasch ihre Gartenhandschuhe und den großen, runden Schutzhut auf den ersten besten Stuhl. Augenscheinlich war sie gelaufen, als sie den Wagen vernommen hatte, um rechtzeitig da zu sein. Nun kniete sie und stützte das Bein. Sie sah erhitzt aus, das Haar ein wenig vom Wind zerzaust, so mädchenhaft jung. Er war nicht grade jung und nicht schön. Aber er war ein ganzer Mann. Eugen, der am mindesten von den dreien bei der Sache war, obwohl sie ihn eigentlich doch am meisten anging, denn die Untersuchung seines kranken Knies that ihm recht weh — beobachtete seine beiden Peiniger. Wie sie zusammen arbeiteten, als erriete jeder von ihnen des andern Gedanken und suchte ihnen zuvorzukommen!

Aber nun sollte der arme Patient wieder Gehversuche machen, einen Arm um Professor Salzers Nacken, einen um seine Schwester geschlungen. Dabei konnten die zwei sich nicht so recht sehen. Oder ob sie hinter seinem Kopf dennoch sich verständigen würden? Er wollt' es ihnen nicht verwehren. Tragisch war's doch, sich zum Krüppel fallen zu müssen, damit zwei sich kriegen können! Denn wenn er nicht damals mit der Stute, . . . der gute Salzer hätte auch noch weitere fünf Jahre wie bisher die schöne Frau so von fern anschwärmen können.

„Aber, was machen Sie denn, Herr Leutnant,“ rief der Professor, „Sie geben sich ja gar keine Mühe. Ihre Frau Schwester muß Sie förmlich tragen.“

„Ach so,“ Eugen lachte, „aber das schadet nichts. Sie ist mir nur dankbar, daß ich ihr etwas Übung schaffe. Sie behauptet ja immer, für das Krankenpflegen zu schwärmen. Na also — ist's so recht?“

Und der Professor: „Ja, gnädige Frau, wie Sie dafür begabt sind! Hätten wir in der Klinik lauter solche Pflegeschwestern!“

„Nun,“ sagte sie „vielleicht werde ich noch Schwester. Ich hab' manchmal Lust dazu. In Ihrer Klinik oder wo anders. Darüber bin ich nur noch nicht recht schlüssig.“ —

Der ärztliche Teil der Visite war beendet. Der Professor sah sich nach seinem Hut um. Aber auf den hatte grade Frau Stella Hut und Handschuhe geworfen. Er mußte sie aufheben. Das that er mit zögernd vorsichtigen Fingern, als gelte es jetzt erst eine wirklich schwierige Operation auszuführen. Sie griff gleichzeitig nach ihren Sachen. Unter seinem schon ein wenig angegrauten, großen Bart konnte man ein Erröten erkennen. Er verbeugte sich und reichte ihr ihr Eigentum hin. Dabei berührten sich wohl die Finger. Nun errötete sie auch.

„Wollen Sie denn schon fort, Professor?“

fragte Eugen, „das letzte Mal gaben Sie uns zum Frühstück die Ehre. Und heut' ist's so heiß. Ihre Pferde sind sicher auch müde, der lange Weg von der Stadt bis heraus . . . Nicht wahr, Sie bleiben?"

„Wenn . . . wenn ich die gnädige Frau nicht zu sehr störe?" murmelte er.

„Im Gegenteil, ich habe schon für Sie decken lassen." — Sie war wieder zu Eugens Lager getreten. „Sehen Sie," sagte sie, „Ihr Patient ist Ihnen zur Ehre mit der Blume geschmückt, von der Sie grade neulich sagten, der leise Duft sei Ihnen so besonders sympathisch."

„Das ist liebenswürdig. Aber wenn Sie, wenn Sie selbst . . ."

„Oh ich," sagte sie, „ich trage keine Rosen mehr." Sie sah an den Spitzen ihres Kleides hinunter und wickelte die weißseidenen Schleifen sich um die Finger.

Er ließ seine Augen nicht von ihr.

Eine hübsche Rolle das, dachte Eugen. Wozu bin ich eigentlich da? Wenn ich mich nur davonstehlen könnte! Ich kann's nicht, leider!

Die Flügelthüren wurden geöffnet. Der Professor gab der Hausfrau seinen Arm, sie zum Frühstück hineinzuführen. Der Diener schob das Ruhebett, mitsamt dem Leutnant ihnen nach. Im Speisezimmer, dessen Vorhänge gegen die Sonne geschlossen waren, herrschte eine leise Dämmerung. Silber und Krystalle blitzten auf dem runden Eßtisch, die gelben Nelken in den beiden schlanken, hochragenden venetianischen Schalen dufteten. Die Tischgenossen blieben schweigsam. Es lag eine Schwere über den zweien, die den dritten mit bedrückte. Was denken sie nur? fragte er sich. Hat er ihre letzte Bemerkung als Absage angesehen? kann er wirklich glauben, sie ginge nach all den Jahren noch in Trauer? in dem Kleid da! bei seiner letzten Visite hatte sie ja grade Rosen im Gürtel. Freilich waren sie vom Inspektor. Und heute konnte sie ihm sagen, sie trüge überhaupt keine Blumen! —

„Nehmen Sie nicht einen Pfirsich? sie sind aus Italien," sagte Frau Stella. Jetzt erst schien sie sich zu besinnen, daß es zu ihren Hausfrauenpflichten gehöre, einen Gast zu unterhalten. — „Ja, ich lasse sie mir kommen. Um diese Zeit sind im Treibhaus noch keine. Und dann — mir gefällt einmal alles besser, was weit her ist. Man denkt dabei ans blaue Meer und an die Farben dort; — thun Sie das nicht auch?"

„Ich . . . ich bin ja nie im Süden gewesen," sagte der Professor.

„Ach so, verzeihen Sie! Nein, ich vergesse das auch immer. Wenn mir im Winter hier traurig zu Mut ist, so fahre ich eben nach Rom oder Sorrento. Und Sie, — Sie hätten Zeit genug. Alle Professoren sonst reisen, die langen Ferien . . . Warum waren Sie nie in Italien? Interessiert es Sie denn nicht auch?"

„Meine Gnädige, Sie vergessen, daß ich Arzt bin. Ich hatte zu arbeiten. Kranke giebt es selbst in den Ferien. Und studieren kann man auch. Das that ich eben."

„Das soll wohl eine Mahnung für mich sein? Sie finden, ich vertrödele mein Leben mit Herumreisen und Kunstenthusiasmus!"

„Sie! oh nein, bei Ihnen ist das ganz etwas anderes! Der Kunstenthusiasmus, wo er allein steht, nichts schafft noch fördert, erscheint mir fruchtlos. Aber bei Ihnen veredelt er alles, macht Ihr ganzes Leben zum Kunstwerk. Ihre Wohlthätigkeit, Ihre . . ."

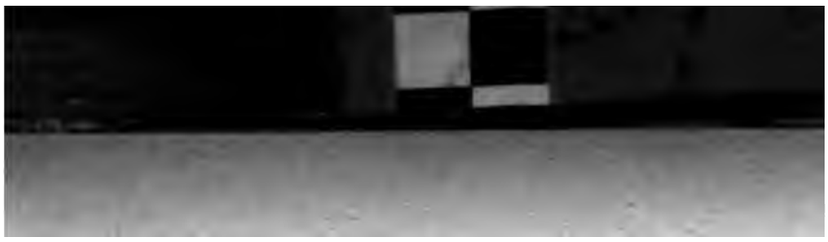
„Schon wieder meine Krankenpflege! Weil ich damals den Samariterkursus in Ihrer Klinik durchgemacht habe, darum denken Sie, alles andere sei nicht mein eigentliches Wesen."

„Was Sie sind — Sie sind es eben. Und vor allem sind Sie gütig, hilfsbereit."

„Manchmal bin ich recht frivol."

Er schüttelte den Kopf. Er beugte sich zu ihr vor. Er sah ihr in die Augen: „Das sagen Sie! Kein anderer käme auf solche Gedanken. Und wenn ein anderer das wagte, vor mir . . ."

Na, endlich, dachte Eugen. — Er hätte gern laut kommandiert: Aufgestanden, richt euch, vorwärts, zum Angriff! — Wenn der Professor nur ein wenig Schneid gehabt hätte! Sie züchtigen für die Beleidigung, daß sie seine Göttin frivol genannt hatte, — einmal den Arm um sie, sie genommen und geküßt, und die Sache wär' fertig. Dergleichen that aber der würdige Mann nicht. Im Gegenteil,



er blieb ruhig sitzen, sprach in seinem dozierenden Katheder-ton weiter und erkundigte sich nach ihrem letzten Aufenthalt in Italien. Er denke auch einmal hinzureisen. Später, mit jemandem, der das Land, die Sprache dort, die Kunst kennen würde . . .

Eugen wetterte innerlich. So ein trockener Stubengelehrter kann eben Frauen nicht verstehen! Wenn er sie will, so muß er sie zwingen. Meint er wohl, daß sie sich selber ihm anbieten soll? Na, da kennt er sie schlecht. —

Aber ganz so schlecht, wie der Bruder es meinte, verstand der Gelehrte sich doch wohl nicht darauf, seinen Vorteil wahrzunehmen. Sie waren in lebhafter Unterhaltung vom Tisch aufgestanden, und er führte sie wieder in das Terrassenzimmer. Als Eugen ihnen nachgerollt worden, fand er die zwei an dem feuerlosen Kamin, auf dem die großen Bronzeabgüsse von Michelangelos Florentiner Grabmälern standen. Stella stützte den einen Ellbogen auf die Platte und hatte die Stirn in die Hand gedrückt. Er lehnte ihr gegenüber. Von der Wand sah das Lenbachsche Porträt des verstorbenen Hausherrn auf sie herab. An das dachten sie wohl nicht in dieser Minute. Sie schwiegen beide.

Dann bückte er sich und nahm ihre Rechte, die ihr in den Falten des Kleides herabhing. Er hielt sie so leise, zaghaft, fragend . . . . „Auf morgen also?"

„Ja, auf morgen," sagte sie.

Er ging aus dem Zimmer, den Blick rückwärts, zu ihr gewendet, ohne seinem Patienten Eugen nur Adieu zu sagen. Und Stella stand und sah ihm nach. Dann drehte sie langsam sich zu ihrem Bruder: „Nun, was sagst du? ist dir's so recht?"

Und sie kam zu ihm und nahm seine Hand und drückte sie sich an die heiße Backe:

„Du, er ist nett, nein, wirklich nett. Und er ist so . . . so verliebt. Das thut mir wohl. Es ist doch schön, daß es so was noch giebt! Ich glaube, . . . ihm konnt' ich es nicht gleich sagen. Aber, — ja — ich hab' ihn auch gern! — wir werden noch ganz glücklich werden . . . ."

Indem wurde der Inspektor gemeldet.

„Nein!" rief sie, „nein, ich will nicht, jetzt nicht! Sagen Sie, ich bin nicht angezogen."

Aber er war dem Diener auf dem Fuß gefolgt und stand in seinen Reitstiefeln, bestaubt, erhitzt, so, wie er vom Felde kam, die kurze Peitsche mit seiner Mütze in der Hand, schon mitten im Zimmer und vor ihr . . .

„Gnädige Frau!" —

„Ach, Herr von Thielendorff, Sie verzeihen, ich habe nicht Zeit jetzt."

„Bitte, es bedarf keiner Zeit. Ich hatte nur ersuchen wollen, nur . . . nur meinen Abschied —"

„Sie!" — Frau Stella trat einen Schritt zurück.

„Ja, gnädige Frau, ich muß um meine Entlassung bitten."

„Herr von Thielendorff, nein, das thun Sie mir nicht. Sie wissen doch, ich verstehe gar nichts. Und überhaupt . . . Sprich du mit ihm, Eugen!"

„Der Herr Leutnant wird Ihnen nicht helfen. Er wünscht, daß ich gehe."

„Aber ich wünsche es nicht, ich will's nicht! Sie haben mir ja auch versprochen, zu bleiben, damals, als Ihr Onkel starb und Ihnen sein Gut . . . Sie hätten längst dort schon Ihr eigener Herr sein können. Aber Sie sagten mir, diesen Winter . . ."

„Ja," murmelte er, „da haben Sie mich glauben machen . . ."

„Daß Sie mein Freund sind, das glaubte ich!"

„Daß ich nicht nur Ihr bezahlter Angestellter, sondern ein Mensch in Ihren Augen, ein Mann sei, dem Sie's erlaubten, Sie zu . . . zu bewundern. Erst seit Ihr Bruder herkam . . . Und dann der Professor . . . Seitdem natürlich . . ."

„Herr von Thielendorff," rief Eugen und richtete sich auf, so weit er konnte, „Sie sagen schon zum zweitenmal etwas, als ob ich Sie hier verleumdet hätte . . . Ich hielt es für meine Pflicht, meiner Schwester . . ."

„Was weißt du von ihm!" rief Stella dagegen. „Was man eben beim Regiment hört. Ich weiß mehr. Von ihm selbst."

„Gnädige Frau," sagte der Inspektor leise, „ich kenne Sie, Sie würden nie eine An-

klage gegen mich anhören, ohne mit mir davon zu sprechen. Aber, trotz allem — es muß nun sein."

„Und ich meinte, Sie hätten das Gut lieb, jeden Baum hier im Garten, Sie sagten es selbst einmal, und —"

„Und Sie", flüsterte er; „deshalb — deshalb muß ich ja grade fort."

Es war ganz still nach diesem Wort. So still wie vorhin, auch zwischen den Dreien in diesem Zimmer. Ebenso zwitscherten draußen die Vögel. Ebenso bewegten im leisen Luftzug sich die Spitzenvorhänge an der offenen Thür zur Terrasse. Ebenso stand Frau Stella in ihrem weißen Kleid an dem Tischchen, die niederhängende Hand nur leicht auf das offene Buch gestützt. Und er vor ihr. Und Eugen lag wieder als Zuschauer da, mit erwartungsvollem Herzklopfen horchend, was sie beide denken mochten. Alles wie vorher. Nur die lockenden Vogelstimmen, die sommerlich schwülen Blumendüfte vom Garten her, die Luft selbst, Stellas Haltung, ihr blasses Gesicht, die zitternden Lippen, — alles war anders, weil eben der Dritte im Zimmer ein so ganz anderer war als vorhin.

Er stand nah vor ihr. Mit brennenden Augen suchte er die ihren. Es war, als ob er sie zwingen wollte, ihn anzuschauen. Und sie that es, sah zu ihm auf: „O, was wollen Sie nur! Wir hatten doch mit einander ausgemacht, nie mehr von solchen Sachen zu reden. Ich, als Witwe . . . und Sie, Sie behaupteten, von der Welt genug zu haben. Ob die Schafschur gut ist, — wie der Hafer ausfällt, nur das, . . . nur davon . . ."

„Ja," rief er. „Und ich wär' auch geblieben."

„Nun also! Was wollen Sie denn noch? Geben Sie mir Ihre Hand. Und da setzen Sie sich. Wollen Sie nicht? Ich muß nämlich sitzen. Sie haben mir einen solchen Schrecken mit Ihrer barschen Kündigung vorhin eingejagt!"

„Gnädige Frau," sagte Thielendorff, vor ihr stehend, „es sind volle fünf Jahre. Jahre, in denen ich mir einbilden konnte, alles Frühere ausgelöscht, gebüßt zu haben, in der Reinheit Ihrer Nähe ein anderer geworden zu sein. Und zu dienen und zu warten, zu arbeiten, bis eines Tages . . ."

„Ja", rief sie, noch immer in dem Bestreben, ihn auf andre Dinge zu bringen, „bis eines Tages wir all unsre schönen utopischen Träume wahr machen konnten: das Krankenhaus im Dorf, den Neubau der Schule, das Heim für schwächliche Stadtkinder und Arbeiterinnen — Sie planten so vieles. . . ."

„Ich? nein, Gnädigste, da irren Sie. Franz Thielendorff mag ein Verschwender, ein Leichtfuß sein. Er ist kein Heuchler. Ich habe nie und nie behauptet, daß ich mich für die armen, bleichsüchtigen Würmer begeistert hätte. Ich bewunderte Ihre Güte und suchte das praktisch ausführbar zu machen, was Sie erdacht."

„Sie nahmen all die Mühe auf sich. Die endlosen Berechnungen: Ich kann nun doch einmal nicht rechnen. Eugen, du weißt nicht, wie der Herr Inspektor mir half. Und die Zeichnungen der Architekten und . . ."

„Frau Stella," unterbrach er, „was soll das? Warum reden Sie davon jetzt? Um mich zu hindern, daß ich von was anderem . . .? Das hilft nichts. Ich muß es doch einmal sagen. Nein, bitten Sie nicht. Ich kann es nicht. Zehn Jahr wäre ich gern Ihr Inspektor hier geblieben, hundert Jahre! Und wenn ich nicht nur die kleine, miserable Kathe, nein, hätt' ich plötzlich Millionen geerbt . . . Hier mit Ihnen. Nichts in der Welt verlangt' ich mir Besseres. Ich war der Herr auf dem ganzen Gut. Und ich — Sie haben recht, — ich hatte jeden Baum lieb, jedes Tier hier, den Hofhund, der an Ihnen hinaufsprang, den alten blinden Schimmel, den Sie streichelten . . ."

„Herr Inspektor, bitte!" — Sie hatte die beiden Hände erhoben und faltete sie, wie ein Kind, das bettelt.

„Ich bleibe nicht, wenn ein andrer hier Herr ist." —

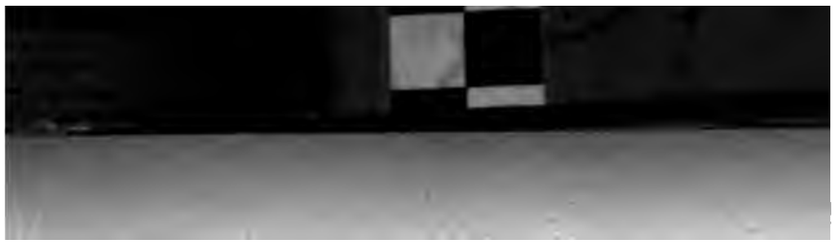
Und wieder Stille.

Sie war blaß, sie nagte die Lippe. Plötzlich streckte sie die Hände ihm entgegen, warf ihren Kopf zurück und rief:

„Was meinen Sie! Wer sollt' denn hier Herr sein? Ich bin Herrin, Sie bleiben bei mir."

„Frau Stella! Und der, der eben fortging?"

„Wer? Professor Salzer? Der hat ja meinen Bruder behandelt."



„Warum versuchen Sie, mich zu täuschen? — Ich ritt an seinem Wagen vorüber, als er zur Stadt fuhr. Ich sah sein Gesicht. — Da las ich die Wahrheit."

„Welche Wahrheit? daß er um mich angehalten hat? will ich denn das leugnen? Obgleich Sie's nichts angeht, ich will Ihnen auch noch mehr erzählen. Er erbat sich meine Entscheidung für morgen. Ich versprach sie ihm. Und morgen also . . . ja, da schreibe ich ihm ab!"

„Stella!"

Wer hatte es gerufen? Thielendorff oder Eugen, oder beide? Sie dachten keiner an den andern. Der Inspektor hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie und stammelte irgend etwas. Sie verstand's nicht, er wußte nicht was. Das war auch gleichgiltig. Eugen hatte sich aufgerichtet, er griff nach seiner Krücke, er tappte sich von seinem Ruhebett in die Höhe, zum nächsten Stuhl hin, zum Tisch, zu ihr . . . es ging nur nicht so schnell, wie er wollte.

Frau Stella hatte inzwischen ihre Hände aus denen des Herrn Inspektor gelöst. — „Also, darüber sind Sie nun beruhigt. Was Ihnen auch einfiel! Wenn ich mich wiederverheiratet hätte, so wollten Sie fort? Nun, da's damit nichts ist, bleiben Sie also? gewiß? Ihr Wort?"

„Mein Wort, Frau Stella!" sagte der Mann mit leiser Stimme.

„Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen! Was auch kommen, was ich thun mag, — bis ich mich einmal verheiraten werde, bleiben Sie also hier als Inspektor. — So, das wär' in Ordnung. So, gehen Sie jetzt. — Ich muß nach meinem Patienten sehen. . . . Adieu für heut! —"

„Du, Eugen," sagte sie und wandte sich zu dem Bruder und kehrte jenem so entschieden den Rücken, daß er nicht anders konnte als fortgehen, — „was machst denn du da für Experimente? Du sollst doch nicht aufstehen, ohne den Doktor! Komm, ich stütz dich, komm . ." Sie wollte ihn zu seiner Chaiselogue zurückbringen.

Er aber, halb atemlos vor Erregung, stand, zwischen Stuhl und Krücke sich haltend: „Nein ich will nicht, laß mich! Nein! Ich will wissen, was das heißt. Wann hast du gelogen, jetzt oder erst? Und welchen von den zwei Männern betrügst du, den Professor, den edlen, guten, berühmten, großen Mann? Oder diesen, diesen da!" —

Sie nahm ihm einfach die Hand von der Stuhllehne fort, an die er sich angeklammert hatte, und legte seinen Arm um ihre Schulter. Um nicht zu fallen, mußte er sich nun an ihr halten, sich von ihr führen lassen. So brachte sie ihn zum Sofa zurück, half ihm sich legen, lagerte ihm das Bein.

„Streck dich aus. Thut es noch weh? Was du auch für Geschichten anfängst. Und die großen Worte: lügen, betrügen! Du bist ein Kind. Und ich bin eine Frau, weiter gar nichts."

„Was willst du denn nun eigentlich?" rief der junge Mentor heftig. „Auch Frauen, meine ich, müßten schließlich wissen, was sie wollen."

„Oh ja," sagte sie. Sie richtete sich in die Höhe, nachdem sie ihn sorgsam gebettet hatte, „oh ja, zuletzt!" —

Und sie ging von ihm fort zu dem kleinen Schreibtisch an der andern Seite der Terrassenthür, setzte sich, schrieb.

„Was schreibst du," rief er, „eine Absage an den Professor? Stella, du thust ein großes Unrecht. Du ließest ihn durch deine Art ein Ja erwarten. Und diesen Thielendorff heiraten, deinen eignen Inspektor, der wegen Schulden und Schwindeleien vom Regiment fort mußte, nein, das kannst du doch nicht, ganz unmöglich!" . . .

Sie schrieb noch, ohne sich stören zu lassen. Dann kam sie zu ihm, mit dem fertigen Brief in der Hand.

„Auch Frauen müssen wissen, was sie wollen, sagtest du? Nicht immer, Eugen. Ich wenigstens, vorhin, — du hast recht, ich ließ ihn glauben, es würde ein Ja sein. Ich meint' es selbst so. Fünf Minuten drauf den Inspektor . . . den ließ ich's auch glauben. Oder vielleicht nicht heut. Diesen Winter aber, schon oft . . . Und andere auch früher. Aber nie lang. Weil es eben nichts war. Eingeredet, gewollt, nicht gefühlt. Ich sagt' es dir vorher. Ich mache mir zu viel Ideale und will zu viel. Darum kann ich nichts Ganzes mehr fühlen. Und überhaupt . . . Da nimm und lies —"

„Stella," rief er, da er auf dem Brief, den sie ihm hingab, nur die Adresse gesehen hatte, „warum an die jetzt? das bedeutet . . ?"

„Ja eben das. Daß ich mich bei der Oberschwester als Pflegerin melde. Dazu passe ich, wie du weißt. Dann brauche ich mich nicht mehr zu fragen, was ich will, kann ganz einfach nur thun, was ich muß. Ach, wird das bequem sein!" Sie streckte sich in dem Strohlehnstuhl aus, die Hände hinter dem Kopf gefaltet. „Thielendorff bleibt hier auf dem Gut, ich habe sein Wort. Dann wird es gut bewirtschaftet, daß mir Leos Verwandte nicht nach meinem Tod noch Vorwürfe machen. Und er, der arme Kerl, er ist hier geborgen, geschützt vor seinem Leichtsinn. Das freut mich für ihn. — Na, und der andere — ein großer Gelehrter, wie du selbst sagst, der hat seinen Ruhm, seine Kranken, seine Arbeit. — Er wird sich schon trösten."

„Aber du, Stella, du — in dem weißen Kleid da, in deinem Salon, mit der offenen Thür zum Park und dann nachher . . . Das ist ja nicht möglich!"

„Ach," sagte sie, „so schlimm ist das nicht. Die modernen Krankenbaracken sind gut gelüftet. Und die Tracht ist gar nicht unkleidsam. Überhaupt —" sie war schon wieder aufgesprungen, stand nahe über ihn gebeugt und ihre Augen blitzten ihn an — „meinst du, es wär' nicht schön, was Schweres, so was recht herzbeengend Großes, Schweres zu thun? Wenn man fühlt, daß man's kann? Ich hab's mir schon oft früher gewünscht. Und dann wünscht ich mir das Heiraten mehr. Aber nun heute . . . wenn das Heiraten kein Glück ist, kein zwingendes, blaues, fraglos helles, warum denn dann? Und warum muß ich glücklich werden, grade ich? So viele sind's nicht . . . — Weiß ich des Morgens, warum ich aufsteh', daß ich am Platz sein muß, die eine zu waschen, die zu betten, den zu verbinden, so ist das genug. Ich habe einen Zweck dann im Leben. Meinst du, das wär' mir nicht wert aller Mühe? —"

„Stella," sagte er leise, „ihr Frauen! Und ich dachte, ich kenne dich. Ob viele so sind?"

„Manche. Und manche sind wieder anders. Und ich bin so. Du fragtest vorhin, ob ich denn nicht weiß, was ich will? Ich weiß es ja, jetzt. Man kann überhaupt sich so was nicht lange überlegen. Es kommt, und man muß. Dann ist man nicht mehr unentschlossen. Dann bleibt es dabei. —"

Das Buch der Weisheit.

Prometheus' erderschaffenem Geschlecht
Naht' auch Athene sich im Götterglanze
Geschenke bringend: „Teilet recht",
So sprechend reichte sie dem Menschenpaar,
Dem ersten, ihre Gaben dar;
Ein Spinnrad war's, ein Buch und eine Lanze.

Rasch nach der schweren Waffe griff der Mann,
Die trefflich seiner grimmen Stärke paßte,
Und maßte auch das Buch sich an;
Derweil des Weibes zarte Hand
Das eben nahm, was sie noch fand,
Und froh das zierlich schöne Spinnrad faßte.

So blieb es auch, bis einmal Streit sich fand,
(Athene selber mag den Zwist entscheiden)
Das Buch der Weisheit war der Gegenstand.
Die Göttin sprach: „So war's nach meinem Sinn;
Wohl ist für zwei genug darin
An Weisheit; es gehöre allen beiden!"

Arthur Thielert.

Aesculapia Victrix.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1886 erschien in der „Fortnightly Review“ ein Artikel von Robert Wilson, betitelt: „Aesculapia Victrix“. Er schildert darin die Kämpfe, die auch in Großbritannien durchgefochten werden mußten, ehe die Frauen zum Studium der Medizin zugelassen wurden, Kämpfe bis zum handgreiflichsten Sinne des Worts. Denn in Edinburg mußten die Studentinnen vor den Steinwürfen ihrer männlichen Kollegen flüchten. Aber „Aesculapia“ ging als Siegerin aus diesen Kämpfen hervor, und steinerne Monumente, Hospitäler, in denen Frauen von Frauen behandelt werden, geben heute davon Kunde.

Mit den steinernen Monumenten hat's bei uns noch gute Weile. Aber auch wir dürfen zufrieden sein, auch wir dürfen sagen „Aesculapia Victrix“, wobei wir allerdings noch eine kleine Anweisung auf die Zukunft mit in den Kauf nehmen müssen. Und wenn wir zurückblicken auf die schweren Jahre, die hinter uns liegen, so haben wir alle Ursache, dankbar derer zu gedenken, die die erste Bresche schlugen.

Es war zu der Zeit, da der Jubel über das neu erstandene Reich aller Herzen und Gedanken erfüllte, da alltäglich jeder eifrig zur Zeitung griff, um die Welt-ereignisse zu verfolgen. Da kann möglicherweise mancher Leser mit einem unwillkürlichen Zucken der Mundwinkel eine kleine bescheidene Notiz überflogen haben, daß die ersten deutschen Studentinnen in Zürich ihren Einzug gehalten hatten, vorausgesetzt, daß die deutschen Zeitungen diese Thatsache überhaupt des Berichtens wert erachteten. Heute dürfen die beiden Studentinnen, die damals die medizinischen Hörsäle besuchten, auf 25 Jahre einer segensreichen, von Jahr zu Jahr wachsenden Praxis zurückblicken. Aesculapia Victrix!

Emilie Lehmus, die Tochter eines Predigers aus Fürth, die, wie so manche, durch den Lehrberuf zum Studium kam, war schon seit etwa einem Jahr in Zürich immatrikuliert, als Franziska Tiburtius (geb. in Bisdamitz auf Rügen) sich als die zweite Deutsche in der medizinischen Fakultät einschreiben ließ. Auch sie war Lehrerin gewesen; wie Fräulein Lehmus in Paris, so hatte sie in England sich die freiere Anschauung erworben, die ihr half, die in Deutschland noch eng verbundenen Begriffe „ungewöhnlich“ und „unweiblich“ von einander zu trennen. Nicht wenig hatte zu ihrem Entschluß, Medizin zu studieren, ihr Bruder beigetragen, der als Arzt den Krieg mitmachte und mit dem sie in eifriger Korrespondenz ihre Pläne erörterte.

Von der Züricher Studentin war bis dahin nicht viel die Rede gewesen. Es hatten nur eine geringe Zahl Schweizerinnen die neu erschlossene Gelegenheit benutzt. Gerade um diese Zeit aber, in den Jahren 1871 und 72 fand jene Invasion von russischen Studenten und Studentinnen statt, die zu so schiefen Darstellungen des

Züricher Studentinnenwesens in der Presse geführt hat. Franziska Tiburtius hat in ihrem Artikel „Frauenuniversitäten oder gemeinsames Studium“ im fünften Jahrgang der Frau über ihre russischen Kolleginnen ein Urteil abgegeben, das doch wesentlich anders lautet. Wohl verleugneten all diese, zum Teil blutjungen „Umstürzlerinnen mit den kurz geschnittenen Haaren, großen runden Brillengläsern, die Cigarette im

Dr. med. Emilie Lehmus.

Munde, in den engen, kurzen, völlig schmucklosen und nicht immer ganz einwandsfreien schwarzen Kleidchen“, im Umgang mit den Studenten und untereinander absichtlich jede hergebrachte Convention, aber durchaus nicht aus sittlicher Laxheit, sondern als begeisterte Jünger und Märtyrer ihrer politischen Überzeugungen. Daß es ihnen heiliger Ernst damit war, haben viele nachher gezeigt, als das Martyrium Wirklichkeit

wurde, und Verbannung und Zwangsarbeit in den Bergwerken die jungen „politischen Verbrecher" in der Heimat traf. Die russische Kolonie stand in Zürich ganz isoliert. Vollends die deutschen Studentinnen, die sich nicht mit Weltreformen trugen, wurden von den russischen Kolleginnen wenig beachtet. Ihre Züricher Studienjahre verliefen weniger dramatisch bewegt, zumal Professoren und Studenten die Thatsache ihrer

Dr. med. Franziska Tiburtius.

Anwesenheit in Auditorien und Präpariersälen als selbstverständlich hinnahmen und ihnen als Lehrer und Kollegen in keiner Weise eine Ausnahmestellung anwiesen.

Nach vollendetem Studium und glücklich bestandenem Examen — das Fräulein Lehmus als erste Deutsche im Frühling 1875, Fräulein Tiburtius im Februar 1876 ablegte — suchten beide sich die weitere praktische Ausbildung zu verschaffen, die für

Medizinerinnen damals noch weit schwerer zu erlangen war als jetzt. Fräulein Lehmus ging zu diesem Zweck nach Prag, wo sie in der Universitäts-Entbindungsanstalt unter Professor Weber praktizierte. Fräulein Tiburtius hatte schon längere Zeit in Zürich unter Professor Huguenin auf der inneren Abteilung für Frauen gearbeitet. 1876 ging sie nach Dresden, um dort in der kgl. Entbindungsanstalt der Frauenklinik unter Geheimrat von Winckel zu arbeiten. Hier traf sie wieder mit Fräulein Lehmus zusammen.

Es ist bekannt, daß Geheimrat von Winckel einer der wärmsten und verständnisvollsten Förderer der Ärztinnensache in Deutschland gewesen ist. In Kirchhoffs Buch „die akademische Frau" fällt er selbst über die bei ihm beschäftigten Volontärärztinnen folgendes Urteil: „Pflichtgetreu, fleißig, gewissenhaft und aufs eifrigste bestrebt, all ihre Zeit bestens auszunützen, habe ich die Leistungen der meisten dieser Schülerinnen mit Freuden als mindestens gleichwertig mit denjenigen ihrer Mitvolontärärzte anerkennen müssen."

Die Beziehung dieses Ausspruchs zu meinem Thema liegt nahe genug. Und in der Praxis sollten beide Ärztinnen bald genug das Vertrauen glänzend rechtfertigen, das ihnen von allen Seiten entgegengebracht wurde, als sie im Jahre 1876 ihre Thätigkeit in Berlin begannen. In der Reichshauptstadt fielen manche von den Schwierigkeiten fort, die kleinere Städte damals boten und wohl jetzt noch bieten. Der Gesichtskreis der Frauen war doch schon genügend erweitert, daß sie ohne Vorurteil und Mißtrauen dem Ungewöhnlichen gegenüberzutreten vermochten. Überdies war der Salon von Frau Dr. Tiburtius — Fräulein Dr. Tiburtius war in den Haushalt ihres Bruders übergesiedelt — schon lange der Sammelplatz aller im ärztlichen oder in anderen Berufen arbeitenden Frauen, die besonders von Amerika und England aus Berlin aufsuchten. Die stille Propaganda, die von diesem Hause ausging, hat unendlich viel mehr und viel wertvollere Proselyten für die Frauensache gewonnen, als so mancher Trompetenstoß auf offenem Markt.

Dem feinen, im edelsten Sinne weiblichen Auftreten unserer beiden ersten Ärztinnen ist es wohl auch zu danken, daß sehr wenig Reibungen mit den Kollegen entstanden, und das Bewußtsein, gerade von den Besten unter ihnen anerkannt und geschätzt zu sein, konnte sie gelegentliche Chikanen mit Humor ertragen lassen.

Neben ihrer Privatpraxis schufen sich die beiden Frauen ein ausgedehntes Arbeitsfeld durch die Errichtung einer Poliklinik für unbemittelte Frauen. Die nötigen Räumlichkeiten dazu in der Alten Schönhauserstraße gaben auf die Bitte von Frau Dr. Tiburtius, die dieser Angelegenheit das größte Interesse bewies, Herr und Frau Bötzow her. Diese Vergünstigung wurde — eine unendliche Wohlthat für die armen Patienten — auch weiter gewährt, als das Haus in andere Hände überging. Von 1878—1896 leisteten die beiden Ärztinnen, erst seit 1890 durch Fräulein Dr. Agnes Bluhm unterstützt, die große damit verbundene Arbeit. Was das bedeuten will, beweist die Zahl der in dieser Zeit behandelten Patientinnen, sie belief sich auf über 20 000. Bis heute hat die Poliklinik, die 1896 an die jüngeren Kolleginnen überging, die sich seitdem in Berlin niedergelassen hatten, nahezu 25 000 kranken Frauen ärztlichen Rat gewährt.

Immer lebhafter hatten die beiden Ärztinnen das Bedürfnis empfunden, ihren armen Patientinnen auch in Fällen, wo eine längere klinische Behandlung nötig war, Aufnahme gewähren zu können. Zuerst wurde eine solche Pflegestation in bescheidensten Dimensionen im Tiburtius'schen Hause eingerichtet, wieder unter thätigster Beihilfe von Frau Dr. Tiburtius. Vom Jahre 1894 an wurde die Station nach der Bülowstr. 14

verlegt und der Verwaltung des Berliner Frauenvereins unterstellt. Ein besonderes Komitee, dessen Vorsitzende Frau Dr. Tiburtius ist, besorgt diese Verwaltung, während die ärztliche Behandlung nach wie vor in den Händen von Fräulein Dr. Tiburtius und Fräulein Dr. Lehmus blieb, denen später die jüngeren Ärztinnen Berlins assistierten.

Das Jahr 1900 brachte für Fräulein Dr. Lehmus eine schwere Erkrankung, die sie nötigte, ihre Praxis aufzugeben, um im Süden Erholung und im Kreise der Ihren die wohlverdiente Ruhe zu suchen. Der warme Dank eines großen Patientinnenkreises gilt ihr nicht minder als Fräulein Tiburtius, der er inmitten ihrer Berufsthätigkeit persönlich ausgesprochen und bethätigt werden konnte in einer Form, die ihr unzweifelhaft die liebste ist: einer **Franziska Tiburtius-Stiftung**, durch welche die Zahl der Frauen, denen die Pflegestation unentgeltliche Hilfe gewährt, erhöht werden kann.

Ich weiß, wie wenig es dem Sinne unserer beiden ersten Ärztinnen entspräche, wenn ich diese kurze Skizze ihres Wirkens mit einem Panegyrikus abschlösse. Sie mag für sich selbst sprechen.

Ein Kapitel zur Kindererziehung.

Von

Helene Christaller.

Nachdruck verboten.

Es giebt wohl kaum eine Kinderfrage, die von Müttern und Erziehern so oft ungeschickt und thöricht beantwortet wird, als die Frage nach dem Ursprung der Kinder. Durch die Leichtigkeit verführt, mit der die Kleinen alles als Wahrheit hinnehmen, kommen die Eltern schon frühzeitig dazu, bei dieser Frage von vornherein sich Schwierigkeiten aufzubauen, die sie später vergeblich zu überwinden suchen. Man muß sich wirklich wundern, daß eine so verfehlte Praxis nicht schon längst aufgegeben worden ist. Haben denn die Eltern ihre eigene Jugend vergessen? Wissen sie nicht mehr, daß alles ängstlich Verhehlte, sorgfältig Verschleierte unfehlbar von andrer und meist höchst ungeeigneter Seite offenbart wird — und wie offenbart! Es ist wahrhaftig, als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten, daß sie Eltern seien — so faßt es wenigstens das nun von der Wahrheit unterrichtete Kind auf und blickt mit mißtrauischen Augen auf die, die es vielleicht zum erstenmal auf Unwahrhaftigkeit ertappt hat. Zum Unglück verhehlen die Kinder meist ihre hinter dem Rücken der Eltern erworbene Lebenskenntnis und verraten sie ihnen erst gelegentlich durch ein unreines Lächeln, oder durch ein peinliches Erröten, wenn von irgend etwas die Rede ist, was mit ihrem Geheimnis zusammenhängt. Im Prinzip geben die meisten vernünftigen Eltern dem, der auf diese Schäden hinweist, recht — und bei ihren eignen Kindern befolgen sie die alte Praxis.

Wenn man Stadtkinder und Landkinder vergleicht, so fällt sofort ein großer Unterschied auf: die letzteren sind wissender, auch derber, aber natürlicher, offener und darum sittlicher.

Wer kann einen Frühling auf dem Lande erleben, ohne Blick für die unendliche Fruchtbarkeit der Natur zu gewinnen? Kinder, die für nichts so voll Interesse sind als für Tiere, Pflanzen, Blumen werden ganz fortgerissen und begeistert von diesem überflutenden Leben. Sie sehen den Vogel Nester bauen, sie freuen sich mit der

Mutter über die brütende Glucke. Atemlos hocken sie am 21. Tag beim Nest; sie hören die kleinen Schnäbel an der Eischale picken, sie halten zitternd vor Wonne das erste, flaumige Küchlein in den Händen, während die Mutter ihnen erzählt, wie das kleine Leben entstanden ist. Sie kauern stundenlang im Gesträuch und belauschen die Vögel, die brüten und Junge füttern. Beim Nachbar freuen sie sich an den herzigen Zicklein und den rosigen Ferkeln, und selbst das häßliche, alte Mutterschwein erscheint ihnen in verklärtem Lichte.

Wer wollte ihre wißbegierigen Fragen überhören oder mit leeren Ausflüchten beantworten, wenn sie mit leuchtenden Augen mitteilen, daß Nachbars Gottlieb gesagt habe, ihr Kaninchen bekomme Junge? Ob das auch brütet? Nein. Sie rechnen die Zeit aus, wann die Kleinen kommen sollen, sie beobachten mit Rührung, wie die Hasenmutter sich die Haare an der Brust auskrauft, um den Jungen das Nest recht warm zu bereiten. „So sind die Mütters," bemerkt philosophisch der Siebenjährige und giebt seiner eigenen einen Kuß. Und wie sorgen sie für die Häsin; nur das zarteste Futter scheint ihnen würdig. Es ist drollig zu hören, wie die kleine Dreijährige sanft und ehrfurchtsvoll über das Fell streicht und belehrend zu den Geschwistern sagt: „Nur ganz zart, es hat Junge im Leib, denen thut's sonst weh."

Aus der Nachbarschaft hört man das klagende Gebrüll einer Kuh. Die Kinder stehen an der Hecke und fragen den Nachbarsbuben: „Was hat denn eure Kuh?" „Sie macht Jung'" ist die Antwort. Da kommen sie wieder um Auskunft zur Mutter. „Thut's der Kuh denn weh?" Die Gesichter sind ängstlich. „Ja", ist die Antwort, „aber wenn sie dann ihr Kälbchen hat, dann vergißt sie vor Freuden alle Schmerzen." Sie sind beruhigt und gehen wieder an ihren Beobachtungsposten, denn die Sache ist aufregend und interessant. Endlich erscheint strahlend der Bauernbub unter der Stallthür. „Mer hent ä Kälble, kommt, ihr dürft's sehn." Wie der Blitz sind sie drüben und rufen mir im Vorbeirasen die frohe Kunde zu. Am Abend können sie nicht genug erzählen, wie das Junge getrunken und die Mutter es so froh und zärtlich geleckt hat.

Eines Tages beginnen sie Schlüsse zu ziehen; die Älteste, damals achtjährig, zuerst. „Mutter, brüten die Menschen auch, oder bekommen sie lebendige Junge?" „Die bekommen lebende wie das Häschen und die Kuh." Einen Augenblick schweigen die Kleinen überlegend, plötzlich schmiegen sie sich an die Mutter in dem Gefühl völliger Zusammengehörigkeit und ersticken sie mit Liebkosungen. Sie fragen nicht viel weiter, denn die Sache erscheint ihnen als das einzig Natürliche, Selbstverständliche.

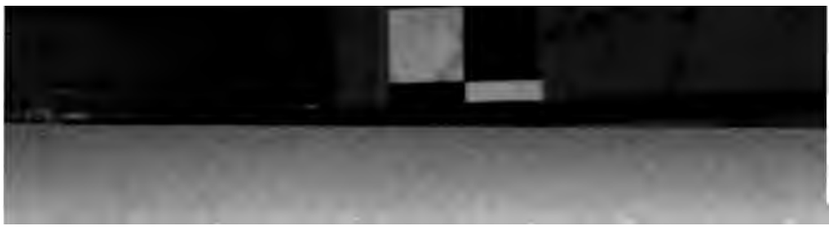
Sie beobachten gelegentlich auch säugende Mütter, wie man das auf dem Lande überall sehen kann und freuen sich, wie's den Kleinen schmeckt, geben aber auch der Tante aus der Stadt, die nach dem Storch fragt, einmal die selbstbewußte Antwort: „Zu uns Pfarrersleuten kommt der Storch nicht, wir kriegen unsere Kinder selber."

Soweit wird mir jedermann zugeben, daß alles gut und recht sei. Wie aber nun, wenn die Kleinen weiterfragen? Und sie fragen weiter.

Diesen Sommer sahen meine Kinder zu, wie ich die männlichen Spinatbüsche ausriß und nur die weiblichen stehen ließ. Da ließ ich sie in die Wunder der Befruchtung blicken; sie sahen den Samenstaub, sie beobachteten die Bienen, wie sie aus den Blumen der männlichen Gurkenblüten in die weiblichen hineinschlüpften und so den Samenstaub verschleppten. Ich zeigte ihnen im Garten den blühenden Götterbaum, dessen Gefährtin sich im Nachbargrundstück befand und ließ sie den Unterschied der Blüten am Kürbis und der Melone beobachten.

Einmal fanden sie viele tote Bienen vor dem Bienenstand. Da bekamen sie auf ihr Fragen von den faulen Bienenpapas erzählt, die ihren Kindern den Honig wegessen und selbst nicht arbeiten wollen, und die getötet werden, wenn die Weibchen befruchtet sind. „Wie denn befruchtet?" „Nun, wie ihr's bei den Pflanzen gesehen habt; die Männchen haben bei den Tieren auch solchen Blütenstaub, oder Samen nennt man's da, und die Weibchen, die damit in Berührung kommen, die haben dann die Jungen." Das Töten der Bienenväter beunruhigte den kleinen Sohn.

„Gelt, da sind aber die Vögel bessere Papas, die füttern ihre Jungen und bringen ihnen Würmchen?" „Ja, die sind freilich bräver, so brav sind aber beinah



alle Papas.“ „Gelt, unsrer!“ riefen alle vier einstimmig. „Ja, unsrer,“ sagte ich lachend, „den bringen wir drum auch nicht um, sondern . . .?“ „Wir lieben ihn!“ Und da er gerade den Gartenweg herunter kam, mußten sie ihm gleich zeigen, daß sie seine Fürsorge im Gegensatz zu den schlechten Bienenvätern zu schätzen wußten.

Eines Tages fragte mein neunjähriges Töchterchen beim Anblick der Krippe mit dem Jesuskind mich nachdenklich: „Mama, du hast uns gezeigt, wie die Früchte wachsen, aber von den Menschen weiß ich es nicht recht.“ Ich hatte die Frage schon längere Zeit erwartet und beschlossen, Wahrheit zu geben, wenn auch noch nicht die volle. „Nun,“ antwortete ich, „wie bei den Pflanzen verschiedene Bedingungen zusammentreffen müssen, bis es Früchte giebt, nämlich: sie müssen blühn, die Sonne muß scheinen, der Regen sie befruchten, so auch bei den Menschen. Vor allen Dingen müssen Mann und Frau schon große Leute geworden sein, die selber einen Haushalt führen und eine Familie ernähren können. Dazu gehört auch, daß sie sich so lieb haben, daß sie ihr ganzes Leben zusammen sein möchten, daß, wenn das eine traurig ist, das andre mitweint, und wenn eins froh ist, das andre sich mitfreut, und wenn sie sich nichts Lieberes wünschen, als bei einander zu sein bei Tag und Nacht, im Wachen und Schlafen . . .“ „Gelt, dann heiraten sie?“ „Ja, so nennt man's, und jetzt bekommen sie auch kleine Kinder, die wachsen dann in der Mutter, wie die Äpfel auf dem Baum.“

Mit dieser Erklärung gaben sich die Kinder zufrieden und werden es auch noch lange sein. Etwaige Fragen nach unglücklichen Ehen, unehelichen Kindern, kinderlosen Ehen wird jede Mutter leicht den Kindern selbst beantworten können, indem sie ihnen das als etwas Unnormales darstellt, was in der Schwäche der menschlichen Natur seinen Ursprung hat.

Ich glaube, je früher wir die Kinder über die grundlegenden Fragen aufklären, desto besser wird es sein, damit nicht ein Unberufner zuvorkommt und die Mutter schon ein giftiges Unkraut findet, wo sie noch unberührten Boden vermutet hat. Mit wachsendem Verständnis kann man dann die Erkenntnis der Kinder erweitern. Man lehre sie, welche ernste Pflicht für Knaben und Mädchen es ist, den Körper rein und heilig zu halten, und welches Elend eine Vernachlässigung dieser Pflicht für sie und einst für ihre Kinder nach sich ziehen wird. Auch ein für die Geschlechter getrennter Kursus in Anatomie und Gesundheitslehre wird für 14jährige oder ältere Kinder von Nutzen sein. Es ist unwürdig und gefährlich, wenn der Mensch über etwas, das ihn so nah angeht, im Dunkel bleibt, während er vielleicht über die Lebensbedingungen der Krokodile genau unterrichtet wird. Mancher leichtsinnige Frevel an der Gesundheit junger Mädchen würde unterbleiben, den sie begehen, weil sie seine Tragweite nicht genau kennen, und die allgemeine Warnung, die man ihnen zukommen läßt, wegen ihrer Unbestimmtheit keinen Eindruck macht.

Es kann Fälle geben, wo die Eltern früher deutlicher werden sollten, als erst im Alter der beginnenden Reife; nämlich überall da, wo sie ihre Kinder aus Erziehungs- oder andern Gründen jung aus dem Hause geben und da, wo sie Verführung fürchten müssen oder erbliche Veranlagung vermuten. Man kann die zu Belehrenden darauf hinweisen, wie die zarten Blumenknospen auch keine derbe Berührung vertragen, und wie bei einem Verfehlen dagegen die Blüten sich gar nicht oder nur kümmerlich entwickeln und dann schlechte Früchte geben. Daß man aber ein Kind, das sich schon verfehlt hat, nicht zu sehr schreckt, so daß es alle Hoffnung für die Zukunft verliert, ist selbstverständlich.

Ich glaube, daß wir manche Klippe meiden können, an der schon viel junges Leben gestrandet ist, wenn wir so die Kinder mit der Natur aufwachsen lassen, voller Unschuld, wenn auch nicht in Unwissenheit. Letztere ist eine seltene Zufallsgabe, erstere aber die Folge einer vernünftigen Erziehung, die keine Mutter in thörichter Voreingenommenheit scheuen sollte.

Die Bestimmungen über das Universitätsstudium der Frauen in Deutschland, Österreich-Ungarn und in der Schweiz.

Von

Dr. H. Hausmann.

Nachdruck verboten.

Auf mehr als drei Jahrzehnte geht die Bewegung zurück, die sich die Zulassung der entsprechend vorgebildeten Frauen zu den Vorlesungen und Übungen der Universitäten zum Ziel gesetzt hat. Langsam haben diese Bestrebungen einen Erfolg um den andern zu verzeichnen gehabt, und wenn auch die Frauenwelt in der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge immer noch eine grundsätzliche Ungerechtigkeit erblickt, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß praktisch die Forderungen in der Hauptsache schon heute als erfüllt angesehen werden dürfen. Aller Voraussicht nach wird die jetzt geschaffene Sachlage wohl für geraume Zeit unverändert bleiben. Es lohnt sich also, einmal übersichtlich zusammenzustellen, in welcher Weise diese Frage in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten und in den beiden Nachbarländern, die für uns zunächst in Betracht kommen, geregelt ist; auch von rein praktischen Gesichtspunkten aus dürfte eine solche Übersicht für weitere Kreise nicht unwillkommen sein.

In Deutschland sind gegenwärtig die Frauen nur noch an einer einzigen Universität grundsätzlich und ausnahmslos von dem Besuch der Vorlesungen ausgeschlossen, in Jena. Diese völlig ablehnende Haltung gegenüber dem Frauenstudium ist um so auffallender, als die Promotion bei der dortigen philosophischen Fakultät den Frauen unter den gleichen Bedingungen wie den Männern offen steht. Dieser Widerspruch erklärt sich wohl daraus, daß die ablehnende Haltung nicht von der Universität, sondern von den beteiligten Regierungen ausgeht; die philosophische Fakultät und die Universität haben wiederholt beantragt, daß die Frauen unter den gleichen Bedingungen wie an den preußischen Universitäten zugelassen werden sollten, diese Anträge sind aber von den Regierungen bis jetzt durchaus zurückgewiesen worden; ebenso haben die letzteren besonders motivierte Einzelgesuche stets abgeschlagen; noch vor nicht langer Zeit ist der Plan des Kuratoriums des evangelischen Diakonievereins in Jena, ein Studienheim für Frauen zu errichten, an dem gleichen Widerstand gescheitert. Früher haben Frauen zeitweise an den Übungen des pädagogischen Seminars in der Seminarübungsschule teilgenommen, aber auch diese Beteiligung ist abgeschnitten worden, obwohl sich niemals irgend welche Unzuträglichkeiten ergeben haben. Dagegen sind alljährlich, seit 1889, bei den im August stattfindenden Ferienkursen Frauen und Herren zu gemeinsamen Studien vereinigt, diese Kurse sind aber private Veranstaltungen einzelner Universitätslehrer, mit denen die Universität als solche nichts zu thun hat.

Im Gegensatz hierzu hat die badische Regierung vor kurzem beschlossen, den Frauen unter den gleichen Bedingungen wie den männlichen Studierenden Zulassung zu der vollgiltigen Immatrikulation zu gewähren. Vorher hatte die Universität

Freiburg durch einen Beschluß des Senats im Sommer 1895 den einzelnen Dozenten die Zulassung von Frauen zu einzelnen Vorlesungen freigestellt; in Heidelberg hatten die theologische, philosophische und naturwissenschaftliche, nicht also die juristische und die medizinische Fakultät im jeweiligen Einverständnis mit den betreffenden Lehrern solche Frauen, deren Vorbildung und Studienzweck genügend Gewähr zu bieten schienen, zu den Vorlesungen zugelassen. Am 28. Februar 1900 hat dann aber ein Erlaß des badischen Kultusministeriums, der auf Grund der Äußerungen der Senate und der Fakultäten der beiden Landesuniversitäten erging, bestimmt, daß „Frauen, welche das Reifezeugnis eines deutschen, staatlich anerkannten Gymnasiums beziehungsweise in den hierfür bestimmten besonderen Fällen (Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften oder der neueren Sprachen) eines derartigen Realgymnasiums oder einer derartigen Oberrealschule vorlegen und im übrigen die erforderlichen Nachweisungen für die Immatrikulation erbringen, zur Immatrikulation an den beiden Landesuniversitäten, vorerst nur versuchs- und probeweise, zugelassen werden." Im Fall des Zweifels darüber, ob eine Lehranstalt der fraglichen Art als eine staatlich anerkannte und damit den staatlichen Lehranstalten gleichstehend zu erachten sei, haben die Immatrikulationskommissionen das Gesuch nebst den betreffenden Nachweisungen unter Beifügung ihrer Ansichtsäußerung durch den Senat an das Kultusministerium zur Entscheidung vorzulegen. Daneben ist die Einrichtung, daß Damen als Hospitantinnen zugelassen werden, unverändert beibehalten. In Heidelberg haben sich die betreffenden Damen unter Vorlegung der Zeugnisse über ihre Vorbildung an die Dekane der oben genannten drei Fakultäten zu wenden. Die Zulassung erfolgt dann im Einverständnis mit den in Frage kommenden akademischen Lehrern, nur vergünstigungsweise und jeder Zeit widerruflich; auch erhalten die „Hörerinnen" nicht den für männliche Hospitanten vorgesehenen „Hospitantenschein", der zum ständigen Besuch der Vorlesungen berechtigt, sondern immer nur einen besonderen Erlaubnisschein für das laufende Semester. Ebenso wird ihnen auch in Freiburg, wo nach wie vor die einzelnen Dozenten direkt die Erlaubnis erteilen, der erwähnte allgemeine Hospitantenschein nicht ausgestellt.

In Rostock ist die Zulassung der Frauen als Hospitantinnen auf die philosophische Fakultät beschränkt. Das mecklenburgische Ministerium hat in einem Erlaß vom 9. Oktober 1896 erklärt, obwohl die Universität eine ausschließlich für Männer bestimmte wissenschaftliche Anstalt sei, so wolle es doch bis auf weiteres kein Bedenken gegen die Teilnahme von Zuhörerinnen an den Vorlesungen im Bereich der philosophischen Fakultät erheben, so lange diese Teilnahme überhaupt der Zahl nach sowie für die einzelnen Vorlesungen im Verhältnis zur Menge der immatrikulierten Hörer gering bleibe und sich auf solche Mädchen und Frauen beschränke, die ein außerordentliches Interesse, insbesondere ein Berufsinteresse an dem Hören der betreffenden Vorlesungen nachweisen und ihren Aufenthalt in einer Familie zu Rostock haben. Die Zulassung ist bedingt durch die Genehmigung des Rektors. Auch ist jeder Dozent verpflichtet, von einer solchen Zulassung unter Angabe der persönlichen Verhältnisse der Zuhörerinnen dem Vizekanzler Mitteilung zu machen, dem gegen die Zulassung ein Einspruchsrecht zusteht.

An den übrigen 17 Universitäten des deutschen Reiches ist den Frauen ohne weitere grundsätzliche Einschränkung hinsichtlich der Fakultäten die Möglichkeit gewährt, an den Vorlesungen und Übungen als Hospitantinnen teilzunehmen. Gemeinsam ist allen der Grundsatz, daß überall in letzter Linie immer der einzelne Dozent endgiltig über die Zulassung oder Ablehnung beschließen kann, daß also kein Universitätslehrer gezwungen wird, wider seinen Willen Frauen in seinen Vorlesungen sehen zu müssen. Im einzelnen sind die Bedingungen wiederum sehr verschiedene.

In Preußen ist bis zum Ende der 80er Jahre streng an dem Ausschluß der Frauen vom Universitätsstudium festgehalten worden. Im Jahre 1886 hat sich der Kurator einer preußischen Universität mit einer darauf bezüglichen Anfrage an den Kultusminister gewandt, worauf von letzterem die im „Zentralblatt der preußischen Unterrichtsverwaltung" veröffentlichte Antwort ergangen ist, „daß auf preußischen

Universitäten Frauen weder als Studierende aufgenommen noch als Hospitanten zugelassen werden dürfen." In den 90er Jahren aber trat der Umschwung ein. In einer ebenfalls in dem „Zentralblatt" veröffentlichten Verfügung des Kultusministers vom 16. Juli 1896 heißt es im Eingange: „Der gastweise Besuch der Universitätsvorlesungen durch Frauen ist auf Antrag bisher im einzelnen Fall von hier aus gestattet worden, indem die zuständige akademische Behörde veranlaßt worden ist, bei der Frage wegen Zulassung der Antragstellerinnen zu bestimmt bezeichneten Vorlesungen vorbehaltlich der Prüfung aller sonstigen Erfordernisse, insbesondere auch der genügenden Vorbildung und vorbehaltlich des Einverständnisses der betreffenden Lehrer, aus der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht ein Bedenken nicht herzuleiten." Danach ist es also in einer Reihe von Fällen vorgekommen, daß direkt durch den Minister auf Antrag der einzelnen Universitätsbehörde Frauen die Erlaubnis zum Besuch von Vorlesungen erteilt wurde. In der eben gedachten Verfügung ermächtigte nun der Minister die Universitätskuratoren, von sich aus diese Erlaubnis zu erteilen, „ohne daß es der Einholung einer Genehmigung im einzelnen Fall bedarf." Am 10. März 1899 endlich hat sich der Kultusminister auch bezüglich der Frauen „zur Vereinfachung des Geschäftsganges damit einverstanden erklärt, daß die Einholung der Genehmigung des Kurators im einzelnen Fall künftig unterbleibt, und die Erlaubnis zum Vorlesungsbesuch an Frauen seitens der Universitätsrektoren vorbehaltlich der Prüfung aller sonstigen Erfordernisse und vorbehaltlich der Einwilligung der beteiligten Universitätslehrer in gleicher Weise erteilt wird, wie dieses bei den männlichen Hospitanten geschieht."

Demnach sind also jetzt in Preußen die Frauen, ohne Rücksicht auf ihre Vorbildung, grundsätzlich von der Immatrikulation ausgeschlossen, hinsichtlich ihrer Zulassung als Hörerinnen aber unterliegen sie den gleichen Bestimmungen wie die männlichen Hörer, das heißt der Rektor erteilt die generelle Erlaubnis zur Teilnahme an Vorlesungen und Übungen, und im einzelnen Fall entscheidet dann der betreffende Dozent über die Zulassung oder Abweisung. Weitere Bestimmungen, nach welchen besonderen Gesichtspunkten die Rektoren und die einzelnen Dozenten ihre Entscheidungen zu treffen haben, sind von der Regierung nicht aufgestellt worden. Es ist also ganz Sache der Rektoren und Dozenten, ob sie allgemeine Grundsätze, nach denen die Entscheidung über die Zulassung von Hospitanten zu treffen ist, aufstellen wollen oder nicht. In Berlin, wo der Andrang der studierenden Frauen sehr stark geworden ist, (von den 664 Hospitantinnen, die im Winter 1899/1900 an den deutschen Universitäten als Hörerinnen eingeschrieben waren, kamen auf Berlin allein 406), hat sich das Bedürfnis einer solchen näheren Regelung herausgestellt, und es ist deshalb dort von Rektor und Senat nach den Berichten der Berliner Zeitungen folgende Bestimmung getroffen worden: bei Inländerinnen wird für die Zulassung als ausreichend angesehen: entweder das Zeugnis der Reife mindestens für die Obersekunda eines deutschen Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule sowie das Zeugnis der Reife einer Realschule, oder das Zeugnis über die bestandene Lehrerinnenprüfung, oder das Zeugnis über die erfolgreiche Absolvierung einer höheren Mädchenschule in Verbindung mit guten Zeugnissen staatlicher Kunstinstitute, oder endlich Zeugnisse über hervorragende Leistungen als Schriftstellerin oder Künstlerin; von den Ausländerinnen aber werden Zeugnisse verlangt, durch die eine der von den deutschen Frauen verlangten im wesentlichen gleichwertige Vorbildung nachgewiesen wird. Die Entlassungszeugnisse von russischen oder diesen gleichstehenden Mädchengymnasien werden nur dann als ausreichend erachtet, wenn damit das Prädikat einer Erzieherin verbunden ist. Abgangszeugnisse anderer Universitäten werden als Ergänzung minderwertiger Zeugnisse nur dann in Betracht gezogen, wenn sie durch amtlich beglaubigte Zeugnisse der Dozenten über das Bestehen einer Prüfung in den betreffenden Fächern begleitet sind.

Natürlich steht es auch den Dozenten einer Universität oder Fakultät frei, sich unter einander über gewisse Grundsätze zu verständigen, um einheitlich vorzugehen. Solche Vereinbarungen sind, soweit wir uns unterrichten konnten, in Bonn und

Breslau getroffen worden. An beiden Universitäten lassen die Mitglieder der medizinischen Fakultät grundsätzlich nur solche Frauen zu den Vorlesungen zu, die das Zeugnis der Reife von einem humanistischen Gymnasium besitzen. Die philosophische Fakultät in Breslau aber verlangt entweder das Zeugnis der Reife von einem staatlich anerkannten Gymnasium oder einer gleichstehenden Anstalt, oder einen an einer Universität erworbenen akademischen Grad oder endlich die Ablegung des Lehrerinnenexamens für höhere Töchterschulen oder einer gleichwertigen Prüfung; Damen, die nicht eines dieser Zeugnisse vorlegen können, werden nur ausnahmsweise zugelassen, wenn sie in irgend welcher anderen Form nachweisen, daß sie die zur Vorbereitung auf einen wissenschaftlichen Beruf erforderlichen Kenntnisse besitzen. Auf einem ähnlichen strengen Standpunkt steht die Universität Göttingen; in einem bestimmten Fall ist einer Dame, die bei dem dortigen Rektorat angefragt hatte, der Bescheid zugegangen, es werde eine Schulbildung vorausgesetzt, die der der übrigen Studierenden entspreche; zu deren Nachweis würde sich die Dame eventuell einer Prüfung durch den Professor des in Frage stehenden Faches zu unterziehen haben. Von ähnlichen besonderen Vereinbarungen an den übrigen preußischen Universitäten ist uns nichts bekannt geworden.

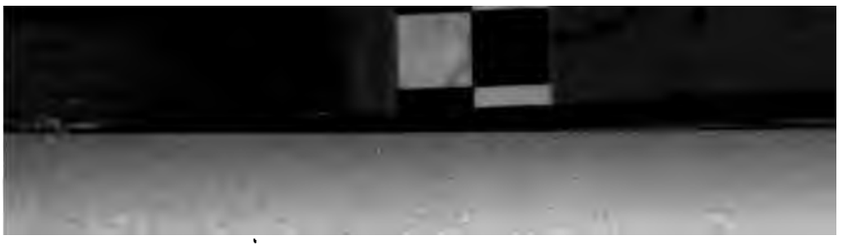
Nicht unerwähnt bleiben darf, daß an einigen preußischen Hochschulen von dortigen Universitätslehrern besondere Kurse für Frauen abgehalten werden. So findet in Greifswald alljährlich im August ein drei- bis vierwöchentlicher Ferienkurs für Lehrer und Lehrerinnen statt. Dann sind eigentliche Vorbereitungskurse für das Oberlehrerinnenexamen mit zweijähriger Dauer eingerichtet in Bonn und Göttingen. Bei diesen Kursen wird der größere Teil der Vorlesungen von Universitätslehrern speziell für die Teilnehmerinnen an dem Kurse gehalten, zum Teil aber sind auch die betreffenden allgemeinen Vorlesungen der Universität in den Kurs hineingezogen.

An der Universität Leipzig werden den Frauen auf Grund von Ausweisen über genügende Vorbildung von der Immatrikulationskommission Erlaubnisscheine zum Besuch der Vorlesungen erteilt, die immer nur für das laufende Semester gelten. Dabei bleibt es den einzelnen Dozenten überlassen, ob sie Frauen, die mit solchem Erlaubnisschein versehen sind, den Zutritt zu ihren Vorlesungen gewähren wollen oder nicht. Solchen Frauen, die dem Deutschen Reich nicht angehören, kann der Erlaubnisschein nur mit Genehmigung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts erteilt werden. Für diese Erlaubnisscheine ist eine Gebühr von 3 Mark zu entrichten. Als genügend vorgebildet gelten Frauen, die in einem deutschen Bundesstaat die Reifeprüfung eines Gymnasiums oder Realgymnasiums bestanden oder die Befähigung zur Übernahme eines selbständigen Lehramts als Lehrerinnen erworben oder eine gleichwertige Vorbildung genossen haben; sofern es sich um das Studium der Zahnheilkunde handelt, ist der Nachweis der dafür gesetzlich geforderten Vorbildung, Reife für Prima, zu erbringen. Bis vor einem Jahr ungefähr waren die Gesuche um Zulassung zu den Vorlesungen unmittelbar an das genannte Ministerium einzureichen, von dem sie nach entsprechender Äußerung der Universität beschieden wurden. Diese Einrichtung ist heute noch in Bayern (für die Universitäten München, Erlangen und Würzburg) und in Württemberg (für Tübingen) beibehalten. Auch hier handelt es sich durchweg um die Zulassung als Hörerinnen. In Tübingen wird diese Erlaubnis des Kultusministeriums vom akademischen Senat beantragt. In Würzburg scheint in jedem einzelnen Fall die betreffende Fakultät ein Gutachten abzugeben und daraufhin der Senat befürwortend oder ablehnend Stellung zu nehmen. Auch hier ist überall die Zustimmung des betreffenden Dozenten selbst die erste Voraussetzung.

An der Universität Gießen war bis zu Ostern 1900 den Frauen der Zutritt zu den Vorlesungen nicht gestattet. Unter dem ersten März des genannten Jahres hat aber das hessische Ministerium des Innern die Bestimmung getroffen, daß vom 1. April 1900 ab an der Landesuniversität Gießen auch Frauen als Hospitantinnen aufgenommen werden können. Sie haben ein schriftliches Gesuch an den Rektor zu richten und darin anzugeben, welchem Fach sie sich hauptsächlich widmen wollen.

Dem Gesuch sind beizufügen: ein Lebenslauf, Ausweise über die wissenschaftliche Vorbildung und über etwa schon an Hochschulen zurückgelegte Studienzeit, sowie die Quittung des Quästors über die Entrichtung der Aufnahmegebühr; letztere beträgt für Frauen, die schon an einer Universität studiert haben, 5, für die übrigen 10 Mark. Reichen die Ausweise nicht bis zur Zeit der Anmeldung, so muß für die Zwischenzeit ein Leumundszeugnis beigebracht werden. Über die Aufnahme entscheidet der Rektor, der insbesondere zu prüfen hat, ob die Ausweise über die Vorbildung genügen. Wird von ihm die Aufnahme gewährt, so erhält die betreffende Dame eine Bescheinigung über ihre Aufnahme als Hospitantin für das laufende Semester, eine Legitimationskarte und ein Kollegienbuch; der Quästor darf aber die Meldung für jede einzelne Vorlesung nur dann annehmen, wenn die Hospitantin ihm die schriftliche Einwilligung des Dozenten vorlegt. Der Aufnahmeschein kann von dem Rektor von Semester zu Semester verlängert werden. Wird die Aufnahme oder die Verlängerung des Aufnahmescheines von dem Rektor versagt, so kann die Gesuchstellerin binnen einer Woche die Entscheidung des engeren Senats anrufen. Endlich kann der Rektor auf Antrag eines Dozenten diesem die allgemeine Ermächtigung zur Zulassung von Frauen für bestimmte Vorlesungen erteilen.

An der Universität Straßburg sind gegenwärtig die Frauen mit den männlichen Hospitanten vollständig auf gleiche Stufe gestellt. Nach dem Universitätsstatut können hier die einzelnen Dozenten auch solchen Personen, die nicht immatrikulierte Studenten sind, die Teilnahme an ihren Vorlesungen und Übungen gestatten, vorbehaltlich eines Einspruchsrechtes des akademischen Senats, der endgiltig entscheidet. Gleich zu Anfang der siebziger Jahre, als die Universität noch mit ihrer inneren Ausgestaltung zu thun hatte, mußte der Senat auch zu der Frage der Zulassung von Frauen Stellung nehmen. Entsprechend dem damals eingenommenen Standpunkt, an der neubegründeten Hochschule nicht mit Neuerungen vorzugehen, die sonst noch nirgends erprobt wären, beschloß der Senat, grundsätzlich von dem erwähnten Einspruchsrecht Gebrauch zu machen, wenn ein Dozent einer Frau die Erlaubnis zum Hospitieren geben würde. Im Juli 1899 aber hat der akademische Senat diesen früheren Senatsbeschluß aufgehoben, so daß also seitdem, wie erwähnt, es jedem einzelnen Dozenten anheimgestellt ist, auch Frauen als Hospitantinnen zuzulassen oder nicht. Im Juli vorigen Jahres wurden dann von dem Senat folgende endgültige Bestimmungen getroffen, die soeben durch einen Erlaß des kaiserlichen Statthalters genehmigt worden sind: „1. Unbeschadet des Rechts jedes einzelnen Dozenten, Frauen zu seinen Vorlesungen zuzulassen oder abzuweisen, können Frauen, die entweder an einem deutschen Gymnasium oder Realgymnasium oder einer deutschen Oberrealschule die Reifeprüfung bestanden oder, soweit es sich um Vorlesungen innerhalb der philosophischen und der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät handelt, die Lehrbefähigung für eine deutsche höhere Mädchenschule erworben haben, durch den Rektor Hospitantenbücher zum An- und Abmelden der Vorlesungen, sowie beim Abgang amtliche Bescheinigungen über die gehörten Vorlesungen erhalten; 2. Vorlesungen, zu denen Frauen nicht zugelassen werden, können in dem Vorlesungsverzeichnis durch ein Zeichen (*) kenntlich gemacht werden." (Schluß folgt.)



Webermeiſter Rotter.

Von

Erna Viereck.

Nachdruck verboten.

Der Lehrer trat aus dem Hauſe des Webermeiſters. Er hielt ſich das Taſchentuch vor Mund und Naſe und kämpfte ſichtlich mit einer Übelkeit. Ein ſtrammer, militäriſch ausſehender Mann in Hemdärmeln begleitete ihn durch das Vorgärtchen.

„Wie Sie den Geruch da drinnen aushalten können — es iſt fürchterlich!“ preßte der Lehrer heraus und ſchnappte dann gierig die friſche, reine Herbſtluft ein. Der Hemdärmlige zuckte die Schultern. „Man gewöhnt's ſchon. Schlafen aber thu' ich längſt drüben in der Werkſtätten. Dort iſt's zwar kalt, aber geſund.“ „Und der große Bub'?“ „Der ſchlaft am Boden.“ Sie gingen einige Schritte. Danach zu fragen, wie's das Weib tagaus, tagein in „der Luft“ aushielt, fiel dem Lehrer nicht ein. Er ſpuckte aus, als wolle er damit den Ekel los werden, der ihn noch ſchüttelte und reichte dem Webermeiſter die Hand. „Auf Wiederſehn, Rotter. Sie kommen doch heut' zu einem Tarok ins Kreuz?“ „Werd' nicht fehlen, Herr Lehrer. Danke für den freundlichen Beſuch.“

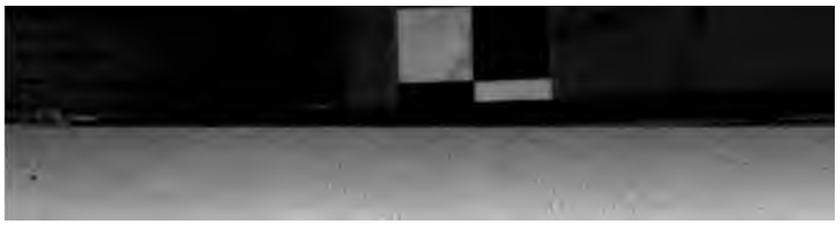
Die Lehrerin erwartete ihren Mann ſchon mit der dampfenden Suppe. Sie war eine Bauerstochter, mit derbem, knochigem Äußeren und einem guten, weichen Herzen. Solche Herzen findet man droben im Gebirge gar oft, ohne daß man groß darauf achtet, oder Aufhebens davon macht. Es giebt ſo viel Not und Elend dort, daß das Wohlthun, Helfen oder doch wenigſtens Mitfühlen ſich ganz von ſelbſt lernt und ſchickt. Die Frau war's auch geweſen, die den Gatten zu dem Beſuch bei Rotters beſtimmt hatte. „Wie geht's heut' dem Tonerl?“ fragte ſie den Heimkehrenden, der ſofort zum Wandſchrank trat, und haſtig ein „Stamperl Ungebleichten“ hinunter ſtürzte. „Wie ſoll's gehn? Schlecht, elend! Der Rotter ſagte mir, der Doktor hab' ihm geſagt, zu helfen wär' nichts mehr. Die einzige Rettung wär' vielleicht, den Fuß abzunehmen. Aber auch das hielt der Bub' nimmer aus. Dazu iſt er ſchon viel zu ſehr herunten.“ „Und warum hat er's nicht eher than?“ Die Frage überhörte der Lehrer; vielleicht fand er auch nur keine Antwort darauf. Er löffelte an ſeiner Suppe, ſchob aber den noch halb gefüllten Teller plötzlich zurück. Schier ärgerlich fing er an, in der Stube auf und ab zu ſchreiten. „Was haſt denn, Ferdl?“ „Was werd' ich haben?! Eſſen kann ich nicht. 's iſt auch kein Wunder, nach der Krankenviſiten, zu der mich g'habt haſt. Mich beutelt's noch, wenn ich dran denk.“ „Aber Ferdl, der Toni war doch dein bravſter Schüler und iſt ſoviel ſehr an dir g'hangen! Weißt noch, wie er uns vorig's Jahr ſo fleißig im Schulgartl g'holfen hat? Schier verſpürt hat man's heuer, daß der Tonerl fehlte. Nit halb ſo nett und ak'rat ſchaut er drein.“ „Na ja, Katti, iſt ja ſchon recht. Ich bin ja auch hin'gangen, dir zu G'fallen, denn dem Buben liegt zehnmal mehr an deinen Viſiten, als an mir. Aber nicht wieder, Alte, nicht für's allerſchönſte Wunder!“ „Was meinſt denn, jetzt, nachdem ihn g'ſehn haſt? Wird ſich der arme Kerl noch lang' ſchleppen? Man muß ja g'rad nein wünſchen, daß ihn unſer Herrgott bald zu ſich nehmet, wegen ſeiner und wegen der Mutter.“ „Na, 's wird ſchon noch bis in den Winter 'nein dauern! Die Weberin futtert den Buben gut, da zieht ſich's länger. Aber das Bein ſchaut aus . . .!! Ich hätt' mir's nicht anſchau'n ſoll'n, jetzt werd' ich's nimmer los.“

Die Lehrerin nickte nur. Wie oft ſah ſie

es, half es verbinden und auswaschen! Mit einer kleinen Wunde „von sich selber" unten am Knöchel hatte es angefangen. Die wollte und wollte nicht verheilen. Aber wegen so einer „Talkerei" geht in den Hinterdörfern kein Mensch zum Arzt. Da giebt's ja „Hausmittel" dafür. „Kaschein" oder „Fetten von d'Hirschen", auch gekautes Brod wird aufgelegt, die Wunde schön warm verpackt und ja nicht viel daran herum gewaschen, damit sie nicht „verkühlt" wird. Das hilft immer — wenn nicht „der Brand" hinein kommt. Dann ist freilich nichts zu machen. Das wissen die Leute und holen dann den Arzt erst recht nicht, denn zum Sterben brauchen sie nur geistliche Assistenz, und der Doktor ist teurer als der Priester.

Beim Tonerl aber wurde es weder besser, noch kam der Brand dazu. Die Wunde wurde groß und größer, sie „näßte" und eiterte, und verbreitete einen unbeschreiblich üblen Geruch in der sonst so peinlich saubren Wohnung. Der Webermeister aber war ein „aufgeklärter" Mann. Als die Kaschln und die warmen Umschläge nichts helfen wollten, legte er sich ins Mittel. Er nahm einen Wagen auf, eine Bretterfuhre, mit einer geflochtenen Kiepe und ein par „Schab Stroh" drinnen, packte — trotz des Abratens der Lehrersleute — Frau und Kind hinein und schickte sie „ins Land" wo er von einem „Mann" gehört hatte, der sich mit „bösen Beinern" befaßte. Das Resultat aber war wenig erfreulich. Die vielstündige Fahrt in dem elenden Wagen, auf den noch elenderen Wegen, hatte die Sache erst vollends schlimm gemacht. Der Bub' fieberte und wußte sich vor Schmerzen kaum zu lassen. Der „Mann", — seinem Berufe nach ein Tischler, der aber längst nicht mehr tischlerte, denn das „Heilen" war einträglicher, auch wenn er „beileib' nichts" dafür verlangte, — hatte kurz vorher eine energische Verwarnung von der Bezirkshauptmannschaft erhalten. Das machte ihn vorsichtig. Auch sah das Bein „gar nicht schön" aus; viel Lorbeeren waren bei seiner Behandlung sicher nicht zu ernten. So that er das Unerwartetste und — Vernünftigste. Er wies die Leute an einen Arzt. Trostlos rattelten Mutter und Sohn heim und berichteten dem Vater, was der „Mann" gesagt hatte. Der Webermeister war kein Freund von überstürzten Entschlüssen. Er „überlegte" acht, vierzehn Tage und hätte sich wahrscheinlich noch länger Zeit gelassen, wenn die Mutter im Verein mit der Lehrersfrau nicht täglich an ihm herum gequält und gebettelt hätte. Überdies litt seine Nachtruhe — er schlief damals noch in der Stube — von dem Gewimmer des qualvoll leidenden Kindes. So machte er sich denn endlich auf und trabte zu dem Arzte. Der wohnte viel näher und war viel leichter und bequemer zu erreichen, als der „Mann". Aber er war dafür halt eben auch kein „Mann", zu dem die Leute weit aus und ein gläubig und vertrauend pilgerten. Gar dringlich mochte Rotter es dem Arzte wohl nicht geschildert haben, vielleicht hatte der Doktor auch arg viel zu thun. Es vergingen abermals acht Tage, ehe er kam. Er schaute sich das Bein an, warf „Kascheln" und warme Umschläge zum Fenster hinaus und machte seine Verordnungen, über die die Leute die Hände überm Kopf zusammen schlugen. Auch ließ er etliche „Wasserln" da, empfahl der Mutter, den Knaben so gut und kräftig wie möglich zu nähren und versprach wiederzukommen, was den Vater in Hinblick auf die Rechnung unruhig machte. Dann ging er fort. Draußen, beim Wagen, paßte ihn die Lehrersfrau ab, ließ sich seine Anordnungen wiederholen und fragte, wie's um den Tonerl stehe. „Beinfraß in sehr fortgeschrittenem Grade." Ob's gefährlich sei, erkundigte sich die Frau weiter, von dem kurzen Wesen des Arztes verschüchtert und ängstlich. Aber sie bekam keine Antwort, wenn sie das kaustische Lächeln und Achselzucken nicht dafür nehmen wollte.

So hatte es angefangen. Das war nun an die sechs Monate her. Das ganze Bein war eine offene, eiternde Wunde, der hübsche, fesche Bub' zum unkenntlichen Skelett abgemagert. Die Lehrersfrau stand den Leuten treu zur Seite. Mit der sprichwörtlichen „blutigen Weberarmut" war hier nicht zu rechnen. Als Webermeister, hatte Rotter sein hübsches Auskommen, das dem Gehalt eines Lehrers kaum nachstand. Eine geräumige, lichte Werkstätte, zehn bis fünfzehn Webstühle, Werften und Garn stellte der Fabrikant bei.



Für die Arbeitskräfte hatte er zu sorgen. Wöchentlich oder alle vierzehn Tage ging er „liefern". Die Arbeit seiner Gehilfen — Gesellen, Lehrbuben und Spulweiber — warf auch ihm Prozente ab, und da er selbst fleißig und geschickt mitarbeitete, kam sein Verdienst auf 12—15 fl. per Woche. Für unsere Hinterdörfer Geld genug, um in einem gewissen Wohlstand leben zu können. Rotter verstand's besser, als manch einer. Er zählte zu den „Honoratioren" des Dorfes, saß im Gasthause mit Pfarrer, Lehrer und Kaufmann beim Glase Bier und Tarok, und sein Weib ging Sonntags mit einem Hut — der ihr zwar fürchterlich stand, aber doch ein Hut war — zur Kirche. Er war ausgedienter Feldwebel und Veteranen-Hauptmann-Stellvertreter. Am Sonntagsrocke hing die silberne Tapferkeitsmedaille. Auch hatte er die „Welt" gesehen. Was er nicht wußte, oder schon vergessen hatte, erfand er einfach dazu. Seine Zuhörer merkten es nicht, oder doch nur selten, und unterhielten sich ebensogut dabei, wie er, dessen höchste Wonne es war, sich reden zu hören. Er galt allgemein für einen „klugen Kopf."

Zu der Krankenpflege aber war der „kluge Kopf" nicht zu brauchen. Er predigte zwar viel und gab gute Lehren die schwere Menge. Aber einmal eine Nacht sein zum Tode erschöpftes Weib abzulösen, daran dachte er nicht. Da war die Lehrersfrau die einzige Stütze der armen Mutter. Die fragte nicht lange, erbot sich nicht erst zehnmal dazu. Wenn der Abend kam, war sie einfach da, packte ihren groben, grauen Strickstrumpf und ein abgegriffenes „wunderschön's" Büchel aus der Schulbibliothek aus und setzte sich ruhig an Tonerls Bett. Der erwartete sie schon mit glühenden Wangen und sehnsüchtigen Augen. Das langsame, stockende Vorlesen war ihm das Liebste, Schönste des ganzen Tages. Darnach, wenn sie ihn frisch gebettet hatte und mit leise klappernden Nadeln bei ihm saß, schlief er am besten ein. Es ging eine Ruhe und Zuversicht von der gesunden, kräftigen Frau zu dem Kinde über, die die schwache, abgehärmte, wenn auch abgöttisch geliebte Mutter nicht geben konnte. Die litt mehr fast unter seinen Schmerzen, als er selbst, konnte nur mit ihm klagen, beten und weinen.

Anfangs sträubte sich die Webermeisterin und machte Redensarten. Dann aber, als sie sah, daß es der Lehrerin mit dem Helfen ernst war, und sie regelmäßig kam, jeden Abend Schlag acht Uhr, nützte sie lieber die Zeit zum Schlafen aus. Und sie schlief oft so fest, daß die Lehrerin sie erst wecken mußte, wenn sie nach Mitternacht in ihr Heim zurückkehrte. So ertrug die Frau doch länger die Strapazen der Krankenpflege. Auf die Dauer aber war ihr schwacher Körper ihnen doch nicht gewachsen, gar als noch ein „freudiges Ereignis" in Sicht kam. Sie wurde täglich matter und elender, und es fragte sich nur, wer's länger machen würde, der Kranke oder die Pflegerin, Mutter oder Sohn. „Es fragte sich," das ist so eine Redensart. In Wahrheit fragte gar niemand danach, bemerkte es nicht einmal. Daß ein schwangeres Weib schlecht aussieht, ist ja nichts Absonderliches. Ihr selbst, freilich, war's klar genug, wie es um sie stand.

Am Abend desselben Tages, da der Lehrer den Besuch bei seinem ehemaligen Schüler gemacht hatte, kam's aber doch nicht zu der besprochenen Tarokpartie. Die Lehrerin bekam ihr Kopfweh — Migräne, nennen es die feinen Leute — und mußte sich legen, so hart es ihr ankam, diese Nacht die Webermeisterin nicht ablösen zu können. Als der Lehrer gegen elf aus dem Gasthause kam, fragte sie sofort, ob Rotter nicht gesagt habe, wie es daheim stünde. „Er war gar nicht dort," berichtete der Gatte. Die Frau atmete erleichtert auf. So hatte er doch ein Einsehen gehabt und dies eine mal, statt ihrer, das Weib entlastet. Beruhigt kehrte sie sich zur Wand und schlief ein.

Gegen vier Uhr weckten polternde Schläge an die Thür das Ehepaar. In Rock und Jacke, mit bloßen Füßen lief die Frau hinaus, sehn, was es gäbe. Heulend und frierend stand Webermeisters „Großer" draußen. „Mit dem Tonerl ist's aus. Gott schenk' der armen unschuld'gen Seel' die ewige Ruh'", fuhr's durch den Kopf der Lehrerin, während sie den schweren Balken fortzog und öffnete. Sie fragte auch gar nicht, sondern zog nur den kleinen „Großen" in das warme Zimmer, während sie sich in fliegender Hast zurecht machte. „I soll erst no schnell zum Pfarrherrn laufen,"

schluchzte der Bub'. „Also lebt er noch? Na, danachern ist ja noch nicht alle Hoffnung vorbei, brauchst nicht aso zu flennen, Buberl", und sie streichelte tröstend den Lockenkopf des Knaben, der sich mit dem Rockärmel Augen und Nase putzte. „S' ist ja ni der Tonerl, d' Mutter, d' Mutter", jammerte Pepi. Die Lehrerin fuhr zusammen. „Ka Tropfen Blut hätt' ich geben, hätt' mich derzeit einer ang'stochen", versicherte sie später, wenn sie von der Nacht erzählte. „Dei Mutter — Jesus Maria und Josef, was hat's mit ihr?" Pepperl berichtete nun konfus und stockend. Schon nach acht habe es angefangen. Der Vater habe ihn zur Wehfrau geschickt, weil die Mutter geklagt habe, ihr sei „so viel sehr" schlecht, vielleicht wisse die ihr zu helfen. Dann, als diese gekommen war, hatte die Mutter ihn zu Bett gehn heißen „und ist a so gar gut, g'wesen, immer noch amal hat's mir's G'sicht g'streichelt." — Er sei erst erwacht, als der Vater ihn geweckt habe, die „Frau Mahm" und den Pfarrherrn zu holen. Nun stapfte die Lehrerin so schnell in der finstern, kalten Novembernacht die Dorfstraße entlang, wie kaum je am hellen Tag. Aber sie kam doch schon zu spät. Als sie die Thür öffnete, löschte die Wehfrau gerade die „Kerzen" aus, die sie der Sterbenden, wie's üblich ist, vorgehalten hatte, und der Webermeister schickte sich an, in die Pfarrei zu geh'n, um dem hochwürdigen Herrn den unnötigen Weg zu ersparen. Die Lehrerin ließ sich von der Wehfrau die kurze Krankheits- und Sterbegeschichte der Weberin erzählen. Sie wußte nicht, was „nervös und sensitiv" ist, aber die laute, schallende Stimme des Weibes, das mit einem gewissen Behagen das Thema breit trat, that ihr weh. Sie schickte die Frau fort, die alte Tintsin zu holen, um mit dieser — der Leichenfrau — das Waschen und Anziehen der Toten zu besorgen. Dann trat sie zum Tonerl, der, mit dem Gesicht gegen die Wand, regungslos da lag. Sie beugte sich über ihn, denn sie wußte, daß er nicht eingeschlafen war, wie Vater und Wehfrau meinten. Sie fuhr mit der Hand über das leise, zuckende Gesichtl, das kaum weniger bleich als das der toten Mutter in den blaugewürfelten Kissen lag. Und da schaute das Kind auf. Thränenlos, aber wie versteinert in Schmerz und Jammer: „Warum hat mi's Mutterl ni mit g'nommen? Sie hat's mir's doch tausendmalig versprochen, mi geh'n z'sammen; i sollt' nur auf sie warten, hat's mi allweil g'bitt'. Und jetzet, jetzet, hat sie halt ni auf mi g'wart' und ist alleinig g'angen und hat mi z'ruck g'lassen. Mutterl, Mutterl . . ."

Die Lehrerin war nicht die einzige, die nach dem Tode der Rotterin sich des armen Tonerl annahm. Alle Bäuerinnen und Häuslerinnen des Dorfes wetteiferten, dem armen kleinen Lazarus etwas Liebes und Gutes zu thun. Aber schon bei der Totenbeschau, als der Arzt ins Haus kam, ließ er ein Wort von „Krankenhaus" fallen. Nach acht Tagen kam er wieder, schüttelte den Kopf, murmelte zum Webermeister etwas „von gleich wiederkommen" und fuhr zur Schule. Dort verhandelte er eine Viertelstunde lang mit dem Lehrer und seiner Frau. Das Kind habe eine überraschend zähe, widerstandsfähige Konstitution. Es würde noch Wochen, selbst Monate dauern. Ohne regelmäßige Wartung und Pflege aber könne der Bub' nicht liegen bleiben, und so brav sich die Frauen der Nachbarschaft auch alle zeigten, das Rechte wäre es doch nicht. Es sei seine Pflicht als Arzt, auf die Abgabe des Kleinen an das städtische Krankenhaus zu dringen. Der Lehrer sah das völlig ein. Die Frau aber war schwerer zu überzeugen, und erst als der Arzt ungeduldig wurde, gab sie nach und verstand sich dazu, den Vater „bereden" zu helfen. Verweint und blaß begleitete sie den Arzt.

Der Webermeister wollte erst lange nichts davon wissen und war allen Vorstellungen von „besserer Pflege" — „Linderung der Schmerzen" — „immerhin mögliche Genesung", gegenüber taub. Als aber der Doktor, seine Leute wohl kennend, fallen ließ, daß ein Armutszeugnis wohl zu erlangen und mit diesem ein Freiplatz zu erringen wäre, gab Rotter merkwürdig rasch seine Einwilligung. Tonerl selbst blieb völlig apathisch. Er wartete geduldig und hoffnungslos, bis es auch mit ihm „so weit" wäre, und er seinem Mutterl folgen könnte.

Vierzehn Tage nach der Beerdigung der Mutter brachten ihn der Vater und die Lehrerin

nach Sch. ins Spital. Der Dorfvorſteher hatte das verlangte Armutszeugnis anſtandslos ausgeſtellt. Mein Gott! Arm war der Bub doch gewiß, und auch der Vater hatte nichts Überflüſſiges. Seine Gemeinde wurde ja damit nicht belaſtet, und die Städter, die mochten nur ruhig zahlen. Ein Bauerngewiſſen iſt kein all'zu empfindliches Ding, und hier ſprach ein groß' Teil Mitleid und Gutmütigkeit auch mit.

Nun war Weihnacht, Neujahr, heilige drei König vorbei, und Toni Rotter lebte noch immer. Die Lehrerin war vor dem Feſt einmal in der Stadt geweſen, ihn zu beſuchen, und hatte ihn unverändert gefunden, doch fühlte ſich das Kind zufrieden und wohl geborgen. Zu Lichtmeß kam an den Vater die Anfrage, ob er ſich einverſtanden erkläre, daß dem Knaben das Bein amputiert würde. „Z'was den arm Kerl noch a ſo plagen" brummte Rotter, willigte aber ein. Er nahm ſich auch feſt vor, den Buben „noch amal" zu beſuchen. Aber im Winter iſt's beſchwerlich und unbequem. Es gab auch viel Arbeit, und ſo verſchob er es von Woche zu Woche. Die Lehrerin ſah er jetzt ſelten. Sie hatte nichts mehr im Weberhauſe zu thun und zu helfen und ging dort hin, wo ſie nötiger war. Als ihr Mann ihr die Kunde von der Amputation brachte, weinte ſie bitterlich. „Das arme Haſcherl, das! Was die Doktorn erſt noch an ihm 'rum ſchnatzeln. Ich hab's ja g'wußt, daß ſie ihm noch was anthun wer'n", lautete auch ihre Klage. Der Tonerl war rettungslos dem Tode verfallen, das ſtand allen ſo feſt, wie das Amen im Gebet.

Um ſo maßloſer war das Erſtaunen, als es anders kam. Nach Oſtern erhielt der Webermeiſter abermals einen Bericht von der Spitalsleitung. Er wurde kurz aufgefordert, ſich Sonntag Vormittag den ſo und ſo vielten dortſelbſt einzufinden. Es paßte ihm gar nicht. Er ging auf Freiersfüßen und wollte es juſt an dem Tage „g'wiß" (feſt) machen. Als alter Soldat aber war er das Folgen gewöhnt, und ſo that er's auch diesmal. Überdies nahm er feſt an, es gelte, „Abſchied z'nehmen" vom Tonerl. Er verſprach dem Lehrer, ihm abends im Gaſthauſe das Reſultat ſeiner Wanderung mitzuteilen.

Später als gewöhnlich kam der Lehrer an dem Abend heim. Die Frau erwartete ihn, aufrecht im Bett ſitzend, mit weit offenen Augen, voll lebhafter Teilnahme. „Na, was hat's mit dem Tonerl? s'geht wohl zu End, mit dem armen Schaferl? So red' doch nur ſchon!" drängte ſie den Gatten. Der zog ſich umſtändlich mit dem Stiefelknecht die Schuhe aus. „Ja, Schnecken! G'ſund wird er. In vierzehn Tagen, drei Wochen ſoll ihn der Vater holen." Die Lehrerin wurde ganz rot im Geſicht vor Freude; die guten Blauaugen füllten ſich mit Thränen. „Jeſſas na, Jeſſas na, die Gnaden, die Gnaden! Wenn das ſei Mutterl d'erlebt hätt'. O, du mein lieb's brav's Tonerl du, wie ich mich auf dich freu!" ſtammelte ſie, ganz verwirrt und ſelig. „Was ſagt denn der Vater dazu?" — „Schimpfen thut er wie g'druckt, und ein Rauſch hat er ſich ang'hängt. Achtzig Gulden ſoll er geben auf ein künſtlich's Bein, und zu einem Schneider in d'Lehr ſoll der Tonerl. Das iſt auch nicht umaſunſt. Das fehlt ihm jetzt g'rad, wo er die Iſidor Theke heiraten will, die keinen lumpigen Kreutzer hat, und er für alles ſelbſt aufkommen muß, von der Hochzeit ang'fangen. Nur reiche Leut' könnten ſich's d'erlauben einen Krüppel in der Familie groß zu ziehen. Ruhig ſterben hätten's den Buben laſſen ſollen, dann wär' allen Teilen beſſer g'ſchehn, — ſagt der Webermeiſter", und ſo ſprechend warf ſich der Lehrer ins Bett, daß es krachte. Ein bißl vom Rotter ſeinen Rauſch hatte auch er abbekommen.

Frauenfrage in Indien.

Das Leben und die Rolle der Hindufrau.

Von

V. de Floriant.

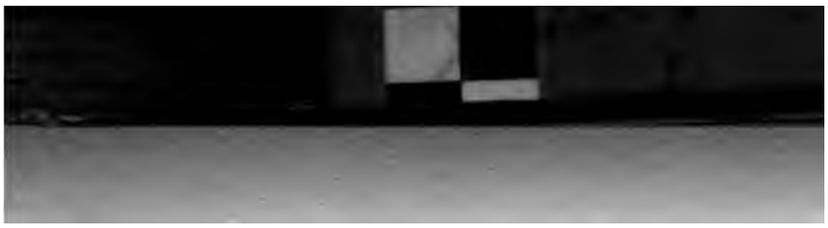
Autorisierte Übersetzung aus der „Bibliothèque Universelle“ von Adele Pohl.

Nachdruck verboten.

Die ausgedehnte Völker- und Staaten-Gruppe, die wir mit dem Kollektivnamen Britisch-Indien bezeichnen und die so wenig Indien ist als Frankreich Europa, selbst auch von dieser allgemeinen Benennung nichts weiß, ist für uns noch immer geheimnisvoll umschleiert. Ihre Geschichte ist nebelhaft, ihre gegenwärtigen Zustände wenig bekannt, und über die jenen 300 Millionen menschlicher Wesen bevorstehende Zukunft zerbricht sich wohl kaum irgend jemand den Kopf. Wenigstens nicht das große Publikum, dessen Aufmerksamkeit und Interesse das in der Welt schaffen, was man die Tagesfragen nennt. Sicher fehlt es nicht an Gelehrten und Laien, die sich mit der Geschichte Indiens befassen, an Touristen, die ein Bild davon entwerfen; doch jene geben uns das antike, diese das landschaftliche Indien. Von dem modernen Indien, sowohl vom sozialen als politischen Standpunkt aus, ist außerhalb Englands selten die Rede; englische und einige amerikanische Quellen sind die einzigen, die Aufklärung bieten. Sie belehren direkt und indirekt, indem sie auch zwischen den Zeilen lesen lassen. In Bezug auf die Sitten sind vielleicht die Frauen die besten Beobachter. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die unter dem Titel „Our vice-regal Life“ veröffentlichten Berichte der liebenswürdigen und geistreichen Lady Dufferin über ihr Leben und das ihres Gemahls, eines hochgestellten Beamten, während ihres langjährigen Aufenthalts in Indien, sowie die von Mrs. Dall verfaßte und von Trubner unter dem Titel „Mistress Joshee's Life“ veröffentlichte Lebensgeschichte der indischen Ärztin Anandibaï Joshee kleine, anspruchslose Arbeiten, aus denen man mehr erfährt, als aus dickleibigen Bänden. Ein vor wenigen Jahren erschienenes, „Some distinguished Indian Women“ betiteltes kleines Werk aus der Feder der Mrs. Chapman enthält fünf Biographieen zeitgenössischer indischer Frauen, die das lebhafteste Interesse verdienen. Ein langer Artikel der „Quarterly Review“ aus früherer Zeit, der als durchaus authentisch nicht veralten kann, liefert ebenfalls Aufklärungen aus erster Hand über das geistige Leben der indischen Frauen höherer Stände. Sämtliche genannte Werke werfen ein helles Licht auf das, was wir kurzweg die Frauenfrage in Indien nennen wollen.

I.

Das Wort „Frage“ ist vielleicht schlecht gewählt in Bezug auf einen Stoff, den wir selbst als einen Gegenstand geringer Aufmerksamkeit von seiten des Publikums bezeichnet haben. Und dennoch, wenn die die ungeheuren Länderstrecken diesseits des Ganges bewohnenden schönen und wohlgestalteten Völker einst einen Platz unter den gebildeten Nationen einnehmen sollen, so kann das nur geschehen, wenn sich eine gänzliche Umwälzung der Sitten in Bezug auf die Frauen, eine entsprechende Umgestaltung in betreff der Männer vorbereitet haben wird. Allenthalben ist die Freiheit des Weibes der Grundstein jeglicher Freiheit, allenthalben ist die Frau notgedrungen die Bahnbrecherin, denn die Natur hat in die Hand der Frau die erste, das Individuum und somit die Nation formende Erziehung gelegt. Der Anteil der Mutter an der



Bildung eines Charakters, der Geistesrichtung ist weit größer als der aller Lehrer und des Vaters selbst. Die legen sich erst ins Mittel, wenn das in der ersten Kindheit so eindrucksfähige Gehirn bereits sein Gepräge erhalten hat. Der Mensch wird zwiefach vom Stempel der Mutter gezeichnet: im mütterlichen Schoß, an der Mutter Brust und die darauf folgenden Lebensjahre hindurch. Das ist entscheidend. Man beobachtet an dem Charakter bedeutender Männer, daß sie alle mehr oder weniger nach der Mutter arten. Wenn die Römer im Besitz des ausgesprochensten Rechtssinnes das größte Volk der Erde gewesen sind, so verdanken sie das mit an erster Stelle der in ihren Gesetzen gewahrten Freiheit und Würde des Weibes: wie das Weib, so die Familie; wie die Familie, so das Volk.

Man müßte, um die Existenz einer Frauenfrage in Indien zu leugnen, gleichfalls die Bestimmung des indischen Volkes, früher oder später der Segnungen sittlicher Bildung, zu der das Christentum die Nachkommen des ersten Menschen berufen hat, teilhaftig zu werden, verneinen. Diese Verneinung wäre kühn; sie widerspräche den göttlichen Verheißungen; sie widerspräche der einfachen Beobachtung von Thatsachen. Das indische Volk ist bildungsfähig wie kaum ein anderes. Von großer körperlicher Schönheit, ist es in sittlicher Hinsicht bewunderungswürdig begabt. Sein einziger Fehler ist ein Übermaß an Sanftmut und Indolenz. Aber darin steht es noch immer wie einst eher unter einem historischen als einem natürlichen Verhängnis. Wohl kommt das Klima in Betracht, allein Indien umfaßt sehr verschiedene Regionen; die Hauptursache dieses Mangels an Energie liegt im Buddhismus. Das Kastensystem hatte bereits seinen Einfluß geübt; es hatte bis zu einem gewissen Grade das Streben des Einzelnen nach Verbesserung seiner individuellen Stellung und damit das soziale Streben gelähmt. Die Philosophie des lebensmüden Schwärmers aber, der den gegenwärtigen Buddhismus begründet hat, hat das nationale Temperament noch weit mehr beeinflußt. Man impft nicht ungestraft ganzen Völkern den Geist der Passivität und der Entsagung ein. Indien hat mehrere philosophische Systeme gekannt; die einen waren atheistisch, andere materialistisch; die pantheistischen und idealistischen aber haben allein wahrhaft zum Geiste der Massen gesprochen und weite Verbreitung gefunden. Allerdings erfassen, wie anderwärts, so auch in Indien nur wenige diese Systeme gründlich und werden ihnen in vollem Umfang gerecht, aber alle haben sich einiges davon angeeignet. Sie haben daraus die Terminologie, den wenig praktischen Geist, die verschwommene, träumerische Poesie übernommen. Der Verfasser einer in der „Quarterly Review“ (Nr. 276) veröffentlichten Studie über die christliche Mission in Indien sagt, daß „jegliche Quelle, an der die Phantasie des Volkes ihren Durst stillt, vergiftet ist.“ Die Sehnsucht nach dem Nirwana ergreift von den Höhen der beschaulichen Philosophie eines Sakjamuni herab den letzten der Paria. Je mehr der Mensch leidet, um so eher erfaßt ihn diese Sehnsucht. Es ist der seelische Selbstmord des Verzweifelnden: ein langsamer, aber unablässiger Selbstmord des Individuums, der Familie, der ganzen Gesellschaft, ein Selbstmord, der ein desto sichereres Ende herbeiführt, als das allgemeine Elend zunimmt — eine systematische Überantwortung des Menschen an den Tod, die ganzen Völkern die Fähigkeit nimmt, sich dagegen aufzulehnen.

Allmählich den Einfluß des Buddhismus und des Islam hemmen, ist also die erste Bedingung zum Fortschritt für diesen durch seine ungeheure Ausdehnung — Indien umfaßt ein Territorium, beinah ebenso ausgedehnt wie das Europas — sein ehrwürdiges Alter und den angebornen Adel seiner Bewohner in jeder Hinsicht so interessanten Teil der Erde. Nun will aber ein Gesetz der Moral, das zugleich ein historisches Gesetz ist, daß eine Religion nur einer höher stehenden Religion weiche. Ungeachtet der scheinbar geringen Erfolge der christlichen Mission in Indien wird das Christentum auch dieses Land gewinnen. Wenn es die ungeheuren Massen, die der Buddhismus ihm entgegenstellt, bisher nicht stärker gepackt hat, so liegt das zum großen Teil an einem von seiner Kraft und seinem Einfluß unabhängigen Umstand.

Das ist die römische Politik Englands. Die Engländer haben für ihre Handelspolitik das von den Römern in deren Eroberungspolitik gehandhabte System adoptiert: Schonung der fremden Götter und Freiheit des Kultus der Besiegten. Sie sind einst

in dieser Beziehung zu weit gegangen, und zwar zu jener Zeit, als die Ostindische Kompagnie die bürgerliche und politische Macht ausübte. Damals stießen die Missionare nicht nur auf den Widerstand des Brahmanentums und des Buddhismus, sondern auf die direkte Opposition ihrer eigenen Regierung. Die Ostindische Kompagnie patronisierte offiziell die Religion der Eingebornen. Sie verwaltete selbst die Angelegenheiten der Hauptpagoden und erwies ostentativ den Leichenbegängnissen der Hindus alle Ehre — christliche Beamte wohnten heidnischen Festen bei; — sie bekannte sich zur vollkommensten Neutralität dem fremden Kultus und der eignen Religion gegenüber und unterdrückte jeglichen Versuch einer Propaganda von seiten beider; sie widersetzte sich mit allen gesetzlichen Mitteln der Gründung christlicher Missionsstationen, sogar solcher, die von der englischen Kirche ausgingen, in den Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit. Es bot ein seltsames Schauspiel, wie eine privilegierte Handelsgesellschaft das Werk der Kirche hemmte, deren Oberhaupt zugleich die englische Krone trug.

Dieses Schauspiel hat bis zum Erlöschen des Privilegiums gedauert. Heute ist die Lage eine andere geworden: die englische Regierung beobachtet zwar noch immer eine gewisse Neutralität in religiösen Fragen, dafür schreitet sie überall da ein, wo die Thatigkeit der Missionare beschränkt wird, wo Zivil- oder gar Kriminalvergehen im Namen der Religion der Eingeborenen begangen werden. Sie hat mit den Suttis, die trotz des von Lord Bentinck im Jahre 1829 erlassenen Edikts unter dem mütterlichen Auge der Kompagnie öffentlich ausgeübt wurden, vollständig aufgeräumt und leiht ihren Schutz den der Verfolgung ihrer früheren Glaubensgenossen ausgesetzten, zum Christentum bekehrten Hindus. Die Lage der christlichen Mission hat sich demnach, wie gesagt, seit etwa 35 Jahren geändert; sie genießt Freiheit und nimmt ihren Aufschwung. Bisher hat man aber nicht ermessen können, wie weit sie des Fortschreitens fähig sei. Für ein solches Werk ist der Zeitraum von 30 bis 40 Jahren so gering, daß es ungerecht und unsinnig wäre, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen. Doch auch ohne Bestätigung durch die Erfahrung ist vorauszusehen, daß die christliche Propaganda einer Verbündeten in der Frau bedarf und daß ihre ersten Bestrebungen der Befreiung letzterer zu gelten haben.

Im Grunde entspringt die Knechtschaft der Inderin weder den heiligsten, noch den ältesten Traditionen des Volkes. Sie ist das Resultat einerseits des überaus theokratischen Geistes der alten Brahmanen, andrerseits der Unterjochung durch die Muselmänner im XI. Jahrhundert. Zur Zeit des Aufblühens der indischen Kultur nahm vielmehr die Frau eine so geachtete Stellung ein, daß sie in Gemeinschaft mit dem Gatten das Priesteramt bekleidete. In sämtlichen alten Legenden spielt sie die Rolle der moralischen Beschützerin und Erlöserin, der ratenden, klugen und ergebenen Freundin des Mannes. Man kann annehmen, daß der Frauenkultus der Germanen, von den gebildeten Völkern der Neuzeit fortgesetzt, seinen Ursprung im südlichen Asien genommen hat, daß die Sibyllen, die Egerien, die Veledas von den Ufern des Ganges stammen und daß die katholischen, der Jungfrau Maria geweihten Litaneien in gedrängter, poetischer Form die Anschauungen unserer arischen Vorfahren über das Weib im allgemeinen wiedergeben. Die Sita in der Ramayana, Savitri in der Mahabharata sind Frauengestalten von idealer, sittlicher Schönheit. Die Legende über Savitri hat Angelo de Gubernatis zu einem ergreifenden Drama angeregt, das Lugol ins Französische übersetzt hat. Der Grundgedanke dieser Legende ist wohl gleich mancher andern eine Symbolisierung der Sonne; die dichterische Form aber huldigt der Verherrlichung der Frau, die Einzelheiten können nur antiken, indischen Sitten entlehnt sein, denn die Phantasie muß auf diesem Gebiet wie auf jedem andern einen Anhaltspunkt gehabt haben. Nun beweist aber die Legende über Savitri, daß die Frau einst in diesem Lande eine sonst nirgends gekannte Freiheit besessen habe.

Die Königstochter Savitri vollbringt unter Führung eines göttlichen Boten eine Wallfahrt — ein Hinweis auf den der Frau vom Himmel gewährten Schutz und die ihr gezollte Ehrfurcht. Sie hat die vom königlichen Vater in Vorschlag gebrachten Freier abgewiesen und erklärt, im Pilgergewande das Land durchstreifen zu wollen, um sich selbst den ihrer würdigen Gatten zu suchen — unwiderleglicher Hinweis auf

die Unabhängigkeit der Jungfrauen. Auf der Wanderschaft begegnet ihr Satiavan, der Sohn eines gestürzten, blinden Königs, der tief versteckt in einer Waldhütte lebt und sich dank der Sorgfalt seines frommen Sohnes von wilden Früchten nährt. In Satiavan erkennt Savitri mit höherem Scharfsinn — ein Beweis für die Achtung, in der die Frau stand — trotz des Köhlergewandes den Adelsmenschen und erklärt ihn zu ihrem Gemahl, mit der heitern Sicherheit einer Königin, die einen ihrer Unterthanen zu sich erhebt. Beweis genug, daß unter dem Gesetz des Manu die Frau ihren Gatten vielleicht mit größerer Freiheit wählte, als es heutzutage in den Vereinigten Staaten Amerikas geschieht. Der Savitri geleitende göttliche Bote verkündet ihr, daß Satiavan am Ende des Jahres sterben werde, ihre Wahl daher eine verhängnisvolle sei. Mit echt weiblicher Hingebung und der seelischen Kraft ihres Geschlechts erklärt sich Savitri bereit, nach einem Jahr des Glücks, des Glücks und der Hingebung, zu sterben.

Es bedürfte keines weitern Beweises, als dieser Legende zur Klarlegung, daß zu Beginn der historischen Zeiten der Frau in Indien eine besondere Verehrung gezollt worden ist.

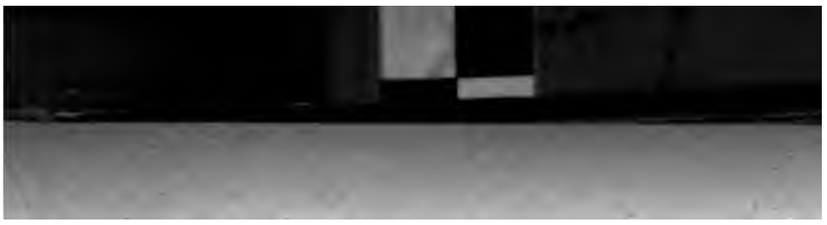
II.

Auf welche Weise hatte sich ihre Knechtschaft noch vor der Unterjochung durch die Muselmänner entwickelt? Die Geschichte weist in dieser Hinsicht eine Lücke auf. Warum haben die Brahmanen lange vor der Lehre des Säkjamuni die Frau von dem Piedestal, auf das die Veda sie stellten, gestürzt, warum sie für unrein, folglich zur Erfüllung der Begräbnisceremonieen unfähig erklärt und ihr das Lesen des vom heiligen Manu, dem Moses der Inder, verfaßten Gesetzbuchs untersagt? Vielleicht hatten sie in ihrem steten Grübeln in der Frau das geahnt, was das Christentum voll erkannt hat, die Befreierin des geknechteten Menschen, die „Königin der Propheten und Apostel", die „Thür des Himmels" und den „Morgenstern", von denen die Schrift spricht — und hatten, als Priesterkaste eifersüchtig auf absolute Herrschaft und Unterdrückung der übrigen Kasten bedacht, die Politik verfolgt, die Frau als ihre Feindin zu betrachten. Im Christentum, der eigentlichen Befreiungsreligion, ist der Frau eine aktive Rolle zuerteilt; im Brahmanentum, dem in religiöser wie politischer Hinsicht ausgesprochensten Unterdrückungssystem der Welt, ist ihr Einfluß mit Bedacht unterbunden. Ein ganzes Netz von Hindernissen umstrickt sie. Die Brahmanen haben dem Volk die auch den Griechen eigene Anschauung eingeimpft, daß die Erfüllung der Funeralien für die Ruhe der Seele unerläßlich sei, daß sie um so ehrenvoller hinieden und um so bedeutsamer fürs Jenseits, wenn diese Pflicht von einem Sohne des Verstorbenen erfüllt würde. Da die Frau also hierzu für unfähig gilt, wird die Geburt eines Mädchens bei den Indern als ein Unglück betrachtet. Der bis vor wenigen Jahren im weitesten Umfang geübte Kindermord hat sich von jeher nur auf die Kinder weiblichen Geschlechts erstreckt. In entlegenen Distrikten, in denen das religiöse Vorurteil sich in seiner ganzen Macht erhalten hat, setzte man sie außerhalb der Dörfer den wilden Tieren zum Fraße aus. Ein Mann, der nur Töchter und keinen Sohn hatte, war beschämt darüber, denn in Indien ist auch noch die andere Anschauung verbreitet, wohl dazu geeignet, die Leiden des armen Menschengeschlechts zu verschlimmern: daß jegliches Unglück verdient sei. Da nach der Lehre von der Seelenwanderung die Seelen nie aufhören in Leibern zu wohnen, sondern ewig aus einem in den andern übergehen, nimmt man an, daß sie auf Erden ihr Purgatorium und ihre Hölle durchmachen. Jegliche von Menschen und Tieren erduldete Leiden sind eine Sühne; giebt es in einer Familie keine Söhne, so haben Vater oder Mutter in irgend einer früheren Existenz diese Schmach verdient. — Freilich zieht man es meist vor, die Schuld der Mutter zuzuschreiben, und das arme Geschöpf wird zum Gegenstande der Verachtung seiner Umgebung. Das gleiche Los wird ihr zu teil, wenn der Gatte frühzeitig stirbt, besonders, wenn er einen geachteten Namen hinterläßt. Eine von solchem Unglück ereilte Frau muß es verdient haben, d. h. ihre Seele ist in einer andern Existenz von einer Missethat befleckt worden. So verhält es sich desto sicherer, je makelloser das gegenwärtige Leben der Frau ist. Da sie für die Gegenwart nichts

zu büßen hat, büßt sie für die Vergangenheit. So will es die Logik des Systems der Seelenwanderung. Außerdem lassen Familie und Freunde des Mannes die unglückliche Witwe ihren tiefsten Groll fühlen; sie klagen sie der Schuld an dem betrübenden Verluste an; sie wiederholen das bei jeglicher Gelegenheit, in jeglicher Form, sie machen ihr den Vorwurf Tag für Tag. Von nun an trägt sie für immer die Witwentrauer, den weißen Shawl, und muß jeden Morgen ihre Stirn zeichnen, etwas dem Äschern des katholischen Ritus Analoges. Sie speist nicht mehr mit den Angehörigen, sondern nimmt die Mahlzeiten allein ein, ist jedoch verpflichtet, bei den Verwandten des Mannes als Magd zu bleiben; die niedrigsten häuslichen Verrichtungen werden ihr auferlegt; jeder geht ihr aus dem Wege; kurz, ihr Leben ist schlimmer als der Tod. Ehemals ersparten die Suttis — der freiwillige Opfertod auf dem für den Gatten errichteten Scheiterhaufen — den Witwen eine so elende Existenz. Diese Greuel werden zwar nicht mehr geübt, allein das Vorurteil, das in den großen Städten im Verschwinden begriffen, die Provinzen der unabhängigen Staaten, d. h. neun Zehntel Indiens und mehr als 258 Millionen Menschen, noch immer beherrscht, hat andere ersonnen.

Alles vereinigt sich, diese Ketten noch drückender zu machen. In Indien herrscht das weitere Vorurteil, daß es für einen Familienvater schimpflich sei, eine heranwachsende Tochter im Hause zu haben. Der Anstand erfordert, sie mit spätestens fünf Jahren zu verheiraten. Oft geht sie von den Armen der Wärterin in das Haus des Mannes über. Der Fall ist nicht selten, daß sie noch vor dem heiratsfähigen Alter Witwe wird. Ein gewissenhaftes englisches Blatt, die „Quarterly Review", gab vor einigen Jahren nach einer offiziellen Zählung die Anzahl der Witwen unter 19 Jahren im Britischen Indien mit 677 000 an. Diese 677 000 Kinder dürfen ebenso wenig wie die anderen Witwen zum zweiten Mal die Ehe eingehen.

Das giebt eine Fülle so unmoralischer Zustände, daß sie heut unmöglich noch von großer Dauer sein können. Wohl hatte die Ostindische Kompagnie als Handels- und reine Erwerbsgesellschaft sich den kommunalen und religiösen Fragen gegenüber gleichgiltig verhalten können, die englische Krone hat ihre sittlichen Verpflichtungen als politische Macht nicht vernachlässigt. Es wird der gegenwärtigen Regierung stets zur Ehre gereichen, für die indischen Frauen neue Lebensbedingungen herbeigeführt zu haben; diese Ehre gebührte im besondern und ganz persönlich der Königin Victoria. Ihre indischen Unterthaninnen sind seit einer Reihe von Jahren der Gegenstand ihrer steten Sorge gewesen. Auf ihren Wunsch hin geschah es, daß in englischen Hochschulen gebildete Ärztinnen nach Indien geschickt wurden, in den Zenana — den modernen Frauengemächern — in die kein Arzt Einlaß findet, Hilfe zu bringen; sie hat zur Sicherung dieser Hilfe auch für die Zukunft hinaus gesorgt und aus eigener Initiative eine unter ihrem Protektorat stehende Institution, „The National Association for supplying female medical aid to the women of India", gegründet; sie hat ferner Lady Dufferin, die Gemahlin des letzten indischen Generalgouverneurs, persönlich beauftragt, alle Mittel zur Verbesserung der Lage indischer Frauen zu erforschen; sie hat endlich, indem sie die Maharani aus Kuch-Behar an ihren Hof zog, den bezüglich der Freiheit des weiblichen Geschlechts herrschenden Vorurteilen einen nachhaltigeren Stoß erteilt, als man gewöhnlich annimmt; und wer ermißt den Einfluß auf die öffentliche Meinung in Indien durch die am Hofe der Königin weilenden Rajahs, die in ihrem Palast gewohnt und sie auf ihren Reisen begleitet haben? Es ist undenkbar, daß sie, nachdem sie eine Frau in Freiheit und Tugendsamkeit haben leben und wirken sehen, ihre Anschauungen über Frauenrechte nicht geändert haben sollten. Als die Königin Victoria den Titel einer Kaiserin von Indien annahm, machte sich in England eine starke Opposition geltend; Lord Beaconsfield wäre beinah um seine Popularität gekommen. Stellt man sich jedoch auf einen höhern Standpunkt als den des englischen Vorurteils gegen alles, was einer Aufputzung der Königswürde ähnlich sieht, faßt man das Interesse Indiens selbst ins Auge, so ist man vielleicht geneigt, auch schon in diesem Äußerlichen eine Verheißung zu Gunsten eines ungerechter- und unpolitischerweise unterdrückten Geschlechts zu sehen.



III.

Diese Verheißung scheint sich zu erfüllen. Die indischen Frauen richten sich auf, nicht mit Stolz — sie sind insgesamt demütig und bescheiden — wohl aber mit Mut und Vertrauen. Eine nach der andern heben sie in den höhern Ständen die Köpfe, wie von dem Regen niedergebeugte Ähren unter den Strahlen der Sonne. Es ist in der That ein fesselndes Schauspiel, wie diese wenigen, zarten und tapfern Geschöpfe — ohne sich der ihrem Geschlecht gebührenden Bescheidenheit zu entschlagen — unter dem wohlwollenden Auge der englischen Frauen für die Befreiung ihrer Schwestern kämpfen. Vor etwa zehn Jahren brachte die „Quarterly Review" eine Anzahl intimer, von Frauen der höheren Kasten an Engländerinnen gerichteter Briefe. Sie sind durchaus charakteristisch für die indische Sanftmut und jenes Verständnis für sittliche Fragen, das die Frauengestalten der alten Legenden des Landes hebt und adelt.

„Liebe Schwester in England," schreibt eine von ihnen, „ich werde nie die Ihrerseits mir in meiner Verlassenheit erwiesene Güte vergessen. Als ich Ihren schönen Brief in die Hand nahm, habe ich von neuem meine Unkenntnis der englischen Sprache beklagt. Sie sind in allen Dingen unterrichtet, und Ihr Wissen erschließt Ihnen die Schönheiten Ihrer Religion. Wir sehen sie nur unvollkommen, weil wir im Dunkel der Unwissenheit leben. Der Babu (ihr Mann) muß sie besser verstehen als ich. Ich danke Ihnen für die meinen Kindern erwiesene Teilnahme. Die Knaben besuchen die Schule, meine Töchter lernen zu Hause lesen. Was soll ich von mir sagen? Meine geistige Armut ist groß. Ich lese einige Bücher in bengalischer Sprache, aber ohne Zusammenhang und Methode, weil ich nicht gelernt habe, zu lernen. Mein Leben wird ein fruchtloses gewesen sein, ich werde kein einziges nützliches Werk vollbracht haben, denn man vermag nichts, wenn man nichts gelernt hat."

Ein Philosoph würde kaum richtiger denken.

„Teure Schwester in England," schrieb eine andere, „wie gern möchte ich Ihnen englisch schreiben können, was ich denke! Vielleicht werde ich das nie können, denn ich habe niemand, der es mich lehrt. Ich versuche allein zu lernen, wohl wissend, daß der beharrlichen Arbeit nichts unmöglich ist. Sie, Sie schreiben vorzüglich bengalisch. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich die wahrhaftige Herzensgüte und der Geistesreichtum, die aus Ihrem Briefe sprechen, entzückt haben. Sie sagen mit Recht: ‚Ein demütiges Herz, das in Gott seinen Frieden sucht, ist allenthalben glücklich. Nichts gleicht dem Glück einer Seele, die sich rückhaltlos dem Herrn ergiebt.' Es ist mir unbegreiflich, wie man in dieser Welt glücklich sein kann ohne Gott, weil ich mein Vertrauen in unsern barmherzigen Vater gesetzt habe, weil ich mich unter seinem Schutze fühle und mein Herz Frieden hat. Kennen Sie die Worte einer unserer Hymnen: ‚Du bist die Quelle des Guten, und du breitest es aus über die Erde. Wie sollte mich die Zukunft schrecken?'"

Eine Christin könnte sich nicht höher erheben. Aber vielleicht war die Frau, die so schrieb, Christin. Wir lassen nachfolgend eine andere reden, die es offenbar nicht ist, deren Gefühle und Gedanken deswegen keinen geringern Aufschwung nehmen.

„Sie fragen mich, welches mein Leben sei? Ich stehe um sechs Uhr auf und verrichte meine Andacht; darauf wecke ich meinen ältesten, sechsjährigen Sohn und lasse ihn ein von seinem Vater vorgeschriebenes Gebet hersagen; es lautet: ‚Du Beschützer der Schwachen, ich fühle deine Gegenwart. Vater der Menschen, erhöre mein Gebet. Wenn alles, das da lebet, in Schlaf gesunken, behütest du es und bereitest sein Erwachen. Du bist die Brücke der Barmherzigkeit, großer Gott! Du hast mich diese Nacht hindurch bewacht: alles, was mein ist, will ich heute in deinem Dienst gebrauchen. Hilf mir, der ich klein und schwach bin!' Nach solchem Gebet reitet mein ältester Sohn aus und der jüngere, vierjährige, geht oder fährt in Begleitung eines Dienstboten. Unterdes besorge ich die Küche und leiste meiner Schwiegermutter Dienste. Wenn die Bereitung der Mahlzeiten mir etwas Zeit übrig läßt, suche ich mich aus den Büchern, die mein Mann mir giebt, zu belehren. Sobald die Kinder heimkehren, lasse ich sie essen, worauf sie mit dem Vater in die Schule gehn. Dann beginne ich in einem Gemache unseres Hauses den Unterricht der kleinen Mädchen unserer Schule; ich darf zu diesem Zweck das Haus nicht verlassen, denn wir sind Gefangene und dürfen weder auf die Straße gehen, noch mit einem Manne reden. Danach bereite ich die Abendmahlzeit. Erst speisen meine Kinder, nach ihnen mein Mann, darauf seine Brüder, meine Schwiegermutter, meine Schwägerin und endlich ich selbst."

Ein solcher Brief ist ein Sittengemälde. Wir sehen hier den frommen Sinn der Buddhisten, die muselmännische Gefangenschaft der Frauen, die brahmanischen Vorurteile und den Zwang, die Mahlzeiten selbst zu bereiten, damit die Speisen nicht von Personen geringerer Kasten berührt werden, und endlich die Dienstbarkeit der Gattin gegenüber der Familie, in die sie hineingeheiratet hat. Obgleich diese Briefe aus Diskretion anonym mitgeteilt und veröffentlicht worden sind, errät man, daß es sich in dieser Lebensschilderung um die Familie eines Gliedes des Brahmo-Somaï handelt, eines angesehnen Mannes, der zugleich ein Freund der Bildung des Jahr-

hunderts und antiker Traditionen, des englischen Volkes und des Fortschritts für sein Land ist. Der Brahmo-Somaï — wir würden ihn die Association der Alt-Brahmanen nennen, wie man von Alt-Katholiken spricht — vereinigt alles, was Indien seit etlichen Jahren an Aufklärung und Bildung in der einheimischen Gesellschaft aufzuweisen hat.

Die Geschichte des Brahmanentums ist die mancher andern Religion. Anfangs wurzelte sie ganz in sittlichen Vorstellungen, dann wurde sie theokratisch, politisch, staatlich und infolge solcher Umwandlung bis in den Grund korrumpiert. Aus diesem Verfall war die Reform des letzten Buddha hervorgegangen; der Buddhismus fiel jedoch seinerseits der Korruption anheim, indem er in allerlei Aberglauben aufging. Die vornehmen Kasten fielen von ihm ab. Heute ist er hauptsächlich die Religion des niedern Volkes; die höhern Stände kehren zu den antiken Quellen der Volksreligion, zu den unverfälschten Überlieferungen der Veda zurück. Diese Bewegung kann der Freiheit der Frauen nur günstig sein, und die vorstehenden Brieffragmente zeigen, daß der Babu es nicht mehr verschmäht, seiner Frau Bücher zu leihen, daß er ihr gestattet, zu Hause — wo ist der Mann, der geneigt wäre, in dem, was seine Frau betrifft, dem Vorurteil zu trotzen? — kleinen Mädchen Unterricht zu erteilen. Er billigt es, wenn sie Englisch treibt, auch wenn er ihr aus Zeitmangel nicht behilflich sein kann, und gestattet ihr, an Engländerinnen zu schreiben. Kurz, man sieht zwischen gewissen indischen und europäischen Familien das Werk der Annäherung sich vollziehen, die unfehlbar bei ersteren ein allmähliches Eindringen christlicher Anschauungen in Recht und Rechtspflege herbeiführen muß.

IV.

Bewunderungswürdig ist der Mut, mit dem einige indische Frauen, würdige Töchter der poetischen und mythischen Gestalten der Volksdichtung, ihr neues Apostelamt vertreten. Wir lassen die von Mrs. Chapman verfaßte, von Lady Dufferin für authentisch erklärte Lebensgeschichte der vor allen durch Mut, Geist und sichere Lebensführung bemerkenswerten Ärztin Ramabaï folgen. Wir müssen dabei ein wenig ausführlich sein, denn dies Leben ist ein ganzer Roman, und ein Roman wirkt nur durch das Detail.

Er beginnt an den Ufern eines heiligen Stromes. Vor etwa fünfzig Jahren sah der Ganges die Pilger in Scharen herbeiströmen, in seinen Fluten Läuterung zu finden. Heute sind sie weniger zahlreich, gegen die Mitte des Jahrhunderts aber waren die Ufer von Tausenden und Hunderttausenden eifriger Brahmanen besucht. Familien begegneten sich hier, wie man sich bei uns in Badeorten trifft, knüpften Bekanntschaften an, verheirateten wenn möglich ihre Töchter und unterhandelten in Geschäftsangelegenheiten miteinander. Etwa um das Jahr 1840 begab sich ein Familienvater mit seiner Gattin und zwei Töchtern von sieben und neun Jahren gleichfalls dahin. Bevor er jedoch das Ziel seiner Reise erreichte, machte er an den Ufern eines andern, dem Volke heiligen Stromes, des Godavery, halt. Als er eines Morgens den reinigenden Fluten entstieg, kam ein anderer Pilger zur Erfüllung derselben Pflicht heran. Nach beendeter Andacht knüpften die beiden Männer eine Unterhaltung an, gefielen einander, oder fanden einander sympathisch, wie man heutzutage sagen würde, und da sie beide Brahmanen derselben Kaste waren, bot der Familienvater ohne Zeitverlust dem Fremden eine seiner Töchter zur Gattin an. Das Anerbieten wurde angenommen, die Heirat am nächsten Tage geschlossen, die neunjährige junge Frau dem Ehemann übergeben und für immer von den Eltern getrennt.

Dieses summarische Verfahren, sich der Tochter zu entledigen, ohne die geringste Sorge, sie je wiederzusehen, war ganz nach Hinduart. Nichts schien natürlicher oder gewöhnlicher. Ungewöhnlich aber war der Charakter des Neuvermählten Ananta Shastri. Außerordentlich bewandert in der alten brahmanischen Wissenschaft, von großer Gelehrsamkeit, edel von Gesinnung wie von Geburt, hatte er sich die Aufgabe gestellt, durch eine Veredlung der Frau sein Volk zu veredeln, und mutig das Werk begonnen, indem er selbst das Beispiel gab. In dieser Absicht hatte er bereits früher

ein sehr junges Mädchen geheiratet, das aber gestorben war; nun schickte er sich zu einem neuen Erziehungsexperiment mit dem kleinen Mädchen an, das er an den Ufern des Godavery gefunden hatte.

Der Widerstand seitens seiner Umgebung, der Frauen seiner Familie und hauptsächlich seiner Mutter war aber so groß, daß Ananta Shastri, des vielen Widerspruchs müde, endlich das Haus verließ. Kleine häusliche Widerwärtigkeiten machen großen Geistern das Leben unerträglich; der edle Mann ertrug sie nicht. Mit dem unpraktischen Sinn des Gelehrten verließ er leider den Ort mit seiner jungen Frau, ohne sich selbst, noch ihr die Existenzmittel zu sichern. Sie irrten im Lande umher und nährten sich von wilden Früchten. An den Abhängen der Westghat schnitt Ananta, nahe der Quelle eines heiligen Stromes, die Äste eines Baumes ab, schlug eine Laubhütte auf und begann in der nur vom Lachen der Hyäne und der Stimme des Tigers belebten Einsamkeit das Kind seinem Plane gemäß zu unterrichten.

Von den zwei Töchtern, die ihm in der Folge geboren wurden, verheiratete Ananta Shastri die ältere im zarten Kindesalter mit einem wenig ältern Knaben, seinem System getreu unter der Bedingung, daß der kindliche Ehemann bei ihm wohnen und von ihm erzogen werden sollte. Doch Menschen seines Schlages sehen nicht weit voraus. Ananta hatte außer Acht gelassen, daß nach den Gesetzen des Landes die Frau in das Haus des Mannes übergehen muß. Die Bedingung wurde nicht innegehalten; die Familie des Ehemanns strengte einen Prozeß an und gewann ihn. Des Gelehrten Pläne wurden nach dieser Richtung hin vereitelt.

Es blieb ihm seine zweite, im Jahre 1858 geborne Tochter Ramabaï. Von einer gebildeten Mutter und einem Vater, der seine ganze Hoffnung auf sie setzte, erzogen, zeigte sie eine bewunderungswürdige Begabung. Nie sind Zuversicht und Streben in würdigerer Weise belohnt worden. Mit neun Jahren kannte sie das Sanskrit, wie die lebende indische, außerdem die englische Sprache, die Geschichte des Orients und Occidents, die religiösen Dichtungen und vieles andre. Dabei war ihr Charakter ihrem Geiste ebenbürtig.

Indessen kehrte mit dem Erfolg auch das Elend in die Laubhütte ein. Seit Ananta sein Heim verlassen hatte, war er zwar arm gewesen, hatte aber durch Urbarmachung unbebauten Landes im Gebirge von seiner Hände Arbeit gelebt. Als sein Ruf zahlreiche Pilger herbeilockte, denen er Gastfreundschaft zu schulden glaubte, kehrte der Mangel bei ihm ein. Außerdem erblindete er. Er war gezwungen, seinen Zufluchtsort aufzugeben und zog als wandernder Prediger und Katechet von Tempel zu Tempel, von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort. Unter solchen Bedingungen kann man, ohne sich dessen zu schämen, von Almosen leben. Das liegt übrigens in den Sitten des Landes. So lebte Ananta in ehrbarem und frommem Wandel sieben Jahre lang, dann starb er unterwegs, und seine Frau folgte ihm wenige Tage nachher ins Grab.

Zu dieser Zeit war Ramabaï 16 Jahre alt, als Inderin im vollen Alter der Reife. Sie hatte mit ihrem Vater die Liebe zur Wissenschaft und die Neigung zum Lehren und Predigen gemein und trat in seine Fußstapfen. Zum Unterrichten in den religiösen Wissenschaften nicht berechtigt, lehrte sie die profanen. Mit der Kenntnis sämtlicher, 30 Dialekte und Nebendialekte umfassenden Sprachen Indiens ausgestattet, in der Geschichte, Philosophie und Soziologie bewandert, war sie für ihren Lehrberuf wohl vorbereitet. Durch Vorträge, die sie späterhin bis an ihr Lebensende fortsetzte, schlug sie sich bis ans Ziel ihrer Reise durch.

Dieses Ziel war Calcutta. Hier war ihr der Ruf einer außergewöhnlichen Frau vorangegangen. Die Panditen, die gelehrten Männer der Stadt, trauten ihr nicht und forderten sie auf, vor ihnen zu erscheinen. Freudig unterwarf sie sich einem Examen, das ihr den Ehrentitel Saraswati eintrug.

In Calcutta lernte sie einen rechtschaffnen Mann kennen, den das Renommee einer unabhängigen Frau nicht abschreckte. Bihari Medhavi war als gebildeter Bengalese einer jener in Indien gegenwärtig zahlreichen Männer, die, ohne zum Christentum übergetreten zu sein, teilweise die Sitten desselben angenommen haben

und in Glaubensfragen entweder schwankende Theisten oder absolute Atheisten geworden sind. Medhavi war weit davon entfernt, Atheist zu sein, vielmehr tieffrommen Sinnes, im Grunde aber weder Brahmane noch Buddhist. Leider wurde er nach ganz kurzer Ehe von der Cholera dahingerafft, und Ramabaï blieb mit ihrer kleinen Tochter, die sie Manorama, „Freude meines Herzens", nannte, wieder allein auf der Welt.

Ihre Lage wurde eine schreckliche. Durch ihre Heirat mit Medhavi hatte sie bei der Verschiedenheit ihrer Kasten eines der größten Verbrechen begangen. Jedermann hatte sie geflohen, der Bruder des Mannes hatte aus Furcht, seinerseits der Kaste verlustig zu gehen, mit dem Bruder weder zu reden noch ihm zu schreiben gewagt. Nun gestalteten die Witwenschaft und die Geburt eines Mädchens, eine Strafe des Himmels in den Augen des Volkes, ihre Lage vollends zu einer schrecklichen: Ramabaï hätte an jedem andern Ort als in dem aufgeklärten, beinahe englischen Calcutta dem Elend und der öffentlichen Verdammnis erliegen müssen, hätten nicht edelgesinnte, reiche europäische Familien ihr hilfreich die Hand geboten.

Unter ihren Landsmänninnen fand sich eine einzige, die den Mut dazu hatte, ihr Beistand zu leisten: Anandibaï Joshee, eine hochgebildete Inderin, von den Engländern und Amerikanern, die sie kannten, kurzweg Mrs. Joshee genannt. Sie hatte Medizin studiert und praktizierte in Serampora bei Calcutta. Anandibaï forderte die Geächtete auf, bei ihr zu leben, Ramabaï war jedoch zu zartfühlend, um eine Gastfreundschaft, die ihre Freundin kompromittieren mußte, anzunehmen. Sie nahm wieder ihre Vorträge auf, mit Feuereifer die Befreiung ihrer Schwestern predigend, indem sie durch Belege aus der Schrift und unter Berufung auf Treu und Glauben der Brahmanen den Widerspruch solcher Sklaverei mit dem Wesen der Religion darlegte. Wollte sie jedoch eine Zuhörerschaft gewinnen, so mußte sie Calcutta, wo die Geschichte ihrer Heirat zu ruchbar geworden war, verlassen. In der Präsidentschaft Bombay erntete sie großen Erfolg und nahm einiges Geld ein, das sie zur Gründung eines Vereins „Arya Mahila Somaï" zur Förderung der Mädchenerziehung und Abschaffung der frühen Heiraten verwandte.

Zur Ausführung ihres Plans, in England, einem freien, mächtigen, aufgeklärten Lande, vorzutragen, was sie vielleicht vergeblich einem in Unwissenheit und Vorurteilen befangenen Volke predigte, mußte sie über das „schwarze Wasser" reisen, in den Augen ihrer Stammesgenossen gleichfalls ein Verbrechen für eine Frau. Im Jahre 1883 hat Ramabaï diesen Plan verwirklicht. Sie kam nach Europa, hielt in England Vorträge und hat sich hier Freunde erworben und zweifellos zu der Bewegung beigetragen, die damals im Interesse der indischen Frauen entstand und zu der seitens der Königin an die Gemahlin des indischen Generalgouverneurs erteilten besondern Mission führte.

Die Missionare wurden die natürlichen Beschützer Ramabaïs und deren Tochter. Erstere war für den Übertritt zum Christentum reif, und beide wurden während des Aufenthalts in England getauft. Dieses glückliche Resultat war nur natürlich: sobald ein Hindu von seiner eigenen Religion abfällt, sich von den Vorurteilen befreit und zu den historischen Quellen zurückkehrt, hat er den ersten Schritt zum Christentum gethan, dem meistens ein zweiter folgt. Wie bereits erwähnt, verfallen die Männer häufig in Unglauben, die Frauen dagegen zieht es zum Christentum, und das ist für die Zukunft des Landes entscheidend.

Ramabaï hat drei Jahre in England zugebracht, wo ihr der Lehrstuhl des Sanskrit in Sheltenham angeboten worden war, den sie als willkommenes Mittel zum Unterhalt bis zum Jahre 1886 inne hatte, während sie gleichzeitig ihren Studien der Mathematik, der Naturwissenschaften und der englischen Litteratur oblag. Die thatkräftige Frau hatte sich zum Ziel gesetzt, von der englischen Regierung das Lehrrecht zu erwirken; sie verlor dabei die Aufgabe ihres Lebens, die Erziehung und Befreiung ihrer Schwestern, nie aus dem Auge.

Ehe sie in ihr Land zurückkehrte, wandte sie sich nach den Vereinigten Staaten. Die Amerikaner sind in Indien von Einfluß, ihre Sympathie ist ein wichtiger Faktor. Hier begeisterte sie sich für das System der Kindergärten, ließ sich in die Zahl der

Lehrerinnen aufnehmen und übertrug die beim Anschauungsunterricht gebräuchlichen Bücher ins Indische. Im Jahre 1889 kehrte sie in die Heimat zurück.

Von nun an benützte Ramabaï ihre Fähigkeiten, ihre Thatkraft, den Einfluß der Freunde, die sie allenthalben gewonnen hatte, das durch Vorträge erworbene Geld zur Gründung von Schulen für arme und verwaiste Mädchen. Eine ihr besonders ans Herz gewachsene Stiftung ist das Asyl für junge Witwen der höheren Kasten. Ähnliche Anstalten existierten bereits in Indien dank dem Eifer der Missionare und der englischen Mildthätigkeit, allein die Macht des religiösen Vorurteils ist noch so groß, daß nur die Verlassensten darin Aufnahme suchen. Gehört ein Kind einer Familie an, so befürchtet man für dasselbe den Religionseifer der Missionare und hauptsächlich den Verlust der Kaste. So manche junge Witwe, von der Familie des Mannes bis zum Lebensüberdruß gepeinigt, zieht der Zuflucht in einem Hause, das sie zur Paria macht, den Selbstmord vor. Ramabaï übersah die Lage der Dinge besser als sonst irgend jemand und wußte Rat. In dem von ihr gegründeten Heim widerfährt allen nationalen Sitten Gerechtigkeit; bei den Mahlzeiten sind die Pensionärinnen nach Kasten geordnet, jede darf sich selbst das Essen bereiten, die Witwentrauer ist beibehalten, und die Religion kommt gar nicht in Frage. Im Fluge hatte die Gründerin sich zu der religiösen Toleranz der Neuzeit emporgeschwungen. Auf einen Vorwurf seitens der Glaubenseiferer hat sie durch den New-York Evangelist die kluge und weise Antwort gegeben:

„Ich bewundere das Werk der Missionare; diese Bewunderung trübt mir jedoch nicht den Blick für die wahre Lage meiner Schwestern und die Ohnmacht der Missionare, sie daraus zu befreien . . . Allerdings legen wir in unseren Anstalten den Mädchen und Witwen, denen wir Aufnahme gewähren, nicht die Pflicht auf, den Glauben ihrer Väter abzuschwören. Das wäre unserer Ansicht nach weder rechtschaffen noch politisch. Dagegen bieten wir ihnen die Möglichkeit, die christliche Religion kennen zu lernen und ermutigen sie dazu, wenn sie den Wunsch äußern, sie anzunehmen. Die christliche Litteratur findet in unserer Bibliothek ihren Platz neben der indischen, und wir beabsichtigen, jeder unserer Schülerinnen ein Exemplar der Bibel zu schenken."

Die Frau, die so sprach, wollte, obgleich Christin, selbst in allem eine Hindu bleiben. Sogar während ihres Aufenthalts in Europa hat sie den weißen Witwenshawl beibehalten, sich jeden Morgen das Abzeichen ihres Standes auf die Stirn gemalt, sich selbst die Nahrung bereitet. Das hat zu ihrem großen Erfolg in ihrem Lande beigetragen. Sie wußte, daß eine einzige Hindu hier mehr wirken kann als tausend Fremde.

Die Pandita Ramabaï Saraswati ist nicht die einzige außergewöhnliche Frau Indiens der Gegenwart. Jene Anandibaï Joshee, die der Ramabaï eine so großmütige Gastfreundschaft angeboten hatte, war eine Mahrattin von bewunderungswürdigem Charakter. Die Mahratten sind die einstigen Eroberer, der mächtigste Volksstamm Indiens, die Joshee, zur Zeit der Eroberung unter der Zahl der Häuptlinge, waren mächtige Besitzer ungeheurer Ländereien geworden und bewohnten in Poona einen feenhaften Palast.

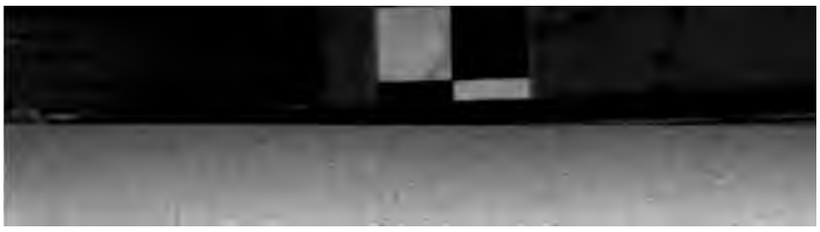
In Indien kann man Dörfer und Paläste besitzen, ohne deswegen besonders reich zu sein. Das war mit den Joshee der Fall; manch einer von ihnen hatte bei der englischen Regierung um irgend ein geringes Amt nachsuchen müssen. Anandibaï hatte in ihrer Kindheit einen Traum gehabt, in dem der Stammvater ihr verkündet hatte, sie allein würde den Glanz der Familie wieder herstellen. In den Vereinigten Staaten hat sie ihren Stützpunkt gesucht, aber hauptsächlich in der „National Association for supplying female medical aid to the women of India" ihn gefunden. Leider war diese Laufbahn ebenso kurz wie verdienstvoll. Sie starb im Jahre 1887 im Alter von 22 Jahren, nachdem sie schon durch ihr Beispiel viel für ihre Mitschwestern gethan hatte.

Die Sorabji, Mutter und Töchter, sind so glücklich gewesen, noch mehr gethan zu haben. Nicht nur bildeten sie eine zahlreiche Familie, sie lebten und wirkten auch in der Präsidentschaft Bombay, dem civilisiertesten Teil Indiens, in dem von jeher

die lebendigste Thätigkeit pulsiert hatte. Die Sorabji sind parsisch. Bekanntlich spielen die Parsen in Bombay die Rolle, die früher die Juden bei uns gespielt. Als Anhänger der beinahe unverfälschten Lehre des Zoroaster sind sie andern Religionen gegenüber intolerant, wie man es von jeher gegen die ihrige gewesen, und dulden nicht das Ausscheiden eines Glaubensgenossen. Der Parse Sorabji bedurfte großen Mutes, um Christ und Verkünder einer fremden Lehre zu werden. Gleich dem Apostel Paulus konnte er von sich sagen, „daß er einmal gesteinigt worden, dreimal Schiffbruch gelitten habe, mancherlei Gefahren von seiten seines Volkes ausgesetzt und oft dem Tode nahe gewesen sei.“ Falsche Freunde hatten ihn auf das Meer hinausgelockt und zu ertränken gesucht. Ohne das Einschreiten der Behörden wäre er noch am Tage seines Übertritts ums Leben gekommen. Jetzt ist der Reverend Sorabji eine Säule der englischen Mission. Als Vater von sechs Töchtern, verheiratet mit einer intelligenten Frau, hat er sie sämtlich zur Mitarbeit am Bekehrungswerk erzogen. Mrs. Sorabji hat in Poona eine Normalschule für Mädchen gegründet, der die Königin Victoria ihren Namen geliehen hat. Die Schule zählt 150 Zöglinge, dazu bestimmt, als Lehrerinnen in Indien Frauenbildung und christlichen Sinn zu verbreiten. Auch Mrs. Sorabji hat gleich der Pandita Ramabaï jegliche religiöse Unduldsamkeit aus ihrer Anstalt verbannt: die Töchter von Europäern, Juden, Parsen, Brahmanen, Buddhisten und Muhamedanern sind auf gleichen Fuß gestellt, werden zusammen erzogen und dürfen ihre Religion beibehalten, wenn der ihnen erteilte christliche Religionsunterricht nicht ein freiwilliges Verlangen nach Gottes Gnade erweckt. Cornelia Sorabji, eine der vielen Töchter, ist ein wahres Phänomen. Sie kennt eine große Anzahl Sprachen, das Sanskrit, Latein und Hebräisch mit inbegriffen, und verfolgt mit dem Verständnis eines Philologen die Völkerwanderung. Die englische Regierung hat ihr wiederholt eine Professur am Gugerat College in Ahmedabad anbieten lassen. Das erste Anerbieten schlug sie aus, um ihrem Beruf der Mädchenerziehung nicht untreu zu werden, beim zweiten besann sie sich eines andern. „Ich nehme das Anerbieten an,“ schrieb sie, „weil es vielleicht heilsam ist, daß Lernende des männlichen Geschlechts sich daran gewöhnen, von einer Frau zu lernen; das könnte zu einer Meinungsänderung beitragen und ihnen für mein Geschlecht eine Achtung einflößen, die möglicherweise das Vorspiel zu dessen Befreiung werden könnte.“

Nennenswert sind ferner Maharani aus Kuch-Behar, die weniger durch Gelehrsamkeit als durch Geist, Charakter und Gesinnung hervorragende Tochter des gelehrten Keshub Shunder Sen, des Oberhauptes des Brahmo-Somaï, und Gemahlin eines regierenden Fürsten; die fünf Schwestern der Cornelia Sorabji und endlich die leider im Alter von 20 Jahren einem Lungenleiden erlegene, talentvolle Dichterin Toru Dutt, die französisch und englisch wie in ihrer Muttersprache schrieb. Im Jahre 1871 mit ihrem Vater nach Paris gekommen, hat sie das nationale Unglück Frankreichs in Versen besungen, die geschrieben zu haben ein Franzose sich zur Ehre anrechnen dürfte. Einen so kühnen, großen Zug finden wir vielleicht kaum bei einem unserer zeitgenössischen Dichter, und kaum je hat ein junges Mädchen ein ähnliches Verständnis für die großen Fragen gezeigt.

Wir haben wohl mit der Behauptung, daß unter der Königin Victoria in Indien eine Frauenbewegung ihren Anfang genommen hat, die günstig fortschreiten muß, nicht zu viel gesagt. Jetzt schon giebt es unter den Bengalesen Männer, die unter dem Einfluß englischer Bildung fast zu Engländern geworden sind. In zwei Jahrzehnten werden Frauen in die europäische Gesellschaft Eingang finden, europäische Sitten und die christliche Religion annehmen und das Befreiungswerk ihrer Schwestern sowie ihres Landes beginnen.



Eine Berliner „Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen und deren Säuglinge".

Von

E. Bely.

Nachdruck verboten.

Ob die „glücklichen Mütter" in auskömmlichen Verhältnissen, wenn sie sich an dem Gedeihen ihrer rosigen Kinder freuen, ob die „gestrengen Hausfrauen", wenn sie ein Dienstmädchen fortschicken, das der Mutterschaft entgegen sieht, sich wohl einmal fragen, was aus den armen Frauen und ihren Säuglingen wird, die neun Tage nach der Entbindung die Charité oder die Universitäts-Frauen-Klinik verlassen müssen? Da stehen zahllose arme Geschöpfe mit ihrem Kinde auf dem Arm buchstäblich auf der Straße, die Frage: Wohin? auf den Lippen.

Fast nicht eine ist bis zuletzt imstande gewesen zu arbeiten oder hat ein Obdach gefunden, für das sie nicht ihre kleinen Ersparnisse angreifen mußte. Körperlich entkräftet durch alles, was vorangegangen, bedrückt von der qualvollen Sorge, wo das Kind lassen, wenn die Frist um ist, wo eine Stelle, eine Pflegefrau finden, was Wunder, wenn manch eine das Unwillkommene mit gehässigen Blicken ansieht. Nur vereinzelte Fälle sind es, in denen im Getriebe der Großstadt ein Vater sich um die kümmert, deren Fehltritt ihr, nicht ihm angerechnet wird. Siechtum, Verlorengehn für's ganze Leben, wenn nicht gar „Mord" bilden die Resultate dieser grenzenlosen, herzerbarmenden Verlassenheit. Eine Pflegefrau will Geld sehen, oder sichere Garantie haben, daß die Mutter eine Stellung antritt und abzahlen kann; selbst um im Asyl Obdach zu erhalten, sind Formalitäten zu erfüllen, muß man sich nach den Sprechstunden des Armenkommissars richten. Und da steht manches im Strudel und in der Gemeinheit der Großstadt gestrauchelte Geschöpf mit schwachem Kopf und mattem Körper — für sich selber hat es kaum den Lebenskampf führen können, nun ist da ein neues Leben, das mit wimmernden Tönen um sein Recht am Dasein schreit.

Dies alles sich klar machen, heißt der Menschheit größten Jammer verstehen. Und eine Vereinigung thatkräftiger Männer und Frauen hat das gethan, und so entstand in der Blumenstraße eine „Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen und deren Säuglinge", ein Verein, dem sich schon zahlreiche Mitglieder angeschlossen haben. Zwölf Vorstandsmitglieder, Herren und Damen, vertreten seine Interessen. Vorsitzende ist Frau Bianca Israel, eine junge Mutter mit blühenden Kindern.

Die Fürsorge geschieht den Statuten entsprechend in der Weise, daß die bedürftigen Wöchnerinnen nebst ihren neugeborenen Kindern in die Unterkunftsstelle aufgenommen und dort während eines Zeitraums, der gewöhnlich zwei Wochen nicht übersteigen soll, verpflegt werden. Daß ferner während dieser Zeit alles geschieht, was erforderlich ist, um den Wöchnerinnen ein späteres Fortkommen und die Sorge für ihre Neugeborenen zu erleichtern; insbesondere Arbeitsvermittlung und Verhandlung mit etwa unterstützungspflichtigen Personen oder Kassen, sowie mit Gerichten oder andern Behörden.

Natürlich hat der Verein bescheiden begonnen — er besteht seit Oktober 1899. — Erst konnte nur fünf Personen mit ihren Kindern Unterkunft gegeben werden, dann stieg die Zahl auf zwölf, und binnen Jahresfrist fanden 145 junge Wöchnerinnen Aufnahme.

Helle, luftige Räume mit je ein paar Betten, zu deren Füßen die Kinderwagen stehn; praktische Möbel und Waschtische, alles von Sauberkeit blitzend; die „Conveusen" fehlen auch nicht und werden oft gebraucht. Sämtliche Unterkünftlerinnen tragen die Haustracht.

Eine Oberin, die gelernte Hebamme ist, unterrichtet die Mütter in der Kinderwartung und Pflege. Die Fürsorge des Arztes, des Herrn Dr. Neumann ist die allersorgsamste. Aus den oft kümmerlichen kleinen Wesen entwickeln sich so kräftige Kinder. Einfache, angemessene Nahrung hilft den Müttern zur Kräftigung. Sie müssen sich wohl fühlen, hier in der freundlichen Behandlung, in Licht und Luft und Sauberkeit, unter der Obhut, die jeder einzelnen ihr trauriges Schicksal besser zu gestalten sich müht. Und eine der Vorstandsdamen mag mit ihrer Bemerkung nur zu sehr recht haben: „So erholen sich die Mütter zusehends bei uns und sind glücklich, geborgen zu sein. Für viele mögen diese Wochen die Lichtblicke ihres Lebens sein."

Einer der Damen liegt es ob, in der Charité und der Universitätsfrauenklinik Erkundigungen einzuziehen und mittellose Mütter, die noch der Kräftigung bedürfen, nach den neun Tagen in die Unterkunftsstelle zu überführen. Natürlich haben die Aufzunehmenden die einzelnen Fragen, die in ihrem Interesse gestellt werden, zu beantworten. Der Vorstand versucht, die Väter der Kinder — leider allerdings meist vergeblich — auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen, man macht Eingaben zur Bewilligung von Zuschüssen bei der ständigen Armenkommission und sucht den Müttern so schnell wie möglich Vormünder zu verschaffen. Der zuständige Waisenrat steht helfend zur Seite, um eventuell gerichtliche Schritte einleiten zu können. Man setzt sich auch oft selbst mit dem Gericht in Verbindung. Den Müttern werden von den Vorstandsdamen gute Stellungen verschafft, für die Kinder sieht man nach Pflegefrauen aus, und man ist froh, daß der Verein „Kinderschutz" eine Anzahl der Kinder aufgenommen hat.

Bei sechs Müttern thaten die Väter ihre Pflicht und heirateten sie. Ihrer Lebensstellung nach sind die Mütter Dienstmädchen, Arbeiterinnen, Handlungsgehilfinnen und Krankenpflegerinnen; ein paar eheverlassene Frauen und einige, die von ihren Männern nicht ernährt werden konnten, kommen dazu.

Manch ein Stückchen Menschentragödie umschließen die hellen Räume in der Blumenstraße in den schlichten Müttern aus dem Volke. Manch dünnes Stimmchen, das hier wimmernd erklingt, wird wohl laut noch im Leben weinen. Aber wenn auch niemand ohne tiefes Mitleid diese Räume verlassen wird, wenn auch das, was durch diesen Verein und einen andern ähnlichen geschieht, in Berlin mit dem Tropfen auf dem heißen Stein verglichen werden kann, dem ganzen Elend gegenüber — sie sind da, und sie retten doch vielleicht eine von Hunderten. Und Anregung werden sie geben für weitere Unterkunftsgründungen, hier und dort, vielleicht auch einmal in einflußreicheren Kreisen, dieser Art Elends zu gedenken. Mit gleichem Maße mißt ja freilich unsere Zeit den Verführer und die Verführte nicht; einstweilen sich aber um die Opfer kümmern, sollte heiligste Pflicht werden.

Gedenkblatt.

Noch einmal meinen Kopf an Deine Schultern legen —
Noch einmal lauschen Deines Herzens Schlägen,
Still Deiner Stimme lauschen, wenn sie leise
Mir Liebes spricht in süßgewohnter Weise —
Dann beide Augen schließen, selig wähnen
Durch alle Zeit dürft' so das Glück sich dehnen.

Elsbeth Krukenberg.

Chemikerinnen in der Zuckerindustrie.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Wie viele Frauenberufe ihre Eröffnung dem Umstande danken, daß sich keine männlichen Arbeitskräfte mehr zur Verfügung stellten, so liegen auch der Beschäftigung von Frauen in der Zuckerindustrie ähnliche Verhältnisse zu Grunde. Schon seit einer Reihe von Jahren ist es für die Zuckerfabrikation schwierig, Chemiker zu erhalten. Teils liegt das an der Thatsache, daß diese Stellungen nur für die einige Monate währende, sogenannte Zuckercampagne dauern, und das Gehalt infolgedessen nur 12—1500 Mark beträgt, dann aber auch daran, daß die Aussicht, von diesem Posten aufwärts zu einer Direktionsstelle zu rücken, äußerst gering ist. So waren die meisten Fabriken in der üblen Lage, von einer Campagne zur anderen mit neuen Chemikern arbeiten zu müssen. Und so beschlossen viele Direktoren, diesen Mißständen abzuhelfen und den Versuch zu machen, weibliche Chemikerinnen anzustellen. Sie folgten darin dem Beispiele anderer großer Zuckerfabriken bei Halle und Jena, die schon seit Jahren ihre eigenen weiblichen Chemikerinnen ausgebildet und dabei gute Erfahrungen gemacht hatten.

Die Arbeiten in einer derartigen Stellung würden folgende sein: Das für die Fabrikation des Zuckers erforderliche Rohmaterial, Chemikalien, das Wasser ꝛc. müssen im Laboratorium genau auf ihre Bestandteile untersucht werden. Dann finden in der Campage täglich mehrere Proben des Zuckersaftes in seinen einzelnen Stadien während des Pressens statt, um den Zuckergehalt genau festzustellen. Da all diese Arbeiten im Laboratorium meist unter Aufsicht des Direktors ausgeführt werden, so kommt die Chemikerin kaum mit dem übrigen Fabrikpersonal in Berührung. Der Dienst beginnt in einer Zuckerfabrik früh 7 Uhr und dauert mit Mittagspause bis Abends 7 Uhr. Sobald der Direktor sieht, daß die Untersuchungen peinlich und exakt ausgeführt werden, ist die Stellung eine durchaus selbständige und höchst angenehme, da alle Arbeiten nicht mitten im geräuschvollen Getriebe, sondern in der Stille des Laboratoriums ausgeführt werden.

Kann die ausgebildete Chemikerin noch über kaufmännische Kenntnisse verfügen, so kann sie um so eher eine dauernde und gut bezahlte Stellung erhoffen. Größere Fabriken pflegen auch nur für die Zeit der Campagne Chemikerinnen anzustellen; dieselben beziehen ein Monatsgehalt von 100—150 Mark bei meist freier Wohnung, Licht und Heizung, haben also nur das Leben zu bestreiten; dazu kommt nach erfolgter Campagne noch eine Gratifikation von ca. 100—150 Mark. Was nun die Ausbildungsgelegenheiten zu diesem Beruf betrifft, so ist in dieser Zeitschrift schon einmal erwähnt, daß im Laboratorium der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule bereits seit einem Jahr sechswöchentliche Kurse für Frauen eröffnet worden sind. Neuerdings ist die Hauptleitung dieser Kurse in die Hand einer Frau gelegt worden, welche ihre praktischen Erfahrungen und theoretischen Kenntnisse in langjähriger Thätigkeit als Chemikerin in einer Zuckerfabrik erworben hat. Zugelassen zu den Kursen werden Frauen und Mädchen vom 19.—30. Lebensjahre. Als Eintrittsbedingung wird weiter der erfolgreiche Besuch einer höheren Mädchenschulanstalt oder sonst der Nachweis einer guten Allgemeinbildung verlangt. Jedenfalls sind tüchtige Vorkenntnisse im Rechnen und scharfe gesunde Augen zu diesem Berufe erforderlich. Die kurze Dauer des Berliner Kursus hat allerdings in Bezug auf die Gründlichkeit der Ausbildung und die an so geringe Kenntnisse geknüpften Aussichten ihre Bedenken. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß jetzt der Versuch einer gründlicheren Vorbildung gemacht ist. In Halle a./S. hat sich nun die erste Fachschule für Chemikerinnen in der Zuckerindustrie unter der Leitung von Herrn Dr. Georg Schneider aufgethan, und zwar bildet sie ihre Schülerinnen in einem dreimonatlichen Kursus aus. Es ist auch die Ansicht der Sachverständigen, daß trotz der Beschränkung des Gebiets mindestens ein viermonatlicher Kursus dazu gehört, um sich einerseits die theoretischen Fachkenntnisse auf einem den meisten Frauen noch

ziemlich fremden Gebiete zu verschaffen, um andrerseits die nötige Übung, die sichere Hand, die gewandten Handhabungen beim Experimentieren im Laboratorium zu erwerben.

Durch die vielfachen Beziehungen, die der Leiter der halliſchen Kurse mit Zuckerfabrikdirektoren hat, ist zu erhoffen, daß nach erfolgter Ausbildung sofort Anstellung in Aussicht steht.

Der Lehrplan der Fachschule ist folgender: Der erste Kursus datiert vom 15. Januar bis zum 15. Mai, der zweite soll Anfang April beginnen, wenn sich eine genügende Anzahl von Schülerinnen findet.

Das Honorar ist im voraus zu entrichten und beträgt für den Kursus 300 Mark (incl. Utensilien).

Der Unterricht umfaßt:

I.

Allgemeine Chemie.

II.

Analytische Chemie.

III.

Zuckerrübenbau, Gewinnung des Zuckers und Erläuterung der chemischen Eigenschaften desselben.

IV.

Physik, Einführung in die Grundlehren derselben, Mechanik.

V.

Maschinenkunde und Kesselanlagen.

VI.

Buchführung, Kontorwissenschaften und Versicherungsgesetze (Fakultativ).

VII.

Praktische Arbeiten im Laboratorium.

Die für die einzelnen Gegenstände angesetzten Stunden verteilen sich wie folgt:

1.	Allgemeine Chemie . . .	4	Std. wöchentlich
2.	Analytische Chemie . . .	2	„ „
3.	Zuckerrübenbau, Gewinnung des Zuckers und Erläuterung der chemischen Eigenschaften desselben	4	„ „
4.	Physik und Mechanik . .	2	„ „
5.	Maschinenkunde und Kessel-Anlagen	2	„ „
6.	Buchführung, Kontorwissenschaften und Versicherungs-Gesetze (Fakultativ) . . .	4	„ „
7.	Praktische Arbeiten im Laboratorium	18	„ „
		36	Std. wöchentlich.

Anmeldungen und Bitten um nähere Auskunft sind zu richten an Herrn Dr. G. Schneider, Halle (S.), Gr. Ulrichstr. 51.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die bekannte Anklage gegen Frl. Dr. med. Franziska Tiburtius** wegen Führung falschen Titels, die ein Anonymus bei der Staatsanwaltschaft eingereicht hatte, hat, wie zu erwarten war, durch ein freisprechendes Urteil ihre Erledigung gefunden. An die Blätter zur Bekämpfung des Kurpfuschertums, in denen s. Z. Herr Dr. med. Koßmann die weiblichen Ärzte als Kurpfuscher bezeichnet hatte, sandte Frl. Dr. med. Tiburtius folgenden Brief, der am 1. März dort erscheinen soll:

Berlin, 7. II. 1901.

Sehr geehrter Herr!

Am 28. November vorigen Jahres hatte ich mich auf eine anonyme Denunziation hin vor dem Schöffengericht in Moabit zu verantworten, da, wie es in der Anklageschrift heißt „durch die Bezeichnung Dr. med., bezw. Dr. med. der Universität Zürich" — so steht auf meinem Straßenschild — „der Glaube erweckt werden könnte, ich sei eine geprüfte Medizinalperson!" — Es erfolgte Freisprechung. In dem mir vor einigen Tagen zugegangenen Urteil heißt es:

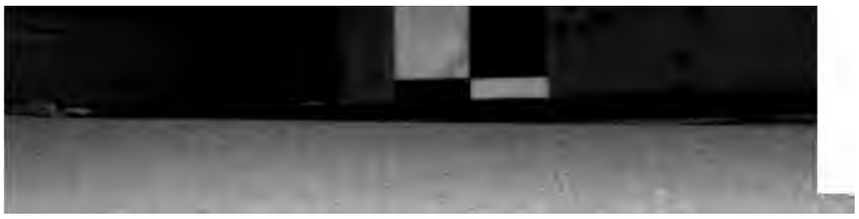
„Die Angeklagte ist im Adreßbuch für Berlin im Bande I als ‚Dr. med., für Frauen und Kinder', und im Bande II unter der Rubrik ‚Ärztinnen, in Deutschland nicht approbiert' aufgeführt. Ein anonymer Denunziant hat daran Anstoß genommen, und ist auf seine Anregung hin diese Anklage erhoben."

„Ferner befindet sich an dem Hause der Angeklagten ein Straßenschild mit der Aufschrift: Franziska Tiburtius, Dr. med. der Universität Zürich."

„Die Angeklagte ist nun aber, wie sie durch Vorlegung des betreffenden Diploms der Universität Zürich nachgewiesen hat, von dieser zum Doktor der Medizin ernannt worden und daher auch zweifellos zur Führung dieses Doktortitels berechtigt. Man kann ihr daher nicht den Vorwurf machen, daß sie sich einen ihr nicht gebührenden Titel ‚beigelegt' habe."

„Ferner ist Gewicht darauf zu legen, daß sie unter diesem Titel ca. 25 Jahre lang die ärztliche Praxis hierselbst unbeanstandet seitens Polizei und Gericht ausgeübt hat."

„Endlich sagt auch das Adreßbuch, dessen beide Teile als ein organisches Ganzes aufzufassen ist, und deren einschlägige Angaben stets nur auf Grund eigener Erklärungen der dort Aufgeführten gemacht werden, nichts anderes, als was wahre Thatsache ist. Und aus der Schild Aufschrift geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Angeklagte nicht die



Absicht gehabt hat, das Publikum über ihre Nicht approbation in Deutschland zu täuschen. Im Adreßkalender steht ausdrücklich in Band II über ihrem Namen, daß sie in Deutschland nicht approbiert ist, und beruht, wie erwähnt, diese Mitteilung auf eigener Angabe der Angeklagten."

„Diese hat nach alledem nicht absichtlich versucht, das Publikum über ihre ärztliche Stellung in Deutschland zu täuschen. Man kann auch nicht behaupten, daß sie hierbei etwa fahrlässig gehandelt habe, denn sie mußte mit dem Normalmenschen, d. h. dem Durchschnittsmenschen aus dem Publikum rechnen, und solche wissen sehr wohl einen Unterschied zwischen hier staatlich geprüften einerseits, und im Auslande geprüften und hier nicht approbierten Medizinalpersonen zu machen, ferner zwischen bloßen Doktoren und staatlich geprüften Ärzten."

Bezugnehmend auf einen in Ihrer Zeitschrift am 1. Juli vorigen Jahres erschienenen Aufsatz des Herrn Professor Dr. Koßmann, der die gleichen Anklagen gegen die weiblichen Ärzte enthält und speziell auch meine Angaben im Adreßbuch einer abfälligen Kritik unterzieht, erlaube ich mir, Ihnen diese Mitteilungen zu machen, mit der Bitte, den Brief in extenso in Ihrer Zeitschrift zu veröffentlichen.

Hochachtungsvoll!

Franziska Tiburtius,
Dr. med. d. Univ. Zürich.

* **Die Kostümschneiderei und die Gefahren der Haus- und Heimarbeit für Konsumenten und Arbeiter** behandelte ein Vortrag, den Herr Erich Stoboy am 14. Februar in einer Versammlung des Berliner Frauenvereins hielt. In sachkundiger und ergreifender Weise schildert er die Bestrebungen der Kostümschneider und -Schneiderinnen, den Versuchen der Arbeitgeber entgegenzuarbeiten, die auch für diese Branche die Hausindustrie und Heimarbeit mehr und mehr einführen wollen. Die verhältnismäßig günstigen Lohnbedingungen, die die Arbeiter dieses früher sehr hochstehenden Gewerbes sich unter schweren Kämpfen zu wahren gesucht haben, sollen nun im Interesse des Arbeitgeberverbandes, an dessen Spitze der Inhaber der bekannten Firma B. Mannheimer, Herr Ferdinand Mannheimer, steht, dadurch verkürzt werden, daß die Betriebswerkstätten eingeschränkt und der Heimarbeit ein breiterer Raum gegeben werden soll. Die Folge dieser Maßregel bedeutet für die Arbeiterin neben dem geringeren Lohn unbegrenzte Arbeitszeit, schlechtere Arbeitsbedingungen und die völlige Unmöglichkeit, von den Organisationsversuchen erreicht zu werden. Für die Käuferinnen bedeutet aber die Herstellung der Kostüme in der Wohnung der Arbeiterin eine schwere gesundheitliche Gefahr, werden doch zahlreiche Krankheiten aus dem Heim der Arbeiterin, das zugleich ihre Arbeitsstätte, Schlaf- und Kochraum und der Aufenthalt ihrer Kinder ist, durch die dort angefertigten Kleidungsstücke auf deren Käuferinnen und ihre Familien übertragen! Der Aufforderung des Redners, die er im Namen der Kostümschneider und -Schneiderinnen Berlins, deren Gewerkschaft er angehört, an die Versammlung richtete, nicht bei den Firmen zu kaufen, die sich an der Bewegung zur Einführung der Hausindustrie beteiligen, folgte eine außerordentlich lebhafte Diskussion. Zu starken Meinungsverschiedenheiten führte die Frage, was die Regierung zur Beseitigung der Hausindustrie und Heimarbeit thun könne, und in wieweit die Arbeiterinnen dieser Betriebsarten organisationsfähig seien. Frl. Mellien, Dr. Wilbrandt, Frau Gnauck-Kühne, Frl. Helene Lange, Frl. Behm, Herr Möbius, Fr. Plothow, Frl. Salomon erörterten die bisherigen ausländischen Versuche auf diesem Gebiet, Gesetze zur Einschränkung der Hausindustrie, obligatorische Einigungsämter und dergl. Einige Rednerinnen sprachen sich gegen die Einschränkung der Heimarbeit aus, um den Kindern die Pflege der Mutter nicht zu entziehen. Vor andern wurde dieser Standpunkt energisch bekämpft, weil bei den traurigen Verhältnissen in der Hausindustrie von mütterlicher Pflege und Erziehung überhaupt nicht die Rede sein kann. Auch der Referent hob in seinem Schlußwort hervor, wie für ihn die Erziehung im Waisenhaus geradezu ein Segen gewesen sei, im Vergleich zu den Verhältnissen, die er vorher im Haus seiner Mutter, die sich als Heimarbeiterin durchzubringen versuchte, kennen gelernt hatte. Diese ergreifenden Worte des Redners dürften auch den Anhängern der Heimarbeit, die der Versammlung beiwohnten, manches zu denken geben. Es wurde denn auch einstimmig von der Versammlung folgende Resolution angenommen:

„Die am 14. Februar 1901 tagende Versammlung des Berliner Frauenvereins verpflichtet sich, nach Kräften dafür einzutreten, daß innerhalb der Berliner Kostümschneiderei Betriebswerkstätten eingerichtet werden."

Zur Ausführung des Beschlusses wurde eine Kommission gewählt, die in Gemeinschaft mit dem Vertreter der Kostümschneider und -Schneiderinnen über Maßnahmen beraten soll, um nach Art der amerikanischen Konsumentenvereine weiße Listen der empfehlenswerten Firmen in Berlin zu verbreiten. Auf diese Weise wird

sich allen Frauen Berlins die Gelegenheit bieten, eine Bewegung der Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich gegen Verschlechterung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen richtet, in wirksamer Weise zu unterstützen und einen Druck auf die Arbeitgeber auszuüben. Die sehr zahlreich anwesenden Vertreterinnen anderer Vereine bewiesen ein so lebhaftes Interesse an der sich lang ausdehnenden Diskussion, daß eine rege Beteiligung weiter Frauenkreise für die Bewegung wohl zu erwarten ist.

A. S.

* **Zwei große Frauenversammlungen** haben vor kurzem in Berlin stattgefunden. Die erste, die am 5. Februar im Berliner Rathaus abgehalten wurde, war einberufen durch Hanna Bieber-Böhm, H. Gädke, Hedwig Heyl, Elisabeth Kaselowsky, E. Kujack, Helene Lange, Marie Mellien, Lina Morgenstern, Sera Proelß, Alice Salomon, Elisabeth Schneider, Dr. Henriette Tiburtius, die zugleich eine stattliche Anzahl von Berliner Frauenvereinen repräsentierten. Die Versammlung beschäftigte sich mit der Frage: Was haben die Frauen zum Fall Sternberg zu sagen? Die wichtige Frage des Kinderschutzes und der Kinderfürsorge, eine der wichtigsten, die unsere Zeit kennt, wurde durch die Rednerinnen des Abends: Frau Morgenstern, Frau Hedwig Heyl, Frl. Elisabeth Mießner, Frl. Dr. med. Springer, Frl. Marie Mellien, Frau Sera Proelß und Frau Bieber-Böhm vom Standpunkt der Mutter, Lehrerin, Ärztin, sowie vom Standpunkte der Gefangenenfürsorge und der Waisenpflege erörtert. Die Teilnahme des Publikums erwies sich als so groß, daß Hunderte von Bitten um Einlaßkarten unbeachtet bleiben mußten. Am 17. Februar hat daher eine Wiederholung der Versammlung stattgefunden, wiederum unter sehr lebhafter Beteiligung. —

Die zweite Versammlung fand am 10. Februar im Industriegebäude (Beuthstr.) statt. Sie war einberufen von der Vorsitzenden des Vereins „Frauenrecht", Frl. Else Lüders, und galt dem Protest gegen die Ungerechtigkeiten der einzelstaatlichen Vereinsgesetze. Als Referentinnen sprachen Frl. Lischnewska, Frl. Arnold (namens der Handlungsgehilfinnen), Frau von Decker, Freifrau von Ketelhodt (Rudolstadt), Frl. Schneider (namens des Vereins preußischer Volksschullehrerinnen), Frl. Dr. Anita Augspurg, Frau Eysoldt, Frl. Heymann (Hamburg). Zum Schluß wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Die am 10. Februar 1901 im Industriegebäude in Berlin tagende öffentliche Versammlung erklärt die in mehreren deutschen Bundesstaaten noch herrschenden Beschränkungen der Frauen im Vereinsrechte für überlebt, unhaltbar und unvereinbar mit der Stellung und den Aufgaben der Frau im zwanzigsten Jahrhundert.

Die Versammlung fordert nach Artikel IV, 16 der Reichsverfassung ein einheitliches Vereinsgesetz für das ganze Reich, in welchem für Männer und Frauen volle und unbeschränkte Vereins- und Versammlungsfreiheit garantiert wird. Es ist unwürdig, die Bürger des deutschen Reiches unter dem Drucke einer politischen Unmündigkeit zu halten, welche die Angehörigen stammverwandter Völker, wie z. B. Englands, der Schweiz, zum Heile ihrer Staatsentwicklung nicht kennen!"

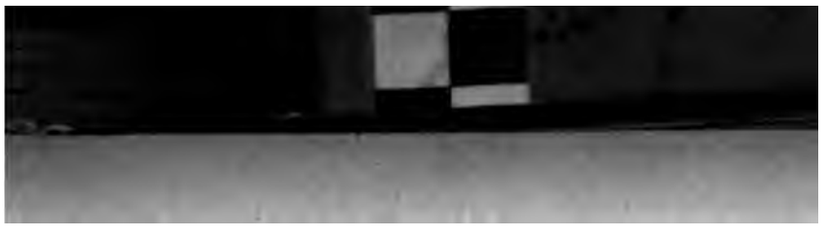
Bekanntlich war die Aufnahme, welche die im vorigen Jahre eingereichte Petition des Bundes deutscher Frauenvereine um volles Vereins- und Versammlungsrecht fand, eine sehr günstige, so daß zu hoffen steht, daß wenigstens diese unerträglichste Beschränkung der Frauen im deutschen Reich in absehbarer Zeit beseitigt werden wird.

* **Frl. Dr. Franziska Tiburtius** wurde am 16. Februar, dem Jubiläumstage ihrer Doktorpromotion, von einer Anzahl von Freunden, Verehrerinnen und Patienten ein Fonds zu einer **Franziska Tiburtius-Stiftung** überreicht, der dazu dienen soll, noch mehr Möglichkeiten zur Aufnahme unbemittelter Patientinnen in der Pflegestation des Berliner Frauenvereins zu schaffen. Eine von Frl. v. Winterfeld künstlerisch ausgeführte Stiftungsurkunde wurde der Jubilarin mit einer kurzen Ansprache überreicht. Daß außerdem zahlreiche Kundgebungen von Dank und Verehrung den Tag ausfüllten, ist bei der großen Beliebtheit unserer ersten Ärztin selbstverständlich.

* **Ein Jubiläum als Waisenpflegerin** feierte Frau Pauline Seiler, die 25 Jahre lang dies Amt im Ehrendienst der Stadt Berlin bekleidete. In einer Adresse, die ihr von der städtischen Waisenverwaltung überreicht wurde, ist ihrer Arbeit mit folgenden Worten gedacht: „Sie haben diese schwierige Wirksamkeit zu einer Zeit übernommen, als die Frauen Berlins im allgemeinen in dieser Beziehung noch die größte Zurückhaltung übten. In ausdauernder Thätigkeit haben Sie in dieser langen Zeit gezeigt, was eine Frau grade auf diesem Gebiet werkthätiger Nächstenliebe zu leisten vermag."

* **Die von Fräulein Dr. Elvira Castner** geleitete **Gartenbauschule** zu Marienfelde b. Berlin, die in unserer Zeitschrift schon mehrfach anerkennende Besprechungen erfahren hat, eröffnet zum April einen neuen Kursus.

* **Die Ausbildung der Wochenpflegerinnen** ist Gegenstand einer Verfügung des Kultusministers. Es wird darin angeordnet, daß für die Ausbildung



der Wochenpflegerinnen mehr geschehen soll und den Ärzten empfohlen, darauf hinzuwirken, daß die Hilfsthätigkeit der Hebammen in der Geburtshilfe nicht eingeengt werde. Hebammen und Wochenpflegerinnen sollen nebeneinander wirken; den Wochenpflegerinnen soll aber nicht, um nicht eine Art untergeordneter Hebammen aus ihnen zu machen, die Verpflichtung zu einer staatlichen Prüfung auferlegt werden. In der Ministerialverfügung heißt es:

„Die Hebamme ist vermöge ihrer Vorbildung und praktischen Erfahrung im Stande, falls der Arzt die Kreißende anderer Berufspflichten wegen vorübergehend verlassen muß, gefahrdrohende Ereignisse rechtzeitig zu erkennen und die oft erforderlichen sofortigen Maßnahmen anzuordnen. Ihr Ersatz durch die sogen. Erstwärterinnen kann als ein vollgiltiger nach keiner Richtung gelten und birgt unter Umständen eine Gefährdung der Kreißenden in sich, selbst wenn die Pflegerin nebenbei auch etwas vom Geburtsverlaufe, wie der Entwurf vorschlägt, gelernt haben sollte. Die Ärzte haben hiernach alle Veranlassung, auf die Zuziehung von Hebammen bei den von ihnen geleiteten Geburten zu dringen und das unberechtigte Vorurteil gegen die Hebammen in den Kreisen der Bevölkerung, welche nach Angabe des ärztlichen Lesevereins zur Zeit von der Zuziehung der Hebamme neben dem Arzte nichts wissen wollen, zu bekämpfen. Eine Besserung in dieser Beziehung ist neben der Aufklärung des Publikums auch dann zu erhoffen, wenn der ärztliche Leseverein nach dem Vorgange mehrerer ärztlichen Vereine im Regierungsbezirk Düsseldorf seine Mitglieder verpflichten würde, die Leitung von Geburtsfällen ohne Zuziehung einer Hebamme fernerhin nicht mehr zu übernehmen. Der beklagenswerten Verdrängung der Hebammen aus den wohlhabenden Familien dürfte alsdann bald ein Ziel gesetzt sein und die Hebamme auch in jenen Kreisen wieder als die sachkundige, berufene Helferin angesehen werden, wie sie es sonst überall und anscheinend bisher unbestritten auch dort in der minder wohlhabenden Bevölkerung ist." Die Hebung der fachlichen Ausbildung der Wochenpflegerinnen will der Minister zur Sache der Frauenvereine gemacht wissen. Die Ausbildung soll in geburtshilflichen Anstalten und Wöchnerinnenasylen erfolgen und zwei bis drei Monate dauern.

* **Für die größere Konsolidierung unserer Gymnasialkurse** ist es ein gutes Zeichen, daß sowohl in Berlin als in Stuttgart Pensionate eingerichtet werden, in denen die Schülerinnen der Kurse Unterkunft finden. In Berlin wird Fräulein Lucie Hermann, die lange Jahre als Lehrerin an den Kursen thätig war, ein Pensionat errichten, das in erster Linie für die Schülerinnen der Kurse bestimmt ist, aber auch andere studierende Damen aufnimmt. Das Pensionat wird zu Ostern d. J. in Berlin S.W., Großbeerenstr. 9, eröffnet werden. Um nähere Auskunft wolle man sich noch an die jetzige Adresse von Fräulein Hermann, Berlin W., Blumenthalstr. 18 III, wenden. — Die besten Empfehlungen durch bekannte Persönlichkeiten inner halb und außerhalb des Kuratoriums stehen dem Unternehmen zur Seite.

Zum gleichen Termin wird unter der Voraussetzung einer hinreichenden Zahl von Anmeldungen Frau Anna von Gottberg in Stuttgart, Folkertstr. 39 II (Sprechstunde von 10—11 Uhr Vorm.), ein Internat für die Schülerinnen des dortigen Mädchengymnasiums eröffnen. Es sind zu diesem Zweck im Hause des Gymnasiums, Urbanstr. 42, freundliche Räume in Aussicht gestellt worden. Der Plan dazu wurde noch mit der leider so früh verstorbenen bisherigen Leiterin der Kurse, Frau Schwend-Ürküll, eingehend besprochen. Der Pensionspreis beträgt 900 Mark jährlich, doch ist ev. eine Ermäßigung nicht ausgeschlossen.

* Betreffend **die Zulassung von Frauen an der Universität Straßburg** ist durch Erlaß des Statthalters vom 28. Januar genehmigt worden, daß folgende, vom Senat der Universität unter dem 31. Juli vorigen Jahres beschlossenen Bestimmungen in Kraft treten:

„Unbeschadet des Rechtes jedes einzelnen Dozenten, Frauen zu seinen Vorlesungen zuzulassen oder abzuweisen, können Frauen, die entweder an einem deutschen Gymnasium oder Realgymnasium oder einer deutschen Oberrealschule die Reifeprüfung bestanden oder, soweit es sich um Vorlesungen innerhalb der philosophischen und der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät handelt, die Lehrbefähigung für eine deutsche höhere Mädchenschule erworben haben, durch den Rektor Hospitantenbücher zum An- und Abmelden der Vorlesungen, sowie beim Abgang amtliche Bescheinigungen über die gehörten Vorlesungen erhalten." Durch diese neuen Bestimmungen bleibt das bisher schon geübte Verfahren in der Hauptsache unverändert: Jeder einzelne Dozent kann nach völlig freiem Ermessen Frauen zu seinen Vorlesungen zulassen oder es ihnen allgemein oder im einzelnen Falle verwehren. Dagegen sind jetzt thatsächlich zwei verschiedene Kategorien von Hospitantinnen geschaffen, je nachdem die zugelassenen Frauen den männlichen Studenten gegenüber gleichwertige Vorbildung besitzen oder nicht; für die ersteren bedeutet die Erteilung von Hospitantenbüchern und von besonderen Bescheinigungen über die gehörten Vorlesungen eine den immatrikulierten Studenten ähnliche Stellung. Daß ihnen damit gleichzeitig auch für späterhin, wenn sie sich um Zulassung zu den betreffenden staatlichen oder akademischen Prüfungen bewerben wollen, der Nachweis über die hier zugebrachte Studienzeit sehr wesentlich erleichtert und vereinfacht wird, wird zweifellos von den beteiligten Damen sehr dankbar empfunden werden.

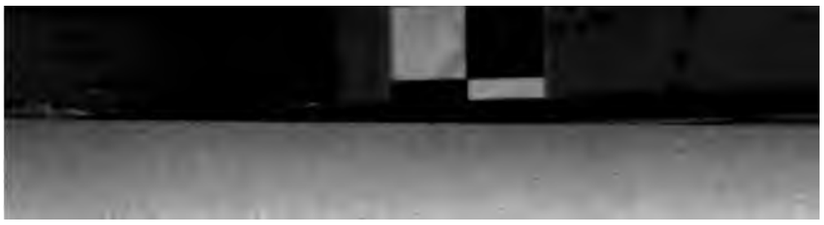
* **Die Abteilung Frankfurt a. M. des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium** veranstaltete in Gemeinschaft mit der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und dem Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen am 14. Januar einen

Diskussionsabend über: „die höhere Mädchenschule", und zwar speziell über die Fragen: I. Was ist die Gesamtaufgabe der höheren Mädchenschule? und II. Ist es wünschenswert, daß der zukünftige Lehrplan der höheren Mädchenschule, abgesehen vom Unterricht der Muttersprache, vorwiegend eine Verbindung von Fächern (z. B. Fremdsprachen und Geschichte oder Mathematik und Naturwissenschaft) betont? In der Erörterung der ersten Frage wurde der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Naturanlage des weiblichen Geschlechts keinen von der Knabenerziehung verschiedenen Bildungsgang und kein anderes Bildungsziel fordert und rechtfertigt. Die Aufgabe der höheren Mädchenschule muß sein, die Mädchen zu denkenden, selbständigen Persönlichkeiten heranzubilden. Wiederholt wurde die Forderung laut, die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer bedeutend mehr als bisher in den höheren Mädchenschulen zu berücksichtigen. — Um eine gründliche Aus- und Durchbildung zu erreichen, müßte der Besuch der höheren Mädchenschule auf 12 Jahre ausgedehnt werden. Die Ansichten über die Organisation dieser 12 Jahreskurse umfassenden höheren Mädchenschule waren geteilt; die einen dachten sie als eine 9klassige Schule mit 3jährigem Aufbau, die andern als einen von unten auf für diese verlängerte Schulzeit organisierten Bau. Mit diesen Wünschen und Ansichten stand in engem Zusammenhang die Beantwortung der zweiten Frage (s. oben). Der größte Teil der Versammlung stimmte einer Trennung der höheren Mädchenschule in zwei Kategorien zu. Voraussetzung wäre ein gemeinsamer Unterbau, etwa vom 12. Jahre ab hätte die Gabelung einzutreten. Gemeinschaftlich wären für beide Schulen die sogenannten ethischen Fächer, Religion, Deutsch, Geschichte, diese würden den Kern des Unterrichts bilden, das Unterschiedliche würde sein, daß in der einen Art höherer Mädchenschule die mathematisch-naturwissenschaftlichen, in der andern dagegen die fremdsprachlichen Fächer (i. e. die sprachlich-historischen Fächer) mit besonderem Nachdruck getrieben würden. Der Verein hofft, daß eine solche Klärung der Ansichten dazu beitragen werde, die so ungemein wichtige Frage nach der Art des Unterrichts und der Erziehung des weiblichen Geschlechts ihrer Lösung etwas näher zu führen.

* **Die Höhere Handelsschule für Mädchen in Köln** ist ein Fortschritt in der Entwicklung des weiblichen Bildungswesens, der sehr freudig zu begrüßen ist. Die Schule hat das Programm der besten unter den bereits bestehenden Handelsschulen für Mädchen den inzwischen gewachsenen Anforderungen entsprechend umgestaltet und erweitert. Das Programm umfaßt in seinen vier Semestern einen Bildungsstoff, der, aufgenommen und verarbeitet, die Schülerin befähigt, ohne Probezeit, ohne Volontärstelle eine besser honorierte kaufmännische Stellung zu erlangen. Um ungenügend vorgebildete Persönlichkeiten der Schule fern zu halten, ist Grundbedingung zur Aufnahme ein Bildungsgrad, welcher dem der vollendeten höheren Töchterschule entspricht. Die so eingerichtete und betriebene Schule wird als „Höhere Handelsschule" bezeichnet, um sie als eine Anstalt zu charakterisieren, welche dem gegenwärtigen Bildungs- und Erziehungsbedürfnis eines gewandten, charakter- und sittenfesten Geschäftspersonals in weitgehendstem Maße gerecht wird, und zwar im engsten Anschluß an das berufliche Leben und die damit zusammenhängenden Forderungen allgemeiner Bildung als solideste Grundlage späterer Existenz. Alles Nähere ergeben Prospekt und Schulordnung, die bei der Direktion, Klapperhof 26/28, erbeten werden können.

* Zu dem Kapitel **Internationaler Mädchenhandel** liefert die Münchener Allgemeine Zeitung ein Beispiel, das wieder einmal zeigt, welche Gefahr in dieser Beziehung das private Stellenvermittlungswesen ist.

Eine Münchener Stellenvermittlerin, der seit einiger Zeit von der hiesigen Polizei genau auf die Finger gesehen wird und die hauptsächlich Kellnerinnenstellen im Ausland vermittelt, sandte vier hiesige Mädchen nach Verviers als Kellnerinnen in ein dortiges Bierrestaurant. Die Mädchen fuhren auf ihre eigenen Kosten nach Belgien und stellten sich bei ihrer neuen Dienstherrschaft vor, mußten jedoch zur Prüfung ihrer Pässe auf das dortige Polizeikommissariat sich begeben. Dort angekommen, wurden die Papiere der Kellnerinnen geprüft, gestempelt und ihnen dann wieder zurückgestellt, zugleich aber auch ein Ausweis vorgelegt, wonach sie sich verpflichten mußten, vom Tage ihres Diensteintritts ab unter sittenpolizeiliche Kontrolle sich zu stellen. Entrüstet wiesen die Mädchen diese Zumutung zurück, worauf der Polizeibeamte einfach meinte, es sei dies so Gebrauch; alle ihre Vorgängerinnen, ebenfalls Deutsche, hätten es auch gethan. Auf eine weitere Einwendung hin erklärte der Beamte, wenn sie sich diese Kontrolle nicht gefallen ließen, würde ihnen der Eintritt in das neue Dienstverhältnis nicht gestattet, da man in solchen Lokalen Kellnerinnen ohne „Nebenbeschäftigung" nicht kenne. Als nun die Mädchen in den Gasthof zurückkehrten, um sich beim Wirte über die widerfahrene Behandlung zu beschweren, wurden sie von diesem wie von den Gästen verspottet und noch mit rohen Schimpfnamen belegt. Zwei Tage lang sperrten sich nun die vier Mädchen in ihr Zimmer ein, weil sie sich vor allenfallsigen Angriffen fürchteten und nicht wußten, welche Schritte sie thun sollten. Endlich beschlossen sie, die Heimreise anzutreten, legten ihr Bargeld zusammen und veräußerten, was entbehrlich war, worauf sie nach München zurückkehrten. Hier angekommen, machten sie sofort der Verdingerin



Vorstellungen und verlangten vollständigen Ersatz für ihre Auslagen und Versäumnisse, wogegen sie von allem anderen Abstand nehmen wollten. Da die Verdingerin sich weigerte, irgendwelche Entschädigung zu bezahlen, wendeten sich die Geschädigten an einen hiesigen Rechtsanwalt, um die Entschädigungsklagen gegen die Verdingerin anzustrengen. Zu gleicher Zeit hat die königliche Staatsanwaltschaft die Untersuchungsverhandlungen gegen die Verdingerin aufgenommen, da begründeter Verdacht besteht, daß diese Frau von der Art der Stellenvermittelung in Belgien Kenntnis gehabt und bereits früher dorthin Mädchen verdungen hat.

* **Helen Zimmern,** die durch ihre gründlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Kunstlitteratur bekannte Schriftstellerin, wirkt auch durch Vorträge über die Ergebnisse ihrer Forschungen an den berühmten Kunststätten Italiens. Als sie im Herbst 1897 zuerst in Florenz, ihrem langjährigen Wohnort, mit ihren in englischer Sprache gehaltenen und vermittelst Laterna Magica erläuterten „Lectures“ hervortrat, sicherten ihre gediegenen, direkt aus italienischen Quellen gesammelten Kenntnisse und ihre lebhafte, geistvolle Vortragsweise ihr von vornherein den Erfolg. Nach diesem ermutigenden Anfang erhielt sie aus kunstsinnigen Kreisen Englands mehrfach die Aufforderung, auch dort über altflorentinische Kunst zu sprechen, — ein Ruf, dem sie schon einige Mal folge leistete. So hielt sie erst jüngst in London am King's College einen Cyklus von sechs Vorlesungen, der zur Zeit in Florenz unter dem Protektorat des britischen Gesandten Lord Currie und seiner Gemahlin von ihr wiederholt wird. R. T. K.

* **Totenschau.** In Stuttgart starb die jugendliche Leiterin des dortigen Mädchengymnasiums, Frau Gertrud Schwend, geb. Baronesse Urküll-Gyllenband, lic. ès lettres. Die Begründung der jungen Anstalt ist ihr zu danken, und in ihren Händen lag seit den zwei Jahren des Bestehens die Leitung sowohl als eine große Anzahl von Stunden. Seit dem Herbst 1900 leitete sie außerdem die Abteilung Stuttgart des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium, die sie ins Leben gerufen hatte. Die Frauensache verliert in ihr eine begabte und begeisterte Vertreterin, die in der kurzen Zeit ihres Schaffens so zahlreiche Beweise ihrer Kraft und ihres Wollens gegeben, daß wir mit ihrem Tode die Zerstörung so mancher frohen Hoffnung für die Zukunft beklagen.

Bücherschau.

„Zwischen zwei Welten“ von G. Prellwitz. Eine Weltanschauung im dramatischen Bilde. Fünf Akte. Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehsenfeld 1901. Wie in Gertrud Prellwitz' erstem Drama „Ödipus“, so kämpfen auch hier nicht eigentlich Menschen von Fleisch und Blut, sondern die Geister in der Luft. Sie kämpfen auch nicht eigentlich über dem Schlachtfelde, das die Dichterin zum Schauplatz der Handlung macht: Byzanz zur Zeit des untergehenden Griechentums und der werdenden Kirche, sie kämpfen den Kampf des neunzehnten, des zwanzigsten Jahrhunderts. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts, dem die Dichtung als Frühlingsweihegruß dargebracht ist, harrt eine Frage der Lösung: Ob Menschenwesen sich heiligt und vollendet in stolzem, reinem, frohem Genießen, oder im Entsagen und Verzichten, in Selbstzucht und Selbstbeschränkung und Selbstverneinung. Kann der unser eigenster Gott sein, den wir nur erreichen können, wenn wir uns selbst ertöten? Sollen wir Schönheit suchen, oder giebt es etwas Höheres, dem alles, auch sie selbst, geopfert werden muß? In vornehmem Glanz steht an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, was am Anfang des vergangenen als verächtlich empfunden wurde, das Recht der Sinne. Verzicht leisten, wo man nehmen könnte, ist es feige? ist es groß?

Diese Fragen projiziert die Dichterin auf einen historischen Hintergrund. Sie findet zu ihrer Verkörperung die Gestalt des Apostata. Diese Gestalt steht jedoch als eine historische in zu scharfen Linien da, als daß man an ihr das Problem und seine Lösung durchführen könnte. So wird sie stilisiert zu Heliodor, „dem letzten Jüngling, den die müden Götter schufen, um an schmerzlich schönem Untergang sich zu weiden.“ Heliodor hat aus der reinen Schönheit der Antike seines eigenen reinen Wesens Deutung gelesen, und entrüstet wendet er sich von der Kirche, „deren matter Blick vor des natürlichen Menschendaseins glanzvoller Reinheit mißtrauisch erschrickt.“ Zur heiligen Freude will er sein Volk führen. Doch muß er einsehen, daß er auf seinem Wege, in der verdorbenen Welt, die ihn umgiebt, keine guten, heiligen Kräfte zu wecken vermag. Den wahren Weg zeigt ihm Zanthe, die Prophetin, die ihn im mystischen Erlebnis gefunden: Gott wohnt in der Welt! „Nur sich hineinleben, hineinlieben, tiefer, tiefer, mit ernster Arbeit! Das Ich dahinten lassen! Denn das Ich, das kriecht durch die lichten Räume und späht nach Nahrung und Nutzen, und sieht nur, was nah vor Augen und seufzt des Jammerthals.“ Und noch tiefere Wahrheit kündet sie ihm, eine Wahrheit, die nicht in Worte zu fassen, sondern nur im Erleben ergriffen werden kann: „im Blühen, Welken und Auferstehen feiert der schaffende Gott der Welt selig das Fest des ewigen Lebens.“ Zu diesem Erleben führt ihn sein Geschick. Der Fanatismus der an ohnmächtige Worte gefesselten Priester, die Stumpfheit und Roheit des Volkes läßt ihm nur einen Weg, sein „Heiligtum heilig zu bewahren,“ den Tod. Und so lernt er das Geheimnis des Kreuzes verstehen, so wird er ein Christ, ein Jünger des Finsteren von Nazareth, den er gehaßt hat.

Das Theoretische in dem „dramatischen Bilde“ bleibt wie im Ödipus wieder auf halbem Wege in die Wirklichkeit stecken. Und das ist verhängnisvoller als dort, denn nun besteht ein fortdauernder störender Widerspruch zwischen deutlichen historischen Angaben und einem Milieu, das im übrigen unter

die Bedingungen des: „In alten Zeiten lebte einst ein König u. s. w." gestellt ist. Und wie im Ödipus, noch mehr als im Ödipus, fehlt jede individuelle Charakteristik, ein Mangel, über den man allerdings zeitweise hinwegkommt durch die sehr lebendige Führung des Dialogs.

„Freigeboren." Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig 1901, Verlag von L. Staackmann). Spielhagens neuer Roman ist in einer Beziehung das beste Buch, das er je geschrieben: es ist innerlicher als die lange Reihe seiner früheren Schöpfungen auf dem Gebiet der Erzählungskunst. Alles Romanhafte, alles derb Handlungsmäßige ist abgestreift. Schlicht und dabei folgerichtig giebt sich die Entwicklung eines Menschen, einer Frau. Als junges Mädchen schon ist sie ein ganz selbständiger Charakter. Alles Phrasenhafte, Angelernte, Übernommene ist ihr zuwider. Sie denkt selbst; mit eigenen Augen sieht sie die Welt an; sie scheut sich nicht, Dinge zu thun, die nach der Leute Meinung für Mädchen unstatthaft sind. Früh verwaist, ist sie sich selber Richterin. Sie bewahrt das Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, auch als einer ihrer Lehrer, in dessen Haus sie lebte, sich das Leben nimmt, da sie seine Liebe nicht erwidert. Sie nimmt eine Stellung als Gesellschafterin in einem jüdischen Hause an, sie, die Freigeborene, die Adlige. Und dann will es ihr Schicksal, daß sie einem Mann der Phrase als Gattin in sein Haus folgt. Die Ehe wird unglücklich, ist es im Grunde von Anfang an, und es ist nur ein unbedeutend Mehr an Leiden, als sie erfährt, daß ihr Mann mit ihrer Schwägerin sie hintergeht. Auch sie selbst hat ihren Herzensroman inzwischen erlebt. Eine Zeit lang täuscht sie sich über die Leere ihres Daseins dadurch hinweg, daß sie eine glänzende, tonangebende Rolle in der Berliner Gesellschaft spielt. Doch hält das nicht vor. Wieder gestaltet sich ihr Leben ganz innerlich, und zu Festigkeit und Selbsttreue ringt sie sich durch. Wenn sie sich nachher trotzdem das Leben nimmt, so ist das kein Widerspruch; dieser Selbstmord bedeutet nicht Flucht, sondern ein freiwilliges Scheiden aus Verhältnissen, die unerträglich geworden sind. In Form eines Tagebuches ist der Roman geschrieben. Vorzüglich ist auch die Zeichnung einiger Nebenpersonen, vor allem das alte Kommerzienratspaar, bei dem sie als Gesellschafterin Stellung findet: selten hat Spielhagen so tief innerlich liebenswerte Gestalten geschaffen.

„Das Weiberdorf". Roman von C. Viebig. F. Fontane u. Co. Berlin 1900. „Das Weiberdorf" wird unter den sozialen Romanen der neueren Litteratur einen hervorragenden Platz beanspruchen können. Die Verfasserin führt in ein Eifeldorf, das seine Männer in die Industriebezirke Rheinlands und Westfalens entsendet, da der heimische Boden nicht Brot für alle bietet. Nur zweimal im Jahre kehren sie auf wenige Tage in die Heimat zu Frau und Kind zurück. Und nun entwickeln sich auf dem ungesunden Boden dieser Verhältnisse, einem Boden, der die Heiligung des Geschlechtslebens zur Familiengemeinschaft unmöglich macht, die niedrigsten Instinkte zu alles beherrschenden Mächten. Fraglos ist die Behandlung des Motivs kraß, an einzelnen Stellen mehr noch als das, zweifellos ist sie auch einseitig, die Menschen des Romans sind eben nichts als Geschlechtswesen. Aber die Gestaltungskraft der Künstlerin giebt dem Geschilderten das Gepräge erschütternder Wahrheit, und die in dem Buch erhobene Anklage gegen die Gesellschaft, die solche Zustände gezeitigt hat, rechtfertigt auch das von künstlerischem Standpunkt Anfechtbare bis zu einem gewissen Grade. Bis zu einem gewissen Grade — denn stellt man dies Buch in die Reihe der litterarischen Frauenproduktion unserer Tage, bedenkt man die Zahl von modernen Frauenbüchern, die dies Problem behandeln, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man es hier mit einer gewissen Absichtlichkeit zu thun hat, die vielleicht zu erklären, kaum aber zu rechtfertigen und auf jeden Fall zu bedauern ist.

„Bergauf". Gedichte von Elisabeth Gnade. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner, 1900. „Wurzeltief und wurzelecht" sind Elisabeth Gnades Gedichte, aber ihre Farben sind matt, fast verschwimmend, ihre Töne leise, fast einförmig; ihre Schönheit zart und anspruchslos. „Sieghaften Wiederhall zu erzwingen" sind sie nicht gemacht, es fehlt ihnen das Elemtare, Starke, es fehlt ihnen an Intensität und Lebensfülle. Der Ausdruck auch für tief und lebendig Empfundenes ist gedämpft, die Gedichte erzählen vom Leben, sie sind nicht das Leben selbst. Gedichte, deren Eigenart sich so wenig kräftig giebt, an so feinen, leisen Zügen nur faßbar ist, sollten nicht in so umfangreichen Sammlungen erscheinen, sie wirken dann notwendig einförmig; es hätte eine kritischere Auswahl überhaupt dem wirklich Wertvollen in der Sammlung einen stärkeren Eindruck gesichert. Die Dichterin beherrscht spielend die Form. Auch hier liegt die Schönheit mehr in Wohlklang, Weichheit, Biegsamkeit als in Kraft und Eigenart. Aber eben in dieser ihrer stillen, fast müden Art sind die Lieder persönlich wahr. Es geht eine Sehnsucht hindurch, für deren Wesen eins der Lieder besonders charakteristisch ist:

Mein Flüßchen, das vom Bergeshang
Frisch und beherzt hinunterſprang —
Wie ſchleichſt du elend jetzt und träg'
Landeinwärts deinen ſand'gen Weg.
Man ſieht's dir an: Die Müh' iſt ſchwer,
Dein Daſein freut dich ſelbſt nicht mehr.
Doch hörſt du nicht den tiefen Ton
Des großen Stroms von ferne ſchon?
Nur kurze Friſt, und deinen Lauf,
Dein Leben ſaugt der Starke auf.

„Gedichte" von Frieda Jung. Königsberg. Verlag von Gräfe und Unzer. Es geht ein erfrischender Hauch durch diese einfachen Lieder, ein Hauch wie von Wiesenblumen und tauigem Gras. Sie sind die Melodie eines schlicht, klar und warm gelebten und erfaßten Lebens, eines Lebens, das neben allem Leid, das seinen Grundton giebt, doch noch Raum hat für tiefes bescheidenes Glücklichsein und herzliches Genießen An Johanna Ambrosius erinnern die Gedichte durch die Verwandtschaft des Lebenskreises, des Schicksals, dem sie angehören, durch die Schlichtheit des Empfindens und Denkens, die sie aussprechen. Aber sie sind — das gilt besonders von denen unter der Aufschrift „Liebe" — frischer und kraftvoller, es ist doch nicht alles stille Resignation, sondern man fühlt durch das Verzichten hierdurch das ungelebte Leben stark und warm pulsieren, und da wo es noch ungebrochen zum Ausdruck kommt, ist der Ausdruck voll und unmittelbar.

„Studien zur vergleichenden Völkerkunde." Mit besonderer Berücksichtigung des Frauenlebens. Von B. Jackel. Berlin 1901. Verlag von Siegfried Cronbach. Das Buch enthält eine mit ungeheurem Fleiß zusammengestellte und von ungewöhnlicher Belesenheit zeugende Materialsammlung, und bietet so eine Menge interessanter und wenig bekannter Einzelheiten. Leider beeinträchtigt der Mangel an kritischer Sichtung und systematischer Anordnung den Wert des Buches auch für den Laien außerordentlich.

Kleine Mitteilungen.

Im Verlage von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig erscheint demnächst unter dem Titel „Mann und Frau. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwickelung" eine deutsche Ausgabe des berühmten Werkes „Women and Economics", von Charlotte Perkins-Stetson, in einzig berechtigter Übersetzung von Marie Stritt, der bekannten Vorsitzenden des Bundes deutscher Frauenvereine.

*

International Hall of Residence in Berlin. (Internationales Heim für studierende Frauen.) Alle diejenigen, die ein wissenschaftliches Gemeinschaftsleben zu schätzen wissen, wird es gewiß interessieren zu hören, daß in Berlin ein in dieser Art für Deutschland neues Unternehmen in kurzem ins Leben treten wird. Fräulein M. R. Zepler, Kantstr. 159, Berlin W., will ein internationales Heim (Hall of Residence) für Frauen eröffnen, die sich dem Studium von Kunst oder Wissenschaft berufsmäßig widmen wollen. Halls of Residence bestehen in England und Amerika schon seit einer Reihe von Jahren; die Damen erhalten nicht nur angemessene Wohnung und Verpflegung dort, sondern Auskunft, Hilfe, Rat in ihren Studienunternehmungen. Anregende und belehrende Vorträge und fröhliche Geselligkeit kürzen die Abende und bringen die Studentin in fördernden Kontakt mit Genossinnen und Lehrern.

*

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Hygiama

Leichtverdauliches Nähr- und Stärkungsmittel bei Magen- und Darmleiden, Fieber, Blutarmuth, Reconvalescenz.

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtthg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. *

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rodtenbacherstr. 16.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M. * *

Eröffnung Ostern 1901.

Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.

Frankfurt a. M., Unterlindau 17.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Drucksachen versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 130—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 10, Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Vollendete Bildung d. 10klass. höheren Töchterschule, welche durch Prüfung nachzuweisen ist. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-praktische Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen. — Der Lehrgang umfaßt 4 Semester u. enthält neben d. eigentl. kaufm. Fachdisciplinen (Buchführung, Korrespondenz, Kontorpraxis, kfm. Rechnen im weitesten Umfang, Handels-u. Wechsellehre, Betriebslehre, Gewerbekunde, Warenkunde, Wirtschaftslehre, Geld-, Kredit- u. Bankwesen, Verkehr mit d. Reichsbank u. s. w.) besonders **neue Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, mündl. u. schriftl. Gebrauch), Kalligraphie, deutsche, französ. u. engl. Stenographie, Maschinenschreiben u. allgem. bildende Fächer (Verkehrslehre, Geographie, Aufsatz, Litteratur, Zeichnen 2c.) — Ein **Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre und ermöglicht direkten Eintritt in auskömmliche Stellungen. Auswärtigen Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — Auskunft, Prospekte u. Programme unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Semester nimmt schon jetzt entgegen d. Direktor **Klepe**, Klapperhof 26.

Der Direktor. Das Kuratorium.

Das Forsthaus Vollbrücke bei Parkentin in Mecklenburg ist allen denen empfohlen, die in stärkender Land- und Waldluft Erholung suchen. Das Gehöft befindet sich neben einem der herrlichsten Buchenwälder Mecklenburgs. Der vordere Rand ist von einem ozonreichen Tannengehölz begrenzt. Der Bahnhof ist 15 Minuten von dem Forsthause entfernt; von hier aus sind in kurzer Zeit Rostock, Warnemünde, Doberan und der Heilige Damm erreichbar. Gern wird, wenn erwünscht, Familienanschluß gewährt. Die Verpflegung ist vorzüglich, der Pensionspreis beträgt 15—20 Mark für die Woche. Da in dem Hause englisch und französisch gesprochen wird, so ist auch Ausländerinnen der Aufenthalt dort sehr empfohlen. Nähere Adresse: Frau Forstkandidat Schultz, Vollbrücke b. Parkentin, Mecklenburg. Auskunft erteilt auch gern Olga Dittberner, Treptow a. Rega (Pommern).

*

Die Überhandnahme der Verdauungsstörungen bei Jung und Alt ist eine nicht mehr wegzuleugnende Thatsache. Es ist mehr als ein bloßer Zufall, daß gerade das Vorbild aller „Kindernährmittel", das **Nestlé-Mehl**, welches sich seit 35 Jahren des zunehmenden Vertrauens der Ärzte und Mütter erfreut, neuerdings auch von anerkannten Magenärzten als vorzüglichstes Nähr- und Stärkungsmittel bei allen Krankheiten der Verdauungsorgane, und insbesondere auch bei Ausheilung von blutenden Magengeschwüren angelegentlichst empfohlen wird.

*

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung

Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Behrenstraße 60/61,** Zeitweilig **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen eintretende **Erwerbsunfähigkeit.** Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

8 goldene Medaillen.

Wichtig für jede Mutter

ist der

Milchthermophor

zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.

Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.

Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**

Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft

Berlin S.W. 19.

Prospekte gratis und franko.

The Study of English in Oxford.

Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors, in **St. Hilda's Hall.** July 1901. For all details apply to.

Mrs. Burch,

20 Museum Road, Oxford.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40

Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. — Leipzig. Moritz Schäfer.

Familien-Pension L. Ranges

Neu [21

Elisabeth Joachimsthal

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25 000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3707. **Das Institut Nicholson, „Longcott", Gunnersbury, London, W.**

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend. **Wenige Tropfen genügen!**

In Fläschchen von 20 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Geschäften.

NESTLÉ's Kindermehl

enthält beste Schweizermilch

Altbewährte KINDERNAHRUNG

Würdige und sinnige

Konfirmations-Geschenke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Neuigkeit: **Im Dienste des Herrn** von Helene Stökl.

Lebensbilder christlicher Frauen für Deutschlands Töchter dargestellt. Mit 6 Gruppenbildern. Ist ein neues Seitenstück zu der Verfasserin beliebten Konfirmations-Gaben:

Auf der Schwelle des Lebens. Herzensworte als Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen. Mit Titelbild. 6. Auflage.

Feierstunden der Seele. Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist. Mit einer Heliogravüre von Prof. Plockhorst. 2. Auflage.

In reich ausgestattetem Geschenkband mit Goldschnitt je 4 Mk.

Eins der beliebtesten und dauernd wertvollen Konfirmations-Geschenke ist das von Karl Gerok sinnig eingeleitete Kleinquart-Prachtwerk:

Rogge, D., Hofprediger, **Allzeit im Herrn.** Vierte Auflage. Prachtb. 12,50 M.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Des Gärtners Beruf und sein Bildungsgang. Ein Wort an die Eltern zukünftiger Gärtner und an diese selbst von Theodor Lange. 60 Pfennige. Verlag von Gustav Schmidt, Berlin.

Alte Gedanken neu gedacht und in Knittelversen gebracht von Till Eulenspiegel posthumus. Verlag von Franz Wunder, Göttingen.

Mehlspeisen-Kochbuch für bürgerliche und feine Küche von Josefine Huber. 1058 Original-Rezepte nach vieljährigen praktischen Erfahrungen (468 Seiten). Geb. in Ganzleinwand 3,50 Mark. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Kochbuch für junge Mädchen von Josefine Huber. 394 Original-Rezepte nach vieljährigen praktischen Erfahrungen. Mit einem Titelbild und 11 Text-Illustrationen. (208 Seiten.) Elegant kartoniert 1,50 Mark. Dieselbe Verlagsanstalt.

Die Lüge von Mayerling von Ernst Edler von der Planitz. 5. Auflage. Verlag von A. Pieler & Co., Berlin.

Weltfrömmigkeit und Christentum von Gertrud Prellwitz. 80 Pf. Verlag von Friedrich Ernst Hetzfenfeld, Freiburg (Baden).

Das echte Gebot. Roman von Irenäus Baldau. 4 Mark. C. Pierson's Verlag, Dresden.

Wie befreie ich mich von meiner Nervosität? Symptome, Ursachen und neue ärztliche Ratschläge zur raschen Beurteilung und Selbstheilung von Dr. med. Fr. Schilling. 60 Pfg. Verlag von A. J. Schlüssel, Leipzig.

Toiletten-Geheimnisse. Erprobte ärztliche Ratschläge von Dr. med. Gilissault. Specialarzt für Kosmetik. 80 Pf. Derselbe Verlag.

Höhere Mädchenschule,

wahlfreie Kurse und

Lehrerinnen-Seminar

mit eigener Übungsschule

von

Frau Klara Hessling,
Berlin SW.,

Schönebergerstrasse 3,
dicht am Anhalter Bahnhof.

Sprechzeit 1–2 Uhr. Freitags 1–4 Uhr.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 55. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 23. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—½4. [2

Handelsinstitut für Damen

4] von Frau **Elise Brewig,**

gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,

Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Hyacinthen

echte Haarlemer (jetzt zu pflanzen) 10 Stück in 6 Farb., als: 2 rote, 2 blaue, 2 weisse, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.50 für Töpfe, z. Mk. 2.— f. Gläser.

Besonders empfehlen: „**CORONA**", mein schönst., farbenprächtigstes und beliebtestes Hyac.-Sortiment, enthaltend: 12 Hyacinthen in 12 der verfügl. Sort. m. Namen u. Farbenbeschrbg. zu Mk. 3.50 für Töpfe, zu Mk. 4.50 f. Gläser. Ferner, **10 Hyacinthen** i. 10 Prachtsort. zu Mk. 3.— für Töpfe und zu Mk. 4.— für Gläser. Die von mir geführt. Hyacinthen verbind. billigsten Preis mit **i. Qualität.**

Meine Kunden schreiben: **Sie sind doch der richtige Hyazinthenhuck, Sie sind der wahre, Sie sind der echte Hyazinthenhuck!**

Huck's reizend illustr., prächtig farbenbunte **Hyazinthen-Broschüre** bei gütigen Aufträgen **gratis,** sonst gegen 30 Pfg. in Briefm.

Fried. Huck, Erfurt.

Telegr.-Adresse: „Hyazinthenhuck."

Nancy, 1 rue Nably. **Le Pensionnat de Mesdames Boyer** se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison, peut fournir des références sérieuses.

Das Servieren, Tischdecken, Servietten brechen, Tranchieren, Garnieren und Anrichten von Fritz Bauer. 19. Auflage. Mit vielen Abbildungen. 1 Mark. L. Rath's Verlag in Backnang.

Die Kunst- und Feinwäscherei (Schnellwäsche) von K. Bauer. 3. Auflage. 50 Pf. Derselbe Verlag.

Das elegante Garnieren (Anrichten) der verschiedenen Speisen. von M. Nabel. 4. Auflage. Mit fein kolorierten Abbildungen. 3 Mark, eleg. gebd. 4 Mark. Derselbe Verlag.

Studien zur vergleichenden Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung des Frauenlebens von B. Jaeckel. 8 Mark. Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin.

1900 und andere Gelegenheitsgedichte von Olga Gabe. Kommissions-Verlag von C. Boysen, Hamburg.

Verse und Sprüche von M. von Uhl. 1,50 Mark. Verlag von E. Ebering, Berlin.

Originalrezept. Rumpsteak à la Radziwill: 6 Personen. Aus gut abgelegenem Ochsenrippenstück schneidet man daumendicke Schnitten, plättet sie mit schwerem Messer, ohne die schön längliche Form zu ändern, kerbt das Fettkränzchen etwas ein, salzt und pfeffert sie und läßt sie übereinander geschichtet, bis die Sauce nahezu fertig ist. Zu dieser röstet man 3 feinwürflig geschnittene Zwiebeln, mit einigen ebenso geschnittenen Scheiben rohen Schinkens in Butter blaßgelb, giebt 1 Kochlöffel Mehl dazu, rührt dies nach einigen Minuten mit Bouillon und Weißwein glatt, schärft die Sauce mit Weinessig und läßt sie gut verkochen; schlägt sie nun durch ein Sieb und rührt sie mit einem nußgroßen Stück frischer Butter und 2 Eigelb schaumig, schmeckt sie pikant mit Maggiwürze ab und giebt sie in einer Sauciere zu den inzwischen halbenglisch gebratenen Rumpsteaks, die hübsch mit Meerrettigrosen garniert sind.

Pariser Weltausstellung 1900

Von der Internationalen Jury wurden den

Singer Nähmaschinen

der

GRAND PRIX

der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergültigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Akt. Ges., Hamburg.

Berlin, Kronenstr. 11 * Leipzigerstr. 86.

Obst- u. Gartenbauschule für gebildete Frauen.

Marienfelde-Berlin.

Beginn des Kursus für Schülerinnen und Hospitantinnen Anfang April. Lehrerinnen-Kursus vom 19. März bis 2. April. Meldungen zu richten an

Marienfelde-Berlin. Elvira Castner Dr. D. S.

Aus meiner Kinderzeit

von

Helene Adelmann.

Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.

III. Auflage.

Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

Berlin, Dorotheenstraße 32/33.

Das **Plazierungsbureau**

von Frau Joh. Simmel,

geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [9

Das

Marienheim in Florenz

Via de' Serragli 110

(Sitz des „Vereins deutscher Lehrerinnen für Italien")

gewährt stellensuchenden oder erholungsbedürftigen **Lehrerinnen** ohne Unterschied der Konfession und Nation freundliche Aufnahme. Auch Künstlerinnen kann das Heim bestens empfohlen werden. Man wende sich an die Vorsteherin

Frl. Christine Schmidt,

Via de' Serragli 110, **Florenz.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 7. April 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Gouvernantenbriefe.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 222.)

II.

An die Herausgeberin der „Frau".

Rom, den 23. Februar 1901.

Mein verehrtes Fräulein!

Sie erlauben mir wiederzukommen, und ich bin da und voll Dankbarkeit, Ihnen mein letztes Erlebnis mitteilen zu dürfen. Ich hatte gestern den Besuch einer Dame im Harnisch. Alles an ihr klirrte vor Wehrhaftigkeit und Indignation. Ihre letzte Novelle war, wie schon mehrere vorletzte abgelehnt worden, von derselben Redaktion, die mit beiden Händen nach der ersten gegriffen hatte.

Für die nun schon ziemlich lange Reihe ihrer späteren Mißerfolge kam die junge Schriftstellerin mich zur Verantwortung zu ziehen. Ich hatte sie von dem Wege abgelenkt, den sie mit so viel Glück eingeschlagen, auf dem sie so viel Aufsehen erregt.

„Die Kritik," rief sie aus, „hatte mich mit einem Schuß unter die Sterne der Litteratur versetzt!"

„Einem Schuß mit Zwischenpausen," sagte ich. „Die Rakete machte zeitweilig einen kleinen Halt, bevor sie höher stob, und die Herren Feuerwerker benützten ihn, um recht bedenklich die Köpfe zu schütteln über einige Schilderungen . . ."

Sie fiel mir ins Wort — „O gute Alte, was sind Sie unschuldig. Ist Ihnen der Trick nicht bekannt? Nichts macht so neugierig, nichts lockt so viele Leser heran

wie diese Kopfschüttelei. Ich sage Ihnen, der am nachdrücklichsten geschüttelt hatte — ich traf ihn bald darauf in Gesellschaft — machte mir derart den Hof, daß ich wirklich dachte, morgen kommt er und bittet um meine Hand."

„Er kam aber nicht."

„Kam nicht. In Extase über mein Buch ist er aber gewesen. Sie haben, fragte er, meinen in Tadel gehüllten Trompetenstoß doch richtig verstanden? Küssen möchte ich Sie ja für die Scene im Wartezimmer des Dentisten."

„Küssen? Der Mann scheut kein Opfer um seinen Kunstsinn zu bethätigen. Wenn man bedenkt, daß Sie ein schönes Mädchen sind . . ."

Sie zuckte verächtlich die Achseln: „Hole der Kukuk die Schönheit!" Was lag ihr an ihrer Schönheit. Eine Schriftstellerin wollte sie sein, eine große, angestaunte. Daß sie es nicht schon war, nicht ihre Schuld — die meine! Ich hatte ihren Siegeslauf gehemmt. Daß sie mich kennen gelernt, Vertrauen zu mir gefaßt, meine aschgrauen, verwitterten Ratschläge angenommen, Zeit verloren und was nicht alles noch! Ihr großer Roman-Cyclus: „Ich", „Du", „Er", „Wir", „Ihr", „Sie", nicht mehr ausführbar. Das Perlengebiß der Komposition hat jetzt Lücken, einige Titel sind ihm weggeschrieben worden. Zum unerhörten Glück steigt eine neue Idee empor, aus noch unerforschten Gründen der Weiblichkeit.

„So? giebt es noch unerforschte?"

„Ja. Ich gehe weiter als . . ."

Nun kamen die Titel einiger moderner Frauenromane, und mich überlief's.

Sie triumphierte: „Aha, Sie kriegen schon wieder Ihre Gänsehaut!" rief sie, das „Ihre" mit übermütiger Deutlichkeit betonend.

Ich fühlte, daß meine Miene absolut ohne mein Zuthun eine Wandlung ins Feierliche vornahm, und ich sprach: „Fräulein, seien Sie aufrichtig."

„Ich bin es immer."

Das mußte ich gelten lassen: „Also, Sie Aufrichtige, sagen Sie mir: Gestatten Sie Ihrer Mutter einen Einblick in Ihre Lektüre?"

„Von mir aus kann sie lesen was sie will. Sie ist zwar keine Schriftstellerin, braucht nicht berufsmäßig wie ich jede neue Erscheinung zu kennen, aber manchmal sehe ich sie doch herumknuspern an diesen Sachen. Sie wird freilich feuerrot, wenn ich sie dabei erwische. Ich thue aber nichts dergleichen, ich bin nicht die Person, die andere beschämt, wenn ich das auch noch so gut könnte," schloß sie herausfordernd und sah mir fest in die Augen.

„Genieren Sie sich nicht," sagte ich, „beschämen Sie so gut Sie können, zuerst mich, ich bin auf alles gefaßt."

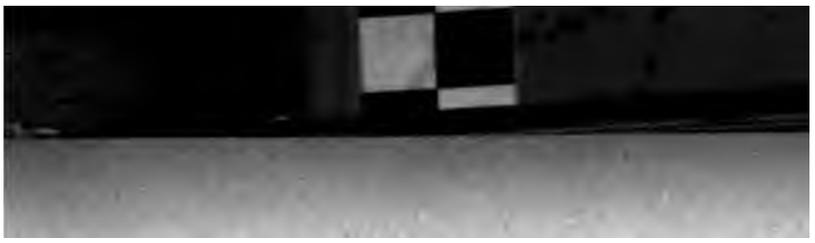
„Die Heuchelei will ich beschämen. Wenn unsere Bücher euch skandalisieren, warum lest ihr sie? Bei einem Dichter zu Gaste sein, sich von ihm unterhalten lassen und dann Zeter über ihn schreien, das finde ich, entschuldigen Sie — gemein."

„Darin bin ich so völlig Ihrer Meinung, daß man es unmöglich noch mehr sein kann."

„Oho! . . . und Sie kennen doch alles — wissen von allem . . ."

„Aus zweiter Hand. Ich lese Besprechungen des Neuesten, die ein angesehener Kritiker und lieber Freund mir zusendet."

„Kann mir das Blechinstrument denken auf dem Ihr „lieber Freund" konzertiert. Er speit gewiß Gift und Galle gegen uns."



„Er ist für euch wohlwollend bis zur Zärtlichkeit. Voll des Lobes der technischen Künste der modernen Au=toren und =törinnen."

„Ah pah — das Technische!" sprach sie wegwerfend.

„Mir aber war," fuhr ich fort, „als läse ich ein Referat über die Vorgänge in einem Spital hysterischer Meerkatzen. Ist denn noch etwas Menschliches an all den Popanzen, Fallsüchtigen, Neurastheniſchen, die mir da vorgeführt werden in ihren ignoblen Gelüsten? Ich bin eine alte Frau, wenn ich aber eine großartige Leidenschaft in ihrer vollen Kraft und Glorie dargestellt sehe, beuge ich mich und muß sie bewundern. Und wäre sie für einen unheiligen Gegenstand entflammt — in ihrem Feuer ist etwas Heiliges. Aus dem erbärmlichen Glosten, in den ihr euren Zündstoff versetzt, quillt nur brenzlicher Rauch und entwickelt tödliche Gase, nicht Wärme und Licht."

„Er entwickelt Psychologie", entgegnete sie mit Überlegenheit. „Wir erweitern ihre Grenzen, indem wir alles darstellen, was da ist."

„In einer Richtung besonders — der niedersten."

„Was ist hoch, was ist nieder? Wir lassen gar keinen Rangunterschied gelten, wissen deshalb nichts mehr von Prüderie. So sind wir, rufen wir der Welt zu, nehmt uns wie wir sind oder laßt uns stehen."

„Der Welt rufen Sie das zu — der Männerwelt?"

„Meinetwegen, der Männerwelt."

„Die hat es jetzt leicht. Diese Herren werden beides thun: euch nehmen und stehen lassen."

„Auch recht. Ich bin für die freie Liebe."

Da mußt ich auflachen. Sie saß vor mir, anmutig und jung, und aus ihren großen graublauen Augen sah noch die im Innersten von all dem schmutzigen Wissen, das über sie hingeflogen war, unberührte Seele.

Mein Lachen hatte sie beleidigt; sie sprudelte ihren Unwillen kräftig heraus. Es wurde ein ernster Kampf, den wir führten, wenn ich auch nicht den geringsten Anlaß fand, persönlich zu werden. Einem in die Stromschnelle geratenen Weißfischchen nimmt man nicht übel, daß es von ihr mitgerissen wird. Der Strömung aber bin ich von Herzen feind. Daß sie eine Naturerscheinung ist — wie alles was ist — versöhnt mich nicht mit ihr. Die Pest ist auch eine Naturerscheinung, und ich kenne keinen, der sie in Schutz gegen ihre Bekämpfer nimmt. Ich bin gewiß nicht die einzige, die sie eben so verderblich, trostlos und häßlich findet, wie die schwere Erkrankung des Schamgefühls in der Frau.

Als die Neophytin der neuen Richtung keinen andern Ausweg mehr fand, nahm sie sogar die Pest in Schutz und behauptete, sie hätte ihr Gutes. An meinen Anschauungen hingegen ließ sie keinen guten Faden, erklärte mir zuletzt ihren unauslöschlichen Haß und verließ mich mit einem Lebewohl für immer.

Ich aber rief ihr voll heiterer Zuversicht nach: „Auf Wiedersehen!"

Marie von Ebner=Eschenbach.

Ellen Key.

Von

Carl Naerup (Christiania).

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf.

Nachdruck verboten.

I.

In der freien, unendlichen Welt der Menschenseele giebt es ein Reich, ein Reich für sich, das die Menge nicht kennt. Ein stilles, verborgenes Reich, in dem der Lärm des Tages selten vernommen wird, in das weder Tod noch Wechsel ihre unruhigen Schatten werfen. Denn der Geist der Ewigkeit hat es geweiht, und das Licht der Ewigkeit flammt darüber, gleich einer unvergänglichen Morgenröte.

Nur wenige wissen den Weg zu diesem Reich, aber von Anbeginn bis heute haben viele ihn gesucht. Doch keine Stätte auf Erden liegt uns so nahe — jeder Mensch trägt es in der eignen Brust. Und sein Name ist Einsamkeitsreich der Persönlichkeit. Es ist ein Universum, wimmelt von mannigfaltigen Erscheinungen wie die äußere Welt, aber es ist unendlich tiefer und geheimnisvoller. Und nur allein dem Einzelnen, dessen Wahlspruch lautet: Erkenne dich selbst! öffnet sich die Pforte zu seinen Geheimnissen.

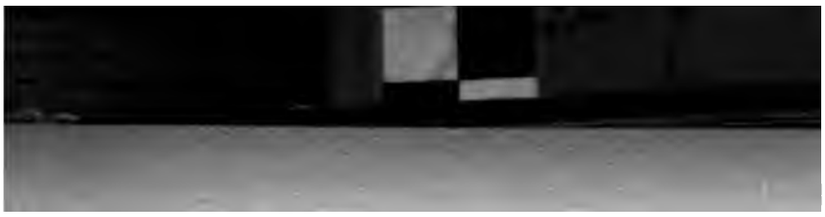
Hier im Norden haben wir eine besondere Veranlassung, uns mit dem Ausdruck der Einzelne zu beschäftigen. Er stammt von dem einzigen, großen Denker des Nordens, von Sören Kierkegaard. Und es ist ein echt nordischer Gedanke, — die denkbar kürzeste Bezeichnung all dessen, das man unter Individualismus, Subjektivismus und andern ähnlichen philosophischen Kunstausdrücken versteht.

Dieser Gedanke hat jetzt überall Eingang gefunden. Obwohl absolut eigentümlich für das germanische Volk, ist es doch auch gelungen, ihm innerhalb der romanischen, — fremder Kultur gegenüber so mißtrauischen und exclusiven Gesellschaft Geltung zu verschaffen. Die kleine Minorität weiter vorgeschrittener, moderner Geister hat den aristokratischen Individualismus, wie er in der bizarren Aphorismen-Philosophie des Dichter-Denkers Friedrich Nietzsche ausgestaltet wurde, längst anerkannt. Bei uns hat er in Henrik Ibsens Dramen eine mehr allgemeine Prägung erhalten.

Von welchem Standpunkt aus man sich dem Gedanken auch nähern mag, immer wird es sich zeigen, daß man — schließlich ungefähr zu demselben Ziel gelangt. Das will sagen: er führt mit innerer Notwendigkeit zu einer Erkenntnis, so absolut und intensiv, daß sie religiös genannt werde könnte. Und damit kommen wir auf Sören Kierkegaard zurück.

Wie keiner vor ihm noch nach ihm, erfaßte er das Problem: das Wesen der Persönlichkeit. Die Lehre von dem Einzelnen ist sein einziger Gedanke, aber er schließt für ihn zugleich den unendlichen Reichtum von Leben und Geist in sich ein. Und ich brauche nicht darauf hinzuweisen, nach welcher Richtung hin Kierkegaard seine Persönlichkeits-Philosophie entwickelte. Wenn er die strengste Verkündigung des Christentums des Neuen Testaments zum Ausgangspunkt nahm, endete er damit, die christliche Glaubenslehre bis zu ihren äußersten, alles umwälzenden, weltensagenden Folgen auszudehnen.

Hier ist nicht der Ort, Kierkegaards Verkündigung von der Heiligkeit und Souveränität der Persönlichkeit zu entwickeln. Aus seiner Lehre und seinem Leben können sowohl in der einen, wie in der andern Richtung manche Schlußfolgerungen gezogen werden; ich erwähne ihn nur, weil er unbestreitbar der große Vorgänger des



neueren, religiös vergeistigten Individualismus ist. Darum mußte ich mit ihm die Schilderung einer schriftstellerischen Persönlichkeit, wie Ellen Key beginnen, die Kierkegaard so fern wie möglich steht. Ausgenommen in einem Punkt! In dem Glauben an die große Bedeutung und den unendlichen Wert des Einzelnen. Alles kann in dieser Welt ersetzt werden, nur die wirkliche Persönlichkeit nicht, eine Seele, in der das Bild Gottes in unbefleckter Reinheit und unüberwindlicher Kraft strahlt. Nur die allein hat das Recht, Individuum genannt zu werden, d. h. ein Individuum, das niemals vorher existiert hat und niemals wiederkehrt. Dieser Glaube an das Individuum ist Ellen Keys Religion, Philosophie und Politik.

II.

Ellen Karolina Sofie Key ist den 11. Dezember 1849 auf Sundsholm in Smaaland geboren. Ihr Vater ist der bekannte, freisinnige Politiker und Gelehrte E. A. U. Key, Rektor des Karolinschen Instituts in Stockholm. Bis Ellen Key im Jahre 1895 den polemischen Vortrag „Mißbrauchte Frauenkraft“ und die Schrift „Naturgemäßes Arbeitsgebiet der Frau“ herausgab, war sie hauptsächlich als mutige und energische Vorkämpferin der radikalen Frauenemancipation bekannt. Diese Richtung wurde ja vornehmlich durch den politischen Interessenkampf hervorgerufen und zielte zuerst und vor allem darauf hin, der Frau Macht im Staate zu sichern. Außerdem ist sie unlöslich mit der Politik verknüpft, die wir jetzt Alt-Liberalismus nennen, das will sagen, sie krankte an einer beschränkten und kleinlichen Auffassung des täglichen Lebens, dem wir alle unterworfen sind, und einem einseitigen, pedantischen Streben nach bloßem formalen Recht. Wie übrigens die Reaktion der abstrakten Freiheitsschwärmerei gegenüber die Naturseite des Menschen und die unveränderlichen Gesetze für alles Lebende betont hat, that sie es auch hinsichtlich der Frauenfrage. Mit unwiderlegbarem Recht wurde hervorgehoben, daß die Mutterschaft, für die Frau und das ganze menschliche Gesellschaftsleben das Entscheidenste, die erste und oft einzige Aufgabe sein müsse und darum heiliger sei, als alle Freiheitsbestrebungen, die Reformatoren und Moralisten als Ideale aufstellen können. Im Grunde war es auch eine solche rein menschliche Emancipation oder besser religiöse Befreiung vom Weiblichen, die den Kern in Camilla Collets Frauenrechtskampf bildete.

Nach dieser Richtung hin hat auch Ellen Key in den letzten Jahren die mannigfaltigen Fragen in Betreff der Stellung der Frau in der Gesellschaft, sowie der Frauenpsychologie behandelt.

Bezeichnend für Ellen Keys besondere, individuelle Auffassung ist, daß sie ihre Ansichten in lebensvollen Bildern, — als biographische Charakterschilderungen eigenartiger, hervorragender Frauen dargelegt hat. Eine ihrer ersten Arbeiten dieser Art war der feine, verständnisvolle Essay über E. Ahlgren[1]), dem das Buch über Anne Charlotte Leffler, mit den darin enthaltenen interessanten Mitteilungen über Sonja Kowalewsky folgte. Diese Charakteristiken sind Lebensbilder im wahrsten Sinn des Wortes. Was Ellen Key ins volle Licht zu rücken sucht, ist das Menschliche; die litterarische und künstlerische Eigenart des Gegenstandes interessiert sie nur als Mittel zum Verständnis des Menschen. Für sie hat die Kunst vor allem als vornehmster Anlaß zum Seelenstudium Wert.

Erst in den letzten biographischen Essays ist es ihr ganz geglückt, die knappe, prägnante, der Seelenmalerei allein angemessene Form zu finden. Ich erwähne unter diesen die enthusiastische Charakteristik von C. J. L. Almquist, den Ellen Key für Schwedens modernsten Dichter hält, wie das meisterhafte Kapitel in den „Gedankenbildern“ Evolution der Seele, (Deutsche Ausgabe: Essays von Ellen Key. Berlin, S. Fischer, Verlag) mit den tiefen, innerlichen Schilderungen von Vauvenargues, Amiel, Maeterlinck und Richard Jefferies und in ihrem letzten Werk die beseelten, hoch pathetischen Stimmungsbilder aus dem Leben des Dichterpaars Browning und des Olympiers Goethe.

[1]) In deutscher Übersetzung erschienen in der „Frau“, 7. Jahrgang Heft 11 und 12.

III.

Vielfache und teuererkaufte Erfahrungen haben uns Nordländer in den letzten Jahren einsehen gelehrt, welche abgrundtiefe Verschiedenheit zwischen dem norwegischen und schwedischen Nationalcharakter besteht. Der illusionenvernichtende, unionspolitische Völkerzweikampf hat selbst den am wenigsten Lernwilligen Ohr und Auge geöffnet — und brachte jedenfalls die gute Wirkung mit sich, daß man bei uns begonnen hat, unser Bruderland ein wenig besser kennen zu lernen. Jedoch haften dieser Kenntnis meist arge Mängel an. Wie viele trachten wohl darnach, einen Feind zu verstehen? Im Kriege findet Gerechtigkeit selten Freunde. Die blinden Raubtiergelüste dürfen frei wüten, und alles, was zum Siege führt, ist erlaubt.

Aber wir Nordländer dürften die reichen und seltnen Schätze schwedischen Geisteslebens und die glanzvolle Geschichte des Landes nicht vergessen. Welch eine Fülle merkwürdiger, hervorragender, genialer Gestalten allein unter den schwedischen Dichtern! Wie wunderbare Schicksale! Welch abenteuerlustige, verwegene, verzweifelte Seelen! Swedenborg, Pellmann, Thorild, Tegnér, Almquist, Strindberg, Fröding! Und neben ihnen große, stolze, harmonische Charaktere wie Geijer, Runeberg, Rydberg!

Die am meisten in die Augen fallende Eigentümlichkeit in dieser Litteratur ist das Pathos der großen Gefühle, ein heroischer Idealismus, der in den besten Erzeugnissen zu überwältigend schönem, herrlichem Ausdruck kommt, aber zuweilen auch zu leerem Wortschwall ausarten kann.

Dieser hohe, pathetische Zug in der Kunst, der sich in alltäglicher Wirklichkeit als ein wenig unnütze Verschwendung mit klingenden Worten und großen Gesten kundgiebt, ist das deutlichste Merkmal für die Verschiedenheit zwischen norwegischem und schwedischem Wesen. Allerdings besitzt auch unsere Litteratur einen himmelstürmenden Idealisten, dessen Phantasie eine widerspenstige Sprache zwang, ihm zur Höhe zu folgen. Aber Henrik Wergeland wird wohl immer als große Ausnahme dastehen. Und selbst ihm haftet ein Teil der Nüchternheit an, die so tief in unserm Volkscharakter wurzelt.

Obwohl Ellen Key teils als Vorkämpferin gewisser gefährlicher, vaterlandsfeindlicher Wahrheiten, zumeist aber, weil sie mit unermüdlicher Energie ihre norwegischen Sympathien verkündete, von ihren eignen Landsleuten als schlechte Patriotin angesehen wird, — besitzt auch sie in hohem Grade die besonderen geistigen Eigentümlichkeiten, die ich vorher als typisch schwedische anführte. Am besten kommt ihre Begeisterung zum Ausdruck, wenn sie in ihrer schönen Sprache eine Zukunftshoffnung schildert, die sich in Wirklichkeit niemals erfüllen kann; in den Phantasien über das überirdische Elysium, da die Kinder der Erde den griechischen Göttern gleich, ein Leben in olympischer Sorglosigkeit führen sollen. Erst in dem dithyrambischen Flug hoch über unserm armseligen Planeten fühlt Ellen Key sich in ihrem wahren Element. Ich kenne keine moderne Schriftstellerin, die von opferdurstigem Ideen-Glauben und allüberwindendem Enthusiasmus für noch heimatlose und verachtete Gedanken so ganz erfüllt wäre.

IV.

Obwohl es sich in Ellen Keys Schriften zumeist um die vielen Probleme handelt, die aus dem sich endlos hinziehenden Kampf entstanden sind, die Frau von Gesetzen und Sitten einer barbarischen Vorzeit zu befreien, war sie doch niemals, wie ich oben erwähnte, eine überzeugte Anhängerin der eigentlichen Frauenbewegung. Auf Geister ihrer Art wird Orthodoxie, welcher Richtung sie auch angehören mag, niemals Anziehungskraft ausüben. Wohl aber wird ein energisches Vertiefen in diese ungeheure Frage für eine wahrheitsmutige, freigeistige Frau die beste Erziehung zu echter, edler Menschlichkeit sein. Es wird ihr gehen, wie Nora in „Ein Puppenheim“: sie erwacht plötzlich eines Tages zu der Erkenntnis, daß sie zuerst und vor allem Mensch sei — oder jedenfalls versuchen will, es zu werden. Ehe Frauen nicht zu Menschen geworden sind, werden sie nicht wagen, einen Zoll breit von der ausgetretenen, allgemeinen Heerstraße abzuweichen. Und erst wenn sie den Mut zu einer solchen Abweichung

errungen haben, darf man hoffen, daß sie die Welt ein wenig besser und weiter machen werden, als sie es jetzt ist.

Erst durch die im Jahre 1898 herausgegebenen „Gedankenbilder" war Ellen Keys Ruf als Schriftstellerin durchgedrungen. Sie offenbart sich darin ganz als die kluge, hochgebildete, feurige Persönlichkeit, die sie ist, — als die glaubensfreudige, tiefe, innerlich begeisterte Kulturmissionarin des Nordens. Diese Gedankenbilder können nur mit gewissen seltenen Büchern der neueren europäischen Litteratur verglichen werden, — ich denke an so unzünftige, unmethodische, aphoristische Bücher wie Rembrandt als Erzieher, Vernon Lee's Dialoge, Paul de Lagardes Deutsche Schriften oder einzelne von Ruskins mystisch betitelten moralischen Phantasien. Es sind leicht hingeworfene, freie, stimmungbeseelte Reflexionen, über denen noch die ganze Frische des ersten Augenblicks liegt, aber immer künstlerisch ausgestaltet. Da ist nicht feierlich die Rede von Philosophie, — diese ehrwürdige Weisheitsquelle spendet uns heutzutage nicht allzu viel Geist, — sondern von einfachem, natürlich menschlichem Denken, dessen einzig sicheres Beweismittel individuelles Fühlen und persönliches Erfassen ist. Das Anziehendste dieser Aphorismen ist eine eigne Anmut, eine echt weibliche Anmut. Jede Seite, jedes Wort offenbart die reine Naivetät, die tiefe, rückhaltlose Einfachheit, die man nur bei Menschen findet, die sich ihr ganzes Leben hindurch den reinen, unberührten, empfänglichen Jugendsinn bewahrt haben. Nur die allein haben den Mut, sich unbeirrt von Spott und Zweifel den schwierigsten Fragen hinzugeben, und keiner vermag wie sie andern von ihrem Mute mitzuteilen. Viele werden darin einig mit mir sein, daß Ellen Key diese Kunst bis zur Vollkommenheit besitzt. Mutgeberin wäre die rechte Bezeichnung für sie.

Wer Ellen Key kennen lernen will, sollte sich ausschließlich mit den beiden Bänden „Gedankenbilder" beschäftigen. Sie enthalten alles, was sie über Menschen und menschliche Ideale der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gedacht, empfunden und geträumt hat. Und — keins ihrer übrigen Werke zeigt einen so edlen, geistvollen Stil. Obwohl die verschiedenen Essays, die den Inhalt des Buches bilden, als eine hohe, aber ganz unmethodische Reflexionskunst charakterisiert werden könnten, haben sie dennoch etwas systematisch Abgeschlossenes. Es finden sich darin sowohl Grundsteine zur Ästhetik, wie zur Gesellschaftslehre und Moral. Und im Zusammenhang gesehen, offenbaren sie eine Weltanschauung von vagem, religiösem Charakter. Vage, weil sie abstrakt und nur in einzelnen Grundlinien angedeutet sind, — der Glaube, der dem Ganzen zu Grunde liegt, ist fest und klar.

V.

Religion ist nach Ellen Keys Definition „alles was unser Herz weiten und erheben kann". Es will sagen, daß sie überall die positiven Werte zu finden und den Menschen zugänglich zu machen sucht. Die Lehre von göttlichen Dingen, von einem ewigen, seligen, überirdischen Dasein wird zur bildlichen Umschreibung für die Sehnsucht und den Willen zu einem reineren, höheren, reicheren Leben. Sie führt oft Spinozas Gedanken an, daß Freude und Lust Vollkommenheit bedeuten; sie verleihen unserm Geist stärkere Macht und Kraft und vermehren unsere Glücksmöglichkeiten. Und Glück ist, wieder nach Spinoza, Vollkommenheit. Der freie Mensch soll stark sein und klug, damit er seine Bestimmung erfüllen kann: im Lebenskampf immer zu siegen. Der freie Mensch beschäftigt sich mit nichts weniger, als mit dem Tode, seine Weisheit besteht darin, an das Leben zu denken und den Tod zu vergessen.

Dieser Gedanke Spinozas ist der Kern des tiefsten Weltbegriffs der neueren Zeit, der Goetheschen Dichtung. Goethe war ja der große Heide. Aber wiewohl Spinozas Philosophie einen entschieden naturalistischen Charakter trägt und insofern eine Erneuerung der idealen Werte antiker Kultur bedeutet, enthält sie ebenso ausgeprägte christliche Elemente. Der große Denker selbst lebte wie ein Asket, und keiner hat tiefere und schönere Ausdrücke für die Hoheit und Herrlichkeit des frommen, nach innen gekehrten Lebens, jenes amor dei intellectualis gefunden, dessen treibende

Kraft die Herrschaft über die Lüste des blinden Eigenwillens ist und entsagende Unterwerfung unter die Gesetze der Weltordnung.

Ellen Key hat in einem der besten Abschnitte der Gedankenbilder, in „Selbsthingebung und Selbstbehauptung", eine vortreffliche Entwicklung des ethischen Gedankens gegeben, der die christliche Moral mit der heidnischen zu vereinen sucht. Es heißt darin:

„Eine Frau, die diese Sittenlehre verwirklichen will, weiß, daß ihre höchste Pflicht selbst gegen andere darin besteht, die eigne Persönlichkeit zur reichsten Entwicklung zu bringen. Sie weiß, daß ein Mensch, der nicht selber gelebt, geliebt, gelitten, gefehlt, gestrebt, sich gesehnt, gezüchtigt worden und sich wieder aufgerichtet hat, auch andern kein tieferes Verständnis und Mitgefühl, weder Trost noch Hilfe, weder Kraft noch Reife entgegenbringen kann. Den körperlichen Hunger seiner Mitmenschen kann er vielleicht stillen, ihnen in körperlichen Krankheiten vielleicht beistehen, aber einem hungernden Herzen, einer kranken Seele steht er verständnislos gegenüber. Eine Frau, die nach den Idealen der Harmonie handelt, wird das eigne Leben hüten, die eigne Ausbildung fördern, sich ihr eignes Glück schaffen. Sie betrachtet ihre physische und psychische Natur als Grundgebiet, aus dem sie eine ganze Persönlichkeit herausarbeiten soll, wie eine Statue voll edlen Ebenmaßes aus dem Marmorblock gemeißelt wird. Ihren Körper zu dem höchstmöglichen Maß von Schönheit und Gesundheit auszubilden, ihre Empfindung zu verfeinern und zu vertiefen, ihre Intelligenz zu bereichern, zu erweitern, zu klären und ihren Willen zu festen und zu stärken, — eine solche Selbstentwicklung betrachtet sie als ihre höchste Pflicht.

Allein sie weiß zugleich, daß diese volle Entwicklung nicht isoliert und unabhängig bleiben kann, sondern im Gegenteil nur unter Wechselwirkung und in Verbindung mit der anderer Menschen möglich ist, wie die Entwicklung aller in gewissem Grade von Art und Reichtum ihrer eignen abhängig ist.

Staat und Kultur begannen, als das Individuum aufhörte im Kampf ums Dasein allein zu stehen, als gemeinsame Arbeit und gemeinsames Fühlen diesen Kampf erleichterten. Und je höher die Entwicklung eines Individuums ist, desto ferner steht es der Roheit, die sich selbst genug ist; desto mehr hängt sein Glück von dem der andern ab, desto mehr ist sein Egoismus von Altruismus, sein Altruismus von Egoismus durchdrungen. Die Frau, die sich nach den Idealen der Harmonie entwickelt, wird ebenso wenig unbedingt für ihre Entwicklung oder ihr Glück das der andern opfern, wie sie für deren Entwicklung oder Glück das eigene opfern würde . . .

Diese Ethik hat zwei Vorzüge. Sie entspricht der Mannigfaltigkeit des Lebens und der Natur in viel tieferer Weise, als die rein heidnische oder die rein christliche. Aber sie ist auch bei weitem die strengste, verwickeltste aller ethischen Anschauungen, — das will sagen, wenn man mit wahrem religiösen Ernst an sie herantritt. Und das ist notwendig, wenn die Menschen im stande sein sollen, solche harmonischen Beweise von Lebenskunst zu geben, zu denen wir die Grundzüge schon bei den herrlichsten Gestalten der Menschheit sahen, die uns den Menschen der Zukunft ahnen ließen. Stark genug, um vollkommen gut sein zu können, gut genug, um vollkommen frei sein zu können, frei genug, um vollkommen glücklich sein zu können."

Da ich nun soviel citiert habe, will ich noch einige Sätze des ebenso gewichtigen Abschnitts „Weibliche Sittlichkeit" anführen, in dem Ellen Keys Lebensphilosophie am schönsten zum Ausdruck gekommen ist: „Der Glaube des Monismus an die Menschennatur kann erst allmählich unser Leben durchdringen. Und bis dahin wird Leiden für die Mehrzahl eine Folge der Freiheit sein. Selbst für die wenigen, denen die Verhältnisse schon jetzt das Glück gewähren, muß es in demselben Maße unvollkommen sein, in dem sie für alles Leiden ringsum Sympathie empfinden. Vor allem aber ist das Glück noch so selten, weil die Genialität für das Glück noch so selten ist, ja, die seltenste Genialität überhaupt. Sie besitzen, bedeutet, dem Leben mit der Demut eines Bettlers nahen, es aber mit der stolzen Generosität eines Fürsten behandeln; ihm als Gesamtheit das tiefe Verständnis eines großen Dichters entgegen bringen und jedem seiner Augenblicke die hingebende Einfalt eines Kindes; jede erreichbare Freude ganz genießen können und doch der zufälligen Freude für die dauernde entsagen."

VI.

So ungefähr kann Ellen Keys Religion mit ihren eigenen Worten ausgedrückt werden. Ihr Himmel ist das kommende Reich der Gerechtigkeit. Deren einziges Mysterium die heilige Frage: Wie sollen wir neue Menschen werden? Wo entspringen die neuen Lebensquellen zu dem Bade der Wiedergeburt für den, der noch von einer Empörung des Menschengeistes träumt?

Ellen Key hat viele Antworten auf diese Fragen gefunden. Das ganze, große Kapitel „Evolution der Seele" im zweiten Teil der Gedankenbilder ist Betrachtungen und Phantasieen über diese dunkelsten Rätsel der Zukunft gewidmet. Ich weise hauptsächlich auf die schönen, geistreichen Dialoge „Auf dem Jagdschloß" hin, — sie lassen sich nicht wiedergeben, und kaum in unsere nüchterne Sprache übersetzen. Sie sind so geschrieben „wie spricht ein Geist zum andern Geist", und verwandte Seelen einzelner müssen sie frei in sich aufnehmen.

Aber die beste Antwort auf alle Fragen über die neuen Menschen und die Lebensquellen der Zukunft hat Ellen Key gegeben, wo sie die ihr seelenverwandte, kleine Gemeinde im Norden schildert. Ihre tiefste Eigentümlichkeit ist, daß sie stets jung ist und imstande, Augenblicke der Inspiration zu erleben, wo eine große Wahrheit, eine große Schönheit oder ein großes Glück sie ganz erfüllen, wo Thränen strömen und Arme sich emporstrecken, um das Weltall zu umfassen. In solchen Augenblicken haben wir das intensivste Gefühl unserer eigenen Persönlichkeit und empfinden zugleich die vollkommenste Vereinigung mit all denen, die in der Welt um uns her leben und leiden.

Und wahrhaft groß ist nur ein Menschenleben, das in tagtäglicher Arbeit die Stunden der Begeisterung zu einer leuchtenden Kette kräftiger Thaten knüpfen kann. Edler Sinn blüht in guten Thaten. Und ein edler Sinn allein vermag das kommende Reich der Gerechtigkeit zu gründen.

Mitjka — der Ausreißer.

Aus dem Russischen des Falkowsky.

Von

M. Sivers.

Nachdruck verboten.

Anna Petrovna war mit ihrer Tochter auf dem Heimweg begriffen. Sie kam von einem Besuch beim „Batjuschka" (Pfarrer) zurück, wo sie bis zehn Uhr gesessen hatte, da noch der junge Sandwirt Andreev dazugekommen war.

Es war dunkel und schmutzig. Der einspännige Wagen planschte durch die tiefen Löcher des abscheulichen Weges. Anna Petrovna kutschierte selbst und blickte, sich weit hinabbeugend, auf den Schmutz, der sich einförmig unter den Füßen des Pferdes hinzog, wobei sie hastig an den Zügeln riß, wenn eines der Räder über einen von ihr unbemerkten Stein hinwegging oder bis zur Achse in einer Pfütze versank. Und ungeachtet des gräßlichen Weges, der Feuchtigkeit, des Dunkels und der Möglichkeit, jeden Augenblick aus dem hohen, engen Einspänner in den Graben zu fliegen, gaben sich beide Frauen, an all dieses gewöhnt, völlig ihren abgerissenen, bunten Gedanken hin, die ihnen die zehn Werst lange Fahrt bis zu ihrem Hause wesentlich verkürzten.

Alles war still. Die Umrisse des Pferdes verschwanden in der Finsternis; es schien, als ob ein Etwas sich leblos, mechanisch, einförmig vorwärts bewegte und die dunkle Nacht mit sichtbarer Anstrengung zerteilte, wie ein Dampfer das trübe Herbstwasser durchschneidet.

Man empfand den gemähten Klee im Felde, den schläfrigen Atem des reifenden Kornes oder den träumenden Fichtenwald, in dem die

Nacht noch schwärzer, noch hoffnungsloser erschien.

Anna Petrovna kutschierte beinahe liegend weiter, den Weg nicht aus den Augen lassend. Eine kleine Unachtsamkeit konnte ihre Heimkehr verzögern, und sie war doch so nötig zu Hause. Was geschah dort wohl jetzt? War die Saschka mit dem Vieh fertig geworden, hatte der Mann sein Abendbrot bekommen, war die Butter gut geraten?

Und vor ihren Augen erstand inmitten der Dunkelheit und des Schmutzes der Viehhof, das verschlafene dumm-eigensinnige Gesicht des Arbeiters, die flachbrüstige Viehmagd, der runde Tisch mit dem kalten Imbiß, an dem ihr gealterter Mann den ganzen Abend über gebrummt hatte, in Erwartung von Frau und Tochter, die sich beim Batjuschka verspätet hatten. Und wie würde er ihnen die Leviten lesen! Und er hatte recht: es war ganz unnötig, dort festzukleben — wenn Andreev es ernst meinte, würde er schon von selber kommen. . . . . Sie sah auch den Himbeerstrauch, der hätte abgelesen werden sollen, und den Gemüsegarten, in dem die Mistbeete faulten, und das Kartoffelfeld, das in diesem Jahr viel zu wünschen übrig ließ, und den Hafer, um den alle sie beneideten, und die Hühner, die die Eier verlegten, und die gelben Entlein, die Tresor gewürgt hatte — und alles, was schön und traurig war, in ihrem dreißigjährigen Eheleben, was das Herz erfreuen und bekümmern, den einfachen Geist dieser Arbeiterin bewegen konnte, die mit ihrem Mann und dem Viehhof zugleich inmitten geringfügiger Aufregungen und Schrecken gealtert war. Vor garnicht so langer Zeit war sie dieses Weges gekommen, im Hochzeitskleid mit ihrem jungen Gemahl, und jetzt? . . .

Und jetzt träumte ihre erwachsene Tochter neben ihr von demselben Glück, das auch ihr einstmals vorgeschwebt hatte. Inmitten der Dunkelheit und des Schmutzes sieht die Tochter junge Augen, einen Schnurrbart, eine bunte Kravatte und sonstigen Unsinn. Bald wird man auch sie desselben Weges heimführen — dorthin, wohin Mutter und Großmutter ihr vorangegangen sind.

„Na, Brauner, du bist wohl im Schlaf? . . . Manja, schläfst du?"

„Ja — a, ich schlafe . . ."

„Na gut, schlafe weiter . . ."

„Laß sie schlafen. Ich weiß, wovon sie jetzt träumt. Träume sind das einzige Gute . . . Was ist das, eine Ziehharmonika?"

Aus der Finsternis zogen ihnen dünne, klagende Töne entgegen.

„Gewiß jemand vom Spaziergang," gähnte Mascha.

Die Töne näherten sich, wuchsen, vereinten sich zum monotonen Gequietsche einer billigen Harmonika, waren dem Wagen ganz nahe gekommen. Die Dunkelheit verbarg den Spielenden. Anna Petrovna rief:

„Wer da?"

Es erfolgte keine Antwort. Die Musik verstummte. Die beiden Frauen vertieften sich wieder in ihre Gedanken. Das Pferd bewegte sich hartnäckig weiter, wie ein lebloses Etwas, die dunkle Nacht durchschneidend, und es schien, als wäre es verdammt, ewig durch das Dunkel fortzuziehen. Weit, weit hinten erwachten wieder die einsamen, dünnen Töne. Jemand schluchzte hilflos, ohne Weg und Licht in die dunkle Nacht verstoßen . . .

* * *

„Mitry! Mitjka!" schrie Anna Petrovna, sich der Auffahrt nähernd.

Sie stieg mit der Tochter aus dem Wagen und, an die Hausthür hämmernd, fuhr sie fort zu schreien:

„Mitry! Mitjka! Nimm das Pferd . . ."

Eine verschlafene, barfüßige Alte öffnete ihnen und fing auch an, den Mitjka zu rufen, wobei sie sich vor Kälte krümmte.

Niemand aber zeigte sich. So kam die Alte mit Gebrumm die Stufen herab und ging den Hirtenjungen Mitjka suchen, zu dessen Pflichten es gehörte, die wenigen Pferde des Haushaltes der Anna Petrovna zu versorgen.

Die Alte kam zurück und erklärte, daß der Hirt nirgends zu finden sei und die Stallthür offen stehe.

„Er ist doch nicht etwa wieder fortgelaufen?" rief die ermüdete, vom Fahren zerschlagene Anna Petrovna entsetzt aus.

„Dann war er das wohl, den wir mit der Harmonika trafen," sagte Mascha; „in der Dunkelheit war ja nichts zu erkennen."

„Natürlich war er das!“ unterbrach sie Anna Petrovna. „Und wie konnte ich auch nur seine dämliche Musik verkennen?“

Die barfüßige Alte führte das Pferd mit Geächze und Gestöhn fort und brachte es irgendwie zustande, seinen schweißtriefenden Hals aus dem Geschirr zu befreien.

Die Frauen traten in das Haus. Maścha ging sogleich nach oben auf ihr Zimmer, entkleidete sich hastig und halb im Schlaf und warf sich aufs Bett, die Luft in vollen Zügen in ihre junge, lebensdurstige Brust einziehend; nach ein paar Minuten schlief sie schon; um ihre halbgeöffneten, frischen Lippen spielte ein glückliches Lächeln: sie träumte von einer bunten Kravatte, einem sich kräuselnden Schnurrbart, dem schmutzigen Weg, dem Ausreißer Mitjka.

Anna Petrovna begab sich ins Schlafzimmer. Ihr Mann war schon zu Bett und schnarchte; auf seiner entblößten, haarigen Brust lief ein kleiner schwarzer Kreis herum, wie eine Maus; es war der Schatten, den die in der Ecke flackernde Ampel warf; Anna Petrovna zog die verschobene Decke zurecht, entkleidete sich, entfernte sich aber mit einem Seufzer vom Bett und setzte sich auf das Sofa; sie hatte keine Lust zu schlafen, sie war überreizt, und trübe Gedanken bemächtigten sich ihrer. Seit dreißig Jahren trat sie jeden Abend in diese Schlafstube ein, sah sie diese behaarte Brust, hörte sie dieses Schnarchen. Seit dreißig Jahren hatte sie beständig diesen unleidlichen Abdruck eines galoppierenden Generals im Papprahmen vor Augen; der General galoppiert, galoppiert in einemfort und kann doch nicht einen halben Zollbreit vom Flecke kommen.

Auch im Leben kommt man nie vom Fleck! . . denkt Anna Petrovna, voller Haß auf den General blickend.

Morgen früh, genau um vier Uhr, wird ihr Mann aufstehen; er wird husten und sich schneuzen, danach wird er anfangen die Zündhölzer zu suchen, er wird schreien, daß man ihm ganze Schachteln voll unter der Nase wegstiehlt: die Zündhölzer werden sich jedoch unbedingt in seiner rechten Hosentasche vorfinden; dann wird er sein stoppeliges, spitzes Kinn rasieren, sich dabei schneiden und brüllen, daß man ihm kaltes Wasser gebracht habe, anstatt des heißen; darauf wird er über das Essen, über die Tochter, über den Arbeiter, über den Hund, über die Katzen und namentlich über sie, seine treue, duldende Gattin räsonnieren; und sie, die duldende Gattin, wird den ganzen Tag umherlaufen, hinter dem Mann her, um ihm das ewig offene Hemde zuzuknöpfen, hinter der Viehmagd, deren Haare stets in der Milch herumfahren, hinter den Hühnern, die die Eier verlegen, hinter Trésor, der die Entlein zu würgen liebt, hinter dem Vieh, hinter der halbblödsinnigen Alten, der Säuferin und Diebin, hinter . . . ja, es ist nicht weniges, wohinter sie den ganzen Tag herrennen, worüber sie schelten, sich aufregen wird in Küche und Keller, in Garten und Viehhof . . . . Nachher, physisch und moralisch am Ende ihrer Kräfte angelangt, wird sie in diese Schlafstube zurückkehren, um wieder diese behaarte Brust, diesen galoppierenden General und diesen offenen Mund zu sehen, der, wie aus einem Rohr, heisere Töne ausstößt. Und um das Maß ganz voll zu machen, war Mitjka davongelaufen. Oh, es war fürchterlich!

Vor fünf Wochen hatte Mitjkas Vater, ein großer, hagerer Mann mit gelbem Gesicht, den Burschen zu ihnen gebracht. Sie hatte sofort gesehen, daß dieser dummlächelnde Bengel mit der Ziehharmonika unter dem Arm zu nichts taugte. Aber es blieb ihr keine Wahl übrig, ein Hirte war dem Vieh so notwendig wie das Futter, und Mitjka bürgerte sich ein. Seit dem Augenblick kannte sie keine Ruhe mehr; bei Sonnenaufgang weckten sie die dünnen, klagenden Töne der Harmonika, den ganzen Tag über war sie in Angst, daß Mitjka das Vieh im Walde verlieren oder die Wölfe mit Kalbfleisch regalieren werde, und nachts, wenn sie trotz der Musik des Hirtenjungen eingeschlafen war, erwachte sie mit Entsetzen, da sie geträumt hatte, daß Mitjka wieder davongelaufen sei.

Dreimal war dieser Unband ausgerissen! Dreimal hatte ihn sein Vater zurückgebracht und, sich tief verbeugend, um Verzeihung gebeten. Mitjka dagegen drehte, mit seiner Harmonika unter dem Arm, die Mütze in den Händen und schaute allen ins Gesicht mit seinen hellen, klaren Augen, als ob ihn,

diesen Erzschelm, überhaupt gar keine Schuld träfe. Jetzt war er schon wieder durchgegangen! Was wird nun geschehen? Wieder wird sich das unglückselige Vieh den ganzen Tag auf dem Viehhof herumstoßen, weil niemand, ja wirklich niemand da ist, um es hinauszutreiben . . . Sie würde das Vieh selbst auf die Weide führen, aber sie kann ja nicht . . . sie kann nicht, weil sie ihren eignen Mann weiden muß . . . sie hält ja schon jetzt eine lange Gerte in der Hand und läuft mit hochgehobenem Rock hinter ihrem Mann her, der sich weigert auf die Wiese zu gehen, und in den Hafer will . . . sie prügelt ihn mit der Gerte und schreit: wohin, wohin, Rasender? Der Mann hat sich in ein buntes, sonderbares Tier verwandelt, er brüllt, schneuzt sich und wirft ihr ganze Schachteln Zündhölzer ins Gesicht, Servietten und .... weiß der Teufel, was alles!

Der schwarze Fleck läuft auf der behaarten Brust umher, eine Mücke trinkt das Blut des alten Gutsbesitzers; Anna Petrovna schläft einen aufgeregten, quälenden Schlaf, in unbequemer Stellung an die Rückwand des Sofas gelehnt; ihr alternder Körper im Nachthemd aus selbstgesponnener Leinwand und der hilflos herabhängende Kopf mit dem tief in die fleischige Brust gesunkenen Kinn heben sich scharf von dem weißen Sofaüberzug ab. Alles ist still. Das ganze Haus schläft; nur die Fliegen und Mücken, die durch das offne Fenster herein geflogen sind, stillen gierig ihren Hunger, und dort irgendwo, weit, weit schluchzen klagend die einsamen Töne eines einsamen Wanderers, ohne Weg, ohne Licht in die dunkle Nacht verstoßen.

* * *

Der Mitjka ist wieder ausgerissen!

Diese Nachricht teilte sich gleichzeitig dem Viehhof, dem Mann der Anna Petrovna, Iwan Semyónitsch, der Viehmagd, dem Tresor, den Hühnern, ja sogar dem Himbeerstrauch mit. Es schien, als ob selbst die Sonne, die kühn aus den Wolken hervorblickte, fragte:

„Der Mitjka ist wieder ausgerissen? . . . Was wird denn jetzt nur werden?"

Nichts Gutes, allem Anschein nach. Alles kam in Aufregung, fing an umherzurennen, wie ein gestörter Ameisenhaufen. Aber nach einiger Zeit beruhigte sich alles wieder; jeder kehrte zu seinem Platz zurück, nahm seine Arbeit vor: einer im Felde, ein andrer im Gemüsegarten, noch ein andrer im Geflügelhof. Nur das Vieh stand mit gesenktem Haupt in der dunklen Scheune, durch deren Spalten der etwas bewölkte, junge, frische Tag hereinsah und wartete, ob man es endlich aus diesem verfaulten Stroh und dem dünnen Mist hinausführen würde ins Feld, wo die Luft so rein und das Futter so saftig. Auch Iwan Semyónitsch konnte sich nicht beruhigen.

Er fuhr in allen Ecken seiner wenig beneidenswerten Wirtschaft herum, und überall hörte man seine lauten Klagen über den Mangel an Arbeitern und die Verderbtheit des Volkes. Seine zittrige, alte Stimme entweihte die schläfrige Stille des öden Herrenhauses und weckte den melancholischen Tresor, den die Hausfrau wegen seiner tyrannischen Liebe zu den jungen Enten an die Kette gelegt hatte. Endlich nahm Iwan Semyónitsch seinen Lieblingsstock mit der eisernen Schaufel am Ende und ging in das Dorf auf die Suche nach einem Arbeiter; nervös herumsuchend machte er sich auf den Weg und kam ganz außer sich, erhitzt, ermüdet zurück. Ins Haus tretend, warf er sich auf den ersten besten Stuhl und schrie voller Verzweiflung:

„Alle Teufel! Hörst du, Frau, alle Teufel! . . ."

Seine Frau, die aus dem Geflügelhof gelaufen kam, stand vor ihm mit schmutzigen, bis zum Ellbogen heraufgezogenen Ärmeln, in hochgeschürztem Rock, und ihr heißes Gesicht sprach von tiefem Mitleid mit diesem alten Kinde, das so garnichts von der Wirtschaft verstand. Was für einen Sinn hatte es denn, in dieser Erntezeit ins Dorf zu laufen, wo jeder mit seiner eigenen Arbeit beschäftigt war?

Sie streckte sorgsam die Hände aus, um ihrem alten Kind das Hemde zuzuknöpfen, als er plötzlich unerwartet aufsprang, und mit dem Stock auf den Boden stoßend ausrief:

„So werde ich selbst das Vieh hinaustreiben!"

Und er lief auf den Viehhof.

Mit fuchtelndem Stock ging er im Stall auf und ab und trieb die apathischen Tiere hinaus; dabei schrie er und that sehr wichtig und sah nicht, daß er bei jedem Schritte in den dünnen Mist einsank, wie in einen Morast.

Und an diesem denkwürdigen Tage erblickten die Fichten, die auf dem Hügel Wache hielten, und das reifende Korn und diese ganze lebende, aber stumme Welt, — ein bisher nie gesehenes Schauspiel: der Gutsbesitzer Iwan Semyönitsch trieb sein Vieh eigenhändig auf die Weide!

Seine Frau, seine Tochter, die barfüßige Alte, die barfüßige Milchmagd, der barfüßige Arbeiter, alle starrten sie, kaum ihrer Sinne mächtig, die Hand vor den Augen zum Schutz gegen die Sonne, der Gestalt des Gutsbesitzers nach, der inmitten der Herde auf und nieder tauchte mit seinen hochgekrämpelten Beinkleidern und seiner Jacke aus Bauernleinwand, die ungelenk an seinem alternden Körper herabhing.

* * *

Dieser erste Versuch des Iwan Semyönitsch mißglückte vollständig. Höchst erstaunlicher- und unbegreiflicherweise geriet die ganze Herde in den Hafer, in eben denselben Hafer, der den Neid aller Nachbarn erregte, und verblieb dort über eine Stunde, da weder das Geschrei noch die Prügel des Iwan Semyönitsch irgendwelchen Eindruck auf die eigensinnigen Tiere machten. Und, du lieber Gott, was war aus dem wundervollen Hafer geworden! Als die arme Anna Petrovna die Riesenglatzen und die unzähligen Irrgänge darin erblickte, versagten ihr die Kniee, und mit weit offenen Augen sank sie nieder und blieb lange in dieser Stellung, ehe sie nur hervorbringen konnte:

„Oh, Herrgott! Herrgott!"

Außerdem verlor sich der prächtige junge Stier, der Liebling der ganzen Familie, und trieb sich jetzt wahrscheinlich im gräflichen Walde umher. Und um alle Übel voll zu machen lag Iwan Semyönitsch im Bett, mit Senfpflastern bedeckt, stöhnte und schrie, daß sein Herz zu schlagen aufhöre. Der arme Iwan Semyönitsch hatte sich überanstrengt! Das ganze Haus war auf den Beinen. Man sprach davon, nach dem Arzte zu schicken. Die barfüßige Alte kramte Ameisenspiritus aus ihrem Koffer aus, die Wirtschafterin kochte Lindenblütenthee, der Arbeiter heizte den Badeofen, Mascha sah nach den Wärmeflaschen, Anna Petrovna saß am Bett ihres kranken Mannes, hielt seine Hand, hörte seine bittern Klagen an und blickte hoffnungslos auf den galoppierenden General.

Auch im Leben kommt man nicht vom Fleck, dachte sie verzweiflungsvoll.

Und vor dem Fenster heulte der Tresor kläglich; es war ihm schon langweilig geworden, an der Kette zu liegen.

Plötzlich hörte man vom Hof her dünne, wohlbekannte Töne, die allen mit freudigem Schrecken durch die Glieder fuhren, und gleich darauf kam die barfüßige Alte ins Zimmer gestürzt mit der Nachricht: „Der Mitjka ist wiedergekommen!"

Kalte und heiße Umschläge, Decken, Kissen flogen zuerst in die Höhe und dann auf den Boden. Iwan Semyönitsch sprang aus dem Bett und stürzte in die Küche, so wie er war. Anna Petrovna ergriff den Schlafrock und warf ihn im Lauf dem Mann über die Schultern. Bei der Küchenthür stand ein hoher Mann, hager, mit gelbem Gesicht, Mitjka's Vater. Als er den Herrn erblickte, verbeugte er sich tief.

„Verzeihen Sie schon, Iwan Semyönitsch, der Bengel ist rein von Sinnen. Verbeuge dich doch vor dem Herrn, du Schafskopf!"

Mitjka mit seiner Ziehharmonika unter dem Arm, drehte die Mütze in den Händen. Dummlächelnd nickte er mit dem Kopf und starrte mit seinen hellen, glückseligen Augen den Herrn an.

„Ach, du . . !" fing Iwan Semyönitsch schäumend vor Wut an und hielt plötzlich inne, durch diese gutmütigen, klaren Augen aus der Fassung gebracht. „Er ist ja wahrhaftig der reinste Schafskopf", — endigte er lahm, sich fester in seinen Schlafrock hüllend.

Anna Petrovna begann von den Erlebnissen des Tages zu erzählen. Als sie von den Mißgeschicken des Herrn sprach, stöhnte und seufzte der hagere Bauer, aber hinter seinem dünnen Schnurrbart barg sich ein höhnisches Lächeln. Mitjka blickte wie zuvor glückselig drein; als er des Fräuleins ansichtig wurde,

griff er in seinen Kittel und brachte daraus drei noch nicht ganz reife Äpfel hervor, von denen er den größten wählte und Mascha hinhielt.

„Da, iß", sagte er gutmütig.

Ein allgemeines Gelächter ertönte. Mascha fiel auf einen Schemel nieder und warf sich hintenüber vor Lachen, als ob sie ohnmächtig würde, die Alte kreischte auf, die flachbrüstige Wirtschafterin fing an zu husten, Anna Petrovna hielt sich die Seiten, und Iwan Semjónitsch hüpfte auf demselben Fleck umher wie im Tanz und schrie fortwährend, fast vor Lachen erstickend:

„Ach, dieser Erzschelm! Ach, dieser Erz..."

Mitjka schaute einen nach dem andern erstaunt an und sagte dann:

„Herrje! Was sie nur alle haben!"

* * *

Früh am nächsten Morgen weckten die zudringlich quietschenden Töne von Mitjkas Instrument Anna Petrovna von neuem; sie blickte gähnend, nicht gerade in bester Laune, zum Fenster hinaus und lächelte sogleich; die Morgenröte spiegelte sich im Gesicht Mitjkas und verklärte es dermaßen, daß es schien, als sei er nicht aus dem schmutzigen Pferdestall herausgekommen, sondern eben von dem strahlenden Himmel hinabgestiegen; seine ganze hagere, kleine Gestalt atmete keckes Glück und ließ ihn in diesem Augenblick des allgemeinen Erwachens so reizend, so gut erscheinen, daß ein Etwas sich in Anna Petrovnas Brust regte und sie ihm zurief:

„Guten Morgen, Mitjka!"

Der Junge sah ruhig und klar zu ihr auf, lächelte und antwortete:

„Komm doch heraus, was schläfst du noch?"

Anna Petrovna lachte und ging sich ankleiden.

Mitjka trieb sein Vieh zum Hof hinaus und die Dorfstraße entlang, wobei er sich bemühte, mit einer Hand die geliebten Töne aus der Harmonika hervorzulocken, während er mit der andern Ordnung unter den Tieren hielt. Übrigens ging das Vieh ruhig, ohne einen Versuch ihn zu stören.

Mitjka trieb die Herde in das Kleefeld, wo er sie bis Mittag ließ. Als jedoch die Sonne im Zenith stand, brachte er seine Schutzbefohlenen an den Waldesrand.

Es war ein heißer Tag. Das satte, müde Vieh lagerte sich dicht zusammen unter einem Busche und hob sich wie ein farbiger Flecken von dem sonnbestrahlten Grün ab. Nur der junge Stier, der erklärte Liebling des Herrenhauses, fuhr fort, einsam seine schwarze Schnauze ins Gras zu bohren.

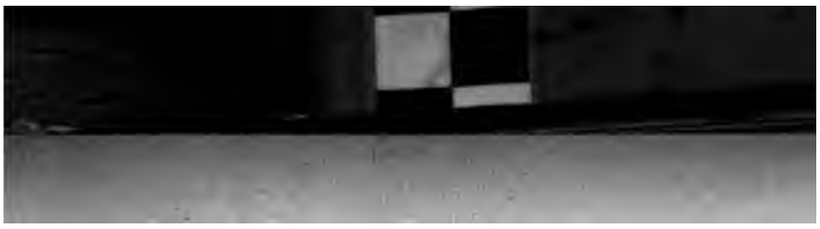
Mitjka, der sich im Kleefeld sattgegessen und ausgeschlafen hatte, lag mit dem Rücken an einen Fichtenstamm gelehnt und gab sich seiner Lieblingsbeschäftigung hin: er blinzelte mit halbgeschlossenen Augen in das Licht, und da fielen irgendwoher von oben kleine, verschiedenfarbige Kreise herab, den Bläschen gleich, die an einem warmen Tage auf dem Wasser spielen, wenn die Mücken und Fliegen in der Luft tanzen. Die erstaunlichen, kleinen Blasen fielen in Unmengen von oben herab, gerade als ob sie jemand aus seiner Tasche streute, und verschwanden unten irgendwo. Und Mitjka konnte absolut nicht herausbringen, woher sie kamen und wohin sie gingen. Wunderbar!

Das sind die Seelen der Gerechten, fiel ihm die Erklärung der Tante ein.

Es wurde ihm langweilig, auf dem Rücken zu liegen; die Schultern thun einem weh davon; er drehte sich auf den Bauch, stützte die Ellbogen auf die Erde und den Kopf auf die Hände und blickte aufmerksam in das Gras.

Ein Gotteskäferchen kriecht vorüber mit einem Eichenblatt, das es, weiß der liebe Himmel wie weit, geschleppt hat; es ist rot mit schwarzen Pünktchen und so niedlich! Dies Käferchen trägt der liebe Gott selbst, und die Engel melken es .... Sieh nur an! Und da klimmt eine Ameise über einen faulenden Zweig und kann die grüne Raupe, die sie in der Mitte hält, durchaus nicht herüberzerren; alle Wetter, sie versteht aber, daß es so am leichtesten geht. Die Raupe ist zwar tot, scheint sich aber zu stemmen und zu krümmen, und die arme Ameise plagt sich schrecklich, und bis zum Ameisenhaufen ist es noch weit.

Auf dem Bauche zu liegen ist auch langweilig; die Ellbogen thun weh davon. Mitjka drehte sich auf die rechte Seite. Zwischen den Fichtenstämmen hindurch schimmert der



blaue Himmel, unten erſtreckt ſich das buntfarbige, trockene Moos. Wenn man da jetzt ein Zündhölzchen hineinwürfe, wie prächtig würde das Feuer auflodern und ſich verbreiten. . . . Da — läuft ein rotköpfiger Specht den Stamm entlang und klopft mit dem Schnabel an den Baum, wie mit einem Hammer. — Mitjka drehte ſich auf die linke Seite und erblickte den roten Sonnenſchirm des Fräuleins; er ſetzte ſich auf und fing an zu lächeln. Der junge Stier betrachtete den näherkommenden roten Gegenſtand ſehr aufmerkſam.

Maſcha blieb ſtehen; ſie hatte einen Korb mit Pilzen in der Hand.

„Guten Tag, Mitjka, was treibſt du denn?“

„Ich liege.“

Das Fräulein lächelte.

„Weißt du, Mitjka, deine Augen, ſind gerade ſo blau und klar, wie der Himmel.“

„J, was nicht gar!“

„Und du biſt überhaupt ſehr niedlich . . . Wenn du willſt, werde ich dich Leſen und Schreiben lehren“.

„Gut, lehre mich, ich werde dir eine Pfeife ſchneiden.“

Das Fräulein lachte und ging weiter. Mitjka und der junge Stier blickten ihr beide mit der gleichen Neugierde nach, und als ſie verſchwand, ſtieß der junge Stier nachläſſig die Schnauze ins Gras, während Mitjka ſeine Harmonika nahm und dem Fräulein ein paar wilde Töne nachſandte.

Aber zu dieſer Tageszeit liebte Mitjka die Stille über alles; er ließ ſeine Muſik im Stich und begann wieder mit den Augen zu blinzeln, um „die Seelen der Gerechten“ zu ſehen.

Und wahrſcheinlich ſah er ſie auch . . . Sein Geſicht war ruhig und klar, wie die ganze ihn umgebende Natur: kein Wölkchen, kein Laut . . . .

* * *

Als die Sonne errötete, größer wurde und wie eine feurige Kugel hinter dem Walde unterging, trieb Mitjka ſeine Herde heim. Voran ſchritt, langſam und gewichtig, mit vollem Euter, die ſchwarze Kuh, zum großen Mißfallen Anna Petrovnas, da eine ſchwarze Kuh als erſte der Herde — Regen bedeutet, und man brauchte grade keinen Regen; hinter ihr kamen die übrigen müden Tiere, ganze Wolken Staubes aufwirbelnd. Den Schluß bildete Mitjka, friſch, ſtrahlend, vom Abendrot beleuchtet, vermittels ſeiner Ziehharmonika laut die glückliche Heimkehr verkündend.

Nachdem die Tiere in den Stall getrieben waren, begab ſich Mitjka ins Leutezimmer, wo ihm die Alte ein Abendbrot zubereitete; bald kam er wieder von dort heraus mit der Harmonika unterm Arm, um in der Scheune ſchlafen zu gehen.

Im alten Herrenhaus wurde bald Feierabend gemacht. Die flachbrüſtige Viehmagd und die Alte trugen einen mächtigen Eimer voll friſchgemolkener Milch an einer Stange vorüber. Jeffim, mit einem Strick über der Schulter, ſchloß das Getreidehaus und ging in die Küche, mit den Schlüſſeln klirrend. Der barfüßige Arbeiter kam aus dem Stall heraus und goß das von den Arbeitspferden übriggelaſſene Trinkwaſſer mit weitem Schwunge aus. Iwan Semyönitſch erhob ſich hüſtelnd vom Balkon und trat mit den Worten „es fängt an feucht zu werden“ ins Haus. Anna Petrovna verließ den Geflügelhof mit aufgekrempelten Ärmeln. Das Fräulein klapperte oben auf ihrem Zimmer mit dem Fenſter. Der Treſor ſtreckte ſich ſchläfrig, gähnte laut und rollte ſich neben ſeiner Hundehütte zu einem Ball zuſammen.

Alles Leben erloſch allmählich. Der Himmel färbte ſich dunkler, und aus ſeiner nebelhaften Tiefe tauchten, eines nach dem andern, blinkende Flämmchen auf . . . Grünes verwandelte ſich in Schwarz, Durchſichtiges in Undurchdringliches. Der ferne Wald nahm die Geſtalt einer langen Scheune an, während die Scheune einem formloſen Walde ähnlich wurde. Mitjka lag unbeweglich im Heu. Irgendwo im Nebengebäude wirtſchafteten Kälber herum, grunzten Schweine, knirſchte ein Pferd mit den Zähnen.

Wie ſtets um dieſe Stunde, wurde es Mitjka traurig zu Mut. Schlafen wollte er nicht, zu thun gab es nichts. Mitjka ſetzte ſich auf und fing an, monotone Laute aus ſeiner Ziehharmonika hervorzulocken . . .

Lange saß er so, bald seiner Musik, bald der rings herrschenden Stille lauschend, bis ihm ganz warm ums Herz wurde . . .

Dann kroch er vom Heu herab und ging in tiefen Gedanken die dunkle, endlose Straße entlang, die unverschlossene Scheune, das Vieh, das er jeden Tag auf die Weide trieb, den aufgebrachten Herrn vergessend . . .

Und von neuem weinten die einsamen Töne des einsamen Wanderers im Dunkel der warmen, geheimnisvollen Nacht.

Und Anna Petrovna träumte währenddessen, daß der galoppierende General sich von seinem Platz losgerissen habe und weit, weit fortgaloppiere . . . .

Endlich! — seufzte sie erleichtert auf.

* * *

Der Mitjka war wieder ausgerissen!

Der zerschlagene, aufgeregte Iwan Semyönitsch stieg mit Hilfe seiner Frau, Tochter und Viehmagd in den zweirädrigen Wagen, nahm die Zügel und fuhr zum Polizeibeamten.

Am nächsten Tage kehrte er zurück und stieg mit Hilfe ebenderselben Frau, Tochter und Viehmagd wieder aus dem Wagen heraus.

Bald nach ihm fuhr der Polizeibeamte im eignen Wagen vor; hinter dem kam langsam ein Bauernwagen, dem Mitjka und sein Vater entstiegen.

Iwan Semyönitsch und der Beamte traten ins Eßzimmer ein, wo Anna Petrovna und Mascha schon Vorbereitungen am runden Tische trafen.

Man setzte sich und trank ein wenig. Nach dem dritten Schnapsglase teilte der Polizeibeamte dem Fräulein mit, daß ihre Augen Vergißmeinnichten glichen, und redete Iwan Semyönitsch als Herrn Oberst an. Nach dem fünften Glase schneuzte sich der Herr Oberst und fing an seine Zündhölzer zu suchen. Anna Petrovna fand sie für ihn in seiner rechten Hosentasche und rückte den Schnaps ein wenig von ihm fort. Der Beamte teilte dem Fräulein mit, daß ihre Augen den Veilchen glichen, der Hausfrau — daß ihre Pilze göttlich seien, und redete Iwan Semyönitsch als Excellenz an; danach wurde das Gespräch allgemein. Man unterhielt sich laut und hitzig von der Verderbtheit des Volkes, vom Ausreißer Mitjka; der Beamte versprach, ihm Angst einzujagen, aber noch gründlich.

„Seien Sie ganz beruhigt, er wird nicht mehr ausreißen."

Die Karaffe, scharf von dem Auge der Hausfrau verfolgt, entschlüpfte mit erstaunlicher Geschicklichkeit immer wieder den Händen Iwan Semyönitschs und neigte sich zum Glase des Beamten, der auf jede ihrer Verbeugungen mit einer neuen, an seine Wirte gerichteten Liebenswürdigkeit antwortete.

„Wenn es nur in meinem Polizeirevier gewesen wäre", sagte der Gast bedauernd, „so hätte ich Ihnen meine Methode gezeigt. Aber seien Sie beruhigt, wir werden ihm schon Schreck einjagen . . . . ihn heraufschrauben, so zu sagen . . . ."

„Könnte man nicht ein Protokoll aufsetzen?" mischte sich Anna Petrovna in die Unterhaltung.

„Warum nicht? Man kann alles thun. Wir setzen eines auf, und nachher in den Ofen damit . . . Na, nu mal her mit dem Angeklagten."

Er riß sich von seinem Platz los, taumelte bedenklich zur Seite, stierte die Hausfrau verwirrt an, als ob er den Teufel auf ihrer Nase gesehen hätte, und richtete sich dann schnell und stramm auf, wie jemand, den man hatte umwerfen wollen, der sich aber noch rechtzeitig der Gefahr entzogen hatte; danach ließ er sich schwer hinter dem Schreibtisch nieder. Mitjka und sein Vater traten ins Zimmer. Der lange Bauer sah düster drein: wie oft hatte man ihn schon von seiner Arbeit fortgeholt! Mitjka drehte seine Mütze, hielt die Harmonika fest unter dem Arm und lächelte sein unveränderliches, glückliches Lächeln.

Seine hellen Augen musterten neugierig die Uniform und die rote Nase des Polizeibeamten.

„Angeklagter, wie heißt du?" schrie ihn der Beamte würdevoll an, ein wenig stotternd.

„Mitjka".

„Wie alt bist du?"

„Ich — weiß nicht. . . ."

„Vierzehn Jahre", antwortete der Vater.

„So, so. . . . Und was ist dein Beruf? Übrigens, das genügt!"

Die dräuende Art und Weise, das dräuende Verhör übten jedoch nicht die geringste Wirkung aus. Mitjka blickte von einem zum andern und lächelte ruhig, freudig weiter. Der Beamte verlor endgiltig die Geduld.

„Weißt du auch", — fuhr er ihn an, sich über den Tisch lehnend: — „daß du für jeden Tag deiner freiwilligen Entfernung vom Dienste einen Rubel Strafe zahlen mußt? Demnach werden dir, wenn du fortfährst, so auszureißen, für den Sommer über hundert Rubel Strafe zuerkannt werden! . ."

„I, was du nicht sagst!" strahlte Mitjka.

Der Beamte spie wütend auf den Boden, tauchte die Feder ein und fing an zu schreiben, sich selbst laut diktierend:

„Der Bauernsohn Mitjka wird wegen freiwilliger Entfernung aus dem Dienste für schuldig befunden . . . für schuldig befunden. . . . !"

Kaum hatte der Beamte, Brust und Ellbogen gegen den Tisch gestemmt, angefangen, schwarze Lettern aufs Papier zu malen, als sich Mitjkas Gesicht plötzlich veränderte, gerade als ob die Tinte einen schwarzen Schatten darauf geworfen hätte; die klaren Augen des Jungen verfolgten mißtrauisch und furchtsam die Spitze der Feder, die, wie ihn dünkte, allerhand Unheil auf sein Haupt herabbeschwor. . . . Jeder neue Buchstabe gab Mitjka einen Stich ins Herz und erstand vor ihm als ein geheimnisvolles, aber entsetzliches Gespenst. Endlich hielt der Junge es nicht länger aus; mit schriller, völlig veränderter Stimme rief er:

„So schreib doch nicht! Was schreibst du denn?! . ."

Bei dem unverhofften Schrei schreckten alle zuerst zusammen, dann lächelten sie. Der Beamte blickte Anna Petrovna vielbedeutend an und fuhr endlich fort: „Schuldig befunden und geht . . . aller Rechte verlustig, sogar der Harmonika. . . ."

„So schreib doch nicht! . . . Ich sage dir, schreib doch nicht!" und Mitjka stürzte vor, wurde aber noch rechtzeitig vom Vater ergriffen und flog zum Zimmer hinaus.

„Das hat geholfen!" — verkündete die Obrigkeit.

Alles lachte. Iwan Semjónitsch kredenzte dem langen Bauern ein Glas Branntwein und sagte dabei:

„Der Vertrag zwischen dir und mir ist eine Sündenbuße für mich geworden."

Abends spät trat die abgehetzte Anna Petrovna ins Schlafzimmer ein und begann sich zu entkleiden, hoffnungslos dabei den galoppierenden General, den offenen Mund und die behaarte Brust ihres Gatten betrachtend, — aber plötzlich fing sie an, gespannt zu horchen.

„Wie kommt denn das, man hört ihn ja nicht? . . . Er wird doch etwa nicht schon wieder fortgelaufen sein?"

Ohne Mitjkas Musik einschlafen, hieß mit dem Bewußtsein einschlafen, daß morgen niemand da sein würde, um das Vieh auf die Weide zu treiben.

Anna Petrovna warf ein Tuch über die Schultern und ging mit klopfendem Herzen in die Scheune.

Statt der wohl bekannten Töne hörte sie ein dumpfes, ersticktes Schluchzen.

Der Mitjka weinte? Das war ja etwas ganz Unwahrscheinliches.

Unmöglich flossen jetzt über dieses ewig lächelnde, ewig glückliche Gesicht Thränen?

Ganz betroffen fragte Anna Petrovna mit zitternder Stimme:

„Mitjka, was fehlt dir denn? . . . So antworte doch. Du Dummchen, was hast du?"

Und erst nach langem Fragen hörte sie durch das Schluchzen hindurch:

„Tantchen, ich fürchte mich . . . ich fürchte mich so sehr . . ."

* * *

Der Polizeibeamte erwies sich als erfahrener Psychologe: Mitjka lief nie wieder davon. Aber jedesmal, wenn sein Blick mit dem ihm bisher fremden Ausdruck der Furcht und Trauer auf Anna Petrovna fiel, wurde ihr weh ums Herz.

Die Frauen und der Getreidezoll.

Von

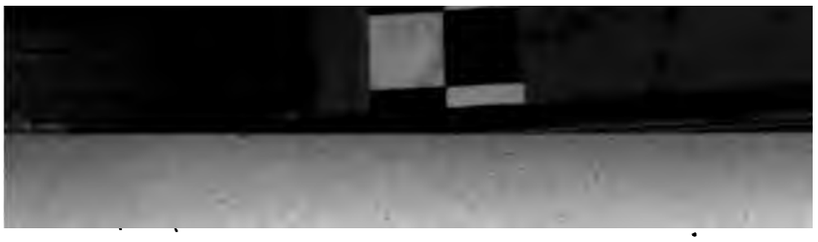
Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

Besonders die Frauen, so wird aus Italien gemeldet, thun sich durch ihre Heftigkeit bei den Unruhen hervor, die infolge der Notlage dort ausgebrochen sind. Das ist bedauerlich, aber es ist begreiflich, denn, von allem Psychologischen abgesehen, sind sie es, die am meisten unter jeder wirtschaftlichen Krise, jeder Arbeitslosigkeit des Mannes, jeder Brotverteuerung zu leiden haben. Auch der Vater fühlt ja verzweifelt mit, wenn sein Lohn nicht ausreicht, wenn die Kinder blaß und schwächlich werden, weil am Nötigsten gespart werden muß; aber die Mutter, die die reinste Seligkeit empfindet, wenn ihr Kind vor Wohligkeit jauchzt und strampelt, sie spürt dafür auch, als wäre es sie selbst, alle Entbehrungen des Kindes, sie fühlt den Hunger mehr noch als in ihrem Magen im Magen der Kinder.

Es könnte einen daher fast wundern, daß es den Frauen meist so gleichgiltig ist, was im politischen Hexenkessel für eine giftige Suppe gebraut wird, die sie dann wieder ausessen müssen. Aber kann man den Frauen des Volkes aus dieser Gleichgiltigkeit einen Vorwurf machen? Im Gegenteil: sie sind so überarbeitet, sie sind von den wirtschaftlich, sozial oder politisch Mächtigen so sehr zu Lasttieren herabgedrückt worden, daß ein Interesse für anderes als das Nächstliegende kaum von ihnen zu verlangen ist. Viele von ihnen sind dreifach überlastet, mit Berufsarbeit, Kindern und Haushalt; selten bleibt Zeit und Kraft, einmal etwas zu lesen, zu hören oder zu sehen, was dem Leben einen Hauch von Schönheit giebt — diese Mütter sind nicht zu tadeln, sondern hoch zu achten, wenn sie ganz und ausschließlich aufgehen in den Pflichten für die Familie. Aber den freieren Frauen, den bessergestellten, erwächst daraus die Pflicht, für diese Sklavinnen ihre Stimme zu erheben, wenn ihnen noch mehr als bisher aufgebürdet werden soll.

Und darum handelt sich's bei der uns drohenden Erhöhung des Getreidezolls. Wird der Zoll, wie die „Agrarier" wünschen, von 3,50 Mark auf 8 Mark erhöht, so bedeutet das, wie einer ihrer Führer, Graf Kanitz, im deutschen Landwirtschaftsrat kürzlich ausführte, daß jeder Brotesser im deutschen Reich jährlich 6 M. mehr auszugeben hat, wenn er ebenso viel Brot ißt als bisher. Dies ist zwar etwas niedrig gerechnet, und für die untern Klassen, für die das „tägliche Brot" die Hauptnahrung ist, hat man mit Recht eine höhere Mehrbelastung angesetzt; aber bleiben wir selbst bei den 6 Mark des Grafen Kanitz, so bedeutet das für eine Familie mit 5 Kindern doch jährlich 42 Mark — denn das ist eben das wunderbar Gerechte an dieser Brotsteuer, daß eine große Kinderzahl nicht, wie z. B. bei der preußischen Einkommensteuer, eine Ermäßigung, sondern eine Verschärfung der Steuer bewirkt, und daß die ärmeren Klassen, die naturgemäß weniger Fleisch und dafür mehr Brot verzehren, um so härter von der Brotsteuer getroffen werden. Allerdings, die großen Teile unseres Volkes, die so kolossal gestiegene Löhne haben, daß sie auch Brot nicht davon zahlen können,



sondern nur Kartoffeln, den zugehörigen Kartoffelschnaps und Kaffeesurrogat, die werden von der Brotsteuer nicht getroffen. Ja, es ist doch eine gerechte Steuer!

Man kann wirklich nicht behaupten, daß durch sie die Ärmsten zu Gunsten der Reichsten besteuert werden. Denn dieses Ideal von Steuergerechtigkeit würde erst erreicht, wenn alle Kartoffelesser eine Steuer zu Gunsten des notleidenden Krupp bezahlen müßten, der ein jährliches Einkommen von 16 Millionen Mark versteuert. Aber die Brotsteuer kommt diesem Ideal so nahe wie möglich. Ihr Prinzip lautet: je größer der Latifundienbesitz des Getreideproduzenten, um so mehr bekommt er, und je ärmer und je kinderreicher die brotessende Familie, um so mehr muß sie Brotsteuer bezahlen. Das ist die gerechte Strafe dafür, ihr Mütter, daß ihr so viel Kinder geboren habt!

Alleinstehende und alternde Arbeiterinnen, wie die Konfektionsnäherinnen in Berlin, deren Jahreslohn von 3—400 Mark zum Leben unmöglich ausreicht, die daher gezwungen sind, ihren verblühten Leib ab und zu einmal billig, für ein Abendessen, zu verkaufen, müssen das ein paar mal öfter thun, wenn sie für Brot 6 Mark mehr jährlich ausgeben müssen. Aber sie stehn allein — die Familienmütter dagegen, die die hungrigen Kinder mit dünner geschnittenem Brot nicht betrügen können, sie leiden am schwersten unter der Verteuerung des Brots. Sie müssen noch mehr als bisher außer Haus auf Arbeit gehen, noch mehr als bisher wird die Familie aufgelöst, durch die christliche und familienerhaltende Politik der Brotverteuerung, noch mehr als bisher sterben und verderben, verrohen und verwildern die Kinder, die der Mutter beraubt sind — oder die Mutter arbeitet noch länger zu Haus an der Nähmaschine, noch länger als die 12—18 Stunden, die kinderreiche Witwen in der Konfektionsheimarbeit zu arbeiten pflegen.

Aber sind die Löhne in der Industrie nicht so bedeutend gestiegen, daß eine kleine Mehrbelastung durch teureres Brot wenig ausmacht? Gewiß, im großen und ganzen sind sie gestiegen. Aber noch mehr gestiegen sind in derselben Zeit die Wohnungsmieten, die ein Drittel des Arbeitslohnes verschlingen, die Fleischpreise und besonders die Kohlenpreise, kurz alles, was die Hausfrau für den Haushalt am nötigsten braucht — abgesehen von Brot und Mehl, das jetzt an die Reihe kommt. Und wie hoch sind denn nun im Durchschnitt die so sehr hoch gestiegenen Löhne? Nach der letzten Berufszählung (1895) giebt es in Preußen $13^1/_2$ Millionen Vollerwerbsthätige; von diesen haben nach der Statistik der preußischen Einkommensteuer wenig über $2^1/_2$ Millionen ein Einkommen von mehr als 900 Mark. Also fast 11 Millionen, unter diesen die ungeheure Mehrzahl der Familienväter, haben ein Jahreseinkommen von weniger als 900 Mark. Und die Statistik der Invaliditäts- und Altersversicherung ergiebt, daß (im Jahr 1896) 2,3 Millionen einen Jahreslohn von durchschnittlich 1000 Mark, 2,5 Millionen einen solchen von durchschnittlich 720 Mark, 4,3 Millionen einen Durchschnittslohn von 500 Mark und endlich 2,5 Millionen einen solchen von 300 Mark erhielten. Selbstverständlich gilt das ungefähr auch für heute: 603 Mark ist danach der Durchschnittsjahreslohn in Deutschland. Daß er in der Großstadt, z. B. Hamburg, auf 864 Mark steigt, wird durch die teureren Mieten wieder ausgeglichen. Und wenn man selbst annimmt, daß die Löhne etwas höher sind, als sie angegeben werden, wenn wir daher 700 Mark (also 100 Mark mehr) als den Durchschnitt ansehen, so sind 42 Mark mehr für teureres Brot doch eine Besteuerung von 6 Prozent, während die preußische Einkommensteuer die Einkommen von mehr als 900 Mark mit $^6/_{10}$ Prozent besteuert.

Nun aber kommt wieder ein neuer Trost: die Brotverteuerung werde eine allgemeine Lohnerhöhung nach sich ziehen, durch die die Mehrausgabe für Brot mindestens ausgeglichen werde. Das klingt recht beruhigend, aber es ist von vornherein sonderbar, daß der Lohn, der bisher bei sinkendem Getreidepreis so gestiegen ist, nun plötzlich gerade infolge steigenden Getreidepreises steigen soll! Und thatsächlich ist es eine der Grundthorheiten in der Nationalökonomie, zu meinen, daß höherer Getreidepreis höheren Lohn bewirkt. Werden etwa die Schutzleute und kleinen Beamten, deren Frauen wir vielfach als Heimarbeiterinnen in der Konfektion antreffen, im Gehalt aufgebessert werden, weil das Brot teurer geworden ist? Und genau so ist es mit der Masse der Arbeiterschaft. Nur die Aristokraten unter den Arbeitern, sozusagen die „Notleidenden" unter ihnen, die durch starke Organisationen einen hohen Lohn errungen haben, nur diese sind vielleicht durch ihre Macht im stande, auch jetzt einen höheren Lohn zu erzwingen. Die große Masse aber, die Unorganisierten, die am meisten Ausgebeuteten und Ärmsten, diese untern zehn Millionen müssen jede Lohnherabsetzung und jede Brotverteuerung auf sich nehmen, ohne Widerstand leisten zu können.

Zu diesen Unorganisierbaren und Wehrlosen gehören in erster Linie alle proletarischen Frauen, Witwen und Töchter, und überhaupt die Massen der ungelernten Arbeiter. Aber auch wenn sie sich zum Lohnkampf organisieren *wollen*, so werden sie gerade von denen daran gehindert, die jetzt den höheren Getreidezoll verlangen, und ich gestehe offen, daß das mit ein Grund für mich ist, gegen die Zollerhöhung zu sein: der Bund derjenigen, die aus Industrie und Landwirtschaft sich vereinen für die Getreidezölle, ist zugleich ein Bund gegen die Arbeiterorganisationen. Es ist ein Bund der Rente gegen die Arbeit: mit dem Sinken des Getreidepreises, mit dem Sinken der Grundrente auf dem Lande ist der Arbeitslohn gestiegen, und der Arbeitslohn will noch weiter steigen durch Verminderung der arbeitslosen Rente in der Stadt, vor allem in der Industrie: dagegen verbünden sich die Rentenbezieher der Industrie mit denen der Landwirtschaft.

Aber ist die Landwirtschaft nicht in einer Notlage? Muß ihr nicht geholfen werden? Ja, aber nicht durch Erhöhung der Getreidezölle. Gewiß ist es an sich der hübschere Standpunkt, wenn der Städter auch dem Landwirt etwas gönnt und nicht, wie es vielfach geschieht, von vornherein den Leuten auf dem platten Land gleichgiltig oder feindlich gegenübersteht. Aber beim Getreidezoll handelt sich's zunächst nur um einen geringen Teil der Landwirte, denn nur ungefähr ein Viertel von ihnen verkauft Getreide, die große Masse der Bauern baut es nur für den eignen Bedarf und hat ihren Erwerb vor allem in der Viehzucht; und die größeren Landwirte, die Getreide verkaufen, haben *auf die Dauer* auch keinen Nutzen, sondern Schaden von dem höhern Getreidezoll: der höhere Getreidepreis bringt auch die Güterpreise zum Steigen, der nächste Besitzer, sei es der Erbe oder der Käufer, hat bereits wieder das Gut zu teuer übernommen, — denn kaufmännisch gerechnet wird da meistens nicht —, der höhere Getreidepreis genügt ihm wieder nicht, denn er produziert ja nun wieder um so viel teurer. Soll man dann wieder den Zoll erhöhen? Schließlich hat das einmal ein Ende, denn es ist völlig ausgeschlossen, daß unser jährlich um 800 000 Menschen wachsendes Volk die Getreideeinfuhr je ganz entbehren könne. Unparteiische Gelehrte, wie Schmoller, haben diese Möglichkeit ausdrücklich verneint. Und dann, wenn man den Zoll nicht mehr erhöhen kann, wenn man einsieht, daß der ganze Weg verkehrt

gewesen, dann wird man den Zoll wieder zu beseitigen suchen, dann kommt das wirkliche Leiden der deutschen Landwirtschaft. Ihr Grundübel, der zu hohe Bodenpreis, ist dann maßlos gesteigert, die Konkurrenz mit dem Ausland ist ihr noch mehr erschwert. Die Erhöhung des Getreidezolls ist daher ein Schaden für die Landwirtschaft und nur ein Geschenk an die jetzigen Besitzer, bei Erhöhung des Zolls auf 8 Mark ein *jährliches* Geschenk von ungefähr 6×56, das ist 336 Millionen, eine beträchtliche Steigerung der arbeitslosen Rente und eine um so beträchtlichere des Kapitals, auf Kosten der produktiven Arbeit des übrigen Volkes.

Ja, wenn unser ganzer grundbesitzender Adel oder gar die Landwirtschaft zu Grunde ginge und nur durch ein solches Mittel erhalten werden könnte, so könnte ich in Zweifel geraten, denn ich liebe die Kraft, die in unserem Adel steckt und möchte sie nicht aus Deutschland verschwinden sehen; aber davon ist ja gar keine Rede. Und ein großer Teil, ein Drittel oder die Hälfte, des Großgrundbesitzes wird allerdings *Bauern* weichen müssen, eher ist auch an eine Beseitigung der „Leutenot" nicht zu denken. Ein Grund mehr, nicht den großgrundbesitzerischen Getreidebau gegenüber der bäuerlichen Viehzucht zu begünstigen.

Was für die Landwirtschaft geschehen müsse, habe ich hier nicht auseinanderzusetzen. Es genügt, daß die Erhöhung des Getreidezolls das Mittel nicht ist. Friedrich List, der erste große Schutzzöllner in Deutschland, erklärte ausdrücklich: „Die innere Agrikultur durch Schutzzölle heben zu wollen, ist ein thörichtes Beginnen." Diese Erkenntnis genügt uns, und es ist nur ein Zeichen für den Tiefstand nationalökonomischen Wissens in unsern Parlamenten, daß immer noch darüber hin und her gestritten wird, ob das Inland oder das Ausland den Zoll zu tragen habe. So weit das Inland ihn trägt, verteuert er dem Arbeiter das Brot, soweit das Ausland ihn trägt, verkürzt er ihm den Lohn: denn das ackerbauende Ausland, das durch den Zoll geschädigt wird, ist dann ein schlechterer Abnehmer für die Waren unserer Exportindustrie, diese kann daher weniger produzieren, muß Arbeiter entlassen oder den Lohn herabsetzen. Und das wirkt weiter auch auf die wirklich Notleidenden auf dem Lande, die Landarbeiter: wenn die Industrie Arbeiter entlassen oder die Löhne verkürzen muß, so können auch die Gutsbesitzer ihren Arbeitern wieder geringere Löhne zahlen, ohne fürchten zu müssen, daß die Arbeiter ihnen weglaufen, gelockt von den höheren Löhnen der Industrie. Nebenbei müssen die vielen Landarbeiter, die nicht mehr in Getreide, sondern nur noch in Geld gelohnt werden, auch ihr Brot teurer kaufen — von ihren getreideverkaufenden Herren.

Doch man hat den Arbeitern, besonders auch den Frauen und Kindern, auch etwas geboten mit dem Getreidezoll. Daß die Hunderttausende von Müttern, die außer Haus arbeiten, und die Million Kinder, die erwerbsthätig sind, dies noch mehr müssen als bisher, ist zwar nicht verlockend — aber die Arbeiterversicherung, vielleicht die längst ersehnte Witwen- und Waisenversicherung, soll durch die Mehreinnahmen des Reichs aus dem höheren Getreidezoll gefördert werden: ein Plan, der um so komischer wirkt, wenn man sich das Versprechen der Agrarier, bei höherem Zoll Deutschland ganz mit Getreide versorgen zu können, verwirklicht denkt: dann kommt natürlich aus dem Auslande überhaupt kein Getreide mehr herein, und die Reichseinnahmen aus dem Getreidezoll verschwinden völlig! Und je höher der Zoll, um so weniger Getreide kann noch eingeführt werden, um so geringer also die Zolleinnahmen. Überhaupt wird auch jetzt nur ungefähr ein Fünftel eingeführt, im besten Fall also fließt von der

Brotverteuerung $^4/_5$ in die Taschen der Getreidebarone und $^1/_5$ in die Reichskasse. Auch würden die Witwen und Waisen es wohl vorziehen, wenn sie durch eine Alkoholbesteuerung, durch seltenere Trunkenheit der Männer, ihr tägliches Brot bekämen, als aus einer Brotbesteuerung, durch die die Männer in den Alkohol hineingetrieben werden.

Denn es ist eine bekannte Thatsache, daß das teurere Brot, das die Hungrigen zur Kartoffel greifen läßt, sie auch dem Alkohol gefügig macht: „Bei sinkender Volksernährung stellen sich Branntwein und Kaffee als regelmäßige Begleiter der Mahlzeiten ein.“ (Grotjahn, der Alkoholismus. 1898.) Die Lungenschwindsucht, die man durch Volkslungenheilstätten zu bekämpfen sucht, wird ebenfalls unterstützt durch Verteuerung der Lebensmittel. Am erschreckendsten aber ist die Kriminalstatistik, die uns zeigt, wie mit schauerlicher Pünktlichkeit auf jedes Steigen des Getreidepreises ein Steigen der Zahl der Bettler und Landstreicher, ein Steigen der Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum antwortet! Schnaps und Schwindsucht, Bettel und Diebstahl, das sind die Wirkungen des höheren Getreidezolls.

Und die Hausfrauen, die Mütter, haben samt ihren Kindern am meisten von der Brotverteuerung zu leiden — natürlich vor allem die des Proletariats. Wie stellen sich dazu die Frauen des Bürgerstandes?

Es ist zu spät.

Nun sind wir müde; woll'n uns nicht mehr grämen.
Und wenn auch sonnigere Tage kämen —
Es ist zu spät.
— Hier ist der Platz, wo einstens du gesessen,
Was du mir da versprachst, will ich vergessen.
Gequältes Wollen bringt kein freundlich Glück.
Was du gelobtest, geb' ich dir zurück.

Behüt' dich Gott!
Was zwischen uns gewesen,
Laß dir von keinem aus den Augen lesen.
Leb' wohl!! —
— — — — — — — — — — —

Sie geht!
Den blut'gen Feuerschein im Haar —
Die Thür fällt zu —
es war! —

Felix von Fuchs-Nordhoff.

Nietzsche und seine Freunde.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Nietzsches Leben ist eine Freundschaftstragödie. Er, der seine weiche Seele zur unerbittlich stählernen Lehre zwang, zu einsam hartem Wandel auf den „scharfen und gefährlichen Felsgraten des Gehirns", besaß im Grunde seines Wesens die tiefste Hingebungssehnsucht, die leidenschaftlichste Lust am Verehren, das produktivste Genie zur Freundschaft. „Meine freundschaftliche Empfindung für jemanden hängt sich ein wie ein Dorn, man wird sie nicht los," sagt er selbst von sich, und einem Neugewonnenen schreibt er in überströmendem Glücksgefühl: „Ich sehe die schöne Gewißheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüßten, was dies für mich bedeutet. Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Korsar."

Und derselbe muß in der strengen und eifrigen Frohn seines Werkes, das ihm keine Rast an stillen Herden und kein Verweilen verstattete, sondern im dämonischen Bann zu immer höherem Steigen in gletscherkalte Einsamkeit trieb, ein liebes Band nach dem andern lösen. Die unerbittliche Wahrhaftigkeit seiner Natur forderte von ihm Opfer über Opfer. Und das schwerste Opfer, das er brachte und das ihn fast brach, war die Absage an Richard Wagner. Als Zarathustras Höhenpfad von Parsifals Bußweg sich für immer schied, da mußte Nietzsche ein Heiligtum seiner Jugend, für das er gekämpft, geblutet und gejauchzt hatte, brennenden Auges einreißen.

Das Leben wird ihm von nun an ein dauerndes Loslösen. Er gleicht dem Abenteurer auf Böcklins Bilde. Am Horizont verschwindet der Nachen mit den letzten Gefährten, und der Ritter starrt auf felsiger Neulandküste, auf der die Gebeine bleichen, in die Unendlichkeit: „Ich bin, fast ohne den Willen dazu, aber gemäß einer unerbittlichen Notwendigkeit, gerade mitten darin, mit Mensch und Ding bei mir abzurechnen und mein ganzes ‚Bisher' ad acta zu legen. Fast alles, was ich jetzt thue, ist einen Strich drunter ziehn. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war erschrecklich die letzten Jahre hindurch; nunmehr, wo ich zu einer höheren Form übergehen muß, brauche ich zu allererst eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung."

Und er selbst leidet qualvoll auf diesem „furchtbaren Weg" mit seinen „Viamala-Konsequenzen". Er schämt sich zu verraten, wie sehr er leidet, er verkriecht sich — „la bête philosophe" — wie ein krankes Tier in seine Höhle. Und er klagt: „Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe, ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (— die Formel dafür ist Umwertung aller Werte) ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden — etwas Verborgnes, das man nicht mehr findet, selbst, wenn man ausginge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus" . . . Sein Denken büßt er beständig „durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung."

Das ist der zerstörende Widerspruch in diesem aufgeriebenen Leben, daß der, der die Einsamkeit und die kristallene Härte preist, an den Menschen hängt und ein zartes verletzliches Gefühl hat und daß er immer, wie der Heinesche Ritter, die Lanze neigen muß wider das eigene, klagende Herz.

Diese vielgestaltete Menschlichkeit in ihren Freundschaften zu betrachten muß einen besonderen Reiz haben. Schon die Biographie der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche gab Einblicke, jetzt aber sollen Nietzsches gesammelte Briefe in direkter Rede Nietzsche in seinen Lebensbeziehungen schildern. Und gerade der erste Band, der soeben erschien, ist ein Buch der Freundschaft [1]).

* * *

Diese Nietzschebriefe sind interessante und aufschlußreiche Dokumente, sie sind wie die Wanderer, die Zarathustra auf seinen Streifzügen trifft, Schattenbilder seiner eigenen Vergangenheitsphasen. Diese Briefe geben die Menschlichkeit Nietzsches gegenüber dem geistigen Heroentum der Schriften. Das eine war er wirklich, um das andere warb er nur in aufreibendem und zuletzt verlorenem Kampfe.

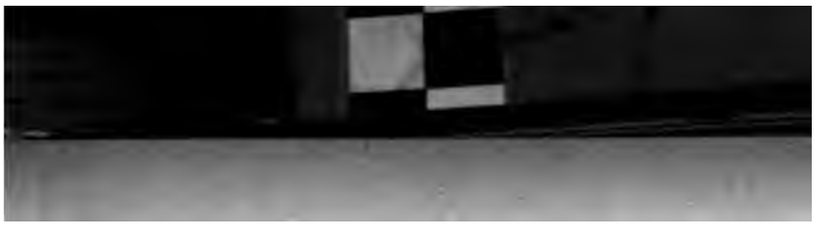
Diese Menschlichkeit ist vornehmster Art, von adeliger Gesinnung und taktvollster Herzenshöflichkeit. Ein Zartgefühl von seltenster Delikatesse und einem ganz sicheren Maß, das nie versagt, bestimmt hier alles. Über menschliche Beziehungen werden hier andeutend, diskret, aus nie zweideutigem Gefühl, die feinsten Dinge gesagt.

Durch die Anordnung der Briefe, die nicht chronologisch, sondern nach Empfängern disponiert ist, ergeben sich besondere Spiegelungseffekte. Die gleichen Lebensabschnitte reflektieren sich nach den verschiedenen Empfängern in verschiedenen Variationen. Denn Nietzsche, der Isolierte, dem sein Wahrheitssinn in den Konfessionen seiner Schriften das Härteste abringt, ist als Mensch zum Menschen von einer überraschenden Assimilationsfähigkeit. Nicht, daß er dabei unwahrhaft würde. Der Hintergrund seines Seins bleibt bestehen, wenn jemand ihm dort ein Widersacher würde, dann müßte er das Tischtuch zerschneiden, und nichts ist ihm verabscheuenswerter, als Lebenseinmischungen; das scheint ihm Dreistigkeit unberufener Hände und schamlos. Aber von den Kardinaldingen abgesehen ist er gütig und nachsichtig. Er spricht zu jedem die Sprache, die der andere versteht. Er baut seine Briefe auf dem Boden der Natur des Empfängers auf. Es ist nicht sich selbst verleugnende Herablassung, sondern reife, verfeinerte Humanität, die zu jedem Herzen den erobernden Weg findet und im Erobern geistige Wohlthaten erweist, Lehre giebt, Anregungen ausstreut, nie in der Laune geistreicher Willkür, die am eigenen Glitzern sich berauscht, sondern in der sokratischen Erwägung: welche Frucht ist diesem gut, und was kann ich jenem erwecken.

In diesem Mannigfaltigen lösen die verschiedenen Charaktere seiner Briefempfänger stets die entsprechenden Eigenschaften aus. Er kann nicht nur mit dem Fröhlichen lachen und mit dem Traurigen weinen, er wird jeder Stimmung und jeder Wesenskomplikation gerecht. Die Fülle des Lebens in vielfarbigem Spiel empfindet man aus diesen Blättern.

Jede dieser Briefserien, die ungefähr den Raum von 1865—88 umspannen, ist eine innere und äußere Biographie in nuce. Bonner und Leipziger Studienjahre in enthusiastischer Hingabe an Schopenhauer und Wagner, Baseler Professur und Bayreuther

[1]) Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe. Erster Band herausgegeben von Peter Gast und Dr. A. Seidel, Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.



hohe Zeiten, die Krisis mit schweren körperlichen Leiden, Erkenntnis seines Zwiespaltes mit Wagner, Entdeckung seines Ichs, Abbrechung aller Zelte, Philosophenleben in Stille und Einsamkeit sind die Stationen, die in wechselnder Beleuchtung als ein Wandelpanorama sich hier immer wieder um uns drehn.

Und haben wir's mit einem Freunde durchlebt, so fangen wir's mit dem nächsten wieder von neuem an. Trotzdem ist durch die Variationen der Sätze diese Lebenssymphonie nicht monoton.

In den Briefen an den Freiherrn von Gersdorff, den Jugendfreund von Schulpforta, die Rechenschaft geben von der Zeit der „philologischen Lumpensammelei" in Leipzig bis zur Zarathustrawelt in Stille, Höhe und Einsamkeit zu Sils-Maria, überwiegt alles Männlich-Wehrhafte. Die Gersdorff sind eine Soldatenfamilie, der junge Freiherr macht den Krieg mit, sein Bruder fällt als Offizier. Nietzsche verehrt in diesem Freund, mit dem ihn natürlich auch starke geistige Lebensinteressen, Schopenhauer- und Wagnergefühle vereinten, die energisch straffe Form des Lebens. Nietzsches Hellenentum betonte ja so nachdrücklich die Vereinigung körperlicher und geistiger Tüchtigkeit: „Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner". Nichts war Nietzsche verhaßter als der Begriff des Philologen als verkümmerten, krüppeligen Lebewesens: „Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden Gelehrten beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte." So schätzte er an dem Freund, daß der „mit kühnem Griff das allerbeste Loos erwählt, den wirksamen Kontrast, die umgedrehte Anschauungsweise, die entgegengesetzte Stellung zum Leben, zum Menschen, zur Arbeit, zur Pflicht".

Aufrecht, fest, warm und stetig durch alle Zeiten und Wechsel hindurch hat sich dieser Freund erprobt, die beiden haben feste Überzeugung für einander, und was für Nietzsche das Bewundernswerteste an der Menschlichkeit des Freundes scheint, das ist dessen „herrliche Fähigkeit zur Mitfreude", sie dünkt ihm „seltener und edeler als die des Mitleidens".

Anders der Ton in den Briefen an zwei andere Jugendfreunde.

Bei Gersdorff klingt immer die Stimme ganz selbstverständlichen Sich-Verstehens und menschlichen Einander-Wohlgefallens: „Wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube, wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben."

Eine dichtere Luftschicht hängt zwischen Nietzsche und den beiden Studiengefährten Deussen und Krug. Es herrscht in den Briefen an sie mehr die Erinnerungsneigung vergangner Gemeinsamkeiten, als das sichere Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit.

Zu Deussen, dem späteren Philosophieprofessor, spricht er sich, von jeder Überlegenheit fern, mit Achtung vor dessen „vernunftvollen Lebensplänen" aus. Hier sehen wir die Vorurteilslosigkeit Nietzsches in richtigem Licht, diese Integrität, die nicht Proselyten machen will („Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt"), diesen selbstverständlichen Respekt vor jedem, der einen selbstgewählten Weg entschlossen geht. Mit sachlichen Augen sieht er die Bemühungen der Menschen an, und er schreibt: „es macht mir großes Vergnügen, einmal den klassischen Ausdruck der mir fremdesten Denkweise kennen zu lernen." Und er selbst, der Feinschmecker des Geistes, zaudert nicht mit gern gespendeter Anerkennung rechtschaffen ernsten Fleißes: „Der Himmel weiß es: ohne rechtschaffenen Fleiß wächst

nur Unkraut aus der schönsten Anlage. In der Nähe gesehen, soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterscheiden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als eine Feinschmeckerei gelten läßt."

Krug, der Oberregierungsrat, ist ihm auch mehr „Genosse froher Stunden". Herzlich und unbefangen, gleich als ob er aufatmete von seinem Werk, schreibt er an ihn. Ein fröhlich-glückliches Genießen der Pausen seines Lebens ist das. Plauderhaft, gemütlich, burschikos ist hier der Ton, voll freundlichsten Eingehens auf alles, was den Freund angeht, sein „Haus-, Kindes- und Eheglück". Er ruht sich aus in den Botschaften, die von Krug kommen, er blickt nach der unbewegten, gleichmäßigen Welt dieses Lebens wie nach einer „guten Insel thätiger, zufriedener, hoffender Menschen", während er selbst durch „gefährliche Meerengen hindurch schwimmt".

„Es ist weit von Sestos nach Abydos", klagt er, aber nur andeutend, denn das ist bezeichnend für seine feine, rücksichtsvolle Art, daß er den Freunden an der Peripherie seines Wesens nie zuviel von seinen eigenen, inneren Lasten aufbürdet. Er benutzt sie nie als Resonanzwände, um sich zu erleichtern. Er geht vielmehr auf das ein, was die anderen beschäftigt, und unmerklich zu helfen, zu stützen, zu weisen ist ihm die höchste Freude.

So sehen wir ihn als Mentor dem jungen Musikschriftsteller Fuchs gegenüber. Nie ist ein Mentoramt zarter, diskreter, menschlich-verständnisvoller ausgeübt worden. Nietzsche, der selbst in seinem puritanischen Reinlichkeitsgefühl jede Lebenseinwirkung als Zudringlichkeit haßte, weiß hier mit leisester Hand und sorglicher Schonung des Eigenwillens und des Selbstbewußtseins einer fremden Individualität, zu fördern, anzuregen und Wege zu zeigen.

Ihn quält die Leidensgeschichte dieses Lebens, das seine Tragik darin hat, daß allem recht Vollbrachten der Erfolg fehlt, daß alles, was der kluge und geistreiche Fuchs macht, auf falschen Boden fällt. Er weiß aber auch, daß solche Naturen aus sich selbst heraus sich und ihren Platz finden müssen, daß ihnen andere nicht helfen können; daß den Freunden nichts als ein „teilnahmvolles Zuschauen des Ausringens und Emporringens bleibt". Aber daneben, ganz zurückhaltend und unmerklich, wird eine Fülle von Hilfe und Zuspruch geboten. Nicht direkt in einer Form des Geschenks, sondern in der Form des Weckens, des Entstehenlassens, das den andern nicht mit der Nase auf etwas stößt, sondern es ihn selbst finden läßt.

Er spricht dem Dr. Fuchs von einer Sammlung der zerstreuten und nur „in Fetzen" publizierten Aufsätze und fügt sofort hinzu: „Übrigens wäre ich Ihnen für eine solche Sammlung Ihrer Arbeiten sehr dankbar, denn ich lerne immer von Ihnen." Dann zeigt er ihm ein Spiegelbild: „Es kam mir so vor, als ob eine gewisse feurige Pressiertheit, ein Nichtwartenwollen Ihnen manchen Erfolg geraubt hat." Und er verkündet Lebenskunst: „man soll dem Schicksal nicht merken lassen, was man will; fünf Minuten später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerbieten zu machen. Bereit sein ist alles, heißt es, denk ich, bei Shakespeare. Sie können mir glauben, daß es ganz meiner innersten Gesinnung entspricht, eine Sache jahrelang zu hegen und mir nichts anmerken zu lassen, dann aber, wenn sie mir in den Griff kommt, sie hinzunehmen, ich war ‚bereit'."

Er verwischt aber sofort den Eindruck des Überlegenen, Vorbildlichen, Besserwissenden.

„Vielleicht aber ist das, was ich hier ziemlich altklug sage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben."

Nietzsche hat ein überaus feines Gefühl für Reizbarkeiten und für die Verstimmungen anderer und weiß sie mit einer unsagbar rücksichtsvollen Herzensdiplomatie zu heilen. Ein „Übelnehmen" kennt er nicht. Wenn er aus schwersten, inneren Gründen seine Hand aus der eines Vergangenheitsgefährten lösen mußte, dann that er es mit unerbittlicher Härte gegen sich selbst, — „in seinen Hauptsachen muß sich der Mensch rein halten," das ist seine stille Forderung an jedermann und an sich, — aber in den Kleinigkeiten war er von größter Duldsamkeit, er wußte in seiner weitüberschauenden Erkenntnis alles Menschlichen, daß er sich nichts vergab und vergeben konnte, wenn er so oft zuerst die Hand wieder bot. So ist er immer bemüht, Mißverständnisse aufzuklären: „Schonung bedürfen wir alle, jeder hat seine Ausdrucks-, jeder seine Verständnisweise, daher so viel Mißverstehen. Jedenfalls aber habe ich mich nicht gut ausgedrückt". „Man muß seine Empfindung für einen Menschen immer von Zeit zu Zeit angesichts dieses Menschen kontrollieren können. Sonst giebt sie Phantasiebilder: und man bringt Züge hinein aus günstigen oder ungünstigen Erzählungen anderer".

Aus solchem Verstehen und solcher größeren Auffassung schrieb er auch von Richard Wagner, nachdem er ihm abgesagt hatte: „Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohlthätig und ich verwende meine Emanzipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. Jemand sagte mir ‚der Karikaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr' und ich antwortete: Menschen von so hoher Bestimmung muß man in Bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maß ihrer Bestimmung messen."

Das schrieb Nietzsche dem Mann, dem er sich von diesen Adressaten am rückhaltlosesten erschließt, dem Freiherrn von Seydlitz. Ihm gegenüber ist jene Genialität der Freundschaft, von der eingangs gesprochen wurde, am reichsten entwickelt. Diese Freundschaft und Hingebung ist aber nicht weichlich, wenn auch Nietzsche diesem Freund rückhaltloser als anderen anvertraut, wie schwer ihm das Werk ist, das er auf sich genommen, wie sehr er sich nach Licht und Lachen sehnt, wie weit er sich entfernt glaubt, von jenem „vollkommenen und hochgearteten Eremitensinn"; diese Freundschaft wird vielmehr zu einer herben Reife gesteigert, deren höchste Forderung ist: „Thun Sie mir die Ehre an, mich nie zu verteidigen. Meine Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! — Ich denke, meine Freunde sollen mit mir zusammen auch stolz sein."

* * *

Unter diesen Brieffreunden sind auch zwei Frauen. Was und wie er an sie schreibt, bestätigt, wie Nietzsche wirklich von den Frauen dachte. Allzu einseitig werden immer nur die paar Stachelsätze aus dem dichterischen Zusammenhang seiner Bücher gerissen. Daß Nietzsche in Wahrheit gerade Frauen gegenüber, die etwas bedeuteten, ein Verehrender war, das erfuhren wir aus den Mitteilungen seiner Schwester, und das erkennen wir hier wieder.

Mit welcher Bewunderung und Verehrung spricht er immer wieder von Malwida von Meysenbug, die in Sorrent in den Tagen des Symphilosophierens die „Äbtissin des Klosters der freien Geister" war. In ähnlicher Verehrung blickt er zur Frau Marie Baumgarten auf. Durch ihre Übersetzung der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" in das Französische tritt sie ihm nahe, und er kann nicht genug sein Glück rühmen,

in diesem Dolmetschtum eine solche „Vereinigung von größter Deutlichkeit mit Schönheit und Zartgefühl des Ausdrucks gefunden zu haben".

Die „bürgerliche Tugend der Dankbarkeit", die er andern so bereitwillig erließ, war in ihm überströmend bereit. Überschwänglich dankt er dieser Frau für ihre „seelenreichen Briefe, die so gut zu trösten wissen". Mit tiefer Innigkeit fühlt er in der „Dämmerung der Basler Existenz" ihre Güte und ihr herzliches Empfinden, daß es doch „ein warmes Plätzchen in der Welt giebt, wohin die Öde des Entbehrens nicht hinein darf".

Und er erschließt sich ihr: „Sie müssen nicht glauben, daß ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mirs auch angemerkt. Etwas Resigniertes trage ich von der frühsten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum. Aber es mag sein, daß ich es nie besser verdient habe."

Eine andere Sprache reden die Briefe an die junge Elsässerin Mme. Louise O. Hier sehen wir Nietzsche von einer neuen Seite. Man kann diese Briefe Liebesbriefe nennen. Aber keuschere, gefühlsreinere Liebesbriefe sind nie geschrieben worden. Der Grundton ist jene Stimmung, die auch in andern Freundschaftsbriefen trotz aller Zurückhaltung und Herzensscham bisweilen vorklingt, die Sehnsucht des einsamen Bergsteigers zu rasten, zu verweilen, ein Glück zu trinken. In Nietzsche war ja diese Sehnsucht so unermeßlich, jedes Jahr erwartete er den „Palmensonntag mit Kinderempfindung und einem Kinderverlangen nach neuer Freude."

Am fühlbarsten schwingt sie hier in diesen Briefen an die junge Frau. Von ihr muß ihn die heitere Anmut und die feine, frauenhafte Geistigkeit getroffen haben. Wie scheue, wortlose Zärtlichkeit weht es durch die Zeilen: „Es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verließen". Aber keine Leidenschaft darf durchbrechen, keine Gefühlswirren darf er in ein fremdes Leben tragen, er, der selbst nicht Herr seines Schicksals ist, der nicht nach seinem Glücke trachtet, sondern nach seinem Werke. So naht er sich ihr nur mit weichen Worten; wie leises Präludieren klingt es, er läßt die Grazie seines Geistes spielen, wie auf Zehen gehen seine Briefe, als ob ein Mensch mit halber Stimme Still-heiteres plaudert — in der Stimme aber vibriert ein Ton von tiefster Herzenszärtlichkeit. Und dann sechs Jahre später schreibt er am Schluß eines Briefes, so sehr einfach, voll ergreifend schmerzlichen Verzichts, „Sie sind mir eine so liebliche Erinnerung."

* * *

In diesen Briefen stehen nicht nur Gedanken und Meinungen, sondern auch Bilder. Dies lebendigste und konkreteste Ideenschaun nimmt immer von dem Aufenthalt, von der Scenerie der Umgebung die Farben. Daß die „Landschaft ein Seelenzustand" ist, das kann niemand empfänglicher erlebt haben, als Nietzsche. Er hat selbst den verschiedenen Provinzen seines Fühlens ihre Residenzen bestimmt.

Seinem Lachen und seiner überlegen spielenden Laune, die „einem Drachen vergleichbar an Geist und Bosheit funkelt", seiner Lebensbejahung voll Melodien und Sonnenschein, die ihn zwang, Carmen als ironische Antithese Richard Wagner entgegenzusetzen, die Städte des Südens voll Licht und heiterem Rhythmus: Turin, das er sich entdeckte, eine Stadt nach seinem Herzen. „Ruhig, fast feierlich. Klassisches Land für Fuß und Auge (durch ein superbes Pflaster und einen Farbenton von gelb und braunrot, in dem alles eins wird). Ein Hauch gutes achtzehntes Jahrhundert.

Paläste, wie sie uns zu Sinnen reden, nicht Renaissanceburgen. Und daß man mitten in der Stadt die Schneealpen sieht. Daß die Straßen schnurgrade in sie hinein zu laufen scheinen! Die Luft trocken, sublim-klar. Ich glaubte nie, daß eine Stadt durch Licht so schön werden könnte."

Und die Steigerung des Lebens zur fröhlichen Wissenschaft in Nizza: „es wimmelt von Nichtsthuern, Grecs und anderen Philosophen, es wimmelt von ‚Meinesgleichen', und diese Farben, alle mit einem leuchtenden Silbergrau durchsiebt; geistige, geistreiche Farben, nicht ein Rest mehr von der Banalität der Grundtöne." Und immer neue Scenen und „seltner erprobte Reize des Daseins", wie jene Erdbebenpanik, während der Nietzsche „Comme gaillard", nachts die Runde durch die Straßen macht, nach Furcht zu spähen, der „einzig heitere Mensch unter lauter Larven".

In Venedig sucht er träumerische Gondelstimmung und für die vom vielen Licht trunkenen, müden Augen das schlafende Dunkel der Gäßchen.

Die wahre Höhenwelt Zarathustras des Bergsteigers aber ist Sils-Maria, das Oberengadin, „meine Landschaft, so fern vom Leben, so metaphysisch; hier wohnen meine Musen, schon im ‚Wandrer und sein Schatten' habe ich gesagt, diese Gegend sei mir blutsverwandt, ja noch mehr."

Wenn der Himmel hell ist, dann breitet Sils seinen alten Pfauenschweif verführerisch südlicher Farben aus. Doch kommen auch Lawinen, Winter und Sommer in unseligem Wechsel, dicht verhängter Himmel, die Stimmung der Verse:

Hier saß ich wachend, wachend — doch auf nichts
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

Und jener anderen:

Kein Pfad mehr! Abgrund rings und Totenstille
So wolltest du's! Vom Pfade wich dein Wille!
Nun Wandrer, gilt's! Nun blicke kalt und klar! . . .

Hier reift, wie unbewußt, in seltsamsten Inspirationen, in dämmernder Konzeption das große Zerstörungswerk der „Entwertung aller Werte": „ich stand (oder sprang) öfters nachts um zwei auf, um ‚vom Geist getrieben' etwas hinzuwerfen. Dann hörte ich wohl die Hausthür gehen: Mein Wirt schlich auf die Gemsenjagd. Wer von uns beiden war mehr auf der Gemsenjagd?"

Die „Gemsenjagd", das ist ein Zarathustrabild.

Doch nicht im Zarathustra dürfte jene andere Stelle stehen, die Stelle voll Depression und Müdigkeit von 1888:

„Wie alles davon läuft. Wie alles auseinander läuft! Wie still das Leben wird! Kein Mensch, der mich kennte, weit und breit. Meine Schwester in Südamerika. Briefe immer seltener. Und man ist noch nicht einmal alt! Nur Philosoph! Nur abseits! Nur kompromittierend abseits!"

Hier spricht nicht der Bergsteiger, hier erschließt sich Nietzsches Menschlich-Allzumenschliches.

Und das unverhüllt einmal schauen zu dürfen, aus ihm den zerstörenden Widerspruch dieses Lebens erkennen zu können, das verdanken wir diesen Briefen.

Der Mönch von Heisterbach.

Von

Ilse Eckart.

Nachdruck verboten.

Da steht in unsern Sagen- und Geschichtenbüchern die schöne Erzählung von dem Mönch von Heisterbach, der eines Abends vom Klostergarten in den Wald lustwandeln ging, und als er heimkehrte, waren hundert Jahre verflossen, und er kam in eine fremde Welt.

Ein solcher Mönch scheint auch in dem guten Städtchen Mölln im Lauenburgischen, wo Till Eulenspiegel begraben liegt, vor hundert Jahren in den Wald gewandert und jetzt eben wieder aufgetaucht zu sein. Aber während der gute Heisterbacher Todes verblich angesichts einer Welt, die er nicht mehr verstand, hat der Lauenburger gemeint, er könne ohne weiteres in der neuen Welt mitthun und mitreden. Und da geriet er auf ein Gebiet, auf dem alle Leute mitreden zu können meinen, auf die Frauenfrage. Und da er seine Scholastik noch gut im Kopfe hatte, machte er sich an eine „prinzipielle“ Lösung der Frauenfrage.

Dabei ist aber die Hauptsache, daß man mit reinlichen Definitionen arbeitet. Also fragt er zuerst: was ist ein Weib? „Daraus ergiebt sich dann von selbst, wie diejenigen Zustände und Verhältnisse beschaffen sein müssen, die der Natur des Weibes angemessen wären.“ So kommt der Mönch zu seiner ersten grundlegenden These: Ein Weib ist kein Mann. Er hält diesen Ausfluß seiner profunden, jahrhundertalten Weisheit für etwas ganz Neues — sogar für eine Feinheit, für die „waschechte Frauenrechtlerinnen“ nicht zugänglich sind. Die „waschechten Frauenrechtlerinnen“ nämlich spielen in der Abhandlung des gelehrten Herrn eine Rolle, wie weiland der Gottseibeiuns, den zwar noch niemand gesehen hat, von dem aber männiglich weiß, daß er Hörner, einen Schwanz und einen Pferdefuß und ein paar gar greuliche Augen im Kopf hatt.

Die Definition des Begriffes „Weib“ kostet ihn viele Mühe und viele Druckseiten. Er macht ausfindig, daß dem Weibe keine intellektuelle, keine sittliche, keine religiöse Produktivität zukomme. Damit kommt er ja nun wieder auf die bekannten „himmlischen Rosen im irdischen Leben“ heraus, die schon so manchem, der über die Frauenfrage schrieb, gute Dienste geleistet, bis heute aber noch zu keiner „prinzipiellen Lösung“ geführt haben.

Aber ganz läßt ihn seine jahrhundertalte Weisheit im Stich bei den Schlußfolgerungen, die er aus seinen Prämissen zieht: „Eben deshalb sind auch all jene Berufsarten und Beschäftigungen als unweiblich zu bezeichnen, in denen das Weib selbständig vor die Öffentlichkeit tritt, namentlich wenn das in marktschreierischer, agitatorischer Weise geschieht. Damit fallen natürlich auch alle diejenigen Ver-

anstaltungen und Unternehmungen, die den Zweck haben, das Weib für solche Berufe vorzubereiten." — Es ist nur gut, daß man nicht weiß, auf wessen Haupt dies Anathema sit! herniedersaust, da wohl keiner „waschechten Frauenrechtlerin" Veranstaltungen und Unternehmungen bekannt sein werden, die sich damit abgeben, Frauen für ein „marktschreierisches und agitatorisches" Auftreten in der Öffentlichkeit auszubilden.

„Ja", wird weiterhin konstatiert, „die meisten Frauen und Mädchen sind den Berufen, die sie sich gewählt haben, auch gar nicht gewachsen; mehr oder weniger leiden sie alle Schaden darunter, und zwar meist an der Seele noch mehr als an ihrem Körper." Das gilt vom Lehrerinnenberuf. „Für Volksschulen ist das Weib prinzipiell nicht geschaffen. Beweis: die zahlreichen Ruinen auf diesem Gebiet." Und gar der ärztliche Beruf! „Es ist ein fast rührendes Zeichen für die Naivetät, für den Idealismus eines weiblichen Herzens, daß sie besonders für den Beruf eines Arztes geschaffen zu sein glaubt." Und nun erst die niederen Berufe. „Die Frauen wissen gar nicht, was sie thun, wenn sie danach begehren!" — Merkwürdig, wie viel Ruinen es in Mölln geben muß!

Ja, aber nun giebt es doch Fälle, — so argumentiert der Mönch selbst — wo die Eltern kein Vermögen und viele Töchter haben, von denen sie nicht wissen, ob sie heiraten werden; was dann?

Was dann? Aber, meint er, habt ihr denn den lieben Gott ganz vergessen? Der wird dann schon sorgen. Wenn nur die Eltern ein klein wenig mehr Gottvertrauen besäßen! „Sie sollten sich die Mädchen naturgemäß entwickeln, sollten sie harmlos ihre Jugend genießen lassen, sollten sie zugleich aber auch in allen häuslichen Tugenden unterweisen, sie an Einfachheit und Anspruchslosigkeit gewöhnen, zu Frömmigkeit und Gottvertrauen erziehen." Dann werden sie schon durch die Welt kommen. — So ein Gottvertrauen, wie jene Frau hatte. Die fragte ihr Pfarrer: „Na, was meinen Sie, Mutter Müller, wird's eine gute Kirschenernte geben?" „Der liebe Gott wird's schon geben, Herr Pastor, — geblüht haben sie ja nich!"

* * *

Es giebt Dinge, über die lacht man, weil man nicht über sie weinen will, oder weil man über sie nicht in Zorn geraten will. Und so könnte man ja auch über den Beitrag zur prinzipiellen Lösung der Frauenfrage[1]) des Herrn Pfarrer Küßner zu Mölln lachen. Aber als Symptom hat dieser Beitrag auch eine sehr ernste Seite. Zu Stößen häufen sich die geschmacklosesten Abhandlungen von deutschen Männern über die Natur und Bestimmung des „Weibes" und die Sphäre, die der Frau auf Grund dieser Bestimmung „anzuweisen" sei. Zu Stößen häufen sich die Abhandlungen, in denen die deutsche Frauenbewegung, über deren Ziele eine auch nur oberflächliche Kenntnis der Litteratur Klarheit geben könnte, mißdeutet und karikiert wird. Und das alles angesichts der nackten Thatsache, daß es in Deutschland ca. 6½ Million hauptberuflich erwerbsthätiger Frauen giebt, eine Zahl, von der man nur wissen möchte, wie die Herren sie sich erklären, die behaupten, eine berufliche Thätigkeit entspräche der Natur der Frau nicht und sei auch keine Notwendigkeit.

---

[1]) Verlag von Lipsius und Tischer, Kiel und Leipzig, 1901.

Die übermäßige Besorgnis um die „Ruinen" der Berufsarbeit datiert allerdings auch erst von der Zeit, mit der die Erschließung der höheren Berufe allmählich begann. Um die „Ruinen" der Fabrikarbeit, um die „Ruinen" der vom Männerstaat legalisierten Prostitution hat man sich wenig genug gekümmert.

Man könnte wirklich begierig sein zu wissen, wann in Deutschland der Dilettantismus nicht mehr zu Worte kommen wird, der die Frauenfrage mit „Definitionen" und einigem guten Willen lösen will.

Das Töchterheim „Comeniushaus".

Von

Professor Dr. Zimmer,

Direktor des evangelischen Diakonievereins.

Nachdruck verboten.

Ich weiß nicht, ob es ein neuer Gedanke gewesen ist, jedenfalls habe ich nicht gehört, daß er bis dahin anderweitig ausgeführt worden wäre, als nur in dem überschriftlich genannten Töchterheim Comeniushaus, einigermaßen vielleicht noch im Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin, der Gedanke, das übliche Pensionsjahr junger Mädchen gebildeter Stände dazu zu benutzen, daß sie zu der Erziehungsthätigkeit der künftigen Mutter allseitig vorgebildet werden und, was sie auf diesem Gebiet gelernt haben, auch als Grundlage für einen freien Erzieherinnenberuf verwenden können.

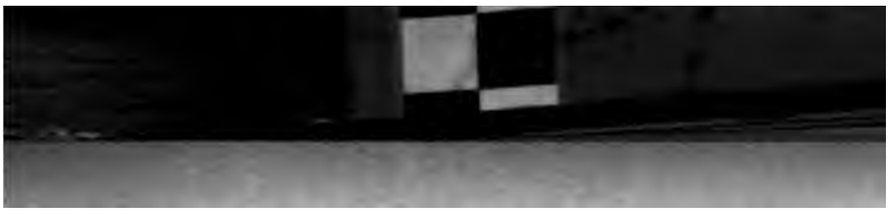
Die Töchterheime des Evangelischen Diakonievereins, deren jetzt zwei in drei Häusern in Cassel bestehen, und denen von Ostern ab noch zwei weitere folgen sollen, gehen von dem Grundsatz aus, das übliche Pensionsjahr mit einer Fachschule für Berufsausbildung zu verbinden.

Wie die höhere Mädchenschule zur Zeit das Gegenstück des Gymnasiums und der Realschule für Knaben ist, so müßte also das Mädchenpensionat etwa der Hochschule der jungen Männer entsprechen.

Diesem Ziel streben die Töchterheime des Evangelischen Diakonievereins zu; sie setzen demgemäß als Vorbildung höhere Töchterschul- oder gleichwertige Allgemeinbildung voraus. Sie sind Erziehungs- und Bildungsanstalten zugleich und haben als solche den Zweck, ihre Zöglinge zu innerer und äußerer Selbständigkeit und zum Gemeinsinn zu erziehen und ihnen unter Befestigung und Erweiterung der Allgemeinbildung eine gediegene Berufsbildung zu geben.

Der allgemeine Frauenberuf ist der der Gattin, Hausfrau und Mutter. Für diesen also müssen die Töchterheime in erster Linie vorbereiten. An diesen allgemeinen Beruf schließen sich aber ungesucht allerlei besondere Berufe an, die der Frau die Ehe weder äußerlich noch innerlich verschließen und zugleich ihren Fähigkeiten und Interessen mehr oder weniger entsprechen. Auch für solche Berufe geben die Töchterheime eine Vorbereitung.

Sie verbinden also mit dem üblichen Pensionsjahr die Erziehung für den allgemeinen Frauenberuf und die, sei es grundlegende, sei es abschließende Ausbildung für einen besonderen Beruf, der der unverheiratet bleibenden Frau Inhalt und Unter-



halt für ihr Leben zu gewähren vermag. (Bewährte Schülerinnen erhalten auf Wunsch durch die Anstaltsleitung Stellen vermittelt; bei der Arbeit in der Diakonie innerhalb des Evangelischen Diakonievereins erhalten sie durch diesen eine nach innen und außen gesicherte Anstellung mit Pensionsberechtigung.)

Dies sind die allgemeinen Grundsätze für alle Töchterheime; sie haben auch sonst gewisse wichtige Fächer gemeinsam.

In allen Töchterheimen ziemlich gleichmäßig wird Unterricht gegeben in der Religion (Geschichte des christlichen Lebens, besonders der Liebesthätigkeit; Lebens- und Tagesfragen im Lichte des Evangeliums), Geschichte, Litteraturgeschichte unter gemeinsamer Lesung klassischer Schriften, Kunstgeschichte unter Führung in die öffentlichen Kunstsammlungen, allgemeine Erziehungslehre, deutsche Sprache (schriftliche Ausarbeitungen und mündlicher Vortrag), englische und französische Konversation und Lektüre, hauswirtschaftliche Naturkunde, Rechnen und Buchführung, Bürgerkunde, Gesundheitslehre, Samariterkursus, Turnen, Tanzen und Anstandslehre, Zeichnen, Chorgesang.

In der besonderen Berufs-Ausbildung sind die einzelnen Töchterheime unterschieden. Es dienen der Ausbildung:

1. in der Hauswirtschaft das Luisenhaus,
2. für den Erzieherinnenberuf das Comeniushaus.

Das Comeniushaus bietet also außer der wissenschaftlichen Weiterbildung als Berufsbildung das, was als Grundlage einer gediegenen Bildung überhaupt erstrebt werden sollte, die Pädagogik des Kindergartens und durch diese die Gewöhnung an den Grundsatz der Selbstthätigkeit in der Erziehung. Durch einjährigen Besuch wird die Ausbildung für die Erziehungsthätigkeit in eigner oder fremder Familie erzielt. Das Jahr schließt mit der Kindergärtnerinnenprüfung ab. Nach Ablegung derselben werden die Schülerinnen, wenn sie nicht den Beruf einer Kindergärtnerin ergreifen wollen, auf Wunsch entweder in einem dritten Semester zu Kindergartenvorsteherinnen (Leiterinnen von Kindergärten oder Kinderhorten) vorbereitet, oder sie stellen sich zur Aufnahmeprüfung für die zweite Klasse eines im Lehrplan sich an das Comeniushaus anschließenden Lehrerinnenseminars. Für junge Mädchen, die Lehrerin werden wollen, kommt deshalb das Comeniushaus besonders in Betracht.

Die Anstalt ist also eine Vereinigung von dreierlei verschiedenen Veranstaltungen. Sie ist erstens ein Mädchenpensionat zum Zweck der Erziehung und Allgemeinbildung, sie ist ferner ein Kindergärtnerinnenseminar, und sie ist endlich die Unterklasse eines Lehrerinnenseminars.

Solche Verbindungen können sehr feste sein und die Gesamtheit aller einzelnen Teile tragen, nicht nur, wie verschiedene Stricke zusammengeschlungen erst ein festes Seil geben, sondern auch wie ein und dasselbe organische Leben die einzelnen Äste durchdringt. Das wird der Fall sein, wenn ein gemeinsamer Grundgedanke sich nach den verschiedenen Richtungen hin organisch gliedert. Im andern Fall werden die verschiedenen Zwecke sich nur einander widersprechen.

Nun aber glaube ich, daß die Vereinigung dieser Zwecke hier eine durchaus glückliche ist, und sie hat sich zum größten Teil bereits als eine solche erwiesen.

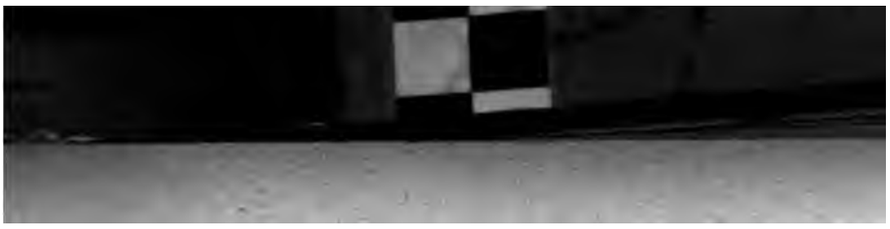
Unsere Familien, die ihre Töchter aus allerlei Gründen auf ein Jahr in Pension zu senden pflegen, ahnen großenteils noch nicht, welche erziehliche Bedeutung ein solches Jahr für die jungen Mädchen notwendigerweise hat. Das Pensionsjahr erzieht, aber in vielen Fällen verzieht es auch. Es kommt deshalb darauf an, hier einen wertvollen erziehlichen Grundgedanken zu geben, damit das Jahr wirklich einen wertvollen Ertrag für das Leben abwerfe. Nun verstehen es die Eltern meist leicht, daß es wünschenswert ist, daß das junge Mädchen sich gesellschaftlich weiterbilde — darum sind die Luxus- und die Sprachen-Pensionate noch immer sehr beliebt —, aber sie lernen es auch in steigendem Maße verstehen, daß das Leben an die jungen Mädchen wirtschaftliche Anforderungen stellt, und namentlich den Müttern ist es recht erwünscht, wenn die Töchter gut die Hauswirtschaft lernen und darin die Mutter unterstützen können.

Daß aber auch die Erziehung gelernt werden will, ist ein noch sehr abliegender Gedanke. Immerhin, er hat sich durchgesetzt, und das Comeniushaus ist stetig gewachsen und hat bereits die Zahl von zwanzig Zöglingen erreicht, die hier, wie in den anderen Töchterheimen nicht überschritten werden soll, um den Charakter eines Familienkreises nicht preis zu geben.

Und es ist ein wertvoller Gedanke, sowohl für die künftige Lebensaufgabe der Mutter, wie schon für die Erziehung der jungen Mädchen selbst. Wie viel in höheren Kreisen durch mangelhafte Kenntnis und Überlegung in Erziehungsfragen gesündigt wird, davon hat man wohl vielfach keine Ahnung. Welche Einblicke gewährt aber nach dieser Richtung hin nur allein unser Heilerziehungsheim, in das mehr als eine nicht gekommen wäre, wenn sie eine verständnisvolle, liebende Mutter gehabt hätte! Zugleich aber ist die Erziehungsarbeit, die die jungen Mädchen an Kindern üben, die täglich auf zwei Stunden in das Haus kommen, von außerordentlichem Wert für die Erziehung der jungen Mädchen selbst. Ich kann getrost auffordern, in das Comeniushaus zu gehen, und man wird sich über das rege Interesse an tiefgehenden Fragen, die die jungen Mädchen beschäftigen, nur herzlich freuen. Noch jeder Besucher des Hauses, der einen Einblick hatte thun können, hat die Meinung ausgesprochen, derartige Töchterheime müßten wir mehr haben. Mit großer Lust spielen zunächst die jungen Mädchen mit den Kindern des Kindergartens und lernen dabei auf die Bedürfnisse des Kindes achten, wie das auf einem andern Wege kaum je wieder so möglich sein wird.

Und darin liegt der Grund, weshalb mir seit langem die Ausbildung der Kindergärtnerinnen als Grundlage einer wirklich tüchtigen Lehrerinnenbildung wünschenswert erscheint. Ich bin ja für alle Einzelheiten in keiner Weise kompetent, das weiß ich sehr wohl, aber auch das weiß ich sicher, daß es ein bedeutender Fortschritt sein würde, wenn die Zöglinge unserer Lehrerinnenseminare zunächst einmal mit der Ausbildung als Kindergärtnerin begännen; es würde sich dabei zeigen, ob sie wirkliches Lehrgeschick hätten, und manch eine, die vielleicht jetzt noch in Ermangelung eines anderen Berufes Lehrerin wird, würde auf eine Arbeit verzichten, zu der sie einen inneren Beruf nicht hat. Bei anderen würde es sich umgekehrt bald zeigen, ob man von ihnen wirklich tüchtige Leistungen für das Leben erwarten dürfte, auch wenn die receptive Begabung, die sonst im Seminar leicht überschätzt wird, keine nennenswerte ist.

Aber es wird zunächst seine Schwierigkeiten haben, allgemein die Lehrerinnen- auf die Kindergärtnerinnen-Ausbildung aufzubauen. Was aber nicht sogleich überall und allgemein sich durchführen läßt, läßt sich unschwer doch in einer geschlossenen Anstalt wie dem Töchterheim „Comeniushaus" durchführen, und so ist die Einrichtung jetzt dahin getroffen — in Weiterbildung dessen, was die Anstalt bereits früher bot —, daß die Schülerinnen das Pensum bewältigen, das in einem sich anschließenden Lehrerinnenseminar die Unterstufe ausmacht. Hierüber sind Erfahrungen noch nicht gegeben, aber es läßt sich wohl annehmen, daß die Einrichtung, weil sie psychologisch begründet ist, sich durchaus auch für die Zukunft bewähren wird. Und jedenfalls wird damit den Eltern, deren Töchter einmal an den Lehrerinnenberuf denken, die Gelegenheit geboten, sie zunächst in eine Pension zu schicken — was ja doch unleugbare Vorteile bietet — und sie dabei für ihren Beruf zugleich in umfassendem Maße vorzubereiten.



Marie Stritt.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

Es ist für einen jeden, der ein schwieriges und verantwortungsvolles Amt antritt, eine bedenkliche Situation, einen Vorgänger zu haben, der in besonders hohem Grade Ansehen, Vertrauen und Verehrung genossen hat; doppelt bedenklich, wenn diese so ganz ausnahmsweise verehrte Persönlichkeit den betreffenden Posten geschaffen, zum erstenmale bekleidet und dadurch so sehr mit sich identifiziert hat, daß es vielen schwer wird, sich überhaupt an den Gedanken einer Veränderung zu gewöhnen.

Alle Besorgnisse dieser Situation mag Frau Marie Stritt durchgekostet haben, als die Aufforderung an sie herantrat, zuerst provisorisch, dann definitiv die Stelle einzunehmen, von der aus seither Auguste Schmidt den Bund deutscher Frauenvereine mit der ihr eignen, unvergleichlichen Würde geleitet. Und es mag des Zuredens genug bedurft haben, bis sie sich entschlossen hat, zu ihrer ohnehin ausgedehnten, vielseitigen Thätigkeit noch die Arbeitslast, die enorme Verantwortung auf sich zu nehmen, die Auguste Schmidt, bei ihren großen Aufgaben als Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, nicht länger tragen konnte. Denn es liegt auf der Hand, daß die Ansprüche, die der Bund an die Geistes- und Nervenkraft seiner Vorsitzenden stellt, von Jahr zu Jahr größer werden. Mit dem Wachsen der Frauenbewegung wächst auch das zu übersehende und zu beherrschende Arbeitsgebiet des Bundes in außerordentlichem Maße. Innerhalb dieses Arbeitsgebietes prägen sich die einzelnen Interessen immer schärfer aus; Gruppen schließen sich zusammen und verlangen Verständnis für ihre speziellen Bedürfnisse. Nachdem die Fundamente der Bundeseinheit ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit bewährt haben und ein Gefühl der Sicherheit Platz gegriffen hat, wollen die einen den inneren Ausbau der Organisation beschleunigen, die andern ziehen ein langsameres und bedächtigeres Fortschreiten an der Hand der Erfahrung vor. All dieses In- und Aufeinander-Wirken der mannigfachen Tendenzen und Parteiströmungen ist natürlich und erfreulich — wenn es auch mitunter zu überflüssigen und unerquicklichen Komplikationen führt — denn auf ihm beruht ja das innere Leben des Bundes; aber welche Aufgabe für die eine, die über allem stehn, alles erkennen und begreifen und jedem gerecht werden soll! — Marie Stritt hat zwei Jahre lang, vom Hamburger (1898) bis zum Dresdener Bundestage (1900) die Geschäfte interimistisch geleitet und sich in dieser Zeit die gründliche Erfahrung und Sachkenntnis erworben, die sie befähigte, als Vorsitzende der Dresdener Versammlung dem großen Ganzen der vielgestaltigen Bundesthätigkeit in jeder Weise gerecht zu werden. Die freudige Anerkennung der Delegierten kam denn auch in der einmütigen Wahl durch Acclamation zum Ausdruck.

Außerhalb Dresdens hatte man Frau Stritt vorher fast nur in ihrer Thätigkeit als Wanderapostel kennen gelernt. Seit ihrem ersten, erfolgreichen Auftreten als Rednerin auf der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Dresden 1891, wo ihr Vortrag „über häusliche Knabenerziehung" auf ihr Darstellungs- und Rednertalent aufmerksam machte, ist sie als vielbegehrter Gast wiederholt in allen Propagandavereinen des Deutschen Reiches erschienen. „Weibliche Schwächen", „Frauenlogik", „die Frau gehört ins Haus", „die Bestimmung des Mannes", „Liebe und Frauenfrage", „die Unweiblichen", — mit all diesen Vorträgen ist sie ausgezogen zu einem lebhaften, oft wagemutigen Kampf gegen den ganzen Wust von Vorurteilen, der sich der Frauenbewegung noch immer von allen Seiten entgegenstellt. Manche hochtönende Phrase unsrer Gegner, manchen Ausspruch sogenannter Autoritäten hat sie mit scharfem Witze ad absurdum geführt.

Während der letzten fünf Jahre war ein großer Teil ihres Auftretens als Rednerin den Rechtsinteressen der Frauenfrage, speziell der Belehrung über die Stellung der Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuche gewidmet. Als Vorsitzende des Dresdener Rechtsschutzvereins in hervorragender Weise beteiligt an der Agitation des Jahres 1896 gegen den damals vorliegenden Entwurf des Gesetzes, sowie an der Herausgabe der trefflichen Schrift: „Das Deutsche Recht und die Deutschen Frauen", hatte sie Gelegenheit, sich eine vollkommene Beherrschung des Stoffes anzueignen und in den Paragraphen des Familienrechts sattelfest zu werden. Der ganze Ansturm von Seiten der Frauen in Gestalt von Brochüren, Petitionen und Resolutionen, erwies sich bekanntlich in der Hauptsache als machtlos, der Reichstag gab 1897 der Gesetzesvorlage, an der nur einige wenige Veränderungen zu Gunsten der Frauen vorgenommen worden waren, seine Zustimmung. Aber wenn nun auch für's erste nichts weiter zu erreichen ist, so gilt es doch, die „heilsame Unzufriedenheit" wach zu halten und den Boden für künftige Verbesserungen vorzubereiten, es gilt die Frauen dahin zu bringen, daß sie bei einer späteren Gelegenheit ihre Rechtsansprüche so einmütig und energisch vertreten, daß die Gesetzgeber sich nicht abermals darüber hinwegsetzen können.

An der Bewältigung dieser Aufgabe arbeitet Frau Stritt wiederum als eine der ersten; sie hat in Hamburg 1898, in Königsberg bei der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und in München auf dem ersten bayrischen Frauentage 1899 über das bürgerliche Gesetzbuch und die rechtlichen Pflichten der Frauen gesprochen.

Und noch eine andre Mahnung hat Marie Streit auf ihren Wanderfahrten ergehn lassen: die Mahnung, Rechtsschutzstellen für Frauen einzurichten. Das Bureau des Dresdener Rechtsschutzes, das erste seiner Art, ist unter ihrer Leitung zum Vorbild geworden, das wir heute von einer ganzen Anzahl von Vereinen nachgeahmt sehn. Die Idee, unbemittelten Frauen aller Stände Rat und Auskunft, auch praktischen Beistand erteilen zu lassen durch ein Kollegium von eigens dazu vorgebildeten und geschulten Frauen, hat sich als eine außerordentlich glückliche, fruchtbringende bewährt. Nicht nur, daß sie eine Vorstufe für die künftige Anwaltspraxis der Frau bedeutet und das Publikum an den Gedanken gewöhnt, daß die über Rechtsfragen entscheidende Frau nicht ewig eine Shakespeare'sche Idealfigur bleiben, sondern auch einmal zur Wirklichkeit von Fleisch und Bein werden wird; jede dieser Rechtsschutzstellen kann auch zu einer Erziehungsstätte werden, von der aus unsre moderne Auffassung von Frauenrecht und Frauenwürde ins Volk getragen wird, wo in stiller, aber in ihrem

Einfluß weitreichender Arbeit dahin gewirkt wird, die große Masse der Frauen aus ihrer Unselbständigkeit, Unfreiheit und Wehrlosigkeit aufzurichten.

Daß der Dresdener Rechtsschutzverein, in dem mehrere ungewöhnlich tüchtige Kräfte der Vorsitzenden zur Seite stehn, auch in einem weiteren Sinne für Frauenrechte eintritt und eine vielseitige allgemeine Propaganda entfaltet, versteht sich von

Marie Stritt.

selbst. Die freieren sächsischen Vereinsgesetze geben ihm ja in mancher Hinsicht eine etwas günstigere Stellung, als sie die Vereine der andern deutschen Staaten zur Zeit noch besitzen.

Es hieße die Wirksamkeit Marie Stritts nur unvollständig charakterisieren, wenn man nicht erwähnte, daß sie seit dem Tode von Jeannette Schwerin Herausgeberin des Bundesorgans, des „Centralblattes“ ist. Hiermit war ein wichtiger Teil Bundes-

arbeit in ihre schon so vielbeschäftigten Hände gelegt, und daß es ihrem unermüdlichen Streben gelingt, die großen Hindernisse allmählich zu überwinden, die hier dem Erfolge im Wege stehn — vor allem die Interesselosigkeit der Bundesvereine — das beweist die stetig wachsende Zahl der Abonnenten und der Mitarbeiter.

Für diejenigen, denen die äußern Lebensschicksale unserer Bundespräsidentin fremd sind, sei zum Schlusse ein kurzes curriculum vitae hinzugefügt. Marie Stritt ist von Geburt Deutsch-Ungarin, die Tochter eines geachteten Rechtsanwalts in Schäßburg (Siebenbürgen). Der Trieb zur Selbständigkeit, die Begeisterung für die Befreiung und Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes wurden früh in ihr geweckt durch das Beispiel ihrer vortrefflichen Mutter, die heute noch, als 77jährige Greisin, dem Ideal ihrer Jugend treu, für Frauenbildung und Frauenerwerb in Siebenbürgen arbeitet.

Marie Stritt hat einen für damalige Begriffe von Frauenbildung ziemlich gründlichen Unterricht durch Privatlehrer, nicht nur in Sprachen, Geschichte und Litteratur, sondern auch in Naturwissenschaften und Mathematik erhalten. Talent und Neigung zur dramatischen Kunst führten sie jedoch zuerst zur Bühne. In Wien ausgebildet, fand sie im Jahre 1876 ein Engagement am Karlsruher Hoftheater, wo sie fünf Jahre einer in jeder Weise befriedigenden künstlerischen Thätigkeit erlebte. Im Sommer 1879 verheiratete sie sich mit ihrem Kollegen, dem Hofopernsänger Albert Stritt, und verließ drei Jahre später die Bühne, um sich ganz ihren Mutter- und Hausfrauenpflichten zu widmen. Nach dem Weggange von Karlsruhe lebte das Ehepaar Stritt zuerst in Frankfurt a. M., dann in Hamburg, um endlich definitiv nach Dresden überzusiedeln, und hier trat Marie Stritt ungefähr ums Jahr 1890 durch Vermittelung ihrer Mutter in Beziehung zu einigen Vertreterinnen der Frauenbewegung. Als sich 1891 in Dresden eine Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins konstituierte, war Marie Stritt bereits eifriges Mitglied des Muttervereins, und aus dieser Ortsgruppe ging bald danach der Rechtsschutzverein hervor, der ihre eigenste Domäne werden sollte. —

Ein Dezennium stets zunehmender Thätigkeit, stets intensiver werdender Arbeit im Dienste der Frauensache liegt hinter Marie Stritt, und heute steht sie, in der Fülle ihrer Kraft, inmitten eines weiten, fast überreichen Wirkungskreises. Vieles verdanken wir ihr schon, viel erwarten wir noch von ihr. Möchte der Gedanke an das herzliche Vertrauen, mit dem man auch der neuen Ära im Bunde entgegensieht, ihre Kräfte stützen und stärken und sie aufrecht erhalten in den Stunden der Ermüdung und Entmutigung, die keinem, auch dem Tüchtigsten nicht, erspart bleiben.

Die Bestimmungen über das Universitätsstudium der Frauen in Deutschland, Österreich-Ungarn und in der Schweiz.

Von

Dr. H. Hausmann.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 384.)

In Österreich war durch eine Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 6. Mai 1878 festgesetzt worden, daß von allgemeiner Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium keine Rede sein könne, daß aber nach zwei Richtungen Ausnahmen statthaft seien: einmal könnten mit jedesmaliger, besonderer Ermächtigung des Ministers bestimmte Vorlesungen ausschließlich für Frauen eingerichtet werden, sodann dürften ausnahmsweise Frauen zu einzelnen Vorlesungen zugelassen werden durch Genehmigung der Fakultät im Einverständnis mit dem betreffenden Lehrer. Die auf letztere Weise zugelassenen Frauen, heißt es dann ausdrücklich in der Verordnung, gelten weder als ordentliche, noch als außerordentliche Hörerinnen, es wird ihnen nur der faktische Besuch einzelner Vorlesungen gestattet, sie erhalten darüber keine amtlichen Dokumente und keine amtliche Besuchsbestätigung, dürfen also auch zu keinen Prüfungen zugelassen werden.

Diese Bestimmungen haben erst durch einen Ministerialerlaß vom 23. März 1897 eine Abänderung und Fortbildung erfahren. Im allgemeinen werden sie in diesem Erlaß aufrecht erhalten; für die philosophischen Fakultäten aber wird nunmehr die Zulassung der Frauen als ordentliche und als außerordentliche Hörerinnen festgesetzt. Gemeinsame Voraussetzung für beides ist die österreichische Staatsbürgerschaft und die Zurücklegung des 18. Lebensjahrs in dem Kalenderjahr, in dem die Einschreibung beantragt wird. Ausländerinnen sind also nach wie vor von dieser Vergünstigung ausgeschlossen. Die Einschreibung als ordentliche Hörerinnen setzt dann weiter die erfolgreiche Ablegung einer Reifeprüfung voraus, bei der genau die Anforderungen wie bei denen der jungen Männer gestellt werden. Über die Zulassung entscheidet der Dekan der Fakultät, bei Nichtzulassung ist Rekurs an das Kultusministerium zulässig. Bei dem Verlassen der Universität wird diesen ordentlichen Hörerinnen von dem Dekan ein Abgangszeugnis ausgefertigt, ohne das sie an einer anderen Universität nicht angenommen werden dürfen. Nach vierjähriger Studienzeit können sie unter den gleichen Bedingungen wie die Männer zum Doktorat der Philosophie zugelassen werden. Als außerordentliche Hörerin wird eingeschrieben, wer zwar nicht eine Reifeprüfung, wohl aber die Prüfung einer Lehrerinnenbildungsanstalt oder bestimmter höherer Mädchenfortbildungsschulen, die von dem Minister von Fall zu Fall als gleichwertig anerkannt werden, bestanden hat. Diese außerordentlichen Hörerinnen müssen mindestens zehn Vorlesungsstunden per Woche belegen. Die Erlaubnis zum Besuch einzelner Vorlesungen kann Frauen nur ausnahmsweise auf Antrag eines Dozenten von dem Professorenkollegium gestattet werden.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dieser Behandlung der Frauen bei der philosophischen Fakultät bildet die Thatsache, daß bei den medizinischen Fakultäten in Österreich die Frauen das Doktorat bis vor kurzem überhaupt nicht unmittelbar erwerben konnten. Nach dem Ministerialerlaß vom 19. März 1896 konnte das

medizinische Doktordiplom von Frauen nur auf dem Weg der Nostrifikation eines im Ausland erworbenen Doktordiploms erlangt werden. Dabei waren ausdrücklich folgende Bedingungen vorgeschrieben: Österreichische Staatsbürgerschaft, Vollendung des 24. Lebensjahres, erfolgreiches Bestehen der Reifeprüfung an einem inländischen Staatsgymnasium und eine Studienzeit von zehn Semestern an der medizinischen Fakultät einer ausländischen Universität, deren Studieneinrichtungen denen der österreichischen Universitäten im wesentlichen gleichkommen; sind diese Bedingungen alle erfüllt, so erfolgt die Zulassung in jedem einzelnen Fall durch das Kultusministerium, und nach erfolgter Zulassung haben sich dann die Kandidatinnen sämtlichen theoretischen und praktischen strengen Prüfungen mit Ausschluß der naturhistorischen Vorprüfungen zu unterziehen; dabei müssen bei jedem einzelnen Prüfungsakt die Anforderungen den an männliche Kandidaten gestellten vollkommen gleich sein.

Man mag sich zu der Frage des Frauenstudiums stellen wie man will: daß diese Bestimmungen in kurzer Zeit sich als unhaltbar erweisen mußten, liegt auf der Hand. Im Winter 1899/1900 (oder vielleicht im Sommer vorher) richtete denn auch die medizinische Fakultät der Universität Wien an den Kultusminister einen Antrag, der für die Zulassung der Frauen als ordentliche Hörerinnen bei den medizinischen Fakultäten eintrat. Durch einen Erlaß vom 3. September 1900 ist dann von dem Kultusminister im Einverständnis mit der obersten Sanitätsverwaltung verfügt worden, daß den Frauen die Erlangung des medizinischen Doktorats fortan auch in der Weise gestattet ist, daß die Studien an inländischen Universitäten zurückgelegt werden können. Hinsichtlich der Vorbildung werden natürlich dieselben Anforderungen gestellt wie bei den Männern. Für den Fall, daß einzelne Dozenten gegen den Zutritt von Frauen zu ihren Kollegien Bedenken tragen, sollen von Fall zu Fall Ausnahmen gewährt werden, um den betreffenden Frauen die Erreichung ihres Zieles dennoch zu ermöglichen. Eine zweite Verordnung vom gleichen Tage gestattete auch die Zulassung der Frauen zum pharmazeutischen Berufe. Auch hier sind wieder die gleichen Vorbedingungen wie seitens der Männer zu erfüllen, die durch eine spätere Verordnung vom 9. Oktober im einzelnen festgesetzt wurden.

Im Frühjahr 1900 hat auch die juristische Fakultät der Wiener Universität durch Professor Eduard Bernatzik ein Gutachten ausarbeiten lassen, in dem mit aller Entschiedenheit die Zulassung der Frauen nicht nur zu den ordentlichen juristischen Studien, sondern auch zu den Staatsprüfungen und Rigorosen befürwortet wird. Auf Grund dieses Gutachtens hat dann das Professorenkollegium der genannten Fakultät beschlossen, an das Unterrichtsministerium das Ersuchen zu stellen, daß auch die juristischen Fakultäten der österreichischen Universitäten gleich den philosophischen den Frauen geöffnet werden mögen. Über das weitere Schicksal dieses Antrags ist mir bisher nichts bekannt geworden. Nur habe ich in österreichischen Zeitungen vor kurzem die Notiz gefunden, daß an der tschechischen Universität zu Prag das Professorenkollegium der juristischen Fakultät beschlossen habe, Frauen zum Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zuzulassen. Danach müßte man wohl annehmen, daß von dem Unterrichtsministerium der Antrag der Wiener Fakultät im zustimmenden Sinne erledigt worden ist.

Nur in Kürze mag hier noch erwähnt werden, daß für Ungarn (Pest und Klausenburg) schon durch eine Ministerialverfügung vom 19. Dezember 1895 festgesetzt wurde, „daß den Frauen, die sich der philosophischen, medizinischen und pharmazeutischen Laufbahn widmen wollen, falls sie den gesetzlichen Bedingungen der Aufnahme entsprechen, auf Vorschlag des betreffenden höheren Lehrinstituts die Aufnahme von Fall zu Fall erlaubt, und daß ihnen, nachdem sie ihre Studien den Gesetzen entsprechend mit Erfolg beendigt haben, das Befähigungsdiplom ausgehändigt werden soll." Wenn für Frauen dieser Art die Zulassung als ordentliche Hörerinnen bei dem Ministerium beantragt wird, dürfen sie in der Zwischenzeit bis zur Entscheidung über den Antrag als außerordentliche Hörerinnen eingeschrieben werden; daß aber Frauen mit geringerer Vorbildung dauernd als Hörerinnen zugelassen werden, ist nicht gestattet. Für Galizien (Lemberg und Krakau) endlich bestehen insofern noch besondere, weitergehende

Bestimmungen, als hier auch Ausländerinnen in der philosophischen Fakultät als ordentliche oder außerordentliche Hörerinnen eingeschrieben werden können; dabei ist aber in jedem einzelnen Fall von dem Professorenkollegium die Genehmigung des Ministeriums einzuholen.

* * *

Am frühesten ist die Zulassung der Frauen zur vollgiltigen Immatrikulation an schweizerischen Universitäten erfolgt: in Zürich im Jahre 1867, in Genf 1872, in Bern 1874. An allen dreien sind die Frauen grundsätzlich in den Pflichten wie in den Rechten mit den Männern auf gleiche Linie gestellt worden. In Zürich haben die Angehörigen des Kantons ein Maturitätszeugnis, die übrigen aber Zeugnisse vorzuweisen, die nicht wesentlich geringeren Wertes sind. Außerdem müssen die letzteren das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben und, wenn ihre Muttersprache nicht die deutsche ist, sich über ein genügendes Verständnis derselben ausweisen, sei es durch Zeugnisse in- oder ausländischer höherer Bildungsanstalten oder durch eine besondere Prüfung. Natürlich genügen auch Abgangszeugnisse von solchen Universitäten, die ungefähr die gleichen Anforderungen an Vorbildung stellen wie Zürich selbst. Ebenso sind in Genf die Aufnahmebedingungen für Männer und Frauen völlig gleich. Auch hier wird im wesentlichen die Gymnasialreife oder bei auswärtigen eine entsprechende Vorbildung verlangt. Bei der Universität Bern müssen Frauen, außer den Zeugnissen über ihre Ausbildung, noch den Nachweis über Vollendung des 18. Lebensjahres erbringen, sowie entweder durch eine beglaubigte Bescheinigung sich über den Zustand eigenen Rechtes ausweisen oder aber eine beglaubigte Einwilligung ihres Rechtsvertreters beibringen, daß ihnen das Studium an einer Hochschule gestattet ist. An allen drei Hochschulen werden auch solche Frauen, deren Studienzeugnisse den für die Immatrikulation geltenden Bestimmungen nicht entsprechen, die sich aber sonst über eine solche Vorbildung ausweisen, daß sie den Vorlesungen folgen können, als „Hörerinnen" zugelassen. In Lausanne wurden schon in der Zeit, da es noch eine Akademie war, in vereinzelten Fällen Frauen geduldet. Seit der Umwandlung in eine Universität, 1890, werden die nicht dem Kanton Waadt angehörenden Frauen als immatrikulierte Studentinnen zugelassen, wenn sie den Nachweis über den vollständigen und erfolgreichen Besuch einer höheren Mädchenschule erbringen; wenn sie sich aber dem Staatsexamen unterziehen wollen, müssen sie entweder Gymnasialmaturität nachweisen oder falls sie letztere nicht vollständig besitzen, sich einer Ergänzungsprüfung unterwerfen; bei den einheimischen wird der erfolgreiche Besuch der höheren Mädchenschule in Lausanne selbst, die gleichzeitig ein Mädchengymnasium ist, und insbesondere Kenntnis der lateinischen Sprache vorausgesetzt. Im gleichen Jahr, da Lausanne sich zu einer vollen Universität umgestaltete, am 8. März 1890, wurde auch an der Universität Basel durch Beschluß des Regierungsrates den Frauen die Zulassung zu der vollen Immatrikulation gewährt. Es wurde „versuchsweise bis auf weiteres" bestimmt, daß Schweizerinnen und solche Ausländerinnen, die ihre Ausbildung im Kanton Basel erhalten haben, immatrikuliert werden können, wenn sie das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben und ein Zeugnis der Reife besitzen; „im Fall der noch nicht erlangten Mehrjährigkeit ist die Zustimmung des gesetzlichen Vertreters erforderlich." Die Erlaubnis, als Hörerinnen einzelne Vorlesungen zu besuchen, wird solchen Frauen erteilt, die „im Besitz eines Fähigkeitsnachweises sind, der sie zur Bewerbung um Lehrerstellen an den Primar- und Mittelschulen des Kantons berechtigt"; solche nicht immatrikulierten Hörerinnen werden aber nur bei der philosophischen Fakultät zugelassen. Bei der Universität Freiburg endlich wird den Damen nach einem Beschluß des Senats die Immatrikulation nicht gewährt, wohl aber werden sie bei allen Fakultäten als Hörerinnen zugelassen.

Stärker als der Tod.

Skizze

von

Helene Christaller.

Nachdruck verboten.

Am Fenster des behaglichen Wohnzimmerchens saß eine noch jugendlich aussehende Frau; die Gestalt war fein und elastisch, und das volle, dunkle Haar verriet noch keine Spur des Alters. Erst beim näheren Zusehn bemerkte man, daß es doch schon eine Vierzigerin war, die geschäftig bei ihrer Näharbeit saß. Das Leben hatte allerlei Linien in die feinen, blassen Züge gegraben, und zwischen den ernsten, dunkeln Augen standen zwei tiefe Falten, als sie jetzt, von ihrer Arbeit aufschauend, nach einem alternden Mann hinblickte, der im Lehnstuhl zusammengesunken eingeschlafen war und dessen Haupt vergeblich nach einer Stütze suchte.

Rasch erhob sie sich, — die Schere fuhr klirrend zu Boden — und schob dem Mann ein Kissen in den Nacken, legte eine Decke über seine Kniee und wehrte einer zudringlichen Fliege.

Auf dem Gang wurden polternde Schritte laut — der Postbote. Leise öffnete sie die Thür und nahm ihm die Postsachen ab. Frau Doktor Weidner — Frau Elisabeth Weidner; drei Briefe und Drucksachen — Korrekturen — alles an sie.

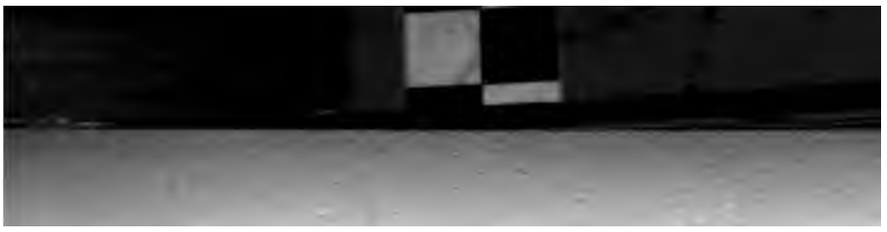
Sie legte ihre Näherei zusammen und begann zu lesen; die Briefe waren bald erledigt: einer vom Verleger, der zur Eile mahnte, einer vom Bruder ihres Manns, „wie es dem armen Friedrich gehe", und der letzte von einer Freundin. Ihre Hände lösten das Kreuzband um die Korrekturen, der Alte im Stuhl schnarchte hörbar. Leise tickte die Uhr in dem stillen Zimmer; die Mittagssonne stahl sich durch die angelehnten grünen Läden und spielte auf den roten Blumen der Geranienstöcke am Fenster.

Träumerisch lehnte Elisabeth Weidner sich in ihren Sessel zurück; die Korrekturbogen lagen ausgebreitet auf dem Tisch und rochen nach frischer Druckerschwärze. Fünfzehn Jahre maß sie in der Erinnerung zurück und weilte bei Scenen, die ein stilles Lächeln auf ihr Angesicht lockten.

Sie sah sich als junge Frau mit ihren ersten Korrekturbogen jubelnd in das Studierzimmer ihres Mannes stürmen, ihn an den Händen fassen und in glücklichem Übermut mit ihm herumtanzen. Er war nicht mehr jung damals, er näherte sich schon den fünfzig; aber wenn man ihm in die Augen sah, vergaß man darüber nachzudenken, ob er alt oder jung sei; in seinem Wesen einte sich die Reife des Alters mit der Begeisterungsfähigkeit der Jugend. Schwärmerisch hingen seine Schüler an ihm, er war Privatdozent; hervorragende Geister verkehrten in seinem Haus, er aber war der Mittelpunkt des ganzen Kreises.

Sie sah ihn noch vor sich: die hohe Gestalt, die gütigen, leuchtenden, hellen Augen, die freie Stirn mit dem blonden Haarschopf drüber. Ach, wie sie ihn geliebt hatte, wie vieles sie ihm verdankte; sie konnte fast nicht mehr trennen, was Eigenes war und was von ihm kam. Sie hatten zusammen gearbeitet in dem kleinen Studierstübchen, sie hatten zusammen sich an allem Herrlichen in Natur und Menschenleben gefreut, sich gegenseitig anregend, begeisternd oder kritisierend. Das Glück ihrer Ehe war sprichwörtlich geworden in dem kleinen Universitätsstädtchen, wo sie wohnten.

„Frau Elisabeth, Sie Kämpferin für das unterdrückte Weib! Wie können Sie so Theorie und Praxis trennen", hatte ein Freund ihres Mannes einst bei einer besondern Probe ihrer freundlichen Nachgiebigkeit lachend gemeint.



„Lieber Freund", hatte sie ihm erwidert, „bei dem liebenden Weib hört eben alle Theorie auf, da giebt's nur noch Praxis, und die muß jede selber finden".

Zwei Kinder wurden ihnen geboren und starben; zusammen hatten sie weinend vor den Särgen gestanden.

„Ich danke Gott, daß er mir dich ließ, du bist mir mehr als alles auf der Welt", schluchzte sie. Wortlos hielten sie sich umschlungen, und sie wußte, sie waren verbunden in alle Ewigkeit; es gab nichts, was sie scheiden konnte.

Und dann waren schwere Jahre gekommen; langsam nahmen seine Geisteskräfte ab, zu früh für sein Alter; sein Körper blieb rüstig. Was die Angst seines Lebens ausgemacht hatte in gesunden Tagen, es war eingetroffen — er ward langsam zum Kind, und das Schrecklichste war, er fühlte es kommen. Sein Gedächtnis verließ ihn zuerst; da ward sie ihm seine rechte Hand bei seinen Arbeiten und verbarg ihm, so gut es ging, daß sie es war. Sie mußten sich einschränken, seine Manuskripte wurden ihm zurückgeschickt; sie wußte, daß sie wiederkommen würden. Da schrieb sie um so eifriger, um das Fehlende zu ersetzen. Man fragte den Arzt, er beruhigte den Kranken.

„Was ist das Ende?" fragte Elisabeth vor der Thür den bewährten Freund.

„Seniler Schwachsinn".

Sie ward blaß bis an die Lippen, aber mit einem Scherzwort trat sie rasch wieder ins Zimmer; er sollte nichts ahnen.

Die Freunde des Mannes kamen immer noch, Elisabeths frische Unterhaltung zog sie an. Da bemerkte sie, daß es ihrem Mann schwer wurde, dem Gespräch zu folgen; sie schraubte es auf ein niedreres Niveau herab, und nach und nach kamen die Freunde seltner. Es war auch so traurig, diesen Verfall mit anzusehn. So vereinsamten sie immer mehr; der Doktor ließ seine Frau kaum aus dem Haus; mit dem Egoismus des Kindes klammerte er sich an sie an und fühlte sich verlassen und einsam ohne sie. Schließlich wurde er vollständig stumpf.

Bei alledem war sie nicht ganz unglücklich. Nach wie vor fühlte sie sich ihm in tiefster Seele verbunden, nur wandelte sie jetzt im Glauben und nicht im Schauen. Was sie vor sich sah, war nur seine Hülle, die sie mit Liebe pflegte, wie man Gegenstände, die geliebten Toten gehörten, behandelt.

„Wo ist seine Persönlichkeit, dieser große, edle Geist geblieben?" fragte sie sich oft. „Hat er sich in das tiefste Innere zurückgezogen, und kann sein Feuer die alt und untüchtig gewordene Hülle nicht mehr durchstrahlen?"

Oft sah sie ihn an, schaute ihm in die blöden, erloschnen Augen mit einer Liebe, die durch Mauern brechen zu können meint. Er verstand sie nicht und blinzelte scheu nach ihr hin. Trotzdem teilte sie ihr ganzes geistiges Leben mit ihm, nur konnte sie, was sie bewegte, nicht mehr in Worte fassen. Sie wußte, wir sind untrennbar, wenn auch jetzt seine Mitteilungskraft erlahmt ist.

Leidet er, daß es so ist? Vielleicht — ja gewiß; wie muß ihm grauen vor seinem häßlichen Kleid. Aber sie kann es ihm leichter machen durch Glauben, sie schaut nicht auf die Lumpen, mit denen der blöde Körper den unsterblichen Geist bedeckt; sie liebt ihn, sein innerstes Wesen, sein wahres Ich; nicht das Bettlerkleid, das jetzt alle von ihm abstößt.

Schrecklich ist's ihr, wenn andere in seiner Gegenwart über ihn reden. Vielleicht bäumt sich jetzt ingrimmig der arme, gefangene Geist auf, er nimmt alle Kraft zusammen, und ein blödes Lächeln ist das Resultat — ein Künstler, der einem verdorbenen Instrumente schrille Mißtöne entlockt.

* * *

Der Greis im Sessel regt sich, seine Augen blicken nach Elisabeth; diese erloschnen, thränenden Augen thun ihr weh.

Er will sich erheben, die Decke rutscht auf die Erde. Liebevoll springt sie hin, hilft ihm auf und lächelt ihn an:

„Gut geschlafen, Lieber?" und freundlich streicht sie ihm über das Haar.

„Jetzt trinkst du deine Milch, und dann gehn wir in den Garten".

Der Alte nickt und lacht: „Ja — ja — Milch — — tr . . trinken — —" er lallt wie ein Kind.

Elisabeth eilt in die Küche und kommt bald mit dem Essen wieder. Sie muß ihn füttern, wie ein kleines Kind; er schmatzt, und die Milch rinnt in seinen Bart. Geduldig trocknet sie die Tropfen ab und ermuntert ihn zum Weitertrinken: „Gute Milch, süße Milch!"

„Gute Milch", ahmt er nach und trinkt.

Er ist fertig! Elisabeth schließt einen Augenblick die Augen vor dem traurigen Anblick und sagt leise:

„Mein Friedrich, mein Lieber, mein Lieber — ich bin bei dir, ich verlasse dich nicht".

Die Thränen drängen sich ihr in die Augen, der Greis starrt sie verständnislos an. Dann rafft sie ihre Korrekturbogen zusammen, sie müssen heute noch erledigt werden, und liebevoll den Arm um ihn legend und ihn stützend, verläßt sie das Zimmer, um ihn in den Garten zu führen.

* * *

Monate sind vergangen, und Friedrich Weidner liegt auf dem Sterbebett. Durch die offnen Fenster weht ein lauer Frühlingswind, bläht die weißen Vorhänge auf und führt den Duft der blühenden Akazienbäume ins Krankenzimmer.

Elisabeth sitzt im Lehnstuhl, ihr Gesicht ist noch blasser geworden, und tiefe Ringe liegen um ihre Augen; es ist lange her, daß sie geschlafen hat.

Der Kranke ist unruhig; leis und oberflächlich geht der Atem. Haar und Bart sind ganz weiß geworden, die Züge scheinen hagerer, und stark tritt die edel gebogene Nase hervor. Die Augen sind halb von den Lidern bedeckt, und die abgezehrten, blassen Hände mit den knochigen Gelenken scharren rastlos auf der Decke, zupfen am Leintuch oder greifen ängstlich in die Luft.

Elisabeth ist „sehr gefaßt", so sagen die teilnehmenden Besucher und wundern sich ein wenig; man war so gewohnt, sie als Eheheilige zu verehren; — nun, es ist ja kein Wunder, nach drei so schrecklichen Jahren, — die Erleichterung ist ihr zu gönnen, und sie ist noch so jung.

Verständnislos hatte sie zuerst die Andeutungen der Bekannten entgegengenommen, endlich begriff sie. Ein feines Lächeln ohne Bitterkeit hatte um ihre Lippen gespielt, aber sie sagte nichts, nur die dunkeln Augen schauten mit einem klaren Blick, aus dem die ganze Freiheit ihrer Seele leuchtete, den Besucher an, sodaß der das unbehagliche Gefühl nicht los ward, soeben etwas sehr Unpassendes gesagt zu haben; er empfahl sich eilig.

Es ist sehr still im Krankenzimmer; ein Bienchen kommt durchs offne Fenster und sucht ängstlich brummend einen Ausweg.

Elisabeth sitzt regungslos neben dem Krankenbett; ihr ganzes Inneres konzentriert sich auf einen Gedanken: wird er sie vor seinem Tod noch einmal grüßen, wird er ihr ein Zeichen geben, daß er ihr seelisch nahe ist, daß er ihre Liebe fühlt und erwidert? In den letzten Wochen hat sie kein einziges Erkennungszeichen mehr von ihm gehabt; wie eine Maschine, die langsam ihr letztes Feuer ausatmet, erschien ihr der Körper des geliebten Manns. Nun war die Stunde gekommen, in der der gefesselte Geist endlich frei werden sollte von der langen, schweren, Gott allein weiß, wie schweren Last.

Die Atemzüge des Sterbenden werden beklommener, unruhig wirft er sein Haupt hin und her. Elisabeth erhebt sich und ergreift seine zuckenden Hände, ihre Lippen bewegen sich tonlos, ihre Seele spricht zu seiner Seele:

„Mein Geliebter, fühlst du, wie ich dir nahe bin in dieser schreckensvollen Stunde; ach, wenn Liebe diesen Weg erleichtern kann, so ist er dir erleichtert. Oh, könnt ich mit dir gehn, meine Hand in deiner Hand. Ach, nur einmal noch deine Stimme hören, einmal dir ins Auge blicken. Hörst du mich? Ich weiß, daß du mich hörst, und wenn du mich nicht hörst, mich jetzt nicht hörst, so weiß ich, daß es Täuschung war, nichts könne uns scheiden. — Friedrich, Lieber, Guter, antworte mir, deiner Elisabeth!"

Sie sah ihn flehend an. Er war ganz still geworden, als ob er den unhörbaren Worten gelauscht habe. Nun flog ein Zittern durch den Körper, angstvoll und keuchend ging der Atem, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Seine Augen waren weit offen, eine

fürchterliche Angst glomm in dem ſtarren Blick, mit dem er ſich in Eliſabeths Augen einzubohren ſuchte. Seine Hände zuckten, der ganze Körper ſchien einem inneren Gebot gehorchen zu wollen; mehrmals öffneten und ſchloſſen ſich die Lippen, endlich ein Laut:

„L . . I . . liebe“.

Eliſabeth liefen die Thränen über die Wangen, „ich danke dir Friedrich, mein Friedrich“.

Der Sterbende war zurückgeſunken, Friede breitete ſich über ſein Geſicht, die Augen ſchloſſen ſich wieder. Sie beugte ſich über ihn und küßte ihn, dann nahm ſie ſtill ihren Platz ein, ihre Hände hielten die ſeinen, der Blick kehrte ſich nach innen. Ihre ganze Seele, ihre ganze Kraft war nun bei dem Geliebten; ſie ſpürte nichts mehr vom eigenen Leben, all ihr Denken und Fühlen war bei ihm, half ihm die Feſſeln abſtreifen.

Der Atem wurde röchelnd und ſetzte aus; Eliſabeth rührte ſich nicht; er begann von neuem und blieb immer öfter aus, immer ſchwächer hob und ſenkte ſich die Bruſt, einige Tropfen ſchwarzroten Bluts rannen in den weißen Bart, und ſchließlich war's ſtill, ganz ſtill.

Auch in Eliſabeths Seele iſt es ſtill. Wohl kann ſie den Thränen nicht wehren, da nun das letzte ſichtbare Band, das ſie mit dem Freund verbunden hatte, geriſſen iſt, aber im Grund ihres Herzens ruht ſchweigend ein tiefes Dankgefühl, daß der Geliebte durch dieſes Thor durch iſt, und ihr noch ein Zeichen ſeiner Liebe gegeben hat.

Ihr iſt feierlich zu Mut, wie einſt an ihrem Hochzeitstage. — Wie vernachläſſigt dieſe Kleidung iſt, denkt ſie, das würde ihm nicht gefallen, gern ſah er ſie ſchön.

Von der Straße tönt der Jubel der ſpielenden Kinder; ſie löſt ihre Haare auf, die ſie wie ein Mantel umgeben; wie hatte er es geliebt, damit zu ſpielen. Träumend betrachtet ſie ihr Spiegelbild; plötzlich weiß ſie, er ſteht neben ihr, ſchaut mit ihr in das Glas, wie ſo oft in glücklichen Tagen; faſt meint ſie, ſeinen Atem zu ſpüren. Tönen nicht Worte an ihr Ohr? Sagt er nicht „mein Liebling, mein Lieſel?“ Nein, mit dem Ohr hat ſie es nicht gehört; mit dem Herzen hat ſie's vernommen. Sie lächelt in den Spiegel, als grüße ſie den Geliebten, und leiſe flüſtert ſie vor ſich hin: „Ja, Liebe iſt ſtärker als der Tod“.

Ankunft des Morgens.

Wellen und Wipfel erwachen.
Kräuſelnd wiegt ſich die Flut.
Roſenbeladener Nachen,
Silbernes, ſel'ges Lachen —
Schaut, wie der Morgen auf Roſen ruht!

Sanftes, beruhigtes Gleiten,
Locken, perlend von Tau.
Purpurne Schleier breiten,
Segnend die Einſamkeiten,
Liebende Laſten aufs Dämmergrau.

Zitternde Klänge erhuben
Schwingen ſchwebend zum Licht.
Nackte und roſige Buben
Blaſen auf goldenen Tuben:
Erde, wie ſchön iſt dein Angeſicht!
Erde, wie ſchön iſt dein Angeſicht!

Maurice von Stern.

Der Gemüsebau im Hausgarten.

Von

Theodor Lange.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 373.)

II.

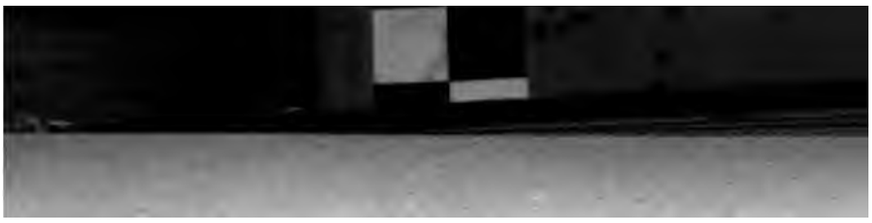
Unsere Gemüse sind in der Mehrzahl ein- und zweijährige Gewächse, die also im Sommer bis zur vollen Entwicklung heranwachsen müssen. Ihre Anzucht geschieht durch Aussaat und zwar entweder direkt an den Platz im freien Lande, wie bei den meisten Wurzelgemüsen, bei Erbsen und Bohnen 2c., oder es werden die Pflanzen in besonderen Aussaatbeeten, die frühen Arten in erwärmten (Mistbeeten) erzogen, um dann an ihren Platz verpflanzt zu werden.

Bei den direkten Aussaaten muß jede Pflanze soviel Platz bekommen, daß sie sich bis zur vollen Größe frei ausbilden kann, in Saatbeeten kann etwas dichter gesäet werden, namentlich wenn, — was bei allen Kohlarten, beim Sellerie und Porree zu empfehlen — die Pflänzchen vor dem definitiven Auspflanzen auf ein besonderes Beet in ca. 20 cm Abstand pikiert werden. Hier können sie bei sorgsamer Pflege, sich in ca. 3 Wochen zu prächtigen Pflanzen entwickeln, um dann erst auf den Platz ihrer vollen Ausbildung versetzt zu werden. Diese kleine Arbeit sollte in keinem Gemüsegarten versäumt werden, sie sichert vollkommene, durchaus gleichmäßige Kohlköpfe, Sellerieknollen 2c.

Auch dem Auspflanzen selbst wird in den Privat-Gemüsegärten viel zu geringe Sorgfalt zugewendet. Die Wurzel muß im Pflanzloch vollständig herabhängen, ehe wir die Erde von der Seite her leicht andrücken. Hierauf wird jede Pflanze einzeln, ohne sie wieder herauszuschwemmen, energisch gegossen. Der gegenseitige Abstand der Pflanzen richtet sich nach der Größe, die sie bei voller Entwicklung erreichen. Im allgemeinen sind 60 cm ausreichend. Hierbei können zwischen sich langsam entwickelnden Gemüsen noch schnell heranwachsende Arten wie Salate, Sommerrettige 2c. als Zwischenkultur erzogen werden. Nach ihrer Entfernung haben dann die Hauptgemüse Platz zur Entfaltung. Kohlarten, Sellerie 2c. wachsen am besten im Herbste.

Die Sommerpflege der meisten Gemüse besteht im Jäten, Hacken und Gießen. In einem längere Zeit schon bestehenden Gemüsegarten darf Unkraut überhaupt nicht mehr aufkommen! Unter keinen Umständen darf es zur Blüte kommen; namentlich aus langsam wachsenden Gemüsen (Petersilienwurzeln, Karotten 2c.) ist es schon sehr jung zu entfernen. Das Hacken ist nicht nur ein Mittel zur Entfernung des Unkrautes, es soll den Boden lüften und so indirekt zur Lösung der in ihm enthaltenen Nährstoffe beitragen. Es hat also auch dann wiederholt zu geschehen, wenn kein Unkraut mehr vorhanden ist.

Das Gießen richtet sich selbstverständlich nach der Witterung. Es genügt jedoch nicht etwa ein kleines Regenschauerchen, den durchtrockneten Boden bis in die Tiefe durchzufeuchten. Ebensowenig genügt das bißchen Begießen, das man gewöhnlich in Privatgärten verrichten sieht. Der Ausbildung entgegengehende Kohlköpfe verarbeiten pro Tag je eine große Gießkanne Wasser. Die großen Blätter würden diese kleinen Wassergaben verdunsten, ehe sie von den inneren, wachsenden Organen aufgenommen werden. Kohlarten und Sellerie erreichen ihre Vollkommenheit nur bei energischem Einwässern.



Blicken wir die Gemüsearten einzeln genauer an, so finden wir als die begehrlichsten die Weiß- und Rotkrautarten und den Blumenkohl. Alle drei produzieren im Verhältnis zur wildwachsenden Brassica-Pflanze enorme Blätter resp. fleischige Organe, die nur bei starker Nahrungs- und Wasserzufuhr sich zart, schnell und groß entwickeln. Alle drei wollen in ihren Früh- und Spätsorten sorgfältig gepflanzt werden; sie können, wie auch die Wirsingarten, falls zur Frühkultur keine warmen Mistbeete zur Verfügung stehen, schon im Oktober ausgesäet, in kalte Fensterbeete pikiert und darin durchwintert werden. Sie liefern dann, im Mai ausgepflanzt, im Juli fertige Köpfe.

Der Wirsing ist ja etwas genügsamer, dankt aber auch die sorgsame Pflege durch schön entwickelte Köpfe. Die verschiedenen Sorten dieser Kohlarten sind in jedem Samenverzeichnis angegeben; man hält sich am besten an die altbewährten an den betreffenden Orten eingebürgerten. Die mit viel Reklame angepriesenen „Neuheiten" wollen mit der größten Vorsicht geprüft werden.

Dem Wirsing folgt der Rosenkohl, der sich schon mehr dem sehr genügsamen Grünkohl nähert. Wer feste Röschen wünscht, giebt aber auch hier genügend Dung und Wasser, vor allem aber freien Standort, so daß das Licht den Stengel mit den Röschen bescheinen kann. Man setzt am besten nur je eine Reihe mitten auf ein Beet niedriger Gemüse. Zum Herbst hin werden die großen Blätter bis auf den stehenbleibenden Blattstiel abgeschnitten. Die Kronenblätter bleiben sitzen.

Der nun folgende Grünkohl wird als Nachfrucht gebaut, da er meistens nur Wintergemüse ist. (Im Süden auch im Sommer). Der niedrige ist in Schneewintern am sichersten vor Hasenfraß, oder es müßte der Grün- und der Rosenkohl im Winter in der Nähe des Hauses eingeschlagen werden. Zu den Kohlarten zählt dann noch der Kohlrabi, der in seinen Frühsorten, je nachdem man nur die Stengel-Knollen oder auch das Grün benutzt, mehr oder weniger eng gepflanzt werden kann; die großen Spätsorten müssen weitläufig stehen.

Die Kohlrübe kann wie Grünkohl behandelt werden; sie wird Ende Mai gepflanzt.

Unter den Blattgemüsen folgen nun die Spinate. Hier ist für Herbst und Winter der gewöhnliche Spinat maßgebend. Er wird breitwürfig im August ausgesäet. Bewirkt im Frühling die steigende Sonnenwärme schnelle Blütenbildung, so bietet der Neuseeländer Spinat den besten Ersatz. Dieser wird in Blumentöpfen ausgesäet und Mitte Mai auf 5 cm Abstand ausgepflanzt. Die Blätter werden einzeln abgepflückt. An einigen Orten wird der grünblättrige Mangold, an anderen die großblättrige Melde als Spinat genossen. Die übrigen hier und da als Spinat benutzten Kräuter bedürfen keiner besonderen Beete, sondern werden, wo sie bekannt sind, gelegentlich in kleinen Quantitäten ausgesäet.

Es sind nun noch die Salatkräuter übrig. Hier steht der Kopfsalat obenan. Es giebt unzählige Abarten desselben, von denen die für den besonderen Geschmack gewünschten ausprobiert werden müssen. Sie werden im Sommer meistens als Zwischenfrucht zwischen Sellerie 2c. ausgepflanzt und lieben reichliches Gießen. Frühsalate lassen sich leicht im Mistbeet treiben. Diese Sorten wie die Treibgurken sind in den Samenverzeichnissen besonders angeführt, sie taugen, wie jene, meistens nur für die Treiberei. Dann sind die Wintersalate bei Oktober-Aussaat leicht zu durchwintern. Sie geben im Mai gute, aber nicht ganz zarte Köpfe. Das zu schnelle Aufschießen verhindert man durch Halbdurchschneiden der Stengel. Abarten des Kopfsalats (Lactuca) sind der Pflücksalat und der Spargelsalat, beides aufschießende Pflanzen; von ersterer genießt man die abgepflückten Blätter, von letzterer die Stengel selbst, solange sie noch zart sind. Das kann übrigens bei jedem aufgeschossenen Salatkopf geschehen; die Stengel haben aber durchaus nicht den Nährwert der Spargel, wenn sie auch so zubereitet werden.

Der Schnittsalat ist ein schnell wachsender, aber nicht kopfbildender Salat, der sich im Zimmer, in Kästen ausgesäet, gewinnen läßt. Salataussaaten müssen wie z. B. Radiesaussaaten während des Sommers wiederholt werden.

Endlich ist noch die Sommerendivie (Lactuca longifolia) zu erwähnen, deren große Blätter keine Köpfe bilden, sondern behufs Bleichens leicht zusammengebunden werden müssen (Bindesalat). Die Winterendivie, bei der dies gleichfalls stattfindet, ist eine Verwandte der Cichorie. Sie wird im Juni ausgesäet und liefert im Herbst und Winter Salat. Auch die gewöhnliche Cichorie ist ein Salatlieferant. Man benutzt von den im dunkeln Keller in Sand eingeschlagenen Wurzeln die jungen Triebe, die wie die Triebe des Löwenzahns einen pikanten Salat geben.

Dieser pikante Geschmack mag zu den Kressearten überleiten, von denen die Gartenkresse, im Zimmer in Kasten ausgesäet, den ersten Salat des Frühjahrs liefert und später im freien Lande sich in Figuren, Namenszügen 2c. aussäen läßt. Die wiederholt ausgesäete Kresse wird mit der Schere geschnitten. Die sog. Winterkresse ist ein hartes, herbes Kraut. Die Brunnenkresse wird nur in Erfurt in flachen Gräben gezogen und von allen dortigen Gärtnereien in Bündeln verschickt. Sie ist namentlich im Winter eine erquickende Zuspeise. Die Bündel lassen sich leider nur einige Tage aufheben. Der kleinblättrige Feldsalat wird wie der Spinat ausgesäet und wie dieser im Herbst oder Frühjahr geerntet. Er dient namentlich im Winter zur Ausschmückung von Kartoffelsalat 2c.

Wir kommen zu den Wurzelgemüsen und unterscheiden hier solche Arten mit knolligen, rübenförmigen und zwiebelförmigen Wurzeln resp. Wurzelstöcken. Die Kartoffel ist ein unterirdisches Stengelorgan. Im Garten sind nur ihre Frühsorten maßgebend; die lange Sechswochenkartoffel behauptet unter ihnen den ersten Rang. Der Fehler, der bei ihrer Kultur meistens gemacht wird, ist das Zutieflegen. Tiefe Bodenlockerung bei ganz flacher Bedeckung sichert bei ihr eine gute Ernte. Die Knollen werden nach und nach unter der Pflanze weg geerntet.

Die Moorrübe wird breitwürfig oder in Reihen gesäet, bald gejätet und bedarf außer des Gießens bei starker Dürre sonst kaum nennenswerter Pflege. Die Aussaat geschieht so früh wie möglich und zwar für frühe wie für späte Arten zugleich. Die frühen kurzen Karotten lassen sich leicht im warmen Mistbeet treiben. Bei der Sommerernte werden die stärksten Rüben ausgezogen, es bekommen die andern dann Raum heranzuwachsen.

Mit den Moorrüben können zu gleicher Zeit die Petersilienwurzeln ausgesäet werden. Auch sie werden früh gejätet und nach Bedarf verzogen. Von den Schnittpetersilien wählt man wegen der leichten Verwechslung mit dem Schierling die krausblättrige.

Der Petersilienwurzel ähnlich ist die vielerorts beliebte Pastinacke, die in Reihen von 30 cm Abstand ausgesäet wird; die Sämlinge sind auf gleichen Abstand zu verziehen. Bei anhaltender Dürre sind all diese Wurzelgemüse zu gießen, doch ist dies nicht zu weit in den Herbst hinein fortzusetzen, da sie dann leicht Risse bekommen. Unter den Wurzelgewächsen, die wegen der Milchsaft führenden Wurzeln beliebt sind, finden wir die Schwarzwurzel am häufigsten angebaut (Scorzonera). Sie wird am besten im August breitwürfig ausgesäet, um im folgenden Herbste mit äußerster Vorsicht, des leichten Abbrechens wegen, geerntet zu werden. Die Haferwurzel und die Zuckerwurzel werden ebenso kultiviert, haben aber nicht den Wert der Schwarzwurzel.

Die Weißrüben werden landwirtschaftlich nur als Stoppelfrucht angebaut, im Garten geben sie früh ausgesäet die Mairüben, im Herbst die in einigen Orten sehr wohlschmeckenden Ottersberger, Wilhelmsburger u. a. Herbstrüben. Alle müssen sehr dünn ausgesäet werden. Die kleinen Teltower Rübchen gedeihen nur in reinem Sandboden und können, da sie klein bleiben sollen, enger gesäet werden.

Die sogenannte Rote Beete ist eine Runkelrübe. Sie wird in Reihen, wie oben bei der Pastinacke bemerkt wurde, ausgesäet und zwar, da sie nicht zu groß werden darf, wiederholt in kleinen Quantitäten. Sie darf, soll der rote Saft nicht auslaufen, nicht verletzt werden; sie wird deshalb auch ganz gekocht und dann erst zerschnitten. Von langen Rüben kann man die meisten Schnitte machen.

Eine noch viel zu wenig verbreitete Rübenart ist die Kerbelrübe. Sie wird im September breitwürfig gesäet und im nächsten Sommer derart geerntet, daß man nach Absterben der Triebe die obere Erde durchsiebt und die kleinen Rübchen ausliest. Die kleinsten runden können noch einmal gepflanzt werden.

Die Kohlrübe (Steckrübe) habe ich schon unter den Kohlarten erwähnt. Sie wird wie die Kohlarten ausgesäet und auf ca. 40 cm Abstand gepflanzt. Sie leidet wie alle Kohle sehr am Raupenfraß.

Den Beschluß der rübenartigen Wurzelgemüse machen die Rettige mit ihrer kleinen reizenden Abart, den Radieschen. Die Rettige werden in den großen späten Sorten im Juni als Zwischenfrucht oder in Reihen mit 30 cm gegenseitigem Abstand ausgesäet, die kleineren Sommerrettige können enger stehen, und die Radieschen werden dünn in Breitsaat den ganzen Sommer hindurch wiederholt ausgesäet, während der heißesten Zeit nicht an zu sonniger Stelle. Beim Säen der Rettige werden in kleine mit dem Finger gemachte Löcher je 3—4 Korn eingelegt und von den entkeimenden Pflanzen nur je eine belassen.

Rettige müssen wie auch Radieschen schnell wachsen, also genügend gegossen werden. Letztere lassen sich im Mistbeet schon vom Januar ab treiben.

Unter den knollenartigen Wurzelgemüsen steht der Sellerie obenan. Er verlangt, wie schon erwähnt, starke Düngung, wird im März im Mistbeet ausgesäet, pikiert und dann auf 50—60 cm Abstand ausgepflanzt. Das Hauptbedürfnis seiner Pflege ist Wasser. Dies kann ihm kaum genug gegeben werden. Die Zwischenkulturen von Salat und Rettigen habe ich schon erwähnt. Reinhalten von Unkraut und wiederholtes Behacken sind bei allen gepflanzten Gemüsen selbstverständliche Verrichtungen.

Der in England beliebte Bleichsellerie bringt keine Knollen. Seine Behandlung ist dieselbe, wie die des Knollselleries, nur muß er ohne Zwischenkultur weitläufiger gepflanzt werden, da man ihn im Herbst durch Anhäufeln bleicht. Vorher werden die Blätter leicht mit Stroh umbunden, damit sie nicht schmutzig werden. Eine bessere Bleichmethode ist das Einstecken der Pflanzen in weite Drainröhren; die Spitzen der Blätter dürfen hervorsehen. Die vielerorts kultivierten Erdbirnen (Topinambour) haben für die Küche geringen Wert, da sie zu weichlich sind, um als Ersatz der Kartoffel zu dienen. Die Knollen werden wie Kartoffeln gepflanzt, die hochgehenden Triebe im Herbst nach dem Gelbwerden abgeschnitten; die nicht erfrierenden Knollen können nach Bedarf geerntet werden.

Zierliche, kleine Knöllchen geben auch die Oxalis, die als Glücksklee häufig in Töpfen verkauft werden; sie gedeihen im freien Lande sehr gut, die Knöllchen müssen aber, in Sand eingeschlagen, frostfrei durchwintert werden.

Der Meerrettig wird in Privatgärten fast nur als Unkraut gefunden, und doch ist es leicht, schöne, lange Stangen zu erziehen. Man kauft von einer Erfurter Gärtnerei Setzstangen, legt sie möglichst wagerecht in ca. 25 cm Tiefe in die Erde, daß das dickere Ende etwas hervorblickt und hält sie feucht. Im August wird die Stange entblößt und durch Abreiben von den etwaigen Faserwurzelchen gereinigt. Die am dünneren Ende steil in die Erde gehende Wurzel bleibt erhalten und dient im nächsten Jahr als Setzstange. Die wieder mit Erde bedeckte Hauptstange bildet sich bis zum Herbst zur starken Verbrauchsstange aus. Meerrettig verlangt tiefgelockertes Land; Zwischenkulturen sind nicht zweckmäßig.

Der vor längerer Zeit mit vieler Reklame empfohlene Knollen-Ziest ist sehr bald aus den Küchengärten wieder verschwunden, da die Knöllchen zu klein und zu weichlich sind; auch wird die Pflanze zu leicht zum Unkraut, das man nicht wieder los wird.

Bataten, Ignamen und Erdmandeln, die in unsern Kolonieen vielfach als Gemüse gebaut werden, gedeihen hier nur in warmen Mistbeeten und bringen nur wenig Knollen. Es folgen die zwiebeltragenden Gemüse. Streng genommen sind dies ja keine Wurzelgemüse, da man die Zwiebelschuppen, also die Blätter, genießt. Sie sind aber wie die Wurzelstöcke (Rhizome) der Knollengemüse, Nährstoffe

aufspeichernde Organe und auch für uns nahrhaft. Außer dem Porree, der lange Stangen liefern soll, wird kein Zwiebelgemüse besonders gedüngt.

Die Speisezwiebel wird einjährig durch Aussaat herangezogen und erreicht bei weitläufiger Saat ziemliche Größe. Der Same kann früh gesäet werden, muß durch Eintreten mit Trittbrettchen fest gelagert und feucht gehalten werden. Die Pflänzchen werden auf genügenden Abstand verzogen; in Reinhalten von Unkraut und Behacken besteht die ganze Sommerpflege. Bei dauernder Dürre ist freilich auch zu gießen. Gegen den Herbst hin, wenn die Spitzen der Blätter gelb werden, wird das Laub geknickt; ist es ganz vergilbt, so können die Zwiebeln geerntet werden. Eine andre Kulturmethode ist die durch Steckzwiebeln. Man säet zu diesem Zweck Zwiebeln geeigneter Arten spät und dicht, so daß sich nur kleine Zwiebelchen ausbilden. Die werden nach der Ernte in Beuteln hinter dem Ofen aufgehängt und im nächsten Frühjahr auf ca. 25 cm Abstand sehr flach eingepflanzt. Sie bilden sich bis zum Herbst zu Riesenexemplaren aus. Die Madeirazwiebel kann auch im Frühjahr ausgesäet und dann bald auf obengenannten Abstand ausgepflanzt werden.

Knoblauch, Schalotten und die Kartoffelzwiebeln werden durch die kleinen Brutzwiebeln, die man durch Teilung der Hauptzwiebeln gewinnt, erzogen. Man pflanzt sie auf obigen Abstand recht früh in Reihen aus; Schalotten können nach Umknicken des Laubes schon im Juli geerntet werden, Perlzwiebeln werden im August in Reihen gelegt, und im nächsten Sommer werden die stärksten davon geerntet, während die Brut und die kleineren Zwiebeln wieder gelegt werden. Schnittlauch und Johannislauch vermehrt man durch Teilung der Büschel; man pflanzt die Teile gleich wieder auf 20 cm Abstand. Je mehr man Schnittlauch schneidet, desto besser wird er. Auch kann man einige Büschel in Töpfe pflanzen, um ihn im Winter am Küchenfenster zu kultivieren.

Der Porree macht bezüglich der Pflanzung eine Ausnahme. Er wird recht früh im Mistbeet herangezogen, womöglich pikiert und dann ziemlich tief ausgepflanzt. Er will genügend gegossen werden und kann den Winter über im Lande bleiben.

Hiermit sind die Wurzelgemüse erschöpft, es folgt das dritte Quartier mit den Fruchtgemüsen und zwar Hülsenfrüchten. Die Düngung habe ich schon erwähnt. Sie kann bei Erbsen in Kali- oder Phosphordung bestehen. Für Bohnen kann nebenher etwas Stalldung gegeben werden; nötig ist er bei genügender Versorgung des Blattgemüses nicht.

Man unterscheidet bei den Erbsen solche, die mit ihren Stengeln an Reisern emporsteigen und solche, die deren nicht bedürfen. Erstere legt man in je zwei Reihen auf schmale, letztere in je drei Reihen auf breite Beete. Die Reiser werden beigesteckt, sobald die Pflanzen hervorkommen und einmal behackt sind. Die Wege dürfen nicht zu schmal gemacht werden, da die Pflanzen beim Pflücken der Hülsen leicht beschädigt werden.

Die Aussaat wird von Anfang April ab öfters wiederholt, damit man den Sommer hindurch junge Erbsen ernten kann. Die Erbsen werden ziemlich tief gelegt, damit die Vögel sie nicht absuchen können; es darf deshalb keine obenauf liegen bleiben.

Die Kultur der Pahlerbsen, Markerbsen und Zuckererbsen ist die gleiche; die letzteren werden aber mit den fleischigen Hülsen genossen, es dürfen die Samen deshalb nicht zu groß werden. Bei ganz hohen Sorten wird an den Reisern noch ein Bindfaden hingezogen, um den Trieben Halt zu geben.

Die Bohne wird nicht in Reihen ausgesäet, sondern zu je 5—6 in einzelnen ca. 30 cm von einander entfernten sehr flachen Vertiefungen. Die Stangenbohnen legt man in flache, um die Stangen herum laufende Rillen ca. 10 Stück um jede vorher eingesteckte Stange.

Da die Stangenreihen sich gegenseitig beschatten, ist es ratsam, auf je ein Beet Stangen- ein Beet Buschbohnen folgen zu lassen. Die Triebe winden sich um die Stangen herum und müssen hierbei anfangs etwas geleitet werden. Die Bohnen werden gepflückt, so lange sie sich noch glatt durchbrechen lassen und an der Bruchstelle keine zähe Innenhaut zeigen.

Reinhalten von Unkraut und Behacken macht bei Erbsen und Bohnen die Sommerpflege aus. Es ist aber durchaus falsch, wenn man sagt, sie dürften nicht gegossen werden. Bei anhaltender Dürre wird eben alles gegossen, sei es was es wolle! Nur vermeidet man, die Blüten zu benetzen; man wässert nur den Erdboden, diesen aber energisch! Die verschiedenen Sorten sind in jedem Samenverzeichnis genügend erklärt. Es sind Schneidebohnen, Brechbohnen und die ganz kleinen Perlbohnen. Es giebt fast von jeder Sorte Stangen- und Buschformen, doch sind die ersteren meistens größer und ergiebiger. Bei den Bohnen dürfen nicht die schönen, zu den Wicken zählenden Puffbohnen übergangen werden. Diese werden zeitig im Frühjahr zu je 3—4 in 30 cm Abständen mitteltief gelegt und entwickeln ca. $1^1/_2$ m hohen Stengel. Daran erscheinen die wohlriechenden Blüten, denen breite, wollige Hülsen mit je 4—5 Bohnen folgen. Die sich stets an den Stengelspitzen einstellenden Blattläuse werden durch Abschneiden der Spitzen, sobald die ersten Früchte ansetzen, vertilgt. Die Bohnen sind solange brauchbar, als der kleine Nabel an der Spitze noch grün ist.

Die oft empfohlene Sojabohne ist für das norddeutsche Klima nicht brauchbar.

Gehen wir zu den Fruchtfleischgemüsen über, die namentlich durch Gurken und Kürbis repräsentiert werden. Die Kultur der Freilandgurken bedarf stark, aber mit altem abgelagerten Dung gedüngter Beete. Es werden Mitte Mai auf jedes Beet nur je eine Reihe Gurkenkerne gelegt, und die daraus entstehenden Pflanzen werden auf ca. 25 cm Abstand verzogen. Dann werden sie bis an die Samenlappen angehäufelt. Ehe sich die Triebe ausbreiten, können nebenbei noch Kopfsalat, Radieschen, Frühkartoffeln 2c. geerntet werden.

Breiten sich die Triebe aus, so bedeckt man das Beet mit altem Dung und pflegt nun die Gurken mit genügendem Gießen, wozu aber nur weiches oder mindestens einen Tag an der Sonne gestandenes Wasser benutzt werden darf. Zu Salat werden Schlangengurken, zum Einsäuern mittellange Gurken gezogen; Essiggurken werden von den sog. Traubengurken bereitet, oder man nimmt die kleineren Früchtchen der beiden ebengenannten Arten. Azia und Zuckergurken werden aus dem Fleische völlig ausgereifter Früchte bereitet. Hiernach kann sich jeder bezüglich der anzubauenden Sorten richten.

Den Schluß meiner Betrachtung möge der Kürbis bilden, da die Melone sich bei uns nur in Mistbeeten erziehen läßt und die Spargelkultur einer besonderen Besprechung bedürfte.

Der Kürbis läßt sich am besten auf Kompost- oder Dunghaufen in sonniger Lage erziehen, auf dem die Kerne in ca. 1 m Abstand gelegt werden. Muß man Beete benutzen, so gleicht die Pflanzung der der Gurken bei größerem Abstande. Bei der Pflege heißt das Hauptbedürfnis Wasser. Davon kann man kaum zu viel verabreichen. Die Früchte müssen, da sie nur vollreif benutzt werden, durch Unterlegen von Brettstückchen vor Fäulnis beschützt werden; der hohle Ton beim Anklopfen zeigt die Reife an.

Hiermit hoffe ich in der Kürze, die durch den Raum dieser Zeitschrift geboten ist, einen Überblick über die Produkte gegeben zu haben, die man dem Gemüsebau abgewinnen kann. Immer wieder heißt es wie bei jeder menschlichen Thätigkeit, danach streben, nur beste, vollkommene Resultate zu erzielen. Minderwertige Produkte verlangen denselben Aufwand an Kraft und Zeit.

Ist es doch mit den Obstgärten ebenso. Wir lassen lieber Millionen nach Amerika wandern, als daß wir uns Mühe gäben, in unseren Gärten gleiche Erfolge zu erzielen, wo dieselben Grundlagen dafür gegeben sind wie in Amerika. Warum geht's in Süddeutschland besser? Nicht etwa des Klimas wegen — das Völkchen ist dort regsamer, und — sich regen bringt Segen.

Erwerbsthätigkeit.

In der höheren Webeschule.

Von Erich Stoboy.

(Nachdruck verboten.)

Als mit Schluß des Semesters die höhere Webeschule zu Berlin (Markusstr. 49) ihre Pforten auf wenige Tage dem allgemeinen Publikum öffnete, um die von ihr geleistete Arbeit und den maschinellen Betrieb in vollem Gange dem Auge des Laien zu zeigen und vorzuführen, wanderte auch ich nach der Stätte, an der die Kunst der Zubereitung und Verarbeitung von Wolle, Baumwolle, Hanf, Flachs, Nessel u. s. w. gelehrt und das erzeugt wird, was der Schneider zur Herstellung gebrauchsfertiger Bekleidungsstücke am notwendigsten braucht — der Stoff — in seinen verschiedenen Variationen, wie Kammgarn, Tuch, Cheviot, gezwirnte und baumwollene Ware. Ein ganzes, geräumiges Haus dient diesem Zweck, und es ist hier Praxis und Theorie in einer Weise vereinigt, wie wir sie zur gründlichen Ausbildung der lernenden Menschheit nur überall dringend wünschen können. Betreten wir nunmehr die Schule, aus der uns das Geklapper der Schützen und Schlagbäume entgegen schlägt (Schützen, am besten mit dem Schiffchen einer Nähmaschine vergleichbar, der zwischen den stets wechselnden Fäden der Kette — Längsfaden — hin und her geht und den Quersaden — Schuß genannt — durch die Kette zieht, um beide zu verbinden, während der Schlagbaum den einzelnen Schuß dicht zusammen drängt und bei jedem Schuß den lose liegenden Faden zu seinem Vorgänger schlägt), so haben wir im Parterre einen großen Webesaal mit Transmissionsantrieb und einen kleineren, mit elektrischem Einzelbetrieb, vor uns. In beiden werden neben Bekleidungsstoffen auch Teppiche, Läufer und Portièren in farbenprächtiger und schöner Musterung hergestellt. Hier beteiligen sich am praktischen Arbeiten alle Kurse der Schule, wenn auch bei etlichen mehr auf die Kenntnis der Vorgänge in der Weberei als auf praktisches Können Wert gelegt wird.

Alles, was noch vor nicht gar langer Zeit mühevoll und langsam mit der Hand zur Verarbeitung auf den mechanischen Webstühlen zubereitet werden mußte, besonders das Aufspulen des Fadens auf die Rollen, Hülsen und Spindeln wird hier in vollkommenster und einfachster Weise von den Maschinen besorgt. Es würde zu weit führen, die hier aufgestellten Maschinen auch nur annähernd zu beschreiben; uns interessiert dagegen etwas anderes: es sind die enormen Fortschritte der maschinellen Technik in der Weberei namentlich Englands und Amerikas. Die hier aufgestellten Maschinen, meist deutsches Fabrikat stehen trotz ihrer vorzüglichen Leistungsfähigkeit den Handwebstühlen, den englischen und amerikanischen Maschinen weit nach. Eine amerikanische Maschine, auf der Teppiche hergestellt werden, fällt schon durch ihre Dimension und den besonderen, viele hundert Rollen fassenden Rollenständer auf. Die Kettfäden, die durch an einer Seite mit einem Messer versehene, eiserne Stäbe in die Höhe gezogen werden, werden beim Herausziehen der Stäbe von dem an ihnen befindlichen Messer durchschnitten, und so wird die Weichheit des Sammets und das Aussehen geknüpfter Smyrnaware erreicht. Eine andere, ebenfalls amerikanische Maschine verbindet durch eine äußerst sinnreiche Konstruktion Tuch und Schnitt in einem Gewebe und ermöglicht auf diesem Wege die Herstellung eines sehr gefälligen Musters, das z. B. bei Pflanzen — Rosen — die Stengel, Blätter und das übrige Gewebe im Tuch — also fest —, die Rose selbst aber im Schnitt darstellt. Noch zwei andere Maschinen nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und zwar verbindet die eine — ein deutsches Fabrikat — in glücklicher Weise und zum ersten Mal die Kunst des Webens mit der Stickerei und zeichnet mit seidenem Faden auf leinenem Grund herrliche Blumengewinde oder sonstige Muster. An der anderen ist es hauptsächlich die Schnelligkeit, die zur Bewunderung zwingt, wie schon die Bezeichnung „englischer Schnelläufer" bekundet. Wenn nun auch nicht zu verkennen ist, daß die Schnelligkeit des Webens, die Anzahl der zu leistenden Schützenzüge im Wesentlichen von der Güte des Materials,

der Breite, Stärke und Musterung der Ware abhängt, so ist doch die Bewältigung von 240 Zuch in der Minute eine Leistung, die uns staunen macht, und dies um so mehr, als ein einfaches Rechenexempel uns den stündlich vom Schützen zurückgelegten Weg auf 25 200 Meter angiebt. Viermal in der Sekunde fliegt der Schützen auf seiner Bahn hin und her; dem Auge nicht sichtbar, mit blitzartiger Geschwindigkeit, und ebenso oft schlägt der Schlagbaum den Schuß zu seinem Vorgänger. Wie gering ist hiergegen die Kraft der Hand, die es bei angestrengtestem Fleiß auf höchstens 35—40 Schuß in der Minute bringt. Gedenken wir nun noch der Maschinen, die sich beim Reißen auch nur eines einzigen Fadens selbstthätig ausschalten und den ganzen Koloß im Augenblick zum Stillstand bringen, so glauben wir das Wissenswerteste gezeichnet zu haben. Im Handwebesaal finden wir in entsprechend vereinfachter Art und geringerer Farbenpracht dieselben Stoffe wie auf den mechanischen Webstühlen. Auch Krimmer wird hier angefertigt. Doch wie mühsam ist dies alles, wie langsam geht der Schützen durch die Kette, und wie schwer kommt der Krimmerweber, der jeden Stab zur Hervorbringung des Zuchs einzeln zwischen Kette und Schuß sticht, vorwärts!

Aus der Weberei zur Wirkerei- und Posamentier-Abteilung. In der Ausstellung der Abteilung für die Wirkerei finden wir alles, was mit der Bezeichnung „Unterkleidung" umfaßt werden kann. Außerdem wird Trikot zu Turnanzügen hergestellt und werden Felle imitiert, die das teure Fell, wenigstens dem Auge, ersetzen.

In der Posamentier-Abteilung finden wir ebenfalls alle Erzeugnisse dieser Branche ausgestellt. Häkelarbeiten in reizenden Mustern, Schnüre, Behänge und Quasten für Gardinen und Portièren, Bandgürtel 2c. in reicher Auswahl. Hierzu die nötigen Klöppel-, Häkel-, Plattier-, Chenille-Maschinen u. s. f. Ein den beiden letzten Gruppen Gemeinsames scheint eine geringere Verwendbarkeit motorischer Kraft zu sein; wird doch in der Posamentier-Abteilung so mancher Schützen noch mit der Hand durch die ja nur schmal aufgebäumte Kette gezogen.

Noch drei Abteilungen, und nicht die uninteressantesten, giebt es in dieser, das Handwerk mit wissenschaftlicher Tiefe lehrenden Schule und zwar, die Stickerei, Musterzeichnung und das chemische Laboratorium. Bevor wir jedoch auf diese letzten drei Abteilungen eingehen, wollen wir die Zusammensetzung der Schule, d. h. ihren Lehrkörper, die Unterrichtsfächer und die zum Besuch der Schule notwendigen Vorbedingungen, kurz durchgehen.

Die Schule zerfällt in Tages-, Abend- und Sonntagskurse und unterrichtet außer in den schon angeführten Abteilungen noch in der Buchführung, kaufmännischem Rechnen, Materiallehre und Gesetzeskunde (Gewerbe- und Sozial-Gesetzgebung). Die Schüler werden in Vollschüler, Tagesschüler und Halbschüler, Sonntags- und Abendschüler eingeteilt. Von den Vollschülern wird in der Regel, mit Ausnahme der Sticker- und Musterzeichner, die Absolvierung der ersten Klasse einer Realschule verlangt. Es kommen hier in erster Linie Fabrikanten, Fabrikdirektoren und solche, die es werden wollen, in Betracht. Die anderen Kurse sind einem jeden gegen Hinterlegung des Schulgeldes zugänglich. Zu dem Unterricht gehört Bindungslehre, Materiallehre, Musterausnehmen, Montieren und Demontieren der Maschinen und Webstühle und praktische Übung.

Die Kurse für Musterzeichnen und Sticken sind auch weiblichen Schülern zugänglich; das Schulgeld beträgt in den Kursen für Musterzeichnen für Preußen und Deutsche 60 Mark, für Ausländer 800 Mark, für Sticken vierteljährlich 50 Mark. Diese Angaben gelten für Tagesschüler. Die Kurse beginnen zu Ostern und Michaelis[1]) und erstrecken sich beim Musterzeichnen auf 2 Jahr, beim Sticken auf ¼ Jahr. Außerdem wird in beiden Fächern auch Abends und Sonntags unterrichtet, wobei die Unterrichtsstunden nach den Verhältnissen der Teilnehmer festgelegt werden. Die Schule erteilt Zeugnisse über Betragen, Fleiß und Leistung; den Teilnehmern der höheren Kurse steht es frei, sich einer Prüfung zu unterziehen oder nicht. Der Lehrkörper besteht aus zwei Direktoren, Chemikern, Musterzeichnern und Fachleuten. Das Unterrichtsgeld wird von Preußen, Deutschen und Ausländern in ungleicher Höhe erhoben, Preußen zahlen am wenigsten. Doch nun zurück und zur Stickerei. Ein weißes Atlaskissen mit Goldstickerei, ein volles Schilfbouquet mit goldgelben Wasserrosen darstellend, weiße Tischgedecke mit einem Blumengewinde in der Mitte und herrlich stilisierter Randzeichnung, in allen Farben bestickte Vorhänge, Portieren und Lambrequins sind ausgestellt und nehmen das Auge gefangen. Auch Soutache und Perlarbeiten auf Capes und Damenjackets sind vorhanden. Auf einem langen Flur sind die verschiedenen Systeme der Kurbelstickmaschinen aufgestellt. Es werden sämtliche Sticharten (Tambour-, Revos-, Einlagen- und Zierstich) gelehrt. In der Abteilung für Musterzeichnen finden wir geradezu Meisterwerke der Zeichen- und Malkunst. Unterrichtet wird in drei Semestern und zwar im ersten nach Vorlage; im zweiten nach

[1]) In diesem Jahr am 15. April. Prospekte sind in der Schule kostenfrei erhältlich.

Pflanzenformen und der Natur, während
e die gewonnenen Formen zu Mustern
nstellt. Alle Muster, die wir in den
nen Abteilungen gesehen, finden wir auch
besonders die Stickerei ist reichlich bedacht.
-stellung so schön, daß sie allein den Besuch
lohnt. Und nun zum Letzten, zur Färberei.
wird Physik und Chemie und zwar organische,
sche und analytische Chemie. Außerdem
dzüge der Mechanik, die Lehre vom Licht,
ne und Elektrizität. Der Unterrichtsraum
n zwei Teile. Im kleineren findet der
t in Chemie und Physik statt. Der
rößere Raum dient den Färbversuchen.
auch die Stelle, wo der Baumwolle durch
r der Glanz der Seide gegeben wird, und
die Farben aus unschuldigen langen Mohairfäden Tiger- und Pantherfelle zaubern.

Diese Stätte modernster Technik, wo so viele Errungenschaften moderner Kultur zur Geltung kommen, sollte aber auch in einer anderen Beziehung noch modernen Bedürfnissen entgegenkommen: in der Zulassung der Frauen zu all ihren Kursen.

Wie beschämend, daß in einer Schule, deren Lehrgegenstand — die Weberei — weibliche Arbeitskräfte in so großer Zahl verwendet, man noch heute konstatieren muß, daß die Mehrzahl ihrer Unterrichtsgegenstände nur den männlichen Berufsangehörigen offen steht.

Wie jede andere Schule sollte auch diese voll und ganz der Frau gehören.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

egen die drohende Verteuerung des sind jetzt auch die Frauen aufgetreten. stehende Aufruf ist durch die Tageszeitungen verbreitet worden:

An die deutschen Frauen!

deutschen Hausfrau droht eine schwere

kommen wird nicht mit den Preisen für die notwendigen Bedarfsartikel steigen. Unzählige Frauen des Mittelstandes, namentlich der 20—25 Prozent der Gesamtbevölkerung, die über ein Familieneinkommen von 900—3000 Mark jährlich verfügen, werden nützliche und wünschenswerte Ausgaben einschränken und ihre eigenen Arbeitsleistungen im

daß es nicht mehr als hauptsächliches Nahrungsmittel von den arbeitenden Klassen gekauft werden kann, so werden diese zu einer die Gesundheit gefährdenden Verschlechterung der Lebenshaltung gezwungen. Was können alle Gesetze zum Schutz der arbeitenden Klasse nützen, alle Versuche, die Arbeiterin ihrem Haus, ihrer Familie, ihren Kindern zurückzugewinnen, wenn man ihr die Möglichkeit erschwert, gesunde kräftige Kinder heranzuziehen; wenn man ihr mit der einen Hand giebt, um mit der andern zu nehmen?

Eine Teuerung, die als unabwendbares Schicksal geduldet und getragen werden müßte, wenn sie durch Mißernten oder Krieg verursacht wäre, will man künstlich durch Zölle und Steuern herbeiführen. Aus solchen Maßregeln würde aber nur einer kleinen Minderheit des ganzen Volkes ein vorübergehender Vorteil erwachsen; weite Kreise der Bevölkerung würden schwer geschädigt werden: auf die Frauen aber wird die Hauptlast der Verteuerung fallen!

An alle deutschen Frauen richten wir deshalb die Bitte, alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um die Sorgen und Mühen abzuwenden, die ihren Geschlechtsgenossinnen durch eine Erhöhung der Getreidezölle auferlegt würden, der Not entgegenzutreten, mit der diese Maßregel unabweisbar die arbeitenden Volksklassen bedroht, **der Verkümmerung der Broternährung, der Verteuerung des täglichen Brotes!**

Helene Lange-Berlin. **Alice Salomon**-Berlin.
Auguste Schmidt-Leipzig. **Anna Simson**-Breslau.
Marie Stritt-Dresden.

* **Der preußische Kultusminister** hat in Sachen des Mädchengymnasiums unter dem 14. Januar folgenden Erlaß ausgehen lassen:

„Die Eingabe vom 5. Oktober v. Js., betreffs Errichtung eines neunklassigen humanistischen Mädchengymnasiums in N., habe ich nach allen Seiten einer erneuten und sorgfältigen Prüfung unterzogen. Ich erkenne die selbstlose Absicht des Vereins, denjenigen Mädchen, welche sich akademischen Studien widmen wollen, die Gelegenheit zu guter und gründlicher Vorbildung zu gewähren, gern an, vermag mich aber davon, daß der geeignetste Weg hierzu die Gründung eines humanistischen Vollgymnasiums sei, um so weniger zu überzeugen, als gerade jetzt in Verfolg des Allerhöchsten Erlasses vom 26. November v. Js. auf dem Gebiete des höheren Schulwesens Wandlungen sich vorbereiten, welche die Voraussetzungen, von denen die Eingabe des Vereins ausgeht, in wesentlichen Punkten als hinfällig erscheinen lassen. Auch beruht es auf einer Verkennung des Wesens und der Bestimmung der bestehenden Gymnasialkurse für Mädchen, wenn der Verein ihnen die Aufgabe zuweisen will, mit ihren Schülerinnen in vier oder fünf Jahren den neunjährigen Lehrgang des Gymnasiums zu durcheilen. Ihre Aufgabe werden sie vielmehr darin zu erkennen haben, die beiden Bildungsgänge in organischen Zusammenhang zu setzen und auf Grund der allgemeinen Bildung, wie die höhere Mädchenschule sie zu gewähren vermag, in einer Lehrform, die dem Verständnisse erwachsener Mädchen entspricht, ihre Schülerinnen zu den Zielen des Gymnasiums zu führen, nicht in der Art einer Presse für die Reifeprüfung, sondern in geordnetem, methodisch fortschreitendem Lehrgange, der naturgemäß auf diejenigen Gebiete sich konzentrieren wird, welche neu an die Schülerinnen herantreten.

Ich vermag daher die Genehmigung zur Eröffnung einer Gymnasialsexta und einer Gymnasialtertia für Mädchen in N. zu Ostern d. Js. nicht zu erteilen.

Dabei verkenne ich keineswegs, daß dem höheren Unterrichte der Mädchen im Laufe der Jahre neue Aufgaben erwachsen sind, und daß die gegenwärtige Lehrordnung der höheren Mädchenschulen, zunächst wenigstens die der höchstentwickelten Anstalten, einer zeitgemäßen Fortbildung fähig und bedürftig ist. Ich bin aber überzeugt, daß die höhere Mädchenschule, die, den Bedürfnissen folgend, im wesentlichen ohne behördlichen Zwang und ohne Prüfungsdruck, als freie Bildung sich entwickelt hat, allgemein als Einheitsschule und als Grundlage für weitere Bildungsgänge, welcher Art sie auch seien, erhalten bleiben muß, und daß es ein verhängnisvoller Irrtum wäre, sie ihrem eigentlichen Berufe zu entfremden, und von dem Bedürfnisse und den Neigungen einer beschränkten Minderzahl die Bildungseinrichtungen für die große Mehrheit der Mädchen abhängig machen zu wollen."

* **Die Reform der höheren Mädchenschule** kam im Abgeordnetenhaus bei Gelegenheit der Beratung des Kultusetats am 11. März zur Besprechung. Die üblichen Warnungen der Herren Dittrich, Schall und ihrer Gesinnungsgenossen vor weiteren Konzessionen an die schon zu weit getriebene Frauenbewegung können füglich übergangen werden. Von Interesse ist die Erklärung des Regierungskommissars Geheimrat Waetzoldt, daß für die höheren Mädchenschulen „eine Prüfung der Frage unumgänglich wird, ob ihr ganzer Bildungsgang und die Art, wie sie lehren, noch den Forderungen der Zeit entspricht". Wir können nur hoffen, daß durch die geplante Mädchenschulreform wirklich die Möglichkeit geschaffen wird, die niederen und höheren Lehrgänge zu verschmelzen, geschaffen nämlich durch eine gründliche Umgestaltung des Unterbaues, auf den die Gymnasialbildung sich zu gründen hat.

* **Über den Ausschluß der Frauen von der Mitgliedschaft der Gesellschaft für soziale Reform** äußert sich die „Soziale Praxis" (Spalte 534 f. in Nr. 22) wie folgt:

Zu ihrem lebhaften Bedauern hat die „Gesellschaft für Soziale Reform" zur Zeit auf die Mitgliedschaft der Frauen verzichten müssen. Nachdem die konstituierende Versammlung am 6. Januar

beschlossen hatte, diese Frage in den Statuten offen zu lassen, erging vom Polizeipräsidium Berlin der Bescheid, daß die Gesellschaft unter dem § 8 des preußischen Vereinsgesetzes falle, der die Frauen von der Teilnahme an politischen Vereinen ausschließt. Ihre Aufnahme wäre danach eine offene Verletzung eines Gesetzes gewesen, das, so veraltet und schädlich seine Bestimmungen auch sein mögen, gegenwärtig zu Recht besteht. Zu einem solchen Bruch konnte sich der Vorstand des Vereins nicht entschließen, und infolge dessen mußte an die 18 Frauen und 4 Frauenvereine, die sich bis Mitte Januar gemeldet hatten, eine entsprechende Mitteilung ergehen. Die begreifliche Folge davon waren energische Proteste der Frauen in Wort und Schrift gegen jene Bestimmungen des Vereinsgesetzes. Wir schließen uns ihnen mit voller Überzeugung an. Es ist in der That ein gänzlich unhaltbarer Zustand, daß Frauen, die in stets wachsendem Maße als Unternehmerinnen und Arbeiterinnen sich am Erwerbsleben beteiligen und in dieser Eigenschaft auch von der Gewerbeordnung als gleichberechtigt mit den Männern anerkannt werden, durch eine vor 51 Jahren erlassene Vorschrift von der Teilnahme an Vereinen ausgeschlossen werden, die sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen. Auf diesem Gebiete ist die Mitwirkung der Frauen oft ganz unentbehrlich, und ihre Abweisung bedeutet geradezu eine Schädigung des Gemeinwohls. Dies wird indirekt von den Behörden auch dadurch anerkannt, daß Überschreitungen des § 8 in vielen Fällen stillschweigend geduldet werden. Doch hat dieser Notbehelf nach unserer Ansicht sehr ernste Bedenken: Einmal wird damit die diskretionäre Gewalt der Polizei in einem Maße gesteigert, das unter Umständen die gesamte Vereinsthätigkeit gefährden kann, und sodann wird durch solche Toleranz der § 8 des preußischen Vereinsgesetzes geradezu konserviert. Diese Vorschrift muß aber nicht durch Umgehung erhalten, sondern durch Aufhebung beseitigt werden. Nicht Duldung, sondern Recht verlangen die Frauen. Bis dies geschieht — hoffentlich in nicht zu ferner Zeit! —, erbitten wir die mittelbare Unterstützung der Frauen und ihrer Vereine für die Bestrebungen der „Gesellschaft für Soziale Reform“ durch ihre eifrige und erfolgreiche Thätigkeit für das Wohl des Arbeiterstandes, dem sie auch durch ihren Beitritt zu der „Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz“ zu dienen vermögen. Anmeldungen zu dieser Körperschaft zu vermitteln, ist der Generalsekretär ihrer deutschen Sektion (Professor Dr. Franke, Martin Lutherstr. 82, Berlin W.) jederzeit erbötig.

* **Der Zweigverein Leipzig der Gesellschaft für soziale Reform,** der in den ersten Tagen des März begründet worden ist, hat den **Allgemeinen Deutschen Frauenverein,** sowie andere Leipziger Frauenvereine und einzelne Frauen als Mitglieder aufgenommen. Der Vorsitzende Dr. Walter Goetz und die Generalversammlung stellten sich in Bezug auf die Mitarbeit der Frauen auch prinzipiell auf den Boden, den das freiere sächsische Vereinsrecht einnimmt. Es wurde dabei offen ausgesprochen, daß man unter keinen Umständen auf die Mitarbeit der Frauen verzichten würde und zwar auch von Männern, die der Frauenbewegung keineswegs freundlich gegenüber stehen. Gerade dieser Umstand läßt um so schärfer die Unnatur des mittelalterlichen § 8a des preußischen Vereinsgesetzes hervortreten, der die Frauen gewaltsam hindern will, mit den Männern da zusammenzuarbeiten, wo diese selbst ihre Mitarbeit als dringend notwendig anerkennen.

* **Die Bodenreformbewegung,** über die wir in der vorigen Nummer (S. 326—329) aus berufner Feder einen orientierenden Artikel brachten, beginnt auch in Frauenkreisen immer mehr Interesse hervorzurufen. Im Oktober vorigen Jahres hat sich zur Unterstützung der neuen Lehre eine „Frauengruppe für Bodenreform“ gebildet, deren Ehrenvorsitz die bekannte, in allen Kreisen hochverehrte Gräfin Viktorine Butler-Heimhausen übernommen hat. Die geschäftsführende Vorsitzende ist Frau Stadtsyndikus Eberty, Berlin W., Gossowstr. 9, die auch gern jede weitere Auskunft erteilt. Bisher hat die Frauengruppe 12 Arbeitssitzungen abgehalten, in denen der Bundesvorsitzende der deutschen Bodenreformer Herr Damaschke eine zusammenhängende Einführung in das System der neuen Lehre gegeben hat. Es ist ein erfreuliches Zeichen für das ernste Interesse, das man in Frauenkreisen auch heut schwierigen sozialpolitischen Fragen entgegenbringt, daß dieser Vortrags-Cyklus der Frauengruppe für Bodenreform sich eines zahlreichen und wachsenden Besuches erfreut. Die junge Gruppe zählt bereits über 100 Mitglieder.

* **Ein „Gemeinnütziger Stellennachweis für minderjährige Mädchen“** ist in Verbindung mit dem „Arbeiterinnenheim“, Brückenstraße 8, Berlin für die Zeit vom 1. März bis 15. April und vom 1. September bis 15. Oktober errichtet worden. Der Stellennachweis wird Mädchen bis zu 16 Jahren kostenfrei über alle ihnen offen stehenden Berufsarten Auskunft geben, und sie eventuell den Vereinen überweisen, die ihnen für den gewählten Beruf nützlich sein können. Das Material, auf Grund dessen die Auskunft erteilt wird, ist mit größter Sorgfalt beschafft worden. Die in Betracht kommenden Fabriken und Werkstätten sind zum großen Teil von den Leiterinnen des Nachweises selbst besucht und alle Arbeitsbedingungen dort sind genau erfragt worden. Das Ergebnis dieser Nachfragen soll, in einem Wegweiser für die Berufswahl zusammengestellt, den aus der Schule entlassenen Mädchen kostenfrei mitgegeben werden.

* **Für die Bewegung gegen die Hausindustrie in der Berliner Kostüm-Maß-Schneiderei,** mit der sich der Berliner Frauenverein, bzw. eine von ihm eingesetzte Kommission

beschäftigt, sind bereits weitere Kreise gewonnen worden. Frauen, die den ersten Berliner Gesellschaftskreisen angehören, Künstlerinnen und Vorsitzende von Frauenvereinen haben eine Anfrage an die Inhaber der Berliner Kostüm-Detailgeschäfte gerichtet, um deren Stellungnahme zu der Frage der Heimarbeit zu erfahren. Außer dem Verein der Berliner Damenmäntel- und Kostüm-Detailgeschäfte haben 32 Geschäftsinhaber die Anfrage beantwortet. Die Mitteilungen der Herren, die allerdings sehr widersprechend lauten, bestätigen die Befürchtung, daß von vielen Geschäften die Einführung resp. Ausdehnung der Heimarbeit ins Auge gefaßt wird, um die Lohnforderungen der Arbeiter umgehen zu können. Die Kommission beschäftigt sich nun damit, die Sache durch Herbeischaffung weiteren Materials zu fördern. Es wird über den Verlauf der Bewegung weiter berichtet werden.

* **Die Anstellung von Frauen in der öffentlichen Armenpflege** hat jetzt auch der Charlottenburger Magistrat beschlossen, nachdem sich früher die Armendirektion nahezu einstimmig dagegen ausgesprochen hatte. Da die Charlottenburger Armendirektion heute einen der Sache freundlichen Standpunkt einnimmt, hat der Magistrat bei der Stadtverordnetenversammlung einen Antrag eingebracht, in dem er um Zustimmung zu der von ihm beschlossenen Zuziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege ersucht. — Die Heranziehung von Frauen zur Armen- und Waisenpflege wird auch in Rixdorf bei Berlin angestrebt. Eine Versammlung der Gemeindewaisenräte von Rixdorf und Britz faßte den Beschluß, unter Hinweis auf die an anderen Orten, besonders in Berlin, gemachten guten Erfahrungen den Rixdorfer Magistrat aufzufordern, Frauen zu den unbesoldeten Gemeindeämtern heranzuziehen und mit der Anstellung von Waisenpflegerinnen den Anfang zu machen.

* **Das Deutsche Land-Erziehungsheim für Mädchen** (Leiterin: Frau von Petersenn) am Stolper See bei Potsdam, das in der Mainummer des vorigen Jahrgangs ausführlich besprochen worden ist, beginnt am 1. April sein neues Sommersemester. Wir entnehmen dem Bericht über das vergangene Winterhalbjahr zu unserer Freude, daß das Unternehmen sich in den neuen, ihm besser entsprechenden Räumlichkeiten kräftig entwickelt hat, und empfehlen an dieser Stelle die Anstalt allen Eltern, die genötigt sind, ihre Kinder fortzugeben, aufs wärmste. Um die Ziele des Deutschen Land-Erziehungheims unsern Lesern noch einmal in Erinnerung zu bringen, entnehmen wir den kürzlich erschienenen Mitteilungen der Leiterin folgendes: „Wir wollen die körperliche Ausbildung der Mädchen in weitgehendem Maße pflegen; denn das umfangreichste Schulwissen kann sie nicht entschädigen, wenn sie es im geringsten mit irgend welchen körperlichen Nachteilen erkauft haben. Wir suchen dies zu vermeiden durch: 1) größtmögliche Einschränkung der wissenschaftlichen Arbeitszeit; wird angespannt gearbeitet und mit Aufmerksamkeit, so kann man da wesentlich abweichen von dem gewöhnlichen Maß; 2) durch viel Bewegung im Freien; dem dient unsere Garten- und Feldarbeit, die Pflege der Tiere, Turnen, Rudern, Laufen, Radfahren; 3) durch Abhärtung, tägliches Baden, kalt Abreiben, nicht zu warme Kleidung, gesunde Betten (wollene Decken anstatt Federn), gesunde Ernährung (viel Milch, Eier, Mehlspeisen, Obst, Fleisch, kein Alkohol, keine stark gewürzten Speisen).

Gleich wichtig, wie die Pflege des Körpers muß uns die des Charakters sein, und wir haben uns gefreut die Erfahrung zu machen, daß eine Einwirkung in dieser Richtung viel besser möglich ist durch unser inniges Zusammenleben mit den Kindern, als etwa in einer Tagesschule, wo außerhalb der Schulzeit unberechenbare Einflüsse auf sie einwirken. Die fleißige Arbeit, die jede Stunde des Tages ausfüllt, läßt ohnehin schon nicht viel Nebengedanken aufkommen und wenn man den Kindern genügend Freiheit läßt, selbst Teil nimmt an ihren Vergnügungen, Liebe und Aufmerksamkeit zeigt für alles, was sie angeht, nicht durch Strafen, sondern durch Einsehenlernen zu wirken sucht, so ist fast alles damit zu erreichen. Mächtig fördert ferner ein der Eigenart entsprechender Unterricht und das Betonen der idealen Ziele bei demselben. Doch nicht nur diesem idealen Ziele soll Rechnung getragen werden. Die Frage: „Was willst Du werden?" ist bei uns an der Tagesordnung. Wir wissen, daß eine jede von uns das Ziel der Selbständigkeit erreichen muß, je nachdem es ihren Fähigkeiten entspricht. Darin schließen wir uns den berechtigten Bestrebungen einer besonnenen modernen Frauenbewegung an und wenn eins der Kinder so lernen möchte, daß einem etwaigen Abiturientenexamen nichts im Wege stände, so fände es die hierzu nötigen Hilfsmittel so gut vorhanden, wie zu irgend welchem anderen Berufe."

* **Die Wirtschaftliche Frauenschule auf dem Lande zu Nieder-Ofleiden,** in der schönen Gegend bei Marburg a. d. L., wird manchem unserer Leser schon bekannt sein, auch in der „Frau" ist ihrer bereits gedacht worden. Was dieser Schule und den von ihr verfolgten Zielen einen eigenartigen Charakter verleiht, ist, daß sie weder eine „Haushaltungsschule" im gewöhnlichen landläufigen Sinne ist, — noch eine Erziehungsanstalt, wie die meisten Pensionate, die der Schule entwachsenen jungen Mädchen eine weitere Ausbildung, auch in den häuslichen Rubriken, geben sollen. Sie bezweckt vor allem, Damen aus den höheren Ständen durch wissenschaftliche und theoretische, sowie praktische Unterweisung all die Kenntnisse zu vermitteln, die eine wirklich tüchtige Leiterin eines Hauswesens, — in der Stadt oder auf dem Lande, — sei es als Hausfrau selbst, als Repräsentantin oder Vorsteherin, sei es als hauswirtschaftliche Lehrerin, (der Schule ist eine Haushaltungsschule für Bauernmädchen mit Abteilung für weibliches Dienstpersonal angegliedert, und so kann sich an diesen Schulen die Seminarklasse im Unterrichten üben) ähnlicher, noch zu errichtender Anstalten besitzen muß, um den heutigen Ansprüchen zu genügen. Deshalb gehört zum Eintritt auch schon eine gewisse Reife und ist als niedrigste Altersgrenze

die Vollendung des 17. Lebensjahres angesetzt. Außer dem alle Gruppen des nötigen Wissens umfassenden und von bewährten Kräften geleiteten Unterricht bietet gerade die Schule von Nieder-Ofleiden durch Lage und klimatische Verhältnisse, Wasserleitung, materielle Verpflegung u. s. w. auch in sanitärer Hinsicht die größten Vorteile. — Wir können dem Unternehmen nur immer weitere Anerkennung und die notwendige Unterstützung der betreffenden Kreise wünschen. Wer sich näher dafür interessiert, möge sich um Prospekte oder genauere Nachrichten an den Vorstand wenden, — zu Händen der Freifrau Dorette Schenk zu Schweinsberg in Nieder-Ofleiden bei Homberg a. d. Ohm, Oberhessen.

Frauenvereine.

Der Verein Berliner Dienstherrschaften und Dienstangestellter

hat während seines bald einjährigen Bestehens durch häufige Zusammenkünfte und Besprechungen seiner Mitglieder an der Klärung der Dienstbotenfrage gearbeitet. Referate wurden gehalten von bekannten Rednern, von Hausfrauen und auch von Dienstangestellten über die Lage der Dienstboten im In- und Auslande, über Stellennachweis u. s. w. Im Monat Februar fanden 3 Versammlungen statt: eine Vereinsversammlung für Herrschaften und Dienstangestellte, eine öffentliche Versammlung für die letzteren nicht vom Verein selbst, sondern von einigen Mitgliedern einberufen und eine Vereinsversammlung für die Herrschaften. In der ersten sprach Frau Sophie Susmann über das „Interesse der Herrschaften an einer Besserung der Lage der Dienstangestellten". Sie warnte vor einseitiger Vertretung der Interessen der Herrschaften wie der Angestellten, die den häuslichen Frieden gefährden würden und empfahl den Hausfrauen die Wünsche der Dienstboten, die sich auf gemeinnützigen Stellennachweis, Beseitigung der Gesindeordnung, Anschluß an die Reichs-, Kranken- und Unfallversicherung, gesunde Schlafräume, zeitgemäße Regelung von Arbeit und Muße und bessere Geselligkeit richten, nach Kräften zu fördern. Nicht nur um der Gerechtigkeit willen, sondern auch weil, wie sie darlegte, die Herrschaften nicht nur meist keinen Schaden, sondern in vielen Fällen Vorteil haben, wenn sie für diese Wünsche eintreten. Beide Gruppen stimmten lebhaft zu.

In der öffentlichen Versammlung sprach H. v. Gerlach über „die Dienstbotenfrage im Reichstag". Er befürwortete lebhaft die Unterstellnng der Dienstangestellten unter das Gewerbegericht. Die Versammlung nahm im Anschluß an seine Ausführungen nachstehende Resolution an: „Die von Angehörigen aller Stände, insbesondere von Hausfrauen und Hausangestellten zahlreich besuchte öffentliche Versammlung erwartet vom Reichstage, daß er die Streitigkeiten aus dem Gesindevertrag den Gewerbegerichten unterstellt und zwar Gewerbegerichten, bei denen Hausfrauen und Hausangestellte Beisitzer sind." — In der Vereinsversammlung für Herrschaften entwarf Herr Schriftsteller Wenk in seinem Vortrag „Zeitgemäße Betrachtungen zur Dienstbotenfrage" das Idealbild eines Hauses, in welchem die Dienstboten gerecht und zeitgemäß behandelt werden und regte dadurch eine sehr lebhafte Diskussion an. — Der Verein, dessen Gründung von den Dienstangestellten angefangen wurde, zählt heute unter seinen Mitgliedern mehr Hausfrauen als Dienende. Doch zeigen die letzteren ein viel stärkeres Interesse für die Aufgaben des Vereins, während sich dieses bei den ersteren leider vielfach nur auf die Stellenvermittelung beschränkt, die, noch in den ersten Anfängen befindlich, sich hoffentlich immer mehr entwickeln wird. Es wäre aber dringend wünschenswert, daß die Hausfrauen sich ernsthafter als bisher mit der Dienstbotenfrage beschäftigten. Bureau des Vereins Potsdamerstr. 83 e, 3—7 Uhr.

Der **Münchener Kunstgewerbe-Verein** hielt am 5. Februar einen Vereinsabend ab, der den Frauen gewidmet war. „Die Frau in der Kunst" lautete das Thema von Dr. Helms Vortrag, der hauptsächlich die Darstellung der weiblichen Erscheinung in Plastik und Malerei behandelte, und in feiner Weise den Fortschritt nachwies, der sich von den schlichten, reinen Profilbildern der italienischen Renaissance an bis zum vollen freien Nachschaffen der Schönheit, des seelischen Ausdrucks der Frau bis auf unsere Zeit vollzogen hat.

Die aktive Thätigkeit der Frau in künstlerischen Dingen würde nicht sehr hoch angeschlagen, doch stehe ihr das weite Gebiet der dekorativen Künste und der Nadelkunst offen. — Dies leitete zum zweiten Teil des Abends über, der kleinen, aber gut gewählten Ausstellung von Frauenarbeit auf kunstgewerblichem und illustrativem Gebiet, die, in wenigen Tagen zusammengebeten, kein vollständiges, aber doch ein recht charakteristisches Bild der heutigen weiblichen Leistungen bot. Frl. Irene Braun hielt einen kurzen Vortrag zur Erläuterung und betonte, daß sich in den letzten zehn Jahren das Niveau der kunstgewerblichen Frauenarbeit bedeutend gehoben habe, obwohl die Mädchen in mancher Beziehung dabei mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben als die jungen Leute. Die ganze Ausbildung der Mädchen geschieht nur auf dem Papier, während man jetzt überall zur Einsicht kommt, wie nötig dafür die Werkstatt ist, die die jungen Leute vor oder nach der theoretischen Lehrzeit besuchen können; das Entwerfen für die verschiedenen Zweige der Industrie müßte immer solchen praktischen Untergrund haben. Immerhin bethätigen sich eine Reihe von Frauen als Zeichnerinnen für gewerbliche Betriebe. Ganz selbständig hat Frau Schmidt-Pust in Konstanz ihre Kunsttöpferei eingerichtet. Margarete v. Brauchitsch erhielt schon vielfach Auszeichnungen für ihre phantasievollen Entwürfe und für die danach ausgeführten Tapeten, Kunstverglasungen und Malereien. Einige Ledertapeten von vor-

züglicher Wirkung waren im Saal aufgehängt, ebenso mehrere bekannte Plakate von Frauenhand, (J. Ströver, Ehrhardt, Kaltenbach). Mehrfach haben Frauen in den Plakatkonkurrenzen gute Preise errungen. — Ganz neu sind ferner die Originallithographien von Frauen — einige feine Blätter von J. Fikentscher, B. Welte (Mitglieder des Karlsruher Künstlerbundes) dann von J. Ströver, L. Ehrmann und andere waren ausgestellt. Doris Raab dagegen steht schon länger unter den ersten in ihrem Fach; sie hatte zwei ihrer besten Blätter — große Radierungen nach Holbein und Rembrandt — gegeben. Unter den zahlreichen guten Radierungen war besonders eine Arbeit von Linda Kögel bemerkenswert. Das Kunstgewerbe war gut vertreten durch feine Holzintarsien von Fr. v. Debschitz, Lederplastik von M. Winterwerber, einen gestickten Wandschirm von Lesker, ein geschnitztes Schränkchen und Proben einer indischen Färbetechnik (Battick), von der Vortragenden selbst, Tiefbrandarbeiten von M. Gleck und eine Reihe von Kunststickereien nach Entwürfen von M. v. Brauchitsch, Gertrud Rommel und anderen.

„Es wird viel von Frauen-Rechten geredet, die noch zu erringen sind", — so etwa schloß Frl. Braun, „eines aber haben wir uns schon erworben und erwerben es uns täglich neu: das Recht ernsthaft genommen zu werden, wirklich und wahrhaftig zu arbeiten, wie die Tüchtigen unter unsern Kollegen."

Lebhafter Beifall bezeugte das Interesse, womit die zahlreiche Versammlung den Ausführungen gefolgt war. Es ist sehr erfreulich, daß der Verein, der früher von seinen weiblichen Mitgliedern keine Notiz nahm, nun unter der Leituug des bekannten Architekten F. v. Thiersch, beginnt, sich für Frauenarbeit zu interessieren. Schon im vorigen Jahr wurde eine Ausstellung künstlerischer Handarbeit veranstaltet, und Frl. Irene Braun zu einem Vortrag darüber aufgefordert. Sie erläuterte in klarer, übersichtlicher Weise nach Entstehung und Wesen die verschiedenen Techniken, faßte sie in wenigen Hauptgruppen zusammen und ging auf die stilistischen Gesetze und dekorativen Möglichkeiten ein, die durch gute Beispiele belegt werden konnten.

Auch damals war das Interesse an dem reichen Thema außerordentlich rege, und der Vortrag erschien mit vielen Abbildungen der besten Ausstellungsstücke im Septemberheft der Vereinszeitschrift: „Kunst und Handwerk".

Am 23. Februar wurde in Köln der bereits in einer Herbstversammlung vorberatene **„rheinisch-westphälische Frauenverband"** — als Teil des Bundes deutscher Frauenvereine — konstituiert. Dem auf 2 Jahr gewählten Vorstand gehören an: Frl. Günther-Bonn, Frau Hoesch-Dortmund, Frau Kramer-Bochum, Frau Krukenberg-Bonn, Frau von Langsdorff-Köln, Frl. Weber-Godesberg, Frau Wiskott-Dortmund. Die Leitung der Propaganda übernahm Frl. Günther-Bonn, diejenige der Zentral-Auskunftsstelle die 3. Vorsitzende, Frau Krukenberg-Bonn. Abwechselnd in beiden Provinzen wird in jedem Frühling eine Versammlung stattfinden. Dem Verband können korporative Mitglieder und Einzelmitglieder beitreten. Publikationsorgan ist das Zentralblatt des Bundes.

Der Frankfurter Frauenbildungsverein

(Vorsitzende Frau Rosalie Teblée) hielt am 20. Februar seine Hauptversammlung ab. Dem Jahresbericht, der dieses Jahr nicht im Druck erscheint, entnehmen wir Nachstehendes:

Die Zahl der Schülerinnen betrug 450 gegen 310 im Vorjahre. Dieselben belegten 1073 Kurse. Diese verteilen sich wie folgt: Buchführung 76, Rechnen 69, Schönschreiben 61, Handelskorrespondenz und Warenkunde 51, Handelsgeographie 44, Stenographie 48, Schreibmaschine 22, Deutsch 58, Französisch 76, Englisch 82, Zeichnen 25, Vorbereitung zur Prüfuug der Handarbeitslehrerinnen 7; Kunststicken 63, Schneidern 88, Weißnähen 68, Maschinennähen 83, Wäschezuschneiden 71, Putzmachen 42, Bügeln 37 und Kunstwaschen 2. — Von den oben angeführten Schülerinnen hatten 50 die sämtlichen Kurse der Kaufmännischen Fortbildungsschule besucht. Soweit zu unserer Kenntnis gelangt ist, haben 90 Schülerinnen in den verschiedenen Berufen Anstellung und lohnenden Erwerb durch selbständige Thätigkeit gefunden. Die Prüfung als Handarbeits-Lehrerin bestanden 4 Schülerinnen. Eine namhafte Preisermäßigung wurde 8 Schülerinnen zu Teil. Die Zahl der Pensionärinnen betrug 10. Die Kochschule zeigte gleichfalls einen erfreulichen Aufschwung. Am Unterricht beteiligten sich 86 Schülerinnen gegen 68 im Vorjahre. Die Zubereitung von Krankenkost ist in den Unterricht mit aufgenommen. Die Zahl der verabreichten Mittagsportionen — 40 durchschnittlich täglich — betrug 14,673 gegen 12,772. Nicht mitgerechnet sind hierbei die Pensionärinnen und die Personen des Haushalts. Der Kindergarten wurde pro Monat durchschnittlich von 70 Kindern besucht. In der Fröbel'schen Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen ist durch die verschiedene Altersstufe und Vorbildung eine Teilung in verschiedenen Fächern notwendig geworden. Im Sommerhalbjahr besuchten 24, im Winterhalbjahr 22 Schülerinnen die Anstalt. Der Vorstand beriet eingehend die ihm durch die Vorsitzende vorgelegten Eingaben des Bundes deutscher Frauenvereine und gab allen seine Zustimmung. Bei der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine war er durch eine Delegierte vertreten. Die Polytechnische Gesellschaft, sowie die Stadtbehörden gewährten dem Verein nicht unbedeutende Zuschüsse.

„Novalis, der Romantiker" von Ernst Heilborn. (Berlin, Georg Reimer, Preis 3 Mark.) Was wir bisher an Novalisbiographien besaßen, war in jeder Beziehung unzureichend. Kleine feine Handzeichnungen, wie die von Hettner und Dilthey, ersetzten den Mangel einer vollständigen, den Romantiker wirklich erfassenden Lebensskizze nicht. Diese Lebensskizze liegt hier vor. Sie stellte den Biographen mehr oder weniger vor die Aufgabe, die reinen Konturen einer unvollkommen überlieferten Gestalt herzustellen. Bei dem unzureichenden Material hieß es oft genug erraten, ergänzen, nachempfinden, nachdichten. Das war nur bei einer völligen Versenkung in Novalis' Persönlichkeit, in die ganze Zeitstimmung möglich. Und das konnte wiederum nicht geschehen ohne die eindringende, feine Seelendeutung moderner Litterarkritik. Sie hat besonders in den Partien, in denen der Mensch Novalis geschildert wird, ganz neue Gesichtspunkte zu geben und manches Rätselvolle zu lösen verstanden. Die in ihren äußeren Umrissen bekannte, bisher fast komisch wirkende Liebesepisode mit der dreizehnjährigen Sophie von Kühn finden wir hier zum ersten Mal auf ihre inneren Voraussetzungen zurückgeführt und damit dem Verständnis näher gerückt. Wir empfehlen das Buch angelegentlichst nicht nur denen, die ein wissenschaftliches Interesse daran nehmen, sondern auch allen, die für eine auf dem Gebiet der Biographie bei uns so seltene künstlerische Leistung Verständnis haben.

Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. Zwei Teile in 3 Bänden. (Berlin, Georg Reimer, Preis 10 Mark.) Die Neuromantik unserer Tage hat das Interesse an Novalis neu erweckt. An Novalis vor allen andern Romantikern, weil ihm das Mystische, Fragmentarische, zugleich auch das Tiefe, das Dichter wie Maeterlinck ihm verbindet, vor allen eigen ist. So manchem mag in neuerer Zeit die alte, von Tieck besorgte Ausgabe mit ihren starken Willkürlichkeiten zum Ärgernis geworden sein. Zu einer Neuausgabe gehörte vor allen Dingen die unbeschränkte Einsicht in den bisher sorgfältig gehüteten handschriftlichen Nachlaß. Auf Grund dieser Einsicht und einer überaus sorgfältig wägenden und sichtenden Arbeit hat der Herausgeber eine allen wissenschaftlich kritischen Ansprüchen genügende Neuausgabe veranstaltet. In Bezug auf die Gesichtspunkte, die ihm dabei maßgebend waren, verweisen wir auf das Vorwort der Ausgabe. Besonders hervorzuheben ist noch die vorzügliche, geschmackvolle Ausstattung der Bände.

„Annette von Droste." Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Buchschmuck von Robert Engels. Verlegt bei Eugen Diederichs Leipzig 1901. Eine Ausgabe unter dem Gesichtspunkt, nicht litterarhistorischen Zwecken zu dienen, sondern die Dichterin den Schönheitempfänglichen unter den „Laien" lebendig zu machen, das zu bieten, was ihr Wesen, ihr Werden rein zum Ausdruck bringt. Und das ist bei der herben, verschlossenen Eigenart von Annette Drostes Lyrik eine Aufgabe, die viel künstlerischen Takt erfordert und doppelt dankenswert ist. Der Band dient zugleich einer freudig zu begrüßenden kunst-pädagogischen Absicht des Verlags: das Buch zu einem Kunstwerk zu machen, das dichterisch Wertvolle in einer würdigen, künstlerisch wertvollen Form zu bieten. Der Band, auf Hadernpapier gedruckt und mit feinem Buchschmuck ausgestattet, erfüllt diese Absicht aufs beste; und es ist nur zu hoffen, daß das Publikum beweist, daß es der barbarischen Mode, unsere Klassiker möglichst billig und in möglichst schlechter Ausstattung zu „popularisieren", entwachsen ist. Der außerordentlich billige Preis von 4 Mark für den broschierten und 5 Mark für den gebundenen Band macht das „Popularisieren" auch in dieser edlen Form durchaus möglich.

„The Renaissance of Girls' Education" von Alice Zimmern. London, A. D. Innes und Company Lim. 1898. Ein auf durchaus authentischem Material und reicher eigener Anschauung beruhendes Buch über die höhere Mädchenbildung in England. Ausländer, die mit den Einrichtungen zugleich die Geschichte ihrer Entwicklung kennen lernen wollen, können gar nichts Besseres thun als dieses Buch studieren. Es ist außerordentlich klar und übersichtlich und enthält alles Wissenswerte und Wesentliche, ohne in Einzelheiten sich zu verlieren. Alice Zimmern spricht von einer Renaissance der Frauenbildung, weil sie in dem Aufschwung des weiblichen Erziehungswesens in den letzten fünfzig Jahren eine Wiederbelebung der hochstehenden Bildung der Frauen zur Zeit von Thomas More erblickt. Die abwärts führende Entwicklung des 17. und 18. Jahrhunderts ist nur ganz kurz skizziert und der Haupttraum der interessanten und schnell aufwärts führenden Bewegung der letzten fünfzig Jahren gewidmet. Die Voraussetzungen des Buches sind keineswegs so durchaus nationale, daß dem Ausländer etwas unverständlich bleiben könnte, und das mag als ein besonderer Vorzug hervorgehoben werden.

„Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte" von Otto Berdrow. Mit 11 Bildnissen in Lichtdruck. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. Das Buch, dessen erste Auflage wir seiner Zeit besprochen haben, erscheint in wenig veränderter Gestalt. An Stelle von Karoline von Günderode und Ulrike von Kleist sind Charakteristiken von Charlotte von Schiller und Ernestine Boie getreten. Um die Skizzen über Susanna von Klettenberg und Henriette von Paalzow ist die Sammlung vermehrt Berdrow hat es auch in der neuen Auflage wieder gut verstanden, den Ansprüchen an wissenschaftlichen Wert und anregende, leicht verständliche, populäre Darstellung in gleicher Weise zu genügen.

„Die Frauen in der sozialen Bewegung" von Laura Marholm Mainz 1900. Verlag von Franz Kirchheim. An Laura Marholms Schriften hat man immer die Leistungen hoher geistiger Begabung bei einem bedauerlichen Mangel an wissenschaftlicher Schulung, überhaupt an geistiger Disziplin konstatieren können. Wenn sie in dem vorliegenden Buch einmal sagt, Frauen fehle der historische Blick, so trifft das auf ihre eigenen Geschichtsbetrachtungen allerdings durchaus zu. Und da sich auf diesen Geschichtsbetrachtungen die Theorieen — oder, da soviel Systematik in dem Buche kaum vorhanden ist, daß man von „Theorie" sprechen kann — die Behauptungen oder Ideen in Bezug auf augenblickliche Lage und künftige Entwicklung der Frau aufbauen, so ist nicht viel damit anzufangen. Ein näheres Eingehen darauf erübrigt sich auch dadurch, daß die Grundanschauungen von der Verfasserin schon oft und zwar besser ausgesprochen sind. An dem Buch ist nicht genug gearbeitet, um den Gedanken, der ihm zu Grunde zu liegen scheint, zu bewältigen. „It falls short" ist die beste Charakteristik, die leider deutsch nicht so treffend wiederzugeben ist. Und das kommt einem doppelt stark zum Bewußtsein durch die kategorische Art mit der die Verfasserin ihre Urteile fällt. Die Frauen haben keinen Grund zu irgendwelchen Sympathieen für Laura Marholm, aber sie können es bedauern, daß ihre Kraft keine glücklichere Entwicklung genommen.

„Was hat eine Mutter ihrer erwachsenen Tochter zu sagen?" Von Klara Muche. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) 1900. Daß in der Unwissenheit, in der Mädchen womöglich bis zum Eintritt in die Ehe über die Beziehungen des Geschlechtslebens gehalten werden, kein Segen liegt, ist vielfach anerkannt. Durch die Schwierigkeit, die Form für solche Aufklärungen zu finden, hat sich aber mancher hindern lassen, seiner Erkenntnis entsprechend zu handeln. Eine solche Form zu geben hat die Verfasserin des vorliegenden Schriftchens versucht, und das ist entschieden pädagogisch wertvoll. Die Beurteilung und Wertung einer solchen Form ist allerdings nicht leicht, da hier individuelle Empfindungen stärker und entschiedener mitsprechen, als in vielen anderen Fragen. Die Verfasserin giebt das selbst zu und stellt ihre Schrift in dieser Hinsicht zur Diskussion. Eine unmittelbare Anwendbarkeit wird man natürlich von derartigen Versuchen überhaupt nicht erwarten dürfen; sie sind dazu da, Anregungen zu geben, eine Richtung anzuweisen. Und in dieser Beziehung kann das Buch, trotz mancher Geschmacklosigkeiten, zu denen wir besonders die etwas geschraubte Einleitung rechnen, durchaus empfohlen werden.

„Universal-Konversations-Lexikon", herausgegeben von Joseph Kürschner. Dritte Auflage. (Berlin, Eisenach, Leipzig. Hermann Hillger, Preis 5 Mark.) Was der bekannte Herausgeber mit seinem Konversations-Lexikon hat erreichen wollen, liegt auf der Hand. Es ist heutzutage selbst in den Kreisen, die große und teure Nachschlagewerke besitzen, ein Bedürfnis, ein Buch bei der Hand zu haben, das dem Ratsuchenden bequeme, schnelle und knappe Antwort erteilt, besonders wenn es auch noch, wie wir das bei den großen Lexiken längst gewöhnt sind, die Illustration zur Verdeutlichung zu Hülfe nimmt. Daß das Kürschnersche Lexikon diese Aufgabe in vollem Maße erfüllt hat, beweist die große Verbreitung der ersten Auflagen, die nach Hunderttausenden zählt. Die neue Auflage bringt eine bedeutende Erweiterung, 4—500 Bilder kamen zu den vorhandenen, für die neue Auflage mehrfach umgezeichneten hinzu. Die Bilder wurden nun in der Mehrzahl unmittelbar in den Text gestellt, sodaß ein Aufschlagen Artikel und Illustration zugleich vor das Auge führt. Neu sind ferner die kartographischen Beigaben: Doppelkarten von Deutschland, Österreich-Ungarn, Kolonialbesitz und Weltverkehr, verbessert und verschönert Papier und Einband. Trotz dieser Verbesserungen ist der billige Preis von 5 Mark unverändert geblieben.

„Das Museum". Eine Anleitung zum Genusse der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. (Berlin und Stuttgart. Preis 1 Mark pro Lieferung.) Von den zahlreichen Versuchen, die Kunst dem Genießen des Laien zugänglich zu machen, dem Interesse des kunstverständigen Publikums an ihren historischen Erscheinungen entgegen zu kommen, ist das Museum einer der glücklichsten und gelungensten. Das ist sowohl der Auswahl des Dargebotenen, als auch der Feinheit der Reproduktion und der Vorzüglichkeit des Textes zu danken. Die 6. Lieferung des laufenden Jahrgangs bringt einen Artikel mit Reproduktionen über Vittore Pisano, Blätter von Bildern des Gabriel Metsu, Piero di Cosimo, Paulus Potter 2c. Wir machen unsere Leser, wie schon öfter an dieser Stelle, von neuem auf das ausgezeichnete Werk aufmerksam.

„Tiny und Tinys Gespielen." Eine Geschichte für die Kleinen und ihre Freunde von Bernhardine Schulze-Smidt. (Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig 1900). Kindergeschichten schreiben ist durchaus nicht leicht, wenn es auch meist leicht genommen wird. Um Kinder richtig herauszubekommen, dazu gehört ebenso ein vertiefendes Künstlerauge als zu den Geschichten für die Großen. Und da ein solches Auge sich selten den Kleinen zuwendet, so haben wir so wenig gute Kindergeschichten. Um so mehr freuen wir uns, hier eine empfehlen zu können. Es ist die Geschichte eines jener phantasievollen Kinder, die ihre eigene Freuden- und Leidenswelt haben, und die fortwährend in Patschen geraten, von denen die normalen kleinen Vernunftmenschen ihres Alters nichts ahnen, wenn wir nicht irren, die Geschichte der Verfasserin selbst, da es zu augenscheinlich auf eigener lebendiger Erfahrung beruht.

„Deutsche Aufsätze II." Deutsche Aufsätze für die mittleren und unteren Klassen der Volksschule. Von Paul Th. Hermann. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 2,80 Mark, fein gebunden 3,40 Mark. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich; 1900. Die Stoffe zu den Aufsätzen sind aus dem Erfahrungskreise der Kinder und aus den Realien entnommen und im Anschluß an die Lektüre gewählt und sollen dazu dienen, „den kindlichen Geist zum Ausdrucke und Bewußtsein seiner selbst zu bringen." Sie gehören fraglos zu dem Besten, was auf diesem Gebiet erschienen ist.

„Der erste Leseunterricht nach phonetischen Grundsätzen" bearbeitet von G. A. Brüggemann, Volksschullehrer in Straßburg i. E. Preis 40 Pf. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich. 1900. (Begleitwort zu des Verfassers „Lesebuch für das erste Schuljahr.") Auch auf dem Gebiet des Deutschunterrichts bricht sich der Gedanke Bahn, daß nur durch wissenschaftliche Studien die notwendige Durchdringung der Unterrichtsstoffe möglich und nur durch sie die richtige Methode gefunden werden kann. Das Studium der Phonetik hat dazu geführt, von dem bisher üblichen Lehrgang abzugehn und ihn nach Gesetzen aufzubauen, die im Wesen unserer Sprache liegen.

Eine nach diesen neuen Gesichtspunkten bearbeitete Anleitung zum Lehren bietet die vorliegende Fibel.

„Mutterschaft und geistige Arbeit" von Adele Gerhard und Helene Simon, Verlag von Georg Reimer (Berlin 1901). Wir zeigen hier nur das Erscheinen des für die Frauenbewegung außerordentlich interessanten Buches an und behalten uns eine eingehende Besprechung für die folgende Nummer vor.

Kleine Mitteilungen.

Die Ferienkurse in Jena für Damen und Herren veröffentlichen ihr Programm. Die Kurse werden die Zeit vom 5. bis zum 24. August in Anspruch nehmen. Sie erstrecken sich auf Naturwissenschaften, Pädagogik, Theologie, Geschichte und Philosophie. Für Ausländer werden außerdem Sprachkurse gehalten. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat: Frau Dr. Schnetger, Jena, Gartenstr. 2.

*

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Dr. Theinhardt's
Kindernahrung
erzielt bei regelmässiger Verwendung und richtiger Zubereitung vorzügliche Ernährungsresultate.
Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. ✱
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rechtenbacherstr. 16.

Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M. ✱ ✱
Eröffnung Ostern 1901.
Auskunft: Frau Gräfin Wartensleben, Dr. phil.
Frankfurt a. M., Unterlindau 17.

Soeben erschien:
Mutterschaft und geistige Arbeit
von
Adele Gerhard und **Helene Simon.**
333 Seiten gr. 8°. Preis M. 5.—, gebunden M. 6.—.
Verlag von **Georg Reimer** in Berlin.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen **zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.
Aufnahmebedingung: Vollendete Bildung d. 10klass. höheren Töchterschule, welche durch Prüfung nachzuweisen ist. **Zweck d. Anstalt:** Gründliche theoret.-praktische Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen. — Der Lehrgang umfaßt 4 Semester u. enthält neben d. eigentl. kaufm. Fachdisziplinen (Buchführung, Korrespondenz, Kontorpraxis, kfm. Rechnen im weitesten Umfang, Handels- u. Wechsellehre, Betriebslehre, Gewerbekunde, Warenkunde, Wirtschaftslehre, Geld-, Kredit- u. Bankwesen, Verkehr mit d. Reichsbank u. s. w.) besonders **neue Sprachen** (Ziel: Gewandtheit im freien, mündl. u. schriftl. Gebrauch), Kalligraphie, deutsche, französ. u. engl. Stenographie, Maschinenschreiben u. allgem. bildende Fächer (Verkehrslehre, Geographie, Aufsatz, Litteratur, Zeichnen 2c.) — Ein **Übungskontor** ersetzt die prakt. Lehre und ermöglicht direkten Eintritt in auskömmliche Stellungen. Auswärtigen Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — Auskunft, Prospekte u. Programme unentgeltl. — Schriftl. u. mündl. Anmeldungen für d. nächste Semester nimmt schon jetzt entgegen d. Direktor **Riepe**, Klapperhof 26.
Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Die Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft in Cannstadt hat in ihrer Broschüre „Der Mutter gewidmet" eine Reihe wertvoller Vorschriften über Ernährung und Pflege des Säuglings bis zum 12. Lebensmonat zusammengestellt und darin auch die Anleitung zum Verhalten in kranken Tagen, bei Verdauungsstörungen, Brechdurchfall, englische Krankheit, Zahnen 2c. gegeben. Auf diese Broschüre wird in vielen med. Fachzeitschriften sehr anerkennend hingewiesen und dieselbe jeder Mutter und Pflegerin aufs wärmste zur Durchsicht empfohlen, da sie manche nützlichen Kenntnisse daraus schöpfen kann. Die Broschüre „Der Mutter gewidmet" wird in den Apotheken und Droguerien, sonst direkt von der Fabrik gratis verabfolgt.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Handbuch der Klavierunterrichtslehre von A. Eccarius-Sieber. Anleitung zum Erteilen eines guten Klavierunterrichts. Elegant gebunden 2,25 Mark. Verlag von Chr. Friedr. Vieweg Buchhandlung, Quedlinburg.

Ein Freiwilligenjahr für Frauen in der Krankenpflege. Erfahrungen und Urteile von Schwestern des Ev. Diakonievereins mitgeteilt von Professor D. Dr. Zimmer. Verlag des Ev. Diakonievereins in Zehlendorf.

Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral von Dr. M. Kronenberg. 75 Pfg. Verlag E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Die Pflege des Kindes im ersten Lebensjahre. Zehn Briefe an eine junge Freundin im Auftrag des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins verfaßt von Dr. med. Marie Heim-Voegtlin. 2. Auflage. Verlag von Raimund Gerhard in Leipzig.

Die Schlüsselgewalt der Ehefrau nach dem bisherigen Deutschen Recht und B. G. B. (Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien Heft X.) von Dr. Kurt Rosenfeld. Verlag von E. Ebering in Berlin.

Die Errichtung von Testamenten. Anweisung der preußischen Minister der Justiz und des Innern vom 23. Juni 1900 für den Gemeinde- oder Gutsvorsteher. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister von J. Marcus, Amtsgerichtsrat in Tilsit. 80 Pfg. Österreichsche Verlagsbuchhandlg., Leipzig.

Die Geschäftsstelle der:

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrterstraße 60/61,** geleitet **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen an Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Treuste Beratung zusichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

8 goldene Medaillen.

Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor

zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Institutes zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.

Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.

Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**

Deutsche Thermophor-Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.

Prospekte gratis und franko.

The Study of English in Oxford.

Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors, in **St. Hilda's Hall.** July 1901. For all details apply to.

Mrs. Burch,
20 Museum Road, Oxford.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25,000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressieren: No. 3707. **Das Institut Nicholson, „Longcott", Gunnersbury, London, W.**

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Geschäften.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG

Originalrezept. Gefüllter Sellerie: Kochdauer 1½ Stunden. 6 Personen. 250 g fettes Schweinefleisch und 250 g Rindfleisch werden durch eine Fleischhackmaschine getrieben, mit 1 Eßlöffel saurer Sahne, 2 Eiern und etwas gestoßenen Zwiebackskrumen, Salz und Muskat zu einem lockeren Teige verarbeitet.

Unterdessen schält man 10—12 große Sellerieköpfe, schneidet von jedem eine Scheibe als Deckel ab, und höhlt die Köpfe so vorsichtig aus, daß ein tiefes und breites Loch entsteht, ohne daß Wände und Boden derselben beschädigt werden. In diese Höhlung drückt man nun die Fleischfüllung hinein, bindet mit weichem Baumwollfaden den Deckel fest auf den Kopf und setzt alles mit 80 g zerlassener Butter in einer großen Pfanne auf. Man gießt ½ Liter Fleischbrühe unter die Köpfe, deckt 2 Deckel darüber und schmort die Speise eine Stunde gar. Dann werden die Sellerieköpfe herausgenommen, die Fäden vorsichtig abgewickelt, und die Sauce mit etwas Mehl sämig gerührt. Dieser fügt man noch das nötige Salz und 1½ Theelöffel Maggiwürze zu und giebt sie durch ein Haarsieb über den Sellerie. M. v. B.

Das Placierungsbureau
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurden den
Singer Nähmaschinen
der
GRAND PRIX
der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.
Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.
Singer Co. Nähmaschinen Act.-Ges., Hamburg.
Berlin, Kronenstr. 11 * Leipzigerstr. 86.

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

Aus meiner Kinderzeit
von
Helene Adelmann.
Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.
III. Auflage.
Oehmigke's Verlag (R. Appelius).
Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½8—½4. [2

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewig,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Gesang-Unterricht
Fr. Dr. Paula Gierke,
Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W.,
Potsdamerstr. 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Gymnasialbildung für Mädchen.
Für die Sexta eines Mädchengymnasiums werden noch **1—2 Schülerinnen** aufgenommen. Schulgeld frei, Lehrmittel unentgeltlich, Pensionspreis 45 M. monatlich.
Angebote unter **Ch. 1009** an Frau **Pastor Geistler, Berustadt M., Schl.,** zu senden.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: M. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: M. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 8. Mai 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Gouvernantenbriefe.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.

III.

An die Herausgeberin der „Frau".

Rom, den 24. Februar 1901.

Mein hochverehrtes Fräulein!

Mir wirft man vor, daß ich erziehe und ich werde in einem fort erzogen. Meine Erlebnisse besorgen das. Dem gestrigen folgte heute sein Widerspiel, und das Ergebnis beider ist — eine Lehre. Sie ans Licht zu bringen werde ich mich hüten; es bleibe denen überlassen, die zum Privatvergnügen Exkurse ins Pädagogische machen.

Der Visitenteufel — wer entzieht sich seiner Herrschaft? — führte mich zu einer Bekannten, einer in ihrem Familienkreise als eminent gescheit verehrten Frau. Diesen Ruf genießt sie mit Behagen. Ihr Äußeres ist gewinnend und stattlich, sie trägt einen guten alten Namen, ist im Besitz eines bescheidenen Vermögens, eines bescheidenen Gatten, der es klug verwaltet, und Mutter von vier Töchtern. Die drei älteren sind sehr vorteilhaft verheiratet, die jüngste, ein lebhaftes, anmutiges Ding von fünfzehn Jahren, nennt sie ihr Sorgenkind und lebt mit „der Emmy" in beständigem Kriege.

Als ich heute in den Salon trat, hatte eben wieder ein Ausbruch der Feindseligkeiten stattgefunden. Die Kleine, die, wenn ich mich blicken lasse, sonst nicht von meiner Seite weicht, lief, hochrot im Gesicht, mit gesenkten Augen an mir vorbei,

murmelte oder vielmehr schluchzte einen Gruß und stürzte aus dem Zimmer. Ihre Mutter war nicht weniger aufgeregt. Nach dem Austausch der ersten Höflichkeiten brach sie sogleich in Klagen über Emmy aus. Die Erziehung dieser einen mache ihr mehr Mühe und Verdruß als die der drei anderen Töchter zusammen ihr gemacht hatte.

„Ein ewiger Widerspruch, eine konstante Auflehnung — das ist sie. Ich kann sie nicht besser malen!" rief die gescheite Dame aus. „In ihr stecken Anlagen zum Freigeist, zur Gelehrten. Ließe man sie thun was sie freut, sie würde sich die Haare abschneiden und eine Studentin werden. Sie ist schrecklich. Sie hat ganz ungewöhnliche Sachen an sich, ganz besondere, und mein Grundsatz ist: Nur nichts Besonderes, nur keine Originalitäten bei einem Mädchen."

„Wie sehen denn," fragte ich, „die Originalitäten des schrecklichen Kindes aus?"

„Ach so langweilig! so unangenehm!" Sie seufzte und sandte ratlose Blicke zum Plafond empor. „Ihre Schwestern waren einfach und natürlich. Sie lernten ungern, mußten aber lernen. Machten sich hie und da lustig über ihre Lehrer . . . was ich ihnen verwies. Man muß ja . . . obwohl es den Papa amüsierte. Sie waren von jeher so witzig, besonders die Amalie."

„Und Emmy ist nicht witzig, macht sich nicht lustig?"

„Über einen Lehrer — die? . . . der ist ein Lehrer eine geheiligte Person. Gott weiß, woher sie ihren Lehrer-Fanatismus hat. Immer wird Partei genommen für die Lehrer gegen mich — die Mutter! . . . Und diese Menschen sind von einem Eigensinn! Jeder will nach seiner Methode unterrichten, und in meinem Hause lasse ich einmal nur die meine gelten."

„Wie war es früher? Haben Sie Ihre Methode sonst ohne weiteres durchgesetzt?"

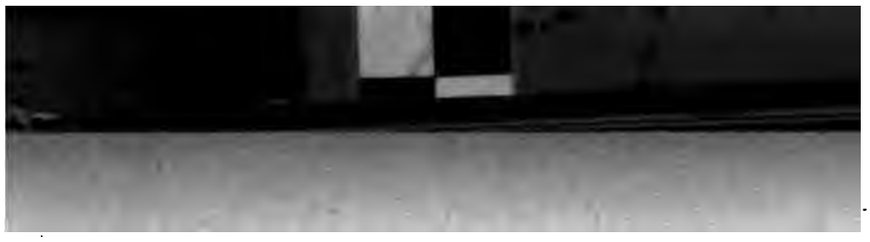
„Beim Schullehrer und beim Kaplan immer. — Die gaben die Lektionen. Wir lebten, wie Sie wissen, meist auf dem Lande. Seitdem wir den größten Teil des Jahres, unserer hier verheirateten Tochter zuliebe, in Rom zubringen, nimmt das Elend mit dem Unterrichtspersonal kein Ende. Ewige Unzufriedenheit, ewiger Wechsel, ewige Verzweiflung der Emmy, die jedem abgedankten Lehrer nachweint. Heute dem des Historischen. Auch so ein Pedant, der die von mir eingerichtete Geschichte hochmütig verschmäht."

„Von Ihnen eingerichtet, gnädige Frau? Sie richten die Geschichte ein?"

„Ich bestimme was meine Tochter von ihr wissen soll und was nicht. Dieses Recht werde ich doch haben als Mutter. Der Herr Lehrer spricht es mir zu, lächelt impertinent und behauptet, nach einem Geschichtsbuche nicht vortragen zu können, aus dem ich die Reformation und die französische Revolution entfernt habe."

„Sonst nichts?" rief ich aus. „Das ist ja wie wenn ein Anatom den menschlichen Organismus an einem Körper erklären sollte, dem man den Magen und das Herz ausgeschnitten hat."

„Meine Tochter braucht keine Kenntnisse in der Anatomie," war ihre schlagende Erwiderung. „Eine Ignorantin wird sie deshalb nicht bleiben. Ich bin überhaupt nicht für die Ignoranz. Als neulich in der Zeitung stand, die Orestie habe in Wien im Burgtheater sehr gefallen, fragte eine meiner Freundinnen: ‚Ist der Verfasser gerufen worden?' — Viele Herren haben das reizend gefunden. Ich gehe nicht so weit. Wenn ich aus meinen Töchtern auch keine Blaustrümpfe gemacht habe, sie hätten gewußt daß der Verfasser der Orestie — wie hieß er nur? — schon gestorben ist. Sie kennen die Klassiker gut genug um mitreden zu können, wenn von ihnen gesprochen wird.



Wenn von Goethe, zum Beispiel, werden sie gleich an Faust denken und an die hübsche Scene mit Gretchen, die ich ihnen, ein wenig arrangiert, vorgelesen habe."

„Arrangiert?" wiederholte ich. „Dieses Arrangement kann Ihnen nicht leicht geworden sein."

„Im Gegenteil, ganz leicht. Ich lasse Faust sagen: ‚Mein schönes Fräulein darf ich wagen, Ihnen meine Hand anzutragen?' Gretchen antwortet: ‚Bin weder Fräulein, weder schön, kann unverheiratet nachhause gehen,' und alles ist in Ordnung."

„Merkwürdig. So etwas wäre mir nie eingefallen."

„Weil Sie keine Kinder haben. Wer Kinder hat, dem kommen solche Eingebungen von selbst. Meine Freundin, die von der Orestie, verwirft den Bildungsschwindel für Mädchen per Bausch und Bogen. Frauen brauchen keine Gelehrsamkeit, sagt sie, das viele Lesen verdirbt ihnen nur die Augen, und gescheiter werden sie davon doch nicht. Ich gebe das nicht zu, ich sage: meine Töchter sollen Bildung haben und ihre Dichter kennen. Aber" —

„Aber Führerin auf dem Parnaß sind Sie," fiel ich ihr nicht sehr artig ins Wort.

„Bin ich!" bestätigte sie unbefangen. „Ich sorge dafür, daß sie Notion von allem haben und daß ihre Phantasie doch nicht Schaden leidet. Ich mache das so." Sie holte ein Buch herbei, eine Anthologie und ließ mich darin blättern, und ich konnte mich einer gewissen Bewunderung nicht erwehren. Mütterliche Sorgfalt und mütterliche Geduld hatten da eine Klosterarbeit verrichtet. In dieser Sammlung deutscher Lieder waren die Worte: Geliebter, Liebchen, und die: Liebe, Leidenschaft, Verlangen, und so weiter! mit Zettelchen überklebt, auf denen ein anderes Wort stand. Es bezeichnete eine preiswürdige Empfindung: Frömmigkeit, Freundschaft, Pflichtgefühl, oder einen Verwandtschaftsgrad.

Der Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, besonders aber der Onkel und Tanten, die auf den früheren Plätzen der Liebchen und Geliebten saßen, waren unzählige. Zum Beispiel hieß es — ich glaubte Heine in seinem Grabe stöhnen zu hören:

„Lieb Tantchen, leg's Händchen aufs Herze mein" . . . Für den Oheim pflückte Lenau in fremder Ferne eine Rose und bedauerte, sich zu weit ins Land gewagt zu haben, um sie dem Teuren noch blühend überreichen zu können . . . Nicht einmal der Toggenburger blieb von dieser Sippen-Epidemie verschont. Ich las: „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch dies Herz, fordert keine Mutterliebe, denn es macht mir Schmerz."

„Hören Sie," sagte ich, „das finde ich begreiflich; mit seiner Mutterliebe rückt er sie in Jahren doch gar zu weit vor. Aber, Scherz bei Seite, wozu alle diese Fälschungen? Warum wird das hohe Lied des Lebens, sein Trost, sein Glück, die Liebe zwischen Mann und Frau aus der Welt der Vorstellungen eines jungen Mädchens weggeschafft? Geschieht das, um dieses junge Mädchen zu einer Vernunftehe zu präparieren? Soll ihm verheimlicht werden, daß man auch aus einem andern Grund heiraten kann als aus Raison? . . . Sie werden noch die Bibel ‚arrangieren', um Ihrer Tochter weiß zu machen, daß Jakob die Rahel aus Raison geheiratet hat."

Da kam ihr ein neckischer Einfall: „Ich bin vom Gegenteil nicht überzeugt, wenn ich an Labans große Herden denke!"

Wir gerieten in eifrigen, ganz fruchtlosen Streit. Jede von uns stand unverrückbar auf der breiten Basis ihrer Überzeugung, und nach jedem Schlag, den die eine aufs Haupt der andern geführt hatte, fühlte sich die nur befestigt in ihrer Position.

„Man heirate den, den man liebt!“ rief ich.

„Man liebe den, den man heiratet!“ rief sie. „Jede wohlerzogene junge Frau liebt den Mann, den sie geheiratet hat und deshalb“ — Sie gab dem Gespräch eine so scharfe Wendung, daß sein Umkippen unvermeidlich war — „deshalb lege ich meine Töchter als unbeschriebene Blätter in die Hände ihrer Gatten.“

„Wär's nicht besser,“ fragte ich, nachdem ich mich von der Gesprächsentgleisung erholt hatte, „es stände ein kräftiger Wahlspruch auf dem weißen Blatt geschrieben?“

„Wenn Sie damit gute Grundsätze meinen“ —

„Gute Grundsätze und doch auch eine bestimmte Kenntnis vom Leben.“

„— Um Gotteswillen! — was für eine Kenntnis?“

„Nie eine falsche; sie hält nicht stand, sie wird berichtigt — in welcher Weise oft!“

„Wieso?“

„Durch einen unglücklichen Zufall — Sie können nicht jeden vorhersehen . . . Durch irgend eine entsetzlich gut unterrichtete Altersgenossin — Sie“ . . .

„Darüber beruhigen Sie sich — das kommt nicht vor.“

„Geben Sie zu, daß es vorkommen könnte. Dann wäre Ihr Kredit bei Ihrem kleinen Fräulein sehr erschüttert.“

„Warum nicht gar!“ warf sie in einem Tone hin, der das Gegenteil von schmeichelhaft für mich war.

Mein Eifer wurde dadurch nur erhöht. „Die Jugend generalisiert immer,“ fuhr ich fort. „Meine Mutter verheimlicht mir wohl nicht bloß dieses Einemal die Wahrheit, wird Ihre Tochter denken, und eine Kluft ist zwischen Ihnen und ihr aufgerissen.“

Sie war ungeduldig geworden, es kochte in ihr, ich hätte sie gern wieder gut gemacht und führte ihr ein freundliches Bild vor Augen: „Wie schön hingegen wäre es, wenn Sie sich sagen dürften: Das unbedingte Vertrauen meines Kindes ist mein. Von mir erwartet sein ringender Geist die Lösung aller Rätsel, die ihn bedrängen. Die junge Seele, die im Dämmer bangt, von dem sie sich umwoben fühlt, kommt lichtsuchend zu mir und nur zu mir.“

„Exaltationen — poetische Exaltationen . . . Ich bitte Sie! wer wird denn einem Mädchen die Wahrheit sagen?“

„So viel von ihr als recht ist und gut für sie, so viel sie verträgt, ja braucht! Wie viel das ist, in welcher Weise gespendet sie heilsam sein kann, das weiß, wer eine in der Entfaltung begriffene Seele durch und durch schaut, und dem sie ist wie Kristall . . . Das sagen ihm die Eingebungen, die hier am rechten Platze sind und die — glauben Sie mir, verehrte Frau, nicht allein den Müttern kommen.“

Sie hatte sich allmählich total von mir gewendet; mir vorerst den Anblick ihres Profils, zuletzt nur noch den ihres Ohres gegönnt. Ich bemerkte, daß sie zum Fenster hinaus sah und Wetterbeobachtungen anstellte.

„Eigentlich,“ sagte sie, „sollte ich jetzt schon auf dem Pincio sein.“

Marie von Ebner-Eschenbach.

Hausindustrielle Frauenarbeit.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

I.

Was ist denn Hausindustrie? Ist es so viel wie Handwerk oder so viel wie Fabrikarbeit? Es ist eine Zwischenstufe zwischen beidem. Die Hausindustrie hat von der Fabrik die Eigenschaft der Abhängigkeit des Arbeiters vom Unternehmer, der die Produktion leitet und den Absatz vermittelt, vom Handwerk hat sie nur noch die Eigenschaft des Arbeitens in einem Raum, der nicht vom Unternehmer, sondern vom Arbeiter selbst geliefert wird, sei es nun eine Werkstatt oder das eigne Heim, die Wohnung.

Der Handwerker arbeitet für den einzelnen Kunden, an den er selbst verkauft, und er ist oft, als der viel Begehrte, geradezu der Mächtigere; man kann lange warten, bis er sich endlich herbeiläßt, die versprochene Arbeit zu liefern. Ganz anders die Hausindustrie: sie entstand, als mit zunehmendem Verkehr nicht mehr nur für den Kunden in der Stadt oder in der Nähe auf dem Lande, sondern mehr und mehr für den Weltmarkt gearbeitet wurde. Da bedurfte der Handwerker, der selten zugleich auch ein den Weltmarkt überblickender Kaufmann war, der Vermittlung eines gewandten Händlers, der ihm den Absatz seiner Ware sicherte. So entstand, besonders im 18. Jahrhundert, ein Verhältnis, in dem vielfach beide Teile, Handwerker und Händler, zu ihrem Vorteil kamen. Aber als die allmählich überall durchdringende Gewerbefreiheit mit den alten Zunftmißbräuchen mehr und mehr überhaupt alle Schranken beseitigte, die der freien Entfaltung des Erwerbssinnes im Wege gestanden hatten, traten an die Stelle des behäbigen Handwerkers nun Arbeitskräfte in Stadt und Land, die für den Händler, den Verleger, arbeiteten und von ihm, dem Unentbehrlichen und durch seine Geldmacht Unabhängigen, in gänzliche Abhängigkeit gerieten. Das ist Hausindustrie.

Wo die Maschinenkraft noch billiger arbeitet als die billigsten Hände, wurde meist die Fabrik daraus. Wo aber die Leitung durch den Unternehmer und eine gewisse Arbeitsteilung genügte oder wo der Übergang zum Fabrikbetrieb zu viel Schwierigkeiten machte, blieb es Hausindustrie. So ist es heute noch, sowohl auf dem Lande wie auch in der letzten Zeit besonders in der Großstadt. Und von jeher war es die Frauenarbeit, die zum Entstehen der Hausindustrie beitrug: von den Zünften ausgeschlossen, arbeiteten die Frauen außerhalb der Werkstatt des Handwerksmeisters in der eignen Wohnung für den Verleger, und auch heute ist es das Angebot der vielen Tausende von arbeitsuchenden Frauen, das in den großen Städten die Hausindustrie entstehen läßt. All die Frauen und Töchter der Arbeitermassen, die sich

um die Fabriken der Großstädte sammeln, dazu noch die vielen Dienstmädchen, die vom Land in die Stadt hereinkommen, aber später, um der „Freiheit" willen, in die Sklaverei der Konfektionshausindustrie übergehen, all diese vermehren täglich das Angebot weiblicher Arbeitskräfte: unternehmende Kaufleute haben diese Massen billiger und gewandter Hände ergriffen und haben sie angelernt, manchmal auch in Fabrikbetrieben, die in Hausindustrie aufgelöst wurden, sobald ein Stamm von gelernten Arbeiterinnen vorhanden war, und so haben wir nun die berüchtigte Hausindustrie mit ihrem sweating-system, ihrem Auspressen und Aussaugen der wehrlosen Arbeitskraft, in Berlin wie in London, in jeder Großstadt wie auf den abgelegenen Höhen der Gebirge.

Frauen und Kinder sind die gebornen Opfer dieses Vampyrs. Meist geht der Mann einem Beruf nach, der ihn außer dem Hause beschäftigt; die Frau aber sucht, da der Lohn des Mannes zur Ernährung der Familie oft nicht ausreicht, nach einem Nebenerwerb: entweder sie geht auf Arbeit wie der Mann, in die Fabrik oder in andre Arbeitsgelegenheit außer dem Hause, die Kinder können inzwischen zu Hause sterben und verderben; oder sie ergreift irgend eine Arbeit, die sie zu Hause betreiben kann, ohne die Kinder und die Wirtschaft zu verlassen, und es ist begreiflich, daß eine Mutter dies meistens vorzieht. Leicht ergiebt sich dann, daß die Kinder ihr helfen — ein sehr liebliches Familienbild, aber nicht ganz so schön in der Wirklichkeit.

Will man diese Heimarbeit von Frauen und Kindern beseitigt oder wenigstens auf ein erträgliches Maß eingeschränkt sehen, so muß man selbstverständlich vor allem die Lohnbewegungen unterstützen, durch die die Arbeiter, die Familienväter, sich einen Lohn zu erringen suchen, der zur Ernährung der Familie ausreicht. Der durchschnittliche Jahreslohn unserer Arbeiter ist 6—700, in der Großstadt 8—900 Mark; davon kann die Familie nicht leben. Wollen wir also die Mütter und Kinder (eine Million Kinder, vom vierten Jahre an, sind erwerbsthätig in Deutschland) von der Erwerbsarbeit befreien, wollen wir ein gesundes Familienleben, gesunde Mütter und Kinder haben, so kann die Grundlage dafür, der auskömmliche Lohn des Familienvaters, nur durch die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter erzwungen werden. Aber ebenso, wie die Frauen bei Krankheit oder Invalidität des Mannes trotz aller Arbeiterversicherung zur Erwerbsarbeit gezwungen sind, werden es die zwei Millionen Witwen auch dann noch sein, wenn die dringend notwendige Witwen- und Waisenversicherung ihnen einen gewissen wirtschaftlichen Rückhalt gewähren wird. Man hat berechnet, daß eine Witwen- und Waisenversicherung für den Arbeiterstand, wenn jede Witwe 80 und jede Waise 40 Mark jährlich erhält, zur Zeit ihrer vollständigen Durchführung jährlich 111 Millionen Mark kosten wird. Dieser Betrag sollte meiner Ansicht mindestens verdreifacht werden; aber selbst dann, bei einem jährlichen Aufwand von 333 Millionen Mark, können die Witwen von ihren 240 Mark und die Waisen von ihren 120 Mark langsam verhungern, aber nicht leben. Die Mütter müssen daher erwerben, und wenn sie nicht die Kinder gänzlich fremder Pflege und Erziehung überlassen wollen, so kann ihr Erwerb nur Heimarbeit sein, wenigstens in der Industrie. Nur sozialdemokratische Unnatur, die Mutter und Kind zu trennen leichthin bereit ist, kann von der Abschaffung der Heimarbeit phantasieren. Nicht Abschaffung, aber Reform thut hier not, starke staatliche Reform, denn die Heimarbeit, wie sie jetzt ist, steht allerdings an Scheußlichkeit noch tief unter der gedrücktesten und ausgebeutetsten Fabrikarbeit.

Um diese bestehenden und täglich weiter fressenden Zustände an der Hand unanfechtbarer amtlicher Erhebungen schildern zu können, greife ich zunächst nach den Berichten der k. k. Gewerbeinspektoren über die Heimarbeit in Österreich, herausgegeben vom k. k. Handelsministerium (Wien 1900). Aus dem ersten Band, der die Heimarbeit in Böhmen behandelt, hebe ich nur das Wichtigste von dem heraus, was über hausindustrielle Frauenarbeit darin mitgeteilt wird.

Beginnen wir, der Einteilung des Buches folgend, mit der Edelsteinschleiferei. Sie ist hier noch Handarbeit, während die ausländische Konkurrenz schon Maschinen anwendet, und kann daher nur durch ihre niedrigen Löhne mit der Maschine in Wettbewerb treten; die Schmutzkonkurrenz kapitalschwacher Geschäfte, die nur durch Lohndruck neben den großen Unternehmungen aufkommen können, hat die Löhne noch weiter zum Sinken gebracht: der Tagesverdienst ist jetzt höchstens 30 Kreuzer (= 50 Pfennig) täglich, ja in der Granatschleiferei verdient der Mann jährlich 100—120, die Frau jährlich 60 fl., also durchschnittlich für den Tag 15 Kreuzer (= 25 Pfennig). Um das zu verdienen, wird von früh bis spät, vor dem Liefertag die Nacht durch gearbeitet; die Frauen unterbrechen die Arbeit nur für die dringendsten häuslichen Pflichten. Wo ein kleiner Landbesitz vorhanden ist, besorgt die Frau die Landwirtschaft, und der Mann schleift allein; in der Nähe der Stadt gehen die Frauen in die Fabrik und helfen abends nach Schluß der Fabrikarbeit dem Mann zu Hause beim Polieren der Steine.

Gewiß ist es der Gipfel des Widersinns, daß der Mann zu Hause arbeitet und die Frau in der Fabrik, und staatlicher Zwang, zum Fabrikbetrieb überzugehen, muß diese Heimarbeit der Männer, die durch und durch nur schädlich ist, beseitigen. Aber noch ärger ist es in der Glasschleiferei und Glasmalerei: die Frauen besorgen hier die Reinigung, das Verpacken und den Transport des Glases, fast den ganzen Tag über schleppen sie Körbe von 30—50 kg Gewicht weite und beschwerliche Wege, „ohne Rücksicht auf die Witterung und auf ihren physischen Zustand. Jedermann muß sich die Frage vorlegen: wie steht es da mit der Familie, wie kann da ein Haushalt ökonomisch und gedeihlich geführt werden, wie kann die von solchen zermarterten Frauen stammende Generation beschaffen sein, wie gestaltet sich die Erziehung der Kinder?“ So fragt der Gewerbeinspektor, und er fügt hinzu, daß wenig Kinder, aber Erkrankungen der mannigfachsten Art die „produktive Thätigkeit“ dieser Frauen begleiten. Die Frau als Lastträgerin, der Mann zu Hause bei einer Arbeit, die der Gewerbeaufsicht bedürfte, damit nicht mehr durch ansteckende Lungenleiden das 30. Lebensjahr die normale Altersgrenze bilde — dazu das fortwährende Hin- und Herschleppen der zerbrechlichen Glaswaren: nicht die paar Bänke zum Absetzen der Rückenkörbe, durch die man den Frauen die weiten Wege zu erleichtern gesucht hat, sondern die Errichtung von Fabriken allein kann hier helfen. Für die Arbeiter würden sie verdoppelte Löhne, verkürzte und geregelte Arbeitszeit, gleichmäßige Beschäftigung, Unfall- und Krankenversicherung, Schonung der Frauen und Kinder, gesunde Werkstätten und Wohnungen bedeuten.

Bei den Perlenarbeitern steht dagegen der Lohn im Vordergrund, der durch die Konkurrenz der Exporteure von Stufe zu Stufe herabgedrückt worden ist. Außer den Frauen arbeiten hier auch Kinder mit, die „vor und nach dem Schulunterricht täglich bis 9 und 10 Uhr abends, bei größeren Bestellungen auch länger arbeiten, in vereinzelten Fällen sogar bis 3 Uhr früh.“ (Allerdings ist dies noch wenig im

Vergleich mit der Sonneberger Spielwarenindustrie, wo die Kinder vielfach mehrmals in der Woche die ganze Nacht hindurch arbeiten, um für ihre Altersgenossen Spielzeug zu machen.) Selbstverständlich ist der niedrige Lohn die Ursache solcher maßlosen Arbeit. Die Männer verdienten 1898 bei 14—18stündiger Arbeitszeit täglich 40 bis 70 Kreuzer, die Frauen und Kinder bei gleicher Arbeitszeit 30—50 Kreuzer. So weit waren die Löhne trotz wiederholter Vereinbarung von Minimallöhnen und trotz der Streiks zu ihrer Aufrechterhaltung herabgedrückt worden, „da keine Zwangsmittel zur Einhaltung der festgesetzten Löhne vorhanden waren". Um diesem Zustand abzuhelfen, wurde 1898, infolge eines neuen Streiks, eine Produktivgenossenschaft gegründet, der 800 Bläser und 400 Lieferanten beitraten. Der Minimallohn von 1895 wurde wiederhergestellt und jedem Arbeiter in sein Lieferungsbuch eingetragen; dadurch sind die Löhne um ein Drittel erhöht worden. Mit Hilfe einer großen Firma, die 100 000 fl. leihweise, für eine Reihe von Jahren unverzinslich, für eine spätere Zeit unter den günstigsten Bedingungen zur Verfügung stellte, und mit einer jährlichen Unterstützung von 12 000 fl. durch das Handelsministerium ist diese Genossenschaft zustande gekommen.

Auch das Anfädeln der Perlen ist eine Nebenbeschäftigung der Frauen und der Kinder vom fünften Jahre an; es erfordert große Geschicklichkeit, der Verdienst ist aber bei 14—16stündiger Arbeit nur 22—25 Kreuzer. Eine Lohnbewegung führte in einer Gegend zur Erhöhung dieser Löhne; aber, meint der Gewerbeinspektor, das wird nur die Übertragung der ganzen Anfädelei in einen billiger arbeitenden Nachbarbezirk zur Folge haben.

Es ist überall fast dasselbe. In der Krystallschleiferei, die zur Hälfte von Frauen betrieben wird, in der Lüsterbehangarbeit, die wieder Frauen- und Kinderarbeit ist, sind die Löhne kaum besser, und es ist eine erfreuliche, aber seltene Ausnahme, wenn sich die Fabrikanten zur Festhaltung bestimmter Minimallöhne und Mindestverkaufspreise vereinigen.

Da die Lage dieser Heimarbeiterfamilien, vor allem der Frauen, Mädchen und Kinder, immer wieder ungefähr dieselbe ist, gehe ich kurz hinweg über die Schwarzglasindustrie mit ihrem stinkenden Qualm, der Atmungs- und Magenbeschwerden, Kopf- und Augenschmerzen macht und die Kinder tötet, da in demselben Raum auch gewohnt und geschlafen wird, mit täglich 16stündiger Arbeitszeit und einem Tagesverdienst von 22—30 Kreuzern — übergehe ich die Schachtelmacherei und Korbflechterei, die Besenbinderei (bei der die Verleger, die Händler, 100 Prozent verdienen), die Haararbeiten, an denen die Kinder, aus der Schule fortbleibend, sich die Augen verderben, das Federnschleißen, das Frauen, Kindern und Greisen einen Tagesverdienst von 6 Kreuzern bringt, und freue mich, in der Tabakbeutelherstellung die erquickende Ausnahme zu finden, daß hier eine Witwe es mit ihren vier Kindern auf einen Tagesverdienst von 1 fl. bis 1 fl. 40 Kreuzer bringt.

Auch die Lage der Hausweberei brauche ich kaum zu schildern; sie ist heute noch so wie in Gerhart Hauptmanns „Webern". Nur wo feinere Sachen und Kunstwebstoffe, Taschentücher, Damast- und Seidenwaren gewebt werden, die von der Maschine nicht erzeugt werden können, herrscht ein gewisser „Wohlstand": diese Familien bringen es auf 7 fl. wöchentlich. Aber die meisten sind auf der Stufe der Produktion vor 25 Jahren stehen geblieben, denn in den Weberfamilien vererbt sich die Weberei von Generation zu Generation. Der Mann und die Frau weben vielfach

abwechselnd, „je 12 Stunden, so daß sich der Webstuhl ohne Unterbrechung im Gange befindet. Es wurde konstatiert, daß in einem Falle der Mann von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends und die Frau von 6 Uhr abends bis 6 Uhr früh den Webstuhl bediente. In einem andern Fall fing der Weber die Arbeit um 2 Uhr nach Mitternacht an und übergab den Webstuhl um 6 Uhr abends seiner Ehefrau, welche bis 1 Uhr nachts weiter an dem Webstoffe arbeitete.“ Dazu kommt das Kohlenoxydgas, das den schadhaften Rauchschloten entströmt, und der Qualm der Lampe: in solcher Luft verbringen die Familien ihr ganzes Leben, die Kinder siechen dahin von der Geburt bis zum Tode, die dumpfe, warme Stubenluft wird ihnen Bedürfnis, sie entarten und sind „infolge jahrelanger schlechter Ernährung“ zu andern Berufen meist zu entkräftet. „Wenn 21 mal Wassersuppe und 21 mal Kartoffeln gegessen sind, so ist die Woche weg“, ist ihr Sprichwort. „Der widerwärtige Eindruck, berichtet der Gewerbeinspektor, welchen man beim Betreten einer derartigen Wohnstube gewinnt, wird ein förmlich ekelerregender, wenn auch Unreinlichkeit angetroffen wird, welche sich in manchen Weberfamilien gewöhnlich auf die Dauer der Wintersaison, während welcher fieberhaft gearbeitet werden muß, eingenistet hat. Während dieser Zeit wird die Stube nur selten gekehrt, gereinigt und gewaschen, und auch die Bett- und Leibwäsche der Familie wird der nötigen Reinigung seltener unterzogen, weil die Ehefrau des Webers fleißig spulen muß, um dem Weber die nötigen Schußgarne stets rechtzeitig in verwebbarem Zustande zur Verfügung halten zu können.“

Die Männer wandern vielfach nach deutschen Webefabriken, und wenn's gelingt, unterstützen sie die Daheimgebliebenen; aber oft sind sie zu entkräftet für die intensive Arbeit in der Fabrik und kehren krank zurück. Daher sind Cigarrenfabriken für solche Webergegenden ein Segen: sie bieten den Männern, Mädchen und Frauen — den letzten besonders als Cigarrenhausindustrie — einen nicht zu anstrengenden und bedeutend besseren Verdienst.

Über die Zwirn- und Leinen-Knopfherstellung, die nur Kinder und Frauen zu Hause betreiben, wird uns aus dem Budweiser Aufsichtsbezirk von 800 Arbeiterinnen berichtet, die bei elfstündiger fleißiger Arbeit höchstens 16 Kreuzer täglich verdienen; solche Knöpfe haben wir an unserer Wäsche.

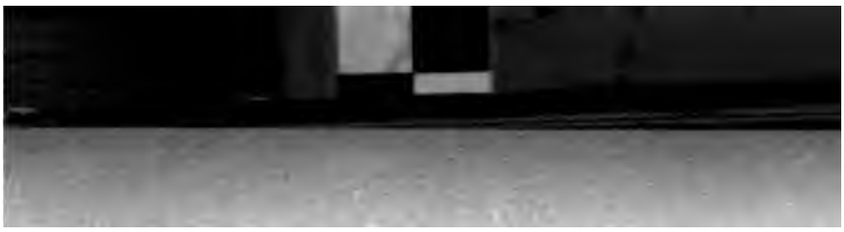
Sind es die Händler oder Verleger, die die Löhne so tief gedrückt haben oder wenigstens, der Konkurrenz nachgebend, so tief haben sinken lassen, und steckt auch der Faktor oft einen großen Teil des Arbeitslohns in seine Vermittlertaschen, so thut auch der Staat das Seinige, um den Ärmsten und Ausgebeutetsten zum Bewußtsein zu bringen, daß die Gerechtigkeit über ihnen waltet. So berichtet uns der Gewerbeinspektor von einem Mann, der täglich 30 Kreuzer, also im Jahr 90 fl. verdient; davon zahlt er 9 fl., also 10 Prozent, Erwerbssteuer. Außerdem besitzt er ein Haus, das er zur Hälfte selbst bewohnt und zur Hälfte für 36 fl. jährlich vermietet; von diesen 72 fl., die das Haus ihm trägt, zahlt er 17,55 fl. Steuer und 2,10 fl. Gemeindeumlagen; er zahlt somit 19,65 fl. oder 27 Prozent Haussteuer. Von seinem Gesamteinkommen von 126 fl. nehmen ihm also die Steuern 28,65 fl., das ist fast den vierten Teil seines Einkommens, ganz abgesehn von der indirekten Besteuerung, die allerdings bei der ausschließlichen Kartoffelnahrung wenig ausmacht. Seine Frau, die mit Haushalt und Kind viel zu thun hat, verdient mit der Ausfertigung von Strickereiwaren täglich höchstens 6—7 Kreuzer, also im Jahr 21 fl. Diese 21 fl. sind anscheinend nicht besteuert, was einen eigentlich wundern muß.

Im allgemeinen günstig ist die Handmaschinenstrickerei, die geradezu wie geschaffen ist zur weiblichen Heimarbeit. Hier verdient die Frau sogar oft mehr als der Mann: z. B. der Mann als Taglöhner jährlich 120 fl.; die Frau als Strickerin jährlich 121 fl. Allerdings sind auch hier, infolge der Konkurrenz unter der zunehmenden Zahl von Strickerinnen, die Löhne in den letzten zwanzig Jahren auf die Hälfte gesunken. Trotzdem kann ein Strickerin wöchentlich 3 fl. verdienen, während ihr Mann, als Heimarbeiter einer Schuhwarenfabrik, nur 2,50 fl. einnimmt.

Kommen wir nun endlich ins Erzgebirge und auf den Böhmerwald zu den 15 000 Spitzenklöpplerinnen, die trotz der erdrückenden Konkurrenz der Maschinenspitze bei der altgewohnten, von Kindheit an geübten Spitzenklöppelei geblieben sind, so finden wir hier zwar Klöppelschulen, aus Staatsmitteln oder von gemeinnützigen Vereinen gegründet, die die Technik verfeinert und damit auch die Preise gehoben haben, da diese kunstvolleren Muster der Konkurrenz der Maschine entzogen sind; aber im allgemeinen berichtet uns der Gewerbeinspektor: „nach Abrechnung der ca. ein Sechstel des Verdienstes betragenden Auslagen für Zwirn oder Seide kann der Durchschnittsverdienst einer ganzjährig arbeitenden Person mit 30 fl. pro Jahr taxiert werden.“ Die Wohnungsmiete verschlingt vielfach den ganzen Jahresverdienst einer Person. Da die Frauen mit der Wirtschaft viel zu thun haben, klöppeln vor allem die Mädchen, die aber auch meist uneheliche Kinder haben, so daß die Familien im Durchschnitt 10, oft 12—15 Köpfe zählen. Der Kindersegen steigt mit den sinkenden Löhnen. Die Bevölkerung entartet, durch die schlechte Ernährung, das enge Wohnen, die Kinderarbeit und durch das Klöppeln selbst, bei dem die Mädchen oft 15 Stunden lang vorgebeugt und fast unbeweglich sitzen müssen. Bei der Gorlnäherei (Posamentenherstellung), die von den Klöpplerinnen vielfach betrieben wird, sobald die Marktlage dafür günstiger ist, wird der Lohn gedrückt durch die vielen, nebenerwerbenden Bürgersfrauen, denen es auf die Höhe des Lohnes so genau nicht ankommt; dennoch ist er besser als beim Spitzenklöppeln.

Im Vergleich mit den übrigen Erzgebirglöhnen verhältnismäßig günstig gestellt sind die Heimarbeiterinnen der Handschuhindustrie, jedenfalls, weil diese Industrie noch nicht so eingebürgert ist und daher noch kein so unbeschränktes Arbeitsangebot zur Verfügung hat. Denn nicht die Leistung und nicht das Maß dessen, was zum Leben nötig ist, sondern nur Nachfrage und Angebot bestimmt die Höhe oder vielmehr Niedrigkeit des Lohnes. Wie in der Politik, so entscheidet auch im Wirtschaftsleben nur die Macht, aber nicht eine Macht, die der Gerechtigkeit ihren Arm leiht oder doch wenigstens dem Sklaven das zur Lebensfristung Nötigste zuweist, sondern der Herr ist der wirtschaftlich Stärkere, das ist der Reichere und Geschäftsgewandtere. Er kann in Ruhe herrschen, denn daß der wahrhaft Stärkere, die ausgebeutete Masse, einmal die Fäuste ballt und ihn niederschlägt, das verhütet der Staat. Der Staat schützt gegen die Gewalt der Körperkraft, aber nicht gegen die Gewalt des Geldes und der gewissenlosen Schlauheit.

Am klarsten offenbart das der Bericht des Gewerbeinspektors über die Stickerei. Nur ein Drittel oder ein Viertel des Lohns wird vom Unternehmer in bar ausgezahlt, der Rest muß in Waren bezogen werden, von den Unternehmern (Verlegern) oder von ihnen befreundeten Firmen, wo bereitwilligst Kredit gegeben wird: „Blieb die Stickerin einmal schuldig, so muß sie sich mit jedem ihr gebotenen Arbeitslohn begnügen, sonst wird in rücksichtslosester Weise auf Bezahlung der Schuld gedrungen.“



„Überall wurde die Klage laut, daß den Stickerinnen Waren von äußerst schlechter Qualität um einen weit höheren Preis verabfolgt werden als dies in jedem anderen Kaufladen der Fall ist.“ „Die Stickerinnen sind gegenüber einer derartigen schranken- und gewissenlosen Ausbeutung gänzlich machtlos und müssen sich diese deshalb gefallen lassen, weil bei dem in der dortigen Gegend bestehenden Überfluß an Stickerinnen nur solche Personen dauernd beschäftigt werden, welche auf Entlohnung in barem Gelde Verzicht leisten.“ Dieses „Trucksystem“, die Bezahlung in Waren statt in Geld, wird uns von den Gewerbeinspektoren aus Böhmen vielfach gemeldet; bei uns scheint es durch das gesetzliche Verbot mehr und mehr verdrängt worden zu sein. Aber typisch auch für unsere Verhältnisse ist der Lohnraub, den uns der Gewerbeinspektor schildert: trotz der mangelnden Ausbildung (eine Fachschule fehlt dort) werden von den Stickerinnen oft vorzügliche Leistungen, Prachtwerke in Stickereien, geliefert, so daß den Unternehmern für das Sticken von Damenausstattungen nicht selten 1000—1500 fl. gezahlt werden — aber nur den Unternehmern! Denn es werden „für die reiche Stickerei an Brustbesätzen bei Damenhemden den Arbeiterinnen 18—60 Kreuzer Arbeitslohn gezahlt, während dem Konsumenten hierfür 3 fl. bis 5 fl. pro Stück aufgerechnet werden.“ Für das Sticken kunstvoller Monogramme bekommt der Arbeitgeber z. B. 1 fl. und zahlt dafür der Stickerin bloß 30 Kreuzer. Über das Sticken selbst berichtet der Gewerbeinspektor: „Das Sticken ist eine sehr mühevolle Arbeit, die, wenn sie 12—16 Stunden täglich ununterbrochen bei gebückter Stellung des Oberkörpers und eingedrückter Brust ausgeübt wird, von äußerst ungünstigem Einfluß selbst auf gesunde Naturen ist. Insbesondere strengt das Sticken zumal bei ungenügender Beleuchtung die Augen in hohem Grade an. Mit dumpfiger Luft erfüllte, räumlich sehr beschränkte, nie ventilierte Arbeitslokale, mangelhafte Beleuchtung, insbesondere während der Wintermonate, wo die Hälfte der Tageszeit hindurch bei der qualmenden Petroleumlampe gearbeitet wird, unzureichende Kartoffelkost abwechselnd mit schlechtem Kaffee, das ist in großen Zügen das getreue Bild des Daseins dieser Heimarbeiterinnen, die sich im besten Fall einen Tagelohn von 30—50 Kreuzern verdienen. — Es wurde anläßlich der Erhebungen die Wahrnehmung gemacht, daß diese Arbeiterinnen binnen wenigen Jahren nicht nur sehr kurzsichtig werden, sondern auch sich Verknöcherungen der Halsmuskeln zuziehen, so daß sie den Kopf nicht mehr aufrecht zu halten vermögen. Hinzu gesellen sich sehr bald auch Magen- und Brustbeschwerden, welche die Gesundheit der Stickerinnen vorzeitig untergraben.“ So wird uns aus den Bezirken Chrudim und Pardubitz berichtet; im Erzgebirge ist es noch ärger, denn die Handstickerinnen verdienen hier täglich nur 18—30 Kreuzer. „Die Ernährung entspricht diesen geringen Verdiensten und besteht nur aus Erdäpfeln, Brot und Kaffeesurrogatabsud.“ Wir können uns nicht damit trösten, daß der Lohn der Maschinensticker bedeutend höher ist, daß eben die Handstickerei durch die Maschine verdrängt wird; sondern es sind vielfach wertvolle Kunststickereien — nur der Lohn fließt in die Tasche des Händlers.

Damit möchte ich schließen. Die Prager Lederhandschuhindustrie, die viele Tausende von Heimarbeiterinnen und Heimarbeitern beschäftigt, die Prager Kleider- und Wäschekonfektion, die Kunstblumenindustrie und die Bildermalerei, bei der das Grundieren den malenden Frauen zu allem übrigen Bleiweißvergiftungen zuzieht — alles das übergehe ich, denn es ist in verschiedenem Rahmen überall dasselbe Bild. Das Typische der Hausindustrie kennen wir ja nun: wehrlose Abhängigkeit vom Ver-

leger, Fabrikanten, Händler, oder wie der Unternehmer gerade heißen mag, und gänzliches Fehlen aller Schutzgesetze, wie sie für die Fabriken vorhanden sind. Gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit ist selbstverständlich hier unanwendbar, die Kontrolle ist unmöglich; auch hygieinische Bestimmungen wären nur eine Plage für die Leute, wenn man ihnen nicht das Geld in die Hand giebt, sie befolgen zu können. Die Verleger allerdings könnte man für die Arbeitsräume verantwortlich machen. In erster Linie aber steht der Lohn und die Vorbildung: wie der Staat da eingreifen kann und soll, darüber möchte ich in einem zweiten Aufsatz sprechen, der die hausindustrielle Frauenarbeit innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzen behandeln soll. Ich hoffe, man zieht aus dem, was ich heute nach den amtlichen Berichten aus Böhmen mitgeteilt habe, nicht den Schluß: wir Deutschen sind doch bessere Menschen. Es ist bei uns nicht anders. Aber es muß anders werden.

Ein Gymnasium für Bauernmädchen in Rußland.

Von

M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

So verkehrt es wäre, „höhere Töchter“ künstlich zu züchten, so ungerecht scheint es, den begabten Kindern des Volks den Bildungsweg zu versperren. Amerika, Skandinavien und Finland haben bereits bedeutungsvolle Schritte gethan zur Förderung der höheren Schulbildung unter dem Volke. In Frankreich und bei uns in Deutschland sorgen die Fortbildungsschulen in gewissem Maße für die fortgesetzte unterrichtliche Einwirkung auf die heranreifenden und der Elementarschule entwachsenen Schülerinnen. In Rußland jedoch, wo die Volksschulbildung noch nicht obligatorisch ist, giebt es nur wenig Bildungsmöglichkeit in den entlegenen Flecken und Dörfern.

Wie ein Märchen muß uns daher ein russisches Gymnasium für Bauernmädchen vorkommen! Und doch ist es unlängst Thatsache geworden. In der Kreisstadt Orlow des Gouvernements Wjatka sollte vor ca. 6 Jahren eine Volksschule für die Mädchen der umliegenden Dörfer eröffnet werden. Da die Stadt, die zum großen Teil von Handwerkern und Gewerbetreibenden bewohnt ist, kein städtisches Mädchengymnasium, sondern nur ein Privatpensionat besaß, so faßten die Vertreter der „Semstwo“ oder der landschaftlichen Ortsadministration den Beschluß, ein Mädchengymnasium ins Leben zu rufen. Der Vorschlag schien einem tief im Herzen der Bevölkerung schlummernden Bedürfnis zu begegnen. Von Nah und Fern gingen der „Semstwo“ Geldspenden mit dem Gesuch zu, die höhere Mädchenschule von Gemeinde wegen schleunigst zu schaffen und sie nicht erst als ein Geschenk von der Regierung zu erbitten.

Beflügelt von den Wünschen der Bildungsdurstigen kam das achtklassige Mädchengymnasium[1]) bald zu stande, und von den 200 Schülerinnen sind 190 wahre Kinder

[1]) Unter russischen Mädchengymnasien sind unsere höhern Mädchenschulen zu verstehen, denen neuerdings eine Lateinklasse, wie in dem Stajunia-Gymnasium zu St. Petersburg, beigefügt wird. Alle entlassenen Gymnasiastinnen sind zum Eintritt in die „höheren weiblichen Kurse“ und auch in die „medizinischen Kurse“ berechtigt und können das Examen für Latein später ablegen, sofern es noch nicht zu ihrem schulplanmäßigen Lehrstoff gehörte.

des Volkes, Bauernmädchen, die den Namen der Anstalt „Bauerngymnasium" vollkommen rechtfertigen. Mehrere Werst weit kommen die Lerneifrigen durch Wind und Wetter, durch Schnee und Eis werktäglich nach dem Gymnasium, das ein ganz anderes Bild als jede andere höhere Töchterschule bietet. Hier sind keine bleichsüchtigen Stadtkinder mit feinen Kleidern und hohen Absätzen zu sehen, sondern frische Bauernkinder, die ohne Korset, mit einfachen Bauernschuhen und dem bunten Kopftuch auf dem Flachshaar in aller Herrgottsfrühe mit ihrem Bücherbündel zur Stadt wandern. Um auch den Unbemittelten den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen, ist das Schulgeld auf nur 3 Rubel = 6 Mark das Jahr festgesetzt. Im Anschluß an das Gymnasium ist neuerdings auch ein Pensionat gegründet, damit den weiter von der Stadt wohnenden Zöglingen ein dauerndes Asyl geboten werde. Die Bauern können alle Viktualien für ihre Kinder schicken und brauchen für die Aufsicht nur 60 Kopeken — 1,20 Mark — monatlich als Pension zu zahlen. Es ist bemerkenswert für die Begabung und den Fleiß der russischen Bauernmädchen, daß alle Schülerinnen des Progymnasiums auch den Schulbesuch in den höhern Klassen fortsetzten. Und ebenso kennzeichnend für das geistige Erwachen der Bauern zum gesunden Verständnis ist der Umstand, daß die ganze „Semstwo" von Orlow, die aus Bauern besteht, einmütig den Plan des Mädchengymnasiums unverzüglich in die That umsetzte und dem Antrag um die obrigkeitliche Bestätigung ein sehr wichtiges Moment zu Grunde legte. Die „Semstwo" wies nämlich nach, daß dem Mangel an Volksschullehrerinnen und gebildeten Landwirtinnen gar nicht besser uhd glücklicher abgeholfen werden könne, als durch die zweckmäßige Erziehung begabter Bauernmädchen, die eng mit der Scholle verwachsen, das Bauernleben und die ländlichen Bedürfnisse von Grund aus kennen und von der Liebe für den Boden und das Volk durchdrungen sind. Diese Behauptung hat sich auch wirklich bewahrheitet. Die Gymnasiastinnen, die nicht grade auf eine frühe Heirat ausgehen, sind fast alle geneigt, sich dem Lehrfach oder der Landwirtschaft oder dem neuen kombinierten Berufe der landwirtschaftlichen Volksschullehrerin zu widmen.

So scheint das weibliche Bauerngymnasium eine gute Bildungsstätte werden zu können, von der Kultur und auch die Erschließung neuer praktischer Frauenberufe ausgehen wird.

Versöhnung.

Die Liebe macht uns reich und weit,
Erhebt uns über niedere Gewöhnung.
Die Freien sind zum Handschlag stets bereit,
Erwarten nicht für alles Löhnung.

Sie schieben auch den Groll beiseit,
Stets ringend nach des Menschen Krönung,
Die Welt birgt soviel Bitterkeit —
Verschließe nie dich der Versöhnung!

L. H.

Frühlingsgeschichte.

Erzählung

von

A. v. Auerswald.

Nachdruck verboten.

Das Leben hat das Leben gern,
Und leicht gewöhnt sich Brust an Brust.
Die Toten liegen tief und fern,
Und wissen nichts von unsrer Lust.

C. F. Meyer.

Was wartet alles auf den Frühling, wenn er wieder in das Land kommt! In den [illegible]n Gräben liegen noch Reste von erdigem [illegible]e und sollen geschmolzen werden. Das [illegible]ckte, fahle Gras muß sich wieder auf[illegible]n, junge Keime müssen es übersprießen. [illegible]welken Blätter sollen von lauen Regen[illegible]rn in die Erde geschlagen werden. Die [illegible] daß er vor ihm her ein Paradies schafft. Tausend unsichtbare Diener sind seine Helfer. Ein Flüstern in den Zweigen, ein Duft aus der Erde, ein Lerchengetriller im sonnenflimmernden Blau sind die kühnen, zudringlichen, übermütigen Kämpfer, die ihm Siege erfechten in allen Herzen, auch in denen, die da sprechen: „Für mich kommt kein Frühling mehr.“ Und seine Augen leuchten strahlender und tiefer, seine Arme breiten sich weiter und segnender, sein Tritt wird stärker und gebieterischer. Er wächst, ein Riese, furchtbar schön, zu groß unsern irdischen Blicken, denen er entschwindet, ehe sie es gewahr werden. —

Und dann kam der Frühling, plötzlich, fast ohne Übergang. Es war auf einmal ein Stöhnen in der Luft und ein laues Wehen. Das Eis auf den Flüssen hob sich und barst, von den Bergen rannen schmelzende Fluten, überall tauchte die schwarze Erde hervor und überall hin küßten warme, brennende Sonnenstrahlen. Und dann geschah alles, wie es jedes Jahr geschieht. Mit prachtvoller, erhabner Werdefreude sprengte die Natur den starren Todesbann und begann ihr Fest des Lebens, unbekümmert darum, ob die Menschen gewillt waren, es mitzufeiern.

Und viele schauten gar nicht einmal danach hin und spürten es nicht, daß der Frühling begann. Sie wußten vielleicht nur, daß der Weg frei wurde zu den Gräbern, daß die Thränen, die sie die langen Monde hindurch zu Hause geweint, nun an den stillen Hügeln fließen durften. Aber die Hügel umkeimte junges Grün. Und in den Kirchhofsbäumen pfiffen die Amseln. Und die Tage waren lang und warm, und die Zitronenfalter gaukelten durch die Luft, und manchmal breitete ein Trauermantel seine geheimnisvollen, schwarzsamtnen Flügel aus. Und die klugen Meisen zirpten und pickten mit den spitzen Schnäbeln an den aufbrechenden Baumknospen, daß es aussah, als wollten sie dem Frühling helfen, die braunen Hülsen zu sprengen. Und in der Luft war ein Duft von warm würziger Erde und jungen Blüten.

Das schmeichelte sich in die Sinne, so daß manch trauriges Auge fröhlich erstaunt leuchtete, wenn unter welken Blättern ein erstes Veilchen mit seiner dunklen Blüte stand. Ein Lachen schwirrte durch die Luft, hie und da an den friedlichen Feierabenden, von Lippen, die lange nicht gelächelt. Dann erschrak wohl manches Herz und lauschte dem seltsamen Ton. Aber wenn die Kinder durch die Straßen jauchzten und die Locken schüttelten, die Kinder, die vom Tod nichts mehr wußten, dann zog durch alte, düstere Augen ein leiser Glücksschimmer, und jäh und verstohlen rührte sich in schmerzzerrissenen Herzen ein heimliches Entzücken, noch teil zu haben am sonnigen Leben.

Und als der Mai kam, als der Frühling all seine Fahnen ausgehängt hatte, als lustige und warme Winde tosend durch die Blütenbäume fuhren, wurde auf der Dorfwiese eines kleinen Fleckens, den die Pest am schwersten heimgesucht hatte, wie alljährlich alles mit Bänken und Guirlanden zum Maienfeste vorbereitet.

Um diese Zeit schritt ein junges Mädchen einen hügeligen Pfad entlang dem Dorfe zu. Sie war groß und kräftig und atmete trotz des raschen Schreitens gemach und langsam. Die Stirn hatte sie leicht gesenkt, ihr Mund war streng und traurig geschlossen. Manchmal hob sie gleichgiltig den Blick, mehr um des Weges zu achten, als um den friedlichen Rundblick zu genießen. Hie und da war ein Bauer im Felde beschäftigt, der Waldrand leuchtete im jungen Grün. Vor ihr lag, nun der Pfad sich neigte, das Dorf mit seinen kleinen, breiten Häusern und den Kronen der alten Linden. Auf der Wiese standen ein paar Leute, die auf und abschritten, Pflöcke einschlugen und miteinander sprachen.

Als Ursel, das Mädchen, sie im Heranschreiten bemerkte, kam ihr erst flüchtig, wie eine matte Erinnerung der Gedanke, es seien im vorigen Jahre ihrer mehr gewesen, die alles zugerichtet; dann verdunkelte sich ihr Auge, denn ihr fiel nun ein, es sei dies Jahr kaum an der Zeit, ein Maifest zu feiern. Sie ging aber gelassen weiter und hatte andres zu denken, denn sie mußte einiges beim Krämer ausrichten und Flachs für die Base holen.

Indessen hörte sie bald ihren Namen rufen und sah von der Wiese eilig ein Mädchen herankommen. Das war Dörte, ihre Spielkameradin, die, wie sie selbst, ihren Bräutigam an der Pest verloren hatte. Da blieb sie stehen, und Mitleid war in ihren Augen. Wir kennen am besten das Leid, das wir selbst gelitten. Dörtes Gesicht war heiß, und ihre Augen hatten einen stillen Glanz. Sie faßte Ursels Hand.

„Man sieht dich selten im Dorf, Ursel," sagte sie freundlich, obgleich sie vor der tiefen Traurigkeit, die in dem Gesicht der andern lag, fast ein wenig zurückschreckte.

„Und die Leute wollen tanzen?" fragte Ursel und schaute zur Wiese hinüber.

„Ja, wir werden tanzen," erwiderte Dörte. Ursel ließ ihre Hand los und blickte sie an, mit tiefem Staunen in den Augen.

„Du nicht, Dörte?“ fragte sie langsam.

„Wir alle,“ sagte Dörte. „Und du solltest auch kommen, Ursel. Du lebst so einsam mit der Base, da wird das Herz immer schwerer und trauriger. Sieh, das Leben ist doch noch schön.“

„Ja, das Leben, aber der Tod“ — sagte Ursel flüsternd, und ihre Augen schauten dunkel und entsetzt in Dörtes frisches Gesicht. Sie sah in diesem Augenblick ein andres, das war starr, bleich und verzerrt. Dörte erwiderte ruhig ihren Blick. Über ihnen schrieen die Schwalben.

„Ich tanze mit dem Tischlerfritz,“ sagte sie. „Wir heiraten im Sommer.“

Jetzt lachte Ursel, und dann ging sie, ohne ein Wort zu sagen, die Dorfstraße weiter hinauf. Aber Dörte blieb an ihrer Seite.

„Er hat mich immer lieb gehabt, der Tischlerfritz,“ erzählte sie, während ihr Atem hastig kam und ging. „Und ich mag ihn jetzt auch gern,“ und dann, als habe sie zu wenig gesagt, fügte sie nach kurzem Zögern hinzu, „ja, recht von Herzen.“

„Dann ist es ja gut,“ sagte Ursel gelassen. Aber Dörte faßte hastig nach ihrer Hand.

„Den Michel hab ich nicht vergessen, denk' das nicht,“ murmelte sie. „Aber es ist traurig, einsam zu sein, wenn das Leben noch lang ist und das Blut jung.“

Ursel erwiderte jetzt ihren Händedruck.

„Laß es nur gut sein,“ sagte sie leise. „Wenn du ihn lieb hast und er dich, so tanzt nur und heiratet euch, das ist das Beste.“

Ihre Lippen zitterten. Sie eilte rasch voran und trat in den Laden des Krämers. Hier forderte und zahlte sie und holte den Flachs für die Base. Dann nahm sie für die Heimkehr einen Umweg um das Dorf herum.

Es funkelte alles im ersten Keimen und Blühen, ganze Stoßwellen warmen Blütenduftes schwellten durch die Luft. Über dem flachen, sonnbeschienenen Feld tönte ein unaufhörliches Lerchengejubel. Ursel ging wieder mit geneigtem Kopf und in tiefes Sinnen versenkt. Ihre ruhevolle Traurigkeit war einem qualerfüllten Nachdenken gewichen.

Wer dem Tode so nahe gestanden, wer immer das Totenglöckchen gehört hat, wer jeden Morgen mit der bangen Frage erwacht ist: wen trifft es heute?, wem endlich ein liebes Leben um das andre entrissen ist und schließlich das Liebste, Einzige — der findet das Leben schön, der fühlt, daß er jung ist, der wagt auf diesem schwanken Boden frevelnd nach neuem Glück zu haschen! Und kann glücklich sein! Und tief in der dunklen Erde ruhen die Toten. Tief, tief. Kein Frühling, kein Licht, kein Hoffen für sie. Sie hören vielleicht nur, wie das Weinen sich in Lachen verwandelt, in lautes Freudengelächter.

Ursel erbebte. Ein Schauer überrieselte sie, als ginge sie nicht in wärmender Frühlingssonne. Sie spürte auch nichts von dem linden Flüstern der Bäume, von dem verstohlenen, kosenden Vogelgetriller. Ihr Mund war herb, ihr Auge verdüstert.

Der Weg ging jetzt ein wenig bergan und führte in ein lichtes Buchengehölz voll hoher, junger Stämme. Dies Gehölz mußte sie durchschreiten, um zu dem Gehöft der Base zu gelangen. Das lag weitab vom Dorf. Die Pest war nicht dorthin gekommen, aber nun kam auch keine Freude, kein Leben, nun brütete dort nur derselbe Schmerz. Ursel blieb, als sie in das Wäldchen voll würziger Düfte trat, einen Augenblick stehen und atmete die reine Luft mit Erquicken. Dabei sah sie gleichsam mit Erstaunen, weil sie es vorher nicht bemerkt hatte, den Himmel im farbigen Feuer der untergehenden Sonne. Auch standen an der andern Himmelsseite bleiche, leuchtende Wolkenzüge, deren Schimmer einen Abglanz auf die Felder warf. Sie stand eine kurze Zeit in Anstaunen versunken. Über ihr flötete von der Spitze eines Baumes eine Amsel mit ganzer inbrünstiger, sehnsüchtiger Wehmut, in den Zweigen raschelte es leise wie von huschendem Leben.

Die Base saß vor ihrem Häuschen und schaute friedlich in die Abendsonne. Die welken, alten Hände hatte sie im Schoß gefaltet, an ihren Knieen rieb sich ein großer, gelber Kater und schnurrte behaglich. Als sie Ursel von ferne erblickte, hob sie die Hand an die Augen und schaute nach ihr aus. Der Kater aber schlängelte seinen schönen Schwanz und ging ihr langsam und vornehm entgegen.

Das Mädchen trat mit kurzem Gruß heran und legte den Flachs und die Krämerwaren auf die Bank.

„Welch ein Frühlingstag das ist," sagte die Base, die ihr freundlich zunickte. „Der liebe Gott meint es gut mit uns Alten. Im Ofen steht dein Süppchen. Geh, iß, du wirst müde sein."

„Im Dorf richten sie das Maifest," sagte Ursel.

„Das ist recht. Mit Freude loben wir den Herrn," erwiderte die Alte.

Ein dunkles Zucken erschien auf der Stirn des Mädchens, als meine sie fast, hier sei nichts zu loben; dann fügte sie aber kalt hinzu:

„Und Dörte heiratet den Tischlerfritz."

„Gott ist gnädig. Er tröstet die zerbrochnen Herzen," sagte die Base und sah mit sanften Augen auf Ursel, während sie lind den Frühlingsduft einatmete.

Die sah sie mit brennenden Augen an, dann wandte sie sich stumm ab und schritt in das Häuschen. Hier stand sie einen Augenblick reglos und preßte die Hände ineinander. Wie ein Stöhnen kam es von ihren Lippen:

„Weshalb bist du gegangen, Franz? Ich bin so allein, — so allein."

* * *

Es war ein paar Tage später, da schritt Ursel durch das Wäldchen. Auf der Hälfte des Weges zwischen dem Dorf und dem Häuschen der Base hatte ein Bäuerlein sein Besitztum mit ein paar Kühen und Pferden. Dorthin ging Ursel ab und an, um Milch zu holen. Auch heute war sie früh hinaus, zugleich mit der Sonne, die milde und klar aufging. Ein ganz sanfter Morgenwind regte die jungbegrünten Buchen, der Tau hing satt und schwer im Gras, ein Häslein sprang durch das Unterholz und machte Männchen. Vor allem aber regten sich die Vögel und zwitscherten und sangen.

Ursel schritt rasch und munter aus, ihr kraftvoller Körper war nach der Nachtruhe besonders frisch, die schnelle Bewegung, die fast noch etwas herbe Luft belebten ihn. Es war wohl schwer, an diesem sonnigen Frühlingsmorgen nicht unwillkürlich auch voll ruhiger Lebensfreude zu sein. Wie unbewußt drängte sich ein Summen auf ihre Lippen, eins von jenen Volksliedern, die sie früher mit Franz und Dörte und Michel gesungen. Sie wurde es selbst nicht gewahr. Fast gedankenlos wanderten ihre Blicke in den Sonnenjubel, und plötzlich stiegen wirbelnd, klar und machtvoll leuchtende, lockende Töne aus ihrer Brust in den sonnigen Morgen, um die Wette mit den Vogelstimmen, nur lieblicher, kraftvoller. Die Welt war so still ringsum, ihr Lied war allein zu hören; wie Glockenklänge schwebten die Töne über dem tauglitzernden Gefild.

Aber mitten darin brach Ursel ab und horchte fast erschrocken, ob sie es wirklich selbst gewesen, deren Stimme so jubelnd erschallt war. Und dann stieg eine Röte in ihr Gesicht, obwohl sie ganz allein war. Sie hörte nur noch das gedämpfte, neckende Gezwitscher der Vögel. Unwillig zog sie die Stirn zusammen und schritt rascher vorwärts und dabei trieb sie ihre Gedanken unbarmherzig in die dunklen Wintertage zurück, in die Stunden atemlosen Grauens, wenn der Nordwind um ihr Häuschen seufzte und sie gemeint hatte, die Stimme von Franz zu hören, als klage er um Einlaß, als sei es ihm zu schauerlich im einsamen Grab. Hatte sie nicht oft seinen Schritt gehört, den raschen, festen Schritt? Aber er war verhallt, ehe er die Thür erreichte, er ging immer vorüber.

Nun hatte der Frühling keine Macht mehr über ihre junge Seele. Sie schritt durch den blühenden Wald und merkte es nicht.

Erst als sie sich nach kurzer Zeit dem offenen Feld näherte, wachte sie aus ihrem dunklen Brüten auf. Sie sah durch die Stämme hindurch zwei Pferde auf dem Acker stehen, und an einen der Bäume lehnte ein Mann, die Arme gekreuzt, und unter düstrer Stirn blickten zwei fremde, todstille Augen nach ihr hin. Einen Augenblick durchrann sie ein Schreck, daß ihr Fuß stockte. Der Mann aber wandte den Kopf und sah reglos wie vorher in das flimmernde Feld hinaus.

Nun erkannte sie ihn auch. Es war der Toni vom Steingehöft. Und ihr war, als müsse ihr Fuß leiser auftreten, um den in seinem Schmerz nicht zu stören. Die Base, die gern mit den Alten schwatzte, wenn sie nach dem Dorf kam, hatte ihr über den Toni erzählt. Er war wie sinnlos gewesen in seinem Schmerz,

als das Mädchen starb, das er im Herbst freien wollte. Sein Haus war schon geschmückt und die Fiedler bestellt, trotz Tod und Krankheit der andern, vielleicht in doppelter Hast. Aber noch vorher hatte ihr ein andrer gefiedelt und war ihr mit Tanzschritten genaht. Über die bleichen Stoppeln war sie dem Fremden gefolgt, der so süß zu geigen wußte, so wundersüß, daß sie den Toni und den Hochzeitstag vergaß. Und sie war ihm so weit entwichen, daß er sie nie, nie mehr erreichen konnte. Wenn Ursel mit ihrem Totenkranz an das Grab von Franz kam, während der scharfe Regen flach niederfuhr, sah sie oft an einem andern, frischen Grabe einen Mann liegen, reglos, die Arme darum geschlungen. Das war der Toni, und in dem Grab lag die junge Hanni, die er geliebt hatte. Wie düster, düster war sein Auge. Hatte er sie singen hören und wußte, daß auch sie ein Liebes betrauerte?

In diesen Gedanken erreichte sie den Hof des Bäuerleins, der ihr von der schäumenden Milch eingoß und sie geschwätzig fragte, ob sie zum Maienfest käme. Ursel zuckte nur die Schultern, nickte flüchtig zum Abschied und ging ihren Weg zurück. Der Toni war nicht mehr zu sehen. Er eggte wohl hinter dem Hügel.

Am Mittag, als sie vom Feld kam, sah sie die Base eilfertig um das Haus trippeln, immer von ihrem großen Kater gefolgt. Sie streute den jungen Hühnern das Futter hin und jagte die Schweine von der Thür fort. Dann setzte sie sich wieder an das Spinnrad und trat es geschäftig und netzte die Finger, den Faden zu ziehen.

„Ihr seid heute munter, Base," sagte Ursel mit ernstem Lächeln.

„Das macht der Frühling," meinte die Base. „Sieh, das zuckt in den Gliedern, so alt sie auch sind."

Dann lehnte sie ein bißchen pfiffig den Kopf zur Seite und fragte:

„Und weißt du auch, wer heute hier gewesen ist?"

Ursel sah gleichgiltig fragend mit ihren dunklen Augen auf und strich dem Kater das glänzende Fell.

„Der Franzenvater," sagte die Base triumphierend.

„Was hat er gewollt?" fragte Ursel tonlos und wurde ein wenig blasser, denn der Franzenvater hatte damals, als sein Sohn starb und Ursel an das Totenbett wollte, sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür gestellt und sie vergeblich um Einlaß bitten lassen. Zu ihrem Besten, ja, sie wußte es. Und doch, wie gern wäre sie damals mit dem Franz gestorben. Und hatte der Toni nicht der Hanni bleiche Lippen geküßt, wie ein Rasender, und war leben geblieben?

Die Base gab Antwort: „Zum Maienfest, hat er gesagt, sollen wir kommen."

„Zum Maienfest — der Franzenvater?" fragte Ursel ungläubig.

„Alle gehen," erzählte die Base ein bißchen eifrig, und aus ihren Augen strahlte eine sanfte Begehrlichkeit. „Keiner fehlt, auch nicht einer. Es wär sonst zu traurig, das Fest, weißt du, Ursel. Und ihm sollst du es nicht anthun, daß er sich schämen muß vor dir. Das hat er gesagt, grad so. Und der Franz, meint er, dem wär's nicht recht, wenn du ihn allein gehen ließest."

Ursel sah vor sich nieder. Welch eine klägliche Feier sollte das sein. Wie spärlich der Reigen, wie freudlos der Tanz. Die Base faßte nach ihrer Hand.

„Es weiß ja jeder, du thust's nicht um dich," sagte sie bittend. „Es weiß ja jeder, du denkst nur an den Franz. Aber schau, Mädel, ich bin schon alt, einmal möcht' ich noch Freude sehen und die Fiedeln hören. Und allein kann ich nicht gut, die alten Füße sind zu schwach. Schau, mit dir möcht' ich gehen, Ursel."

„Was redet Ihr soviel, Base," sagte Ursel, halb unwillig. „Wenn Ihr wollt, dann geh ich, das wißt Ihr ja."

Sie warf ein wenig den Kopf zurück und blickte finster und traurig. Die Base aber schaute mit sanften, tiefen Augen in die leuchtende Sonnenwärme. Das war der liebe Gott, der die Welt so schön und herrlich gemacht hatte. —

Ja, und Er ließ auch den Maientag so wunderbar prächtig aufsteigen, daß alle Hügel unter den Sonnenküssen dampften und die Luft am fernen Horizont in Glanz flimmerte. Vom frühen Morgen an läuteten die Glocken

und goſſen mit ihren Tönen Feſtſtimmung über den Tag. Der Schall wiegte ſich heiter durch die klare, reine Luft, und Urſel hörte ihn, während ſie ihre Morgenarbeit im Felde verrichtete. Sie richtete ſich manchmal auf, um zu lauſchen und wunderte ſich dann, wie warm ſchon die Sonne war, daß ſie es an dem Spatengriff ſpürte, wie lange er bereits in ihrem Strahl gelegen hatte.

Als ſie etwas früher als gewöhnlich heim kam, lag in dem Stübchen ihr Feſtputz ausgebreitet, und die Baſe rief aus dem Nebenraum, ſie ſolle nur eſſen und ihr ein wenig verwahren; Urſel betrachtete erſtaunt das feſtliche Kleid. Sie hatte gar nicht daran gedacht, daß ſie ſich auch ſchmücken müſſe. Dann aber eilte ſie, es raſch zu thun, um mit der Baſe zuſammen zu eſſen.

Als ſie nun ihre Zöpfe aufgebunden hatte und das Kleid feſt und zierlich ſaß, betrachtete ſie ſich mit nachdenklichem Blick in dem Spiegel. Ihre volle, braune Wange war nicht ſchmaler geworden, der kräftige Mund nicht bleicher, ihr Auge nicht matter. So hatte ſie auch voriges Jahr ausgeſchaut, als ſie noch ein wenig zärtlicher in den Spiegel blickte und rechte Freude daran hatte, daß ihr Antlitz ſchön war. Denn dazwiſchen warf ſie verſtohlene Blicke zum Fenſter hinaus auf den Franz, der ungeduldig pfeifend auf und abſchritt und einen Strauß mit Pfingſtroſen verſteckt zu halten ſuchte. Sie aber lachte, denn ſie hatte den Strauß auf den erſten Blick geſehen.

In dieſen Gedanken wurde ſie von der Baſe unterbrochen, die auch zierlich geputzt ihre Kammer verließ.

„Ei, Urſel, fertig," ſagte ſie erfreut und warf einen wohlgefälligen Blick auf das ſchlanke Mädchen.

Urſel holte den Napf mit Eſſen und legte ſich und der Baſe vor. Ihr war wunderlich zu Mut, wie ſie das geputzte alte Weibchen ſah, und ein gerührtes Mitleid erwachte in ihr.

„Sie wollen ſich ja alle täuſchen," dachte ſie traurig, „täuſchen und denken, daß ſie glücklich ſind. Und ſind uns nicht allen ſolche Stunden zu gönnen? Soll ich an einen Schmerz mahnen, den ſie vergeſſen wollen?"

Aber trotz dieſer guten Vorſätze brannten ihr heiße Thränen in den Augen, die ſie nur mit Mühe zurückdrängte.

Die Baſe aß vorſichtig mit vorgeneigtem Oberkörper und warf unruhige Blicke zum Fenſter hinaus, um nach dem Stand der Sonne zu ſehen, ob es nicht Zeit zum Aufbruch ſei. Dann trippelte ſie, während Urſel die Teller wuſch und fortſtellte, ſchon vor die Thür und ſchaute dort recht ehrbarlich unter ihrem breiten, geſtickten Kopftuch den Weg hinauf. Endlich war auch Urſel fertig und trat zu ihr.

„Schau, Urſel, welch ein Tag", ſagte die Baſe. „Dieſer Glanz und Flimmer und ſolch eine weiche, linde Luft, daß ſich kaum ein Blütenbaum rührt. Voriges Jahr war es doch auch ſchön, aber einen ſolchen Tag hat es nicht gegeben, ſeit ich jung war."

Urſel lächelte bedächtig. Ja, der Tag war ſchön und in ſeiner ſtillen Pracht beinah rührend. Von fernher kam Hähnegeſchrei, das durch die ſtille Luft ganz klar herüberdrang. Am Himmel zerfloß ein zartes Duftwölkchen. Neben ihnen ſtieg eine Lerche auf, und über dem Wald zog ein Habicht ſeine ruhigen Kreiſe. Eine Eidechſe lag auf dem ſonnigen Weg und huſchte erſt fort, als ſie nahe heran kamen.

Die Baſe ſtützte ſich auf Ullas kräftigen Arm, und ihre junggebliebenen Augen konnten ſich an allem Schauen nach rechts und links nicht genug erquicken. Oft blieb ſie ſtehen, teils um ſich zu ruhen, teils um andächtig den würzigen Feldgeruch einzuatmen. Hier freute ſie ſich an der zarten Saat, dort an einem überhängenden Blütenbuſch. Es war Urſel faſt, als ginge auch ihr erſt jetzt der Reichtum und die Fülle dieſer geſegneten Tage auf. Und kein Arbeitsklang tönte herüber, ſelbſt die Mühle ſtand mit regloſen Flügeln.

Im Buchenwäldchen ſagte die Baſe: „Und ſchau, Urſel, nichts vergißt der liebe Herrgott. Mein Lebtag hab' ich nichts ſo geliebt, wie Leberblümchen und Anemonen, und ſieh, wie alles weiß und blau iſt. Geh, Kind, und pflück mir ein Sträußchen."

Nach wenigen Minuten waren Urſels Hände gefüllt, und ſie ſetzte ſich zu der Baſe auf den bemooſten Stamm und ordnete die hellen Blumen. Die nahm ſie mit etwas zitternden Händen und lehnte einen Augen-

blick die welke Wange daran. Und als sie dann langsam weitertrippelte, strich sie mit diesen zitternden Händen auch über Ursels warme, braune Hand, als sei auch dies etwas Frühlingshaftes, so etwas Junges, Rührendes, wie all die zarten, keimenden Blätter.

So erreichten sie den Waldrand, wo Toni gestanden hatte. Die Felder lagen alle im sonntäglichen Frieden, es war kein Mensch darauf zu erblicken. Auch aus den Dorfhäusern stieg kein Rauch mehr empor.

„Gewiß sind sie alle schon dort," sagte das Altchen unruhig und trippelte rascher. Ursel lächelte über diese Hast, aber ihr Herz war weich geworden von dem Frühlingsweg am Arme des Alters.

Auch das Gehöft des Milchbäuerleins war schon verödet. Man hörte nur das Brüllen der Kühe, die vor ihren Raufen standen, und ein Spitz klaffte zweimal scharf auf. Aber es lohnte ihm nicht einmal, seinen sonnigen Platz vor der Thür zu verlassen.

Als sie sich dem Dorfe näherten, hörten sie fröhliches Geschrei und das Fiedeln der Geigen, das von dem Tanzplatz auf der Wiese herüberschallte. Lange Stangen, mit Guirlanden umwunden, waren aufgerichtet, und auch Bänke und Tische für die Alten bereitet. Die Jungen lagerten sich, wenn sie müde waren, in das duftende Gras, das ihnen ein weitaus köstlicherer Sitz schien. Aber vorläufig drehte sich Paar an Paar mit gemessener Geschwindigkeit in die Runde.

Ursels Auge flog über die kleine Schar, und sie meinte nun, heute müsse es jeder bitterer spüren, als sonst, wie viele, viele in dem Reigen fehlten, deren Füße sich nie wieder im Tanzschritt bewegen würden. Aber die Alten saßen ganz friedlich mit fröhlich leuchtenden Augen, und der Franzenvater hatte gar ein Sträußlein am Hut und winkte ihnen lustig von weitem zu. Da preßte sich der ernste Mädchenmund ein wenig bitter zusammen, und sie empfand, wie einsam sie unter allen diesen war.

Die Base saß bald zwischen Gevatter und Gevatterinnen und sprach und war heiter. Die Fiedeln klangen hell, bald wehmütig, bald froh, je nachdem der dunkle Geiger, der vorspielte, an sein totes Weib dachte oder an das Festbier, das ihm in Aussicht stand. Ein wenig abseits tanzten die Kinder zusammen, und von daher klang fröhliches Jauchzen, und vorn drehte sich alt und jung mit ruhigem Ernst.

Ursel kreuzte die Arme und lehnte sich an einen Baum. Sie nagte gedankenvoll an der Unterlippe und schaute mit geneigtem Kopf über den Festplatz. Was tanzen konnte, tanzte, so war niemand, der etwa sie auffordern kam, ehe die Runde beendet war. Aber daran dachte sie nicht, sie schaute nur in all die Gesichter und forschte in ihnen. Da sah sie Dörte und den Tischlersfritz und beider strahlende Augen. Und er gewiß mit Recht, denn hatte nicht der Tod, der allen furchtbar war, ihm die Braut gegeben, die er immer geliebt hatte? Da war ein Mädchen, dem drei Geschwister gestorben waren, dessen bleiches Gesicht glühte in Tanzfreude. Junge Mütter, die ihre Kinder verloren hatten, rüstige Männer, deren Frauen gestorben waren, alles, alles tanzte dort, und eine unterdrückte, jubelnde Freude an diesem Fest sprach aus ihren Bewegungen und Mienen.

Aber hatte die Base nicht gesagt, alle würden da sein, keiner, auch nicht einer würde fehlen? Und doch fehlte einer, und zwar der eine, der es ihr schamvoll machte, daß sie selbst gekommen war. Weil er sie lehrte, daß wahrer Schmerz und aufrichtige Trauer eines freudlosen Herzens den Scheingründen der leichter Fühlenden nicht weichen, weil er sie lehrte, daß es eine Treulosigkeit gegen das tote Lieb war, hier zu stehen. Der Toni war nicht da. Ihr Auge hatte ihn gleich gesucht, wohl um sich selbst Ruhe zu geben, wenn sie diesen Verzweifelten auch unter den Feiernden sah.

Wie sie sich jetzt gestand, daß es ihr eine Qual war, daß er fehlte, hörte sie seinen Schritt und sah ihn gegen sich zukommen, nicht gerade im festlichen Gewand, aber sauber und ordentlich. Sein Gesicht war heiß vom raschen Gehen, und das Haar hing ein wenig wirr in die Stirne. Einen raschen Blick warf er auf die andern, dann ging er zu der einsamen Ursel und fragte, sein trauriges, treuherziges Auge auf sie heftend:

„Magst du tanzen, Ursel?"

Antwortlos nahm sie die Hand, die er bot und trat in die Reihen. Er legte den Arm um sie und bald glitten sie in der linden Luft nach den fröhlichen Takten auf dem plattgetanzten Rasen dahin. Mit keinem andern hätte Ursel getanzt, sie begriff es selbst kaum, daß sie nun im Reihen war und im Vorüberschweben flüchtig die Gesichter der Base und des Franzenvaters und der andern sah. Sie wußte nur, daß dies Wiegen und Drehen köstlich war, daß ein fester Arm sie führte, daß die Sonne glänzte und daß manchmal ein Schwalbenschrei ihr Ohr traf. Und dies alles war schön.

Als dann die Musik eine kurze Pause machte, standen sie nebeneinander und prüften sich gegenseitig mit verstohlenen Augen. Sie sah wohl, daß sein Gesicht heute nicht düster war, wenn auch ernst, und sein graues Auge war sanft, wenn er so gelassen vor sich hinschaute. Nun sah er sie mit einem kurzen Lächeln an, einem Lächeln, bei dem schneeige Zähne unter dem schwarzen Bärtchen sichtbar wurden und das deshalb seltsam fröhlich schien, und sagte mit einer ruhigen, etwas leisen Stimme:

„Wie prächtig hast du neulich gesungen, Ursel."

Sie erschrak ein wenig, er aber fuhr fort:

„Schau, solch eine Menschenstimme am schönen Tag im einsamen Feld, die fährt durch das Herz."

„Und ich meinte, ich hätt' dich gestört," sagte Ursel.

„Beim Eggen?" fragte er und lachte.

Und dann begann die Musik wieder und wie selbstverständlich führte er sie zurück, und sie tanzten ruhig, ohne zu reden, langsam und jeden Schritt im Takt genießend, den ganzen, langen Tanz zusammen. Es kam kein andrer, der sie zu einer Runde holte. Wie sich die Paare gestellt hatten, so blieben sie bei einander, und wie sie mit keinem andern getanzt hätte, so dachte auch der Toni nicht daran, von ihrer Seite zu weichen.

Immer wieder erhoben die Fiedler nach kurzem Rasten die Geigen, immer wieder schritten sie dann Hand in Hand in den Kreis. Sie sah nicht die andern, sie sah nur ein buntes Gewimmel. Sie hörte nicht, was geredet ward, nur Stimmen, die ihr fern schienen und die, je tiefer der Abend sank, je mehr von einer müden, süßen Wehmut erfüllt schienen. Sie konnte des Tanzens nicht genug finden, aber gut waren auch die Zeiten der Rast im weichen Grase, wenn die heiße Stirn von einem ganz sanften Hauch gekühlt ward und das unschuldige Gezwitscher der Vögel hörbar ward nach dem Verstummen der Musik. Einmal brachte der Toni ihr etwas zu trinken, und von fern schien es ihr, als sähe sie das lächelnde Gesicht der Base, das ihr zunickte.

Und die Sonne sank, feurig und mild. Ihr rotes Licht erlosch an den Häusern, Fackeln brannten auf, ehe noch die Sterne hervortraten, und von den Wiesen kam ein tiefer, kühler Hauch. Da begann schon hie und da ein übermütiges Gejauchze und trotziges Gelächter, das so klang, als fordere das Leben den Tod heraus. Und konnte es das nicht? War es nicht unbeschreiblich sieghaft und schön? Konnte das wahre Leben, das Frühlingsleben des Herzens, durch irgend einen Todesschatten getrübt werden?

Ursel und Toni saßen Hand in Hand. Sie plauderten nicht viel, nur hie und da ein Wort über den Tanz, den Duft der Wiesen und die glanzvollen Frühlingstage. Aber nie vorher hatte Ursel so den Frühling empfunden, nie vorher hatte ein süßes, herzzerreißendes Glück so ihre Seele erfüllt. Sie wünschte nichts, als noch lange, lange so zu bleiben, wie ein Genesender, den plötzlich peinigender Schmerz verlassen und der in tiefer Dankesstille das bloße Atmen und Sein genießt. Und manchmal schaute sie dann auf den Toni, und ihre Augen ruhten voll strahlender Liebe auf seinem ernsten Gesicht.

„Noch einen Tanz, Ursel," bat er, und sie drehten sich in dem Wirbel, der jetzt rascher und toller ward, nun Lust und Freude wuchs. Man merkte es dem rasenden Gejubel der Fiedeln an, daß bei dem Geiger das Festbier Sieger über den Schmerz geworden, und die übermütigsten Tänzer stampften die Erde, jauchzten und schwangen ihre Tänzerinnen, daß deren Füße kaum den Erdboden berührten.

An Tonis starkem Arm glitt Ursel aus dem Wirbel hinaus und merkte es kaum. Nun ward es auf einmal stiller um sie, die Musik klang gedämpfter, und der Flammenschein der

Fackeln reichte nicht mehr bis zu ihnen hin. Aufatmend blieb der Toni stehen, zog Ursels Arm durch den seinen und sagte:

„Sieh, wie silbrig der Mond schon glänzt. Magst du es, dann bring ich dich heim, und wir gehen das Stück noch zusammen."

„Aber die Base?" fragte Ursel und erschrak, denn sie hatte des alten Weibleins den ganzen Abend nicht gedacht.

„Ach, Ursel," lachte der Toni, „sie hat dir ja zum Adieu genickt und ist früher mit dem Franzenvater heimgegangen. Weißt du nicht mehr?"

„Ich weiß schon," sagte die Ursel und stützte sich fester auf seinen Arm, denn der Weg war dunkel, und der Mond gab nur ein unsicheres Licht.

Nun sie von weitem das Schreien hörte, das wüster aus der Ferne klang, war sie froh, nicht mehr im Reigen zu sein. Der Toni war jetzt still, sie hörte nur seinen langsamen, kraftvollen Atem. In dem grauen Dämmern huschten und überhuschten sich die Fledermäuse, schlugen oft nah an ihnen mit lautlosen Flügeln vorbei. Sie waren auf dem Weg, der zum Wäldchen hinaufführte. Das kühle Wehen des Abends war einer reglosen, lauen Wärme gewichen. Hin und wieder stolperte sie über einen Stein oder ein Loch im Wege, dann hielt sie der Toni, und endlich legte er seinen Arm um sie, und sie ließ es geschehen. Es war so feierlich, dies stille Dahinschreiten. Was gingen sie die Menschen an, die da ferne lärmten, was ging sie auch das Gewesene an?

An dem Waldrand blieb der Toni stehen und lehnte sie ein wenig zurück, daß er in dem matten Schein ihr Gesicht sah.

„Hier hab ich dich singen hören, Ursel," sagte er leise. „Ich war so wund und weh, daß ich gegangen bin und geweint hab'. Zum erstenmal Thränen. Das hat mir das Herz freigebadet. Dann hab ich nur gewünscht, dich noch einmal zu sehen, um dir zu danken. Und jetzt könnt' ich dich nimmer, nimmer lassen."

Er stieß es fast zwischen den Zähnen hervor, als bereite es ihm Qual, das zu sagen. Aber über ihr Gesicht, das im Mondlicht blaß erschien, ging nur ein leises, inniges Lächeln. Da neigte er sich zu ihr und küßte sie wie rasend auf Mund und Augen.

„Ursel, Ursel, Gott sei gelobt. Ich hätte ohne dich das Leben nicht mehr ertragen."

„Und ich, Toni?" fragte sie dagegen, und wieder blieben sie stehen und blickten sich mit staunenden Augen an und lächelten und küßten sich.

Nie hatte Ursel so lange Zeit gebraucht, das Gehölz zu durchschreiten, und nie war ihr der Weg so kurz erschienen. Durch die jungbelaubten Bäume rieselte der Mondschein, wie Silber lag er auf dem weißen Pfad. Ein wesenloses Rauschen hie und da war um sie das einzig Lebendige. Und kein Schatten, keine Erinnerung war zwischen ihnen. An diesem einen Tage vollgemessenen Glückes war nicht Raum für einen trüben Gedanken.

Vor dem Häuschen der Base blieben sie stehen und schauten sich noch einmal an.

„Ich komme morgen wieder," sagte er und faßte ihre beiden Hände, mit den beschatteten, grauen Augen sie innig betrachtend.

„Nicht zu spät," war ihre Antwort.

Noch einmal neigten sie sich einander zu in einem letzten, scheuen Kuß, bei dem sie jäh errötete. Dann wandte er sich um und ging. Sie blieb an die Bank gelehnt und schaute ihm nach. Von dem Felde klang der Ruf der Kornwachtel. Der Mond war glänzender geworden und umwob alles mit seinem stillen, märchenhaften Schein. Die blanken Fenster an dem Häuschen der Base glänzten wie Silber. Und die Luft war so würzig und kühl, daß sie Ursel förmlich berauschte.

Vorsichtig tappte sie sich endlich, als der Toni im Gehölz verschwunden war, in ihre kleine Kammer. Hier stieß sie das Fenster auf, um noch mehr Mondschimmer und Frühlingsluft zu atmen, dann entkleidete sie sich und schlief, ermattet von den ungewohnten Anstrengungen und Aufregungen des Tages, bald tief und schwer. —

Plötzlich, sie wußte nicht, wie lange sie geschlummert hatte, fuhr sie empor und saß mit hämmerndem Herzen aufrecht im Bett. Ihr Kopf war schwer und ihr Atem flog; vorgeneigt lauschte sie angestrengt in die Nacht. Dort war ihr Name gerufen, einmal, zweimal, weit, klagend. Davon war sie wach geworden.

Der Ruf klang ihr noch immer im Ohr nach, es konnte keine Täuschung sein. Wer aber mochte sie rufen?

Noch immer lag draußen die Nacht, und ihr ruhvoller Frühlingsatem ging leise. Der Mond war höher gestiegen, nur ein schmaler, heller Streif lag noch am Boden der Kammer. Ursel lauschte, aber es kam kein Laut aus der tiefen, nächtlichen Stille.

Und doch hatte der Ruf sie aus dem Schlummer geweckt, und sie hatte gemeint, es müsse der Toni sein, der aus Todesnot und -Angst zu ihr riefe. Der Toni, dessen Kuß sie noch fühlte, der Toni, dessen Auge sie noch sah, der sie im Reigen geführt und sie heimgebracht hatte.

Wer anders sollte sie denn auch rufen? Doch nicht der Franz, der im kühlen Grabe lag, der schon so lange, lange tot war?

Aber jetzt erst wurde sie ganz wach aus ihren wirren Gedanken und preßte mit einem jammernden Stöhnen das Gesicht in die Hände. Sie wußte, sie fühlte, es sei der Franz gewesen, der Franz, den sie treulos verraten. Seine ganze, junge, ernste Liebe hatte er ihr geschenkt, und jetzt schon konnte sie ihn vergessen, nach wenig Monden ganz vergessen, wenn auch nur auf kurze, wirrsüße Stunden.

Wer hatte sie so verzaubert? Wer hatte sie gezwungen, zum Maienfest zu gehen? Wer hatte sie dulden lassen, daß ein Fremder sie umschlang und küßte? Ja, wer ließ auch jetzt noch das Gesicht dieses Fremden so nah, so gütig ernst vor ihren Augen stehen, wer den tiefen, weichen Klang seiner Stimme in ihrem Ohr zittern?

„Franz," stöhnte sie, „Franz," und ihre Gedanken jagten und suchten nach seinem rosigen, lebensvollen Gesicht, nach dem hellen, hohen Lachen, das sie noch so oft zu hören gemeint hatte, daß ihr gegen diese Lebensfreude sein Tod noch entsetzensvoller schien. Zurück in die dunklen Sterbestunden! Fort aus der weichen, lind tönenden, selig bebenden Frühlingsnacht in graue, häßliche Herbststürme, die mit ihrem dumpfen, eintönigen Klagen Schmerzen und Thränen nicht zur Ruhe kommen ließen.

Und wirklich stieg ein zuckendes Schluchzen stoßweise aus der jungen Brust, wirklich kam ein heißes, überquellendes Mitleid warm strömend in ihre Seele. Wirklich erwachte eine stille, drohende Abwehr gegen den Räuber ihres Schmerzes in ihr. Das hatte er nicht gedurft, sie küssen, weil sie einmal ihren Kummer zurückgedrängt hatte, er, von dem man sagte, er wisse, was Tod sei. Ja, Tod! Sollte sie noch einmal ihr Leben an ein anderes binden? Niemals, niemals mehr. Ein solcher Schmerz ist genug für ein Leben.

Als ihr Schluchzen sachter wurde, wusch sie sich die Augen im kühlen Wasser und sah dann, hinausschauend, daß schon überall ein leises, kaum merkliches Dämmern die schweren Schatten der Nacht erhellte. Auch fing ihr Hahn fröhlich und durchdringend an zu krähen, und ein herber Lufthauch strich in die Kammer.

Ursel begann, sich rasch und heimlich anzukleiden. Ihre reuige Sehnsucht drängte sie zu Franzens Grab. Sie mußte dazu dem Morgen eine Stunde abgewinnen, um mit ihrer Arbeit nicht im Rückstand zu bleiben. Als sie fertig war, hatte sich an den Ästen und Bäumen schon das Dunkel gelöst, und die Sterne waren verblichen, der Himmel war von mattem, farblosem Blau. Aus den Sträuchern kam ein erstes, verschlafenes Spatzengezwitscher. Behutsam öffnete sie die Thür und trat hinaus. In dem Stall grunzten und quietschten die Schweine durcheinander. Das Alltagsleben hatte sich seit gestern nicht geändert, nur sie war eine andere geworden.

Lautlos ging sie durch das frühe Dämmern, denselben Weg, den sie gestern gekommen war, aber sie dachte nicht an gestern. Je weiter der Morgen fortschritt und alle Schatten scheuchte, desto mehr lag es wie ein schlimmer Traum, der keine Wahrheit hatte, hinter ihr, desto mehr lebte sie sich in ihr Leben zurück, wie es vor diesem Gestern gewesen. Als sie das Wäldchen erreichte, ging sie zwischen die Stämme und pflückte, was sie an frisch erwachten Blumen fand. Die sollten das Grab des Jünglings schmücken, der sein Leben so wenig hatte genießen dürfen.

Als sie ihre Schürze damit gefüllt hatte und nun aus den Stämmen hervortrat, war der ganze Himmel von rosigem Schein getränkt, und goldblitzende Wölkchen badeten sich in den Strahlen der Sonne, die noch

nicht am Horizont aufgestiegen war. Ursel schritt rascher vorwärts, dem Kirchhof zu, von dessen hohen Bäumen melodisches Amselgeflöte erschallte. Sie bekreuzte sich still und ernst, als sie durch die Pforte trat, ging dann den schmalen Pfad zu dem Grabe des Liebsten hinauf und betete dort, nachdem sie die Blumen verschwenderisch darüber hingeschüttet hatte, so trauervoll, so inbrünstig, so tief erschüttert, wie nie zuvor. Ihm gelobte sie sich von neuem, ihn flehte sie an, ihr letztes Gut, ihren Lebenstrost, den Schmerz, nicht von ihr zu nehmen, und je inniger ihre Thränen rannen, desto sanfter und leichter ward ihre Seele.

Als sie hinaufschaute, sah sie, nicht weit von sich, an Hannis Grab den Toni stehen. Der erste aufzuckende Morgenstrahl beleuchtete ihn und den großen Strauß von Moosrosen, den er in der Hand hielt, wohl um Hannis Grab damit zu schmücken; aber das hatte er vergessen; er sah nur zu ihr hinüber mit starren, leidverdüsterten Augen. Da, als ihre Blicke sich trafen, zuckte etwas in seinem Gesicht, er machte eine Bewegung, wie um ihr entgegenzustürzen, über die Gräber hinweg, mit ausgebreiteten Armen.

Aber die Ursel lag nur ganz regungslos auf den Knieen und schaute ihn an. Sie sah nur sein herbes, junges Gesicht; den Franz hatte sie vergessen. Ihr erstes Gefühl war wie ein Jauchzen gewesen, und nun war es wie ein Schall von großen Glocken in ihren Ohren, der alles übertönte.

Schweigend, reglos schauten sie sich an. Allmählich verdüsterten sich ihre Blicke, die erst so trunken einander gesucht hatten, sein Mund zuckte herb und kalt, und die Stirn zog sich zusammen. Denn Ursel hatte die zitternde Hand erhoben und wie zur Abwehr ein Kreuz auf Stirn und Brust geschlagen, den Blick immer auf ihn gerichtet. Jetzt senkte sie den Kopf und murmelte mit hastigen Lippen Gebete vor sich hin. Als sie wieder aufschaute, war der Toni verschwunden.

Schwerfällig erhob sie sich, strich über ihre Stirn, ging ganz gedankenlos heim. Nur einmal auf dem Weg blieb sie stehen. Mit den kraftvollen, braunen Armen packte sie eine junge Birke, die am Feld stand, daß die frühlingsgrüne Krone sich rauschend in der Luft bog. Die vollen Lippen preßte sie aufeinander, aber doch rang es sich los:

„Die Hanni, Gott, wie hat er die Hanni geliebt.“

Dann ging sie still, bleich und in sich gekehrt weiter.

Aber zu Hause wartete die Base, und tausend Schelme lachten aus ihren milden, braunen Augen.

„Schau, Ursel, du hast doch Freude gehabt am Fest. Wie bist du aber so früh daher gekommen, Mädchen?“

Ursel blieb stehen. In ihren Augen blitzte es drohend und scharf.

„Ich komme vom Grabe, Base,“ sagte sie mit bebender Stimme. „Vom Franz, da ist mein Platz. Immer, ewig.“

Da war die Base betrübt und schüttelte ihren greisen Kopf, denn sie hatte andre Dinge für ihren Liebling erträumt. —

Frühling, Frühling, sangen die Nachtigallen. Frühling, verkündeten die tausend jungen Blüten, die täglich erwachten, Frühling atmete die braune, dustende Erde, die den Samen empfing und ihn grün und lebensfrisch glänzend wieder aus ihrem Schoß erstehen ließ.

Am nächsten Tage kam Dörte mit lachendem Munde und erzählte, daß es nun Hochzeit gäbe, Hochzeit mit Meßgeläute, mit wehenden Fahnen und fröhlichem Trunk. Dabei schaute sie auf Ursel, und lose, schelmische Worte tanzten auf ihren schwellenden Lippen. Aber Ursel schaute sie nicht an. Mit dem gleichmütigen, stillen Gesicht blickte sie vor sich hin, verbarg ihre brennende Scham, verbarg ihre Angst, den Namen von Toni zu hören.

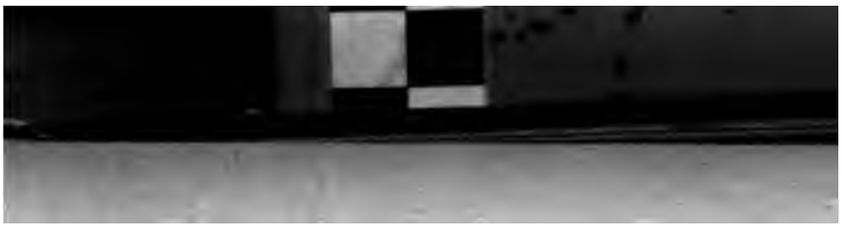
„Und schau, ich habe gedacht, der Toni müsse hier sein,“ sagte die Dörte treuherzig. „Da wollt' ich euch gleich zusammen laden.“

„Ich habe auch gedacht, er sollte kommen,“ meinte die Base und nickte. „Sie haben so viel getanzt, die Kinder, daß er wohl fragen könnte, was sie macht.“

Ursel war bis an die Lippen erbleicht.

„Der Toni kommt nicht,“ sagte sie mit kalter, verlöschender Stimme. „Zwischen uns stehen zwei, die tot sind. Gott helfe uns, wenn wir sie vergessen können.“

Und als die Dörte schwieg, und entsetzt, mit Augen, die naß wurden im Schreck, in



ihr Gesicht starrte, fuhr sie fort, etwas näher tretend:

„Zu deiner Hochzeit komme ich nicht, Dörte. Tanzt, lacht, mich laßt gehen. Daß einer im Grab liegt, der mir lieb war und hat keinen Frühling, keine Freude, kein Leben, kein Glück, das vergeß ich nicht, und wenn's alle vergessen. Wer mich von dem reißt, ist mein Feind, ein Feind, den ich hasse. Und nun laßt mich. Wenn's geht, für immer. Mein Leben ist ein andres wie eures."

Sie hatte ruhig, fast mit leiser Stimme gesprochen, dabei fuhren ihre Hände aber unablässig an der Schürze auf und nieder, und jetzt wandte sie sich und ging.

Dörte schluchzte auf und versicherte, daß sie ihren Michel ja auch nicht vergessen habe. Die Base aber sprach ihr milde zu und wiederholte nur immer:

„Gott fügt die Herzen. Sie liegen in seiner Hand." —

Und dann ging die Arbeit fort, das Leben drängte weiter, jeder Tag ward von dem milden Glanz der Sonne gesegnet. Abend für Abend nach vollbrachtem Tagwerk wanderte Ursel zum Kirchhof. Dort saß sie am Grabe und schaute mit verschleierten Augen vor sich hin. Oft blickte sie zu Hannis Grab hinüber und suchte sich ihrer zu entsinnen, wie blond und froh sie gewesen, wie der Toni am Maienfest sie nicht aus seinen Armen gelassen und wie ihr Lachen silberner geklungen hatte, als das der andern. Und dann stützte sie den Kopf auf und sann, daß wohl sein Herz wie das ihre sich auf einen Augenblick verirrt habe, aber doch treu und voll Liebe nur an Hanni hängen könne. Und wenn dann ihre Thränen heiß hervorbrachen, schluchzte sie dumpf:

„Wärst du nur nicht gestorben, Franz, wie glücklich könnten wir sein."

Dann erstarrte wohl wieder ihr Herz, wenn sie an die Stunden der Angst dachte, als sie das Totenglöckchen hörte, das jeden Tag eintönig, jämmerlich durch die Herbstluft klagte. Wie sie die Dorfstraße hinauflief, als irgend jemand sagte: „Der arme, alte Mann, nun ist auch sein Franz tot." Wie sie gleich einer Verzweifelten mit dem greisen Vater rang, um noch einmal, ein einzigesmal den Toten zu sehen. Und dazu das Wimmern der Glocken, die Prozessionen, die langen gemurmelten Gebete des Priesters.

Manchmal zwar fuhr sie aus dem Sinnen auf und dachte: „Aber das ist ja alles vorüber, das ist ja vorbei und vergessen."

Und eines Morgens, als sie erwachte, scholl ein heller, fröhlicher Klang vom Dörfchen herüber, der ganze, windige Morgen war von dem lustigen Kling-Klang der Glocken erfüllt; das war Dörtes Hochzeitstag. Bei aller Arbeit verfolgte sie der heitere Schall und wiegte sich durch die Blütenbäume, schmeichelte sich in die Fliederlaube und selbst durch die offnen Fenster zur Mittagszeit in das Stübchen, wo sie mit der Base aß. Die Base kränkelte, sie hatte Reißen in den Gliedern und war ein wenig niedergedrückt. Nach dem Schall aber lauschte sie hinaus, und ein freundliches Lächeln glitt über ihr runzliges Gesichtchen.

Nach beendeter Mahlzeit mußte Ursel in das Dörfchen, um Einkäufe zu machen. Es war ihr lieb, heute zu gehen, da sie alle Bekannten beim Festschmaus wußte, der wohl bis in die Nacht währen würde. Sie hörte auch das Schreien und Jauchzen der Feiernden im Wirtshaus. Der Krämer aber lehnte behaglich an seinem Ladentisch, rauchte sein Pfeifchen und gab ihr, was sie begehrte. Währenddem begann das Fiedeln, und er nickte und wies mit dem Daumen hinaus.

„Die sind heut lustig," sagte er schmunzelnd, „jeder vergißt nicht so leicht wie die Dörte. Hast du vom Toni gehört?"

„Nein", sagte Ursel gelassen und sah ihn mit klaren, ruhigen Augen an.

„Den hält's nicht", sagte der Krämer und zählte ihr das Geld. „Da hat er den Hannes in sein Haus gesetzt und geht selber in den Krieg. Eine Schande ist's mit ihm. Solch ein Bursche, der eigenes Vieh hat und Acker dazu. Aber 's ist um die Hanne. Die vergißt der nicht. Hat so starre, traurige Augen, wie am ersten Tag."

„Ist er fort?" fragte die Ursel.

Ihre Stimme kam von weit, weit her. Der Krämer merkte es nicht.

„Fort über alle Berge. Schad' um den Burschen. Kommt er heim, ist er ein Lotterbub' oder ein Krüppel."

„Freilich wohl," sagte die Ursel tonlos.

Dann nahm sie ihr Päckchen und schritt hinaus. Im Wirtshaus wurde gegeigt, und das Stampfen der Tanzfüße klang. An der Linde das Muttergottesbild sah sie sich an und sah das milde Gesicht zu den sieben Schwertern im Herzen. Die Luft war voller Schwalben, die flogen und riefen und riefen. Der Flieder duftete schon so süß, daß die Luft sommerlich davon ward.

Mit leichtem Fuß ging die Ursel den Pfad, schlank, hochaufgerichtet.

„Gut, gut," sagte sie sich. „Gut, gut."

Darüber hinaus gingen ihre Gedanken nicht. Aber ein andres zerrte und riß an ihrem Herzen. Sie wußte nicht was. So kam sie heim.

Vor der Thür saß die Base, die Füße bedeckt, und sah mit trübem Gesicht nach ihr aus. Sie schritt so ruhig und schön heran.

„Schau, in die Sonne hab' ich mich gesetzt. Das wärmt," sagte die Base. „Solang man den Frühling und Sommer hat, muß man es nützen."

Nach einem Weilchen setzte sie zu:

„Auch der Toni war hier."

Ursels Hände erstarrten, sanken schlaff herab. Sie lauschte.

„Einen Gruß an dich, hat er gesagt. Er geht fort, in den Krieg. Mich hat's gar gejammert."

Als Ursel nichts sagte, sah die Base auf, in ein eisig verschloßnes Gesicht. Da seufzte sie, blickte trüb und müde und murmelte dann verworren:

„Keine Kraft hat die Sonne. Mich däucht, die Strahlen sind nicht recht warm."

Ursel ging. Nein, die Sonne hatte keine Kraft. Sie fror, fror. Ob er noch da war? Ein Gott behüt' hätt' sie ihm gern gesagt für die weite Fahrt. Aber er schritt wohl schon zu, durch all den Frühling hin in den Tod. Auch in den Tod. Dann hatte sie zwei zu beweinen. Einen, dessen Grab sie nicht wußte, um den durfte sie überall klagen, im Feld, im Wald, den ganzen Tag. Für den Franz blieb der Abend am Hügel.

Ach nein, es war schlimmer. Den einen hatte sie ganz verloren, wußte nicht, ob er lebte oder nicht. Den Franz hatte sie, war ihm nah, der konnte nicht von ihr fort. Um den durfte sie weinen. Ja weinen, das mußte sie jetzt. Sie spürte, wie die Thränen an den Augen brannten. Ihr schien nur, sie dürfe erst an Franzens Grab weinen, erst da, nur da, aber dort auch die Seele hinaus, die thränenbrechende Seele.

Sie eilte, sie lief fast, das bleiche, starre Gesicht oft leise zuckend vor Schmerz. So trat sie ein durch das Thor, das die Sonne rötlich vergoldete. Wie der Flieder duftete, so satt, so müde, als sei er am Welken. Flieder lag auf Franzens Grab, weißer und roter, Flieder lag auf dem Grab der Hanni.

Am Kreuz stand der Toni, ernst, ruhig, stilles Licht in den Augen. Und Ursel empfand einen Schmerz, daß sie nicht weinen durfte, so lange er da war, daß sie noch warten mußte mit den Thränen.

Er löste sich von dem Kreuz und trat zu ihr:

„Leb wohl denn, Ursel."

„Leb wohl, Toni."

„Und daß ich dich gekränkt hab', vergieb," sagte der Toni, und sein Atem ging rascher. „Sieh, ich geh' es büßen. Hier kann ich nicht bleiben. Es drückt zu vieles auf mich, Totes. Nicht die Hanni, mein ich. Aber was ich gedacht hab — später —"

Er stockte und schwieg. Sie blickten sich beide an, sie hatten sich langsam genähert.

„Ja, Toni," sagte Ursel.

„Und weil ich nun geh," sagte der Toni, „so freut's mich, daß ich dich noch einmal seh, Ursel. Und weil ich doch nicht wiederkomme, mein ich, du solltest vergessen —"

Sie schluchzte plötzlich auf, so sehr sie auch kämpfte, und wie er ein wenig die Arme hob, lag sie schon an seinem Herzen und umschlang ihn in inniger Liebe. Er sprach nicht weiter. Er küßte nur immer und immer wieder ihr Haar und ihre Stirn und strich mit der Hand an ihr hin. Von den Gräbern duftete der Flieder, die Amseln sangen. Endlich richtete sie ihr Gesicht auf und schaute ihn an.

„Das ist stärker als Tod," sagte sie leise.

Er erstickte das Jauchzen in seiner Brust.

„Nur dich, dich lieb ich," murmelte er gedämpft.

„Franz, Hanni,“ sagte sie wieder, „wir können nicht anders,“ und dann, wie im Traum, die Worte der Base: „Gott fügt die Herzen.“

Um alle Gräber grünte das Leben, siegreicher hatten diese beiden Herzen den Tod überwunden. Er wußte kaum mehr, daß er hatte gehen wollen. Arm in Arm wandelten sie auf und ab durch die Gräber, bis es spät ward. Dann gingen sie heim, und Ursel wußte, zwei alte Augen, die noch das Leben liebten, würden heut leuchten in Glück und Dank.

„Mutterschaft und geistige Arbeit.“

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die „Lösung der Frauenfrage“ ist augenblicklich Gegenstand litterarischen Ehrgeizes geworden. Fast täglich finden sich auf den Redaktionstischen Schriften zur Frauenfrage ein. Titel wie: „Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität“, „Das Weib in sexueller Beziehung“, „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“, „Das neue Weib“ u. s. w. u. s. w. schreien einem von den farbenprächtigen, häufig mit entsetzlichem „Buchschmuck“ versehenen Umschlägen dünnleibiger Broschüren entgegen. Gewöhnlich lösen diese Broschüren die Frauenfrage gleich prinzipiell, und zwar häufig genug auf Grund von Erfahrungen, die ihre Verfasser in der Behandlung kranker Frauen oder in ihren „Beziehungen“ zum „schönen“ Geschlecht gemacht haben. Daß ihnen jede tiefere Kenntnis der wirklichen Frauenbewegung und ihrer inneren und äußeren Motive abgeht, braucht kaum erwähnt zu werden.

In wohlthuendem Gegensatz zu solchem tendenziösen Dilettantismus steht das Buch von Adele Gerhard und Helene Simon: „Mutterschaft und geistige Arbeit“ (Berlin, Georg Reimer). Es zeigt den einzigen Weg, auf dem — nicht etwa die Frauenfrage zu lösen ist, denn das geschieht nur auf dem Wege praktischer Arbeit — sondern auf dem einzig und allein die wünschenswerten Hilfstheorieen zu gewinnen sind. Das ist der Weg exakter Untersuchungen auf Grund eines durchaus objektiv, ohne tendenziöse Absichten beigebrachten Beobachtungsmaterials.

Eine Buchbesprechung soll nicht die Lektüre des Buches ersparen. Am wenigsten soll das bei dem vorliegenden Buch versucht werden, da es dringend wünschenswert erscheint, daß alle, die sich mit der Frauenbewegung beschäftigen, eingehend davon Kenntnis nehmen und womöglich das reichhaltige gesammelte Material und die darauf von den Verfasserinnen begründeten Schlüsse im einzelnen nachprüfen. Es genüge hier, Weg und Gesamtergebnis der Untersuchung anzudeuten.

Das Buch will feststellen, ob und inwieweit die Mutterschaft ein Hemmnis für die geistige Berufsarbeit der Frau bildet. In Bezug auf die Vergangenheit konnte selbstverständlich nur der Weg historischer Darstellung und Kritik eingeschlagen werden. Durch eine außerordentlich umfassende und sorgfältige Benutzung des vorhandenen litterarischen Materials sind die Verfasserinnen auf diesem Wege fast durchweg zu

einwandfreien Resultaten gelangt. Nur hin und wieder fühlt man sich zu einem Einspruch veranlaßt. So dürfte z. B. bei Sonja Kovalesky dem zitierten Zeugnis, sie habe immer nur „verlorene Viertelstunden dann und wann für ihre Tochter gehabt, die sich immer nach der Mutter sehnte, ohne etwas Tiefes von ihr zu bekommen" jenes andere von Ellen Key gegenüber zu stellen sein, „sie habe ihr, während der kurzen Stunden, in denen sie sich mit ihr beschäftigte, mehr Zärtlichkeit, mehr Verständnis und geistige Einwirkung gegeben, als viele der exemplarischen Mütter, die an nichts anderes denken als an ihre Kinder, ohne sie darum auch nur um einen Schritt geistig zu fördern".

Um festzustellen, wie die gegenwärtig lebenden Vertreterinnen von Kunst und Wissenschaft und die in der Agitation stehenden Frauen über die Möglichkeit einer Vereinigung ihres Berufs mit der Mutterschaft denken und wie die Mütter unter ihnen sich mit ihren doppelten Pflichten abgefunden haben, haben die Verfasserinnen eine umfassende Erhebung angestellt. Die Antworten, die darauf eingelaufen sind, dürften den für das große Publikum interessantesten Teil des Buches bilden. Die im ersten Augenblick fast verblüffend starke Gegensätzlichkeit der Urteile hört auf zu überraschen, wenn man die Personen, die sie aussprechen, näher ins Auge faßt:

So sagt Lady Blennerhassett:

„Ich hoffe, sagen zu dürfen, daß meine Berufspflichten unter der doppelten, mir auferlegten Last niemals deswegen vernachlässigt worden sind, weil ich es für Recht hielt, die geistige Arbeit, die ich als Mädchen begann, als Gattin und Mutter fortzuführen."

Und Karoline Michaelis de Vasconcellos:

„Selbst als ich meinen Knaben unter dem Herzen trug und als ich ihn nährte, habe ich stundenlang am Schreibtische sitzen können. — — — Am wenigsten habe ich geschaffen, so lange meine Hauptaufgabe die Erziehung unseres Knaben war, da ich, um ihn bis Untersekunda vorzubereiten, manches lernen und treiben mußte, was ich nicht wußte."

Eine „sehr geschätzte Schweizer Ärztin", die ihren Namen leider nicht genannt hat, berichtet:

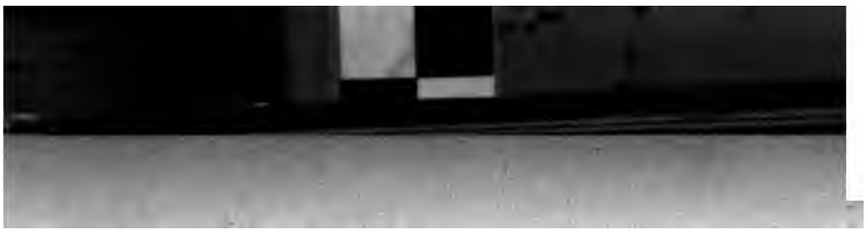
„Während der Schwangerschaft habe ich bloß gegen das Ende der Zeit meine Berufsthätigkeit eingeschränkt, sie aber nie ganz ausgesetzt. In den ersten sechs Monaten habe ich soviel gearbeitet wie gewöhnlich und bis gegen Ende der Schwangerschaft geburtshülflich operiert. Daß die geistige Arbeit der Ärztin die drei fraglichen Phasen des weiblichen Lebens ungünstig beeinflußt, glaube ich nicht; ich habe jedenfalls nichts davon erfahren. Ich habe mich stets der besten Gesundheit erfreut in jenen Zeiten. Während der Schwangerschaft und Nährzeit war ich sogar zu geistiger Arbeit besonders gut aufgelegt, überhaupt fühlte ich mich in diesen Zeiten ganz besonders leistungsfähig und gleichmütig. Aus meiner Erfahrung möchte ich aber keine positiven Schlüsse auf meine Kolleginnen ziehen, denn es wird mir immer gesagt, daß ich eine unverwüstliche Natur besitze. Und doch war ich ein sehr zartes, bleichsüchtiges Mädchen bis zu meiner Studienzeit, von da an aber völlig gesund."

Und die bekannte Londoner Ärztin Mrs. Scharlieb sagt:

„I have not found that my profession interfered with my duties as a wife, a mother and a housekeeper."

Dagegen hören wir auf der andern Seite, von „einer der ersten Novellistinnen der Gegenwart" — leider wieder ohne Angabe des Namens:

„Die Zeit der Schwangerschaft war eine Zeit des furchtbarsten Seelenkampfes, ein Ringen der geistig produktiven Frau mit der Mutterschaft, die als zerstörend empfunden wurde, ein beständiges Sich-Verzehren, bis zuletzt die Mutter den Sieg errang, der mit Verlust von Gesundheit und Arbeitskraft errungen war."



Sophie Junghans meint:

„Im ganzen ist meine Überzeugung, daß zur Zeit in Deutschland wenigstens der schriftstellerische Beruf sich schwer mit den Pflichten der Hausfrau und Mutter, mit denen der Gattin überhaupt kaum vereinigen läßt."

Und Magdalene Thoresen:

„Ich glaube nicht, daß man mit denselben Seelenkräften sich zugleich in beide Lebenspflichten verteilen kann; ist man Mutter, daß man, so lange die Kinder minderjährig sind, sich dem tiefen Seelenstudium hingeben kann, welches das Schriftstellerleben erfordert. Eine andere Sache ist es, wenn die Kinder das Alter erreicht haben, wo die Erziehung zum Schulleben beginnt. Von der Zeit an kann sich die Frau ihrem Künstlerberuf hingeben, denn da ist ihre Liebe zum Kinde mehr mit äußeren Rücksichten gemischt. Ich hätte nicht schreiben oder litterarisch arbeiten können, während ich meine Kinder nährte. Erst da diese als heranwachsende Menschen an meiner Seite gingen, konnte ich dieselbe Wärme, mit der ich sie liebte, in die Menschenschilderung, in meine schriftstellerischen Werke hineinlegen."

Es ist danach offenbar, daß physische Anlage, Temperament, Konzentrations- und Dispositionsfähigkeit ebenso verschieden sind bei den in einem geistigen Beruf stehenden Müttern als bei den nicht beruflich thätigen auch. Jedenfalls müßte man, um zu unbestreitbar allgemeingiltigen Ergebnissen zu kommen, in der Lage sein, die Erhebungen in weit größerem Umfange anzustellen, als das zur Zeit möglich ist. Bei einer verhältnismäßig so geringen Zahl von Experten, wie sie heute zur Verfügung steht, wirken die einzelnen doch noch mehr als Individualitäten, denn als statistische Nummern, aus denen man prozentuale Berechnungen ableiten kann.

Aber auch ausgedehntere Untersuchungen würden sicherlich zu demselben Endergebnis führen, zu dem die Verfasserinnen kommen: daß, von Ausnahmenaturen abgesehen, die gleichzeitige Erfüllung der Mutterschaft und eines die ganze Seele hinnehmenden geistigen Berufs zu einem unlöslichen Konflikt führen muß. Es hieße wahrlich die soziale Bedeutung der Mutterschaft gering anschlagen, wenn man glauben wollte, daß sie bei einem Beruf, der den Mann voll ausfüllt, noch so nebenbei abzumachen sei. Das aber mögen sich auch die Frauen gesagt sein lassen, die sich den Berufsarbeiterinnen gegenüber als exemplarische Mütter vorkommen, obwohl sie ihren Beruf weit mehr in der Gesellschaft als in ihren Kindern finden. Wenn die geistige Arbeit den Kindern häufig die Mutter entzieht, so vermittelt sie ihnen doch wieder geistige Werte, die die Gesellschaftsdame niemals zu bieten vermag.

Doch wird nicht mit diesem Endergebnis zugleich über die Forderung der Frauenbewegung, die Frau und Mutter wie die unverheiratete Frau in die vollen Bürgerrechte und -pflichten einzusetzen, ihr freien Spielraum für soziale Bethätigung zu geben, der Stab gebrochen?

Die Erfahrungen der Verfasserinnen führen zu einem ganz entgegengesetzten Resultat. Die in der Agitation für soziale Reformen thätigen Frauen betonen fast ausnahmslos, daß ein Konflikt zwischen ihren doppelten Pflichten ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen sei. Offenbar deshalb nicht, weil hier beide Pflichten aus derselben Quelle fließen und keinerlei Verschiedenheit der Sphären sie hier- und dorthin zieht. Der Ausgangspunkt ihres Thuns ist der gleiche: ihre Mütterlichkeit, und es handelt sich nur darum, wie viel Arbeit die einzelne Frau zu leisten imstande ist. Und gerade „die Unübertragbarkeit mütterlicher Erfahrung weist darauf hin, welchen Wert der Eintritt der Frau in die gesetzgebenden Körperschaften haben könnte. Zugleich scheint die Möglichkeit der Verwertung jener Erfahrung in späteren Jahren zu zeigen,

daß die inneren und äußeren Bedingungen des Mutterberufs kein Hindernis für eine wirksame öffentliche Thätigkeit bilden." Zu diesem Ergebnis führt die Untersuchung, die, dem Titel entsprechend, als Hauptaufgabe des ganzen Buches angesehen werden muß.

Aber sie ist nicht seine einzige Aufgabe. Wertvolle Untersuchungen über die geistige Thätigkeit der Frau überhaupt führen zur Beseitigung der neuerdings immer zuversichtlicher wieder auftretenden Vorurteile, als ob die Frau schon durch ihr Geschlecht zu geistiger Arbeit untauglich sei. Und auch in dieser Hinsicht darf die Arbeit, besonders den im Eingang genannten, auf vorgefaßter Meinung beruhenden, pseudowissenschaftlichen Tendenzschriften gegenüber, in ihrer ruhigen Sachlichkeit als ein bedeutsamer Beitrag zur Klärung der einschlägigen Fragen betrachtet werden. Es würde für den Fortschritt der Frauenbewegung von unberechenbarem Wert sein, wenn der Geist stiller, gesammelter, jahrelanger Arbeit, der dies Buch kennzeichnet, einer Arbeit, die alle Bedingtheiten sorgfältig berücksichtigt, auch für das praktische Wirken der „Frauenrechtlerinnen" ausschlaggebend würde.

Aus Marie Ebners Spätherbsttagen.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

„Ja, mein Guter," sagte Goethe, „hierauf kommt alles an. Man muß etwas sein, um etwas zu machen." Gespräche mit Eckermann. 1828.

Dies Buch „Aus Spätherbsttagen"[1]) von Marie von Ebner-Eschenbach gehört zu den wenigen Büchern, die man miterlebt. Man liest es und fühlt sich bereichert, und es läßt seine Spur in deinem Innern. Diese Gedanken muß man weiter denken; diese Menschen, die Marie Ebner aus dem Nichts gerufen, heischen seelische Anteilnahme und man wird ihres Seins sich bewußt werden, öfters vielleicht und besser, als der persönlichen Bekanntschaften, die ein gleichgiltiger Zufall vermittelt hat, und die, gleichgiltige Schatten, in der Erinnerung wohnen; man wird etwas wie Heimweh empfinden nach der tiefen, feiertäglichen Stille, die sich in der Beilegung dieser seelischen Kämpfe giebt. Denn das Befreiende, das Friedenspendende aller echten Kunst, es ist in diesem Buche. Und doch ist es ein andrer Eindruck, der stärker sich hervordrängt und sich dem Leser vor anderen geltend macht: das Gefühl der Kraft.

„Aus Spätherbsttagen." Soll dieser Name des Buches mehr als rein persönliche Geltung haben, so darf man dabei nicht an das Fallen der Blätter und das Rauschen

[1]) Berlin 1901. Verlag von Gebrüder Paetel. 2 Bände.

des Windes um entlaubte Stämme denken und nicht an ein wehmütiges letztes Glitzern der Sonnenscheins. Nichts ist in diesem Buch von müder Resignation und krankem Ruhesüchteln. Statt dessen immer wieder das siegreiche, befreiende Gefühl der Kraft. Will man des Herbstes dabei gedenken, so gilt es nur den Herbst, in dem die Früchte reif geworden sind.

Gestalten werden lebendig, mit eindrucksvollen Zügen und anteilheischendem Sein, und diese Gestalten atmen Kraft. Nicht zum wenigsten die Frauen! Da ist die Mutter des „Vorzugsschülers", eine vergrämte, kleine Beamtenfrau, unter dem Joch einer feiertagslosen Ehe verkümmert. Was noch von ursprünglicher Liebeskraft in ihr ist, das gehört ihrem Sohn. Seinetwillen, um ihm bessere Nahrung zu verschaffen, begeht sie Heimlichkeiten vor ihrem Mann, trägt sie ererbte Schmuckstücke ins Leihhaus; seinetwillen lehnt sie sich auf gegen diesen Mann trotz ihrer Zagheit. Und dann nimmt sich ihr Sohn das Leben, weil er dem Ehrgeiz des harten Vaters nicht genügen kann, weil die Last, die der in verständnisloser Liebe ihm auferlegt, für seine schmächtigen Schultern zu schwer ist. Alles hat die Frau mit seinem Tode verloren, alles. Und sie geht hin und tröstet ihren Mann. — Eine andere, mit gleicher Kraft beseelte, tritt neben sie, „Maslans Frau". Sie hat ihren Mann geliebt, und er ist ihr untreu geworden, und sie hat ihm vergeben. Sie hat ihm oftmals verziehen, immer wieder. Bis ihre Verzeihenskraft erschöpft war und sie ihn von ihrer Schwelle gewiesen hat. Und da hat sie geschworen, ihn niemals ungerufen wieder aufzusuchen. Sie hält den Schwur, da ihr Mann auf dem Totenbett daniederliegt, obwohl der Priester sie immer wieder mahnt zu ihm zu gehen; sie hält den Schwur dem eignen Liebessehnen zum Trotz. — Und ich denke des guten, alten Fräuleins Susanne, deren ganze Freude es ist, anderen wohlzuthun und die darin die Kraft zum Glücklichwerden findet; ich denke nicht zuletzt Michaela's, die klaglos die Grausamkeiten ihres Vaters erduldet und in seiner Pflege sich aufreibt und doch so gar nicht die blasse Heilige ist, sondern ein lebensfrohes, warmherziges Mädchen, zugänglich jeder Freude. — All diese Frauen haben ihre Kraft mehr oder weniger im Dulden zu bewähren. Aber das Dulden fordert ja wohl auch die größte Kraft.

An der Liebe und Liebesfähigkeit gemessen, treten die Männer neben diesen Frauen in den Schatten. Doch erscheinen sie nicht schwächer, nur undisciplinierter ist ihre Kraft, äußerlicher ihr Wollen. Der kleine Beamte, der in seiner Unverständigkeit und Härte den Sohn, den er liebt, in den Tod treibt; der schneidige Maslan, der seiner Frau die Treue nicht zu halten vermag, ein Trotzkopf, der nicht nachgiebt und bei all seinem Übermut doch ein ganz naives Naturkind ist; Graf Lothar in „Uneröffnet zu verbrennen", der seine Frau so lang sie lebte niemals recht geliebt hat, auch gar nicht daran dachte, ihr treu zu sein, und dem dann nach ihrem Tode Eifersuchtsqualen erstehen, — freilich eine kalte Eifersucht aus kaltem Ehrbegriff geboren; ein sehr zweifelhafter Charakter, und doch ein Mann, kraftvoll in seinem Thun und kraftvoll auch in seinem Irren.

Man hat Frau Ebner unzähligemal eine Erzieherin genannt: es trifft das so sehr ihr Wesen, daß ich das Wort gern wiederhole. Eine Erzieherin ist sie auch in ihren Spätherbsttagen. Deshalb eine so große, weil sie die Naturkraft in dem Kinde voll empfindet. An ihr „Gemeindekind" erinnert der Provi, von dem sie in der kleinen Erzählung „Die Spitzin" erzählt. Zigeuner haben den Buben einmal zurückgelassen, und dann ist er im Dorf aufgewachsen, von allen herumgestoßen und verachtet, und

ist der „Abschaum“ gewesen. Und dann wird er, an dem alle Erziehungskünste verloren schienen, durch einen Hund, die Spitzin, erzogen. Die starke Mutterliebe des Tiers rührt sein verrohtes und vereinsamtes Herz. Ganz echt und schlicht ist die Naturkraft in dem Tier wie in dem Knaben geschildert, — nur wer sein Selbst so empfindungsrein und gefühltief wie Frau Ebner in das Naturwalten versenken konnte, vermag so Kinder und so Tiere zu gestalten.

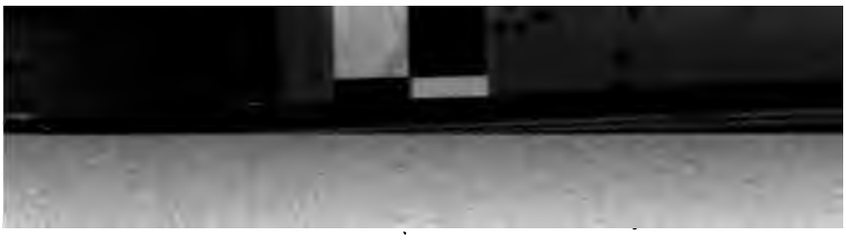
Die Kraft aber, die all ihre Gestalten offenbaren, es ist ihre eigene Kraft. Ihr Ich, das in tausend Wandlungen in den Menschen, die sie schafft, wiederkehrt. „Ja, mein Guter,“ sagte Goethe, „hierauf kommt alles an. Man muß etwas sein, um etwas zu machen.“

Mit dieser Naturkraft ausgerüstet, treten ihre Menschen in die Welt. Keinem bleibt die Stunde erspart, in der diese Kraft mit den andern Gewalten in Konflikt kommt, die aus dem Zusammensein der Menschen ihren Ursprung nehmen, mögen sie Konvenienz heißen oder Pflicht oder Sitte. Die innere Offenbarung der Charaktertiefe in solchem Konflikt ist ein Wesentliches deutscher Kunst. Sie ist es ganz in Frau Ebners Dichtung.

Ihre Charaktere leben sich aus. Man mag darüber streiten, ob die Wirklichkeit des Alltagslebens jeden Menschen einmal vor die Notwendigkeit stellt, seine Kräfte augenblicksweise ganz zu entfalten. Ich wähne, sie thut es. Das sind die Stunden, die mehr oder minder entscheidenden, in denen man überraschenden Einblick thut in sein eigenes Selbst; denn was wissen wir gemeinhin viel von den Kräften, die in unserm Innern schlummern? Wie dem aber auch sei: ein Bestes der Kunst ist in solcher Wesensoffenbarung. Es ist etwas Heiliges darin, wie in jedem Herzen, verkümmert und versteckt, ein Heiliges schläft. Sie bedeutet Erschließung der Schönheit, die zugleich Wahrheit und das gerade Widerspiel dessen ist, was süßliche Schönfärberei und pathetische Theatralik zu geben vermögen. Diese echte Schönheit ist kraftgeboren.

In diesem Sinne leben die Charaktere in Frau Ebners Erzählungen sich aus. Der Konflikt ist im Grunde nichts als die äußere Notwendigkeit, die ganze Kraft einzusetzen; dadurch entschleiert der Charakter sich in seinen Tiefen. Maslans Frau hat es verschworen, ihren Mann aufzusuchen, es sei denn, daß er sie rufe. Seine Sterbestunde, die Bemühungen des Priesters stellen die denkbar härteste Charakterprobe für sie dar. Sie bleibt sich selbst getreu. Ein Trotzkopf war sie bislang; diese Stunde offenbart die echte Kraft in ihrem Herzen. So wird in „Die Reisegefährten“ ein Arzt, den dauernd Skrupel und Zweifel plagen, durch Liebe und Mitleid dahin geführt, einen Mann, der der gehässige, niedrige Quäler der Seinen ist, zu morden. Und diese That bereut er nicht. Wohl aber entfernt sich der Reisegefährte, dem er davon erzählt hat, schweigend von seiner Seite. Und so auch in der tiefsten Erzählung der Sammlung „Uneröffnet zu verbrennen“. Graf Lothar war seiner Gattin untreu, er war es ohne irgendwelche Skrupel; es dünkte ihn sein Herrenrecht. Nach ihrem Tode stürzt ihn ein nichtssagender Umstand in Eifersucht und Zweifel an ihrer Treue; denn der Untreue vermag nicht an die Treue anderer zu glauben. Er erschießt seinen besten Freund, und — zum Selbstgericht wird die Charakteroffenbarung.

Wieder andern giebt der Konflikt Gelegenheit, ihren Charakter in schwerer Stunde zu bewähren. Und die Schwere des Schicksals adelt den Charakter. Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein älterer Gelehrter („In letzter Stunde“) hat ein junges



Mädchen geheiratet, die er als Kind in sein Haus aufgenommen und erzogen hatte. Nach Jahren glücklicher Ehe verliebt sie sich in seinen Schüler, und an ihrem Totenbett ist der im stande, ihr die letzte Stunde mit seiner Liebe und seinem Verständnis zu verklären. Der alte Mann aber besiegt das Haßgefühl, den Schmerz im eignen Herzen: „Steh auf! Ich beneide dich, du hast der Vielgeliebten das Sterben süß gemacht.“ — Die schwere Stunde seines Lebens kam und fand ihn gerüstet.

In den Prüfungen des Lebens wachsen Charaktere scheinbar über sich selbst hinaus. Der Fernerstehende könnte von einer Charakterwandlung sprechen; die giebt es nicht; aber es giebt sehr verschiedene Lebensgestaltungen — zum Guten oder zum Bösen — die innerlich im Bereich desselben Menschen stehen. Auch solchen Charakterproblemen geht Frau Ebner nach. Der Provi, der „Abschaum“, wird ein anderes Leben führen, nachdem einmal sein Herz sich erweicht hat, nachdem er einmal sich selbst bezwungen. Die Mutter des „Vorzugsschülers“, die vergrämte und verängstete Frau, tritt ihrem Mann mit einem Mal ganz anders gegenüber. Einen beinah mütterlichen Ton schlägt sie gegen ihn an, wie er in Selbstqual um den Tod des Sohnes sich ganz verliert; die Überlegene ist sie geworden, aus der ängstlichen eine ganz selbstsichere Frau. Auch in der kleinen Skizze „Ein Original“ geht Marie Ebner solcher scheinbaren Charakterwandlung mit psychologischem Forschereifer nach. Von einem Mann erzählt sie, einem Sonderling, der an nichts Anteil nimmt, stumpf vor sich hin lebt und sich ganz an technische Spielereien verliert. Da wird ihm eine Tochter geboren, in der er sein Selbst, aber veredelt, gesteigert, gekräftigt, wiederfindet. Und er liebt diese Tochter, und durch sie geht das Herz ihm auf, und er lernt mitempfinden. Aber wie diese Tochter dann stirbt, ist er plötzlich wieder der Alte, der teilnahmlose Sonderling. —

So gehen diese fast ausnahmlos starken Menschen durchs Leben, und beinahe immer sieht man sie in den Kämpfen, die sie zu bestehen haben, erstarken. In all diesen Erzählungen besteht ein tiefer, organischer Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Schicksal, und aus dem Zusammenwirken beider löst sich auf den Leser ein Eindruck ab, in dem das Herz sich weitet. Man empfindet tief das Ausgeglichene dieser künstlerischen Weltanschauung. Auch das ein Beweis der Kraft.

In einer Zeit, da vieler Hände müde geworden sind und die Resignation ihr Locklied anstimmt, geht solche frohe, ermutigende Botschaft der Kraft aus — von einer Frau in ihren Spätherbsttagen.

Der Frauentag in Nürnberg.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die Stadt der großen Vergangenheit, Nürnberg, bot in den Tagen vom 9. bis 13. April zum zweiten mal den stimmungsvollen Rahmen für ein Bild, zu dem nur die Gegenwart die Farben abgeben konnte, und das für kommende Zeiten den Ausblick auf eine Aufwärts- und Vorwärtsbewegung gewährt: für einen Frauentag.

Als im Jahre 1893 die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Nürnberg tagte und Frauen aus allen Teilen des deutschen Landes ein noch nicht erlebtes Neues in die Mauern der alten Stadt trugen, da galt es noch anzuregen, den bayrischen Frauen die Wege zu weisen, die man in anderen Teilen Deutschlands schon beschritten hatte. Diesmal — bei dem zweiten in Nürnberg stattfindenden Frauentag — galt es, eine bayrische Parade abzuhalten, einen Überblick zu geben über das, was die Frauen Bayerns bisher, was die Frauen Nürnbergs in diesen acht Jahren erstrebt und erreicht haben, über ihr Wollen, Schaffen und Können.

Der Gedanke, neben den großen Versammlungen des Bundes Deutscher Frauenvereine und des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, die in den verschiedenen Teilen Deutschlands abwechselnd stattfinden, besondere bayrische Frauentage zu veranstalten, ist vom Münchener Verein für Fraueninteressen ausgegangen. Nicht partikularistische Interessen sollten dabei gepflegt, nicht ein Staat im Staate geschaffen werden; nur den Sonderbedürfnissen der kleinen und kleinsten Städte, in denen eine organisierte Frauenbewegung noch nicht bestand, deren Frauen erst allmählich zu einem Verständnis der Frauenforderungen geschult werden mußten, wollte man gerecht werden. Daß die Frauen der bayrischen Landeshauptstadt bei den Vorarbeiten für den ersten bayrischen Frauentag, der im Jahre 1899 in München stattfand, Erfolg hatten, daß sie durch das Anbahnen von Beziehungen und das Anknüpfen von Verbindungen mit Vereinen und Einzelpersonen auch für alle späteren bayrischen Frauentage wertvolle Vorarbeiten geleistet, nicht nur ein Augenblicksinteresse zu entfalten gewußt haben, bewies die starke Beteiligung am zweiten bayrischen Frauentag, der von 53 auswärtigen Delegierten aus 15 bayrischen Städten besucht war.

Die sehr lebhafte Beteiligung aus allen Kreisen der Stadt Nürnberg, die mit jedem Tage zunahm und am letzten Abend den etwa 1500 Personen fassenden Rathaussaal ganz füllte, die Teilnahme der Königlichen Regierung und der städtischen Behörden, die Vertreter delegiert hatten, die passive und aktive Teilnahme von zahlreichen Männern aller Berufskreise — deren sich in solchem Umfange noch nicht oft ein Frauentag hat

rühmen können —, machten Nürnberg nicht nur äußerlich, nicht nur räumlich, sondern auch in geistiger Beziehung zum Mittelpunkt des zweiten bayrischen Frauentages. Den Vertreterinnen kleinerer Städte, den Frauen, die erst kurze Zeit in der Bewegung stehen, konnte kein besserer Ansporn gegeben werden, als die Beweise von Vertrauen und Verehrung, die den Nürnberger Führerinnen aus allen Kreisen der Bevölkerung dargebracht wurden.

Helene von Forster.

Ein solcher Erfolg konnte nur auf der Grundlage positiver Leistungen erwachsen, nur durch die Propaganda der That erzeugt werden. Eine Fülle von Schöpfungen und Bestrebungen, die sich nicht nur für die Frauen, sondern für die gesamte Bevölkerung Nürnbergs nutzbringend erwiesen haben, verdanken dem Verein Frauenwohl und der Nürnberger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen

Frauenvereins ihr Entstehen. Was diese Vereine selbst geworden, was sie im Leben der Stadt Nürnberg bedeuten, ist in erster Linie auf ihre Begründerin und Vorsitzende, Helene von Forster, zurückzuführen. Eine Persönlichkeit, in der Warmherzigkeit und Humor und alle liebenswürdigen Züge süddeutscher Eigenart sich mit einer seltenen Thatkraft, mit seltenen organisatorischen Gaben vereinigen, ist sie wie wenig andere dazu geschaffen, der Sache, für die sie eintritt, Boden zu gewinnen, Gleichgiltige zu erwärmen, Skeptiker zu überzeugen, Gegner zu entwaffnen. Für die Frauenbewegung war eben ihre Persönlichkeit um so wertvoller, als sie das seltene Glück hat, für ihre Arbeit das volle Verständnis und die thatkräftige überzeugte Mithilfe ihres Gatten zu finden, dem sie ihrerseits in einer ausgedehnten augenärztlichen Praxis als erster Assistent am Operationstisch und in der Klinik zur Seite steht.

Wer es mit erlebt hat, wie viel wirksame Anregungen Helene von Forster in öffentlichen Vorträgen, selbst in dem kühlen Norddeutschland, gegeben hat, der wird sich nicht darüber wundern, wie schnell es ihr gelungen ist, in ihrer Vaterstadt Nürnberg eine Schar von tüchtigen und schaffensfrohen Menschen um sich zu scharen, die ihren Ideen folgen und durch ihr Organisationstalent zu selbständigem Thun gedrängt werden. Auf ihren Einfluß, auf das freundliche und liebevolle Verständnis, das sie jeder Mitarbeiterin entgegenzubringen weiß, ist es zurückzuführen, daß die Nürnberger Frauenbewegung, die nicht nur eine große Anhängerzahl hat, sondern auch reich an starken Individualitäten ist, bisher vor jeder Dissonanz bewahrt geblieben ist.

Auf ein harmonisches Zusammenwirken waren denn auch die Verhandlungen des ganzen Frauentages gestimmt, trotz aller verschiedenartigen Anschauungen, die dabei zu Tage traten. Ohne jede Schärfe und Bitterkeit, ohne daß auch nur ein einziges Mal ein persönliches Moment in die Auseinandersetzungen getragen wurde, strebten die Debatten nach einem Ausgleich der Meinungen, rangen alle Beteiligten, Frauen und Männer, Anhänger und auch Gegner der Bewegung — an denen es keineswegs fehlte — voll Ernst und Eifer nach der rechten Einsicht, nach Klarheit und nach Wahrheit.

Im einzelnen auf die Verhandlungen einzugehen, verbietet das reichhaltige Programm, das sich einesteils an die Nürnberger Einrichtungen anlehnte, anderenteils durch Behandlung der Fragen, die in Nürnberg bisher noch nicht Boden gewonnen, neue Anregungen geben wollte. So wurde die Frage des Frauenstudiums durch einen Vortrag von Prof. Rehm-Erlangen erörtert; die Arbeiterfrage war durch einen Vortrag über Heimarbeit und durch Referate über die Dienstbotenfrage im Programm vertreten. Im Zusammenhang damit müssen die Verhandlungen über Organisation der Handelsgehilfinnen genannt werden, die Zeugnis von dem wachsenden sozialpolitischen Interesse innerhalb der Frauenbewegung ablegten.

Den Verhandlungen, die an die Nürnberger Einrichtungen anknüpften, wird am besten durch einen kurzen Überblick über die Veranstaltungen des Vereins Frauenwohl Rechnung getragen, die auch in einem einleitenden Vortrag von Fräulein Mathilde König, der Schriftführerin des Vereins, behandelt wurden. Der Verein Frauenwohl, der auf die Anregung hin, die die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Nürnberg gab, gegründet wurde, zählt im siebenten Jahre seines Bestehens 2647 Mitglieder; bald nach Gründung des Vereins

wurden Abendkurse eingerichtet, die sich durchschnittlich im Jahre eines Besuches von etwa 1000 Schülerinnen erfreuen. Der Unterricht im Nähen, Schneidern, Flicken, Bügeln, Wäschezuschneiden und in fremden Sprachen wird von bewährten Lehrerinnen erteilt. Da der Andrang von Schülerinnen so groß ist, daß alljährlich viele abgewiesen werden mußten, hat der Verein im letzten Jahr noch eine Frauenarbeitschule übernommen und den Bedürfnissen entsprechend umgestaltet und ausgebaut. Außer den in den Kursen gelehrten Disziplinen wird hier noch Unterricht im Sticken, Putzmachen, Blumenmachen, Buchführung, Stenographie, Malen gegeben; auch wird der Vorbereitungsunterricht zur Lehrerinnenprüfung für Handarbeiten in der Anstalt erteilt.

Neben der praktischen und beruflichen Vorbildung strebt der Verein die geistige Förderung der Frauen durch Veranstaltung von Kursen über medizinische Gegenstände, Bildungsfragen, Rechts- und Gesetzeskunde an.

Eine der wertvollsten Schöpfungen des Vereins ist das Wöchnerinnenheim, das von den Teilnehmern des Frauentages besichtigt wurde und Veranlassung zu Vorträgen über Wöchnerinnenhygiene und über die soziale Bedeutung der Wöchnerinnenheime gab. Mit warmem Empfinden und der Sachkenntnis, die nur langjährige Erfahrung zu geben vermag, erörterte Frau Elise Hopf in diesem letzten Vortrag unter anderem die Frage, ob solche Heime auch unverehelichten Müttern zugänglich sein sollen. Im Nürnberger Heim ist — ähnlich wie auch in Berlin — die Frage dadurch gelöst worden, daß eine besondere Abteilung für solche Mütter vorbehalten ist. Dem Heim ist eine Pflegerinnenschule angegliedert, in der Wochenpflegerinnen ausgebildet werden; eine Einrichtung, die um so dankenswerter ist, als in Nürnberg — wie auch vielfach anderwärts — das vorhandene brauchbare Pflegerinnenmaterial nicht annähernd dem Bedarf entspricht.

Seit längerer Zeit ist der Bau eines Arbeiterinnenheims vom Verein in Aussicht genommen; ferner hat er sich schon vor Jahren damit beschäftigt, eine Reform des Ziehkinderwesens herbeizuführen; er hat erfolgreich gegen das Sitzverbot für Ladnerinnen angekämpft; er besitzt eine Stellenvermittlung für Hausbeamtinnen, die als Abteilung dem großen deutschen „Hausbeamtinnenverein" angegliedert ist und steht augenblicklich in Unterhandlung mit den städtischen Behörden, um die Zulassung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege zu erlangen.

Von der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, die in engster Fühlung mit dem Verein Frauenwohl arbeitet, ist ein Auskunftsbuch über die Nürnberger Wohlfahrtseinrichtungen herausgegeben worden.

Daß neben der Propaganda der That auch die Propaganda des Wortes nicht vernachlässigt wird, daß der Verein sich nicht damit begnügt hat, auswärtige Rednerinnen für gelegentliche Vorträge und Veranstaltungen zu gewinnen, sondern auch bestrebt war, die Nürnberger Frauen für diese Aufgabe zu schulen, haben die Verhandlungen des Frauentages bewiesen. Neun Nürnberger Frauen waren mit Vorträgen und Referaten im Programm vertreten, die in Inhalt und Form zum Teil Vorzügliches boten. Auch die Beteiligung an der Diskussion war für so große Versammlungen eine ungewöhnlich lebhafte, namentlich nach den Vorträgen von Frau Loeper-Houselle über Mädchenbildung und Prof. Dr. Rehm über Frauenstudium.

Unter einer Reihe von Vereinsberichten aus andern bayrischen Städten muß auch der Vortrag über die Frau in der Armenpflege von Fräulein Emilie von Wallmenich (Bamberg) und der Vortrag über Landkrankenpflege von Dr. med. Gräfin von Geldern-Egmond (München) erwähnt werden, die ebenso wie die Vorträge von Ika Freudenberg (München) über die Frau als Arbeitgeberin, von Clementine von Braunmühl über die Frau im Gewerbe und Helene Sumper über Fortbildungsschulen in Stadt und Land mannigfache praktische Anregungen boten.

Besondere Erwähnung verdient endlich noch der Vortrag von Herrn Dr. Siegmund von Forster über das Thema: Die Frau und die Volksbildungsbewegung. Er führte aus, wie die Frau von der Natur zur Mitarbeit an dieser Bewegung ganz besonders befähigt sei, wie man diese ihre Kraft in anderen Ländern bereits in weitem Umfange verwertet habe, während bei uns selbst das Wirken einer Jeannette Schwerin verhältnismäßig wenig Verständnis und Nachfolge gefunden habe.

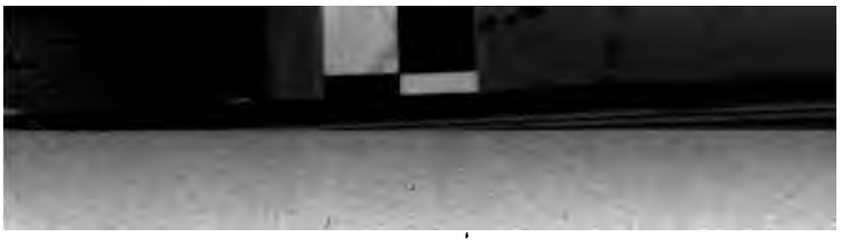
Die Gastfreundschaft, die zu einer Begleiterscheinung von Kongressen und Frauentagen geworden ist, wurde den Nürnberger Gästen in einer besonders anziehenden Form geboten. Durch Aufführung eines von Helene von Forster gedichteten Festspiels nach Schluß des Frauentages bewiesen die mitwirkenden Anhängerinnen der Frauenbewegung, daß sie sich

„auch im holden Reich des Schönen
in den Formen, Farben, Tönen"

zurechtfinden, und den Sinn dafür bei der Arbeit nicht verloren haben. In den Häusern mehrerer Vorstandsmitglieder, die sich gastlich den Fremden öffneten, fanden sich nach Schluß der täglichen Verhandlungen die Delegierten zusammen, um bei zwangloser Geselligkeit den Meinungsaustausch über das Gehörte fortzusetzen und gemeinsam Pläne zur Ausführung der gewonnenen Anregungen zu beraten.

So haben die Nürnberger Frauen kein Mittel unversucht gelassen, um dem zweiten bayrischen Frauentag einen erfolgreichen Verlauf zu sichern; sie haben versucht zu beweisen, daß sie von dem Willen beseelt sind, zur Erwerbung hoher, sittlicher Güter für das deutsche Land beizutragen, der großen Kulturbewegung unserer Zeit neue Jüngerinnen zuzuführen. Und wohl mancher, der mit Zweifeln zum Frauentag kam, mag durch die Kraft und das Können, das die bayrischen Frauen offenbarten, bei den Verhandlungen zum Glauben an das Dichterwort bekehrt worden sein, mit dem Helene von Forster die Tagung einleitete:

„Die Frauen werden die Menschheitsfragen lösen; als Mütter müssen sie es thun."



Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen.

Von

Fr. Wolff-Berlin.

Nachdruck verboten.

Seit Jahren steht in Deutschland die Wohnungsfrage im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Überall, wo sich unser wirtschaftliches Leben in aufsteigender Linie bewegt, erhebt sie ihr Haupt, und fast an allen Orten ist sie infolge arger Vernachlässigung zur Wohnungsnot ausgewachsen.

Die Mieter, besonders die kleinen Leute, sehen jedem Kündigungstermin mit Besorgnis entgegen. Wird er ihnen wieder, wie schon so oft, eine neue Steigerung bringen, die ihre wirtschaftliche Lage verschlechtert oder die etwa eingetretene Verbesserung derselben wieder illusorisch macht? Wohin sollen sie gehen, wenn es ihnen nicht gelingt, eine neue Wohnung zu mieten, ins Asyl für Obdachlose, zu Verwandten, in die Bretterbuden der Laubenvorstädte? Wie wird die Wohnung aussehen, die sie vielleicht noch im letzten Augenblick für schweres Geld bekommen? Wird sie nicht, wie so viele andere, ein ungesundes Loch sein, ungeeignet für den dauernden Aufenthalt von Menschen, von der Polizei aber unbeanstandet, weil man nicht weiß, wo die Leute sonst bleiben sollen?

Das ist in wenigen Strichen ein Bild des modernen großstädtischen Wohnungselends. Einsichtige Leute haben schon lange eine nachdrückliche Bekämpfung dieses fressenden Übels an unserm Volkskörper gefordert. Allen voran haben die deutschen Bodenreformer auf seine Ursachen aufmerksam gemacht, die in der gewissenlosen Ausbeutung des privaten Eigentumsrechtes an Grund und Boden, besonders durch die Bodenspekulation, zu suchen sind. Private Hilfe ist hier völlig unmöglich; das liegt in der Natur der Sache. Darum verlangte man von den Gemeinden kräftige Maßregeln zur Abhilfe der Wohnungsnot.

Damit kam man aber bei den Manchesterleuten, die in unsern Großstädten am Ruder stehen, schön an. Sie leugneten das Vorhandensein einer Wohnungsnot entweder überhaupt, wie der Stadtverordnete Wallach in Berlin, oder sie priesen, wie die Freisinnige Zeitung in diesen Tagen, als einziges Mittel zur Bekämpfung der Wohnungsnot die Thätigkeit der Privatspekulation, also den Bodenwucher. Difficile est, satiram non scribere! Andächtig rutschte man auf den Knieen vor dem Idol des „freien Spiels der Kräfte“: wer aber an diesen alten Götzen nicht mehr glaubt, den suchte man zu schrecken, indem man das blutrote Bild des sozialdemokratischen Zukunftsstaates als notwendige Konsequenz einer vernünftigen Wohnungsfürsorge der Gemeinden an die Wand malte. Einige wenige Ausnahmen, Düsseldorf, Frankfurt a. M. und Halle, abgerechnet, versagte die Selbstverwaltung unsrer Städte in dieser wichtigen Frage leider vollständig.

Nunmehr versucht die preußische Regierung, einen sanften Druck auf die Gemeinden auszuüben. Am 4. April d. J. veröffentlichte der Reichsanzeiger zwei gemeinsame Erlasse der Minister des Handels, der Medizinalangelegenheiten, des

Innern und der Landwirtschaft an die Ober- und Regierungspräsidenten, in denen Maßregeln zur Linderung der Wohnungsnot angeregt werden. Die Erlasse bezeichnen die Bodenspekulation als Haupturſache des herrschenden Wohnungselends, machen es den Gemeinden zur Aufgabe, dem Übel abzuhelfen und stellen eine gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage in Aussicht. Als Mittel gegen die Wohnungsnot werden den Gemeinden empfohlen: Herstellung von Wohnungen für Arbeiter und Beamte der Gemeindeverwaltungen, finanzielle Unterstützung der gemeinnützigen Baugesellschaften, Ausbau der Verkehrsmittel und vor allem eine gesunde Bodenpolitik der Gemeinden. Gemeindebesitz an Grund und Boden soll grundsätzlich nicht veräußert werden. Die Gemeinde soll im Gegenteil möglichst viele Grundstücke selbst erwerben und sie den Baugesellschaften zur Herstellung von Häusern in der Rechtsform des Erbbaurechtes überlassen. Die Privatspekulation in Grund und Boden soll auf jede mögliche Weise erschwert und verhindert werden.

Das Wichtigste an diesen Erlassen ist die klare Erkenntnis des Grundübels und die Aufstellung des Grundsatzes, daß die Regelung der Wohnungsangelegenheit eine Aufgabe der Gemeinde ist. Was die Bodenreform seit Jahren vertreten hat, wird hier zum erstenmale von der preußischen Regierung angenommen. Über die Einzelforderungen läßt sich streiten. Ob es z. B. gut und richtig ist, die Arbeiter und Beamten der Gemeindebetriebe zu kasernieren, das bestreiten vor allem die Beteiligten selbst, die von dieser Maßregel eine Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit befürchten. Aber das sind schließlich Kleinigkeiten. Als Ganzes genommen muß man die Erlasse durchaus freudig begrüßen. Man kann nur eins wünschen: Möchten sie nicht wie so vieles andre auf dem Papier stehen bleiben, sondern kräftig durchgeführt werden! Glückauf zu diesem „neuen Schritte in den sozialdemokratischen Zukunftsstaat“, wie unsere Stadtväter sagen werden.

Sprüche.

Von

Miriam Eck.

Die größte Liebe aber kann sich nur in der Entsagung bethätigen. — Die feinste und vornehmste Kunst des Weibes ist die Entsagung.

*

Entsagende Menschen haben die fruchtbringendsten Thaten gethan — also soll die Frau ihr Entsagen in Bethätigung umsetzen.

*

Wir haben auf der einen Seite eine harte, liebloſe Jungfräulichkeit und auf der andern eine eigennützige und befleckte Liebe! Wo finden wir die reine Liebe, die Liebe, die glühend und krystallrein zugleich ist? Schließen diese Eigenschaften einander aus?

Man findet sie in der Liebe der Märtyrer, der himmlischen und der irdischen.

*

Es giebt in der Liebe sowohl Gesetze als eine höhere Instanz. In Sonderfällen, wo das Gesetz richtet und richten muß, ist es der höchsten Instanz vorbehalten zu begnadigen.

Der kleine Andreas.

Von

Paula Winkler.

Nachdruck verboten.

Hinter dem nördlichen Friedhof laufen die Straßen Münchens in eine ungeheure, dürre, häßliche Wiese aus, die Schwabing von diesem Viertel der Stadt scheidet. In dem letzten Hause einer solchen Straße saß hinter einem Fenster des ersten Stockwerks ein Knabe und drückte sein schmales, gelbes Gesicht platt an die Scheibe. Die Straße war wenig belebt. Den Einblick auf das Kirchhofsfeld verwehrten ihm die teilweise noch belaubten Bäume, aber einen Teil der Wiese, auf dem gerade eine Kinderschar spielte, konnte er gut überblicken.

„Andreas", sagte die Mutter, „zieh mir die Heftfäden aus!" Der kleine Knabe glitt sogleich vom Fensterbrett herunter und nahm das Höschen in Empfang, das die Mutter ihm aus einem abgethanen Bureaurock des Vaters zurechtgeschneidert hatte. Er setzte sich auf einen Schemel zu ihren Füßen nieder und zog eifrig Fäden aus. Die Frau, von der der Junge die hohe, schmale Kopfform, den gelben Teint und die enge Brust geerbt hatte, breitete inzwischen eine Anzahl von Stoffresten auf ihrem Nähtischchen aus, paßte einen alten vergilbten Papierschnitt darauf und schob die Flicken und das Papier unermüdlich um. Sie hob vom Boden ein winziges Stoffrestchen auf, steckte es mit Nadeln fest und ergänzte so eine fehlende Ecke.

„Nun reicht es auch noch zu einer Blouse für dich!" sagte sie zu dem Knaben.

Andreas hatte seine Arbeit gethan, gab ihr das Kleidungsstück zurück und wickelte die Heftfadenendchen sorglich auf eine Spule. Diese Fadenendchen — einst weiß — waren schon gelbgrau vom häufigen Gebrauch.

* * *

Als Frau Magdalene sich mit dem Ministerialsekretär Wolf verheiratet hatte, war sie Mitte der Zwanzig gewesen, ein hageres, einsilbiges, reizloses Geschöpf. Sie hatte ein kleines Vermögen in die Ehe gebracht, dessen Zinsen alljährlich zum Kapital geschlagen wurden. Vom Gehalt ihres Mannes vermochte sie auch noch einen Teil zurückzulegen, und überdies hatte Wolf noch eine Nebeneinnahme, da er wöchentlich mehrere Abende im Bureau seines älteren Stiefbruders zubrachte, um dessen Bücher zu revidieren, wofür dieser — ein wohlhabender Fabrikant — ihn reichlich entschädigte.

Magdalene hatte vom ersten Tage ihrer Ehe an mit jedem Pfennig gerechnet. Damals hatte sie sich ein ganz junges Dienstmädchen gehalten, dem sie so gut wie nichts bezahlte. Dieses Mädchen jedoch — es war eine robuste Bauerntochter gewesen — hatte eine ungeheure Eßlust besessen und war dadurch eine Quelle nieversagenden Ärgers für die sparsame Magdalene gewesen.

Im zweiten Jahr ihrer Ehe lag auf den Kissen im Wäschekorb, den man neben Magdalenens Bett auf zwei Stühle gesetzt hatte, ein winziges, gelbes, schwächliches Kerlchen, Magdalenens vollkommenes Ebenbild, der kleine Andreas. Vom Vater hatte das Kind nur die graublonden, schier farblosen Haare geerbt und die ebenso farblosen Augen.

Als Magdalene wieder aufstand, war ihr ohnedies vorgebeugter Rücken noch schiefer, und man konnte deutlicher als bisher erkennen, daß ihre rechte Schulter höher als ihre linke war. Sie hatte nicht im Bette bleiben können, aus Angst, es möchte hinter ihrem Rücken im Hause etwas veruntreut werden. —

Um diese Zeit sagte ihr Mann einmal des Abends nach Tisch zu ihr:

„Heute bin ich Helene Forstner begegnet. Sie will sich demnächst verheiraten.“ Darauf schwieg er eine Weile nachdenklich, dann sagte er mit eigentümlichem Lächeln:

„Du weißt vielleicht garnicht, daß ich selbst eine Zeit lang daran dachte, sie zu heiraten. Hübsch ist sie ja! Außerdem rieten mein Bruder und meine Schwägerin mir lebhaft zu der Verbindung. Ein ganz nettes Vermögen hatte sie auch — —“

Er nannte eine Summe, die Magdalenens Vermögen beinahe um die Hälfte überstieg.

Sie sah erstaunt von ihrer Arbeit auf. — „Nun, weshalb thatest du's nicht?“, fragte sie.

„Ja, siehst du“, antwortete ihr Mann, „ich beobachtete das Mädchen so. Wir waren jede Woche einmal zusammen bei meinem Bruder eingeladen.

Da trug sie einmal ein neues Kleid, das nächste Mal einen anderen Hut, bald hatte sie ein Konzert besucht, dann war sie wieder im Theater gewesen. Im Sommer reiste sie ins Bad.

Siehst du, Lena, da dacht ich mir: so eine paßt doch nicht für dich! Die Zinsen ihres Geldes reichen gerade für ihre Kleider und ihr Vergnügen. Und von der Wirtschaft versteht die ganz gewiß nichts.

Lieber eine, die weniger mitbringt und weniger hübsch ist, — aber bescheiden in den Ansprüchen. Eine, die mir im Haus mit angreift und zusammenhält, was da ist. Hab ich nicht recht?“

Er klopfte sie auf die hohe Schulter.

Da zuckte das magere, gelbe Geschöpf, das jetzt nach der Geburt des Kindes, erschöpft und gealtert, reizloser als je erschien, vor innerster Glückseligkeit zusammen. Ihr war, als hätte ihr einer ein Königreich geschenkt. So ergriff sie dies halb verhehlte Lob ihres Mannes, der, wie sie selbst, gefühlskarg, ihr kaum je eine Liebkosung spendete.

Sie lag die Nacht über schlaflos vor Erregung. Einige Tage später sagte sie zu ihrem Gatten:

„Du Max, — ich hab mir das so überlegt, das Mädel, die Kathi, haben wir nicht nötig. Die ißt wie ein Drescher. Man kann sich auch mit allerlei noch einschränken, wenn so ein Frauenzimmer einem nicht ewig in alle Töpfe und Läden guckt! Und dann brauchen wir ihre Kammer so notwendig. Ich nehm' mir eine Aufwärterin.“

„Ja wirst du denn so mit der Arbeit fertig?“ meinte Wolf.

Sie dachte an das Lob, das er vor kurzem ihrer Sparsamkeit und ihrem Fleiße geschenkt, und wurde ganz rot. Wolf, eben zum Ausgehen gerüstet, reichte ihr die Hand und sagte:

„Na, versuch's halt. 's wär freilich eine schöne Ersparnis!“ —

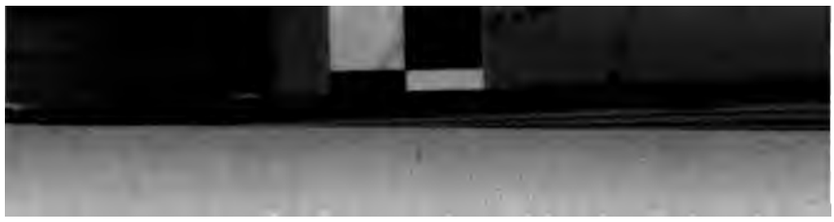
Andreas war jetzt drei Jahre alt. Er hatte, schwächlich wie er geblieben war, überaus spät gelernt zu gehen. Auch jetzt fiel es ihm noch schwer.

Indes sammelte der dreijährige Knirps jetzt schon blanke Nickel, die ihm die Eltern ab und zu schenkten, wie man Kindern sonst Obst und Bonbons giebt, in einer Pillenschachtel. Er merkte sehr genau, wenn eines der Eltern ihm im Scherz eine Münze herausgenommen. Dann suchte er in allen Ecken und Winkeln, kroch unter Tische und Stühle, begann schließlich ganz kläglich zu heulen und wurde nicht ruhig, ehe er das Vermißte hatte. —

Als Andreas vier Jahre zählte, entließ Magdalene die Aufwärterin, um allein die ganze Wirtschaft zu übernehmen. Ihre einzige Hilfe war der kleine Andreas. Er besorgte, was sie an kleinen Dingen in der Küche bedurfte, richtig und pünktlich. Nie hatte er Geld verloren oder eine Düte zerrissen, wie andere Jungen thaten.

Einmal, als sie ihn mit einer kleinen Kommission auf die Straße geschickt hatte, hatte ihn ein Hund gebissen. Er kam mit blutendem Bein nach Hause, zitternd und halbtot vor Angst. Doch hielt er das Sträußchen Petersilie, das er eingekauft hatte, treulich in der einen Hand, während die andere so krampfhaft über ein paar Pfennigen zusammengeballt war, daß sich die Nägel in das Fleisch gegraben hatten. —

Andreas ging zur Schule. Er lernte ziemlich schwer, war aber fleißig und still, so daß der Lehrer keine Klage führte. Seine



Mitschüler aber haßten ihn bitter und prügelten ihn, wo sie ihn erwischen konnten. Er kannte alle Gänge und Schlupfwinkel auf dem Schulwege und benutzte sie, um sich seinen Peinigern zu entziehen.

Hingegen schlug er alle kleinen und schwächlichen Kinder und war in der ganzen Straße von ihnen gefürchtet. Zu Hause klagte er niemals, — auch nicht, wenn man ihm noch so übel mitgespielt hatte.

Er brachte vielmehr beinahe täglich Spielsachen nach Haus, die er — wie er sagte — von anderen Kindern geschenkt bekommen oder gefunden hatte.

Diese Dinge verschwanden indessen nach einiger Zeit wieder. Dafür wanderte ein Geldstück in die Sparkasse. Andreas verkaufte oder vertauschte diese Dinge gegen Geld.

Er hatte auch ein regelrechtes, kleines Verleihgeschäft mit Bleistiften, Federn und Papier, die er seinen vergeßlichen oder nachlässigen Mitschülern gegen Tribut von einigen Nickeln überließ. Ein Kind, das ihm irgend etwas schuldete, verfolgte er mit unerhörter Ausdauer. —

Die Eltern hatten den Knaben um seiner Sparsamkeit willen lieb. „Nie vernascht er einen Pfennig", sagte Magdalene. „Er wird es zu etwas bringen!" . . .

Andreas erreichte in diesem Winter sein achtes Jahr. Immer noch war er ein schmächtiges, schwaches Bürschlein und eigentlich doch wieder von merkwürdig zäher Art.

Beinahe immer war er verschnupft, erkältet, hustete, oder war irgendwie sonst nicht wohl. Das Schüsselchen mit Brust-, Kamillen- oder Minzenthee kam fast nicht aus der Ofenröhre.

Das war eine fortwährende Sorge für Magdalene.

Einmal in diesem Jahr hatte Andreas den Eltern noch außerdem furchtbaren Kummer bereitet.

Magdalene hatte Andreas dabei betroffen, ein größeres Geldstück durch die Öffnung der Sparbüchse zu zwängen. „Ich habe es auf der Treppe gefunden!", hatte er gesagt.

Nach einer Weile erschien eine Nachbarin, der Andreas manchmal gegen kleine Geschenke an Geld Kommissionen machte, bei Magdalene und behauptete, Andreas habe ihr ein Geldstück vom Tisch entwendet. Magdalene zerschlug die Sparbüchse. Das vermißte Geldstück fand sich unter den übrigen kleineren Münzen.

Andreas kauerte mit verstocktem Gesicht in der Sofaecke.

Die Frau ging. —

Magdalene taumelte gegen den Schrank und stieß sich eine Beule an der Stirn. Wie eine Wahnsinnige sah sie aus, die Augen quollen hervor, sie brachte keinen Laut über ihre Lippen.

Andreas wollte durch die Thür entschlüpfen. Da rannte sie auf ihn zu, schüttelte ihn, bis ihr der Atem ausging, riß ihm die Kleider vom Leibe, warf ihn auf sein Bett und verschloß die Thür seines Kämmerchens.

Sie kleidete sich mit furchtbarster Hast zum Ausgehen an; sie, die Sorgsame, zerbrach die Haken und zerriß den Besatz mit zitternden Händen.

Den weiten Weg bis zum Ministerium lief sie besinnungslos. Eine Stunde lang stand sie vor dem Hause und wartete. Dann kam Wolf herunter. Unter lautem Weinen erzählte sie alles.

Wolf entfärbte sich, sprach aber kein Wort. Ganz versunken gingen sie neben einander her, er in verbissenem Zorn, sie leise weinend in hilflosem Gram.

Magdalene wartete auf ein gutes, tröstendes Wort. Aber es blieb aus. —

Zu Hause rannte Wolf in die Schlafkammer des Knaben.

Sie war ganz erfüllt, mit dem faden, albernen Geruch, den der Körper des Knaben ausströmte, der seinen Kleidern anhaftete und allem, was mit ihm in Berührung kam.

Wolf riß Andreas aus seinem Bett und schlug erbarmungslos auf den kleinen, jämmerlichen Körper los. Das Kind schrie anfänglich laut und durchdringend, winselte dann leise und verstummte endlich.

Jetzt warf Magdalene sich dazwischen.

Andreas fieberte die ganze Nacht und wälzte sich in seinem Bett umher.

Stundenlang saß Magdalene neben ihm in der dunklen Kammer.

Wolf hatte sich, ohne sein Abendbrot einzunehmen, zur Ruhe begeben. — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der nächsten Zeit wurde der Knabe streng überwacht. Einige Wochen lang brachte er weder gefundene, noch geschenkte Gegenstände mit. Später that er es wieder, aber heimlich. Er verbarg die Sachen im Korridor, hinter einem Schrank, in der Holzkammer, in der Matratze seines Bettes.

Die Eltern bemerkten von alledem nichts und begannen, sich zu beruhigen. Sie gingen seit jenem Abend noch magerer und blasser einher, als früher.

„Er hatte ja das Geld nicht vernascht, wie andere Kinder!", sagte Magdalene. „Er hat es aus Unwissenheit genommen, — so ein Kind! Und dann spart er so gern! Das ist doch nicht schlecht! Wir waren zu streng!" —

Um Mitternacht war Andreas noch wach. Er hielt sich jedoch still in seinem Bette. Der Vater hatte seit einiger Zeit eine Beschäftigung, die ihn länger als gewöhnlich aufhielt. Er übte sich im Stenographieren, um sich um einen Nebenposten im Ministerium bewerben zu können, der ihm wieder einen Zuschuß zu seinem Gehalt bringen konnte.

Endlich waren die Eltern zu Bett gegangen. Alles war still, man hörte den Wecker deutlich durch die ganze kleine Wohnung ticken. Nun schlüpfte Andreas aus seinem Bett, ging in seinem oft geflickten, ausgewachsenen Bettkittelchen aus buntem Barchend an die Kammerthür, klinkte leise auf und schlich sich auf den Korridor hinaus.

In der Holzkammer, hinter dem Stoß von Scheiten, hatte er einen Gummiball liegen, den er morgen früh verkaufen wollte. Er fand ihn richtig, als er aber den Arm zurückzog, stieß er heftig an die Scheite, so daß der Stoß mit lautem Gepolter umfiel.

Blitzschnell rannte er zurück, zog sich die Bettdecke über die Nase. Das Herz klopfte ihm bis zum Halse.

Jetzt schimmerte Licht durchs Schlüsselloch. Der Vater ging nach der Holzkammer. „Es müssen wohl Mäuse draußen sein!", hörte er nach einer Weile seine Mutter sagen.

Nach einer Viertelstunde war alles wieder still. Andreas sprang aus dem Bett, streckte die Zunge heraus, so weit es ging, bis sich sein Gesicht blau färbte. Wie ein Besessener sprang er umher und lachte, lachte, ohne daß ein Ton über seine Lippen kam. — — —

Eines Abends brachte Wolf einen niedlichen, kleinen Hund mit nach Hause, ein ganz junges Tierchen. Er hatte es auf der Straße gefunden.

„Er ist von ganz reiner Rasse", sagte Wolf, „wir können ihn in einigen Monaten teuer verkaufen!"

Frau Magdalene zuckte mißvergnügt mit den Achseln: woher sollte sie Fleisch und Milch nehmen? Ob er nicht wüßte, wie leicht solche jungen Tiere zu Grunde gingen? Dann hätten sie Mühe und Kosten vergeblich gehabt.

Andreas, der das feine, zierliche Tierchen auf seinem Schoß gehalten hatte, setzte es zu Boden und hörte mit offenem Munde zu. Nach dem Abendbrote griff er nach einer Lederklappe und erschlug die letzten, herbstmatten Stubenfliegen, die an den Wänden hingen. Er steckte sie in eine leere Zündholzschachtel.

„Mutter", sagte er nach einer Weile, „nun brauchst du dem Hunde kein Fleisch zu kaufen. Ich habe ihm Fliegen gefangen. Weiter braucht er doch nichts zu fressen?"

Wolf und Magdalene lachten.

Das Hündchen wurde am nächsten Tage für ein paar Mark an eine Familie im Hause verkauft. — — —

Seit ein paar Wochen wohnte über Wolfs ein Musiklehrer mit seiner Familie. Da waren auch ein paar Knaben, große, kräftige Jungen, etwa in Andreas' Alter, mit denen er bald bekannt wurde. Die Buben waren gutmütig, sodaß Andreas keine Schläge zu befürchten hatte. Er hütete sich auch wohl, sie herauszufordern.

Oft steckte er halbe Tage bei der Familie oben. Die Frau hatte eine Stube voll Kinder, wie sie sagte, da kam es auf eines mehr oder weniger nicht an. Magdalene hätte ohnedies nicht gestattet, daß Andreas seine Gespielen mitbrachte. Fremde Kinder im Haus? Damit sie mit schmutzigen Füßen herumstampfen, alles anfassen, zerbrechen, und dann zu Hause erzählen, was in der Wohnung vorgeht? Sie hätte mit ihrem eigenen genug zu thun!

Die beiden Kameraden Andreas' wurden von ihrem Vater fleißig zum Geigenspiel an-

gehalten und mußten unter seiner Aufsicht täglich stundenlang üben.

Da bekam Andreas wohl ab und zu ein Instrument in die Hand. Die beiden Jungen — kindlich stolz auf ihre Kenntnisse — brachten ihm spielend die ersten Fingergriffe bei.

Der Vater der beiden kam einmal dazu und überzeugte sich, daß Andreas mit auffallend reinem Gehör und seltener Fingerfertigkeit begabt war.

Von nun an brachte Andreas ganze Tage bei den Leuten zu; er vernachlässigte seine Schularbeiten, aß kaum und war mit leidenschaftlichem Eifer darauf bedacht, die Geige in die Hand zu bekommen. Den Musiklehrer rührte der Eifer des Kindes.

„Hör' mal, Kleiner", sagte er, „sag' doch deinem Vater, er soll dir eine Violine anschaffen! Man kriegt schon ganz billig welche. Dann kannst du mit meinen Buben zusammen bei mir lernen. Ich verlang' nichts dafür!"

Er sah, daß Andreas' Eltern ziemlich ärmlich lebten.

Andreas lief sofort hinunter und bestürmte seine Eltern. Sie wiesen ihn ab. Er bat immer dringender. Schließlich weinte er und legte sich auf die Erde.

Wolf hob ihn auf, zog ihn bei den Ohren und schickte ihn schlafen. Auch Magdalene gab ihm einen Puff.

Für eine solche Verrücktheit Geld ausgeben! Das hätte ihr gerade gefehlt!

Sie beschlossen, den Jungen nicht mehr mit den Kindern des Musiklehrers verkehren zu lassen. Da lernte er ohnedies nichts Vernünftiges. Leute mit so unsicherem Auskommen, wie die da oben, — und dabei in Saus und Braus leben! So oft man eines der Kinder sah, hatte es ein Butterbrod in der Hand oder Obst.

Magdalene redete sich in eine ordentliche Wut gegen die Leute hinein. Andreas lag im Bette und schluchzte, daß sein kleiner, magerer Körper gegen das Holz schlug. Seine Bettstelle war für ein kleines Kind berechnet, und er war ihr längst entwachsen, so daß er gekrümmt und mit aufgezogenen Beinen liegen mußte. Er ballte sein Nachthemd zusammen und steckte es in den Mund, um nicht laut zu weinen und von den Eltern gehört zu werden. Denn das, — er wußte es aus Erfahrung, — hätte sie noch mehr aufgebracht. So wartete er, bis sie schliefen, — dann weinte er herzbrechend die ganze Nacht hindurch. Er mußte eine Geige haben! Er mußte spielen darauf! Er wollte nicht leben ohne das! Vielleicht, wenn er bat, zu Weihnachten! — — — — — — — — — —

Magdalene wachte streng darüber, daß Andreas die Knaben des Musiklehrers nicht mehr besuchte. Das Kind sah in der letzten Zeit furchtbar elend aus. Er aß kaum und brach bei jedem lauten Wort, das man an ihn richtete, in Weinen aus.

Magdalene kochte ihm Theechen und Breichen aller Art, versuchte es mit allen möglichen Hausmitteln, ja sie überwand ihre Sparsamkeit so weit, daß sie ihm ein frisches Ei zum Frühstück und gebratenes Fleisch zu Mittag vorsetzte, während ihr gewöhnlicher Mittagstisch das ganze Jahr hindurch aus Suppe, ausgekochtem Rindfleisch mit Kartoffeln oder einer anderen, billigen Zuspeise bestand. Wenn sie für den Sonntag Fleisch briet, kochte sie eine Wassersuppe.

Aber das Kind machte ihr wahrhaft Sorgen. Nichts wollte nützen. Sie konnte ihn nicht mehr zur Schule gehen lassen. Er weinte und fieberte, und der Lehrer schickte ihn nach Hause.

Der Arzt erklärte ihn für nervös und sehr schwächlich. Er solle gut genährt werden und viel in frische Luft gehen.

Magdalene schickte ihn fort, er sollte spazieren gehen.

Er indessen schlich sich zwei Treppen höher, setzte sich vor der Speicherthür nieder und horchte auf das Geigenspiel, das durch die Thür des Musiklehrers auf das Treppenhaus drang.

Er nahm ein Stück Holz unters Kinn und bog den Ellenbogen darunter ein, strich mit einem andern Stück Holz darüber hin und ahmte so das Geigen nach, während die Töne unter ihm laut wurden.

Dann war's ihm, als hielte er ein wirkliches und rechtes Instrument, und die Töne drängen unter seinen Bogenstrichen hervor.

Verstummten aber die Melodien unten, so kehrte das Bewußtsein seiner Hilfslosigkeit

und des Entbehrens wieder, und er weinte zum Erbarmen.

Einmal wagte er's, seine Eltern um eine kleine Geige zu Weihnachten zu bitten. „Nur eine Dreiviertels-Geige zu Weihnachten", sagte er. „Ich will garnichts außerdem!" — Sie wollten ihn heftig anfahren, besonders die Mutter; da fiel ihr Blick auf das verhärmte, gelbe Kindergesicht mit den eingesunkenen Augen, die jetzt voll Thränen standen, auf dies arme, verheerte Gesicht, das so unkindlich, so greisenhaft aussah mit seinem Ausdruck von heftigen und unschönen Instinkten, — und sie verlor den Mut zum Schelten. —

Am Abend beriet sie mit ihrem Mann darüber. Sie sahen ja ein, daß das Kind sich abhärmte! Aber eine Geige anschaffen, etwas so Überflüssiges, — das schien ihr lästerlich.

„Wenn er nicht so notwendig Wäsche brauchte", sagte sie, „und neue Stiefel! Hat er die Geige, so fällt ihm ein anderer Unsinn ein. Es ist unrecht, ihn so zu verwöhnen. Nein, es geht nicht!"

„Er ist schon ganz abgezehrt", wandte Wolf ein.

Magdalene dachte eine Weile nach. „Gut", meinte sie, „so mag er sich die Geige von seinem Spargeld zu Weihnachten kaufen".

Sie ging zum Kleiderschrank, öffnete eine Schatulle und leerte den Inhalt auf den Tisch. Es war alles, was der kleine Andreas von seinen Paten nnd Verwandten geschenkt bekommen hatte, durch all die Jahre, und es fehlte wenig an hundert Mark.

Am nächsten Morgen sagte Magdalene zu Andreas: „Wenn du eine Geige zu Weihnachten bekommen willst, so wird sie von deinem Spargeld gekauft. Neue Schuhe aber bekommst du dann nicht. Die alten werden noch einmal geflickt. Auch sonst nichts. Wir werden auch keinen Kuchen backen. Wir sind arm und müssen sparen, sonderlich wenn unser Kind solch ein Verschwender ist." — Sie begann zu weinen.

Auf dem Tisch neben Andreas' blecherner Kaffeeschale lagen die Goldstücke. „Wir hätten sie zum nächsten Neujahr zur Sparkasse gebracht, — du hättest ein Buch bekommen, und Zinsen." — Sie schluchzte heftiger.

Andreas sah auf das Geld vor sich und auf seine aufgeregte Mutter.

„Überleg' dir's bis zum nächsten Sonntag", sagte Magdalene. —

Diese Woche wurde zu einer Folter für das Kind. Zwei Leidenschaften, wie riesengroße Ungetüme, kämpften mit geheimnisvollen Kräften gegeneinander. Das Kind litt — litt unbeschreiblich.

Da war das Gold, das liebe, funkelnde Gold! Da war die Musik! Jetzt spielte man oben. Die Töne kamen leise, süß gedämpft in die halb dunkle, wenig geheizte Stube durch den Plafond herunter. Andreas kauerte, in ein wollenes Umschlagtuch seiner Mutter gehüllt auf dem alten Sofa. Draußen schneite es, und der kalte Wind kam durch die Fensterritzen herein und bewegte die Seidenpapierstreifen auf dem Tische, die Andreas soeben geklebt hatte.

„In dem Schrank dort liegt das Geld," dachte das Kind. „Goldstücke und einige Silbermünzen."

Und nach einer Weile: „Jetzt spielt der Herr Lehrer selbst." Er kannte das Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat." Sie spielten es oft drüben auf dem Friedhof.

„Ach, wer doch eine Geige hätte!"

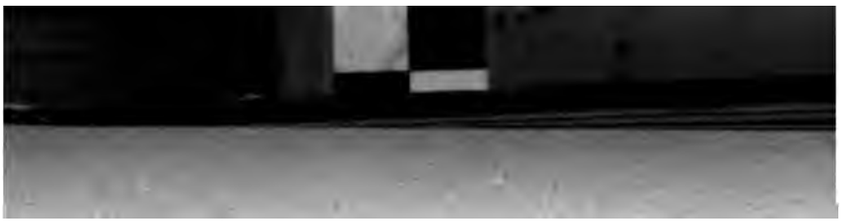
Er zog die Beine unters Tuch. Lieber Gott — warum muß man denn immer daran denken! Er hat ja das Geld so lieb — er kann's nicht weggeben — aber er möchte doch so gern eine Geige!

Wenn er doch eine Lampe bekäme! Oder in die helle Küche dürfte! Aber dort zieht es, sagt die Mutter.

So sitzt er im Dunkeln.

Nun hat das Spiel geendet. Andreas klettert auf das Fenster. Jetzt eben geht ein kleiner Knabe aus dem Haus, viel kleiner als Andreas. Er trägt eine Geige in einem Säckchen aus grünem Baumwolltuch. Er hat eben Stunde gehabt. Jetzt spannt er einen großen Schirm auf und hält ihn über sich und sein Säckchen.

Über Andreas kommt eine unbändige Wut. Warum hat dieser kleine Junge eine Geige, und er hat keine? Ach, er könnte den Jungen töten! Er streckt die Zunge gegen das Fenster, daß sie ganz platt gedrückt wird, schneidet



eine fürchterliche Grimasse hinter dem Jungen her und zittert vor Schmerz und Haß.

Er kriecht auf das Sofa und wimmert leise.

Der Neid frißt an dem kleinen Herzen, wie ein körperlicher Schmerz. „Oh — alles thut so weh, so weh!", denkt Andreas. „Warum ist das so?" —

Andreas hatte den Vater zum Bureau begleiten dürfen. Dann ging er noch etwas spazieren. Es war am frühen Nachmittag und das Wetter trocken und mild. Zuerst lief er nach dem Domplatz. Da wußte er eine Instrumentenhandlung. Vor dieser stand er wohl eine Stunde lang. Zithern lagen in der Auslage, Blasinstrumente, zur Seite hingen auch Geigen. Diese kleine war gewiß eine Dreiviertelsgeige. Er drückte sich mit der Wange ans Glas, um besser zu sehen. Im Eifer kam er auch mit den Fingern an die Scheiben.

Der Verkäufer kam heraus und fuhr ihn an. Er solle die Scheiben nicht beschmieren! Andreas stellte sich verschüchtert an der Mauer des Domes auf und versuchte hinüberzublicken.

Da stand er, — ein winziges Wichtchen, im Schatten der ungeheuren Mauern, ganz aufgelöst und verzehrt von seinem Wunsche.

Am Anger waren viele Trödelgeschäfte. Da gab es gewiß auch Geigen. Dort wollte er hingehen und nach dem Preise fragen.

Dort lief er von einem dieser winzigen Lädchen, die doch so angefüllt von unglaublichen Massen alten Gerümpels sind, ins andere, um nach einer Geige zu fragen.

Den üblen Geruch der alten Möbel, Kleider und Schuhe atmete er oft viertelstundenlang ein, ehe jemand nach seinen Wünschen fragte.

Er sah recht ärmlich aus in seinem Wintermäntelchen, dessen Nähte bis aufs äußerste ausgelassen, dessen Knöpfe bis an die letzte Kante gesetzt waren, und in das er trotzdem förmlich eingeschraubt erschien. Endlich fand er eine kleine Geige, wie er sie gewünscht. Achtzehn Mark sollte sie kosten.

„Du mußt sie aber bald holen", sagte der Verkäufer, „es ist jetzt viel Nachfrage!"

Auf dem Heimweg wurde Andreas sich klar, daß er soviel von seinem Spargeld nicht würde opfern können. Als er in den Hausflur trat, sah er den kleinen Knaben mit der Geige mit dem grünen Säckchen eben heraustreten.

„Hast du oben Stunde?" fragte er ihn. Seine Augen hingen an dem grünen Beutel und begannen scharf zu funkeln. Er wurde noch gelber im Gesicht.

„Ja", sagte das Bürschchen und blieb stehen, geneigt, eine Unterhaltung zu führen.

Andreas sagte nichts weiter, rührte sich aber nicht vom Fleck. Er zitterte heftig. — Der kleine Junge ging.

Als er bereits auf der Straße war, lief Andreas ihm nach.

„Wann hast du Stunde?" fragte er hastig.

„Mittwoch und Samstag!" Das Bübchen blieb wieder stehen.

Andreas kehrte um und stieg die Treppen hinauf.

Am Morgen darauf sagte Andreas seinen Eltern, daß er sich keine Geige kaufen wolle. Das Geld sollte auf die Sparkasse kommen.

Magdalene war glücklich darüber und belobte ihn sehr. Wolf sagte, er sei ein braves Kind. Andreas sah von diesem Tag an frischer aus und aß auch wieder. — — — — — — — — — — — — — — — —

Mittwoch war Andreas den ganzen Tag über sehr erregt und zerstreut. Er hörte garnicht, wenn man ihn anredete, gab verkehrte Antworten und war nicht vom Fenster wegzubringen.

Es war ein klarer Tag heute, der Himmel ganz blau.

Andreas sah nach dem Friedhof hinüber. Die Bäume waren nun gänzlich entlaubt, man sah die weißen Leichensteine deutlich, sah die Särge dazwischen hintragen und hinter dem Kreuz den Zug der Leidtragenden schreiten zwischen den Gräberreihen. Die Totenglocke bimmelte unaufhörlich. Dazwischen wurde ein Trauermarsch geblasen. Ein anderes Mal sang ein Männergesangsverein. Dann wieder hörte man laut beten.

Andreas rutschte nervös auf dem Fensterbrett herum.

Es dämmerte ein wenig.

Jetzt wurde oben ein quiekendes, anfängerhaftes Violinspiel hörbar. Er zuckte auf. Seine Augen wurden größer. Er saß regungs-

los eine Stunde lang. — Das Spiel brach ab, und Andreas lief ans Fenster.

Jetzt trat der kleine Junge mit dem grünen Säckchen aus dem Hause. Blitzschnell und leise schoß Andreas aus der Stube zur Thür hinaus. In der Küche brodelte es laut.

Er kam ungehört die Treppen hinunter, war in ein paar Sekunden hinter dem Kleinen auf der Straße, riß ihm das Säckchen mit der Geige aus der Hand und rannte blindlings weiter. Der Junge stand verblüfft da und machte kugelrunde Augen.

Dann lief er heulend hinter Andreas her, der indes einen guten Vorsprung hatte.

Unter einer Seitenthür der Friedhofsmauer stand die Magd des Inspektors und lockte ihren widerspenstigen Pudel, hereinzukommen.

Andreas schlüpfte hinter ihrem Rücken in den Hof der Leichenhalle. Der Kleine aber strebte, immer lauter brüllend, gerade aus.

Der Magd war es endlich gelungen, den Hund hereinzubekommen. Sie schloß das Thor hinter sich. — — —

Es war bereits nach zehn Uhr abends. Andreas war noch nicht nach Haus gekommen. Wolf und Magdalene hatten das ganze Viertel abgesucht, ohne den Knaben oder irgend eine Spur von ihm aufzufinden.

Wolf war nach der Polizei gegangen, während Magdalene starr, frierend und verzweifelt in der Stube am Tische saß. Sie ließ achtlos drei Kerzen und die Lampe brennen.

Wolf kam zurück. Er weinte laut. So verging die Nacht.

Früh morgens um sieben Uhr brachte ein Polizist den kleinen Andreas auf dem Arme. Das Kind hielt ein Geigensäckchen fest in der Hand. Er hatte die ganze Nacht im Vorhof der Leichenhalle zugebracht. Am Morgen hatte ihn der Wächter unter einer Buchshecke fast erstarrt gefunden. Man hatte ihn gewärmt, in Tücher gewickelt und nach Hause geschickt.

Das Töchterchen des Wächters hatte ihn erkannt.

Er war vollkommen steif und konnte nicht sprechen.

Der Polizist entfernte sich mit der Geige. Es sei auf seinem Bureau gestern Abend gemeldet worden, daß einem Knaben von einem anderen in dieser Straße eine Geige entrissen worden sei, sagte er, und er glaube, daß sie mit der bei Andreas gefundenen identisch sei.

Am Spätnachmittag starb das Kind. Man hatte vergeblich zwei Ärzte gerufen.

Die Eltern schlichen wie Schatten umher. — — —

„Magdalene", sagte Wolf am Abend, „wollen wir ein Grab ankaufen, oder soll Andreas im allgemeinen Kinderfriedhof begraben werden?"

Die Frau saß gebrochen vor dem gelben, verzerrten Leichlein des einzigen Kindes, das sie geboren.

Der Vater legte einen Plan vor sie hin. Die verkäuflichen Gräber standen darauf, ihr Preis und ihre Lage.

Das erschöpfte Weib warf einen müden Blick auf das Papier. Wolf las ihr die Zahlen vor. Sie wurde aufmerksam.

„Nein", sagte sie nach einer Weile, „wozu soviel Geld ausgeben? Er wird uns ja doch nicht lebendig davon."

Sie weinte laut auf.

Eine deutsche Reisende in Alt-Mexiko.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Alt-Mexiko scheint auf den weiblichen Forschersinn einen besonderen Reiz auszuüben. Eine gelehrte Dame war es, Frau Nuttall, die kürzlich in der Bibliotheca Nazionale zu Florenz eine altmexikanische Bilderhandschrift aufgefunden hat und jetzt herausgiebt. Eine Amerikanerin, die Frau des Forschungsreisenden und Archäologen Dr. Augustus le Plongeon, begleitete zwölf Jahre lang ihren Gatten auf seinen Reisen in den wildesten Urwaldgegenden von Yukatan, und in Anerkennung ihrer Verdienste hat die Pariser Geographische Gesellschaft ihrem Album berühmter Reisender das Bild der mutigen Amerikanerin einverleibt. Und ähnlich ist auch eine Deutsche, Frau Caecilie Seler, ihrem Gatten auf zwei längeren Forschungsfahrten durch Mexiko und Guatemala in den Jahren 1887—88 und 1895—97 eine treue und hilfreiche Genossin gewesen, deren Sammlungseifer sich in gleicher Weise auf Altertümer aller Art wie auf die Flora der bereisten Länder erstreckte. Die zahllosen Altertumsfunde, die photographischen Aufnahmen der alten Kulturstätten und Bauwerke der Mayas, sowie eine reiche ethnographische Sammlung wurden von dem Ehepaar Seler dem Berliner Ethnographischen Museum überwiesen, die mitgebrachten dickleibigen Herbarien dem Botanischen Museum; die Reise selbst aber hat Frau Seler in einem schönen, reich illustrierten Bande[1]) beschrieben, der kürzlich bei Dietrich Reimer in Berlin erschienen ist. Und es ist gut, daß bei den Publikationen der Forschungsergebnisse des Ehepaars Seler die Frau sich gerade diesen Teil vorbehalten hat; denn nun ist es kein unlesbar gelehrtes Werk geworden, sondern ein flott und anschaulich, ja amüsant geschriebenes, echtes und rechtes Wanderbuch.

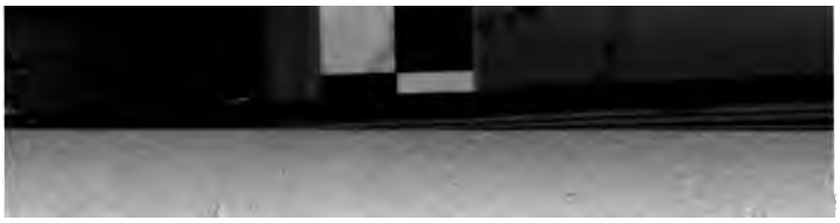
Zwar die Verfasserin glaubt sich in der Einleitung entschuldigen zu müssen, daß sie von keinen Abenteuern zu berichten habe, „keine Kämpfe mit bösen Menschen oder wilden Tieren, keine Feuersgefahr oder Wassersnot, kein Verschmachten in Sonnenbrand, kein Verhungern in dunkeln Höhlen", all solche Abenteuer erlebt der Reisende dort nicht, denn „Mexiko und Guatemala sind keine wilden Länder". Aber man vermißt die großen Abenteuer auch garnicht. Dafür erfährt man um so mehr und um so Intimeres von Land und Leuten, von der Art, in jenen fernen Ländern zu leben, zu reisen, sich zu nähren und zu kleiden. Mit einer gewissen Vorliebe sogar, wie man sich dort kleidet und nährt: die leisen Wandlungen, die die „Manta enrollada", das in ganz Mexiko und Mittelamerika die Stelle des Rockes vertretende, meist bis an die Knöchel reichende, von bunter Binde um die Hüften festgehaltene Hüfttuch, durchmacht, vom Thal von Oaxaca bis hinauf nach Quezaltenango und der Kaffeestadt Coban, beschreibt sie mit der Gewissenhaftigkeit eines Modejournals. Ihr entgeht keine der feinen Nüancen der indianischen Nationaltracht, die bei aller wesentlichen Übereinstimmung doch so wechselvoll ist, daß jedes Indianerdorf Verschiedenheiten in der Tracht aufzuweisen hat, und wäre es auch nur die Farbe, die „in S. Bartolo und auch weiterhin in den Dörfern überall dunkelblau, mit dem im Lande gebauten Indigo gefärbt ist — die Schönen von Tehuantepec und Juchitan bevorzugen die

[1]) Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala. Reiseerinnerungen und Eindrücke aus den Jahren 1895—1897. Mit 65 Lichtdrucken, 260 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte.

rote Farbe — die mit importiertem türkischen Rot gefärbten Hüfttücher sind teurer; am teuersten aber die mit echtem Purpur gefärbten. Denn an der Küste von Tehuantepec dient heute noch der Saft der Purpurschnecke zum Färben", und diese ist nicht gerade häufig. „Sorgfältig wird die Schnecke von der Felswand abgehoben, angeblasen oder angespieen. Sie giebt dann einen wasserhellen Saft von sich, durch den man den weißen Faden zieht, der sich beim Trocknen an der Luft rotviolett färbt. Die Schnecke wird wieder ins Wasser gesetzt, nachdem sie gethan, was man von ihr verlangt. Soviel mir bekannt, wird sonst nirgends in der Welt dieser echte Purpur des Altertums zum Färben verwendet, als an den Küsten des Stillen Ozeans." Nicht minder gewissenhaft als ihre Beobachtungen über die Kleidung der Indianerfrauen — viel seltener spricht sie von der der Männer — und der Spanierinnen (von denen ihr namentlich die tehuanischen „Damen" mit ihren runden steifen Röcken im Schnitt eines spanischen Hofkleides aus dem 17. Jahrhundert auffallen, „aus bunter Seide reich mit Goldstickerei verziert und bis zum Knie abgesteift, ebenso wie die weißen Unterröcke", so daß das Geräusch der gestärkten Rocksäume auf den steinernen Treppenstufen der Kirche sprichwörtlich geworden, und es aussieht und sich anhört, „als ob die hölzernen Heiligenfiguren ihr Postament verlassen hätten, obzwar die Frauen von Tehuantepec keineswegs im Geruche der Heiligkeit stehen"), unterläßt unsere Reisende es nie, zu vermerken, wenn sie einen „hübschen kleinen Meson mit leidlicher Unterkunft und gutem Essen" findet. Häufig genug müssen sie ja auch im Freien nächtigen, oder als Lagerstatt kann ihnen nur eine Tischplatte eingeräumt werden; und süße Früchte sind oft wahre Leckerbissen, wenn man sich tagelang von schwarzen Bohnen und der landesüblichen Tortilla, einem aus gequetschter Maismasse ohne jegliche weitere Zuthat hergestellten Fladen, der hier überall die Stelle des Brotes vertritt, hat ernähren und mit großem Kummer das letzte Restchen verschimmelter Erbswurst fortwerfen müssen. „Es mag kleinlich erscheinen", entschuldigt Frau Seler einmal, „daß ich so lange bei diesen Dingen verweile; für uns bedeuteten sie viel."

Jedenfalls hat sie neben diesem frauenhaft scharfen Blick für die Kostüm- und Küchenangelegenheiten und dem eifrigen Sammelinteresse, mit dem das Ehepaar jeder Spur nachgeht, auf der es noch leidlich erhaltene Altertümer, sei es von den Eingeborenen zu erhandeln, sei es selbst auszugraben giebt, ein nicht minder hellsichtiges Auge für tausend andere Dinge, die interessieren. An allen Mexikanern konstatiert sie die große Kinderfreundlichkeit, weshalb die Fülle des Spielzeuges kaum überraschen kann, das auf allen größeren Märkten einen breiten Raum einnimmt. „Alle nur denkbaren Formen der gebräuchlichen Haus- und Küchengeräte findet man da in kleinstem Maßstabe." Bei den Indianern stellt sie eine auffallende Musikliebe fest. Auf den Märkten sind sie die besten Käufer von Musikinstrumenten. Manche der wohlhabenden Gemeinden besitzen ein ganzes Orchester. „Die Musikanten kommen hin und wieder abends zur Musik in die Stadt, um zuzuhören. Da sie natürlich keine Noten kennen, ist dies ihre ganze musikalische Ausbildung. Man hört viele deutsche Musikstücke, da die deutschen Handelshäuser mit den Instrumenten auch zugleich die Noten einführen."

Der deutsche Kaufmann ist dort überall anzutreffen: „Wo überhaupt Europäer leben, sind sicher Deutsche darunter. Der deutsche Kaufmann erobert die Erde langsam und sicher. Auf unserer Reise haben wir Engländer garnicht getroffen, Amerikaner nur, wo Eisenbahnen gebaut werden, in Minendistrikten und in den großen Städten. Häufiger Franzosen, aber am häufigsten Deutsche. Man macht den Deutschen oft den ungerechten Vorwurf, daß sie allzu leicht sich fremdem Wesen anbequemen, aber gerade diese Leichtigkeit, sich in der andern Art hineinzufinden, ihre Sprache schnell zu erlernen, ermöglicht ihre Erfolge. Im Herzen bleiben sie doch deutsch, werden es vielleicht noch mehr. Daß sie hier draußen manches anders ansehen als daheim, wird ihnen niemand verargen." In den großen Städten sind die Deutschen meist die Besitzer der Ferretarien, d. h. wörtlich Eisenkramladen, bedeutet aber ein Importgeschäft, in dem es so ziemlich alles giebt, „was zum Haushalt, Feldbau und zum Schmuck des Lebens notwendig ist." Dagegen sind die Geschäfte, in denen Stoffe,



Gewebe, Kleider feilgehalten werden, meist in französischen Händen, die „Tiendas de Alborrotes", die Wein- und Schnapsläden, gehören Spaniern, und die kleinen Kramläden, kurzweg „Tienda" (eigentlich „Zelt") genannt, Einheimischen, welch letztere meist „Ladinos" sind, Mischlinge von Weißen und „Indios". Eine eigentümliche Überraschung durch den Spekulationsgeist deutscher Kaufleute erlebten die Reisenden in Guatemala: Das hauptstädtische Militär trug deutsche Uniformen, nur mit der Abweichung, daß die Infanteristen Artilleriehelme hatten und umgekehrt. „Vermutlich hatte ein spekulativer Kopf ausgemusterte preußische Uniformen aufgekauft und in Mittelamerika an den Mann gebracht." Ob auch an der unter des militärfreundlichen Präsidenten besonderem Protektorate erst kürzlich gegründeten Schuhfabrik, der zuliebe eine Verordnung ergangen war, daß jeder Mann der Republik Stiefel tragen müsse, wofern er als vollgiltiger Staatsbürger gelten wollte, deutsche Spekulation beteiligt ist, verrät die Verfasserin nicht. Aber an anderer Stelle erzählt sie z. B., daß der ganze Staat Chiapas, der freilich noch zu Mexiko gehört, jedoch schon an Guatemala grenzt, von der Schuhwarenfabrik eines aus Warmbrunn stammenden Deutschen mit Schuhwerk versehen wird.

So kann unsere Forschungsreisende immer wieder von Deutschen erzählen, die sie gastlich aufnehmen und sie auch in ihren Sammelbestrebungen unterstützen. Wir machen die persönliche Bekanntschaft beinahe aller Landsleute, die dort drüben leben, und deren Verhältnisse werden uns so vertraut, als hörten wir von unsern nächsten Nachbarn im Städtchen.

Bei der Menge dort lebender deutscher Familien kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Reisenden auch Gelegenheit finden, Weihnachten und Sylvester in deutscher Weise zu feiern. „Die deutschen Familien geben ihren indianischen Holz- und Kohlenlieferanten schon wochenlang vorher den Auftrag, ihnen einen Nadelholzbaum zu besorgen, und aus den Wäldern des Cerre de San Felipe wird er pünktlich zur Stelle geschafft, wird geputzt und mit Lichtern besteckt. Und am Abend des 24. Dezember brannten etwa ein halbes Dutzend Weihnachtsbäume in Oaxaca. Aber trotz alledem, trotz der reichbeschenkten Kinderschar — die rechte Weihnachtsstimmung war doch nicht vorhanden. Draußen war Sommer und eine Menge, die nichts von dem wußte, was der Weihnachtsbaum in Deutschland bedeutet. Der Baum allein aber thut es nicht." Die Mexikaner feiern ihre Weihnachten durch die „Veladas", die schon während der Adventszeit beginnen und aus abendlichen Zusammenkünften befreundeter Familien bestehen, wobei zuerst die reisende und Obdach suchende Jungfrau Maria unter Singen seltsam kindlicher Melodien, Blechpfeifenmusik und Kerzentragen zur Darstellung gelangt, und zum Schluß eine „Tertulla" stattfindet, eine harmlose gesellige Zusammenkunft, bei der Zuckerwerk herumgereicht wird. Am heiligen Abend ist die Darstellung der reisenden Jungfrau durch die Krippe verdrängt, und an Stelle der Tertulla findet ein Ball statt. Und in der Markthalle draußen ist an diesem Abend großer Radieschen-Markt. Alles strömt dorthin, „Rabanos" zu kaufen, zu essen, sich gegenseitig anzubieten. „Den Grund dieser sonderbaren Sitte vermag ich nicht anzugeben." Überhaupt sind alle Kirchenfeste in Mexiko mit mehrtägigen Märkten verbunden. Als die größten Feiertage gelten den Indios Gründonnerstag und Charfreitag, an denen die ganze Bevölkerung sich betrinkt, während das an andern großen Feiertagen nur immer die Einwohner des Ortes thun, dessen Patron an dem Feste unmittelbar beteiligt ist. Selbst in Orten, wie das große und reiche Indianerdorf Nahualá bei Quezaltenango, das jährlich eine Geldsumme für die Vergünstigung zahlt, keinen Branntwein-Ausschank in seinen Mauern zu dulden, darf einmal im Jahre, eben am Tage seiner „Fiesta" — für Nahualá ist es der Kalendertag Corpus Christi — Schnaps in unbeschränkter Menge hereingebracht werden, um den landesüblichen Festeszustand der allgemeinen Betrunkenheit herbeizuführen.

Noch manche amüsante Einzelheit ließe sich aus den Reiseeindrücken Frau Selers erzählen, vieles, was gerade die Leserinnen der „Frau" lebhaft interessieren möchte. Wir müssen uns leider mit den wenigen Andeutungen begnügen. Mögen sie aber dazu einladen, in dem Buch selber nachzulesen, das kurzweilig auch für alle die sein

wird, denen die Schilderung der Abenteuer so bedeutungslos erscheint, wie die zahlreich in den Text hineingedruckten schön kolorierten alt-mexikanischen Hieroglyphen deutungslos — der einzige Mangel des Buches, daß es zu diesem Teil seiner Illustrationen nicht wenigstens einen Anhalt für deren Verständnis giebt. Diese schönen bunten Bildchen sind leider sämtlich ungedeutete Hieroglyphen geblieben.

Mary Astell.

Eine Frauenrechtlerin des 17. Jahrhunderts.

Von

Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Wir sind gewohnt, die Frauenbewegung als eine Bewegung des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen und in Mary Wollstonecrafts „Verteidigung der Frauenrechte“ ihre erste Kundgebung zu erblicken. Daß bereits im 17. Jahrhundert eine Frau mit bestimmten Vorschlägen zur Erweiterung der Frauenbildung und zur Hebung der gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts an die Öffentlichkeit trat, dürfte wenig bekannt sein.

Mary Astell, „diese große Zierde ihres Geschlechts und ihres Vaterlandes“, wie ihr im Jahre 1752 schreibender Biograph George Ballard sie nennt, wurde im Jahre 1668 in Newcastle als Tochter eines dortigen Kaufmanns geboren. Sie erhielt eine nach damaligen Begriffen außergewöhnliche Erziehung für eine Frau, da ihr Onkel, ein Geistlicher, der ihre großen Fähigkeiten früh erkannt hatte, sie persönlich in Philosophie, Mathematik und Logik unterrichtete. Mit ungefähr zwanzig Jahren verließ sie Newcastle und ließ sich in London nieder, wo sie den übrigen Teil ihres Lebens zubrachte.

Die Kenntnisse, die sie selber erworben und die Vorteile, die sie dadurch vor ihren Geschlechtsgenossinnen voraus hatte, erweckten in ihr den Wunsch, diese auch anderen Frauen zugänglich zu machen und trieben sie dazu, mit einem lang erwogenen Plan für die Erweiterung der Frauenbildung an die Öffentlichkeit zu treten. Die kleine Schrift erschien anonym unter dem Titel „Ein ernster Vorschlag für Frauen“ im Jahre 1694. Mary Astells Plan war, um mit ihren eigenen Worten zu sprechen, „ein Kloster zu errichten, das einem doppelten Zweck dienen soll, indem es nicht nur denen, die den Wunsch haben, Zurückgezogenheit von der Welt biete, sondern gleichzeitig auch eine Erziehungsanstalt für diejenigen sei, die in der Welt Großes und Gutes leisten wollen.“ Keinerlei Gelübde sollten abgelegt werden und es sollte den Klosterfrauen jederzeit frei stehen, auszutreten. Trotzdem das religiöse Element bei dem Plan stark in den Vordergrund trat, — denn Mary Astell war streng kirchlich gesinnt, — sollte doch auch die wissenschaftliche und philosophische Ausbildung zu ihrem vollen Rechte kommen, denn „Unwissenheit und mangelhafte Erziehung sind die Wurzel allen Lasters“.

Ob der Plan in der Frauenwelt Anklang gefunden hat, bleibt zweifelhaft. Jedenfalls fand sich eine vornehme Dame, — aller Wahrscheinlichkeit nach die spätere Königin Anna, damals Prinzessin von Dänemark, — die so begeistert davon war, daß sie zehntausend Pfund für den Bau eines Frauenkolleges versprach. Leider aber sah der Bischof Burnet, zu dessen Ohren das Projekt gedrungen war, darin eine Rückkehr zum Katholizismus, und er agitierte mit so großem Erfolg dagegen, daß der

Plan völlig aufgegeben wurde. Seine Furcht war gewiß völlig unbegründet, denn am Schluß des einige Jahre später erschienenen zweiten Teils schreibt die Verfasserin selbst: „Wer behauptet, daß wir die Nachbildung ausländischen Klosterwesens bezwecken, muß entweder sehr ungebildet oder sehr boshaft sein. Hätte man aufmerksam gelesen, so würde man wissen, daß es sich um die Errichtung einer akademischen, nicht einer klösterlichen Anstalt handelt."

Trotzdem dieser Plan so kläglich gescheitert war, gab Mary Astell den Kampf für die Befreiung ihres Geschlechts nicht auf, und schon nach Verlauf von zwei Jahren tritt sie wieder als Frauenrechtlerin auf den Schauplatz, diesmal mit einer der Königin Anna gewidmeten „Schrift zur Verteidigung des weiblichen Geschlechts".

Die originelle Persönlichkeit der Verfasserin tritt hierin dem Leser deutlicher vor die Augen, als der Biograph sie zu schildern vermocht hat. Ihre Derbheit und ihre Liebenswürdigkeit, ihr scharfer Verstand und ihre Herzensgüte, ihr Humor und ihr frischer fröhlicher Mut, alle spiegeln sich wieder in diesem kleinen Meisterwerk, aus dem sich hier leider nur ein kurzer Auszug geben läßt.

Was kann liebenswürdiger sein, als die kurze Einleitung, in der sie ihr Buch gegen etwaige Angriffe der Männerwelt verteidigt. „Unserem Geschlecht ist von der Natur Zärtlichkeit für seine Sprößlinge eingepflanzt, es ist daher wohl erklärlich, daß wir für die Kinder unseres Gehirns eine noch größere Liebe empfinden, als für die unseres Leibes, da ihre Zahl so gering ist, und die Welt sie so feindselig aufnimmt." Aber auch ein gesundes Selbstbewußtsein äußert sich in den Worten, die sie der zweiten Auflage vorausschickt: „Einige Männer wollen behaupten, dies Buch sei nicht von einer Frau geschrieben. Wenn ich wüßte, in wie weit ihr Urteil schätzenswert ist, könnte es mich dazu veranlassen, eine höhere Meinung von dieser Schrift zu haben, als ich sie bisher hegte. Aber wäre das Buch so gut geschrieben, wie ich es wohl wünschte und wie der Gegenstand es verdiente, sehe ich doch nicht ein, warum unserem Geschlecht die Ehre geraubt werden soll, es verfaßt zu haben. Denn es hat zu allen Zeiten Frauen gegeben, deren Schriften mit denen der größten Männer keinen Vergleich zu scheuen brauchen."

Als Grund der Veröffentlichung ihrer Schrift bezeichnet sie nichts Geringeres, als die Absicht, „durch Beweisführung zu überzeugen, daß unser Geschlecht mindestens auf gleicher Höhe steht, wie das männliche". Sie geht dann zu einer Erklärung über, warum gerade sie diese Aufgabe auf sich genommen habe, die andere vielleicht besser bewältigen könnten, und schreibt: „Die Verteidigung unseres Geschlechts gegen so viele und so große Geister, die es so heftig angegriffen haben, mag mit Recht als eine zu schwere Aufgabe für ein Frauenzimmer erscheinen. Nicht, daß ich zugeben könnte oder müßte, daß wir von Natur für ein solches Unternehmen weniger geeignet seien, als die Männer, wofür ich genügend Beweise zu geben hoffe. Sondern weil infolge der Gewalt der Männer und der Tyrannei der Sitte es nur wenige Frauen giebt, die durch ihre Erziehung für eine solche Aufgabe ausgerüstet sind. Es thut mir leid, daß häusliche Geschäfte, Zerstreuungen oder zu große Bequemlichkeit die Frauen, die dazu imstande wären, davon abhalten, öffentlich für ihr Geschlecht aufzutreten. Selbstsucht oder Neigung zwingt die meisten Männer, gegen uns zu kämpfen, so daß wir kaum erwarten dürfen, es werde sich einer finden, der den Kampf für uns aufnimmt und der Ritter unseres Geschlechts gegen die Beleidigungen und die Tyrannei seines eigenen wird." Mary Astells Urteil über die Männer und deren Stellung zur „Frauenfrage" berührt ganz modern. An einer anderen Stelle sagt sie: „Ein Mann sollte sich nicht mehr darauf einbilden, daß er weiser ist, als eine Frau, — sofern er diesen Vorteil lediglich einer besseren Erziehung und größeren Erfahrung verdankt —, als er sich seines Mutes rühmen sollte, wenn er jemand schlägt, dem die Hände gebunden sind. Nichts bringt Tyrannen dazu, ihre Sklaven grausamer zu unterdrücken, als die Furcht, diese möchten eines Tages stark und mutig genug werden, um ihre Fesseln abzustreifen und sich über ihre Herren zu schwingen."

Der zweite Teil des Buches, die ins Einzelne gehende Beweisführung, daß die Frauen den Männern in den meisten Dingen gleichkommen und ihnen in manchen

überlegen seien, und daß nur die mangelnde Erziehung ihren Aufschwung hindere, ist weit schwächer, als der erste Teil, der sich mit allgemeineren Erwägungen beschäftigt. Doch im ganzen genommen ist die Schrift wohl wert, der Vergessenheit entrissen zu werden; sie enthüllt uns die Persönlichkeit einer Frau, die ihrer Zeit um so weit voraus war, daß ihr Wirken eben deshalb ohne Einfluß blieb. Das scheint sie selber eingesehen zu haben, denn nachdem sie im Jahre 1700 ein Buch „Über die Ehe" veröffentlicht hatte, in dem sie, wie ihr Biograph sagt, „nach der Ansicht vieler Leute die Rechte und Vorrechte ihres Geschlechts gar zu hitzig verfocht," wandte sie sich anderen, hauptsächlich politischen und religiösen Interessen zu, die uns hier nicht beschäftigen können.

Es ist interessant, das Urteil verschiedener Zeitgenossen über diese hervorragende Frau zu hören. Der Historiker Dr. John Walker nennt sie „die geistreiche Mrs. Astell," der bekannte Theologe Henry Dodwell spricht von ihr als einer „bewunderungswerten Frau," und der Schriftsteller Evelyn schreibt über sie: „Ich würde mich großer Undankbarkeit schuldig machen, wollte ich nicht Mrs. Astells Verdienste anerkennen. Sie hat durch ihr eigenes Beispiel bewiesen, daß ihr Geschlecht großer Dinge fähig ist." Ein interessantes Urteil findet sich in einem Brief des Bischofs von Rochester, Dr. F. Atterbury, an seinen Freund Dr. Smalridge. Es lautet wie folgt:

„Vor vierzehn Tagen war ich bei Mrs. Astell zu Tisch. Sie sprach mit mir über meine Predigt und riet mir, sie drucken zu lassen. Sie bat mich, sie vorher noch einmal durchlesen zu dürfen, und ich schickte sie ihr am folgenden Tage. Gestern sandte sie nun die Predigt mit inliegenden Bemerkungen zurück, die ich mich nicht enthalten kann, Dir zu schicken, da sie außerordentlich bemerkenswert sind, wenn man bedenkt, daß sie der Feder einer Frau entstammen. Man sollte wirklich kaum glauben, daß eine Frau sie geschrieben hat. Kein einziger Ausdruck verrät ihr Geschlecht. Sie greift mich heftig an, wie Du siehst. Hätte sie ebenso viel Lebensart als Verstand, so würde sie vollkommen sein; aber sie ist nicht übermäßig wählerisch im Gebrauch ihrer Worte, und ihre Ausdrucksweise ist oft ein wenig derb. Dies wundert mich um so mehr, als das weibliche Geschlecht es im allgemeinen besser versteht als wir, seine Worte geziemend zu drehen und zu wenden. Mrs. Astell versteht es nicht. Aber ihre klare und verständige Schreibweise hebt diesen Mangel auf, wenn überhaupt etwas imstande ist, ihn aufzuheben. Ich fürchte mich, mich mit ihr in einen Streit einzulassen, ich habe ihr daher nur eine allgemein gehaltene höfliche Antwort gesandt und hoffe, das übrige mündlich zu erledigen."

Den Rest ihres Lebens widmete Mary Astell, wie gesagt, hauptsächlich religiösen Pflichten und theologischen Studien. Doch auch die griechischen und lateinischen Klassiker vernachlässigte sie nicht, und bis zu ihrem Tode gehörten Xenophon, Plato, Seneca und Epictet zu ihren Lieblingsschriftstellern. So eifrig lag sie ihren Studien ob, daß ihr nichts unwillkommener war, als eine Unterbrechung durch Besucher, besonders wenn diese lediglich mit der Absicht kamen, ein Plauderstündchen bei ihr zu verbringen. In solchen Fällen pflegte sie scherzend zum Fenster hinauszurufen: „Mrs. Astell ist nicht zu Hause," ein Mittel, das ihr gewiß mehr Feinde zugezogen hat, als irgend eine ihrer Schriften.

Ihre Schaffenslust und Lebensfreude hielten an bis zuletzt, da ein schweres Krebsleiden sie befiel, das, wie sie von Anfang an wußte, nur mit dem Tode enden konnte. Mit wahrem Heldenmut unterzog sie sich einer Operation, die zu jener Zeit noch ohne jegliche Betäubungsmittel vorgenommen werden mußte; doch der Erfolg war nur ein zeitweiliger, und am 11. Mai 1731 machte der Tod ihrem reichen Leben ein Ende.

Daß Mary Astell nicht Schule gemacht hat, daß ein ganzes Jahrhundert verstreichen konnte, ehe Mary Wollstonecraft, unbeeinflußt durch ihre Vorgängerin, von deren Existenz sie nicht einmal etwas ahnte, die Sache der Frauen von neuem aufnahm, zeigt nur, daß die Zeit noch nicht reif war für ihre Anschauungen.

Erste staatlich genehmigte Lehranstalt für Heilgymnastik und Massage in Kiel.

Von Amalie Junk.

(Nachdruck verboten.)

Wenn einerseits die rechtzeitig angewandte, wissenschaftlich ausgeübte Heilgymnastik den menschlichen Körper vor großen Gefahren, ja vor dauerndem Siechtum zu bewahren vermag, so kann andererseits auch durch Unverstand und unzureichende Kenntnisse über die Beschaffenheit des menschlichen Körpers auf diesem Gebiete viel gesündigt werden. Und dann sind direkte Gesundheitsschädigungen nur zu häufig die traurige Folge der falsch angewandten Heilgymnastik.

Um die wirksame Anwendung der Heilgymnastik in weiterem Maße zu sichern, hat Dr. Lubinus in Kiel einen Kursus zur Ausbildung junger Mädchen und Frauen als Heilgymnastinnen und Turnlehrerinnen eröffnet.

Die Errichtung dieser Anstalt ist um so freudiger zu begrüßen, als sie die erste staatlich genehmigte Lehranstalt für Heilgymnastik und Massage ist. Dementsprechend wird eine vom Staate eingesetzte Prüfungskommission am Schluß der Kurse das Examen abnehmen, und die Schülerinnen erhalten dann ein Zeugnis als „staatlich geprüfte Heilgymnastin". Es gab bisher ja auch in Deutschland außerordentlich tüchtige Orthopädinnen, die privatim ihre Lehrkurse absolviert hatten, aber leider maßten sich die Masseure und Masseusen auch oft Behandlungen auf diesem Gebiete an, denen ihre Kenntnisse absolut nicht gewachsen waren. Dieselben hatten dann in wenigen Wochen oder Monaten bei einem Masseur oder etwa an einem Krankenhause die verschiedenen Manipulationen der Massage mehr oder weniger gut sich zu eigen zu machen gesucht. Naturgemäß aber konnten sie in einer solch kurzen Vorbereitungszeit nicht über den Bau des menschlichen Körpers, die Funktionen seiner Organe, das Wesen der in Frage kommenden Krankheitsprozesse, die Technik der Heilgymnastik und die mittels der Massage erzeugten Bewegungen u. s. w. genügend aufgeklärt und unterrichtet werden. Es fehlt eben die hier so überaus notwendige wissenschaftliche Vertiefung und richtige Erkenntnis, die allein einen Erfolg der Behandlung erhoffen läßt. Um so besser konnte es denn auch den schwedischen Heilgymnasten resp. Gymnastinnen gelingen, bei uns in Deutschland festen Fuß zu fassen, so daß selbst junge Schwedinnen, die nicht ihre Ausbildung am Zentral-Institut in Stockholm erhielten (das Königl. gymnastische Zentral-Institut in Stockholm erfreut sich bekanntlich eines Weltrufes und hat längst die wissenschaftliche Ausbildung junger Mädchen zu Heilgymnastinnen übernommen), sondern nur wenige Monate privatim vorgebildet waren, bei uns reichlich Beschäftigung fanden. Auch schon von diesem Gesichtspunkte aus ist es ein wohlberechtigtes deutsches Streben, durch eingehende wissenschaftliche und praktische Ausbildung einen ebenbürtigen Stand deutscher Heilgymnastinnen zu schaffen.

Es ist leicht ersichtlich, wie die Genehmigung eines vor der Regierung abgelegten Examens den Stand heben und ihm die volle Anerkennung der Ärzte verschaffen wird.

Der erste Kursus in Kiel beginnt mit dem 15. April und wird zweijährig sein.

Die Lehrgegenstände sind folgende:

Anatomie des menschlichen Körpers,
Physiologie,
Bewegungslehre,
Gesundheits- und Krankheitslehre,
Turnen, inkl. Geschichte, Methodik und Gerätkunde,
Heilgymnastik und Massage, sowohl theoretisch als auch in praktischer Ausübung.

Die Aufnahmebedingungen sind:

1. Alter zwischen 18 und 35 Jahren.
2. Gute Schulbildung.
3. Kräftiger Gesundheitszustand.
4. Amtliches Führungszeugnis.
5. Honorar halbjährlich 150 Mark.
6. Teilnehmerinnen-Zahl soll möglichst beschränkt werden.

7. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an den Leiter der Anstalt Dr. Lubinus-Kiel, Brunswickerstr. 10.

Die bestandene Prüfung verleiht den Schülerinnen die Approbation als Heilgymnastin und Turnlehrerin. Solche Ausbildung schafft nicht einen Stand von Handlangern, sondern wissenschaftlich geschulte Kräfte, die ihrer oft schwer verantwortlichen Aufgabe gewachsen sind, weil sie, dank ihrer eingehenden Ausbildung, die Krankheitserscheinungen in ihrer Ursache und ihren Wirkungen richtig zu erkennen vermögen, also auch die richtige Behandlungsweise anwenden können. Selbstverständlich haben auch sie mit den Ärzten Hand in Hand zu gehen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der in Kiel unternommene Versuch sich als lebensfähig erweisen und weitere derartige Unternehmungen nach sich ziehen wird.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hat durch seine Rechtskommission in Ausführung der Beschlüsse der Dresdener Generalversammlung nachfolgendes Flugblatt ausarbeiten und versenden lassen, das wir eindringlich der Beachtung empfehlen.

Weshalb sollen Eheverträge geschlossen werden?

Das Vermögen und die Aussteuer der Frau sind nach dem geltenden Güterrecht, mit Ausnahme der zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen, wie insbesondere Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte, eingebrachtes Gut, der Mann verwaltet es und verfügt darüber. Durch Vertrag, den die künftigen Gatten vor einem Notar oder vor Gericht unterschreiben, kann an Stelle dieses Rechtes Gütertrennung vereinbart werden, d. h. die Frau behält die Verfügung über ihr Vermögen und dessen Erträge, und ist verpflichtet, dem Ehemann einen angemessenen Beitrag zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes zu zahlen. In denjenigen Ehen, in denen die Frau im Hauswesen oder Geschäft des Mannes erheblich mitarbeitet, kann sie sich durch Vereinbarung von Errungenschaftsgemeinschaft, verbunden mit Gütertrennung, den ihrer Arbeit entsprechenden Anteil am Gewinn und Ersparten sichern.

Man sagt, daß bei glücklichen Ehen die Geld- und Eigentumsfrage keine Rolle spiele, aber es giebt doch auch unglückliche Ehen, und gerade die pekuniäre Abhängigkeit der Frau, die unerquicklichen Auseinandersetzungen, das Rechten um kleine und große Ausgaben untergraben nur zu oft Frieden und Vertrauen und dadurch das Glück. Es ist sicher klüger und praktischer, die Geldfrage vor der Ehe in gerechter, den Verhältnissen entsprechender Weise zu ordnen und so späterem Unfrieden vorzubeugen. Es ist Pflicht jedes Menschen, seine eigenen Angelegenheiten selbst zu besorgen; dieser Pflicht dürfen sich auch die Frauen heutigen Tages nicht mehr entziehen. Verliert eine Frau den Gatten, so hat sie nach dem neuen Gesetz, außer dem eigenen Vermögen, auch das der Kinder zu verwalten, daher ist es notwendig, daß sie von vornherein auch in Geschäftsangelegenheiten selbstständig handeln lernt. Es kann der Familie nur zum Vorteil gereichen, wenn nicht mehr ausschließlich der Mann die geschäftlichen Interessen der Familie wahrt, sondern auch die Frau ihren Scharfblick und ihre Erfahrung geltend machen kann.

Pflicht der Eltern ist es vor allem, darauf zu bringen, daß ihre Töchter Eheverträge schließen. Nur auf diese Weise kann ein wirksamer Schutz des Frauenvermögens gegen die Folgen von Schicksalsschlägen, sowie gegen eventuelle Mißwirtschaft des Gatten erreicht werden. Vernünftig und gerecht denkende Männer werden diese Fürsorge der Eltern verstehen und darin keinerlei Mißtrauen gegen ihre Person erblicken. Bei einem so wichtigen Lebensabschnitt dürfen falsch angebrachtes Zartgefühl und Sentimentalität nicht maßgebend sein. Die hingebende Liebe der Frau wird durch die Wahrung ihrer pekuniären Selbständigkeit in keiner Weise berührt; die hingebende Liebe des Mannes zur Frau bedingt ja auch nicht, daß er ihr sein Vermögen überlasse.

Die praktischen Vorteile eines Ehevertrages sind so bedeutende, daß man Verlobten nicht dringend genug das Eingehen eines solchen raten kann.

I. Formular

zum Ehevertrag einer vermögenden Ehefrau.

Zwischen ..... ist unter heutigem Datum der folgende Ehevertrag abgeschlossen worden:

§ 1.

In der Ehe soll Gütertrennung herrschen, die Verwaltung und Nutznießung des Mannes am Vermögen der Frau fällt fort.

§ 2.

Die Kosten des Ehevertrages tragen die Ehegatten zu gleichen Teilen.

II. Formular

zum Ehevertrag einer Frau, die einen Beruf ausübt oder selbständig ein Geschäft betreibt.

Zwischen ..... ist unter heutigem Datum der folgende Ehevertrag abgeschlossen worden:

§ 1.

In der Ehe soll Gütertrennung herrschen, die Verwaltung und Nutznießung des Mannes am Vermögen der Frau fällt fort.

§ 2.

Die künftige Ehefrau hat das Recht, ihren Beruf dauernd auszuüben oder ihr Erwerbsgeschäft dauernd zu betreiben. Insbesondere erteilt der Ehemann N. N. seiner Braut und künftigen Ehefrau hiermit ein für allemal die Zustimmung zur Eingehung von jeglicher Art von Verträgen, durch welche sie sich zu einer von ihr in Person zu bewirkenden Leistung verpflichten will.

§ 3.

Die Kosten des Ehevertrages tragen die Ehegatten zu gleichen Teilen.

III. Formular

zu einem Arbeiterehevertrag.

Zwischen ..... ist unter heutigem Datum der folgende Ehevertrag abgeschlossen worden:

§ 1.

In der Ehe soll Gütertrennung herrschen, die Verwaltung und Nutznießung des Mannes am Vermögen der Frau fällt fort.

§ 2.

Die künftige Ehefrau soll ferner auch in der Verwertung ihrer Arbeitskraft vollständige Freiheit haben und von der Zustimmung ihres Mannes hierbei gänzlich unabhängig sein. Insbesondere erteilt der Ehemann N. N. seiner Braut und zukünftigen Ehefrau hiermit ein für allemal die Zustimmung zur Eingehung von jeglicher Art von Verträgen, durch welche sie sich zu einer von ihr in Person zu bewirkenden Leistung verpflichten will.

§ 3.

Die Kosten des Ehevertrages tragen die Ehegatten zu gleichen Teilen.

IV. Formular

zum Ehevertrag einer Frau, die einen Landwirt, handel- oder gewerbetreibenden Mann heiratet, oder einer vermögens- und berufslosen Frau, die durch ihre Arbeit im Hause am eignen Erwerb gehindert ist.

Zwischen ..... ist unter heutigem Datum der folgende Ehevertrag abgeschlossen worden:

§ 1.

Als eheliches Güterrecht gilt die Errungenschaftsgemeinschaft, das heißt: das, was die Gatten durch den gemeinschaftlichen Betrieb eines Erwerbsgeschäftes gewinnen oder auf andere Weise sparen, wird gemeinschaftliches Vermögen.

§ 2.

Vorbehaltsgut der künftigen Ehefrau sind die in beiliegendem Verzeichnis aufgeführten Gegenstände der Aussteuer und alles, was die künftige Ehefrau durch Erbfolge, Vermächtnis oder Pflichtteil erwirbt (Erwerb von Todeswegen), oder was ihr unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewendet wird.

§ 3.

Im Fall der Auflösung der Ehe durch Scheidung oder Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft erhält jeder Ehegatte die Hälfte des Gesamtgutes, welches nach Berichtigung der Gesamtgutsverbindlichkeiten als gemeinschaftliches Vermögen vorhanden ist.

Im Fall der Auflösung der Ehe durch Tod erhält der überlebende Gatte die Hälfte des Gesamtgutes, welches nach Berichtigung der Gesamtgutsverbindlichkeiten vorhanden ist.

§ 4.

Zur Bestreitung ihrer persönlichen Bedürfnisse erhält die künftige Ehefrau für ihre Arbeit im Hauswesen des Mannes eine Vergütung von monatlich ..... Mark.

§ 5.

Die Kosten des Ehevertrages tragen die Ehegatten zu gleichen Teilen.

Anmerkung 1:

§ 1427 des Bürgerlichen Gesetzbuches bestimmt, daß bei Gütertrennung die Frau dem Mann zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes einen angemessenen Beitrag aus den Einkünften ihres Vermögens, von dem Ertrag ihrer Arbeit oder eines von ihr selbständig betriebenen Erwerbsgeschäftes zu leisten hat. Die Höhe dieses Beitrages kann im Ehevertrag nicht für die Dauer der Ehe festgesetzt werden, da der Vermögensstand beider Ehegatten sich im Laufe der Jahre zu verändern pflegt.

Anmerkung 2:

Der Ehevertrag wird am besten vor Eingehung der Ehe bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Verlobten oder deren Bevollmächtigten vor dem Amtsgericht oder vor dem Notar abgeschlossen.

Anmerkung 3:

Nach geschlossener Ehe ist die Eintragung des Ehevertrages ins Güterrechtsregister des Amtsgerichtes zu beantragen, in dessen Bezirk der Mann seinen Wohnsitz hat. Die Beantragung kann geschehen entweder durch beide Ehegatten, durch einen derselben oder durch den Notar. Letzteres ist das einfachste Verfahren. Nur durch diese Eintragung wird der Ehevertrag Dritten gegenüber wirksam.

Anmerkung 4:

Es empfiehlt sich, im Hinblick auf den § 1362 des Bürgerlichen Gesetzbuches und den § 45 der Reichs-Konkurs-Ordnung, dem Antrag auf Eintragung in das Güterrechtsregister ein vollständiges Verzeichnis des der Frau gehörenden Vermögens (Wertpapiere, Möbel u. s. w.) beizufügen.

Anmerkung 5:

Abänderungen der Vertragsformulare können durch Weglassen und Hinzufügen einzelner, den Verhältnissen und Wünschen der Vertragschließenden nicht entsprechenden Bestimmungen vorgenommen werden. Doch raten wir, wo es irgend angeht, die Formulare so zu benutzen, wie sie vorliegen.

* **Der Berliner Frauenverein und die Hausindustrie in der Berliner Kostüm-Maßschneiderei.** Die Antworten der Inhaber von Kostüm-Detailgeschäften, bei denen der Berliner Frauenverein, wie in den vorigen Nummern berichtet wurde, über die etwa geplante Einführung von Hausindustrie Erkundigungen einzog, haben die Kommission des Vereins zu folgendem weiteren Schreiben an die Konfektionäre veranlaßt:

Sehr geehrter Herr!

Aus dem Antwortschreiben des Arbeitgeberverbandes vom 7. März sowie aus den Briefen einer Anzahl Inhaber von Kostüm-Detailgeschäften hat die unterzeichnete Kommission des Berliner Frauenvereins mit Bedauern von der Thatsache Kenntnis genommen, daß ein Teil der Berliner Maß-Detailgeschäfte dazu übergegangen ist, in erweitertem Umfange Waren außerhalb ihrer Werkstatten anfertigen zu lassen. Als Grund dafür wird angegeben, daß man durch die übermäßigen Forderungen der Arbeiter zu diesem Auswege gezwungen worden sei.

Die Frage, ob diese Forderungen übermäßig seien, ist unserer Ansicht nach schon durch die im vorigen Frühjahr erfolgte Annahme bestimmter Tarife von seiten der Herren Arbeitgeber selbst verneint worden. In der Umgebung aber dieser tarifmäßigen Abmachungen durch die Ausgabe von Arbeit an Zwischenmeister und Heimarbeiter erblicken wir jedenfalls eine nicht zu billigende Maßregel; und zwar

1. aus allgemein sozialpolitischen Gründen;
2. aus sanitaren Gründen.

Es ist eine allgemein bestätigte Erfahrung, daß das ungeregelte Arbeitsangebot der Heimarbeiter und die Unmeglichkeit, in der Hausindustrie zu kollektiven Abmachungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu kommen, zu der Entwicklung ungesunder Lohnverhältnisse fuhren muß. — Wir können nicht wunschen, daß die Zustande, die in der Konfektionsindustrie allgemein beklagt werden, auch in der Maßbranche Platz greifen.

Die sanitaren Bedenken, die der Herstellung von Waren in unkontrollierten Arbeitsstätten entgegenstehen, liegen auf der Hand.

Konnte man auch vielleicht für die sozialpolitischen Gesichtspunkte nicht auf das Verständnis weiterer Kreise rechnen, so doch für diejenigen, welche die gesundheitlichen Interessen der Kundschaft berubren.

Das Publikum, das in den ersten Geschäften Berlins die hochsten Preise zahlt, kann und wird auch die Forderung stellen, daß die von ihm entnommenen Waren nicht Ansteckungsgefahren in unbekannten Wohnungen ausgesetzt werden.

Die Unterzeichneten konnen nur befürworten, daß die Kundschaft in dieser Frage zur Selbsthilfe greift und durch Nachforschung uber die Beschaffenheit der Arbeitsstätten und Bekanntgebung derjenigen Geschafte, welche in gesundheitlich einwandsfreien Werkstätten arbeiten lassen, seine Interessen sichert.

Wir ersuchen die Firmen, die sich zu unseren Grundsätzen bekennen, um eine zustimmende Antwort und die Erlaubnis, ihren Namen in der Liste zu veröffentlichen, die wir über diejenigen Geschäfte zu führen gedenken, welche ihren Betrieb nach unseren Gesichtspunkten leiten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

i. A. der Kommission des Berliner Frauenvereins

Helene Lange. Gertrud Dyhrenfurth.
Alice Salomon.

Da jetzt schon festzustellen ist, daß sehr wenige der Konfektionäre sich zu den in dem Schreiben ausgesprochenen Grundsätzen bekennen, so werden diese ersten Schritte des Berliner Frauenvereins nur dann von Einfluß auf die herrschenden Verhältnisse werden können, wenn sie zu einer in weiteren Kreisen unternommenen Bewegung den Anstoß geben.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin** haben Ostern wiederum zwei Schülerinnen entlassen, Frl. Dora und Annemarie Bieber, die beide mit gutem Erfolg das Examen vor der Prüfungskommission des Königlichen Luisengymnasiums bestanden. Drei andere Aspirantinnen, die sich auf Grund privater Vorbereitung gemeldet hatten, mußten teils schon vor Beginn, teils während des mündlichen Examens zurücktreten. Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Minister, der sich immer noch die Entscheidung über die Zulassung von Fall zu Fall vorbehalten hat, solchen privatim, oft in kürzester Zeit vorbereiteten Schülerinnen die Zulassung erschwerte. In Berlin wiederholt sich nun schon seit einer Reihe von Jahren bei jedem Prüfungstermin der gleiche Vorgang, daß solche privatim vorbereiteten Schülerinnen — die nicht selten wegen Unfähigkeit oder Mangel an Fleiß in hiesigen oder anderen Kursen nicht vorwärts kamen — die Zeit der Prüfungskommission unnütz in Anspruch nehmen und das Frauenstudium diskreditieren.

* **Die beiden ersten staatlich approbierten Ärztinnen in Deutschland** sind Frl. M. Wagner und Frl. Democh, die beide ihr Staatsexamen kürzlich bestanden, Frl. Wagner in Freiburg i. Br., Frl. Democh in Halle.

* **Anstellung städtischer Waisenpflegerinnen in Tilsit.** Am 12. Dezember des vorigen Jahres hat die Ortsgruppe Tilsit des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in einer Eingabe an den Magistrat ihrer Stadt um die Anstellung städtischer Waisenpflegerinnen. Der Eingabe war eine Liste beigelegt, welche die Namen von 70 Frauen aus den verschiedensten Ständen enthielt, die sich bereit erklärt hatten, das Amt der Waisenpflegerin zu

übernehmen. Unterstützt wurde die Petition der Ortsgruppe von sämtlichen hiesigen Frauenvereinen und vom Königlichen Amtsgericht, das den Magistrat ersuchte, der Bitte der Frauen gemäß verfügen zu wollen, da „wir die Anstellung von Waisenpflegerinnen für die Stadt Tilsit als sehr wünschenswert betrachten". — Der infolge dieser Petition gestellte Antrag auf Anstellung von Waisenpflegerinnen wurde sowohl im Magistratskollegium wie in der Stadtverordnetenversammlung einstimmig angenommen; auch von seiten der Waisenräte wurde kein Einwand gegen den Beschluß erhoben. Für die 14 Bezirke der Stadtgemeinde sind vorläufig 28 Waisenpflegerinnen gewählt worden, die schon an der nächsten Waisenratssitzung teilnehmen sollen.

* **Ueber die Zulassung von Frauen zum gastweisen Besuch von Universitätsvorlesungen** ist kürzlich eine neue ministerielle Bestimmung erlassen, die für die numerische Gestaltung des Frauenstudiums im Sommersemester bedeutungsvoll werden dürfte. Der Bestimmung zufolge wird es als selbstverständlich erachtet, daß die für männliche Hospitanten geltenden Erfordernisse auch auf die weiblichen in Anwendung gebracht werden. Bei ersteren wird an den Universitäten allgemein daran festgehalten, daß ohne eine mindestens der Obersecunda einer inländischen höheren Lehranstalt oder der wissenschaftlichen Reife für den einjährig-freiwilligen Militärdienst entsprechende Vorbildung der Besuch von Universitätsvorlesungen nicht gestattet werden kann. Da die Vorbildung der Volksschullehrer zum einjährig freiwilligen Militärdienst berechtigt, wird für die Zulassung weiblicher Hospitanten unbedenklich das Lehrerinnenzeugnis genügen. Es würde aber voraussichtlich die wissenschaftliche Höhe des Universitätsunterrichts gefährden, wenn auch das bloße Entlassungszeugnis einer höheren Töchterschule als ausreichend erachtet würde. Vielmehr darf die Zulassung hier jedenfalls nur ganz ausnahmsweise beim Vorliegen anderweiter vollgültiger Ausweise über die erforderliche Vorbildung erfolgen. Bezüglich der in Betracht kommenden ausländischen Zeugnisse wird eine nähere Bestimmung vorbehalten.

* **Totenschau.** Frau Dr. jur. Emilie Kempin starb nach langem Leiden in der Irrenanstalt zu Zürich. Sie hat bekanntlich die letzte Zeit ihrer beruflichen Thätigkeit in Berlin zugebracht, und wir glauben uns berechtigt, anzunehmen, daß der damals zu manchem Angriff führende plötzliche Wechsel ihrer Überzeugungen schon auf die beginnende geistige Umnachtung zurückzuführen war, der die unglückliche Frau, wohl mit infolge von drückenden Sorgen, verfiel. Frau Kempin hat sich in der Zeit ihrer vollen geistigen Kraft bedeutende Verdienste um den Fortschritt des Frauenstudiums erworben, vor allem dadurch, daß sie als erste auf dem Kontinent das juristische Studium bis zur Promotion durchsetzte.

Frauenvereine.

Die Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.,

die der Verein Frauenbildung — Frauenstudium ins Leben gerufen hat, wurden am 14. April in Anwesenheit von Vertretern der staatlichen und städtischen Behörde, Angehörigen der Schülerinnen und Freunden der Sache eröffnet. In ihrer Eröffnungsrede gab die Vorsitzende der Abteilung Frankfurt des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium, Frl. Dr. Elisabeth Winterhalter, einen Überblick über den Fortschritt des Unternehmens bis jetzt und kennzeichnete die Gesichtspunkte, nach denen es fortgeführt werden sollte, etwa mit folgenden Ausführungen: Die Schülerinnen sollen nicht lernen zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, um durch Wissen zu glänzen, sie sollen auch nicht arbeiten im Hinblick auf einen rein äußerlichen Zweck, um für das Examen eine gewisse Summe von Kenntnissen zur Verfügung zu haben, sondern sie sollen in heiterer, lebensfroher Arbeitslust einen Teil ihrer schönen Jugend, ganz allein um ihrer selbst willen, dem Studium widmen, zur Erlangung von wahrhafter Bildung, von wahrhaftem Verständnis für die Welt und den Menschen, für die Größe und Schönheit in Natur, Wissenschaft und Kunst, zur Erlangung eines geistigen Inhalts, einer inneren Welt. Für den Menschen ist diese innere Welt ein Gut von größter Kostbarkeit, die Erlösung von aller Unfreiheit und Halbheit. Das Streben der Schülerinnen sei, durch Arbeit zu Wissen und durch Wissen zu innerer Kraft und zu innerer Freiheit zu gelangen, das heißt zu schönster und bester Entfaltung der Persönlichkeit. — Im Auftrag des Provinzialschulkollegiums zu Cassel und des Oberpräsidenten überbrachte Herr Provinzialschulrat Dr. Pähler die besten Wünsche und die Versicherung des Interesses und Wohlwollens der Behörden. Herr Direktor Dr. Hartwig betonte, wie wichtig es sei, daß die erweiterte Bildung der Kurse mit dem, was die jungen Damen an Wissen mit sich bringen, organisch verkettet werde. Herr Oberbürgermeister Dr. Adickes rühmte das schöne Recht der Privatunternehmung, kühn voranzugehen und sich neue Ziele zu stecken. Ein Unternehmen, das so besonnen und so ruhig in die Wege geleitet werde, sei danach angethan, die neuen Aufgaben, welche die wirtschaftliche Entwicklung unseres Volkes aufrolle, mit lösen zu helfen. Die Kurse werden, wie noch bemerkt sei, mit 10 Schülerinnen eröffnet und zwar mit einer, der untersten Klasse (Obertertia). Als Ordinarius der Klasse wurden für Latein, Deutsch, Geschichte Dr. H. Kuentzle, für die übrigen Unterrichtsfächer bewährte Lehrkräfte Frankfurts gewonnen.

„Das Wesen des Christentums." Sechszehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin, gehalten von Adolf Harnack. (Leipzig. J. L. Hinrichs'sche Buchhandlung.) Die Menschheit könne nicht oft genug daran erinnert werden, so hat einmal John Stuart Mill gesagt, daß es einst einen Mann Namens Sokrates gegeben. Wichtiger als das, so beginnt Harnack die erste seiner Vorlesungen, sei es, die Menschheit immer wieder daran zu erinnern, daß einst ein Mann Namens Jesus Christus in ihrer Mitte gestanden habe. Die Persönlichkeit und das Werk Jesu darzustellen, die Frage zu beantworten: Was ist Christentum? was ist es gewesen? was ist es geworden? das ist der Zweck der Vorlesungen. Der Weg ist der des Historikers. Das Christentum als eine historische Erscheinung gefaßt, zuerst in seinen Grundlinien als Verkündigung Jesu selbst, dann in seinen Beziehungen zu sittlichen, sozialen, religiösen Lebensfragen des Einzelnen und der Gesamtheit, und schließlich der Weg des Evangeliums durch die Geschichte, das wird in großen Zügen, doch so, daß sich dem Verstehenden die weiteren einzelnen Ausgestaltungen leicht von selbst anschließen und unterordnen, in dem Buche entworfen. — Es ist keine Frage, daß das innere Bedürfnis nach einer Weltanschauung unter den Gebildeten unserer Zeit lebhafter empfunden wird, als in den letzten Jahrzehnten, keine Frage auch, daß mächtige und immer mächtiger werdende Strömungen unseres modernen Geisteslebens eine tiefe innere Verwandtschaft mit dem Christentum zeigen. Uns modernen Menschen aber wird eine Weltanschauung vor allem lebendig und verständlich, in ihrer Beziehung und in ihrer Wirkung auf Persönlichkeiten, auf praktische Probleme, in ihrem Charakter als geschichtliche Macht, als der Kern geschichtlichen Werdens. Auf diesem Wege das Christentum dem gebildeten Laien nahe gebracht zu haben — und man kann wohl sagen, in bisher nicht erreichter Form nahe gebracht zu haben, darin liegt der Wert dieser Vorlesungen. Das Buch ist in der Geistesgeschichte der Zeit und in der Geschichte der evangelischen Kirche eine That, deren Bedeutung nicht hoch genug geschätzt werden kann.

„Franz". Roman von Adolf Wilbrandt. 3. Auflage. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf. Preis 3,50 Mark.) Der starke Familienzug aller Wilbrandt'schen Helden, ein liebenswürdiger, feiner, kluger Idealismus hat in „Franz", dem Helden seines neuesten Romans, eine andere Nuancierung erhalten. Franz ist ein Gottsucher, der die ganze Welt durchreist, um die Gottestheorien aller Kulturnationen kennen zu lernen, um schließlich zu finden, daß auf alle diese Theorien sich eine lebendige Lebenspraxis für die Gegenwart nicht aufbauen läßt, daß der Deutsche nur vom Deutschen für eine erneuerte Innerlichkeit des Lebens, für ein Leben in Gott gewonnen werden kann. Als Wanderprediger ganz im modernsten Sinne weiß er dieser Idee Jünger bis hinein in die Kreise exakter Wissenschaftler und geriebener Geldmenschen zu gewinnen allein durch die Macht einer lauteren, selbstverleugnenden Persönlichkeit. Als ein Opfer seiner in die Praxis umgesetzten Theorie erliegt er einer ansteckenden Krankheit; ein Schluß, der nun allerdings die Frage: Was weiter? jäh abschneidet. Der eigentliche Roman, der diesen Kern umhüllt, ist mit der alten Sicherheit gefügt. Eine ziemlich bunte Gestaltenwelt drängt sich als Staffage um den Helden. Die einzelnen Figuren sind mit der charakteristischen Liebe behandelt, durch die der Dichter ihnen auch eine selbständige Bedeutung zu geben weiß.

„Kämpfe und Ziele", „Kampf und Spiele". Gedichte von Detleff von Liliencron. (Berlin 1901. Schuster und Löffler. Broschiert 2 Mark pro Band.) In gut ausgestatteter Gesamtausgabe sind die Gedichte von Liliencron hier in 2. Auflage erschienen. Nicht kann es Zweck dieser kurzen Besprechung sein, die Vorzüge dieser Gedichte, ihre Eigenart und ihre kecke Originalität zu charakterisieren. Es fehlen der Sammlung verunglückte Versuche, Geschmacklosigkeiten nicht: aber es ist auch kein Zweifel, daß diese Sammlung Bestes moderner Lyrik überhaupt bietet. In diesen beiden Bänden sind zahlreiche Gedichte, die tief zu Herzen sprechen und zwingend in ihrer Stimmung sind.

„Heimatklänge aus deutschen Gauen", ausgewählt von O. Dähnhardt. I. Aus Marsch und Heide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Preis in künstlerischem Einband 2,60 M. (Leipzig, B. G. Teubner.) Das Buch gehört zu denen, die man bei der heutigen Überproduktion an Druckware nicht gleichgültig bei Seite legt. Der Zweck der ganzen Sammlung, die es einleitet, ist, eine Charakteristik der deutschen Volksstämme durch Wiedergabe ihrer mundartlichen Dichtungen zu geben. Da kommt natürlich so gut wie alles auf den Spürsinn und die geschickte, sichtende Hand des Herausgebers an. Dieser erste Band läßt für die folgenden das Beste hoffen. Plattdeutsche Dichtung greift zwar immer besonders ans Herz. Es liegt so etwas treuherzig Weltfremdes darin, das den Kulturmenschen genau im Verhältnis zu dem Grade

fesselt, den seine Kulturfattheit bereits erreicht hat. Aber doch scheint auch hier die Auswahl eine wohl gelungene. Für die Freunde des Humors, für den die plattdeutsche Mundart gleichfalls einen so besonders glücklichen Ausdruck findet, empfehlen wir das kostbare „Nich to Mark" von Johann Hinrich Fehrs, eines der besten der Sammlung.

„Friedesinchens Lebenslauf." Für große und kleine Leute erzählt von Heinrich Sohnrey. 4.—6. Auflage. Mit Zeichnungen von Ellburger. (Berlin SW., Georg Heinrich Mayer.) „Friedesinchens Lebenslauf" bildet den ersten Band der Niedersächsischen Dorfgeschichten, die Heinrich Sohnrey unter dem Titel „Die Leute aus der Lindenhütte" erzählt hat. Wer diesen ersten Band gelesen, der freut sich, daß noch ein zweiter in Aussicht steht. So viel Dorfgeschichten es giebt, so selten sind darunter die „echten". Und am wenigsten echt kommen die „braven" Kleinhäusler heraus; entweder merkt man die moralische Perspektive oder sie werden langweilig; nicht selten auch beides zugleich. Hier aber haben wir die kleinen Leute vom Lande aus einer Zeit, wo sie in der That noch eine Sonderexistenz führten und sich zu einer Sonderart entwickeln konnten, deren Glaubensbekenntnis sich noch mit dem einfachen: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" des stammverwandten Dichters deckte. Nicht sofort hat dieser Typus die Herzen gewonnen. Die Lindenhüttenleute zogen schon vor 12 Jahren hinaus, ohne sonderliche Beachtung zu finden; heute ist ihr Erfolg entschieden. Die feinsinnigen und charakteristischen Zeichnungen von L. Burger gereichen dem Buch zu besonderem Schmuck.

„Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst" von Theodor Volbehr. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig 1901. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Das Buch von Theodor Volbehr bringt nicht eben etwas Neues. Er giebt solchen, die weder Zeit noch Lust haben, sich in die Kunstanschauungen des XIX. Jahrhunderts zu vertiefen, ein bequemes Mittel in die Hand, sich damit in den Hauptzügen bekannt zu machen. Er giebt in geschickter Zusammenstellung einen Überblick über die Wandlungen des Kunsturteils bis auf unsere gegenwärtige Zeit und zeigt daran, daß das Verlangen nach Freiheit in der Kunstausübung, nach einer eignen deutschen Kunst, nicht erst eine Forderung der neuesten Zeit sei, sondern schon in den Zeiten der Nachahmung und der Unfreiheit Wurzel gefaßt habe. — Das Buch zeigt zugleich wieder die neuen Wege, die der Diederichssche Verlag auf dem Gebiete des Buchschmucks eingeschlagen hat. Es wird versucht, durch eine Schrift künstlerischer Eigenart und dekorative Behandlung der Seite mit Zuhilfenahme des Ornaments das Buch auch äußerlich zu einem Ganzen zu gestalten. Dieser Versuch ist geglückt. Einbanddecke, Titelblatt und der innere Schmuck der Bücher wirken charakteristisch zusammen. Feine Ornamente füllen die weißen Stellen zwischen den verschiedenen Abschnitten aus. Die Überschriften wirken in Schrift und Anordnung dekorativ, und die Umrahmung der Seitenzahl giebt jeder Seite den Abschluß.

„Orchideen im Lößgrund." Geschichten vom Kaiserstuhl von Pauline Wörner. (Freiburg, Paul Waetzel 1901.) Unsere moderne Litteratur ist ziemlich arm an Dichtungen mit kräftigem Lokalton in Milieu und Charakteristik. In diesem Lokalton liegt der künstlerische Wert der einfachen und anspruchslosen, aber frisch und lebendig geschriebenen Geschichten vom Kaiserstuhl. Der Dorfschullehrer in der ersten Erzählung „Matthis und Matthes", der reiche Hachberger, die Schuljungen, der alte „Bannwart" und die „Zwiebelen-Urschel", das sind alles so scharf und klar umrissene Gestalten mit so lebenswahren Zügen, und ihr Leben und Treiben wird mit so echtem, liebenswürdigem Humor geschildert, daß das Buch sich zweifellos in kurzer Zeit überall Freunde gewinnen wird.

„Was ich als Kind erlebt." Von Tony Schumacher. Mit 3 Bildnissen und 3 Faksimiles. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) Die beliebte Kinderschriftstellerin wendet sich in diesem Buch an ein erwachsenes Publikum. Sie giebt die Geschichte nicht nur des eigenen Lebens, sondern auch die der Eltern und Großeltern, die mithandelnd die großen historischen Zeiten durchleben durften, mitleidend durchleben mußten, die die erste Hälfte unseres Jahrhunderts füllten. Sie weiß anschaulich das Kleinleben der Familie auf dem Hintergrund dieser Zeiten zu schildern und so ein nicht wertloses Kulturbild zu geben. Erst der zweite Teil setzt mit dem ein, was sie selbst erlebt hat, erlebt im stillen Ludwigsburg, das sie als begeisterte Schwäbin auch dem fremden, norddeutschen Leser in seiner eigenartigen Poesie nahezubringen weiß. Als Großnichte Justinus Kerners möchte sie damit eine Art Fortsetzung seines „Bilderbuchs aus meiner Knabenzeit" geben, in dem Sinne, den Kerner selbst in seinem Vorwort bezeichnet: „Ich betrachte mein eignes Leben nur als Faden, an dem sich Bilder aus dem merkwürdigeren Leben anderer anreihen sollen." Auch das ist ihr wohlgelungen.

„John Ruskin". Ausgewählte Werke. Vollständige Übersetzung. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901. Pr. pro Band geb. 4 M., brosch. 3 M. Von der Ausgabe, die in der feinen Ausstattung des auf diesem Gebiet vorbildlichen Diederichsschen Verlages erscheint, liegen uns der 2. und 3. Band vor. Der zweite enthält **„Sesam und Lilien"** in der Übersetzung von Hedwig Jahn, der dritte den **„Kranz von Olivenzweigen"**, übersetzt von Anna Henschke. Bei dem Interesse, das Ruskin in den letzten Jahren in Deutschland immer mehr erregt hat, ist das Unternehmen einer deutschen Ausgabe durchaus zeitgemäß. Die ausgezeichnete Übersetzung wird sicherlich dazu dienen, dem seltsamen altmodischen Propheten einer modernen Weltbetrachtung auch in Deutschland einen weiteren Freundeskreis zu gewinnen.

„Spartanerjünglinge". Eine Kadettengeschichte in Briefen von Paul von Szczepanski. (Leipzig, Georg Wigand, Preis 2 Mark.) Eine flott geschriebene Erzählung, die nicht nur „Fachkreise" interessieren dürfte, da sie in ihrer Art ein ebenso charakteristisches kleines Kulturbild liefert als „Rosenmontag". Der tragische Schluß ist nun freilich nur äußerlich motiviert; der kleine Held hätte allen Anspruch darauf gehabt, als korrekter Leutnant seinen Lebenslauf fortzuspinnen und eine glänzende Karriere zu machen.

fertigt. Der 1. Band des 1. Jahrgangs, der nun abgeschlossen vorliegt, enthält Beiträge von Prof. Paulsen-Berlin, Gustav Schmoller, Lichtwark, Kirchbach, Naumann, Detlev von Liliencron, von Oda-Olberg, Kaethe Schirmacher, Anna Sußmann-Ludwig u. s. f. Die letzten Namen deuten an, daß die Zeitschrift auch der Frauenfrage gelegentlich Interesse schenkt.

Kleine Mitteilungen.

Der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein hält seine Generalversammlung zu Pfingsten dieses Jahres in Bonn ab. Auf der Generalversammlung werden folgende Themen zur Verhandlung kommen: Montag, den 27. Mai, „Die Mängel unserer Lehrerinnenbildung" in einem Vortrag von Frl. Elisabeth Schneider-Berlin; Dienstag, den 28. Mai: „Die Kinderpsychologie und die Lehrpläne unserer Schulen" in einem Vortrag von Frl. Gertrud Bäumer. Die Sektion für höhere Mädchenschulen, die dies Jahr endgiltig konstituiert werden soll, wird als Hauptpunkt ihrer Tagesordnung sich mit der Reform der höheren Mädchenschule beschäftigen.

*

Der Verein Frauenbildung — Frauenstudium hält seine diesjährige Mitgliederversammlung vom 16. bis zum 18. Mai in Mannheim ab. Außer den von den einzelnen Abteilungen eingebrachten Anträgen steht ein Vortrag von Frl. Dr. Windscheid: „Erziehung und Bildung unserer Töchter" auf der Tagesordnung.

bei Verdauungsstö
Vorrätig in den A
sonst
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesells

Städtisches Mädc
und Internat, J
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsru

Kaiser Wilhelm
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Re
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder
frühestens beim Beginn des 50. Lebensjahres
je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl
Auskunft erteilt und Drucks
Die Direktion, Berlin W.,

The Study of Engli
Lectures & Classes by University Lectu
Hall. July 1901. For all details apply to.

20 Ma

St. Alban's
81, Oxford Gardens, Notting
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem St
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—
kunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen;
deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. W
Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfol
Soeben erschienen!
Therese K

einem anregenden College-Leben, zu englischer Konversation und alle Annehmlichkeiten eines Ferienaufenthalts, Sport, gemeinsame Ausflüge 2c. Ihr Haus wird von allen Seiten aufs Wärmste empfohlen. Näheres enthält der Prospekt, den sie auf Wunsch versendet.

*

Eine Ausstellung von Arbeiten der modernen Kunststickerei, ausgeführt auf der echten Singer Nähmaschine veranstaltet die Singer Co. Nähmaschinen Aktien-Gesellschaft zur Zeit in den Parterreräumen des Geschäftshauses Leipzigerstr. 92, Berlin. Die zur Ausstellung gelangten zahlreichen Arbeiten, die in ihrer Eigenart und Schönheit besonderes Interesse erregen, bestehen aus einer reichhaltigen Sammlung meisterhaft abgetönter, in Seide gestickter Bilder, Blumen- und Genrestücke, aus kunstvollen Stickereien auf Portièren, Vorhängen, Schärpen u. dergl., nach den zartesten Blumen- und Blatt-Motiven und in den zierlichsten Arabesken-Mustern, aus Deckchen, Tischläufern, Schonern, Antimacassars u. s. w. in den feinsten Hohlsaum- und Durchbruch-Arbeiten und Byzantiner Schnurstickerei, sowie aus vielen anderen Kunst- und Schmuckgegenständen jeglicher Art. Eine gleiche Mannigfaltigkeit herrscht in den Grundstoffen. Jegliches Material, von der zartesten Seidengaze, sowie dem feinsten Battist, bis zu den schwersten Damast-, Plüsch- und Samt-Geweben, findet sich unter denselben vertreten.

Alle ausgestellten Gegenstände sind auf einer einfachen Familien-Nähmaschine, ohne Zuhilfenahme irgend welcher Apparate, nach einer leicht faßlichen Methode und mit geringem Zeitaufwand hergestellt. Da die interessante Ausstellung noch bis zum 3. Mai incl. dauert, so empfehlen wir den Besuch angelegentlich.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrenstraße 60/61,** Leiterin **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen an Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen eintretende Erwerbsunfähigkeit. Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

5 goldene Medaillen.

Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

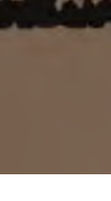
Handelsinstitut für Damen
[1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Das Placierungsbureau
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Gymnasialbildung für Mädchen.
Für die Sexta eines Mädchengymnasiums werden noch **1—2 Schülerinnen** aufgenommen. Schulgeld frei. Lehrmittel unentgeltlich. Pensionspreis 55 M. monatlich.
Angebote unter Ch. **1000** an Frau **Pastor Geißler, Bernstadt M.-Schl.,** zu senden.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 12. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—½4. [3

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. an haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

NESTLÉ's Kindermehl
enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG

in einer Mischung von halb Butter und halb Öl, wobei man sie sorgsam von Zeit zu Zeit umdreht.

Die Sauce: Man hackt 2 Zwiebeln und 3 Schalotten und schwitzt sie 5 Minuten in Butter. Dann zieht man 1 Löffel Mehl darunter und läßt dieses zu einer hellblonden Farbe rösten, vermischt es mit $^3/_{10}$ l Wasser, salzt mäßig, aber pfeffert ordentlich. Diese Sauce rührt man bis zum Kochen und kocht sie dann leise von der Seite weiter, solange die Koteletten braten. Im letzten Augenblick vollendet man die Sauce mit 2 Eßlöffeln voll feingehacktem, gekochtem Schinken und 1 starken Eßlöffel Maggiwürze, richtet die Koteletten im Kranze an, bedeckt sie mit Papiermanschetten und giebt die Sauce in die Mitte.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des

Pädagogischen Verlages von Ernst Wunderlich (H. Wunderlich) in Leipzig

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Singer Co. Nähma
Berlin, Kronen

Verlag von Gustav Zi
Soeben erschien:
Ziele, Wege und
unserer Mädchenschulen und Vorsch
Von Frau Adeline Ritterob
Preis: 80 Pf.

Aus meiner
von
Helene Adelm
Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebu
III. Auflage.
Oehmigke's Verlag
Berlin, Dorotheenstraße

Ratschläge
für deutsche Erzieherinn
von
Helene Adelm
Preis 40 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung o
Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.
Berlin S. 14. W.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und **die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden.** Preis ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag handlung

8. Jahrg. Heft 9. Juni 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Gegen den Alkohol.

Von

Paul Schettler.

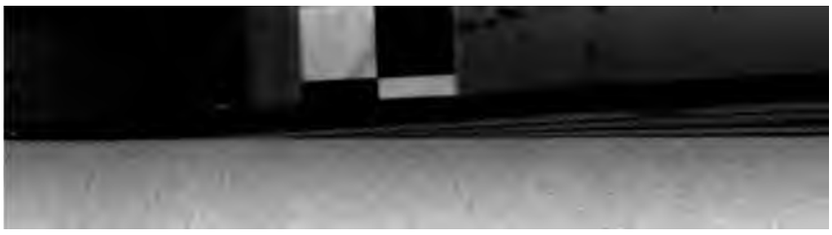
Nachdruck verboten.

In der zweiten Aprilwoche hat in Wien der „Achte internationale Kongreß gegen den Alkoholismus“ getagt. Einer der Redner des Kongresses, Dr. Hirschfeld-Charlottenburg, gab bei dieser Gelegenheit eine historische Entwicklung des Alkoholmißbrauches. Er legte dar, daß es bei den Völkern des Altertums keine Alkoholfrage gegeben habe, und daß diese erst entstanden sei, als die Römer mit den Barbaren in Berührung kamen. Da habe sich gezeigt, was wir auch heute noch sehen, wenn einem Naturvolke von einem Kulturvolk ein starkes Genußmittel geboten wird. Der von arabischen Ärzten im 8. Jahrhundert als das berauschende Prinzip des Weins entdeckte und zu Heilzwecken verwandte Alkohol — damals noch aqua vitae, Lebenswasser, später, im 15. Jahrhundert, von dem rheinischen Alchymisten Basilius Valentinus spiritus vini, Weingeist, und erst im 16. Jahrhundert in der Sprache der Entdecker Alkohol genannt — wurde in der Form von Branntwein durch die Söldnerheere des dreißigjährigen Krieges verbreitet, und dies um so erfolgreicher, als man glaubte, der Schnaps gebe Kraft und erhalte gesund. Trotzdem habe sich erst im 19. Jahrhundert der Konsum des Alkohols durch das immer massenhaftere Angebot der Weinhändler, Bierbrauer und Schnapsbrenner ins Ungeheure und damit die Gefahr des Alkoholismus bis zu ihrem heutigen, so verderblichen Umfange gesteigert.

Die Darstellung stimmt nicht ganz. Schon im ältesten Altertum hat es gegorene, also alkoholhaltige Getränke gegeben, an denen unsere Ahnen sich berauscht haben. Bekanntlich erzählt die Bibel schon vom alten Vater Noah, daß er „Weinberge pflanzte“,

„und da er des Weins trank, ward er trunken“ (1. Mos. 9, 20 u. 21). Und bereits an diesen nebelhaften Trunkenheitsfall heftet sich der Fluch, der hier freilich einen Schuldlosen trifft, den jungen Sohn Ham, nur weil dieser des Vaters beschämenden Zustand fürwitzig geschaut. Homer erwähnt wiederholt den Wein, die alten Ägypter, Römer, Gallier und Germanen verstanden es, aus Getreide Bier zu brauen, die skandinavischen Völker bereiteten aus Honig den starken Meth. Ob nun als das berauschende Prinzip dabei erst Jahrtausende später ein bestimmter chemischer Stoff erkannt und herausdestilliert wurde, thut doch gewiß nicht der Thatsache Abbruch, daß die alten Ägypter, Israeliten, Griechen, Germanen u. s. w. ihre alkoholischen Getränke hatten und sich öfters und gründlicher daran gütlich thaten, als ihnen gut war. Deshalb besteht auch eine Alkoholfrage nicht erst seit der späteren Römerzeit, sondern so ziemlich bei allen Völkern schon zu allen Zeiten. Solange es eben und wo auch immer alkoholhaltige Getränke giebt, so lange hat auch die Neigung zu deren übermäßigem Genuß bestanden. Ja, es sind auch schon in ältesten Zeiten Männer aufgetreten, die dagegen eiferten, ganz wie heut, mit mehr oder weniger Erfolg. So ist bereits bei den Israeliten zur Zeit der Propheten „der Alkoholismus eine beängstigende Erscheinung“ geworden, — wie das neuerdings noch Dr. Franz Walter in einem interessanten Buche („Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit“, Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. 1900) anschaulich geschildert, — und hat eine richtige, sogar überaus leidenschaftliche Antialkoholbewegung hervorgerufen: namentlich die Propheten Amos und Jesaias können sich nicht genug thun in dem Eifern und Drohen gegen die überhandnehmende Trunksucht. „Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet!“ heißt es bei Jesaias (5, 11) und noch einmal: „Wehe denen, so Helden sind, Wein zu saufen, und Krieger in Völlerei!“ (5, 22). Wie weit es mit dieser, der Völlerei, gekommen, zeigen einige weitere Stellen des Jesaias. Kap. 22, V. 13 wird als die Losung der Zeit bezeichnet: „Laßt uns essen und trinken, wir sterben doch morgen;“ und Kap. 56, V. 12: „Kommt her, laßt uns Wein holen und voll saufen, und soll morgen sein wie heute, und noch viel mehr.“ Und Kap. 28, V. 7 heißt es sogar: „Dazu sind diese auch vom Wein toll geworden, und taumeln von starkem Getränk. Denn beide, Priester und Propheten, sind toll von starkem Getränk, sind im Wein ersoffen und taumeln von starkem Getränk“ — also selbst bis auf Priester und Propheten erstreckte sich das Laster, wie das auch Hosea bestätigt. Dr. Walter glaubt aus dem Umstande, daß eine der zahlreichen Drohungen des Jesaias mit der Unfruchtbarkeit und dem Verdorren der Weinberge gerade an die „reichen Weiber, die sorglosen Töchter“ gerichtet ist, sogar schließen zu dürfen, „daß selbst die Frauen dem Trunke stark ergeben waren“.

Daß man auch in späterer Zeit noch im ganzen Orient zur Unmäßigkeit im Trinken neigte, dafür ist schon das Verbot des Weingenusses durch Mohammed Beweis genug. Dies hat den in der Geschichte der Völker einzig dastehenden Erfolg gezeitigt, daß die 175 Millionen Islambekenner, die es heutzutage giebt, sich im großen und ganzen des Alkoholgenusses enthalten. Leider ist dem europäischen Westen kein Prophet erstanden, der dem Dämon Alkohol gleich erfolgreich zuleibe gegangen wäre. Im Gegenteil hat es z. B. in deutschen Landen allzeit gerade als Bethätigung des Nationalcharakters gegolten, sich gelegentlich, d. h. möglichst oft, toll und voll zu zechen. Denn der Gelegenheiten gab's allweil viele: „Die alten Deutschen tranken immer noch



eins." Die mittelalterlichen erst recht: „Wenn man früher Thors, Wodans und anderer Götter ‚Minne' trank, so trank man nun Christi und der Heiligen Minne", schreibt Dr. W. Fabricius in der Einleitung seiner Geschichte der „Deutschen Corps" (Berlin, Hans Ludwig Thilo, 1898). „Besonders der skandinavische Norden war die Heimat dieser Bräuche, und hier errichtete man schon frühe besondere Gelagshäuser, Gildehäuser in den Städten, in denen die Versammlungen abgehalten wurden. Aber auch in Deutschland sind schon sehr frühe Gildehäuser gebaut worden, und Heinrich I. verordnete geradezu, daß die Gildegelage in den Städten gepflegt würden, weil er so seinen Zweck, die Städte zu Mittelpunkten des Volkslebens und Verkehrs zu machen, in vorzüglicher Weise unterstützt sah." Was Wunder, daß Trinkgelage die beliebteste Bethätigung germanischen Geselligkeitssinnes waren und blieben. Die studentischen Orden und Nationen, die sich nach dem Muster dieses alten Gildenwesens zunächst als Schutzbrüderschaften der deutschen Musensöhne im Auslande bildeten, wandten diesem Teil der Geselligkeitspflege ihrer heimischen Vorbilder ihre ganz besondere Liebe zu. Schon im 14. Jahrhundert verkehrten die Scholaren der deutschen Nation zu Paris in nicht weniger als 40 Kneipen, unter denen der Engel, der Hirsch, der goldene Bart, Kahlkopf, Schwan, Delphin, die Zither, das goldene Kreuz und namentlich die zwei Schwerter oft genannt werden. Anlaß zu Kneipereien gaben alle Feste: „fieri festum in ecclesia et in taberna", war die ständige Formel (festiert wird in Kirche und in Kneipe). Aber auch jedes persönliche Ereignis wurde „begossen" — „aliquem perpotare" hieß das schon damals. Strafend wird einmal in den Akten bemerkt, daß „der neue Prokurator bislang noch nicht begossen worden" — „novus procurator non fuit perpotatus usque tunc". So bildeten sich die studentischen Trinksitten aus, denen erst jetzt eine neuzeitliche Antialkoholbewegung zu steuern sucht. Nicht mit Unrecht hat auf dem Wiener Kongreß Dr. Meinert-Dresden, wenn auch in allzu scharfen Worten, gegen die „Trinksitten der höheren und gebildeten Stände" geeifert, in denen er das hauptsächlichste Hindernis für einen durchgreifenden Erfolg der Antialkoholbewegung erblickte. Hätte er nur gesagt, daß die „Trinksitten" eins der hauptsächlichsten Förderungsmittel des Alkoholismus seien, so hätte er auch hierin recht gehabt. Den wesentlichsten Grund indes, warum wir so tief in die Schlingen des Alkoholismus hineingeraten sind, hat schon Liebig aufgedeckt: „der Alkohol, durch seine Wirkung auf die Nerven, gestattet dem Arbeiter, die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ergänzen, diejenige Menge zu verwenden, welche naturgemäß erst den Tag darauf zur Verwendung hätte kommen dürfen; es ist ein Wechsel, ausgestellt auf die Gesundheit, welcher immer prolongiert werden muß, weil er aus Mangel an Mitteln nicht eingelöst werden kann; der Arbeiter verzehrt das Kapital anstatt der Zinsen, daher dann der unvermeidliche Bankerott seines Körpers". In diesen Worten liegen die ursächlichen Beziehungen des mißbräuchlichen Alkoholgenusses zu den sozialen Verhältnissen angedeutet, wie sie Dr. A. Grotjahn-Berlin in seinem Buch „Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung und Verbreitung" (Band 13 der Bibliothek für Sozialwissenschaft. Georg H. Wigand, Cassel, 1898) ausführlich dargestellt hat: der niederen Lebenshaltung breiter Schichten der Bevölkerung entspringt vor allem andern das Alkoholbedürfnis, „denn Unterernährung, Überarbeit, Wohnungsnot, Unsicherheit der Existenz und die Unzulänglichkeit anderer Genüsse lassen immer wieder die Betroffenen zum sorgentötenden, lustbringenden, unlustabstumpfenden Branntwein greifen". (Vgl. auch das treffliche „hygienische Merkbüchlein für das werkthätige Volk" desselben

Verfassers, das erst kürzlich unter dem Titel „Alkohol-Genuß, Alkohol-Mißbrauch“ als Nr. 8 der „Sammlung Sassenbach“ — Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin und Paris, Preis jedes Bändchens 15 Pf. — erschienen ist.) Das ist denn auch auf dem Kongreß vielfach zur Aussprache gekommen, daß der Trunksuchtgefahr andauernd nur durch Besserung der sozialen Verhältnisse, Hebung der Lebenshaltung in den niederen Volksschichten begegnet werden könne. Professor Weiß-Freiburg (Schweiz) hätte das Thema seines während des Kongresses gehaltenen Vortrages: „Keine Sozialreform ohne Trinkreform“ eigentlich umdrehen müssen: Keine Trinkreform ohne Sozialreform. Daß die zahlreichen Temperenzgesellschaften, die sich seit Anfang des verflossenen Jahrhunderts aus den Vereinigten Staaten verbreitet haben (1803 entstand in Boston der erste derartige Verein), keine größeren Erfolge als bisher erzielten, liegt meines Erachtens an der Unterschätzung dieses sozialen Moments. Was hat es den amerikanischen Temperenzlern genützt, und vor allem: was haben sie genützt, daß sie es bis zum staatlichen Verbot aller geistigen Getränke brachten — das erste absolute Verbot setzten sie genau vor fünfzig Jahren, nämlich 1851, im Staate Maine durch — wenn sie damit nicht weiter gekommen sind, als daß die freien Bürger der Union nun ihren Whisky heimlich in Apotheken kaufen oder aus Theetassen trinken? Die ganze amerikanische Antialkoholbewegung, von jenem Maine Liquor Law und den verschiedenen Sunday Laws, die den Verkauf berauschender Getränke und die Offenhaltung der Wirtshäuser an Sonntagen verbieten, bis auf den verrückten Kreuzzug der biederen Frau Kanie Nation, die neuerdings das Übel durch gewaltthätiges Demolieren der Schankwirtschaften ausrotten zu können sich unterfängt, hat mehr geschadet als genützt. Denn sie hat eine gute, ja große Sache, eine Frage von eminenter sozialer Bedeutung, an deren gründliche Lösung über kurz oder lang alle Völker und deren gesetzgebende Organe ernsthaft werden gehen müssen, einfach nur lächerlich gemacht, dem Sitze und Witze der Spötter ausgeliefert. Würdiger verliefen ja die Mäßigkeitsbewegungen in Europa. Knüpfte sich auch an die 1832 zu Preston in England erfolgte Gründung der sogenannten Teetotaler-Vereine der Disput, ob das Wort mit Thee zusammenhänge und daher englisch „tea“ zu schreiben sei, weil nun statt der berauschenden Getränke nur noch Thee und Kaffee erlaubt sein sollte, oder ob es auf einen stotternden Schmied aus Birmingham zurückzuführen sei, der bei einem Meeting anstatt „I am a totaler“ gestottert haben soll: „I am a t—t—totaler“, so hat es doch nicht an Bewegungen gefehlt, die nichts weniger als den Spott herausforderten. Man denke nur an die großartige Thätigkeit des Paters Theobald Mathew in Irland, der in den dreißiger und vierziger Jahren Millionen seiner doch gewiß schnapsgewohnten Landsleute das Enthaltsamkeitsgelübde abnahm, oder an den preußischen Baron von Seld, der in den vierziger Jahren als Mäßigkeitsapostel von Stadt zu Stadt zog und solchen Erfolg hatte, daß viele Brennereien ihren Betrieb einstellen mußten. Auch der 1877 im Anschluß an den Kongreß zur Hebung der Sittlichkeit in Genf vom Pfarrer Rochat begründete Verein „Blaues Kreuz“, der über 200 Zweigvereine bereits zählt, sowie der ursprünglich in Amerika begründete, dann aber nach England verpflanzte und seit 1894 auch in Deutschland verbreitete Orden der Guttempler haben nicht bloß eine pietistische Antialkohol-Bewegung gefördert, sondern auch ernsthafte soziale Reformarbeit gethan. Mehr noch der 1883 zu Cassel gegründete „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“. Denn dieser steht nicht auf dem Boden der absoluten Enthaltsamkeit, sondern kämpft, wie sein Name

schon sagt, ausschließlich gegen den Mißbrauch, gegen das übermäßige Trinken; im Mittelpunkt seines Interesses steht nicht die Einzelerscheinung des Trinkers, der zum Abstinenzler bekehrt werden soll, sondern die Umgestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse im Sinne einer Hebung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen der unteren Bevölkerungsschichten. Und in diesem Sinne sind ja auch schon, unleugbar unter dem Einflusse jenes Vereins, unsere Behörden vorgegangen. Man hat den Kleinhandel mit Spirituosen unter strenge Aufsicht genommen, die Schankkonzessionen vermindert, den Wirten Verabreichung von Spirituosen an notorische Trinker untersagt, Trinkerasyle begründet und dergl. mehr. Ein 1891 dem Deutschen Reichstag vorgelegter Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des Mißbrauches geistiger Getränke ist freilich damals garnicht zur Beratung im Plenum gekommen. Dafür hat kürzlich erst wieder Graf Douglas an der Spitze der Freikonservativen im preußischen Abgeordnetenhause einen ähnlichen, nur noch weiter gehenden Antrag eingebracht, der jetzt vielleicht ernster genommen wird als der vor zehn Jahren. Die kaiserliche Marine, die seit 1894 eine besondere Statistik darüber führt, in wie vielen stand- und kriegsgerichtlichen Straffällen Trunkenheit mitgesprochen hat, (38,1 %, in den Sonderfällen von thätlichem Angriff und militärischem Aufruhr sogar 75,4 resp. 88,2 %!) ist durch Regulierung des Alkoholgenusses in den Kantinen, durch Schaffung der Seemannshäuser, strengere Bestrafung der Trunkenheit und rücksichtslosere Entfernung von Trunkenbolden aus dem Dienst in letzter Zeit der Frage ernsthaft zuleibe gegangen. Noch energischer war das Generalkommando des 16. Armeekorps, das schon 1893 nicht nur aus den Kantinen, sondern auch aus den Wirtschaften in der Nähe der Kasernen den Schnaps überhaupt verbannt hat. Dasselbe geschah seitdem auch in den Kantinen der kaiserlichen Werften und anderer technischer Betriebe der Marine. Die rheinischen Industriellen wollen neuerdings ebenfalls gegen den Alkoholismus in ihren Betrieben vorgehn. In einer am 4. April unter Teilnahme von Vertretern der Regierung sowie der kölnischen Handelskammer abgehaltenen Versammlung kam zur Sprache, daß der Alkoholgenuß auf Betriebsunfälle erheblichen Einfluß habe und die Unfalllasten um reichlich 10 % steigere, die namentlich laut Nachweis der amtlichen Statistik auf das Konto der blauen Montage kommen.

Wieviel aber in Bezug auf Einschränkung des Alkoholismus gerade seitens der Behörden und der großen privaten Wirtschaftsbetriebe noch zu thun übrig bleibt, das zeigten so recht drastisch an ein paar Beispielen mehrere Redner auf dem Wiener Kongreß. So teilte der österreichische Regierungsvertreter, Ministerpräsident Dr. v. Koerber, gleich in seiner Begrüßungsrede das folgende Geschichtchen mit: „Vor zwei Jahren lag ein galizischer Bauer drei Tage lang im kataleptischen Schlaf im Sarge; als er erwachte, erklärte er, im Himmel gewesen zu sein und dort eine Verlängerung seines Lebens unter der Bedingung zugesagt bekommen zu haben, daß er unter seinen Landsleuten als Missionar gegen die Trunksucht auftrete. Er hatte merkwürdigen Erfolg. In wenigen Monaten zählten die galizischen Bauern, die dem Schnaps entsagten, nach Zehntausenden. Da ergriff die Gutsbesitzer, welche Schnapsbrenner und Branntweinschenker sind, und die überdies ihre ländlichen Arbeiter statt mit Geld mit Schnaps entlohnen, eine förmliche Panik, und bei dem Einfluß, den die Polen seit vielen Jahren in der Regierung haben, war es ihnen ein Leichtes, den Apostel der Enthaltsamkeit, dem seine Mission so ernst war, verhaften zu lassen; und so viel ich weiß, schmachtet er noch immer im Gefängnis."

Eine ähnliche Entlohnung in „Naturalien" aus den gleichen, menschenfreundlichen Motiven heraus stellte Professor Dr. Reinitzer-Graz bei einer Anzahl österreichischer und deutscher Brauereien fest, die nach alter Gepflogenheit ihre Arbeiter zum Teil durch Bier entlohnen, so daß in manchen österreichischen Brauereien der Arbeiter bis zu sechs Liter Bier täglich zum Verbrauch erhält. Dieses Bier werde von der Steuerbehörde als Einkommen betrachtet und besteuert, und dem Arbeiter sei es untersagt, das Bier zu verkaufen oder mit nach Hause zu nehmen. Der Verzicht auf das Bier berechtige ihn nicht zu einer Entschädigungsforderung, wodurch der Arbeiter demnach einem furchtbaren Trinkzwange unterworfen werde.

Ob das russische Branntweinmonopol, das dem Staate 350 Millionen Rubel einbringt, wovon er großmütig 3 Millionen für Mäßigkeitszwecke überweist, gerade nur in der sozialreformatorischen Absicht eingeführt wurde, das Volk zur Mäßigkeit zu erziehen, dürfte auch, trotz der gegenteiligen Versicherungen der russischen Regierungsvertreter, nicht ganz zweifelsohne sein, wenn man auch nicht gerade der Behauptung des Petersburger Rechtsanwalts Borotin zuzustimmen braucht, daß durch dies Monopol das russische Volk nur noch mehr der Entartung ausgesetzt sei.

Jedenfalls hat die weitgehende Teilnahme der Regierungen an dem Kongresse bewiesen, daß man allenthalben behördlicherseits gewillt ist, die soziale Gefahr des Alkoholismus anzuerkennen und ihr zu steuern. Daß diese Gefahr eine eminente, dem kann sich nach den gewichtigen Feststellungen einer solchen Reihe von wissenschaftlichen Kapazitäten, wie sie im April in Wien beisammen waren, und der neuesten Statistiken niemand mehr entziehen. Der österreichische Kultusminister v. Hartel berichtete, daß 1897 in einem österreichischen Industriebezirk von 25 000 Einwohnern 2 Millionen Kronen für Alkoholika ausgegeben wurden, also 80 Kronen pro Kopf der Bevölkerung jenes Distrikts. In ganz Österreich wurde im letzten Jahre für 1600 Millionen Kronen Alkohol konsumiert! Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen jährlich 9 Liter Branntwein, 18,9 Liter Wein und 65 Liter Bier. In Böhmen wurden in den letzten Jahren 25 000 polizeinotorische Trunkenbolde gezählt, „deren Laster etwa 75 000 Kinder den schwersten physischen und moralischen Gefahren preisgiebt." Da Böhmen rund 6 Millionen Einwohner hat, so kommt auf 240 Köpfe bereits ein notorischer Säufer! In Deutschland soll erst auf 2000 erwachsene Männer ein Trunksüchtiger kommen, und auch das ist schon schlimm genug, da es an die 10 000 Gewohnheitssäufer ergeben würde. In Wien gebrauchen 50 % der Schulknaben bereits alkoholische Getränke. Gerade Kindern aber, mindestens bis zum 16. Lebensjahre, sollte man überhaupt keinen Alkohol geben, auch nicht in der allerleichtesten Form. Die Gewohnheit vieler Eltern, so führte Professor Dr. Kassowitz-Wien auf dem Kongreß aus, ihren Kindern in gesundem, mit besonderer Vorliebe aber in krankem Zustande Alkohol in allen möglichen Formen zu verabreichen, hat die schwersten Schädigungen des kindlichen Körpers im Gefolge, namentlich schwere funktionelle Störungen und nachweisbare Organveränderungen, Leberschwellung, Wassersucht. Und das nicht bloß nach Branntwein, sondern häufig auch bei bloßem Genuß von Bier oder Wein in mäßigen Quantitäten oder bei so geringen Gaben von Cognac, wie sie von vielen nicht nur als erlaubt und unschädlich, sondern sogar als heilsam angesehen werden. Durch die physiologische Forschung ist die früher allgemein verbreitete Annahme, daß der Alkohol irgendwelche nährenden, oder auch nur verdauungsfördernden oder fieberstillenden und bakterientötenden Eigenschaften

besitze, vollkommen widerlegt. Hofrat Dr. Gruber-Wien glaubte zwar wenigstens eine einzige Ausnahme für den Alkohol als Nahrungsmittel in Anspruch nehmen zu müssen, nämlich bei gewissen Infektionskrankheiten wie Tuberkulose, obgleich gerade er an zahlreichen Tierversuchen festgestellt, daß große Gaben von Alkohol in hohem Maße die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen die Infektionserreger schwächten, so daß unter ihrem Einflusse die Infektionen leichter zustande kamen und schwerer verliefen als bei normalen Tieren, während kleinere Gaben in keinem Fall das Zustandekommen der Infektion hinderten oder auch nur deren Verlauf milderten und abkürzten. Allein auch jene Ausnahme mußte er nachträglich noch besonders dahin einschränken, daß er bemerkte, er wolle selbstverständlich nicht den Satz aufstellen: der Alkohol ist ein Nahrungsmittel, sondern wolle ihn nur bei bestimmten Krankheiten als nährendes Hilfsmittel angewendet wissen. Jedenfalls, für Kinder hat der Alkohol unter keinen Umständen auch nur den allergeringsten Nährwert. Dr. Zapper-Wien bezeichnete es in der Versammlung geradezu als Unfug gröbster Art, wenn Eltern, wie das häufig geschehe, ihren Kindern, in der Absicht, ihnen ein besonders wirksames Kräftigungsmittel zuzuführen, löffelweise Cognac einflößen. „Und da die Anregung zu diesem Mißbrauch meist von den die Kinder behandelnden Ärzten ausgehe, so sei es eine Pflicht der anwesenden Ärzte, gegen diesen Unfug energisch Front zu machen und bei ihren Berufsgenossen darauf zu dringen, daß sie von der leidigen Gewohnheit der Alkoholverordnung für Kinder abgehen."

Hat doch der Alkohol, abgesehen von den organischen Schädigungen, auch auf das Nervensystem der Kinder den schlimmsten Einfluß. Sie bleiben in der geistigen Entwicklung zurück, wie im körperlichen Wachstum. Bei Schulkindern wurde die schwächende Wirkung auf die Lernfähigkeit, wie Professor Kassowitz berichtete, selbst nach mäßigen Alkoholgaben direkt nachgewiesen. Wie sehr der Alkohol überhaupt das Nervenleben beeinträchtigt, geht auch aus der Mitteilung des österreichischen Kultusministers hervor, daß 50 % der Geisteskranken Österreichs Alkoholiker gewesen sind. Ebenso sind 60—80 % der Roheitsverbrechen und 30—40 % der Selbstmorde auf chronische oder akute Alkoholvergiftung zurückzuführen. Eine eben bekannt werdende internationale Selbstmordstatistik, die der Medical Record veröffentlicht, weist allein für Norwegen eine Verminderung der Selbstmorde nach und führt das ausdrücklich auf die energischen Maßnahmen zurück, die hier gegen den Alkoholgenuß ergriffen worden sind. Dr. Wilhelm Bode, der sich vom Gründer des ersten deutschen radikalen Enthaltsamkeitsvereins, des Alkoholgegner-Bunds von 1889, zu einem der maßvollsten Bekämpfer des Alkoholismus entwickelt hat, teilte vor zwei Jahren in einem Artikel der „Gegenwart" mit, „daß jährlich 200 000 Landsleute, zumeist junge Männer zwischen 17 und 27 Jahren, in die Strafanstalten wandern, weil sie ‚Vergehen oder Verbrechen gegen die Person begingen', d. h. bei den allermeisten, weil sie den Alkohol nicht vertragen konnten, den sie trinken zu müssen glaubten". In der Schweiz, wo es die beste Mortalitätsstatistik giebt, wurde für 1894 festgestellt, daß bei den Todesursachen von 10 % aller über zwanzig Jahre alten Gestorbenen männlichen Geschlechts der Alkoholmißbrauch als Haupt- oder Nebenursache beteiligt war. In Deutschland dürften die Verhältnisse ähnlich liegen, wobei nicht gesagt sein soll, daß jeder zehnte Deutsche oder Schweizer ein Trinker ist, wohl aber, daß „der in der Schweiz (resp. Deutschland) übliche Alkoholgenuß ausreicht, bei dem zehnten Teil der männlichen Bevölkerung eine schwere Beeinträchtigung der Gesundheit zu veranlassen". So wies auf dem

Kongreß Professor Forel-Chigny an der Hand der letzten Statistik Schweizer Ärzte nach, daß durchaus nicht der Zustand schwerer Trunkenheit und noch weniger der chronische Alkoholismus es sei, der zu den gesundheitsgefährdendsten sexuellen Exzessen führe, sondern gerade der anscheinend so harmlose Zustand des bloßen Angeheitertseins.

Wenn man weiter bedenkt, daß, wie Dr. Anton-Graz ausführte, es sich bei der Alkoholvergiftung nicht nur um eine Schädigung des einzelnen Individuums handelt, sondern um „fortwachsendes, in den Nachkommen sich progressiv vervielfältigendes Elend", so wird man die Gefahr des Alkoholismus einigermaßen ermessen können. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß die Kinder von Trinkern entweder selbst auch Trinker oder Nervenkranke sind. Bourneville berichtet, daß die Zählungen bei 1000 Idiotenkindern 471 mal chronischen Alkoholismus des Vaters, 84 mal der Mutter und in 65 Fällen Trunksucht bei beiden Eltern ergaben, also weit über die Hälfte. Besonders häufig findet sich auch Epilepsie bei den Nachkommen trunksüchtiger Menschen, und ebenso auffällig ist die Häufigkeit der Verbrechen gerade bei den Nachkommen der Trinker. Chronische Vergiftung des väterlichen oder mütterlichen Organismus mit Alkohol ist an und für sich imstande, eine krankhafte Artung und gestörte Entwicklung des kindlichen Organismus hervorzurufen. Und als besonders drastisches Beispiel für den Zusammenhang von Alkoholismus und Erblichkeit teilte Dr. Fröhlich-Wien die Beobachtung eines in einer niederösterreichischen Weingegend wirkenden Lehrers mit, daß, wenn ein erster Schuljahrgang ganz besonders schlechten Erfolg aufweist, daraus immer zu erkennen sei, daß sechs Jahre vorher ein — gutes Weinjahr war!

Daß der Alkohol thatsächlich ein Gift sei, führte Professor Dr. Hans Meyer-Marburg aus. Wenn unterhalb einer gewissen Grenze in der Menge des dem Organismus zugeführten Alkohols jede merkliche Wirkung ausbleibe, so teile der Alkohol diese Eigenschaft eben mit allen Giften. In wirksamen Mengen verursache er Betäubung der Gehirnfunktionen und der Reflexe, schließlich auch des Atemzentrums im verlängerten Marke, bewirke Abschwächung der Muskelkraft, der Herzthätigkeit, unter Umständen Abnahme der Körperwärme und verzögere die Verdauungsthätigkeit. Was speziell die Einwirkung auf die Hirnfunktionen betrifft, so wies Dr. Rud. Wlassak-Wien an der Hand der experimentellen Untersuchungen des heidelberger Psychiaters Professor Kräpelin darauf hin, daß die Fähigkeit, zu addieren, schon nach den geringen Alkoholgaben sinke, die 0,2 Liter Bier entsprechen. Ein rapider Abfall der in einer gemessenen Zeit addierten Zahlen tritt bei größeren, 2—3 Liter Bier entsprechenden Mengen ein. Der schädigende Einfluß dieser Mengen läßt sich durch 24 Stunden und oft auch länger noch nachweisen. Ganz dasselbe zeigt sich für das Auswendiglernen und die Fähigkeit, Vorstellungsverbindungen zu bilden. Besonders deutlich sind die Störungen der Auffassungs- und Merkthätigkeit einfacher Sinneseindrücke, wie Zahlen, Buchstaben und Silben, die dem Auge nur eine kurze meßbare Zeit dargeboten werden. Schon bei Alkoholdosen von 30 Gramm (3/4 Liter Bier) sind die Leistungen herabgesetzt, fehlerhaftes Lesen und Auslassungen sowohl beim Lesen wie beim Reproduzieren steigern sich. Von vielleicht noch größerer praktischer Bedeutung sind die Versuche über die Wirkung täglich regelmäßig genossener Alkoholdosen. Hier zeigt es sich, daß die Schädigungen der einzelnen Tage sich zu häufen vermögen, und daß diese Schädigung beim Aussetzen des Alkohols mehrere Tage hindurch nachweisbar bleibt. Daraus ergiebt sich, wie Kräpelin mit Recht bemerkt, eine wissenschaftliche

Definition des „Trinkers“, die weit über die des täglichen Lebens hinausgeht. Trinker ist jeder, bei dem eine Dauerwirkung des Alkohols nachzuweisen ist, bei dem also die Nachwirkung einer Alkoholgabe noch nicht verschwunden ist, wenn die nächste einsetzt. Ihre volle Wichtigkeit erlangen diese Ergebnisse aber erst dann, wenn man sie mit der Thatsache zusammenhält, daß alle Versuchspersonen während der Arbeit keine Empfindung von der Herabsetzung ihrer Leistungsfähigkeit hatten, sondern im Gegenteil gut und leicht zu arbeiten glaubten. In diesem, die thatsächlichen Verhältnisse verfälschenden Gefühl liegt die eigentliche und größte Gefahr der Alkoholwirkung. Sie täuscht das Ermüdungsgefühl hinweg. Und diese Vorspiegelung einer in Wahrheit nicht vorhandenen erhöhten Leistungsfähigkeit hat vor allem zur Verbreitung der Anschauung von der „stärkenden“ Eigenschaft der alkoholischen Getränke beigetragen. Gerade diese Fähigkeit, die Unlustgefühle in Lustgefühle zu verkehren oder sie doch weniger fühlbar zu machen, nicht bloß über Ermüdung, sondern auch über Hunger- und Durst-, Hitze- und Kälteempfindungen, Trauer und Freude hinwegzutäuschen, enthält, wie Dr. Grotjahn in seinem eingangs erwähnten Merkbüchlein sehr richtig schließt, die Verurteilung der alkoholischen Getränke als Nahrungsmittel, denn es geht daraus hervor, „daß sie ihren Ruf weniger einer wirklichen Zufuhr von Nährwert als ihrer rein geistigen, das körperliche Bedürfnis nicht befriedigenden, sondern übertäubenden Wirkung verdanken. In der nämlichen Überlegung liegt aber auch zugleich die volle Rechtfertigung des Alkohols als eines Genußmittels! Nichts wäre verkehrter, als aus der Thatsache, daß der Alkohol hauptsächlich auf die subjektive Empfindung Einfluß hat, auf seine Überflüssigkeit zu schließen. Denn gerade die sichere und schnelle Herbeiführung einer euphorischen Stimmung macht ihn zu einem so ausgezeichneten Genußmittel. Und die Genußmittel, die dem Menschen zur Verfügung stehen, sind denn doch nicht so zahlreich, daß man bloß deshalb eines derselben kalten Herzens opfern dürfte, weil einzelne Individuen Mißbrauch damit treiben.“ Daher verwirft Dr. Grotjahn die Forderung der absoluten Enthaltsamkeit; die Menschen könnten vielmehr froh sein, „diesen Lustbringer und Unlustabstumpfer erfunden zu haben“, der deshalb nicht weniger ein Kulturfortschritt bliebe, weil sein Genuß, wie jeder Genuß, in Mißbrauch ausarten kann.

Man braucht also nicht, wie der kürzlich verstorbene Pettenkofer in seinen letzten Lebensjahren, oder wie Forel, der z. B. energischste Vorkämpfer der vollständigen Enthaltsamkeit, der u. a. auf dem Kongreß die Thesen aufstellte, daß die Einführung alkoholfreier Getränke in Wirtschaften gefordert, sowie aus allen staatlichen Anstalten die geistigen Getränke verbannt und durch alkoholfreie ersetzt werden müßten, bedingungsloser Abstinenzler zu sein. Diese Forderung brauchen wir nur, wie Wilhelm Bode in jenem Gegenwartsartikel unter der Spitzmarke „Dürfen wir noch Bier und Wein trinken?“ ausführt, in erster Linie an wirklich Trunksüchtige zu stellen: Säufer sind Kranke, in Trinkerheilanstalten müssen sie als solche behandelt werden und bis zur völligen Heilung zu dauernder Enthaltsamkeit in der Kur verbleiben. Die Anstalt zu Ellikon in der Schweiz hat es dahin gebracht, daß zwei Drittel ihrer Patienten auf die Dauer geheilt sind. Ferner geht die Enthaltsamkeitsforderung an alle, die Trunksucht zu fürchten haben oder sonst vom Trinken erheblichen Schaden spüren. „Wer bei ehrlicher Selbstprüfung findet, daß auch der mäßige Genuß ihm nicht zuträglich ist oder daß er Gefahr läuft, an den Alkohol seine Freiheit zu verlieren, der muß eben den mäßigen Genuß auch aufgeben.“ „Drittens geziemt sich die

völlige Enthaltung für die, die unter dem Einfluß des Alkohols unrechte Dinge thun, vielleicht Verbrechen begehen." Viertens sollen enthaltsam alle die sein, deren Pflicht es ist, „andern den Verzicht leicht zu machen"; „Tausende von Frauen haben schon ihr Schicksal bejammert, weil ihr Mann trinkt, vielen von ihnen wäre geholfen worden, wenn sie selbst tapfer das Beispiel völligen Verzichts vorgelebt hätten." Und endlich eben ist von der heranwachsenden Jugend jeder Alkohol fernzuhalten.

Für alle andern genügt die eine Forderung: Maß halten! Die Universitätsprofessoren Moritz in München und Ziehen in Jena sind nach sorgfältiger Prüfung zu dem Ergebnis gekommen, daß eine halbe Flasche leichten Weines oder ein Liter leichten Bieres das zulässige Tagesquantum Alkohol für den gesunden Mann darstellen. Das entspricht etwa 30—40 Gramm absoluten Alkohols. Bei schweren Bieren und Weinen würde das zuträgliche Quantum ziemlich um die Hälfte zu verringern sein. Für erwachsene Frauen wäre wiederum nur die Hälfte des für Männer Zulässigen zu gestatten. Menschen, die das 60. Lebensjahr überschritten haben, brauchen sich keinen besonderen Zwang aufzuerlegen, alten Leuten „bekommen alkoholische Getränke und gerade die konzentrierteren, in der Regel gut." Dr. Grotjahn verwirft ferner den regelmäßigen Genuß alkoholischer Getränke bei der Arbeit wie bei den Mahlzeiten, betont aber ausdrücklich dabei das Regelmäßige. Als regelmäßiges Getränk betrachte man Wasser, Kaffee und Thee. Das Leitungswasser der Großstädte hat ganz unverdientermaßen einen schlechten Ruf. Es ist sogar besser als das Brunnenwasser in den Dörfern der norddeutschen Tiefebene und wie das Quellwasser der Gebirgsgegenden völlig keimfrei. Der Kaffee ist mehr als Erregungsmittel nach guten Mahlzeiten von Wert, er hilft die Trägheit und Schläfrigkeit überwinden. Den ärmeren Bevölkerungsschichten ermöglicht er, mit den billigsten stärkemehlhaltigen Nahrungsmitteln, wie Kartoffeln und Brot, auszukommen; doch verschuldet er dadurch auch jenen Zustand der Überarbeit und der Unterernährung, der heute bei einem großen Teil des städtischen und ländlichen Proletariats anzutreffen ist. Für das bisher beste Ersatzmittel alkoholischer Getränke erklärt Dr. Grotjahn einzig den Thee. Gegen ein ausgiebigeres Genießen von Alkoholien bei festlichen Anlässen hat aber auch er ebensowenig einzuwenden, wie Bode, der ein gelegentliches stärkeres Heranziehen dieser willkommenen „Betrüger" des grauen Lebens und „bequemen Illusionsfabrikanten" gleichfalls für ganz berechtigt erklärt. „Der Lebensgenuß ist kein Unrecht, und es ist kein Unrecht, Bier und Wein zu genießen. Aber eben: genießen!" Dazu gehört, daß man sich ihrer durch Wochen und Monate auch einmal ganz enthält, dann werden wir sie gerade bei guter Gelegenheit mit umsomehr Freude genießen. Und dann könne es unbeschadet der Gesundheit sogar einmal in größeren Mengen geschehen. „Es sind weniger medizinische Gründe als solche ästhetischer Natur und der Rücksichtnahme auf eigene Würde und die Empfindungen der Mitmenschen, die eine Berauschung bis zur mehr oder weniger ausgeprägten Sinnlosigkeit verbieten. Die akute Alkoholvergiftung, als welche sich der Rausch vom medizinischen Gesichtspunkt aus darstellt, wird nämlich in der Regel vom menschlichen Organismus spurlos überwunden." Nur Wiederholungen in kurzen Zwischenräumen haben eine ziemlich schnell eintretende dauernde Schädigung im Gefolge.

Selbst der sonst so alkoholfeindliche Professor Kräpelin sagt: „Ohne Zweifel kann man im intimen Kreise und unter lebhaften Menschen die Anregung durch den Alkohol sehr gut entbehren. Dagegen wird die Gewohnheit größerer, nach Zufall zusammengewürfelter geselliger Vereinigungen kaum auf ein Mittel verzichten dürfen,

welches den Einsilbigen gesprächiger, den Verlegenen selbstbewußter macht und die starke Reibung vermindert, die notwendig den Verkehr einander innerlich fernstehender und gleichgiltiger Menschen erschwert."

So tönt noch aus dem finstern Chor der Ankläger, die in jenen Apriltagen dort zu Wien im großen Musikvereinssaale — wo man sinnigerweise den Kongreß versammelt hatte — dem Alkohol, dieser „Pest der modernen Menschheit", das Grablied grollten, eine freundliche Weise herüber, schüchtern zwar und nüchtern und in etwas vermindertem Akkord, aber altvertraut: „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" Nur soll es möglichst leichter Landwein sein.

Die Ausstellung des Vereins der Berliner Künstlerinnen.

Von

A. von Auerswald.

Nachdruck verboten.

In den Sälen der Kunstakademie Unter den Linden 38 hat der Verein der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen seine diesjährige Ausstellung, die 17te in den Jahren seines Bestehens, eröffnet. In geschlossener Gruppe treten die Berliner Künstlerinnen hier vor die Öffentlichkeit und zeigen aufs neue, was sie zu leisten vermögen, welche Fortschritte sie gemacht, welche neuen Kräfte sie gewonnen haben. Zweifellos ist eine solche Ausstellung, die sich an die Kritik und das Publikum wendet und eine laute Meinung über stillgewachsene Arbeit verlangt, grade für Frauenschaffen, das so leicht in engem Kreise bleibt, das schon bei rein dilettantischer Bethätigung Staunen und Wohlwollen erregt und dadurch leicht Selbstzufriedenheit und Einseitigkeit aufkommen läßt, von unberechenbarem Nutzen. Und je strenger die Arbeiten gewertet werden, je mehr man heute von den künstlerisch thätigen Frauen verlangt, desto stolzer dürfen sie auf das Errungene zurückblicken — sie selbst haben es sich erkämpft, daß man beginnt, Anforderungen an sie zu stellen und sie mit anderm Maß zu messen, als bisher; denn nicht darauf kommt es hier an, daß das Streben einer einzelnen, ungewöhnlich begabten Frau Anerkennung gewinnt — das ist nichts Neues, solche Ausnahmen hat es zu allen Zeiten gegeben —; hier handelt es sich darum, dem Gesamtschaffen der vielen, die sich heute der Kunst widmen, Achtung zu erzwingen und durch Kritik und Selbstzucht das Niveau des Könnens zu heben.

Von diesem Gesichtspunkt aus darf die Ausstellung nur als eine durchaus erfreuliche bezeichnet werden. Sie zeigt, daß der künstlerische Ernst in beständigem Wachsen ist, daß die Künstlerinnen es gelernt haben, sich nicht jedem fremden Einfluß schwankend hinzugeben, sondern selbständig die Natur zu betrachten, um ihr in mühsamem, ernstem Studium das abzugewinnen, was jeder erst aufs neue für sich erringen muß. Sie zeigt — und das ist das Gute an ihr — daß die Künstlerinnen auf dem rechten Wege sind, auf dem sie vorwärtsschreiten müssen, um — etwas

wirklich Gutes zu schaffen. Und hier setzt auch die Kritik ein: die Malerinnen dürfen es nicht vergessen, daß dieses wirklich Gute, von Ausnahmen natürlich abgesehen, für die Gesamtheit noch nicht erreicht ist. Verharren sie bei diesen Vorarbeiten, diesen mehr oder minder gründlichen Studien oder dem Leben abgelauschten Skizzen, so kommen sie in Gefahr, in stehendes Wasser zu geraten und, besten Falls, nette Genrebilder und verkäufliche Stilleben zu malen. Und sie wollen doch mehr. Hier aber ist, z. B. in Landschaft und Porträt, man möchte sagen: noch Raum, Raum für starke Individualitäten, die nicht mit den Augen anderer Leute sehen, sondern mit eigenen, und den Beschauer zwingen, die Kraft und Wahrheit ihrer Betrachtungsweise anzuerkennen. Solch einen eigenen Blick hat die hier nicht vertretene Vilma Parlaghi für eine Frau in ungewöhnlichem Grade.

Unter den Porträtistinnen, die diese Ausstellung beschickt haben, sind Namen von gutem Klang, wie Sabine Lepsius, Dora Hitz und Betty Wolff, am meisten hervorzuheben. Sabine Lepsius hat ihr, schon von der Sezession her bekanntes Kinderbild gesandt, das in Farbe und Auffassung vornehm und ruhig wirkt. Es steckt von allen am meisten reife Kunst und selbstsichere Persönlichkeit darin. Weniger glücklich ist Dora Hitz mit einer Mutter und ihrem Kinde vertreten. Das etwas Verschwommene, Farblose des Bildes ist ohne den intimen Zauber, der ihre Arbeiten sonst auszeichnet. Betty Wolff ist sehr keck und sicher in der Zeichnung, mit wenigen Strichen weiß sie lebendig und anmutig eine Gestalt festzuhalten, und diese unbekümmerte Technik ist ein Hauptreiz ihrer leichten Pastellskizzen. Eine tüchtige und feinsinnige Arbeit hat auch A. Loewenstein in dem Bildnis einer alten Dame gegeben, desgleichen C. E. Fischer in dem Porträt von M. von Keudell, und Beyme-Golien in dem lebensvollen Bild eines jungen Mädchens. Auch Menshausen und Madeweiß haben Arbeiten gesandt; doch viel neues Leben, neue Talente für das Porträtfach sind unter den andern Arbeiten der Künstlerinnen des Vereins nicht bemerkbar. In ähnlicher Weise fehlt es an starker, persönlicher Ausdrucksweise, an frischen Kräften auf dem Gebiet der Landschaft. Altbewährte Namen, wie M. von Keudell, P. Bonte, Lobedan und M. Kirschner sind auch hier wieder mit anmutigen und schön empfundenen Stücken vertreten, auch E. Stort hat ein paar frische Bilder gesandt. Doch die Mehrzahl der Arbeiten erhebt sich eben nicht über das Studienhafte, das als notwendige Voraussetzung reifer Kunstwerke wohl zu begrüßen ist, aber nur einen ersten Schritt auf einem langen Wege bedeutet.

Sehr reich ist dagegen die Ausstellung mit wirklich trefflichen Stilleben beschickt, die in Technik und Aufbau zum Teil meisterhaft sind. Aus der Fülle der Künstlerinnen, die sich auf diesem Gebiet bewährt haben, können nur einzelne hervorgehoben werden. Hedinger, Lobedan, Lehnert, Iverson, Rose haben Arbeiten eingesandt, die sich den besten ihrer früheren anreihen, besonders Hedinger ist mit zwei sehr tieffarbigen und wirksamen Innenräumen vertreten, die ihr großes Können aufs neue bestätigen. Hier sei auch H. Weiß mit ihrem etwas schweren Stillleben erwähnt, das doch durch seine reife Technik auffällt. Die Stilllebenmalerei ist ein schon lange angebautes Feld, das der Begabung der Frau recht eigentlich zu entsprechen scheint. Es gilt auch hier in ernster Vertiefung neue Ausdrucksweisen finden: H. Weiß ist auf dem Wege dazu. Flott und kräftig sind zum Teil auch die Aquarelle, die eingesandt sind. Unter den Genrebildern sind die beiden hübschen Arbeiten von A. Roestel zu nennen. Das große Gemälde von C. von Rappard hat 1900 in London die Goldene

Medaille erhalten. Es stellt ein musizierendes Mädchen dar, das vor einer alten Frau sitzt, die ihr beglückt lauscht. Es fehlt dem Bilde an organischem Zusammenhang und kräftiger Einheitlichkeit; gute Einzelheiten sind vorhanden. Paczká-Wagner ist mit zwei größeren Phantasiebildern vertreten, die die heitere Lebensfreude entschwundener Zeiten darzustellen bestimmt sind, doch zwingen sie nicht in den Gedankengang der Künstlerin. Es ist schade, daß sie keine ihrer Zeichnungen oder Radierungen eingeschickt hat. Käthe Kollwitz hat ihre vorzüglichen Radierungen zu den Webern gesandt. Sie ist eine starke Kraft, die in ihren Leistungen weit über dem Durchschnitt steht, und es ist erfreulich, daß sie ihre Kunst durch Unterricht übermittelt. Die Arbeiten ihrer Schülerinnen lassen den großen Einfluß der Lehrerin erkennen und zeichnen sich durch besonnene Gediegenheit aus; die Radierung von Wegener ist doch zu skizzenhaft.

Unter den plastischen Arbeiten, die nur in geringer Anzahl vorhanden sind, zeigt H. Quitinann am meisten Begabung, Leben und Bewegung festzuhalten. Die Büsten von D. Beer sind ziemlich konventionell. Wislicenus ist mit zwei getönten Reliefs vertreten, die sich durch Lieblichkeit der Erfindung und Behandlung auszeichnen. Ihre Arbeiten werden immer gefallen, grade weil sie ein wenig weich sind. Auch hat sie zweifellos großes Geschick, doch ist den deutschen Bildhauerinnen eine ähnliche Kraft zu wünschen, wie sie in Mrs. Cadwallader Guild, die in diesen Tagen in Berlin eine Separatausstellung eröffnet hatte, hervortritt.

Ein Teil der Ausstellungsräume ist für die Schülerinnenarbeiten bestimmt, die nach den verschiedenen Lehrklassen eingeteilt sind und geeignet erscheinen, einen Überblick über die Lehrkräfte und Methoden zu gewähren. Viele der besten Künstler und Künstlerinnen Berlins gehören zu diesen Unterrichtenden, und die Erfolge, die sie erzielen, sind durchaus anerkennenswert. Die Leistungen von K. Kollwitz wurden schon erwähnt; auch M. Thun in der Blumenmalerei, Hoenerbach im Porträtfach dürfen auf den Studiengang ihrer Schülerinnen mit Befriedigung blicken. Unter den lehrenden Malern seien M. Busch für Zeichnen nach Gips, Uth für Landschaften und Figuren und Brandenburg für Akt erwähnt. Letzterer führt allerdings seine Schülerinnen in einen krassen Naturalismus ein, der auch für den ernstesten Studiengang nicht notwendig scheint. Viele der Akte wirken sogar brutal und in der Absichtlichkeit manieriert, was für Lernende gewiß nicht ohne Gefahr ist. In dem letzten Saal befinden sich die für die Verlosung bestimmten Bilder und kunstgewerblichen Gegenstände, unter denen sehr schöne und tüchtige Arbeiten vorhanden sind.

So zeigt diese Ausstellung in recht erfreulicher Weise, wie auf allen Gebieten die Künstlerinnen sich in ernster Arbeit um ein immer vertiefteres Können, immer größere Sicherheit bemühen und wie sie es gelernt haben, die Sehnsucht, sich selbst zum Ausdruck zu bringen, zurückzudrängen, solange sie nicht ganz ihre Ausdrucksmittel beherrschen. Das ist ein Fortschritt, ein großer Fortschritt, der zeigt, wieviel Ernst und Besonnenheit unter ihnen lebt. Unter den Bildern findet sich mehrmals die symbolische Darstellung einer Frauengestalt, die mit sehnend erhobenen Armen der Sonne entgegensteigt. Daß die Frau das in Wahrheit thut, braucht nicht mehr besonders verkündet zu werden. Sie soll nur still und unverdrossen weiter klimmen, bis sie im Sonnenschein steht, — den ihr dann keiner mehr nehmen kann.

Der Einzige.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

„Der April hat den Mai eingeholt“ ſagen die Leute in dem kleinen Harzflecken Blumerode und arbeiten tüchtig in den Gärten und Feldern. Man iſt an ein ſolch vorzeitiges Knoſpenbrechen und Grünen und Sprießen gar nicht gewöhnt, ſonſt geht's fein langſam, diesmal mit Gewalt. Und der Erdgeruch iſt kräftig, und die Vögel zwitſchern, die Quellen rieſeln, die Sonne meint's gut, und der Himmel hat, wenn nicht juſt ein Schauer befruchtenden Regens herabrauſcht, ein graublaues Ausſehen und flatternde, weiße Wölkchen. Die Sonnenſtrahlen laufen überall hin, zeigen erbarmungslos erblindete Fenſter, herabgefallenen Putz der Wände, vernachläſſigte Wege. Man muß ſchleunigſt daran gehn, die Spuren der Winterkälte und Näſſe zu beſeitigen, will man nicht in den Ruf läſſiger Leute kommen. Die ziegelroten Dächer auf den niedern Häuſern ſehn freundlich aus, die Berghöhen, die gepudert im Winter erſcheinen, nehmen braunſchwarze Färbung an, bald wird ſie ſich in einen grünzarten Schein verwandeln. Der ſchieferbedeckte Kirchturm hat ein blendendes Blitzen, und die drachenartige Windfahne auf dem hochgelegenen, altersgrauen Schloß ſchimmert in Silberglanz.

„Werd Frühjahr met Macht,“ fliegt es im platten Dialekt von Mund zu Mund über die Hecken hin, hinter denen man mit Spaten und Hacken arbeitet, und überall ſind friſche, fröhliche Kinderſtimmen laut.

Der helle, ſchnelle Mühlgraben, der aus dem Gebirgsfluß geſpeiſt wird und in Windungen durch Blumerode läuft, hier eine Mühle, da eine Tuchfabrik treibend, ſcheint es noch eiliger als ſonſt zu haben. Er iſt voll bis zum gemauerten Schutzdämmchen, das ihn von der Straße abſchließt. Vor dem Hauſe des Holzherrn Wagner, wo eine uralte, prächtige Linde ſteht, macht er eine kühne Biegung, er hat vorher viel Fall gehabt.

Mit raſchem Schritt kommt eine zierliche, blonde Frau über die Schwelle des freundlichen Baues; ſie trägt eine Harke und ſtellt ſie an den Stamm des Baumes, um den im Rund eine Bank läuft. Da, wo die meiſte Sonne hinſcheint, ſitzt ein junger, blaſſer Menſch von Decken umhüllt, die Füße auf einem Schemel in einem Pelzſack geborgen.

„Ach, Mutter“, ſagt er lächelnd, „ſchon?“

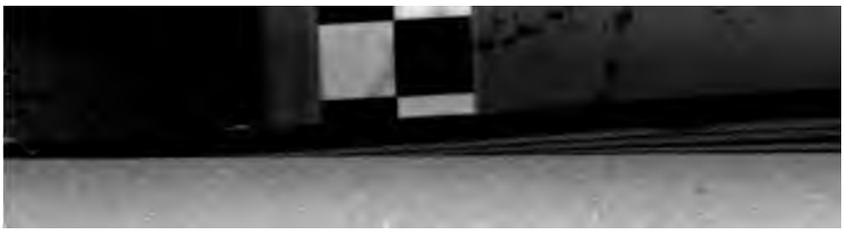
Sie nickt eifrig. „Ja, mein Junge, das wird bei dem Wetter nich' zu lange dauern, daß eins heruntergeſchwommen kommt, Kopf über, Kopf unter. Sie ſchrein und grölen ja ſchon die Welt wieder voll!“

„Sie ſind luſtig!“

„Eben darum! Da liegt denn das Rackertüg bald auch drin — und wenn hier nich' gleich aufgepaßt wird, denn kann's ſchon Matthäi am letzten ſein! Eh ſo'n Weib ſieht, daß ſeine Brut fortgeſchwommen is, is' meiſtens zu ſpät.“

„Hätteſt zählen ſollen, wie viel hier bei Wagners Linde ſchon rausgeharkt ſind, Mutter!“

„Hätt' ich viel zu duhn gehabt, mein Junge. Da reichen ein Hundert in all den Jahren nich! Aber, was mich immer noch wundert, daß dazumal keiner dageweſen is, als die lüttje Ida, der Danehlſchen ihr Blondkopp ſo elendiglich ertrunken is. Das war'n nüdlich Balg und konnte ſo artig:



‚Tag, Wagners Tante‘ sagen. Ja, das war nu scheußlich.“

Das Wagner'sche Haus, dem beide den Rücken drehn, hat helle Fensterscheiben; die Sonne spiegelt sich darin. Sie leuchtet auch auf der lichtgrünen Verputzung der Wände und der tiefer grüngetönten, hölzernen Verschalung. Aus einem Erdgeschoß mit acht Fenstern Front, einem Oberstock und einem Halbstock besteht das Haus, auf dem Bäckergerechtsame ruht. Aber der Eigentümer, Konrad Wagner, hat sich mit dem Gewerbe lang schon zur Ruh gesetzt und hat nur das Ehrenamt eines Holzherrn in der Gemeinde inne. Es besteht darin, daß er die Überwachung von fürstlichen Schenkungen von Wäldern an die Gemeinde Blumerode hat — und die Verteilung des Holzertrages gegen Schlaggeld an die Gemeindemitglieder. Ganze und halbe Holzstellen ruhen auf einzelnen Häusern. Das Schloß war Witwensitz welfischer Fürstinnen, die verschiedentlich solche Stiftungen gemacht — zum Kummer des Fiskus, dem viel Weitläufigkeiten daraus erwachsen und der schon lange an der Ablösung arbeitet.

Blütenweiße Vorhänge an den Scheiben reden davon, daß es auch im Innern des Hauses blitzt und blinkt. Ein geräumiger Hof und ein großer Garten mit vielen Obstbäumen und Gemüseland gehört zu dem Wagnerschen Anwesen, ein stolzes im Ort. Mit all der Sorge für den Besitz, der Landwirtschaft, Gartenbestellung und Viehzucht hat Frau Antoinette Wagner trotz zweier Dienstboten und vieler Tagelöhner noch genug zu thun, denn ihr Mann kümmert sich nicht gern darum. Sie hat ein freundliches Gesicht, das trotz ihrer fünfzig Jahre keine Runzeln aufweist, Sanftmut und eine stille Trauer blicken aus ihren großen Augen. Sie trägt ein einfaches Wollkleid, ein kleines, schwarzes Spitzentuch ist über ihre Haare gebunden, die sich hinten zu einem Flechtenknoten türmen, der noch reichlich schwer ist. Ihr Kopf ist leicht nach vorn geneigt und ihre Schultern sind auch ein wenig gebückt; aber wenn sie Energie überkommt, richtet sie sich gerade auf, und dann sieht's aus, als würfe sie eine Last ab.

Sie hat das Rettungsmittel, das sich so jedem Vorübergehenden auch gleich zur Benützung bietet, noch immer mit der Rechten gestützt, nun setzt sie sich einen Augenblick neben den Sohn.

„Hast's auch gut so, mein Fritze?“

„Ja, Mutter.“

Sie streichelt ihm leise die weiße, blauadrige Hand mit den langen Fingern.

„Glaub's schon, hat mir immer weh gedahn, daß du so insitzen mußtest, den langen Winter.“

Es ist ein Zug in dem schmalen Gesicht des hübschen, blonden Menschen, dessen blaue Augen ganz die der Mutter sind, der zeigt, daß ihm das Bedauertwerden peinvoll ist. Sie versteht das sofort.

„Na, hast ja auch Abwechselung gehabt mit Lesen, und Leute sind gekommen. Un' die nüdliche Mile hat dann mit dir gespielt, und ihr habt manchmal wie doll gelacht. Und guten Toppkauken habe ich auch gebacken, und ihr hat er geschmeckt, das konnte man ja wohl merken.“

Der leichte, rote Schein auf seinen Backen vertieft sich ein wenig.

„Dag, Fru Holzherrn!“

„Dag, Diehlsche!“

Eine Frau, die Hacke über der Schulter, die Röcke kurz geschürzt, ein braunrotes Wolltuch, unter dem ein paar Strähnen schwarzen Haares hervorquellen, über dem Kopf hinten zusammengebunden, ist mit schwer schlürfenden Tritten herangekommen und steht vor den beiden still.

„Herr Fritzeken auch mal wieder draußen? Das is aber recht. Geht es denn nu alleweile besser? Ja, so'n Einziger, kann mich ja denken, das macht Sorgen, wenn da nich alles in Ordnung is mit das Gesundsein. Was unsereiner is, wo neune rumheulen, da kümmert man sich nich ville um. Das wächst auf, un' is gesund. Man bloß, daß sie immer hungrig sind. Es is ungleich auf de Welt verteilt, Fru Holzherrn, Sie mit das schöne Wesen könnten mehr brauchen, un' haben bloß so'n Einzigen, un' is 'n Sorgenkind.“ Und das grobknochige Weib grinst dabei. Die Mutter sieht ihren Sohn an; er hat wieder den gepeinigten Ausdruck.

„Diehlsche, da steht noch etwas von Mittag, wenn Sie sich das wärmen will?"

„Ach, Fru Holzherrn, wie woll ich nich — wenn Sie so gautmütig sind! Ne, Sie beide! Der Herr Holzherr auch! Gestern is er mich noch begegnet un hat gesagt: Diehlsche, Sie weiß ja, meine Frau giebt gerne. Hol' Sie sich man ab und an 'nen Stück für Ihre Bälger!"

Über das Gesicht der blonden Frau huscht ein Schatten, sie wendet sich ab und geht dem Hause zu, und die andere latscht mit den großen Männerstiefeln hinter ihr her.

Drüben am Nachbarhause steht der vertrunkene Cigarrenarbeiter Kracke neben der Schulzeschen, die eine Witwe ist, aber nicht im Tagelohn arbeitet, sondern einen kleinen Fischhandel hat und, wenn's vorkommt, auch mit Wild umhergeht.

„Nu, sieh, die Diehlsche, holt sich all wieder was!"

„Was soll sie nich?" grinst Kracke.

„Un' die Frau is so gut."

„Der Holzherr is das ja früher auch gegen die Diehlsche gewesen, wie sie noch jünger war."

Die Schulzesche hat ein hübsches, aber freches Gesicht und eine volle, stattliche Figur. Sie trägt ein Wollkleid und ein leuchtend rotes Tuch darüber kreuzweis gebunden. Sie streicht mit der Hand über die blauweiß gestreifte Schürze.

„Ach, was die Leute sagen!"

Kracke schiebt seine kleine Pfeife, auf der das Bild eines Frauenzimmers mit einer Marketendermütze ist, in den linken Mundwinkel. Er hat eine Joppe an, die man früher in besserem Zustande an dem kleinen Major, dem Bürgermeister von Müller, gesehen hat, und ein feuerrotes, schmutziges Halstuch, das ihm ein durchreisender Künstler gelassen hat, dem er seinen Koffer nach dem Bahnhof trug.

„Hihihi! ja, die sagen ja nu ville; Schultzesche, die sagen auch von Sie —"

„Watt denn, watt denn?" fragt die Frau und stemmt beide Arme in die Seite. „Watt soll'n das heißen?"

„Ih, gar nix nich! Ich meine man so. Un' der Knaster, den Sie mich da mitgebracht haben von Münzhausen, der schmeckt nach mehr, meine ich man."

Sie lacht. „Ich geh' ja öfter hin — und Kracke, wenn die Leute was sagen, was geht's mir an. Ich habe mein Auskommen. Un' keine neune, wie die Diehlsche — wer sich so was aufliest! Un' keinen kranken Jungen!" Dabei fliegt ein Blick nach der Linde hinüber. „Mit der Fru Holzherrn tausch ich noch lange nich! Ne!"

Kracke reibt sich die Hände. „Die hat ihr Päckchen! die hat's — o Jemine. Die hat's ordentlich. Un' wenn sie auch nie nicht gezankt un' gekrankt hat, die weiß, was Er für einer gewesen is. Büchers un' Spazierengeh'n! Un' die Semmeln konnte die Frau backen, un' das Brot der Geselle. Büchers! gar in 'ne Sorte Sprachen, die kein ornlicher Mensch versteht, sagte Martins Anton, der 'mal 'reingeguckt hat. Un' Spazierengeh'n in „Wald und auf der Haide, da such ich meine Freude" hahaha! Un' Begleitung: Das rote seidene Taschendauk aus der Rocktasche, denn wußte die Diehlsche Bescheid und ging nach Beeren, oder die Pottbergen da drüben auf'm Brink; na, mich fehlen die Namens alle! So'n Schwerenöter. Aber immer angeseh'n! Der Herr Sanitätsrat un' der Amtmann, die sitzen ja stundenlang mit'm auf der Bank da. So'n Schwerenöter! Schulzesche, un' die Leute sagen, die Katz' ließ 's Mausen immer noch nich' — ja, das sagen se!" Und er kneift das eine Auge zu und blinzelt sie mit dem andern listig an.

„Watt geht mir's an — vor mir —" sie macht eine schlenkernde Handbewegung.

„Ih ja, ih ja!"

„Woll'n Se en Wachholder? Warten Se mal!"

Sie schnellt hinein und kommt mit Glas und Flasche aus dem kleinen Hause zurück, zwischen dessen Fenstern ein Schild steht: „Witwe Schultze, Obst- und Fischhandlung."

Kracke schmatzt laut: „Das kann 'n Menschen wieder auf die Beine bringen!"

Die Frau nickt, aber sie scheint ganz wo anders mit ihren Gedanken.

„Auf'n Holzherrn sind Se nich gut zu sprechen, Kracke! Warum eigentlich nich?"

Er dreht das Glas um, zum Zeichen, daß kein Tropfen seines Inhalts drin geblieben ist.

„Warum? Darum! Schultzesche, das is 'ne alte Sache. Mal konnte ich in 'ner Fabrik in Münzhausen 'ne bessere Stelle kriegen, bloß auf'n gutes Wort vom Holzherrn wär's angekommen. Meinen Sie, daß er's gesagt hat? Könnt er nich — die Wahrheit, immer die Wahrheit. Un' Appels Louise ihrer Mutter hat er auch abgeraten, daß sie mir das Mädchen gab. Ne, lieber nach Hannover in Dienst. Un's Mädchen war mir gut."

„Na, Kracke! Das wär' auch 'n Stück gewesen."

„War doch 'n hübscher Kerl — dazumal."

„Aber —" sie macht die Bewegung des Schluckens.

„Wer weiß denn, ob ich mir nich' geändert hätte?"

„Ne — ne!"

„Is auch nu einerlei, Schultzesche. Branntewein is besser wie Weibsleute!"

Die Witwe lacht. „Schade, Kracke, schade!"

„Was denn —"

„Ich meine man, daß Sie kein ordentlicher Mensch geworden sind —"

„Sagt der Bürgermeister auch immer, was überhaupt ein gemeiner Mann is, der es gut mit die armen Leute im Sinne hat. Kracke, Kracke, der Branntewein — Herr Bürgermeister, sag ich denn, ich hab's von Vatern, dem sein Lieblingslied war auch schon: Schnaps, Schnaps, Schnaps, du edeles Getränke."

„Dag, Kracke, ich muß rein —"

„Na, denn Dag auch —", sie wendet sich kurz und geht, und er steht noch ein Augenblickchen und guckt nach dem Wagnerschen Hause hinüber, dann schnalzt er mit der Zunge und schlägt den Weg in eine Nebengasse ein.

Fritz Wagner hat sich damit beschäftigt, einer Bachstelze zuzusehen, die über die Steine, dicht am Wasser hergehüpft ist. Wie das Köpfchen sich dreht, das Schwänzlein wippt, die Beinchen sich setzen, wie zierlich!

So ein Bachstelzlein! — er lächelt, ein Aufblitzen ist in seinen Augen. Ja, und wie er den Kopf hebt, da kommt sie drüben vom Pfaffengang herüber, fast auch von Stein zu Stein hüpfend, denn da haben die Leute Waschfässer über den Weg hin ausgeleert. Ihr Kleid hält sie hoch und lacht und biegt den Kopf nach der Mutter hinüber, die ihr nicht folgen kann und ein wenig hilflos ist in ihrer behaglichen Fülle. Sie, an die er gedacht hat, sein Bachstelzlein, die Mile.

„Mutter, hier! da! so, so geht's doch!" ruft sie zurück, und dann sieht sie ihn und trippelt noch schneller heran.

„Fritz! Draußen bist du! Das ist recht, bei dem schönen Wetter!"

Er steht auf, ganz rot übers Gesicht, die Decken fallen, und er verwickelt sich fast in dem Fußsack.

„Ich! ja freilich! Tag Mile! Guten Tag, Frau Steuerinspektorin," und er macht eine ganz ehrfurchtsvolle Verbeugung. Mile bückt sich nach den Decken.

„Laß doch, laß doch," murmelt er, „ich brauchte das doch gar nicht, aber die Mutter, du weißt ja! Sie ist immer so ängstlich!"

Mile lacht. Sie ist braunhaarig, hat ein krauses, natürliches Gelock und große, graue, fragende, lachende Augen, ein keckes Näschen und einen süßen, roten, ewig plaudernden Mund.

Sie trägt ein blaues Wollkleid und einen bräunlichen, nicht ganz gut sitzenden Paletot darüber. Fritz hat einen Blick dafür, er sieht auch stets die Modeblätter mit an, die zu der Journalmappe gehören.

Der Hut mit Federn und einer feuerroten Schleife sitzt keck auf dem braunen Kopfe. Und das weiß Fritz auch, wenn Milchen Zehse etwas abgetragen oder nur ganz einfach angezogen ist, nach ihr muß man doch sehen. Ihr steht alles noch hundertmal besser, als den reichen Mädchen der teure Putz.

„Mütter haben immer recht, Fritz, wenn sie uns auch quälen. Was, Mamachen?"

Die Angeredete ist endlich so weit gelangt, Fritz unter hastigem Atmen die Hand zu geben.

„Das ist ja hübsch, Herr Wagner, daß Sie heraus können! Was sagst du, Mile, Mütter? Ach, sie ist ein Unband, ein rechtes Kind noch und doch schon siebzehn Jahre. Ich war so viel gesetzter damals, so sehr viel — nein, die Leute! Die reine Sintflut hier auf der Straße. Ich muß es mal dem Herrn Bürgermeister sagen, wenn ich ihm begegne.

Da ist ja gar keine Ordnung und Aufsicht. Ich sagte gleich zu Mile, wir wollten auf dem Damm drüben spazieren gehn, aber die muß am Mühlgraben entlang!"

„Das ist doch auch schön! köstlich — der hat's immer eilig, immer was zu bestellen. Weißt du, Fritz, als ob er in die weite Welt, direkt ins Meer wollte —"

Fritz lacht. „Bis er dahin kommt! Er fließt ja erst in ein paar andre Flüsse und gar in die gelbe Leine!"

„Ach ja, mein armer, schöner, heller Graben! Fritz, frag' man nicht, wie die kleinen Flüsse heißen, ich weiß es ja doch nicht, und wenn du's sagst, examiniert mich die Mutter. Und für die dumme Geographie hab' ich nichts über — ich will doch auch nicht Lehrerin werden, wie sie war. Ich denke, viel lieber — ach nein, ich sag's nicht. Du, hast du schon den neuen, hübschen Forstkandidaten gesehn? Steht dem die Uniform gut! Beckmann heißt er, sagt unsere Aufwärterin."

„Nein, Mile! Er will aber meinen Vater besuchen, so viel ich weiß!"

„Deinen Vater, natürlich — den klaukſten Mann —"

„Mile!" ruft die Steuerinspektorin verweisend.

„So nennen doch die Leute den alten Wagner."

„Den Herrn Holzherrn —"

„Ne, denn sage ich schon Onkel Holzherr!"

Fritz nickt ihr zu. Sie springt nach dem Rande des Grabens.

„Die vielen Stecklinge — komm doch bloß! Die balgen sich förmlich! Ach nein, bleib man da. Denn wenn deine Mutter das sieht, daß du dich da herausgewickelt hast! O je, da ist sie ja schon!"

Von der Diehl gefolgt tritt Frau Wagner aus dem Hause.

„Dank ock, Dank ock, Fru Holzherrn!" sagt das Weib unterwürfig.

„Schon recht!" wehrt sie ab und kommt mit schnellen Schritten unter die Linde.

„Da hat's der Fritz ja gut. Setzen Sie sich doch, Frau Steuerinspektorin. Mile, du siehst mal wieder lustig aus! Recht, mein Kind! Geh doch rein — frischer Zwiebelkuchen, hol doch, die Hanne weiß schon, für dich und die Frau Mama. Nein, das dürfen Sie mir nicht abschlagen, Frau Inspektorin!"

Sie spricht mit Haltung und ein wenig gezierter als sonst; sie weiß, was den Honoratioren des Orts zukommt, denn die Wagners können sich trotz Besitz und sonstigen Ansehns nicht dazu zählen.

Dagegen hat die Steuerinspektorin, eine Witwe in knappen Verhältnissen, in ihrer schäbigen Eleganz etwas Patronisierendes.

„Liebe Frau Wagner, immer frisch, immer thätig und rührig, Sie sieht man nicht anders!"

„Ja, wie soll man denn sonst die Stunden hinbringen, Frau Inspektorin? Ich bin nicht so aufgezogen, zwischen Büchern und gelehrten Dingen. Wir mußten ran an 'n Haushalt und die Landwirtschaft; vier Schwestern war'n wir; daß ihr mal vor eurem zukünftigen Manne bestehen könnt, sagten Vater und Mutter immer."

Mile ist wieder zurück und hält einen Teller in der Rechten und führt mit der Linken bereits ein Stück Kuchen zum Munde. Sie holt Atem nach dem ersten kräftigen Bissen.

„Komisch, für'n Mann, den man nicht kennt, aufgezogen und ausgestattet zu werden," sagt sie.

„Emilie!" verweist ihre Mutter.

„Komisch — doch, doch!" beharrt das junge Ding. „So, wie 'ne Ware. Hab ich nicht recht, Fritz?"

„Gewissermaßen!" bestätigt der. „Dem Mädchen bleibt aber immer die Wahl —"

„Ach, Unsinn! Tante Wagner, sag mal, haben dir deine Eltern, wolln mal sagen, dein Vater, viel Wahl gelassen?" Sie beugt den Oberkörper zurück, die Hände in die Seiten stemmend.

„Emilie!"

„Na, man muß sich doch bilden, Tante —"

Die blauen Augen der Matrone nehmen einen sonderbaren Ausdruck an. „Viel Wahl, Kind? Ja, was soll ich da antworten? An einem Sonntagmorgen kam Konrad Wagner nach der Aumühle zu meinem Vater. Ich war eben im Sonntagskleid, zwei Schwestern in der Kirche, die andern in der Küche. Soweit war ich mit allem fertig, daß ich eben noch Sand auf die Diele streute. Dazumal kannte

man's nich besser und war's sein — heute soll's nich mehr sein. Ich bleib aber bei meiner alten Gewohnheit und bei den weißgescheuerten Dielen auch."

„Aber so laß doch!" ruft Mile, „erzähl' doch weiter — so was hör ich gar zu gern, Tante!"

Ein seltsamer Schein liegt über dem Gesicht von Fritzens Mutter. „So'n bißchen kannt' ich ja wohl Wagners Konrad, den. sie ‚den Oberklauken' dazumals nannten, aber er hatte so was — 'n Bittschen Angst hatt ich vor'm. ‚Morgen, Jungferchen', sagt er, ‚welche is es denn eigentlich von dem Kleeblatt?' ‚Ich bin doch Nettchen', und ich ärgerte mich, weil daß ich ja fühlte, daß ich rot wurde. Un denn ging er rein und ich war mit'm Sand fertig und lief raus in Garten, wo ich die Kirchenglocken hören konnte. Das hatt' ich gerne. Dann machte mein Vater plötzlich das Fenster auf und rief: ‚Antonette!' Wenn er Antonette sagte, dann hatte er was Besonderes, dann war er hochdeutsch. Denn vors allgemeine wurde Platt in der Aumühle gesprochen. Un richtig war's so: ‚Der junge Mann, Konrad Wagner, will dich zur Frau — un ich sag' Ja und Amen' sagte Vater.

Un diesmal wurde ich noch heißer, kuckte Konrad an, konnt's aber nich ordentlich, und dann faßte er mich an der Hand.

‚Wolln's mit einander versuchen, was, Jungfer Nettchen?' Ob ich überhaupt etwas geantwortet habe, weiß ich heute noch nicht. So was, das keinen Widerspruch leidet, hat Fritzen sein Vater damals schon gehabt. Un am Abend, als ich'n auf 'n Weg brachte, sagte er: ‚Das wußt ich ja bestimmt, daß heute eine Aumüllersche mich an' Schlagbaum bringen müßte — ganz gewiß. Eine von den vieren.'

‚Un wie kamst du auf mich?' fragte ich. ‚Weil du mir in den Weg liefst und so rot wurdest.'

‚Wenn nun eine von den andern — da gewesen wäre?'

‚So ginge die vielleicht mit mir; wer kann's wissen? Aber, mir bist du recht gekommen, die Reputierlichste, das bist du doch von allen. Das habe ich nun hinterher gesehen!'"

Sie senkt die Blicke und streicht mit der einen Hand über die andere — „ja — so war's, Mile. Nich wie in Büchern mit Liebesgeschichten, wo sie viele Worte machen. Das war dazumal unter unsereinen nich Mode."

„Sie haben ja nun auch Glück mit einander gehabt — viel vorwärts gebracht", fällt die Inspektorin ein, die inzwischen sich den Kuchen hat schmecken lassen. Mile hat das Essen vergessen; sie hörte mit vorgestrecktem Köpfchen zu und sagt jetzt: „Viel freie Wahl war das freilich nicht, Wagners Tante. Aber, dazumal waren es auch andre Zeiten. Was, Fritz, wir — wir machen es schon nicht mehr so. Wir wollen gründlich gefragt sein, oder besser noch, wir wählen ganz alleine."

„Ja, das — ja, das!" erwidert er verlegen.

Mile achtet nicht darauf, sie beißt jetzt mit verdoppeltem Appetit in den Zwiebelkuchen. „Prachtvoll, Mama, der schmeckt anders, als —" Ein Blick der Mutter unterbricht sie. „Frau Holzherr kann in gefüllte Vorratsschubladen fassen, bei solchem Anwesen. Eine Witwe — als mein seliger Mann noch lebte, — er war so gut und ich war glücklich mit ihm, auch ohne sogenannten Reichtum", spricht die Witwe mit Würde. „Ich bin und war ihm so dankbar!"

Und das ist wahr, sie hat es ihm jeden Tag gedankt, daß er sie aus unerquicklicher Gouvernantenabhängigkeit befreite. Seine Launen und Grillen hat sie geduldig ertragen. Nun ist ihre Hauptsorge ihr Kind. Was soll einmal mit dem geschehen? Lernen that Mile ungleich; ihr Kopf ist hell, ihre Finger sind geschickt, und eine unbändige Lebenslust sitzt in ihr. Sie arbeiten für ein Tapisseriegeschäft in Hannover. Ein schmaler Verdienst — aber doch eine kleine Zubuße. Und den Damen des Ortes sagt Frau Ottilie Zehse: „Was soll'n ein paar Frauen mit ihrer vielen Zeit anfangen? Man kann sich doch nicht mehr nützlich machen, wie zu Lebzeiten meines lieben, seligen Mannes!"

„Sie müssen noch ein paar Stück Butterkuchen mitnehmen", behauptet Frau Wagner, „morgen früh zum Kaffee schmeckt er noch gut", und diesmal läuft sie gleich selber, auf den schwachen Widerspruch nicht achtend.

„Ihre Mutter ist so gutherzig und aufmerksam", sagt die Witwe.

„Ja, ja", meint Fritz, der Mile ansieht, die mit einer Gerte, die auf der Bank lag, drei vorüberschnatternde Gänse antreibt.

Frau Wagner bringt ein Packet heraus und legt es in Miles Hände. „Nein, wenn Sie's denn schon wollen, liebe Frau Holzherr, dann trag ich's besser selber. Sie läßt es plötzlich fallen, wenn ihr irgend etwas in den Weg läuft. Der Wildfang!"

„Ach, sie ist ja doch noch so jung!"

„Komm bald wieder, Mile!" sagt der kranke, junge Mensch bittend, und seine großen Augen glänzen.

„Natürlich!"

Ein Weilchen blicken Mutter und Sohn den Gehenden nach. Mile muß selbstverständlich oben auf dem Damm hinhupfen und den Fischen in dem klaren Bache zusehn. Man hört sie lachen. Die rundliche Gestalt der Inspektorin bewegt sich behutsam unten.

„Ja, ja!" sagt Frau Wagner.

„Was, Mutter?"

„Denk so vor mich hin! Ein artig Kind! Bißchen lustig, giebt sich aber mit'n Jahren!"

„Ist das nicht schön, so fröhlich sein können?" fragt Fritz. „Mich freut's immer, sieh, wenn sie so da is —"

Die Frau steht auf und streicht ihm zweimal über den blonden Kopf und streift den Himmel mit dem Blick, just über dem Hausdach drüben, wo die zerflatternden Wolken die Bläue freilassen.

„Ja, min Junge, min Junge, hast recht, hast ganz recht —"

„Fischlein im klaren Bach!" zwitschert Mile Zehse vor sich hin.

„Kind, sing' doch nicht auf der Straße!"

„Ach so — na, wenn's nicht sein soll — Oh je!" und sie bückt sich. „Das ist ein Prachtkerl — du komm mal hierher! Wie heißt du denn? Diana? Blitz? Schnell? — nicht? — willst auch nicht?"

Der braune Hühnerhund mit dem weißen Stirnfleck steht und sieht sie an.

„Mamchen, wem mag der Hund gehören? Vielleicht dem neuen Forstkandidaten?"

„Ist doch völlig gleichgiltig!"

„Mir nicht! Ich kenne alle Hunde in Blumerode."

„Fritz Wagner sieht wohler aus!" sagt die Inspektorin.

„Findest du? Der arme Kerl! Und wie konnte der früher laufen!"

„Das braucht man nicht fürs Leben!"

„Aber — doch seine Gesundheit!"

„Mit zarter Gesundheit kann man auch alt werden. Mit liebevoller Pflege — Vater war auch viel leidend."

„Ich glaube — ich bleib dabei: Nur lustige Kameraden braucht man dazu. Schade um den Fritz!"

„Du läßt ihn das doch nicht fühlen?"

„Wie werd' ich denn! Das wäre ja roh. Aber, ich meine, er fühlt es zuweilen! Er guckt mir oft so traurig nach."

„Laß ihn das nie fühlen! Die Wagners sind prächtige Leute! Mir lieber als die ganze erste Gesellschaft."

„Das stimmt!"

„Und der Besitz! So viel hat er zum Vermögen der Frau erworben, auch glücklich spekuliert. Der könnte Blumerode aufkaufen."

„So! na —" Mile sieht einer aufflatternden Taube nach, „denn kann er ja mal Fürst von Blumerode werden und Fritz sein Thronfolger!"

„Immer Allotria! Fritz — wird eine Partie sein. Den nimmt jede aus dem Honoratiorenstand in Blumerode und sonst woher, kann ich dir sagen. Darauf gehe ich jede Wette ein. Unter den Honoratioren sind ja auch keine Partieen — nicht eine! Die beiden Referendare gehen sicher unverlobt weg, und der junge Arzt und der Apotheker sollen im Stillen schon gebunden sein, wer bleibt denn noch?"

„Kann mir doch wirklich ganz egal sein."

Frau Zehse seufzt. „Mädchen!"

„Ich hab noch Zeit." Sie bleibt plötzlich stehn. „Übrigens, der Fritz nimmt keine von allen, die du im Sinne hast. Da schneiden sie sich, die Mädchen!"

„Woher weißt du das?"

„Weil er sie nicht ausstehen kann!"

Wie ein Seufzer der Erleichterung kommt es von den Lippen der Frau. „Hm! eine Partie, eine rechte Partie, das ist er. Und sein Vater kann's mit allen aufnehmen an Bildung und seine Mutter, eine Seele" —.

„Aber wissen wir doch Altchen. Du findest ja heute kein Ende. Sieh, da kommt der kleine, dicke Männe, Männchen von Pastors. Hier, hier, lauf mal her, Männe!“ Sie kniet nieder und breitet die Arme aus. Und das Kind läuft jauchzend hinein.

* * *

Sonntagsglocken! Sie haben einen etwas blechernen Ton, aber Fritz Wagner liebt sie doch. Er hat sich in Göttingen, wo er auf der Schule war, bei dem vollen Geläut immer nach den dünnern Klängen der Heimatsglocken gesehnt. Damit kam ihm allemal das liebe Gesicht der Mutter, ihr sanftes Reden, ihre sorgende Hand in den Sinn, und er roch förmlich den Blumenduft aus dem Garten. An Heimweh hat er immer gekrankt. Nicht nach dem Vater, das kann er sich nicht vorlügen. Der ist ihm so fremd gewesen mit seiner aufrechten Haltung, dem Ausdruck robuster Gesundheit, dem leichten Spott, der ihm so oft wehe that. Auch jetzt, wo sie seit seiner schweren Krankheit nun lange zusammen gelebt haben, sind sie einander fremd geblieben. So verschieden — ja, das ist's. Nicht böser Wille von ihnen beiden. Wie sollte der zwischen Vater und Kind sein. Nur verschieden. Fritz sitzt wieder im Sonnenschein auf der Bank; ehe die Mutter, feierlich in ihrem schwarzseidenen Kleide, in die Kirche ging, hat sie ihn sorglich verpackt. Ein Stoß illustrierter Familienzeitungen liegt neben ihm, sie hat sie auch herausgeschleppt.

„Mußt mich nicht so verwöhnen!“

„Lat man, Jung! Was kann ich denn sonst viel für dich thun? Bist doch schon so viel klüger als ich.“

In ihrem Gesangbuch steckt ein winziger Strauß von Schneeglöckchen, die er ihr gepflückt hat. Wie sie an ihn denken wird in der Kirche, wie sie ihr volles Herz bittend ausschütten wird vor dem lieben Herrgott — das weiß er ja.

Mile sitzt ihr natürlich gegenüber auf der jenseitigen Empore.

Wenn die den Kirchenstuhl aufschließt und hereinhuscht, das ist — na ja, er meint, der Schlüssel kreischt schon anders in ihren kleinen, tändelnden Fingern. Mit geneigtem Köpfchen betet sie, aber dann wuppt das schnell in die Höhe und sie mustert die Gemeinde oben und unten und weiß hinterher ganz genau, was für Kleider die Damen anhatten und ob der alte Kantor vorsang oder der neue Rektor, und wenn sie auch nach dem Gesange den alten Herrn Superintendenten sehr standhaft auf der Kanzel ansieht, ob nicht die Gedanken hinter der weißen Stirn abwippen vom Thema? — ja, die kleine Bachstelze —

„Nu kuck einer den Jungen, der is ja nu wohl ganz verträumt!“

Sein Vater sagt es und steht vor ihm mit dem Bürgermeister und dem Sanitätsrat Borck.

„Diese ganze Romanwirtschaft in den gelben Büchern da neben sich und träumt am frühen Morgen!“

Konrad Wagner ist sehr groß, breitschultrig, sein bartloses Gesicht ist scharf geschnitten. Kluge, graue Augen sehen unter buschigen Brauen hervor, das Haar ist leicht ergraut; die Lippen, etwas breit und wulstig, passen nicht recht zu Stirn und Nase, der Nacken ist wuchtig; die Stimme klingt tief.

Der Sanitätsrat ist ein schlanker, eleganter Mann. Er ist gekleidet, als käme er eben aus einer Großstadt. Zwischen den Fingern hält er einen Stock mit goldenem Griff, den er zu halber Schulterhöhe emporgehoben hat, Sitte vergangener Jahrzehnte. Sein Kopf hat etwas Goethesches; um den Mund liegt ein leichter, sarkastischer Zug.

Der kleine Major a. D., der zwischen den beiden steht, kommt schlecht weg mit seiner untersetzten, behäbigen Figur beim Vergleich. Er hat braune, unruhige, lebenslustige Augen, einen riesigen, wohlgepflegten Schnurrbart, und die vollste Gutmütigkeit läßt sich aus seinen Zügen lesen.

„Guten Morgen, Herr Sanitätsrat! Guten Morgen, Herr Major! Vater, ja, wir haben uns auch noch nicht gesehn!“ sagt Fritz, einen Anflug von Röte in seinem mädchenhaften Gesicht.

„Daß so'n junger Mensch das nur aussprechen mag. War noch in'n Federn, als ich 'raus ging. Was, ein schöner Morgenspaziergang auf die Eleonorenhöhe, Herr Major?“

„Ja! ja, Freund und Gönner! Aber, 'rumgeſchleppt haben Sie mich tüchtig.“

Der Sanitätsrat lächelt. „Warum ſind Sie auch Verſchönerungsvereinler und woll'n abſolut 'nen Kurort aus Blumerode machen? Sie wiſſen, ich bin nicht dafür. Was ſoll'n wir mit Fremden in unſerm Ort? Laſſen Sie uns die doch vom Leibe!“

„Aber hör'n Sie, hör'n Sie, mein teurer Herr, man will doch, daß dem Orte aufgeholfen wird. Das iſt der einzige Weg. Darin ſtimmt mir mein lieber Holzherr Wagner bei.“

„Sollte auch geſcheiter ſein, der Konrad Wagner,“ brummt der Arzt. „Haben wir uns hier nich' immer gut befunden, he?“

„Nur, aber . . . .“

„Bleiben Sie mir alle beide mit ihren Volksbeglückungsideen vom Leibe. Was kommt dabei raus? Die Leute ſpekulieren auf leichten Sommerverdienſt und arbeiten noch weniger als bisher. Das faule Geſindel, na —“ Dann ſetzt er ſich neben den jungen Menſchen.

„Siehſt zwar aus, als haſt du's nich' nötig, daß man fragt, mein Junge. Aber ſag' mal, wie is es denn ſo im allgemeinen? Appetit? Lebensluſt? Das iſt die Hauptſache. Na, wird ſich machen! Wird ſich machen!“

„Lebensluſt,“ kräht der kleine Major, „da haben Sie ein rechtes Wort geſagt. Freude an allem muß man haben, ſeh'n Sie! An der lieben Frühlingsſonne, die nun wieder zu ſcheinen beginnt, an den Veilchen, dem Vogelgezwitſcher, den ſpielenden Kindern und den lieben, hübſchen, kleinen Mädchen, die da durch die liebe Welt laufen —“

„Hm! ja!“ wirft der Sanitätsrat trocken ein, „man ſagt ja hier bereits ſchon, daß Sie die haben.“

„Im allgemeinen, ganz im allgemeinen,“ beeilt ſich Herr von Müller zu ſagen. „Und Dankbarkeit muß man dazu empfinden auf dieſer lieben Gotteswelt. Seh'n Sie, ich bin eine beſcheidene Natur, ich freue mich im Winter, daß ich warm unter Dach und Fach bin, daß ich meinen wohlſchmeckenden Kaffee trinken kann, ohne Sorgen, daß ich jetzt hier bin und zu thun habe.“

„Den Beigeſchmack wird Ihnen die liebe, nie zufriedene Gemeinde ſchon dazu ſtiften. Was, Holzherr? Warten Sie's man ab. Aber nun red' du mal, Fritz, mein Sohn!“

„Der!“ Wagner verzieht die dicken Lippen. „Das iſt ne Jugend! In Decken und Kiſſen, ſtatt über alle Zäune. Un wie 'ne zimperliche Jungfer, ſtatt hinter allen Mädchen herzulaufen, wie's den Jahren zukommt. Herr, du meine Güte, wie war da unſereiner. ‚Zwiſchen Weizen und Korn, zwiſchen Hecken und Dorn — zwiſchen Bäumen und Gras' —

„Na ja, na ja!“ begütigt der Sanitätsrat, „Ihre Stiernatur hat der Fritz nun freilich nicht mitbekommen, aber doch 'ne ganze Menge guter Eigenſchaften. Das laſſen Sie mir nur, das — Fritz, wir ſpringen auch noch über Hecken und Zäune, wenn du wieder geſund biſt.“

„Wenn, wenn! Man hat nur den Einzigen und wollte was daraus machen und ließ ſich auch gut an. Dann plötzlich: wird nicht ſtudieren können! ſagen die Herrn Ärzte; wird nicht ſtudieren können. Und hab's doch gut mit ihm vorgehabt. Was ſoll denn nu daraus werden? Ein Bäcker, wie ſein Vater? Der wird den Mehlſtaub und die Backofenhitze auch nicht vertragen können, was dann alſo, was dann?“

Fritz ſchiebt an ſeinen Decken; er ſcheint mit dem Entſchluß zu kämpfen, den Platz unter der Linde zu verlaſſen und doch den Mut nicht zu finden.

Der Sanitätsrat faßt ihn unter dem Arm.

„Na, Wagner, mit dem Bäcker, da ſpielen Sie ſich nur nicht groß auf. Von Haus aus waren Sie das wohl, aber gewandert ſind Sie nich; und dann, als Sie in Hannover in 'ne Feinbäckerei reingeguckt haben, werden Sie ſich auch nicht zu weh gethan haben. Wer'n Bäcker is wie Sie mit den drei Heiligen: Goethe, Heine und Béranger, der, na, aus echtem Teig is der auch nich gebacken.“

Konrad Wagner lacht von Herzen; halb hat ſich ſeine Eitelkeit bei der Strafpredigt geſchmeichelt gefühlt.

„Freilich, gut geſagt, nur ſollt eine Krähe — Na, Sie wiſſen ſchon, Herr Sanitätsrat! Ich bin auch 'n bißchen aus dem Häuschen. Geſtern abend iſt Frau von Lieven noch bei meiner Frau geweſen und hat ihr die Ohren voll geſchwatzt. Den Jungen hätten

wir nach der — Na, Fritz, deine Mutter hatte es natürlich nich behalten, was hat der Irrwisch für eine südliche Gegend genannt?"

„Die Riviera, Vater!"

„Also dahin hätten wir ihn schicken sollen, statt ihn den harten Winter am Harz durchmachen zu lassen. Das Weib liegt ja immer auf der Eisenbahn. Na, Sie kennen meine Frau; ihr einziger Junge! Meiner is er doch am Ende auch. Un was für Hoffnungen habe ich darauf gesetzt!"

„Hm! Mit der Riviera, lieber Wagner, da hätte sich unser Fritz höchst unglücklich gefühlt: aus allen Lebensgewohnheiten gerissen. Und die Frau hätten Sie doch wohl nicht mitgeschickt?"

„Bei Leibe nich! Ich will meine behagliche Häuslichkeit nicht gestört haben! Kein Gedanke!" braust der Alte auf.

„Deshalb hab ich das auch weit von mir gewiesen, Ihnen den Vorschlag zu machen. Fritz ist jung; er wird sich schon durchbeißen."

Der Arzt legt Fritz die Hand auf die Schulter.

„Wenn er der Stärkste nicht wird —"

„Ja, freilich! Das wird er nicht. Und — was soll ich denn aus ihm machen, frag ich Sie?"

Jetzt steht Fritz auf; er wirft mit einer energischen Bewegung die Decken ab und geht dem Hause zu, und diesmal macht Borck keinen Versuch, ihn zurückzuhalten.

„Ich meine, das ist gegeben, Wagner", sagt er ernst. „Sie haben das schöne Anwesen; kaufen Sie dazu. Sie können 'ne kleine Grafschaft stiften. Fürs Bewirtschaften wird seine Kraft reichen, notabene mit richtiger Hilfe. Und dann ne nette Frau dazu, lieber Holzherr, das liegt ja alles so nah."

„Ne reiche, meinen Sie, Herr Sanitätsrat?"

„Ein passende zuerst."

„Na ja! Vermögen paßt allerwegen hin. Du, Fritz — ach so, der Mensch hat sich davon gemacht."

„Meinen Sie, es kann ihm angenehm sein —"

„Ach, Unsinn! Krank is er doch nu mal. Und das hat er nich von mir!"

Borcks Augen blicken ihn scharf an.

„Von Ihrer Frau gewiß nicht. Ich habe mich sorgsam erkundigt; auf Generationen hinaus ist die Lungenkrankheit nicht in ihrer Familie gewesen. Die Alten habe ich selber noch behandelt. Aber Ihre Mutter, Holzherr, die hatte Tuberkeln. Sie starb ja auch früh. Sie brauchen also nicht viel zu fragen. Und daß Sie's mal erfahren, das ist am Ende gut."

Wagner macht mit seinen beiden Händen ein paar zuckende Bewegungen, dann ballt er sie zu Fäusten. Er ist einige Augenblicke wortlos, und man hört das Plätschern des Mühlgrabens, deutlich, lustig und hell. Dann sagt er: „So! Meine Mutter! Ich habe keine Frauensperson auf der Welt so lieb gehabt, wie die. Er heißt ja nach ihr; sie hieß Friederike."

Schweigen. Der Arzt steht auf. Dann kommt wieder die alte, feste Haltung über Konrad Wagner.

„Die Herren trinken nun ein Glas Wein bei mir!"

„Ich nicht!" sagt Borck. „Ich muß noch zur alten Probstei und dann nach meiner Freundin Schindermarie ins Armenhaus. Hat sich halb verbrannt im Dusel! Morgen! Morgen!" Den Knopf des Stockes hebend, geht er.

„Er ist böse," meint der Major.

„Na ja, wenn man den einen Jungen hat und kriegt lauter Querstriche in seine Pläne, da soll man's noch nich mal sagen. Vor ihm zittert seine Familie und ich soll — Kommen Sie, Herr Major und Bürgermeister!"

„Wenn Sie's so wollen, — ich bin nämlich nach dem Spaziergang hungrig und durstig."

„Dafür woll'n wir aufkommen."

„Und ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, lieber Freund und Gönner — eine Geschichte! 'ne saftige! Is mir da bei Nizza eingefallen." Er streicht seinen Schnurrbart. „Sie werden lachen, Holzherr, ich sage Ihnen —" und er lacht auch schon in der Vorfreude hell und krähend.

Fritz Wagner sieht die beiden kommen und verläßt das Wohnzimmer.

Von der Schwelle der Hausthür her ruft der Holzherr mit schallender Stimme seine Befehle nach der Küche hinüber. „Anfahren: Schinken, Wurst, den famosen Harzkäse —"

Eine dralle, blonde Magd in Sonntagskleidung kommt auf die mit Sand überstreute, weißschwarzfliesige Diele.

„Dann müßte ich um den Speisekammerschlüssel bitten, Herr Holzherr!"

„Allemal! Man rausgeholt!"

Etwas befangen, scheu nach dem fremden Herrn hinüberblinzelnd, kommt Tine angetrippelt und nimmt einen Schlüssel vom Haken hinter der Thür.

„Meine Frau is natürlich fromm. Sie macht's für uns beide ab. Mit dem Herrn Superintendenten schwatz' ich gern eins unter der Linde, aber was er da drüben sagt —"

„Ein umgänglicher, freundlicher Herr," lobt der Bürgermeister.

„Freilich, aber sehn Sie, wenn er auf seiner Kanzel das Reich alleine hat, da kann ich doch nich' widersprechen. Un' unsre Ansichten decken sich nich immer. Ja, in den Keller, und uns zu 'ner guten Flasche Rotspohn helfen muß ich nu selber. Setzen Sie einstweilen 'nen kleinen Nordhäuser auf unsern Morgenspaziergang; in die heiligen Hallen da unten laß ich kein Frauenzimmer. Ne, ne!"

Er läßt den Gast voran und holt von dem Schrank eine Flasche, die er mitten auf den mit gehäkelter Decke belegten Tisch vor dem Sofa stellt. „Da is auch 'n Glas —" Er schenkt zwei Schnapsgläser voll. „Prost! Prost!" heißt es gegenseitig.

Freundlich scheint die Sonne in den einfachen, behaglichen Raum. Alte Schränke, die Urgroßväterzeit gesehen, stehen hier und auf der Diele. Man treibt keine Antiquitätenliebhaberei in Blumerode, Konrad Wagner hat aber seine eigene von andern unverstandene Freude an dem verdunkelten Eichenholz mit der Schnitzerei aus der biblischen Geschichte, an den eingelegten Sternen und dem leuchtenden Farbenspiel der Eschenwurzelstühle, die wie Kutschen sind, mit Leder bezogen, ebenso das Sofa; weitbäuchige Rokokokomoden mit gelben Griffen, ein paar Ridinger an den Wänden, Goethe's Kopf und Goethe in der Campagna nach Tischbein, ein Bücherschrank neuer Art. An dem einen Fenster ist ein Nähtisch, vor dem andern ein Stehpult.

Der Major sieht zu, wie das Mädchen den Tisch deckt, immer mit niedergeschlagenen Augen und erhöhter Röte auf den Backen; die prallen, wohlgeformten, bloßen Arme sind auch rot geworden.

Auf den Fensterbänken stehen Myrtenbäumchen, eine blühende Calla und Geranien, alle wohlgepflegt.

Konrad Wagner kommt zurück, zwei Flaschen im Arm.

„Für den ersten Durst!" sagt er.

„Ah!" macht der Gast, die Marke lesend. „Alle Achtung!"

„Ja, darauf halt ich. Was hat man denn viel in solchem Nest? Ein guter Trunk! Mit dem beizenden Tobak hab' ich nichts im Sinn, — hm!"

Der kleine Major ist ganz aufgeregt, froh, daß er dem umschriebenen Goethegedanken gegenüber Verständnis beweisen kann. Nicht oft geht's ihm so.

„Hähä! Aber auch die Magd im Putz — ganz allerliebst."

„Ih, was Sie sagen. Die ist erst vierzehn Tage da. Meine Frau hält sonst nicht viel von gut aussehenden Frauenzimmern im Hause — na ja —" es ist ein Schmunzeln um seine Mundwinkel.

Sie setzen sich. Tine kommt wieder, um den Käse zu bringen. Es ist alles gut geordnet, zierlich auf dem Tische.

„So is recht," sagt der Holzherr lobend.

„Wie heißt du doch auch, mein Kind?"

„Tine!"

„Is gut, Tine! Werde es meiner Frau sagen, daß du anstellig bist." Er zieht an dem Schürzenband, als sie vorüber huschen will.

„Ne, mal dageblieben und Kopf hoch. So! das ist doch'n Gesicht, das sich sehn lassen kann. Woher sind wir denn? he?"

„Loneburg!" sagt das verlegene Mädchen.

„Un' da?"

„Ich bin doch dem Waldarbeiter Feist sein Kind. Bei uns sind neune und Mutter is tot. Un' Vater schon vor drei Jahren, und was mein Vormund is, der hat die Frau Holzherrn so gebeten, wenn ich was lernen sollte, so könnt' ich's bloß hier, meint er. Erst wollte sie nich —"

„Wollte nich —" Wagner nickt. „Na, das wird ihr gut gethan haben, die Anerkennung, schwatzen kannst du ja ganz ornd'tlich,

immer bloß aufgezogen werden muß's Uhrwerk."

„Ja, ja, ja, die Frauenzimmer!" ruft Herr von Müller lustig und zwinkert mit den Augen.

Die Schürze liegt am Boden. Tine rafft sie auf.

„Hersagen habe ich immer gekonnt, ich bin beim Lehrer die Erste gewesen un' auch im Konfirmandenunterricht."

„Hat dir denn auch schon wer gesagt, daß du niedlich bist?"

„Ach ne, nee —" stammelt sie.

„Du — nich' lügen, Tine!"

„Wahrhaftigen Gott!"

„Na denn, der Herr Bürgermeister, der hat es entdeckt. Vor dem nimm dich man zusammen!"

„Ih, ih, ih!" kräht der. Das Mädchen huscht hinaus; Wagner lacht, der Kleine droht ihm mit dem Finger.

„Sie Schwerenöter, Sie Schwerenöter. Aber, das is hier gemütlich, ne, wirklich! Ja" — ein Seufzer, — „so'ne Häuslichkeit ist am Ende das Wahre!"

„Ja, wenn man es bequem haben will," sagt Wagner und legt den mächtigen Kopf gegen die Stuhllehne, „denn muß man sich bei Zeiten einrichten."

Die kleinen Augen sehn ihn ein wenig verstört an.

„Sollte es denn — — meinen Sie denn, schon ein bißchen spät für mich sein? Ich denke jetzt nämlich seit einiger Zeit — ernstlich — —"

„Hm! ja! Das nicht. Aber wenn man sich eine Frau eingewöhnen will, sehn Sie, das ist wie mit den jungen Zugtieren. Zur rechten Zeit muß sie 'ran, daß sie noch unter keiner andern Hand hat störrig werden können. Wenn Sie heute, die Jüngste werden Sie schon aus Furcht, daß sie über die Stränge schlägt, nicht nehmen — eine ein bißchen Angejahrte kriegen, die will sich nich' viel sagen lassen. Und da is die Gefahr, daß Sie unter den Pantoffel kommen, Sie wissen nicht wie."

Herr von Müller drückt die Augen zusammen.

„Gewiß — ja, mein lieber Holzherr! Gewiß! Aber, wer mag sich denn so früh binden? Ich komme mir mit meinen neunundvierzig wahrhaftig noch jung vor. In der Ehe sehen Sie, da muß man so seinen gemeinsamen Weg gehn. Und ich leugne gar nicht, ich habe bisher Freude an allen Blumen gehabt. An Treibhausblüten und Wald- und Wiesenblümchen — ja sehn Sie!" Und er streicht wohlgefällig sein gefärbtes Bärtchen.

„So! ja! nu!" Wagner schließt die Lippen und öffnet sie wieder.

„Eine junge Frau zieht man sich auch, wenn man selber jung und lebenslustig ist, am besten."

„So — hahaha! ja, Sie, lieber Holzherr, Sie! Man hat ja auch'n Glöckchen schon läuten hören, seit man hier ist. Sie haben sich in jeder Beziehung Ihr Leben zurecht gemacht. Wissen Sie, der Sanitätsrat auch — der auch. Und ich habe das so gar nicht gewußt, wie man doch auf'm Lande — — Ne, lauter Salomos hier — lauter Salomos!"

„Meinen Sie?" Der Hausherr sieht Tine nach, wie sie rasch die vergessene Pfefferdose noch auf den Tisch stellt.

„Nun langen Sie zu! Alles selbst geschlachtete Ware."

„Behaglich! Appetitlich! Behaglich!" lobt der Major.

„Drüben hat meine Frau ihr Allerheiligstes, ihre Staatsstube, zum Kaffeeklatsch natürlich. Mahagoni und Plüschmöbel. Vor zehn Jahren, da bestand sie darauf. Man thut ja auch mal was zu Gefallen."

Er gießt die Gläser voll, sie stoßen an, der Major schlürft langsam, mit Kennermiene.

„Un' nu meine Geschichte, lieber Holzherr, nu passen Sie auf!" (Fortsetzung folgt.)

Hausindustrielle Frauenarbeit.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

II.

Im vorigen Aufsatz habe ich einiges aus den Berichten der österreichischen k. k. Gewerbeinspektoren über die Heimarbeit in Böhmen herausgehoben, um an der Hand dieser amtlichen Darstellung ein Bild der hausindustriellen Frauenarbeit zu geben. Für Deutschland haben wir solche amtliche Erhebungen über die Lage der Heimarbeiter nicht. Sie sind aber auch kaum noch nötig, denn die wissenschaftlichen Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Hausindustrie in Deutschland und Österreich schildern uns zuverlässig und gründlich diese Zustände in unserm Vaterland. Nicht mehr zeitraubende Erhebungen, sondern durchgreifende Reform erhoffen wir hier von der Regierung.

Um wie viele Frauen und Mädchen es sich dabei handelt, ist nicht genau anzugeben. „Denn Heimarbeit ist die Arbeitsform auch für alle diejenigen Arbeitskräfte, die von der Statistik überhaupt nicht erfaßt sind.“ Dr. Alfred Weber, dessen Worte ich soeben anführte, in Deutschland wohl der gründlichste Kenner der Hausindustrie, hat daher die Statistik, die uns hier im Stich läßt, durch Berechnungen zu ergänzen gesucht. Nach der Statistik arbeiten rund 200 000 Frauen und rund 250 000 Männer in der Hausindustrie; aber mag schon die Zahl der Männer thatsächlich etwas größer sein, weil mancher Heimarbeiter sich schämt zu bekennen, daß er in die Stellung des Hausindustriellen herabgedrückt ist, so sind die Heimarbeiterinnen, die der Statistik entgehen, noch viel zahlreicher. Die Erwerbsarbeit der Ehefrauen bleibt der Statistik überhaupt oft unsichtbar. Selbst in der Hausweberei, wo die Frau oft ebenso viel arbeitet wie der Mann, entgeht sie leicht dem Auge der Statistik. Und gar all die verschämten Heimarbeiterinnen, Frauen, Witwen und Töchter des Bürgerstandes, deren es in der Berliner Konfektion allein 15—20 000 giebt, erscheinen natürlich nur als „Angehörige“ oder „Berufslose“ in der Statistik. Man kann daher, sehr gering rechnend, gegen 60 000 heimliche Heimarbeiterinnen aus dem Bürgerstand in der Konfektion und gegen 100 000 solche in der Hausindustrie überhaupt annehmen; und man wird nicht zu hoch greifen, wenn man die Zahl der Arbeiterfrauen, die als Heimarbeiterinnen der Statistik entgangen sind, auf 50—100 000 schätzt. Dem entsprechen auch ungefähr die Berechnungen von Dr. Weber, nach denen der Umfang der hausindustriellen Frauenarbeit in Deutschland fast doppelt so groß ist als ihn die Statistik angiebt:

Frauen in der Bekleidungshausindustrie	226 000
„ „ „ Textilhausindustrie	100 000
„ „ „ übrigen Hausindustrie	43 000
„ „ „ Hausindustrie überhaupt	369 000

Da die Heimarbeiterinnen, die der Statistik entgehen, zum größten Teil verheiratete Frauen sind, so müssen wir zu den amtlich nachgewiesenen 36 000 Ehefrauen und 34 000 Witwen und geschiedenen Frauen in der Hausindustrie mindestens noch einmal so viele hinzunehmen, so daß ungefähr 150 000, also $^2/_5$ aller hausindustriellen Arbeiterinnen, verheiratet, verwitwet oder geschieden sind. Die Zahl der Kinder dieser Frauen dürfen wir nun allerdings zu hoch nicht schätzen; aber wenn nach R. Martins Erhebungen die verheirateten Fabrikarbeiterinnen, die *trotz* der Kinder in die Fabrik gehen, durchschnittlich jede *ein* Kind haben, so können wir — übereinstimmend mit den Angaben von Gertrud Dyhrenfurth und Hans Grandke — auf jede von diesen Heimarbeiterinnen, die *wegen* der Kinder zu Hause arbeiten, im Durchschnit *zwei* Kinder rechnen. Soweit diese 300 000 Kinder noch klein oder im schulpflichtigen Alter sind, bedürfen sie der Mutter. Die Zahl der Frauen, die durch die Kinder ans Haus gefesselt sind, ist also nicht gering; sie ist ungefähr so groß, als die Zahl der Mütter, die in die Fabrik gehen und bei denen daher die Kinder der Mutter beraubt sind.

Die Gefahr, daß das sweating-system auch bei uns sich noch weiter in den Volkskörper hineinfrißt, ist nicht ausgeschlossen. Schon jetzt ist es im weitesten Maße vorhanden. Vor allem die Großstadt mit ihrer anwachsenden Überzahl von Frauen und mit ihren beständig steigenden Mieten ist der Nährboden dafür. *Die hohen Mietspreise* zwingen Frauen und Töchter zum Miterwerben, sie erschweren dem Unternehmer größere Werkstätten und machen ihm dadurch die mietesparende Heimarbeit wertvoll, sie drängen die Heimarbeiter in die engsten Löcher zusammen, in denen sie arbeiten, leben, schlafen, kochen und — atmen müssen. Ohne es zu wollen, hat auch der Staat durch die Fabrikgesetze und die Arbeiterversicherung die Hausindustrie begünstigt: denn von diesen Lasten ist der Unternehmer in der Hausindustrie fast gänzlich frei — Freiheit ist hier sein goldenes Los, Freiheit von jeder Schranke und jeder Pflicht. Das Unternehmerrisiko liegt hier fast ganz auf dem Arbeiter: sobald die günstige Geschäftszeit vorüber ist, wird er entlassen, eine Fabrik, derentwegen der Unternehmer weiter arbeiten ließe, ist ja nicht vorhanden.

Ein Produkt der Großstadtentwicklung ist vor allem die größte Frauenhausindustrie, die *Konfektion*. In Berlin allein beschäftigt sie 44000 Werkstattarbeiterinnen — in Zwischenmeisterwerkstätten — und 25 000 Heimarbeiterinnen. Der Grossist, sagt Grandke, verdient am Stück etwa 17 Prozent, der Detailliſt mindestens 25 Prozent, bei besonders eleganten Stücken bis zu 50 Prozent. Die Reklamestücke, die ohne Profit verschleudert werden, spielen dem gegenüber keine Rolle. Die Händler sind hier die Herren. Sich der launischen Mode anschmiegend, hat ihre Spekulation die Arbeitssaison in der Damenkonfektion auf 6 Monate zusammengedrängt. Drei bis vier Monate giebt die Arbeit nur noch unzureichenden Verdienst, zwei bis drei Monate sind die Arbeiterinnen ganz ohne Arbeit. Die kurze, zusammengepreßte Arbeitssaison bewirkt natürlich eine um so längere tägliche Arbeitszeit. Nach den Erhebungen der Reichskommission für Arbeiterstatistik und nach den Untersuchungen von Grandke ist der *Durchschnittsjahresverdienst* der Konfektionsarbeiterinnen 3—400 Mark, der Werkstattarbeiterinnen näher an 400, der Heimarbeiterinnen näher an 300 Mark.

Der Grund für diese Niedrigkeit der Löhne liegt zunächst in dem Überangebot von ungelernten weiblichen Arbeitskräften, und dann in der Unterbietung durch die Haustöchter und Ehefrauen, der Arbeiterschaft sowohl wie des Bürgerstandes; diese

suchen nur einen Nebenerwerb und sind daher auch mit weniger Lohn zufrieden. Und da der großstädtische Arbeiter durchschnittlich 900 Mark Jahreslohn erhält, aber etwa 1200 Mark zur Ernährung der Familie braucht, so sind es 3—400 Mark, die die Frau dazu verdienen muß; bis auf 3—400 Mark sind daher die Löhne heruntergegangen, die alleinstehenden aber können unmöglich davon leben.

Teils um diese „Lohndrückerinnen", die heimarbeitenden Ehefrauen, los zu werden und die Organisation zu ermöglichen, teils wegen der Scheußlichkeit der „Schwitzbuden", in denen jetzt gearbeitet wird, verlangten die Arbeiter 1896 die Errichtung von Betriebswerkstätten. Diese Forderung, derentwegen sie den Streik begannen, trat aber dann ganz in den Hintergrund, die Lohnfrage wurde die Hauptsache. Die Konfektionäre gingen anfangs scheinbar auf die Verhandlungen ein, dann aber wurden sie wortbrüchig und kehrten sich nicht an den Schiedsspruch des Gewerbegerichts, das einen brauchbaren Stücklohntarif ausgearbeitet hatte. Die allgemeine Lohnerhöhung um 12½ Prozent, die das Gewerbegericht festsetzte, wurde schon dadurch umgangen, daß die Geschäfte alle Lohnbücher einzogen und nur noch Lohnzettel ausgaben: so machten sie die Kontrolle darüber, ob die Löhne wirklich erhöht wurden, von vornherein unmöglich. Zuletzt wurden sie „ungeschminkt wortbrüchig" und erklärten den Mindestlohntarif des Gewerbegerichts, dessen Schiedsspruch sie sich unterworfen hatten, für nicht bindend. (H. Grandke, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 85, Seite 350).

Auch die andere Forderung der Arbeiterschaft, die Errichtung von Betriebswerkstätten, würde für die Mehrzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen ein großer Segen sein. Die Arbeitssaison würde durch die Betriebswerkstätten gleichmäßiger über das ganze Jahr ausgedehnt werden; unter Gewerbeaufsicht, in geregelter Arbeitszeit, in gesunden, luftigen Räumen und mit motorischer Kraft würde die Arbeit geschehen, die jetzt die Nächte durch in „Werkstätten" und „Wohnräumen" gethan wird, die den Waren eine solche Luft mitteilen, daß beim Öffnen der von den Heimarbeitern abgelieferten Bündel unerträgliche Dünste aufsteigen. Eine solche „Werkstätte", möchte ich als Beispiel anführen. Da „schläft die ganze Familie, die Frau, der lungenkranke Mann und drei Kinder, in der als Arbeitsraum benutzten Küche, weil das Zimmer an Schlafgänger abvermietet ist."

Auch die große Gefahr der Übertragung von ansteckenden Krankheiten auf die Käufer der Kleider würde durch Betriebswerkstätten sehr verringert werden. Aber am Wohnungselend würden sie wenig ändern. Nur durch städtische Boden- und Baupolitik im Sinne der Bodenreform und durch höhere Löhne, die es den Arbeitern möglich machen, eine menschenwürdige Wohnung zu bezahlen, kann das gebessert werden. Überhaupt tritt immer der Lohn wieder an die erste Stelle. Denn die Mütter mit Kindern, die ja einen großen Teil der hausindustriellen Arbeiterinnen ausmachen, wollen selbstverständlich von Betriebswerkstätten nichts wissen.

Betrachten wir noch die Löhne dieser Heimarbeiterinnen in der Schürzen- und Unterrock-, Blusen- und Tricotkonfektion nach der Darstellung von Gertrud Dyhrenfurth. Hier macht der Fabrikant einen Zuschlag von 33—50 Prozent, der Bazar oder der Kleinhändler nimmt für sich noch 20—50 Prozent, sodaß eine Schürze, die der Käufer mit 3 Mark bezahlt, in der Herstellung 1,50 Mark kostet. Und die Löhne? Bei den billigsten Unterröcken, den sogenannten Bauernröcken, wird für das Nähen von einem Dutzend 45 Pfg. bezahlt; mit Nachtarbeit kann die Arbeiterin 8—10 Dutzend an

einem Tage nähen, ihr Verdienst ist dann für diesen Tag 2,40 Mark; allerdings muß sie ununterbrochen an der Maschine steppen, was die bekannten Stepperinnenkrankheiten, Unterleibs- und Frauenleiden u. s. w. zur Folge hat, die die Stepperin nach wenigen Jahren erwerbsunfähig machen. Dennoch ist's bei diesen billigsten Unterröcken günstiger als bei dem kostbarsten, kunstvoll gearbeiteten seidenen Unterrock: die Arbeiterin bekommt für das Nähen eines solchen 4 Mark, für Auslagen gehen 70 Pfg. ab, sie arbeitet daran anderthalb Tage, verdient also am Tag nur 2,20 Mark. Der Grossist verkauft diesen Unterrock für 60 Mark, der Arbeitslohn ist 4 Mark, also $^1/_{15}$ des Preises; würde die Verdoppelung des Arbeitslohnes und somit die Erhöhung des Preises von 60 auf 64 Mark viel ausmachen bei der Kundschaft, die solche seidene Unterröcke kauft? Oder würde es die Industrie zerstören, wenn der Fabrikant statt 33—50 Prozent und der Kleinhändler statt 20—50 Prozent etwas weniger in die Tasche stecken könnte?

Bei den billigsten Sachen ist der Arbeitslohn nur $^1/_{60}$ des Preises. Wenn für das Nähen von einem Dutzend Röcken statt 30 Pfg. ein Arbeitslohn von 50 Pfg. gezahlt würde, so daß die Frau statt 15 nur noch 9 Stunden täglich zu steppen brauchte, so würde die Käuferin des Unterrocks nur $1^3/_4$ Pfg. mehr zu bezahlen haben.

Selbstverständlich handelt sich's bei diesen Löhnen nur um Saisonverdienste. Der jährliche Durchschnittswochenverdienst ist in dieser blühenden Industrie 7—9, auch 3—5 Mark. Witwen mit Kindern, die der Kinder wegen zu Hause arbeiten, richten sich dabei zu Grunde, denn für sich und die Kinder genug zu verdienen, den Haushalt und die Kinder zu besorgen, das übersteigt bei solchen Löhnen jede menschliche Kraft. Und die Kinder, um derentwillen die Mütter bei dieser Arbeit bleiben, werden mit zu Grunde gerichtet: denn die Mutter, fieberhaft arbeitend, behält für ihre Pflege und Erziehung keinen freien Augenblick. Verwahrlosung und Schmutz ist trotz aller Aufopferung der Erfolg — Verwahrlosung und moralischer Schmutz ist der Erfolg auch bei den übrigen Alleinstehenden: die Prostitution wird zur wirtschaftlichen Notwendigkeit, bei den meisten in kühler Berechnung oder in Leichtsinn und Genußsucht, bei manchen in Verzweiflung. Die Kommission für Arbeiterstatistik hat den optimistischen Ausspruch gethan, daß sich besondere sittliche Mißstände in der Konfektion nicht gezeigt hätten; dazu bemerkt Gertrud Dyhrenfurth, völlig übereinstimmend mit den Schilderungen von Grandke, daß dieser Ausspruch nur dann zutreffe, wenn „der Nachdruck auf dem Wort ‚besondere' liegen soll und man überzeugt ist, daß auch anderwärts ein Zusammenhang zwischen dem Kaufpreis der Arbeit und der Käuflichkeit der Arbeiterin besteht." „Lassen Sie die Mädchen nur auf den Strich gehen, dann schaffen sie billige Mäntel", dieses typische Wort eines Unternehmers ist aus den Reichstagsverhandlungen bekannt. Und damit die Konfektionäre nicht zu viel Lohn zahlen müssen, zahlt auch die Armenverwaltung und die Wohlthätigkeit davon einen Teil.

Den Verhältnissen der Berliner Konfektion ähnlich, wenn nicht noch trauriger, sind die in Breslau und Stettin. Ein viel günstigeres Bild bietet uns die rheinisch-westfälische Konfektion in Bielefeld, Herford u. s. w.; große moderne Fabriken, und an sie angeschlossen eine Heimarbeiterschaft von Frauen, die zu Haus bei ihren Kindern arbeiten und ohne Zwischenmeister unmittelbar mit der Fabrik in Verbindung stehen, Herstellung besserer Sachen und ausreichende Löhne — und das alles aus dem einfachen Grunde, weil dort die Nachfrage der Fabrikanten größer und das Angebot arbeitsuchender Frauen geringer ist. Überall aber, wo Massen von Arbeitern

sich bei einer von Männern betriebenen Industrie sammeln, entsteht das Überangebot weiblicher Arbeitskräfte.

Diese großstädtische Konfektion ist die größte, aber vielleicht noch nicht die schlimmste Hausindustrie. Die zweitgrößte, die Textilhausindustrie, die hunderttausend Frauen beschäftigt, zeigt erfreuliche Ausnahmen in der Handmaschinenstickerei und in denjenigen Arten der Weberei, die durch ihre kunstvollen Muster der vernichtenden Konkurrenz der Maschine entzogen sind. Im übrigen aber ist das Weberelend ja bekannt; es ist noch heute wie in Gerhart Hauptmanns Webern.

Auch die feineren Teile der Textilhausindustrie, Stickerei, Spitzen- und Posamentenverfertigung, selbst die beste Kunststickerei, alle sind sie dem allgemeinen Schicksal der Hausindustrie verfallen: überall sind die Löhne unmenschlich niedrig. So ist es, mit geringen Ausnahmen, auch bei den vielen kleineren Hausindustrien, die man kaum alle aufzählen kann. Lichtpunkte sind die Wirkerei in Apolda und die Kartonageheimarbeit in Lahr, abgesehen von der Ausnutzung der Kinder, die die „Lädlesfrauen" in Lahr treiben. Die Kinderarbeit gehört überhaupt zum scheußlichsten in der Heimarbeit. Bei den Schachtelmacherinnen in Schlesien müssen die Kinder von früh 4 Uhr an mit an die Arbeit, und nach der Schule dann wieder bis zum Abend. Noch ärger ist es bei der Filetnäherei, und gar in der Sonneberger Spielwarenhausindustrie: „Es ist kaum glaublich, daß an manchen Tagen, so an den Freitagen der Saison, vor dem Liefertag, die Kinder die ganze Nacht hindurch arbeiten müssen". „Da betrachten natürlich die Kinder die Unterrichtsstunden als Erholung und bemühen sich, in ihnen den versäumten Schlaf wenigstens teilweise nachzuholen." (Professor Ehrenberg.) Auch bei der Cigarrenhausindustrie ist die Kinderarbeit ein Hauptübel. Im übrigen ist hier die Heimarbeit — abgesehen davon, daß die Unternehmer sie als Mittel gegen die Arbeiterorganisation anwenden — vielfach ein nützlicher Ersatz für die hinsiechende Hausweberei; und mit gewissen gesundheitlichen Beschränkungen wäre sie zur Frauenhausindustrie besonders geeignet.

Auf all die übrigen Heimarbeiterinnen kleinerer Industrieen kann ich nicht mehr näher eingehen. Handschuhmacherei und Fächermacherei, Schuhwarenheimarbeit, Kürschnerei und Mützenmacherei, Perlkranzflechten, Dütenkleben, Kaffeeverlesen, Bernsteinarbeit, Hasenhaarschneiderei, die Industrien der künstlichen Blumen, der Hutfedern u. s. w. u. s. w. — es ist kaum möglich, hier vollständig zu sein.

Das Mittel zur Abhilfe, das von wohlmeinenden Leuten so oft verlangt wird, die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetze auf die Hausindustrie, hat in England und Amerika, wo man es damit versucht hat, völlig versagt. Auch der Paragraph, um den jetzt bei uns gestritten wird, die Einschränkung oder das Verbot des Mitnachhausenehmens von Arbeit nach Beendigung der Werkstattarbeit ist in England in Geltung und bewirkt nichts weiter als systematische Umgehung und allgemeinen Betrug. Das ist ganz natürlich, wenn man hungernden Arbeiterinnen verbietet, so lange zu arbeiten, bis sie sich halbwegs von ihrem Verdienst satt essen können — ohne ihnen zu ermöglichen, in kürzerer Arbeitszeit das Nötige zu verdienen. Auch in den Vereinigten Staaten hat man jetzt zehn Jahre lang mit Beschränkung der Arbeitszeit und hygienischen Vorschriften die traurigsten Mißerfolge erzielt. Allerdings ist man dort vor allem auf die Gesundheit des kaufenden Publikums bedacht; darin würde man vielleicht etwas erreicht haben, wenn diese Gesetzgebung nicht von den einzelnen Staaten ausginge, so daß die verseuchten Waren trotz aller Maßregeln des einen Staats aus dem

Nachbarstaat hereinkommen. Das Wichtigste aber, die Lage der Heimarbeiterschaft, ist unterdessen nur immer schlimmer geworden. Nach Berichten amerikanischer Fabrikinspektoren ist sie noch zehnmal scheußlicher als bei uns.

Ich muß es mir leider versagen, hier auf die lehrreichen Mißerfolge der englischen und amerikanischen Heimarbeitsgesetzgebung näher einzugehn. Sie beweisen aufs neue, was dem gesunden Menschenverstand von vornherein klar ist: daß man Leuten, die in kleinen Werkstätten oder zu Hause arbeiten, nicht gesetzlich die Arbeitszeit vorschreiben kann, weil die Kontrolle einfach unmöglich ist; und daß man kein Recht hat, Leute mit gesundheitlichen Vorschriften zu peinigen, deren Lohn so gering ist, daß sie sie nicht befolgen können.

Für jeden, der sich eine andere Einwirkung des Staats als die auf die Arbeitszeit und die Hygieine des Arbeitsraums nicht vorstellen kann, ist damit der Wunsch gegeben, daß die Heimarbeit und die Hausindustrie in kleinen, unkontrollierbaren Werkstätten überhaupt beseitigt werde. Einschränkung oder Erschwerung und zuletzt das Verbot der Hausindustrie ist daher die Forderung, die nicht nur von der Sozialdemokratie, sondern auch vom Arbeiterschutzkongreß in Zürich und von gründlichen Kennern der Hausindustrie wie Beatrice Webb und Dr. Alfred Weber erhoben worden ist.

Für die große Mehrzahl, Männer, unverheiratete Frauen und arbeitende Kinder, würde allerdings, vor allem in der Stadt, die Beseitigung der Hausindustrie ein reiner Segen sein. Die verheirateten, geschiedenen, eheverlassenen oder verwitweten Frauen haben aber zum größten Teil wegen ihrer Kinder, wegen des kranken Mannes, wegen der Wirtschaft und aus andern Gründen den Wunsch, zuhause zu arbeiten. Und gar die Frauen und Mädchen des Mittelstandes würden nichts als Nachteile haben, wenn man sie aus ihrer angenehmen Wohnung in die Betriebswerkstatt zerrte. Von den 230 000 Ehefrauen und Witwen, die in Fabriken arbeiten, würden auch viele lieber zu Haus bei ihren Kindern und bei ihrer Wirtschaft ihr Brot verdienen, sobald die Heimarbeit nicht so schamlos ausgebeutet werden dürfte, als es jetzt geschieht.

Dieselben Ursachen, die den jetzigen Zustand in der Hausindustrie herbeigeführt haben, machen es auch unmöglich, daß die Heimarbeiterschaft sich selbst davon befreit. Sind schon die Männer in der Hausindustrie durch ihre gedrückte Lage und ihre Vereinzelung unfähig, sich kräftig zu organisieren, so kommen bei den Heimarbeiterinnen nun noch Gründe hinzu, die es bei ihnen erst recht unmöglich machen. Abgesehen davon, daß ihre Arbeit meist keine gelernte ist, so daß jede Arbeiterin leicht von unzähligen andern ersetzt werden kann, wächst das Angebot weiblicher Arbeitskräfte vor allem in der Großstadt täglich mehr, und einerseits die Töchter und Frauen, die nur einen Nebenverdienst suchen, andererseits die Mütter, die plötzlich für die Familie sorgen müssen und nun Arbeit suchen um jeden Preis, „Arbeitswillige" der traurigsten Art, machen ein einheitliches Vorgehen unmöglich. Der weibliche Charakter ist überhaupt im allgemeinen mehr von der Familie als von dem Interesse des Berufs und der Allgemeinheit erfüllt. Die Familie, diese Heimat der Frau, macht sie als Arbeiterin unfähig zur Organisation. Gertrud Dyhrenfurth ist in einem Aufsatz, in dem sie über eine englische Untersuchung dieser Frage berichtet, zu demselben Ergebnis gekommen. Am Schluß sagt sie: „Bisher hat man nur in Viktoria die Konsequenz daraus gezogen und in einigen der sweated trades die zwangsweise Organisation eingeführt. Vielleicht, daß wir in Deutschland vermöge unserer ganzen geschichtlichen Vergangen-

heit eher als England und Amerika zu einem staatlichen Eingriff auch auf diesem Gebiete kommen werden und daß, nachdem den organisatorischen Kräften der Arbeiterschaft freies Spiel gelassen wurde, da, wo diese Kräfte nicht vorhanden oder nicht wirksam sein können, eine obligatorische Organisationsform geschaffen wird, in der die Interessen der wirtschaftlich Schwächsten ihre Vertretung finden." Dem stimme ich vollkommen zu.

Der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen für Kleider- und Wäschekonfektion, der im vorigen Herbst von christlich-sozialen Frauen begründet und seitdem auf 500 Mitglieder angewachsen ist, gewährt den Heimarbeiterinnen verschiedene wirtschaftliche Vorteile, auch hat er die Ausdehnung der Krankenversicherung auf die Arbeiter der Berliner Hausindustrie kräftig gefördert, trotz des Entrüstungslärms der Konfektionäre über diese „neue Belastung und Belästigung der Konfektionäre in Berlin" aber erst an die Staatshilfe angelehnt wird diese Organisation ihren ganzen Wert offenbaren. Wenn der Staat auch bei uns mit gerechter, starker Hand in die Lohnfestsetzung eingreift, so wie er es in dem sozialen Musterländchen Viktoria gethan hat, dann wird die Gewerkschaft die Kontrolle übernehmen, ohne die die Ausführung der staatlichen Festsetzungen nicht zu verbürgen ist, und dann wird auf dieser festen Grundlage vielleicht auch eine starke Organisation daraus werden.

„Angesichts der vollkommenen Hilflosigkeit der hausindustriellen Personen zu erwarten, daß diese Leute auf dem Wege der Selbsthilfe ihre Lage bessern, das ist Utopie. Ich bin der Meinung, daß man hier durch irgend welche autoritäre Organe, Staat oder Gemeinde, in Verbindung mit Unternehmern und Arbeitern Mindestlöhne für die in dem betreffenden Bezirke produzierten Waren aufstellen sollte." (Prof. Philippovich.) Ähnliche Gedanken vertritt schon lange Professor Schmoller, und sehr nahe steht dem auch der Vorschlag von Prof. Brentano, die Heimarbeiter zwangsweise zu organisieren.

Die Einrichtung, an die wir bei uns zur Verwirklichung solcher Gedanken anzuknüpfen hätten, scheint mir das Gewerbegericht als Einigungsamt zu sein. Von Jahr zu Jahr hat es sich mehr bewährt und das allgemeine Vertrauen erworben. Mit zwei Befugnissen müßte es für seine neue Aufgabe ausgestattet werden: einmal im allgemeinen mit der Befugnis, beide Parteien, Unternehmer und Arbeiter, zur Verhandlung vor dem Einigungsamt zu zwingen, auch wenn es nur von der einen Seite angerufen wird; und zweitens müßten die Mindeststücklöhne, deren Festsetzung es durch Zureden und nötigenfalls durch Schiedsspruch herbeiführt, gesetzliche Kraft haben. Es müßte mit hohen Strafen belegt werden, geringere als diese Mindeststücklöhne zu zahlen. Die Erhöhung der Heimarbeitslöhne, die dadurch einträte, würde die Unternehmer veranlassen, die Technik zu verbessern, große Werkstätten einzurichten, Maschinenkraft im großen anzuwenden; denn die Kraft der Stepperin, die die Nähmaschine tritt, wäre dann nicht mehr billiger als die Dampfkraft. So würden durch die höheren Löhne ganz von selbst zum großen Teil Betriebswerkstätten und Fabriken an die Stelle der Hausindustrie treten; und man sollte das, nach Dr. Webers Vorschlag, in der Großstadt durch die Anlagen von Vorortbahnen und auf dem Lande, namentlich im Gebirge, durch die Anlage von Kleinbahnen unterstützen: dadurch würde in den Vororten der Großstädte und auf den Gebirgen die Anlage von Fabriken ermöglicht. Wenn aber dann trotzdem die Errichtung von Betriebswerkstätten nicht recht vorwärts geht, weil die Heimarbeit, selbst wenn sie höher bezahlt ist als die Fabrikarbeit, durch die Ersparnis an Miete, Beleuchtung u. s. w. für den Fabrikanten oft

doch noch das Billigere ist, so kann man dem Gewerbegericht als Einigungsamt die Befugnis geben, durch einen Schiedsspruch mit gesetzlicher Kraft auch die Herstellung von Betriebswerkstätten den Unternehmern aufzuerlegen. Das Gesetz, das dem Gewerbegericht diese Befugnis gäbe, könnte ihm zugleich vorschreiben, daß es von ihr keinen Gebrauch zu machen habe in folgenden Fällen: 1. wenn die Leute auf dem Lande zu weit von einander wohnen und daher vorziehen, zu Haus zu arbeiten, 2. wenn oder soweit die Arbeiterinnen Witwen, verheiratete oder geschiedene Frauen sind, und 3. wenn der Unternehmer sich verbürgt, daß die Räume, in denen für ihn gearbeitet wird, den gesundheitlichen Bedingungen entsprechen, die für Fabriken vorgeschrieben sind. Dieser letzte Fall wäre also der aller Heimarbeiterinnen oder Heimarbeiter, die in ausreichender und angenehmer Wohnung arbeiten; besonders also der Frauen und Töchter des Bürgerstandes. Trifft der Gewerbeinspektor in diesem letzten Fall trotz der Bürgschaft des Unternehmers Leute, die für ihn arbeiten, in vorschriftswidrigen Räumen, so ist der Unternehmer dann so zu bestrafen, wie wenn seine Fabrik den gesundheitlichen Vorschriften der Gewerbeordnung nicht entspricht. Für die Fälle unter 1 und 2 gilt das natürlich nicht. Selbstverständlich wäre der Zwang, daß der Unternehmer die Heimarbeiter registriert und Lohnbücher an sie ausgiebt, für das alles die Voraussetzung.

An die Heimarbeit der Mütter wäre also keine andere Bedingung als die des Mindestlohns geknüpft. Wollte man dem Unternehmer Vorschriften machen über die Heime, in denen sie arbeiten, so würde man damit nichts erreichen als indirekt diese Ärmsten zu peinigen. Ihre Wohnungen zu bessern, ist Sache der Wohnungs- und Bodenpolitik. Etwas besser würden ihre Wohnungen ohnehin durch die Erhöhung der Löhne. Durch diese würde auch ihre Arbeitszeit kürzer; und wenn einerseits durch die Betriebswerkstätten mit Maschinenkraft, in die die große Mehrzahl der Heimarbeiterschaft allmählich übergeführt würde, die Nachfrage nach Arbeitern sich verringern würde, so würde andrerseits jede Heimarbeiterin nur noch so viel kürzere Zeit arbeiten, daß dadurch die Nachfrage nach Arbeitskräften wieder gesteigert und somit die Löhne über die Mindeststücklöhne hinaus gehoben würden.

Überhaupt handelt es sich ja nur um Mindeststücklöhne: es bleibt der Arbeiterschaft jedes Geschäfts und jeder Gegend unbenommen, auf ihrer Grundlage sich durch kräftige Streiks höhere Löhne als diese Mindestlöhne zu erringen. Auch sind es nur Mindeststücklöhne, die ich vorschlage; die Gefahr, die bei Mindestzeitlöhnen besteht, daß die weniger leistungsfähigen Arbeiter brotlos werden, ist hier ausgeschlossen. Für die Heimarbeit ist ja auch überhaupt nur Stücklohn möglich. Anders wäre es bei dem Mindestlohn für die ungelernten Tagelöhner, wie ihn Dr. von Zwiedineck-Südenhorst vorschlägt, der am Schluß seines kürzlich erschienenen Buchs über „Lohnpolitik und Lohntheorie" im übrigen zu derselben Forderung kommt wie ich. Bei Mindeststücklöhnen aber sind alle Bedenken hinfällig, auch das, ob sich bei wechselnden Moden und vielerlei verschiedenen Stücken Stücklohntarife aufstellen lassen; die meisten englischen Gewerkvereine bestehn auf Stücklohn und ändern ihre ausführlichen Stücklohnlisten alljährlich. Aufmerksamkeit erfordert allerdings die Höhe der Stücklöhne; man kann die für Heimarbeit höher setzen als die für die Werkstatt, so lange die Heimarbeit für den Unternehmer doch noch billiger bleibt als die der Werkstatt: setzt man die Heimarbeitslöhne aber zu hoch an, so beseitigt man, ohne es zu wollen, die Heimarbeit ganz und damit auch die der Mütter.

Eine Schwierigkeit entsteht auch dann, wenn eine Industrie sich nur mit unmenschlich niedrigen Löhnen halten kann. Der Gewerberichter dürfte dann doch nur der Festsetzung solcher Mindestlöhne zustimmen, von denen die Arbeiterschaft leben kann. Ist es der betroffenen Industrie nicht möglich, durch Erfindungen und Verbesserung der Technik auch mit solchen Löhnen zu bestehen, dann möge der Mindestlohn ihr den Todesstoß versetzen. Mit Recht sagt Professor Philippowich: „Hat eine Industrie, welche äußerlich Waren, thatsächlich aber vermöge der Bedingungen, unter denen sie die Waren herstellen ließ, Arbeitskraft, Gesundheit, Stärke, Volkskraft exportiert, Anspruch auf Schonung?“

Ein Hindernis muß noch aus dem Weg geräumt werden: in Stadt und Land und in den großen und kleinen Städten ist das Leben verschieden teuer, der Mindestlohn muß daher verschieden hoch sein in verschiedenen Gegenden; dabei aber muß vermieden werden, daß die höher gelohnten Plätze durch die niedriger gelohnten unterboten werden. Es ist daher eine Organisation jedes Gewerbes, für das Mindeststücklöhne festgesetzt werden sollen, über das ganze Reich hin nötig. Arbeiter und Arbeitgeber müssen Vertreter an einen Zentralpunkt schicken, wo vor dem Gewerbegericht Mindestlöhne dieses Gewerbes für ganz Deutschland vereinbart werden. Für die verschiedenen Gegenden werden zu dem allgemeinen Mindestlohn Zuschläge festgesetzt, und hier ist vielleicht der Ausweg der englischen Hutmacher gangbar, von dem das Ehepaar Webb in „Industrial democracy“ berichtet: der Unterschied der Preise für die ganze Lebenshaltung entspricht ungefähr dem der Mieten; nach diesen, deren Durchschnitte ja bekannt sind, werden die Zuschlagsprozente berechnet. Die Unterschiede der örtlichen Minimallöhne werden dann durch andere Vorteile des teureren Platzes und durch die größere Feinheit der Waren, die dieser herstellt, ausgeglichen, ebenso, wie das auch jetzt der Fall ist. Unnatürlich niedrige Löhne, die jetzt an gewissen Plätzen die Arbeiterschaft erdrücken, um die andern Plätze zu unterbieten, würden dadurch beseitigt.

Sobald durch die Mindestlöhne eine „Sanierung des Marktes“ in der Heimarbeit erreicht ist, kann man auch dem Verbot der Fabrikarbeit der verheirateten Frauen und der geschiedenen und verwitweten Mütter näher treten. Über die Schädlichkeit der Fabrikarbeit dieser Frauen brauche ich kein Wort zu verlieren; die Spatzen pfeifen es von den Dächern, was die Außerhausarbeit der Mutter für die hinsterbenden und verwahrlosten Kinder, für die Wirtschaft, für den Mann bedeutet. Aber erst wenn die Löhne der Männer in ihren Mannesjahren ausreichend für die Ernährung der Familie, die Arbeiterversicherungen ausgebaut und die Löhne in der Heimarbeit menschenwürdig sein werden, kann man daran gehen, dem Proletariat die Familie zu erhalten. Wenn man in dem Buch von Collet die Kindheitserinnerungen eines Menschen liest, dem durch die Fabrikarbeit die Mutter genommen war, so wünscht man, dieser Tag käme bald. Also reformiere man bald die Hausindustrie!

Durch eine Reform, wie ich sie vorschlage, würden von selbst gewisse Berufe, für welche die Heimarbeit geeignet ist, die Berufe der Mütter werden, die auf Erwerbsarbeit angewiesen sind. Die Mütter ziehen die Heimarbeit, wenn sie anständig bezahlt wird, allgemein vor, und sie würden als Heimarbeiterinnen von den Unternehmern vorgezogen werden, weil außer dem Minimallohn alle beschränkenden Bestimmungen bei ihnen wegfielen. Die Verbindung von Fabrik und Heimarbeit ist auch für den Fabrikanten vorteilhaft. Nur eins ist gefährlich: in der Fabrik würde das ganze Jahr gearbeitet werden, die heimarbeitenden Mütter aber würden nur in der Hauptarbeits-

saison herangezogen werden und in der flauen Zeit brotlos sein. Ich weiß da kaum einen andern Ausweg als den, daß diese Frauen in verschiedenen Gewerbszweigen thätig sein müßten, deren Arbeitssaisons mit einander abwechseln. Das geschieht schon jetzt, aber den meisten fehlt es dazu an der nötigen allgemeinen Vorbildung.

Das ist ja der wundeste Punkt aller Frauenarbeit: die mangelnde Vorbildung! In der Konfektion zum Beispiel werden die Mädchen oft in kurzer Zeit notdürftig auf ein paar Handgriffe eingelernt, zahlen dafür Lehrgeld, werden als Arbeitskräfte ausgenützt und haben nachher ebenso wenig gelernt wie vorher. Die schlechte Ausbildung, sagt Gertrud Dyhrenfurth, ist geradezu eine Gefahr für die ganze Konfektion. Gegenüber der Konkurrenz billiger arbeitender Völker kann überhaupt nur in der Qualität der Waren unsre Zukunft liegen. Für Frauenarbeit und Hausindustrie gilt das besonders. Der Mann kann auch in ungelernter Arbeit durch seine Körperkraft etwas verdienen, die Frau aber ist als Arbeiterin so gut wie wertlos, wenn sie nicht etwas kann, wenn sie nicht etwas gelernt hat. Und für die Heimarbeit gilt die Forderung von Professor Brentano: für Qualitätswaren Schulung, für Quantitätswaren Beseitigung der Hausindustrie. Die Heimarbeiterin also müßte zu einer gewissen Kunstfertigkeit ausgebildet sein. Das geschieht teilweise in der Fabrik, aus der sie nach der Verheiratung in die Heimarbeit übergeht. Aber in den meisten Gewerben ist das nicht möglich. Nur Vorbildungsanstalten, die zu verschiedenen Berufen und vor allem zu solchen vorbereiten, die zu Hause ausgeübt werden können, sind heutzutage im stande, diese klaffende Lücke auszufüllen. Und nur der Staat kann solche weibliche Fortbildungsschulen unentgeltlich, obligatorisch und über das ganze Land hin einführen. Auch das, was die Mädchen des Volks jetzt meist nur als Dienstmädchen und die meisten überhaupt nicht lernen, alles was sie als Mutter und Hausfrauen können und wissen sollten, müßte die obligatorische Fortbildungsschule sie lehren. Jetzt wachsen namentlich die Arbeiterinnen ganz ohne solche Kenntnisse in die Pflichten der Mutter und Hausfrau hinein: Das sozialdemokratische Verlangen, die Kinder lieber in Anstalten und die Erwachsenen in gutgeleiteten, gemeinsamen Wirtschaften unterzubringen, ist unter den jetzigen Verhältnissen ganz begreiflich. Also entweder Anstaltspflege für die Kinder, Beseitigung des Einzelhaushalts und gänzliche Auflösung der Familie — oder gründliche Ausbildung aller Mädchen des Volks in Haushaltung, Kindererziehung und in Berufen, die als Fertigkeiten für die Heimarbeit geeignet sind. Dazu muß der Staat zwingen durch obligatorischen Unterricht, und dazu muß er die Möglichkeit geben, indem er die Erwerbsarbeit aller jungen Mädchen bis zum 16. Jahr auf den halben Tag einschränkt: die andre Hälfte des Tages gehört ihrer Ausbildung. Nur unter diesen Voraussetzungen hat es einen Wert, die Heimarbeit der Mutter zu erhalten.

Daß die Arbeiterversicherung auch auf die Arbeiter und Arbeiterinnen der Hausindustrie ausgedehnt werden muß, ist eine Forderung, die sich fast von selbst versteht — trotz der Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind. Und auch als Konsument, als der größte Käufer, kann der Staat bei seinen großen Bestellungen die ausgebeutete Heimarbeiterschaft bedenken: in vielen andern Ländern, vor allem in England, haben die Behörden schon lange begonnen, in die Verträge mit den Lieferanten Lohnklauseln aufzunehmen, die den Arbeitern anständige Löhne ausbedingen. Und wenn ich es auch für zu weitgehend halte, in den Verträgen jede Heimarbeit auszuschließen, so ist doch ein Verbot des Weitergebens an Zwischenpersonen und vor

allem die Lohnklausel segensreich. Bei uns ist dergleichen noch so gut wie unbekannt. Der Staat als Arbeitgeber soll in der Bernsteinindustrie die Heimarbeiterinnen besonders schlecht zahlen, das Nähen von Militärbinden wird jammervoll bezahlt, und bei den Lieferungen für die Armee wird von geringem Verdienst der Arbeiter und gewaltigen Gewinnen der Unternehmer berichtet.

Aber vielleicht erleben wir es doch noch, daß man über Vorschläge, ähnlich denen, die ich hier gemacht habe, in Erwägungen eintritt. Vielleicht dringt doch die Anschauung allmählich in weitere Kreise, die der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen, am 18. Oktober 1849, in der preußischen Kammer mit den Worten aussprach: „Ich glaube, es möchten uns unsere wohlfeilen Röcke aus dem Kleiderladen zuletzt unbehaglich auf dem Leibe sitzen, wenn ihre Verfertiger daran verzweifeln müssen, sich auf ehrliche Weise zu ernähren."

Die Laeisz.

Von

A. Gröning.

Nachdruck verboten.

Als vor einigen Jahren der Bund deutscher Frauenvereine in Hamburg tagte, und man sich zur Schlußfeier im Rathauskeller einfand, überflogen meine Augen die Versammlung, und ich dachte daran, ob es mir gelingen würde, Karl Laeisz zu entdecken. Dieser Name bedeutet mir nämlich ein Stück Familiengeschichte, und ich hatte nicht nur am Vormittag in einem der Rathaussäle das Bild seines Potosi, dieses einzig dastehenden Fünfmasters, erblickt, sondern auch die Freude gehabt, während der folgenden Hafenfahrt einige der P.-Schiffe, (Peru, Pernambuco, Pudel ꝛc.,) mit dem wohlbekannten und oft gehörten F. L. in den hanseatischen Farben im Top zu erblicken. Welche Bedeutung der Name Laeisz besitzt, ist nunmehr auch weiteren Kreisen klar geworden, seit unser Kaiser den Potosi besichtigte, und Prinz Heinrich dem todkranken Träger des Namens die letzten Grüße seines Bruders überbrachte. Man weiß jetzt, was man in den Kaufmannskreisen der ganzen Welt allerdings längst wußte, daß die Firma Ferd. Laeisz eines der größten Rhederei- und Assekuranzgeschäfte ist, und ihr Salpeterimport der Ohlendorff'schen Guanoeinfuhr gleich steht.

Nun haben sich die Thüren des äußerlich unscheinbaren Hauses am Neuen Jungfernstieg wiederum geöffnet, um dem dritten Laeisz den Weg zur letzten Ruhestatt nach dem abgelegenen Ohlsdorf frei zu geben. Ein königlicher Kaufmann wurde bestattet und mit königlichen Ehren. Und wie bei dem Begräbnis der Mutter, so harrte auch jetzt eine nach Hunderten zählende Menge auf der Straße, und manche Thräne ist wiederum geflossen. Unter den nach Hunderten zählenden Kranzspenden waren auch Frauenvereine vertreten, und die letzte Gabe der Witwe durfte eine Krone sein, als Zeugnis gleichsam, daß der Verstorbene Anrechte auf die Bürgerkrone besessen. Neben ihr hatte der unscheinbare Kranz aus dem Laeiszstift einen Ehrenplatz erhalten.

So möchte ich jetzt von den Eltern des Verstorbenen reden, den Gründern des heutigen Weltgeschäftes. Als wir, meine Mutter und ich, vor einem Menschenalter

deren Haus zum erstenmal aufsuchten, machte ich zugleich die erste Fahrt über die Grenze meiner engeren Heimat. Damals lernte ich noch ein Stück des alten Hamburgs kennen. Die Strecke, die man heute mit dem Blitzzug in kaum zwei Stunden durcheilt, beanspruchte eine volle Nachtfahrt mit der Post. Es war meine erste Eisenbahnreise und die letzte mit dem Eilwagen. „Warum wollt ihr nur bis Harburg fahren?“ hatte man in Bremen gefragt, wo die Fortsetzung dieser Weltfahrt reguliert wurde und malte uns zugleich die Annehmlichkeit einer Fähre aus, die in früher Morgenstunde passiert werden mußte. Damals erblickte man in Hamburg noch den nach englischem Vorbild blau gekleideten Konstabler mit seinem Stabe, der heute durch den preußischen Schutzmann verdrängt ist. Auch die Überbleibsel des Gängeviertels wurden uns durch Vermittlung der alten Laeisz gezeigt, wie wir sie schlechtweg zu nennen pflegten. Und so oft wir den Landungsplatz der Alsterdampfer betraten, waren wir von einer Schar jugendlich anmutiger, in farbig echte Tracht gekleideter Vierländerinnen umgeben, die baten: „Mir werden Sie doch Blumen abkaufen, Madame Laeisz?“ Jetzt haben sich auch diese Figuren aus dem Hamburger Straßenleben verloren, und erblickt man noch eine Vierländerin in St. Pauli, dann ist sie sicherlich weder jugendlich noch farbig gekleidet.

Die alten Laeisz standen damals bereits auf dem Höhepunkt ihres Ansehns, zu dem rastloses Schaffen sie geführt hatte. Ihr behaglicher Landsitz in Eimsbüttel, ihr stattliches Winterquartier am Jungfernstieg bekundeten das. Sinnfälligen Prunk zu treiben aber überließen sie dem Sohn, der nunmehr auch ein alter Laeisz geworden und grade damals sein prächtiges Heim auf der Uhlenhorst hart am Wasser bezogen hatte. Doch auch da verriet sich ein Streben nach Einfachheit, wenigstens in der Erziehung des Sohnes und einzigen Erben. „Bei uns Kaufleuten,“ erläuterte eines Tages der alte Konsul, „pflegt der Besitz selten die dritte Generation zu überdauern; was die erste erwirbt, hält die zweite noch zusammen, aber bei der dritten tritt der Verfall ein.“ Das geschah hier freilich nicht, sondern es durfte ihn mit Stolz erfüllen, daß sein Enkel auf der von ihm betretenen Bahn der öffentlichen Wirksamkeit weiter schritt. Dagegen mußte es schmerzlich anmuten, daß die Fortdauer des Hauses stets nur auf zwei Augen beruhte — die jetzigen Träger des Namens Laeisz sind schulpflichtige Knaben.

Schon damals, vor mehr als dreißig Jahren, galt der alte Konsul Laeisz als eine Berühmtheit. Er hatte als Hutmacher und Buchbindergeselle die Welt durchzogen, um als vielfacher Millionär zu enden. Frauenfleiß und Umsicht hat redlich beigetragen, diese Höhe zu erreichen. Sie waren Emporkömmlinge, die alten Laeisz, im besten, schönsten Sinne des Wortes und schämten sich dessen nicht. Auch als Originale durften sie gelten. Von ihr hörten wir oftmals, daß sie sich an der Herstellung von Frauenhüten beteiligt hatte, die für Afrika bestimmt waren, und er sprach mit heiterem Behagen von den Abenteuern seiner Lehr- und Wanderjahre, und gern verzieh man ihm z. B. bei einer Wanderung durch den Hamburger Hafen die kleine Schwäche, wenn er in seinem gewohnten Platt sagte: „Dat is allens min.“ War er doch offenherzig genug, auch auszusprechen, daß erst mit dem Eintritt seines Sohnes, des geschulten Kaufmanns, das Geschäft seine Weltstellung erlangt hatte. Er selbst hatte es so weit gebracht, mit altrenommierten Firmen in Verbindung zu treten.

Unser damaliges Tagesprogramm war ein sehr einfaches und bestand hauptsächlich in der Morgenfahrt zur Stadt und der Nachmittagsfahrt nach dem späten Mittagsessen in die Umgegend, oft über die dänische Grenze hinaus, die damals noch in lebhafter Erinnerung stand. Ein Besuch von Wilkens Keller, jetzt Pforte, spielte dabei keine Rolle, wohl aber wurde uns manche Wohlfahrtseinrichtung gezeigt.

Wenn wir früh morgens das im Oberstock gelegene Frühstückszimmer betraten, erschien bald nach uns der alte Konsul, der schon sein Morgenbad im Gartenteich genommen hatte, mit den — Strümpfen in der Hand, die er mit Rücksicht auf die Gäste auf den am Eingang stehenden Stuhl legte, von wo die Hausfrau sie ebenso leise in das nebenan liegende Schlafzimmer beförderte. Am Abend verschaffte sie mit

der gleichen stillen Fürsorge der unbequemen Halsbinde im Schlüsselkorb Unterkunft. In solchen und anderen kleinen Zügen, in der unermüdlichen Fürsorge um die Gesundheit und das Wohlbefinden des Gatten, verriet sich die stille Herzensgüte, die man auch am Sohne rühmte und die auf ihn übergegangen ist. Nach dem Frühstück widmete sich der alte Herr der Gartenpflege, bis der Augenblick kam, wo er sich unter dem Beistand seiner Frau zur Fahrt in das Geschäft rüsten mußte. Die hilflose Einfalt, mit der er sich bisweilen von allen Seiten betrachtete, hatte etwas Rührendes, wenn er dabei ausrief: „Was, Mus, hast du mir einen ganz neuen Rock angezogen? Das wußte ich ja nicht." Es war auch ein hübscher Anblick, ihn mit Rosen beladen abfahren zu sehen; die wurden später an die Börsenbesucher verteilt, die sie als Laeiszsche Rosen der Gattin heimbrachten.

Die alte Laeisz ging inzwischen ihren häuslichen Pflichten nach, zu denen auch die Besorgung des Frühstücks für Vater und Sohn gehörte. Dann fuhr auch für uns der Wagen vor, zum shopping, wie man in England sagt. Allerdings betraten wir dabei keine Modemagazine am Reesendamm oder Alten Jungfernstieg, sondern solide Läden in stillen Nebenstraßen. Das Erworbene wurde zusammengehalten, doch auch mit weiser Hand an andere verteilt. Auf dem Gebiet des Wohlthuns wird ihr Name fortleben, wie der einer Amalie Sieveking und Emilie Wüstenfeld, die gleichfalls ihre Pflichten als Bürgerinnen erfüllt haben. Als man in den Hamburger Bundestagen ziemlich geringschätzig äußerte: „Ach was, die hat nichts für uns gethan", durfte ich daher mit vollem Recht protestieren. Die alte Laeisz hat sich, soviel ich weiß, der Frauensache öffentlich nicht angeschlossen. Vielleicht ist die Anregung dazu auch nicht an sie herangetreten; doch die Gründung einer Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins würde ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, und den auf Kinder- und Arbeiterinnenschutz gerichteten Bundesbestrebungen würde sie vollen Anteil entgegengebracht haben.

Alles innerlich Hohle, aller wesenlose Formelkram war ihr ein Greuel. Öffentlich hervorzutreten, liebte sie so wenig, wie später der Sohn, und das Auftreten schellenlauter Thoren pflegte sie mit scharfem, schnell treffendem Wort, das ihr zu Gebote stand und sie manchmal gefürchtet machte, abzufertigen. Oft geschah es dagegen, daß sie sich in später Abendstunde in unscheinbare Tracht hüllte, um sich unerkannt selbst zu überzeugen, wie die von ihr gespendeten Gaben verwendet würden. Sie kannte das Volk, aus dem sie hervorgegangen war und ließ sich nicht leicht täuschen. Wenn dann der Gatte fragte: „Mus, wo willst du hin?" kam prompt die Antwort: „Das geht dich nichts an, F. L.", und er ließ sie gewähren. Trotz ihres Scharfblicks blieben auch ihr gelegentliche Erfahrungen nicht erspart, die das leise Mißtrauen rechtfertigten, das über ihren Augenbrauen oft zu brüten schien. So hatte sie sich einst mitleidig bewegen lassen, ihren Rock auszuziehen und einer Armen zu schenken, die sie auf ihre ärmliche Tracht hingewiesen hatte. Als sie am andern Tage den Stand eines Straßenhändlers passierte, sah sie dort ihren Rock hängen, der direkt aus Japan oder China importiert und sofort kenntlich war. Der ihr wohlbekannte Händler schwor jedoch bei dem Gotte seiner Väter, den Rock mit einer Ladung anderer von einem Schiff gekauft zu haben. „Was sollte ich machen?" schloß sie lachend, „ich habe mir meinen Rock zurückgekauft und trage ihn noch." Die Thür, die zwischen Haus und Flureingang des Hauses am Jungfernstieg ein unbemerktes Betreten und Verlassen ihres Arbeitszimmers gestattete, war an sich schon ein Beweis für die Ausdehnung ihres Wirkens.

Zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte es, daß er wohl abends mit den Worten sein Haus betrat: „Mus, morgen gah ick weg", und fragte sie, wohin die Reise gehe, dann antwortete er wohl: „Oh, bloß nach Konstantinopel," oder wohin es sonst war. Das war dann für sie das Signal, einen Koffer mit allem Notwendigen zu packen — mit dem ihr Gatte abreiste, aber nicht zurückkehrte; denn die gebrauchten Gegenstände wieder in den Koffer zu legen, daran dachte er nicht. Fragte man ihn, was er anfange, wenn er nichts mehr habe, dann antwortete er sorglos: „Oh, ich bleibe zu Hause und sage dem Kellner, daß er mir etwas kaufen soll." In seiner Anspruchs-

losigkeit gehörte er in die Kategorie der Millionäre, die nicht als solche geboren sind. Eine Uhr trug er nicht bei sich und würde sie auch wohl immer verloren haben. Ihm genügte ein Blick auf die Sonne, um die genaue Tagesstunde zu erfahren, und meine allerdings höchst kümmerliche Fähigkeit, den Stand der Sonne zu beurteilen, habe ich mir damals auf unseren gemeinsamen Ausfahrten an der Seite des alten Konsuls erworben. In ihm verkörperte sich ein Shakespearesches Element: sonnige Heiterkeit und kühne Wageluſt, die alles, selbst das Leben dransetzt und dadurch wohl den Erfolg eines Unternehmens verbürgt, solange es wenigstens die ersten Anfänge gilt. Auch die rastlose Unruhe lebte in ihm, von der Hamburg durchsetzt erscheint.

Seiner Waghalsigkeit und Gewandheit schien nichts unmöglich. Einst machte er mit vierundsechzig Jahren in Triest auf einem Dampfer die Bemerkung, ein Sprung aus dem Mastkorb in das Meer müsse den Offizieren doch eine Kleinigkeit sein. Es wollte sich keiner dazu verstehen, und sofort that er es. „Daß es lebensgefährlich war, wußte ich ja," meinte er später treuherzig, „aber ich hatte davon gesprochen und mußte es nun doch ausführen." Seine Frau äußerte dann wohl drastisch, daß er nicht eher sterben werde, als bis man ihn wie eine Katze totschlüge. Gern erzählte er, daß er als ewig hungriger Lehrling seiner geizigen Meisterin einst eine Wurst vom Boden entwendet habe. Dabei wurde er gehört, und während die Meisterin die Treppe herabeilte, brachte er die Wurst in Sicherheit und kletterte so behende eine Leiter herab, daß er noch vor ihr anlangte und bei der Diebessuche solchen Eifer an den Tag legen konnte, daß er mit einer zweiten Wurst belohnt wurde. Solche und andere Erzählungen, z. B. die seiner Brautwerbung, die man oft von ihm selbst gehört, enthält auch die Autobiographie, die nach seinem Tode von dem Enkel heraus gegeben wurde, aber nicht im Buchhandel erschienen ist.

Seine Frau pflegte seiner Originalität freundlich Rechnung zu tragen, wie es einer Gattin zusteht. „Ich kann allerwege durchgehen", erklärte er wohl auf einem Spaziergang, und dann folgten wir auf das privilegierte Gebiet der Jenisch in Flott beck oder wohin es sonst war. Aber wie er, so wußte auch sie ihre Stellung sehr wohl zu wahren. So betrat sie einst morgens um 8 Uhr das Haus der Godeffroy, und da sie wie stets einfach gekleidet war, nahm die Dienerin Anstand, sie einzulassen. Als sie aber ihre Karte hineinschickte, öffneten sich natürlich alle Thüren vor ihrem Namen, und sie hätte nicht Karoline Laeisz sein müssen, um der Dienerin eine Lektion zu schenken. Bisweilen suchte sie den Gatten in harmlose Verlegenheit zu setzen. Einst fuhren wir nach Blankenese, als ein Gewitter uns nötigte, in Teufelsbrück Halt zu machen und in einer unscheinbaren Gartenwirtschaft an der Elbe einzukehren. Der alte Laeisz sah sich um, und äußerte, hier sei er noch nicht gewesen, man werde ihn wohl nicht kennen. Schlagfertig versetzte sie: „F. L., thu doch nicht so" und forderte ihn nach einer Weile auf, zu bezahlen, wohl wissend, daß er niemals Geld bei sich führte. Er gestand es der Kellnerin ein und fragte, ob sie ihm auf sein ehrliches Gesicht hin borgen wolle. Sogleich wurde geantwortet: „Natürlich, Herr Laeisz." — „Ich sage es ja, ihn kennt jeder," setzte seine Frau hinzu.

Ob es auf dem Landsitz in Eimsbüttel einen Bücherschrank gab, weiß ich nicht mehr zu sagen. Ihm ließ die kaufmännische und öffentliche Thätigkeit wenig Zeit zu nachhaltiger Lektüre, und von ihr wußte man, daß sie nur medizinische Werke las. Auf diesem Gebiet durfte sie sich aber ihrer Kenntnisse und Erfahrungen rühmen. Dagegen liebte der alte Laeisz den Ankauf wertvoller Bilder, und es bereitete ihm Freude, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken und zu erzählen, wie viel Tausende sie ihn gekostet hätten. Es ist nun einmal Hamburger Art, alles auf den materiellen Wert hin abzuschätzen. Wie seine Gattin den Besuch der Konzerte liebte, und auch andern gern zugänglich machte, so war er ein eifriger Theaterbesucher, und kam man, wenn die Vorstellung begann, in sein Haus, so erhielt man sein Billet, indes er von dem Recht des freien Eintritts Gebrauch machte, und die Stammgäste sich wohl fragten, wer denn heut den Platz des alten Laeisz einnähme. Handelte es sich darum, ein Theaterdefizit auszugleichen, dann fehlte er niemals.

An den Weltfahrten des Gatten nahm Frau Karoline keinen Anteil. In späteren Jahren mag sie ihn oft mit ihrer Sorge begleitet haben, wenn er z. B. in London stundenlangem Regen trotzte, um die Auffahrt zur Königin anzusehen. Es galt als ein Ereignis, daß sie sich einmal auf langes Drängen hin entschloß, ein befreundetes Haus in Bremen aufzusuchen, wohl der einzige Fall, daß sie Hamburg verlassen hat. Das Laeiszstift in St. Pauli war ihre Lieblingsschöpfung — ein Geburtstagsgeschenk ihres Gatten. Es gewährte fünfzig alten oder unfähigen Leuten ein Asyl und läßt den Namen Laeisz weiterleben, obschon es an Größe dem Schröderstift nicht gleichkommt. Erst als körperliches Siechtum — sie war zuletzt recht kümmerlich — Frau Laeisz dazu zwang, überließ sie die Sorge für das Stift ihrem Sohne. Sie war zeitlebens eine gute Hausfrau, deren Diners, Hummer und Spickaale man zu würdigen wußte. Aufgaben, wie sie das bürgerliche Gesetzbuch an die Witwen stellt, wäre sie auch im größten Umfang gerecht geworden, denn sie war stets eine gute Geschäftsfrau gewesen. Ihrer Selbständigkeit und ihrem Scharfblick würden auch kaum dessen Mängel entgangen sein und die Inkonsequenzen der Gesetzgeber, z. B. das Verbot des Börsenbesuches. Ob sie solcher Erkenntnis Ausdruck verliehen hätte, ist freilich eine andre Frage. Im Kontor des Gatten war sie heimisch, wie im eigenen Hause, und jede Unordnung der anderen Hausbewohner fand an ihr eine strenge Richterin. Sie ließ sich stets die Bücher vorlegen und war über den Stand der Geschäfte immer genau unterrichtet. „Meine königliche Mutter", pflegte sie der Sohn zu nennen, wenn sie auf der Neueburg erschien.

Unmöglich war es, mit dem alten Paar zusammen zu sein, ohne an beider unbegrenztes Wohlthun gemahnt zu werden. Meine erste und letzte Erinnerung an beide ist damit verknüpft. So erschien am ersten Tag meines Aufenthalts im Hause ein einfacher Schiffskapitän, der mit bewegter Stimme um die Gunst bat, sein neu erbautes Schiff Ferdinand Laeisz nennen zu dürfen. Es wurde ihm nur gestattet unter der Bedingung, daß der Enkel als Pate des Schiffes gelten sollte. Und dann fuhr ich abermals nach dem stillen Landsitz hinaus, teils aus eigenem, teils auf fremden Antrieb, denn man hatte uns von der Erkrankung der alten Frau Laeisz gesprochen. Ich hatte mich kaum dem alten Herrn genähert, als ein junger Mann staub- und schweißbedeckt erschien, ein Baron von Z., und mit Thränen in den Augen nach ihrem Befinden sich erkundigte. Er erzählte, daß er trotz des Feierabends sein bestes Pferd aus dem Stall gezogen und halb zu Schanden geritten habe; denn er danke ihr den gesicherten Besitz seines Erbgutes. Der alte Mann hörte das gütig, aber auch mit der unerschütterlichen Würde eines Kaufherrn an, die ihm so gut stand.

Damals schien eine Steigerung in den äußeren Verhältnissen und im Besitz kaum noch möglich zu sein, dennoch ist sie eingetreten. Bis dahin hatte es schon an gelegentlichen Ehrengeschenken nicht gefehlt, z. B. aus dem Kabinet Friedrich Wilhelms IV. Später erhielt sie das eiserne Kreuz und auch, irre ich nicht, den Luisenorden. Sie trat damit in die Reihe derer, deren Wirken gleichsam staatlich anerkannt erscheint. Ihm wurde wiederholt die Aufgabe, Wilhelm I. in seinem geliebten Hamburg zu empfangen. Als aber vor der Diamanthochzeit vertraulich angefragt wurde, ob dem Jubelpaar eine Bibel als Geschenk des Kaiserpaares angenehm wäre, erklärte der Sohn: „Ja, wenn etwas hineingeschrieben wird." — Es steht zu hoffen, daß solches Selbstgefühl, auf freiem hanseatischen Boden erwachsen, in unserem Föderativstaate nie aussterben möge.

George Sand und ihre Bedeutung für die Frauenbewegung.

Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit am 7. Juni (1876) zu Nohant in der anmutigen Provinz Berry die Schloßherrin aus dem Leben schied, eine treffliche Mutter ihrer Kinder, eine prächtige, märchenerzählende Großmutter, die geistige Freundin bedeutender Zeitgenossen, die mütterliche Beraterin aufstrebender Talente, die Wohlthäterin aller Armen und Unterdrückten. Die dreiundsiebzigjährige edle Greisin war niemand anders als George Sand, deren Name mit Begeisterung von einer ganzen Generation genannt wurde, und deren Werke in unserer schnelllebigen Zeit beinahe nur ein litterarhistorisches Interesse erregen würden, wenn wir nicht daneben dieses bedeutende Frauenleben an sich als Beispiel einer kühnen Selbstbefreiung des geistig hervorragenden Weibes in Betracht zögen. Denn wer liest heute noch George Sand? An uns vorübergebraust sind die Stürme des Naturalismus und haben die Periode glutvoller Poesie und lyrischer Deklamation, toller himmelstürmender Phantasie und trostlosen Weltschmerzes ebenso verdrängt, wie sie das liebliche genrehafte Idyll unmöglich machten, das George Sand in der letzten Phase ihres litterarischen Schaffens pflegte. Dieses aber wird immer und immer wieder aufleben, weil es auf dem Boden klarer realistischer Anschauung steht und strenge Geschlossenheit der Komposition zeigt. Wer aber hat noch Zeit, die romantischen Phantastereien, die breit ausgesponnene Gefühlsschwelgerei zu lesen, die sich über vielbändige Romane erstreckt? (George Sand schrieb über 110 Bände.) Nur das ernste litterarische Interesse wird sie aus ihrer Erstarrung in den Litteraturbüchern erlösen und sie noch einmal aufleben lassen in voller Dichterglut; es wird unschätzbare zeitgeschichtliche Dokumente in ihnen finden, die ganz besonders für uns Frauen von Wert sind. Das Leben, das Handeln, die Werke der George Sand waren maßgebend für die ganze romantische Auffassung vom Weibe und seiner Liebe. Als sie sich später mehr praktischen sozialen Fragen zuwandte, behandelte sie die soziale Stellung der Frau, und ihr Einfluß erstreckt sich tief hinein in die Litteratur des Jungen Deutschlands. Vertiefen wir uns heute an ihrem Gedenktage in das Lebenswerk der nur noch wenig Gelesenen; es wird nicht ohne Gewinn sein.

Zu besserem Verständnis sei ihr Lebensgang wieder ins Gedächtnis zurückgerufen.

Marie Aurore Dupin (George Sand) ist aus einer seltsamen Verquickung von Rassen und verschiedenen sozialen Sphären hervorgegangen so daß sich ihr ungestümer Drang nach Selbständigkeit und künstlerischem Sichausleben, ihre große Vorurteilslosigkeit und Rücksichtslosigkeit, ihre geistige Überlegenheit ebenso leicht aus Atavismus erklären lassen, wie die gemütvolle, mütterliche Seite ihres Wesens, „ce besoin de chérir sans cesse“; ihre Vorliebe für das Volk und das Volkstümliche, ihre späteren häuslichen, gut bürgerlichen Neigungen. Wenn der Marschall Moritz von Sachsen, der natürliche Sohn Augusts II. und der schönen Aurore von Königsmark sich nach dem Siege von Fontenoy in den Armen galanter Frauen erholte, wenn Marie Aurore de Saxe, die seinem Verhältnis zu einer Schauspielerin entsprossen, mit allen freigeistigen Anschauungen der Revolution genährt wurde, wenn deren Sohn endlich als Offizier des Empire das Leben des fürstlichen Großvaters im kleinen fortsetzte — nur daß er ehrlich genug war, das Kind, das ihm ein Mädchen aus dem Volke

schenken sollte, vier Wochen vor seiner Geburt durch Heirat zu legitimieren — was Wunder, daß eben dieses Kind das Recht der Leidenschaft durch Wort und Beispiel in zu weitgehender Weise verteidigte? Die intelligente Großmutter aber, in zweiter Ehe mit dem gleichfalls geistig hochstehenden Herrn Dupin de Francueil vermählt, verlieh ihr edlen, aristokratischen Sinn und hohe geistige Bedürfnisse. Vom Vater scheint eine loyale Ritterlichkeit, von der Mutter das demokratische, fast spießbürgerliche Element auf sie übergegangen zu sein. 1804 geboren, verlor Marie Aurore Dupin schon 1808 ihren Vater durch einen Sturz vom Pferde. Sie wurde der Mutter entrissen, als einzige Erbin von Nohant unter der Ägide der Großmutter erzogen oder vielmehr sich selbst überlassen. Ihre Kindheit verträumte sie in dem lieblichen Berry, das sie oft als Knabe verkleidet durchstreifte. Hier sog sie die große Liebe zur Natur ein, an der sie immer wieder nach leidenschaftlichen Lebensstürmen genas und die wie ein mildes, friedenspendendes Abendrot ihre letzten Werke und Lebensjahre verklärte.

Sie las wahllos und planlos, was die Bibliothek zu Nohant bot. Rousseau war ihr erster Lehrmeister. Mit ihm glaubte sie an die natürliche Güte des Menschen und an die verderbenbringende Macht der Kultur, wie die spätere George Sand an den angeborenen Adel und an die natürliche Güte des Frauenherzens glaubte und sich gegen den Zwang heuchlerischer und deshalb verderbenbringender Sitte empörte. Später waren es Byron, Chateaubriand, Lamartine, die die junge Seele mit glühender Begeisterung erfüllten. Bedeutungsvoll wurde für sie der Tod der Großmutter, der die Sechzehnjährige wieder mit der Mutter vereinigte. Diese ersehnte Vereinigung aber brachte bittere Enttäuschung. Madame Dupin, die von einer Pension ihrer Schwiegermutter mit zwei Kindern aus einer früheren Verbindung in Paris lebte, bewegte sich in einer niederen Lebenssphäre, in der die junge Aurore nicht heimisch werden konnte. Sie nahm die Hand des Baron Casimir Dudevant an (1822), eines schmucken Offiziers, brachte ihm Nohant zu und führte mit ihm sieben Jahre lang das Leben einer Landedelfrau, das nur durch einige Reisen nach dem Süden unterbrochen wurde. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, gingen aus dieser Ehe hervor; sie brachten die Gatten, die sich sehr bald fremd geworden waren, nicht näher. Der Baron Dudevant, ein roher Landjunker, hatte keine Ahnung von der geistigen Bedeutung seiner Lebensgefährtin; er trieb sie geradezu an, ihre nach Nahrung verlangende Seele anderen zu offenbaren und quälte sie dann mit Eifersuchtsscenen. 1832 war das Maß voll. Aurore erbat sich eine Pension von dem Gatten und zog mit ihrer Tochter Solange nach Paris. Sie erhielt nur 250 Franks monatlich. Das bedeutete für sie bitterste Armut, Zwang zu eigenem Erwerb. Nach langem fruchtlosen Tasten entdeckte sie ihr schriftstellerisches Talent. Mit Jules Sandeau, ihrem Freunde und Landsmann, schrieb sie „Rose et Blanche“. Bereits mit dem nächsten Roman war sie selbständig; sie hatte ihre Bahn gefunden. Indiana ging unter dem Namen George Sand in die Welt. Die Baronin Dudevant war tot; George Sand war für die Litteratur geboren. Wer aber war George Sand? Ein Zwitterding, das, als Student verkleidet, mit langem Überrock, malerisch geschlungener Kravatte, einem Sammetbarett, unter dem die braunen Locken hervorquollen, in Gesellschaft der „berrichons“, einer Truppe junger Landsleute aus dem Berry, Theaterpremièren und Clubs besuchte, in den Studentencafés zu Hause war und sich auslebte in der studentisch-künstlerischen Bohème des Quartier latin. Doch aus der Chrysalide entwickelte sich immer mehr und mehr ein herrlicher, farbenprächtiger Falter. Des Nachts saß die fleißige Schriftstellerin bei der Arbeit; unerschöpflich quoll es aus ihrer Feder hervor, ihre Phantasie war überraschend fruchtbar. In schneller Aufeinanderfolge erschienen die Romane Valentine, Lélia, Jacques, André, Léone Léoni. Ruhm und Gewinn stellten sich ein, und der unscheinbare Student wurde eine der bedeutendsten Frauen der Zeit, die Zierde der litterarischen und künstlerischen Salons. 1836 ließ sich Aurore Dudevant von ihrem Gatten scheiden; ihre Kinder und ihr Vermögen wurden ihr nach langen, peinlichen Gerichtsverhandlungen, bei denen sie der bekannte Demokrat Michel de Bourges als ihr Sachwalter unter-

stützte, zugesprochen. Ihre Unabhängigkeit war errungen. Bedeutende Männer suchten ihre Freundschaft; nach einer leidenschaftlichen Verbindung mit Alfred de Musset, traten ihr Béranger, Pierre, Leroux, Michel de Bourges, der Abbé Lammenais, Ledru-Rollin näher. Eine abermals leidenschaftliche Neigung fesselte sie lange Jahre an den genialen aber kränklichen und deshalb launenhaften Friedrich Chopin. Sie war befreundet mit Liszt und der Gräfin d'Agoult. Von 1837—1848 erschienen als bedeutendere Romane: Mauprat, Horace, les sept cordes de la lyre, Jean, le Meunier d'Angibault; bald nach 1848 la petite Fadette und la Mare au diable. George Sand nahm lebhaften Anteil an der Revolution von 1848. Durch die Junitage ernüchtert, gab sie ihre „démission politique", um nach dem Staatsstreich noch einmal in politischer Mission hervorzutreten, indem sie für zahlreiche Verbannte mit rührender Beharrlichkeit bei Napoleon III. um Begnadigung nachsuchte.

In ihrem geliebten Berry alternd, schrieb sie in ungeschwächter Schaffenskraft bis zu ihrem Tode Romane, Theaterstücke, Kindergeschichten und ihre Lebensgeschichte; durch eine sehr ausgebreitete Korrespondenz stand sie mit allen bedeutenden Repräsentanten der jüngeren litterarischen und künstlerischen Generation in Verbindung; sie widmeten ihr eine schrankenlose Verehrung. Gustave Flaubert nannte sie „ma chère maître", und sie ward dem einsamen Sonderling eine tröstende, wahrhaft mütterliche Freundin.

Die bekanntesten Werke ihres Lebensabends sind: Le Marquis de Villemer, les beaux Messieurs de Bois-doré, les Confessions d'une jeune fille. Durch ihr geruhigtes Altern, ihr liebevolles Wesen löschte sie die Erinnerung an das abenteuerliche Bohèmetum zu Anfang ihrer Carriere aus; nur die edelsten Eigenschaften der George Sand findet man in der Schloßherrin zu Nohant wieder: vollkommene Vorurteilslosigkeit, vollkommene geistige Freiheit und Gesundheit, mütterliche Hingebung, oder, wie sie als Motto zu ihrer Lebensgeschichte so treffend sagte: „Charité envers les autres, dignité envers soi-même." Auch das in sich gekehrte, mehr empfangende als gebende Wesen war geblieben. George Sand war niemals, wie die meisten Französinnen, geistreich und übersprudelnd, sondern eher sinnend und mit großen Augen lauschend, die Ideen gleichsam aufsaugend, um sie erst wieder unter ihrer unermüdlichen Feder hervorquellen zu lassen.

Drei Produktionsepochen treten im Lebenswerk der großen Schriftstellerin scharf hervor. Sie sind eng mit ihrem äußeren Lebensgang verknüpft und greifen nur wenig in einander über: die romantische, die soziale und die idyllische. Zunächst ist sie ganz sie selbst, das leidenschaftliche, von glühender Phantasie beseelte Weib, das die hochgehenden Wogen der Romantik tragen und an dem alles überströmendes, subjektives Empfinden ist. Auf der Höhe des Lebens umtobt sie der Zeitkampf, das Aufruhrgeschrei der Revolution; sie stürzt sich mit dem ihr eigenen Ungestüm mitten hinein; sie nimmt die Ideen bedeutender Führer fast fanatisch auf, um ihnen mit Hilfe ihrer kühnen Phantasie Gestalt zu verleihen. Bisweilen trifft sie überraschend gut den Ton der Zeit und zeichnet wahrheitsgetreue Menschen; bisweilen versagt ihre Kraft, sie wird bis zur Ungenießbarkeit weitschweifig und theoretisierend. Nach Überwindung aller politischen Stürme findet sie ihr Gleichgewicht und ihren künstlerischen Menschen wieder; sie konzentriert sich und gelangt zu innerer Harmonie. Sie schafft Meisterwerke intimer Heimatkunst. Als litterarische Produkte von bleibendem Wert stehen diese letzten Werke am höchsten. Wir, die wir der Frau als Selbstbefreierin, als Vorkämpferin für die großen Umgestaltungen, die sich allmählich in der sozialen Lage der Frau vollziehen sollten, näher treten möchten, haben vorwiegend die beiden ersten Perioden ihres Schaffens zu betrachten. Zunächst die romantische.

Der Student George Sand wäre wohl im Bohèmetum untergegangen, hätte er nicht seine eminente litterarische Begabung entdeckt. Die Frau aber, die mit „Indiana" eine so geniale Probe ihres Könnens abgelegt, durfte sich mit souveräner Vorurteilslosigkeit und Rücksichtslosigkeit erlauben, der Gesellschaft, die sie so lange unterdrückt, den Fehdehandschuh hinzuschleudern. Sie feiert zunächst mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Recht der Leidenschaft, das Anrecht des weiblichen

Individuums auf selbst gewähltes Glück. Sie tritt sofort in offenen Kampf gegen die Gesellschaft. Deren Ordnung, auf eine Ehe gegründet, die durch eine heuchlerische Sitte gefälscht und verderbt wird, muß völlig umgestaltet werden, und das reformatorische Element wird die reine Liebe sein. Brunhildengleich verteidigt George Sand die Liebesleidenschaft als elementare, unbezwingliche Naturkraft gegen die kaltherzige Fricka, das heuchelnde Gesetz harter Sitte. „Indiana" ist ein Niederschlag ihrer Erbitterung gegen die Form der Ehe, die sie selbst kennen gelernt hat. In „Valentine" nimmt sie mit entzückenden Einzelheiten und unvergleichlicher Poesie das Thema der unheiligen Convenienzehe wieder auf, die nur Unglück im Gefolge hat. Hier heißt es einmal: „le mariage est toujours une des institutions les plus barbares que la société ait ébauchées; je ne doute plus qu'il soit aboli, lorsque l'humanité aura fait quelques progrès vers la sagesse et la raison." Nachdem sie in dem wunderlich phantastischen Roman „Lélia" in der berauschenden Sprache Alfred de Mussets, der ihr um diese Zeit nahe stand, ein Symbol übersinnlich-sinnlichen Liebesverlangens auf dem Hintergrund venezianischer Maskenfeste der Renaissancezeit gegeben, tritt sie in weiteren Romanen der Wirklichkeit wieder näher und führt die Forderung, die Frau dürfe über sich frei verfügen, bis in die letzten Konsequenzen durch. Ihr Glaubensbekenntnis heißt: die Liebe ist eine heilige Handlung; ihr widerstehen „sacrilège"; sie bei andern tadeln Gottlosigkeit, denn sie ist unwiderstehlich, weil sie göttlich ist. Sie eifert besonders gegen die Roheit der Ehegatten und läßt diese eine traurige Rolle des brutalsten Egoismus spielen. Was ihre Gestalten, die der große Dichterhauch echter Leidenschaft durchglüht, an theoretischen Forderungen für das Verhältnis der Gatten zu einander aufstellen, mutet uns oft echt elementar an; in damaliger Zeit rief es einen Sturm der Aufregung hervor. Völlig neu war dieses Wagnis einer Frau. Der „Bourgeois" zieh George Sands Schriften der Unsittlichkeit; für freiere Geister wurden sie ein neues Evangelium. Die Saint-Simonisten, mit denen sie durch ihre lyrischen Predigten immer mehr Berührungspunkte gewann, zogen sie bald völlig in ihren Bann; war sie bisher nur subjektive Verkünderin ihres eigenen Schicksals, ihrer eigenen Gefühlswelt gewesen, so sah sie sich jetzt zu einer wirklich reformatorischen Mission berufen.

Ehe wir diese weiter ausführen, noch einige Worte über den Saint-Simonismus: Der Graf Saint-Simon, geb. 1760, ein universeller Geist, von den Widerwärtigkeiten des Schicksals vielfach verfolgt, hatte in seinen späteren Lebensjahren ein System zu einer Erneuerung der Gesellschaft durch Wissenschaft und Industrie aufgestellt. Er predigte das Dogma der Belohnung nach individueller Fähigkeit, indem er den produktiven Menschen als den wertvollsten ansah. Er verlangte ferner völlige Gleichstellung der Frau mit dem Mann, denn zur Klasse der Enterbten, die er schützen wollte, gehörten nach seiner Ansicht nicht nur die darbenden und besitzlosen Arbeiter, sondern alle Frauen, denn das Weib wird vom tyrannischen Mann nur ausgebeutet und auf unwürdige Weise beherrscht. Schließlich verwarf er die Dogmenlehre und stellte als höchste Religion die Nächstenliebe hin, durch die das Elend des Proletariats so rasch wie möglich gebessert werden würde. Saint-Simon hatte, als er 1835 starb, nur eine kleine Gemeinde um sich versammelt, doch diese Lehre lebte als kraftvolle Unterströmung in der Tagesflut fort und erstarkte, als sich vor dem Ausbruch der Julirevolution die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen immer gewaltiger steigerte, zu einer sozialen Macht. Bedeutende Männer wurden von ihr angezogen; es bildete sich eine Sekte der Saint-Simonisten mit einem regelrechten Oberpriester. Daß nun auch Apostel, wie Enfantin, auftraten, die die extremste Seite der Lehre bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgten, und schließlich deren Untergang veranlaßten, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Uns interessiert vorwiegend die Stellung, die der Saint-Simonismus zur Frauenfrage nahm. Er suchte das Weib völlig zu emanzipieren, nach den Worten des Meisters: les femmes, à peine sorties de la servitude, sont encore partout tenues en tutelle et frappées d'interdiction religieuse, politique, sociale; l'homme lui seul, constitue l'individu social. Le mariage est un acte purement individuel. Les femmes seront définitivement affranchies,

l'individu social sera l'homme et la femme; toute fonction religieuse, scientifique, industrielle sera exercée par un couple. (Vergl. Oeuvres, Bd. 2, S. 229.)

Nicht die Schuld Saint-Simons war es, wenn sich der stark sinnliche Zug der Zeit seine Lehre zu nutze machte, um die Emanzipation des Weibes mit einem Recht auf freie Liebe zu verquicken. George Sand zahlte anfangs dieser Richtung ihren Tribut, wir sehen sie aber gerade durch den Saint-Simonismus allmählich geläuterter, vielseitiger und zielbewußter werden. Sie tritt nicht mehr einseitig für das unbefriedigte Weib der guten Gesellschaft auf, sondern sucht das ganze sie umgebende soziale Leben zu überblicken. Ihre Liebe zum Volk treibt sie zu getreuer Beobachtung der Arbeiterbevölkerung, die durch die wachsende Industrie in den Großstädten stark im Zunehmen begriffen war. Sie erkennt ihre bittere Notlage; sie glaubt in der mit falscher Sitte übertünchten Kaste der Besitzenden die Wurzel alles Übels zu finden und preist die Tugenden des vierten Standes. Als ihr bestes Buch muß hier „Horace" gelten, eine beißende Satire auf den jungen Bourgeois, dem die schlichte Tugendhaftigkeit des Mannes aus dem Volke gegenübergestellt wird. Ihre Auffassung von der Ehe bleibt die frühere: „Marthe" sagt die Freundin zu einer Frau, die sich dem Geliebten hingegeben „pourquoi donc cette douleur? Est-ce du regret pour le passé, est-ce la crainte de l'avenir? Tu as disposé de toi. Tu étais libre; personne n'a le droit de t'humilier".

Künstlerisch weniger geschlossen und nur durch ihre Theorien interessant sind „le Compagnon du Tour de France" und „le Meunier d'Angibault." „Spiridion" beschäftigt sich mit religiösen Fragen, mit der Erneuerung der Menschheit durch das Evangelium der Nächstenliebe und Gerechtigkeit. Er ist teilweise von dem Abbé Lammenais, dem demokratischen Reformator des Katholizismus, inspiriert. Überhaupt war George Sand zur damaligen Zeit nur ein guter Sämann, der rastlos auf dem durch revolutionäre Stürme zerwühlten Boden auszusäen ging, was ihr bedeutende Männer an Ideen gaben. Am meisten Einfluß übten auf sie Michel de Bourges, der Nationalökonom Pierre Leroux, Ledru-Rollin und der Abbé Lammenais. Bald begnügt sie sich nicht mehr mit Romanen; sie stürzt sich in den Parteikampf der Journalistik. Mit Leroux, Viardot, Lammenais und dem Polen Mickiewicz redigiert sie die Revue indépendante und später den Éclaireur de l'Indre. Auch immer steigender, fieberhafter Produktion ist sie 1848 zur Fanatikerin des Sozialismus geworden und reif für die Revolution. Beim ersten Lärmsignal schon verläßt sie ihre Villegiatur zu Nohant, eilt nach Paris und stellt ihre Feder Ledru-Rollin zur Verfügung. Während der ganzen Dauer der provisorischen Regierung lebt sie im Ministerium des Innern in einem Milieu, das in Kleidung und Gebahren die große Revolution kopierte und im Cynismus eine republikanische Tugend erblickte. Das „Bulletin de la république" wird ihr Organ. Seine zwölfte Nummer ist ausschließlich der erschütternden Schilderung des Elends der Frau aus dem Volke und der Schmach der Prostituierten gewidmet. Ein revolutionärer Taumel hatte sie ergriffen; sie begeisterte sich monatelang an dieser politischen Hoheit; ihre sonst so gesunden geistigen Fähigkeiten schienen ganz aus dem Gleichgewicht gekommen zu sein.

Die Junitage brachten den Rückschlag. Sie erlebte die volle Unzulänglichkeit der utopistischen Träume von Brüderlichkeit, Liebe und Abschaffung des Leidens. In quälenden Trübsinn verfallen, flüchtete sie nach Nohant und schrieb — — „la petite Fadette", die erste ihrer Dorfidyllen. Aus dem Vorwort klingt die verzweifelte Klage über die große Niederlage:

„La [illegible]
sent [illegible]
Les [illegible]
téméraires [illegible]
templ[illegible]
sauvages [illegible]

étouffe, on languit, on pleure, on râle, on expire dans les mansardes et dans les cachots. Jamais la race humaine n'a fait entendre une plainte plus sourde, plus rauque et plus menaçante."

Die idyllische Periode ihres Dichterlebens ist angebrochen, die Periode des Ausklingens, des Gesundens von allen Stürmen und Widersprüchen des Daseins am Herzen der Natur, des Heimatbodens. In der Einfachheit des ländlichen Lebens hat George Sand eine Zuflucht gesucht und gefunden.

Und während sie so ihrem Lebensabend entgegengeht, hallt ihr Name weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus. Schon um 1830, als das „Junge Deutschland" seine „ästhetischen Feldzüge" begann, um die bestehende Kultur durch ästhetische Bildung zu reformieren, holte man sich Rat bei den Saint-Simonisten. Gutzkow, Laube, Theodor Mundt, Ernst Willkomm u. a. studierten deren Zeitschrift „le Globe" und nicht zum geringsten Teil wurden zugleich aus den Romanen der George Sand die neu aufzustellenden Glaubenssätze gezogen: dem Individuum muß volle Freiheit verschafft werden, damit es sich zwanglos, ganz seiner Individualität gehorchend, entwickeln könne. Staat und Kirche in der bestehenden Form müssen abgeschafft werden, weil sie der freien Entwicklung des Individuums hinderlich sind. Die Frau ist zu emanzipieren. Zahlreiche Frauen stehen auf und begrüßen dankbar die neue Lehre, denn trotz aller wissenschaftlichen und industriellen Fortschritte der Zeit hat man sich bisher so gut wie gar nicht um die Frau gekümmert. Der ideale und später materielle Notschrei der George Sand wird von ihnen leidenschaftlich wiederholt. Viele sehen aber nur eine Berechtigung zur Sprengung lästiger Ehefesseln, und wir stoßen auf leidenschaftliche Plaidoyers für freie Liebe. Die mehr tendenziösen als dichterischen Produktionen dieser erregten Zeit sind voll davon. Am stärksten tritt Gutzkows „Wally" für die neuen Theorien von Befreiung des Weibes ein; theoretisch verkündet er im Vorwort zu den Briefen über Schlegels Lucinde: „Das Zusammenleben zweier Menschen muß durch volle Liebe geheiligt sein. Die Erziehung der Mädchen aus besseren Ständen vernachlässigt alles, was sie zu Gefährtinnen des Mannes machen könnte."

Unter den vielen hervorragenden schriftstellernden Frauen der damaligen Zeit verhalten sich die innerlich gesunden (wie Fanny Lewald) den George Sandschen Extremen gegenüber maßvoll einschränkend, während krankhaft leidenschaftliche und zügellose Temperamente in ihr das Ideal erblicken. Am meisten hat wohl die excentrische Gräfin Ida Hahn-Hahn im Bann der George Sand der ersten Periode gestanden. Sie schildert mit Vorliebe das geniale, heißblütige Weib, das sich, an eine unwürdige Ehe gekettet, zur Sprengung der Ehefesseln berechtigt fühlt, um sich ganz einer tiefen Leidenschaft hinzugeben.

Löst man die Schicht des Vergessens, die sich in so kurzer Zeit schon über Leben und Lebenswerk der großen Schriftstellerin gebreitet hat, so ist's, als ob man einem erkalteten Krater zum neuen Ausbruch verhülfe. Alles gährt und stürmt; die elementare Quelle heute geläuteter Gedanken wird mit einem Male aus dem Schoße der Vergangenheit emporgewirbelt.

George Sand selbst hat in ihren späteren Lebensjahren zu dieser Läuterung beigetragen, indem sie als Künstlerin wie als Mensch zur Harmonie gelangte. Sie hat sogar später der Ehe einen Hymnus gesungen und stellt das Ideal des Ehegatten in folgenden Worten hin: „le mari tel que l'a fait Jésus, tel que l'a expliqué St. Paul, en un mot mariage vrai, idéal, humanitaire et chrétien à la fois, qui doit faire succéder la fidélité conjugale, le véritable repos et la véritable sainteté de la famille à l'espèce de contrat honteux et de despotisme stupide qu'a engendrés la décrépitude du monde".

George Sand hat sich zu immer reineren Idealen emporgerungen; der große idealistische Mensch in ihr wird sie überleben. Er steht über allen Stürmen ihres äußeren und inneren Lebens. Er hat das Leiden einer ganzen Generation verstanden und sich in alle quälenden Probleme zum Heil der Menschheit zu vertiefen gesucht. Er hat die flammende, durch Schönheit geheiligte Sprache der Liebe geredet, er hat

aus tieffühlendem Herzen heraus die Klage gegen alle Ungerechtigkeiten erhoben, er hat mit echt dichterischer Phantasie das Schöne im Menschen und in der Natur verherrlicht.

George Sand ist niemals von einer rein idealen Auffassung der Dinge abgewichen und ins Gemeine und Häßliche gesunken. Stets hat sie ihr Ideal hoch zu stellen gewußt, selbst wenn dies Ideal an sich eine persönliche oder der Zeit eigentümliche Verirrung war.

An der Kindheit Grenze.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Sie gingen zwischen zwei Mauern, Ernestinchen und das Kind. Es waren die Himbeersträucher, die diese Mauern bildeten. Das Kind war schon ziemlich groß, stand aber noch mit beiden Füßen im wunderbaren, grünen Dämmerland, und noch war von diesem Land scheinbar kein Ende abzusehen. An keiner Stelle waren die Bande gelockert, die sein Wesen mit dem Wesen der Natur verknüpften, und da das Kind ein reiches Gemüt und viel Seele hatte, waren es viele und schöne Bande. Deshalb unterschied sie sich auch so auffallend von den andern; wie ein ganz andres Geschöpf ging sie unter den Großen umher. Man konnte wohl behaupten, nichts, was die sahen und empfanden, worüber sie sich freuten und grämten, war dem ähnlich, was das große Kind sah und empfand, worüber es sich freute und grämte. Alles an ihm war stolzester Anspruch, Unbeugsamkeit, Wildheit und Ganzheit, und dabei war seine Seele wasserhell an Reinheit. Sein Benehmen war freundlich. Da es sein Leben ganz für sich führte, machte es wenig Ansprüche an die Erwachsenen. Fiel es diesen einmal ein, sich in sein Treiben einzumischen, dann flüchtete das Kind wie eine Schnecke in ihr Haus und nahm alle Illusionen und Phantasien mit, von denen eingehegt es sein fürstlich reiches Leben führte. An leblosen oder unerleuchteten Gespielen hatte es eine wahre Fülle, diese mischten sich nicht in seine Angelegenheiten, sondern bereicherten es nur, versuchten niemals ihm Zwang aufzuerlegen, dafür wurden sie geliebt.

An der östlichen Giebelseite des Hauses blühte auf einem zerflossenen Beet ein Durcheinander namenloser Sommerblumen, langstenglig, bunt, zart und lockend. Sie gediehen nicht gut; um so inniger war ihr Wesen, ihre Farben rührend. Sie hatten ihre dünnen, verschlungenen Stengel der Sonne zugedreht; wenn ihr Goldblick sie traf, trocknete der Tau, der sie beschwerte; sie dehnten sich und dufteten ihre Lebenskraft in feinen Gerüchen aus. Am Nachmittag standen sie im Schmuck ihres Dunkelrot und Wasserblau wartend, abends wurden sie still im Schatten. Ich glaube, diese Blumen standen dem Herzen und dem Verständnis des großen Kindes näher als Ernestinchen.

Und die Bäume! Ob es nun Espen, die Blätter wie aufgereihte Perlen, oder Ahorn, spitzig und zackig in der Form, ob es sein gestrichelte Weiden oder weich gelappte, üppige Linden, blank prahlende Buchen oder heitere, runde Kastanien waren, sie alle, die Bäume, die jungen und die alten, die einzelnen Wächter an den Wegen und Gräben oder hinter den Ställen, und die zu Hainen und Gruppen vereinigten Träger, die Geheimniskrämer in Gebüschen, sie standen ihrem Herzen nahe. Im Sonnenlicht mystische Schatten beherbergend, sehnsuchtsvoll dunkel im blassen Abendhimmel,

verfinstert im Sack der Nacht, aufgeregt, geschwätzig, dramatisch im Sturm, in Schweigen versunken, immer, immer Erzähler, Freunde.

Da gab es unten in der mageren Fohlenkoppel mit ihrem Wassergraben, der Himmelsbläue oder eine gläserne Helligkeit durch das kurze Weideland rankte, ein zottiges Rappfohlen. Es war spröde und träge, unbändig und launisch, weich in den Fesseln, am Bauch hingen ihm lange Haare. Das große Kind konnte Stunden lang da unten am Zaun oder mitten platt auf dem kurzen Weideland sitzen und das Tier mit tiefer Freude beobachten. Wie es den Kopf warf, gelegentlich losjagte, bäumte und einem unsichtbaren Gegner Hufschläge austeilte, jedes Muskelspiel that dem Kind so wohl, weil es Phantasiegebilde mit jeder Lebensäußerung verband. Mit deutlichem Spiegelbild stand das Fohlen am Wasser in einer heroischen Stellung, senkte dann langsam den Kopf, um mit dem weichen, dummen Maul die blanke Kühle einzusaugen. Dann machte es seinen Körper halbrund und knappste seitwärts an seinem Schenkel. Wie das Kind laut und glücklich auflachte!

Ernestinchen stand dem Kind ganz fremd und fern gegenüber, wie sollte sie nicht! Ein ältlicher, abgebrauchter, vom Leben zurecht gemodelter, das heißt mißhandelter Mensch, eine Dorfschneiderin, eingesponnen in all den Kram, der mit des Lebens Notdurft und Nahrung zusammenhängt. Mit Natur und Schönheit hat der Kram nichts zu thun. Das war es ja: das Kind war schön und fühlte Schönheit, es wußte von nichts andrem. In ihm war der Anspruch der Griechen, das Leben des Vogels, die Freude und Leichtigkeit des Vogels. Bisher war alles an ihm abgeprallt, jede Belehrung, für die seine Natur nicht geschaffen, jeden Versuch zur Einengung hatte es von sich gewiesen; die Häßlichkeit und Gemeinheit, die ihm je begegnet, hatte keinen Schatten geworfen.

Ernestinchen ist mit all der Heuchelei, der Zweizüngigkeit, der Schlauheit, die ein bedrängtes, niederes Leben lehrt, längst, längst bekannt, sie hat all den Krampf und die Unnatur gekostet, die der Verkehr unter unklaren, rohen Menschen mit sich bringt. Sie weiß kaum mehr von einem reinen, harmonischen Seelenzustand. Ihre Seele hat sich zu oft mit dem Spielen mit geistiger Erhebung, der unwahren Reue und dem unwahren Schmerz befleckt, durch tiefe, schlammige Sinnlichkeit hat sie sich geschleppt, ihr Blut hat zu oft gefiebert und ist dann totenkalt geworden. Was weiß sie von der vollen, gesunden Wärme des Kindesgeblüts! So lange sie denken kann, hat sie unter der Qual gelitten, benachteiligt zu sein, und die Begierde, Glück an sich zu reißen, hat sie von Kindesbeinen an gehetzt.

Äußerlich sind die beiden Menschen, die da zwischen den Himbeersträuchern gehen, vollständige Gegensätze. Man kann wohl Ernestinchen eine interessante Erscheinung nennen, für den interessant, der die Häßlichkeit als Grundidee der Menschenbildung schätzt. Eine humoristische Erscheinung für den Menschenfreund, alles an ihr ist grotesk, charakteristisch. Der große, birnenförmige Kopf mit einer Unmenge von unappetitlichen Haaren zu Schanzen aufgetürmt, krönt eine kleine, stillose Figur, der Teint ist gelb und stubenfiech, die Nase lang, gebogen, eine starke Nase, wie sie niemals unintelligente Menschen haben. Ihre Miene, besonders um den Mund, erzählt von einem heillosen Temperament, die schlaffen Wangen geben dem Gesicht etwas Sinnliches und Verbrauchtes. Ernestinchen ist feurig und empfindlich, gänzlich im unklaren über ihre Persönlichkeit und bis zum Wahnsinn geschmacklos. Sie spricht von Liebe! Dem großen Kinde erzählt sie mit einem öligen, lüsternen Glänzen in den von Fältchen umzogenen Augen von ihren Gefühlen für einen Mann. Ihre unruhige, gelbe, arme Hand hält sie auf den Busen gepreßt, der eine heftige Curve beschreibt. Das Medaillon mit dem Bildnis des Gärtners trägt sie da verborgen, ein stolzes Zeichen, daß sie diesmal wiedergeliebt wird. So gut wie diesem jungen, robusten, nichtsnutzigen Burschen ist sie noch keinem gewesen. So gut — es zieht sie zu ihm hin, wo sie ihn auch entdeckt, jeder ihrer gehetzten Blutstropfen brennt vor Sehnsucht, und eine Angst schürt noch dieses Feuer: sie könnte ihn wieder verlieren, das Ganze wäre nur Spaß von seiner Seite.

Ihre Finger wühlen zwischen den Knöpfen ihrer Taille, während sie mit viel Genuß und

Geläufigkeit erzählt, wie sie ihn hat kennen lernen — auf einem Waldfest, da war er gerade vom Militär gekommen. Die Stellung hier hat sie ihm verschafft, nun kann sie gar nicht die Zeit erwarten, wo sie zum Schneidern gerufen wird, um ihr „goldenes Schnutchen" wiederzusehen. Während sie dies alles erzählt, hofft sie sehr, die Angst zu verscheuchen, die sie foltert. All die Thatsachen klingen ganz vernünftig. Der Gärtner ist eben ihr Schatz, sie werden sich heiraten, so bald es irgend geht.

Das große Kind geht neben dem fiebernden, alten Weib einher wie ein unschuldiges, anmutvolles Waldgeschöpf. Das reine Gesicht mit den tauklaren, lauschenden Augen, die gerade Schlankheit ihres Körpers paßt in den grünen Garten zu dem Sonnenuntergang und der Blätterfülle.

Die Himbeersträucher sind hochgewachsen, die Pfundbirnenbäume, die aus dem Gebüsch aufstreben, sind noch höher, und wieder höher ist der mit weißen Windwolken gemusterte Himmel, aber noch höher hängt das, was sich das Kind unter Liebe vorstellt.

Ein Cherub, ganz nackt, glänzend wie eine Wolke, Sonnenstrahlen um das ewige Haupt, mit Riesenflügeln, schaut aus diesen hohen Regionen, wo die leichte Luft in Klängen fließt und wogt, hinweg über sie, hinweg mit mächtigen Augen in selige Fernen, in Traumlande, in Meereswelten, denen Inseln entsteigen. Wird es eines Tages seinem Blick begegnen? Wie aus einem Brunnen sieht es empor zu dem Götterbild, Wachsen und Bangen in der Seele und das Herz von einer tiefen, kaum gefaßten Vorfreude entzündet.

Von seiner Reise kehrt sein Blick zu Ernestinchen zurück, die jetzt dabei ist, das Medaillon aus seinem warmen Versteck herauszufischen. Mit ernsthafter Scheu sieht das Kind zu, wie es erscheint, eine runde Kapsel mit gemalten Vergißmeinnicht darauf. Nun öffnet sie sie wichtig und poliert das Glas mit ihrem Ärmel.

„Er ist ein hübsches Mannsbild, das muß ihm der Feind lassen," sagt sie, dem Kinde das Medaillon hinreichend. „Ich kann die Schwarzen für 'n Tod nicht leiden!"

Das Kind besieht den ganz von vorn aufgenommenen Soldaten auf dem runden Bildchen und erkennt den Gärtner, die niedrige Stirn, über der dichte fettige Haare gescheitelt sind, abstehende Ohren. Wenn er mit der Herrschaft redet, ist er stets furchtbar rot im Gesicht und verlegen; so bald er mit seines gleichen verkehrt, spielt er sich auf. Sein Lachen ist so albern und unmelodisch, wenn er mit den Gartenmädchen zusammen ist. Ob er noch ein ganz anderes Wesen hat, das das Kind nicht kennt? Eigenschaften, die allen verborgen sind, die er nur Ernestinchen offenbart? Und ebenso, hat Ernestinchen noch ein anderes Wesen als das, was sich in ihren Mienen und Worten und Blicken verrät? Ist da irgend etwas ihren Vorstellungen Ähnliches zwischen den beiden?

Das Kind sieht mit offenem Munde zu den Windwolken auf, als wollte es sich da Weisheit holen, um die Rätsel zu lösen. Man liebt nur das, was schön, gut und herrlich ist — das scheinen ihm die weißen, wie Hörner gebogenen, leichten, fernen Wolken zu sagen. Es lächelt.

„Was haben wir schon alles angestellt, daß wir uns mal sehen können," erzählt Ernestinchen in eifrigem Zischelton. „Meine Mutter ist sehr streng, immer hat sie Obacht gegeben, daß ich nicht allein aus war. Wie ich im Dorf bei ihr wohnte und er im Pflanzgarten arbeitete, kam er abends rüber gelaufen, unten am Zaun ging er auf und ab, um Uhre zehn pfiff er: Ach, wie ist's möglich dann. Da wußt' ich, mein goldenes Schnutchen ist da und wartet. Ich alles weggeschmissen, zur Mutter sagt ich: Die Freundin wartet, wir müssen ein bißchen spazieren, man wird ganz dumm vom vielen Sitzen."

„Was thun Sie nun beide, wenn er pfeift und Sie herauskommen?" fragt das Kind ängstlich und wißbegierig zugleich.

Ernestinchen zeigt langsam die Zähne. „Liebesleute haben immer was zu reden." Sie lacht in sich hinein. „Er ist auch sehr für's Schäkern, grade so wie ich auch. Neulich habe ich ihm die Ärmel von seinem Paletot heimlich zugenäht, das gab ein Gaudium."

Das große Kind findet, daß es schauderhaft aussieht, wie Ernestinchen jetzt das Bild zurück in ihren Busen praktiziert und dabei

auf eine seltsame Art mit starren Augen lächelt. „Nähen Sie ihm auch Knöpfe an?“ fragt es zur Seite sehend und errötet.

Die Himbeeren haben aufgehört. Auf einer Rabatte vor langen Gurkenbeeten, von Dill überschleiert, stehen grelle, gelbrote Cinnien. Ihre Farbe fesselt wie ein lauter Ton. Das Kind muß seine Augen auf diese blendenden, gröben, duftlosen Blumen richten, die so frech sagen: da sind wir.

„Na ob, er ist so abgerissen, schon acht Mal hab ich nachts an seinen Hemden geflickt.“

Das ist sehr gut von Ernestinchen, denkt das Kind, und ihm ist doch so unheimlich und zweifelnd zu Sinn. Ernestinchen ist nicht gut, sie flickt die Hemden nicht, weil sie zerrissen sind und der Gärtner ihr leid thut, da ist irgend etwas Häßliches verborgen, was es nicht versteht. Die Cinnien sind auch so häßlich und so grell, sie gehen das Kind gar nichts an, und es muß doch hinsehen, sogar den Kopf dreht es nach ihnen um. Soll es nicht lieber auf seinen alten Lieblingsplatz unter den Hollunderbüschen am Gartenteich laufen, die Harke nehmen, die da versteckt in einem Busch hängt, und den Platz um die kleine Bank und den wackligen, selbstgezimmerten Tisch harken? Vielleicht waren auch wieder die beiden weißen Enten auf dem Teich, die sich da so gern herumtrieben und nicht schlafen gehen wollten.

Nein, es kann sich nicht losreißen, obgleich es nach dem Hollunderberg schmachtet, nach dem Alleinsein mit seinen schönen Vorstellungen von geflügelten Göttern und allerhand heimlichem, buntem Märchenkram. Ihm ahnt Trauriges, und doch, es wird festgehalten; Ernestinchen erzählt so neue, wunderliche Sachen, die den Vorzug haben, in greifbarer Nähe sich abzuspielen, je dunkler es wird, je neuer und wunderlicher werden sie.

Der Weg verfinstert sich jetzt; wie ein Hohlweg läuft er in die Büsche hinein und verschwindet. Lindenblütengeruch liegt süß und stark in der Wölbung.

Ernestinchen unterbricht sich in ihrer Erzählung von einem Tanzvergnügen im Dorfkruge, sie seufzt wollüstig auf: „Ach die Linden, wie die schön duften,“ dann fährt sie fort. „Wir gingen 'nen Schottschen zusammen, ich in blau Barege mit viereckigem Ausschnitt. In der Pause spazierten wir Arm in Arm im Wirtsgarten. Es war naß im Garten — na, er wollt' aber, und ich kann nicht nein sagen, wenn Max was will. Der Organist kam uns nachgepinschert, er hatte sich die Nase begossen und fing an, Redensarten zu machen. Mein Schatz ist ein Draufgänger — es kam bald zum Krawall. Er ist eben eifersüchtig.“ Ernestinchen schwelgte in der schmeichelhaften Auslegung, die sie den Vorgängen im Kruggarten gab.

„Eifersüchtig!“ wiederholte das Kind, mit Feierlichkeit in den dunklen, duftschweren Laubengang hineinschreitend.

An der Bleiche wurde es wieder heller, drüben der blühende Schneeball leuchtete verloren vor den Hecken. Die Windwolken waren fast alle verschwunden; nur eine langgestreckte, rötliche Fahne hing noch im glasklaren Abendhimmel.

„Haben Sie den Gärtner denn lieber als Ihr Leben?“ fragte das Kind und runzelte seine elfenhaft heitere, glatte Stirne.

„Ach, du liebe Zeit!“ Ernestinchen lachte auf eine ganz besondere Art und drehte sich in ihren Kleidern.

Am Treibhaus gingen sie vorbei, wo die wohlriechende Wicke wie ein Mantel um den Schornstein hing, ihre Füße traten auf Glasscherben. Dann rechts über die kleine, gewölbte Brücke den Weg zwischen den Zwergbäumen und der langen Stallmauer entlang.

Wie durch unsichtbare, starke Fäden festgeknüpft, muß das Kind an Ernestinchens Seite bleiben. Die ganzen Details einer krampfhaften, von vornherein verfehlten Liebesgeschichte werden ihm aufgetischt. In der dunklen, warmen Luft bekommt es heiße Wangen und unruhige, entgeisterte Augen.

Auf ihren Wanderungen sind die beiden dem Wohnhaus in den Rücken gekommen, zwei helle Fenster sehen mit rotem Schein aus der Hoffront neben dem Vorbau der Küche.

„Da sind sie alle versammelt!“ Ernestinchen faßt es wie im Fieber, sie strebt mit Energie auf die hellen Fenster zu und ergreift des Kindes Arm, um sich zu versichern, daß es mit kommt. Man hat es ihrem Schutze anvertraut.

Der Inspektor Schulz sitzt auf dem Tisch, seine langen Beine in heller Hose und langen Stiefeln wippen unternehmend. Die Mamsell hat die Hände auf den Magen gefaltet und lacht schallend. In ihrem kirschroten Sonntagskleid sieht der eng eingespannte Busen und der starke Leib besonders auffallend und plump aus. Das Gesicht mit den feisten Backen, der Stumpfnase hat seinen gewöhnlichen, gutmütig schlauen Ausdruck. Da ist auch der Brenner, ein brünetter, fixer, kleiner Mann mit Spitzbubenaugen, das pockennarbige, maliziöse Stubenmädchen und noch eine unbekannte Frauensperson, ein hübsches, derbes Ding mit bunten Schleifen auf einem schwarzen Kleid.

„Holla! das Fräulein Schneiderin, das witzige Marjellchen!" ruft der Brenner, auf Ernestinchen zutänzelnd. Als er das große Kind entdeckt, reißt er die Augen auf, verändert etwas seinen dreisten Ton und sagt: „Sie kommen grad zur Zeit, wir werden was spielen."

Jemand ruft „Kuckuck."

Die Mamsell lacht noch lauter, sich an den Ofen lehnend, und zeigt auf Ernestinchen, die sich wild im Kreise umsieht, und als es nochmals Kuckuck ruft, sich geberdet, als sei sie von der Tarantel gestochen. Ernestinchens Betragen wirkt beängstigend auf das Kind. Es dachte wirklich, sie hätte den Verstand verloren, man müsse ihr zu Hilfe kommen. Das stört das Kind in der verwunderten Betrachtung der Wirtschaftsstube. Die ist nämlich völlig verändert. Der Milchschrank sieht in der unnatürlichen Beleuchtung einer ohne Glocke brennenden Stehlampe aus wie ein Posten, der emsig ein völlig abgegrenztes Reich bewacht. Die geblümten Gardinen haben etwas spöttisch Fratzenhaftes, das Bett wirkt peinlich, nein, unheimlich und ekelhaft, wie es da verstohlen in seiner Ecke steht. Die gelbe, getünchte Decke und die kaltblaue Tapete machen den Raum zu einer Höhle, und sie waren doch dieselben wie an vielen Tagen und Abenden, wo sie das Kind gesehen, friedlich zu einer häuslichen Beschäftigung den Hintergrund abgebend.

Ernestinchen fährt, die Röcke schwenkend, in der Stube umher, als es immer wieder Kuckuck ruft, stürzt sie auf den Inspektor los, ihn am Ärmel packend, ihn anschreiend, ob er wisse, wo der Gärtner steckt.

Dem Kinde wird himmelangst. Das muß doch jeder merken, daß die Stimme hinter dem Ofen herkommt, wie kann Ernestinchen so dumm sein!

„Suchen Sie doch hinter dem Ofen nach", rät ihr das pockennarbige Stubenmädchen mit verächtlichem Ton. „Wie lange sollen wir denn die Komödie ansehen!" sagt sie zu der Mamsell.

Der Gärtner wird hinter dem Milchschrank und dem Ofen hervorgeholt, er thut, als sei er eingeschlafen, kein Glied kann er rühren, er taumelt über die Diele mit hochgezogenen Schultern, während er ein Gesicht schneidet und fällt auf Ernestinchen herauf. Die kreischt los und versichert, daß sie Herzklopfen habe.

Dem Kinde ist, als erlebe es in der veränderten Wirtschaftsstube einen schrecklichen Traum, der zugleich so bunt, wild und von solcher derben Kraft ist, daß es daraus nicht aufwachen kann. All diese Menschen, die sie kennt, zeigen sich ihr von einer neuen Seite, als eine geschlossene Gesellschaft, die ihren besonderen Charakter trägt, in der sie selber sich nur geduldet vorkommt. Und das ist das Schmerzliche an dem Treiben dieser Gesellschaft: es ist etwas Verstecktes, Unsicheres darin, das Feuer in den Augen ist krampfhaft, das laute Lachen ohne Freimut, die Beziehungen zwischen den verschiedenen Personen tagesscheu. Aus diesem Grunde macht das Gesinde einen gespenstischen Eindruck, trotz aller groben Äußerungen ihrer Freude.

Man arrangiert ein Spiel. Der Inspektor mit den schönen Beinen, die er so eifrig zur Schau stellte, bequemt sich vom Tisch auf einen Stuhl. Er setzt sich neben das Kind, dem man diensteifrig zu allererst einen Stuhl zurecht gestellt hat. Manchmal wirft der stattliche Mann seinen Kopf zu ihm herum, dann sieht das Kind seine blanken, kalten Augen, seine hübsche Nase und den weichen, roten Mund in dem kurzen, braunen Bart. Er wirkt nicht gespenstisch, sondern beängstigend. Es scheint so, als ob er etwas sagen will, aber er entschließt sich nicht dazu, verhält sich überhaupt ziemlich stumm. Sein Anteil an

den Gesellschaftsspielen beschränkt sich darauf, Witze zu beklatschen, was er dadurch bewerkstelligt, daß er mit seiner hellroten Hand auf seine straffen Schenkel klopft. Oder er erhebt sich zu seiner schlanken Höhe und schlichtet einen Streit, zwingt das Mädchen mit den bunten Schleifen dazu, sich einen Schnurrbart anmalen zu lassen, faßt jemand, der sich der Spielregel nicht fügen will und befördert ihn dahin, wo er hin soll. Gelegentlich greift er der Mamsell unter das Kinn — das große Kind erstarrt über den Ausdruck, den dies Frauengesicht annimmt. Dieser Mund, — ihm ist, als müsse es um Gnade bitten. . .

Dem Kinde gegenüber sitzen Ernestinchen und der Gärtner, sie tuscheln und greifen sich an den Händen und stecken die Köpfe zusammen. Jeden unbewachten Augenblick benutzt der Gärtner, um mit hingenommenem, lüsternem Blick nach dem Mädchen im schwarzen Kleid hinzuschielen. Die ist schrecklich affektiert, sie spielt die Feine, die Zimperliche. Ernestinchen weiß, daß sie eine Nebenbuhlerin hat, sie möchte das fremde junge Mädchen zum Fenster hinauswerfen. Sie zeigt ihren Abscheu so deutlich, daß alle ihre Gefühle merken. Man verhöhnt sie, spitzt auf ihr Alter. Mit ziemlicher Gewandheit teilt sie Hiebe aus, wo man sie angreift, und dabei leidet sie unsäglich. Das große Kind weiß es und sieht auf die Dielen mit ihren großen Flecken und Sprüngen. Es surrt in seinem Kopf, als ob da rastlose Räder an neuen Gedanken spönnen. Muß es um all die armen Gespenster Mitleid und Scham im Herzen tragen, und sich um die Flecken auf den Dielen sorgen? In der schwülen, unreinen Luft überlaufen das Kind Schauer.

Man spielt Briefträger. Hinter der Thür nach der Schankstube steht die dicke Mamsell, sie wird gefragt und antwortet. Die roten Siegel auf den Briefen bedeuten Küsse, die schwarzen Ohrfeigen.

Das Kind sieht der Schneiderin Gesicht sich zu einer wahren Musterkarte von Zorn und Qual verändern, sterbenskrank und welkend alt sieht sie aus, um den Mund ein paar tiefe Falten. Was geht vor? Der Gärtner küßt das fremde Mädchen, sie wehrt sich lachend, jeden einzelnen Kuß läßt sie sich rauben. Es giebt eine bewegte, jugendliche Gruppe, der es nicht an einer gewissen derben Grazie fehlt.

Der Inspektor zählt die Küsse.

Dem Kind ist, als stiege ein feucht heißer Dampf aus den Dielenritzen, der es einhüllte und ihm die Kleider vom Körper schmolz, der es hineinzieht in einen trägen, starken, furchtbaren Wirbel. Die Hände klammern sich an den Stuhl fest, der Körper strafft sich.

„Einen Brief vom Herrn Inspektor an das kleine Fräulein!“

„Wieviel Siegel? Rot oder schwarz?“

„Eins. Ein rotes Siegel.“

Es entsteht eine Pause.

Wie aus der Nebenstube, durch Brausen hindurch, hört das Kind Frage und Antwort. Mit einem Ruck fällt Hitze und Schwindel von ihm ab, es sitzt in seinem weißen Kleid auf einem Stuhle mitten unter dem Gesinde, den Kopf erhoben mit kühlen Wangen, großäugig und mit gespanntem, starkem Herzschlag. Ein Siegel für sie? Alle sehen sie an mit Augen, die nach ihr Haken auszuwerfen scheinen. Der Inspektor Schulz neben ihr hat den Kopf auf dem langen beweglichen Halse herumgeworfen.

„Auslösen!“ ruft der Brenner wichtig, in demselben Tonfall, wie es der Inspektor thut und erhebt sich von seinem Platz.

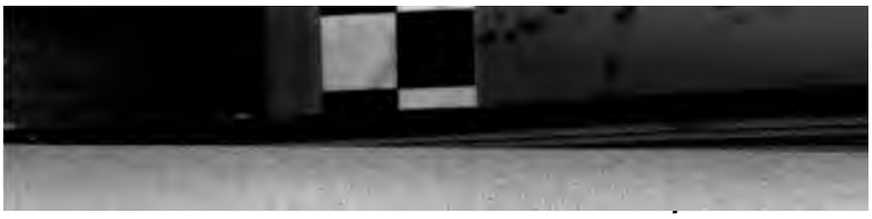
Das Kind sieht zur Seite und begegnet des Inspektors Blick.

„Auslösen, auslösen!“ Der Brenner nähert sich, ein Grinsen auf dem Gesicht, das Stubenmädchen kommt auch herbei.

Nein, ganz gewiß nicht, denkt das Kind mit einem seltsamen Schwächegefühl in seinen Gliedern und einem Auflodern seiner Seelenkräfte.

Der Inspektor neben ihm erhebt sich, er fühlt einen leichten Zwang in seinen Bewegungen, wie ein Turm steht er neben der Kleinen und sieht auf sie herab, während seine Wangenmuskeln spielen. Langsam beugt er sich.

Das Kind sieht zu dem Manne auf. Sein Gesicht nähert sich ihm wie die Verkörperung einer rauhen, niedrigen, brutalen Welt. Die Finger ihrer kleinen Hände spreizen sich ein wenig, ihre Pupillen vergrößern sich in Abwehr, je näher diese ausgebrannten, wissenden



Augen, diese roten, sündigen Lippen in dem krausen Bart ihr kommen. Sein Atem streift über ihr Blumengesicht . . . „Das war kein Kuß," sagt das Stubenmädchen mit einem undefinierbar gehässigen Blick auf das große Kind.

„Wenigstens ein Handkuß," schlägt der Brenner vor.

Der Inspektor hat sich aufgerichtet und sieht auf die Kleine herab, auf diese unschuldigen Hände . . .

„Es wird weiter gespielt!" befiehlt er mit einer scharfen Wendung, faßt das Stubenmädchen um die Schultern und dreht sie wie einen Kreisel um sich selber. „Es soll sich keiner unterstehen, an die Kleine einen Brief zu bringen," ruft er mit knarrender Stimme.

Nach diesem überstandenen Schrecken kommt dem Kind die erlösende Entdeckung, daß die verhexte Wirtschaftsstube eine Thür hat, die durch den kleinen Zwischenraum in die Küche und durch den Vorbau ins Freie führt. Ins Freie! Ihr perlen Schweißtropfen auf der Stirn, ihre Nasenflügel dehnen sich. Ins Freie! Sie ist ja ein gefangener Vogel, ein gequälter Schlupfvogel unter vierfüßigen Tieren, sie hat, o Gott, Gott sei Dank, sie hat ja Flügel! Noch schwebt über ihrem Kopfe wie eine Vision das Gesicht des Inspektors, und in ihrem Blut ist so ein peinigender Aufruhr, leise steht es auf.

Dazu ist es zu schüchtern, um diese verbündete Gesellschaft, in der es nur geduldet war, ganz augenfällig zu verlassen, aber den Tumult benutzt es schlau; als der Brenner, dem sechs Küsse von Ernestinchen bevorstehen, mit Ausrufen des Jammers hinter den Ofen stürzt, da schleicht es sich zur Thür. So lange es im Hause in Engigkeit und Dunkelheit vorwärtstastet, so lange wird es verfolgt von dem nahen, drohenden Männergesicht. Nun noch ein Schritt — der hohe Himmel ist über ihm, Himmelsöde, der alte Mond steht blank und scharf über den Gartenbäumen hinter der Mauer.

Das Kind blickt um sich und dann nochmals zurück nach den beiden hellen Fenstern. Es würde sich nicht wundern, wenn da Flammen zwischen den Gardinen spielten, oder die Leute in der Wirtschaftsstube oben an der Decke herumzögen mit Larven statt Gesichtern. Die Männer hinter den Frauen her, die Frauen den Männern nach, eine wilde Hetze. Welche starke, albdrückende Macht strömt aus den beiden Fenstern? Es muß weiter fort, um ihr zu entrinnen; noch ist es nicht allein. Da auf der Bleiche hat der Mond seine wunderbare Wäsche ausgebreitet, da hinein stürmt das Kind in das rauh betaute, helle Gras. Mitten darauf in der Weite des Platzes, in seiner größten Freiheit bleibt es stehen und breitet die Arme aus.

Wie eine Geisterhand legt sich der Schein auf sein Haar, an seinem Halsausschnitt vorbei rinnt er über seine Brust, an den Fingern tropft er herab zu dem wohlig ausgebreiteten Teich von Licht. Das Kind keucht und stößt kindische Klagelaute aus. Es möchte irgend jemand oder irgend etwas zur Verantwortung ziehen für die Häßlichkeit, die es gesehen hat, und alles ringsum ist stumm, öde und von erdrückender Großartigkeit. Da ahnt das Kind, nichts auf der Welt kann ihm helfen, die Häßlichkeit ist da, ebenso wie eine lachende tückische Tierfratze aus Holz geschnitzt da ist, die im Hausflur hängt, von irgend welchem widerwärtigen, wilden Mann gearbeitet. Man kann sich von ihr weg wenden, aber da ist sie. Eine neue, schmerzhafte Traurigkeit schüttelt das Kind bis ins Mark.

Mit gesenktem Kopf und einem Hirn, das sich dehnt in verwirrenden, fremdartigen Vorstellungen, stapft es aus dem Gras und begiebt sich an den Ententeich. Wo der Rand ganz flach ist, kauert es sich hin, wirft einen Blick hinüber nach ihrem Hollunderberg mit dem Tisch und der Bank in dem feingemusterten Schattenbild des Laubes — was für ein selig einsames Plätzchen — horch, die Frösche quarren. — Nun fängt es an, sich das Gesicht zu waschen, ganz nah sieht es auf die glatte, schwarze Wassermasse, schöpft dann und reibt mit Eifer. Wie ein Segel liegt weiter unterhalb des Hollunderberges der Mondschein und da drüben am Ufer unter den großen Kürbisblättern! Da hat sich der Herr Mond nicht den Spaß gemacht, einen kleinen weißen Berg von Licht aufzuhäufen, nein, das sind die beiden Ausreißer, die beiden weißen Enten eng bei einander. Mit nassem

Gesicht läuft das große Kind um den Teich, behende wie ein Indianer nähert es sich dem Uferrand. „Ihr Mondenten!“ Mit aufstrahlendem Gesicht bückt es sich, um leise auf die festen Federrücken zu tasten. Und plötzlich hebt es mit einem Ruck die Hände und ruft leidenschaftlich und mit böser Schadenfreude: „Huhu!“

Die Enten schnattern erschreckt und flüchten mit ausgebreiteten klappenden Schwingen nebeneinander über das Wasser; als sie über den Glanz streichen, blitzen ihre Federn silbern auf. Das Kind zeigt die Zähne vor Lust, so heftig hat es sich noch nie gefreut.

Jenseit ducken sich die Enten, plantschen und klatschen noch ein wenig, die Kreise auf dem Wasser verlöschen. Jetzt quarren nur noch die Frösche in dem Bruch hinter der Hecke.

Die Traurigkeit hat nur darauf gewartet, daß es wieder ruhig werden sollte, jetzt senkt sie sich aus allen Büschen und Bäumen, aus der Luft herab, vom Wasser hergleitend, aus dem Mondschein rinnend, hinein in des großen Kindes Seele. Sieh mal, sagt sie, so traurig ist die Häßlichkeit! Mußt du nicht über das weinen, was du gesehen hast? War irgend etwas, ein Wort, eine Miene, ein Blick nicht beklagenswert? Besinne dich, ich habe Zeit zu warten.

Das Kind preßt die Lippen zusammen und besinnt sich. Nichts, nichts war lauter, schön, natürlich, die Zärtlichkeit ohne Reinheit und Süßigkeit, die Blicke ohne Seele, die Geberden ohne Adel. Zum Sterben häßlich das Ganze! Aber in ihr wühlt Trotz und Feindseligkeit gegen die schwarze Trauer, die sie zu Thränen auffordert. Ich will doch weiterleben, wenn ich auch weiß, wie es mit Ernestinchen steht, daß sie lieber lügt und Spott erträgt, als es entbehrt, mit dem Gärtner zusammen zu sein, von dem sie doch weiß, daß er lieber mit dem Mädchen mit den bunten Schleifen zusammen wäre, sagt das Kind. Ich weiß auch, daß die Mamsell nicht nur einem Schwein ähnlich ist, nein, sie hat auch etwas von einem Schwein in ihrem Wesen, es ist furchtbar, aber es ist ganz gewiß; als ich sie ansah, wie sie der Inspektor unter das Kinn faßte, da wußte ich es. Der Gärtner ist so dumm und albern, daß er in einem Augenblick nicht weiß, wie er im nächsten sein wird, lauter Fetzen sind in ihm. Der Brenner möchte immerzu lärmen und Witze machen, um nicht zu bedenken, daß er ein Spitzbube ist. Das weiß ich alles und werde es ertragen. Ja, auch das werde ich ertragen, daß mir Herr Schulz so nahe mit seinen Augen, seinem Bart und seinen Lippen gekommen ist. Ich werde nicht mehr daran denken, außerdem habe ich mich ja gewaschen.

Das Waschen thut es nicht, auch nicht das daran nicht denken, du hast etwas verloren — spürst du die Lücke, liebe Seele?

Das große Kind spürt die Lücke — eine Bresche ist in seine goldenen und bunten, gläsernen Koulissen eingerissen, mit denen es sein Dasein umstellt; die unbarmherzige, wirkliche Ferne sieht hinein, und es bläst kalt wie ein Winterwind durch das Loch.

Eigentlich geht es mich gar nichts an, was das Gesinde treibt, sagt es sich mit gewollter Fühllosigkeit. Warum soll ich mich grämen, ich habe solchen Abscheu vor ihnen, ich bin anders als sie.

Ja, aber sie sind Menschen, und du bist ein Mensch. Sie sind ärmer und niedriger als du — sieh, darum mußt du am meisten weinen, — das Kind denkt nach, und die Augen werden ihm naß. Wie weh thut diese schwere Traurigkeit seiner heiteren Seele! Es bäumt auf und schleudert sie fort zu den Schatten unter den Kürbisblättern, in den Teich .... Das weiß ich ja alles, sagt sich das Kind heftig. Es nützt nichts, Sand darauf zu schütten, aber ich thue es doch! Ich will das schöne Leben weiter führen, das von gestern und heute Vormittag, ich werde so thun, als ob nichts vorgefallen wäre. Meine Erfahrung über das Häßliche soll mir niemand anmerken ....

Das Leben der Erwachsenen fing an diesem Abend seine Arbeit bei der Kinderseele an.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Das Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen** wurde am 4. Mai von dem Ausschuß der Gesellschaft für Soziale Reform verhandelt. Wir geben um der Wichtigkeit der Sache willen den Bericht über diese Sitzung (Soziale Praxis Nr. 32) im Wortlaute:

Der Referent Reichstagsabgeordneter Rich. Roesicke betonte, wie bei Begründung der Gesellschaft für Soziale Reform die Absicht bestanden habe, alle Kreise der Bevölkerung und alle Parteien zum Zwecke der Förderung der Sozialreform zu umfassen und zu vereinigen. Ferngeblieben seien aus eigenem Entschluß die Extremsten rechts und links, die auf der rechten Seite, weil sie überhaupt von der Sozialreform nichts wissen wollten, die links, weil sie leider noch in der Ablehnung gemeinsamer Thätigkeit verharrten. Hier könnten wir nichts ändern. Anders aber sei es mit den Frauen. Diese hätten selbst den lebhaftesten Wunsch mitzuarbeiten und das wärmste Interesse an unseren Bestrebungen bekundet. Trotzdem konnten wir sie nicht zulassen, weil in den größten Staaten das Vereinsgesetz es ausdrücklich verbietet. Und nicht die Gesellschaft für Soziale Reform allein müsse jetzt auf diese wertvolle Unterstützung verzichten, sondern sie fehle allen sozialpolitischen Bestrebungen, ja auch der Regierung selbst, die ja nach ihrer oft wiederholten Beteuerung die Fortführung der Sozialreform für unerläßlich halte, sich aber für weite Gebiete der besten Mitarbeiterinnen beraube. Das Reich habe auch den Arbeiterinnen das Koalitionsrecht verliehen, damit sie sich durch eigene Kraft helfen, der Einzelstaat aber verkümmere oder entziehe ihnen dieses Recht wieder. Übertreten wir aber dieses Verbot, so setzen wir uns der Willkür der Polizei aus und verhindern geradezu seine Beseitigung. Man soll überhaupt in der Sozialpolitik Wunden nicht zudecken, sondern wir müssen sie offenlegen und Mittel zur Heilung suchen. In diesem Falle heißt das: Wir müssen den Frauen das Recht verschaffen, sich sozialpolitisch in Vereinen und Versammlungen zu bethätigen. Wie die gewerblichen Verhältnisse sich gestaltet haben, ist es widersinnig die Beteiligung der Frauen auszuschließen. Schon heute ist ihre Teilnahme in vielen Bundesstaaten erlaubt, aber gerade die größten verbieten sie. Hier kann nur ein Reichsgesetz helfen, ebenso wie man durch Reichsgesetz die einzelstaatlichen Verbote der Verbindung von Vereinen aufgehoben hat.

Der Korreferent Professor Dr. Francke entwarf in großen Zügen ein Bild der bestehenden vereinsgesetzlichen Bestimmungen über die Zulassung von Frauen zu politischen Vereinen. 16 deutsche Einzelstaaten, an der Spitze Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, dann die meisten Kleinstaaten und die Hansastädte, kennten seit den 1850er Jahren das Frauenverbot nicht; ja nicht einmal der reaktionäre Bundesbeschluß von 1854 habe die Frauen ausgeschlossen, sondern nur die Schüler und Lehrlinge. Andere Staaten, wie die beiden Mecklenburg und Elsaß-Lothringen, verböten die Teilnahme der Frauen nicht ausdrücklich, stellten aber das ganze Vereins- und Versammlungswesen in das diskretionäre Ermessen der Behörden. Bayern habe 1898 das Frauenverbot nur insoweit aufgehoben, als Vereine für die Berufsinteressen, sowie Zwecke des Unterrichts, der Erziehung und Krankenpflege in Betracht kommen. Preußens Vereinsrecht, das nun 51 Jahre alt sei, schließe die Frauen von Vereinen aus, die politische Angelegenheiten in Versammlungen erörterten, lasse sie aber zu öffentlichen Versammlungen zu. Noch reaktionärer seien die Vorschriften in Braunschweig, wo jetzt der Evangelisch-Soziale Kongreß darunter zu leiden habe, und einiger Kleinstaaten. So ergebe sich ein ganz buntscheckiges Bild, ein Zustand größter Verworrenheit. Was in dem einen Staate seit alters her erlaubt, sei in dem benachbarten verboten. Tief verletzend müsse für die Frauen die Zusammenstellung mit Lehrlingen, Schülern, Minderjährigen, der Ehrenrechte Verlustigen wirken. Und das in einer Zeit, wo der Staat die Frauen als Beamte in manchen Verwaltungen beschäftige, wo er ihnen im Erwerbsleben dieselben Rechte wie den Männern gewähre! Auch der Korreferent ist der Ansicht, daß hier nur durch Eingriff der Reichsgesetzgebung zu helfen sei, indem man das landesgesetzliche Frauenverbot ebenso wie das Verbindungsverbot beseitige.

An der sehr lebhaften Debatte beteiligten sich die Herren Hitze, Reisser, Schmoller, Behrens, Sombart, Lehner, Freiherr v. Berlepsch und die Referenten. Schließlich wurde auf Grund verschiedener Anträge folgender Beschluß einstimmig gefaßt:

> Im Hinblick auf die dringende Notwendigkeit der Mitwirkung der Frauen an allen sozialpolitischen Bestrebungen, beschließt der Ausschuß der Gesellschaft für Soziale Reform, eine Eingabe an Bundesrat und Reichstag zu richten, in der der baldige Erlaß eines Reichsgesetzes gefordert wird, das die der Anteilnahme der Frauen an jenen Bestrebungen entgegenstehenden landesgesetzlichen Beschränkungen der Vereins- und Versammlungsgesetzgebung aufhebt.

* **Die Frage des Zudrangs unberufener Frauen zu den Universitätsvorlesungen** beschäftigte den Berliner Frauenverein in einer Sitzung, zu der auch die Mitglieder des „Vereins studierender Frauen zu Berlin" eingeladen worden waren. Die Frage war zur Diskussion gestellt worden, da in weiteren Kreisen die Ansicht verbreitet ist, die Zulassung der Frauen zur Berliner Universität sei in einer Weise von Unberufenen ausgenutzt worden, daß das Frauenstudium für die Universität zu einer Kalamität werde. Es wurde von den anwesenden Studentinnen festgestellt, daß es sich bei den Elementen, für die diese Ansicht gerechtfertigt sei, meist um Frauen handele, die ohne Erlaubnis einzelne Vorlesungen besuchen. Eine schärfere Kontrolle würde dem Übelstand abhelfen. Im übrigen war man der Ansicht, daß die neue ministerielle Bestimmung über den Berechtigungsnachweis zum Besuch der Vorlesungen genügen werde, um den Mißständen, von denen jedenfalls im Publikum übertriebene Vorstellungen herrschten, abzuhelfen. Die Versammlung faßte das Ergebnis der Diskussion in folgende Resolution zusammen:

„Die am 25. April tagende Versammlung des Berliner Frauenvereins konstatiert, daß an den öffentlichen, und zum Teil auch an den privaten Vorlesungen der Berliner Universität Hörerinnen teilgenommen haben, die nicht im Besitz des vorschriftsmäßigen Hospitantenscheines waren und deren Anwesenheit in den Hörsälen thatsächlich als eine Gefahr für das Frauenstudium betrachtet werden kann. Die Versammlung hält eine strengere Ausübung der Kontrolle für wünschenswert. Der Ministerialerlaß vom 26. Februar betreffend die Zulassung von Hörerinnen würde nach Ansicht der Versammlung ein genügendes Mittel zur Abstellung der Übelstände sein, eine strenge Handhabung und möglichst beschränkte Zulassung von Ausnahmen vorausgesetzt. Doch erklärt die Versammlung es für wünschenswert, daß die in Aussicht gestellten Bestimmungen für die Ausländerinnen von diesen eine Ausbildung verlangen, die der von den deutschen Hörerinnen geforderten durchaus entspricht."

* **Das Wahlrecht der Frauen für die Gewerbegerichte** wurde im Anschluß an § 10 und § 13 des Gesetzes über die Gewerbegerichte bei Beratung des Abänderungsentwurfes von dem Reichstag verhandelt. Der von sozialdemokratischer Seite eingebrachte Antrag, Frauen das passive (§ 10) und aktive Wahlrecht (§ 13) für die Gewerbegerichte zu geben, den Abgeordneter Tutzauer mit dem Hinweis auf die Erfahrungen in Österreich begründete, wurde gegen die Stimmen der Sozialdemokraten abgelehnt.

* **An der Universität Heidelberg** wurden für dies Semester sechs Damen immatrikuliert. Weitere zwei sind vorgemerkt, und aus vorigem Semester sind drei verblieben. Mit sonach mindestens 11 rite immatrikulierten Studentinnen hat die Ruperto-Carola im laufenden Sommersemester die höchste Zahl an einer reichsdeutschen Hochschule jemals vollberechtigt studierender Damen erzielt. Bei der ersten Immatrikulation an der Universität Freiburg i. B für das laufende Sommersemester wurden drei Damen eingeschrieben, von denen sich zwei dem Studium der Medizin, eine dem der Archäologie widmen.

* **In Mannheim** soll, wie bei Beratung des Budgets mitgeteilt wurde, der höheren Mädchenschule, unabhängig von dieser, eine Oberrealschule für Mädchen mit Unter- und Oberprima angegliedert werden, deren Abiturientinnen die Universität besuchen können. Die Mädchen, die sich humanistische Bildung aneignen wollen, sind zum Besuch des Mannheimer Gymnasiums berechtigt.

* **Den Ruhm des rückständigsten Vereinsrechtes im Deutschen Reiche** hat **Braunschweig**, und es scheint ihn stolz behaupten zu wollen. Es schließt die Frauen nämlich nicht nur von politischen Vereinen, sondern auch von allen Versammlungen dieses Charakters aus, und der Polizei-Präsident dehnt diese Bestimmung auf den evangelisch-sozialen Kongreß aus, der zu Pfingsten dort tagen will.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der im Herbst seine Generalversammlung gleichfalls in Braunschweig zu halten beabsichtigte und bereits das betreffende Gesuch dem Polizeipräsidenten eingereicht hatte, hat, infolge der Zurückweisung der Frauen vom Evangelischen Kongreß, sein Gesuch zurückgezogen. Im übrigen scheint sich Braunschweig erst neuerdings auf den Paragraphen besonnen zu haben, der den Staat vor einer Gefährdung durch die Frauen schützen soll. Als vor 33 Jahren der Allgemeine Deutsche Frauenverein dort tagte, wurde ihm der Rathaussaal zu seinen Versammlungen eingeräumt und Frau Dr. Goldschmidt konnte zum Schluß einer Rede, in der sie u. a. die Zulassung der Frauen zu kommunalen Ämtern forderte, den Vertretern der Stadt Braunschweig ihren Dank mit den Worten aussprechen:

„Lassen Sie es mich noch zum Schlusse als ein bedeutungsvolles Zeichen der nahenden Erfüllung der in meinem Antrage gestellten Forderungen begrüßen, daß die Vertreter der altehrwürdigen Stadt Braunschweig uns diese Stätte zu unsern Beratungen geöffnet. Sie haben uns damit als Bürgerinnen, unsere Bestrebungen als gemeinnützige anerkannt."

Als das Resultat einer Entwicklung von drei Jahrzehnten ist die Zurückweisung der Frauen des

evangelisch-sozialen Kongresses für Braunschweig gewiß ein seltsames Zeugnis. Immerhin kann man im Hinblick auf die Berücksichtigung, die das Vorgehen der Braunschweiger Behörde durch die Gesellschaft für soziale Reform gefunden (s. S. 567 dieser Nummer), die ganze Sache als ein Zeichen einer Krisis betrachten, auf die endlich eine Heilung der ungesunden Verhältnisse, die durch die einzelstaatlichen Vereinsrechte geschaffen werden, erfolgen muß.

* **Über die industrielle Frauenarbeit in Hessen** bringt der neue Jahresbericht der hessischen Gewerbeinspektion (1900) eine Reihe für uns wichtiger Notizen. Über den Erfolg der Arbeit der weiblichen Assistenten berichten die Aufsichtsbeamten von Offenbach und Darmstadt Günstiges. Der Offenbacher konstatiert, daß der Verkehr der Arbeiterinnen mit der Assistentin sich sehr gehoben habe, hauptsächlich auf Grund der in ihrer dienstlichen Thätigkeit erworbenen Kenntnis von Personen und Gewerben.

Bemerkenswert sind die Angaben über die Arbeitszeit für die Arbeiterinnen. Von 147 Fabriken des Mainzer Bezirks beschäftigen nur 20 die Arbeiterinnen 10½ bezw. 11 Stunden täglich, alle anderen bleiben unter der gesetzlich zulässigen Maximalarbeitszeit. Es scheint danach, daß der 10stündige Normalarbeitstag für die Frauen ohne große Schwierigkeiten eingeführt werden konnte.

Die Organisation der Arbeiterinnen ist von 1 Prozent auf 5 Prozent der erwerbsthätigen Arbeiterinnen gestiegen.

* **Die Gründung eines Bundes österreichischer Frauenvereine,** für die Frau Marianne Hainisch-Wien seit längerer Zeit durch Vorträge in verschiedenen österreichischen Städten gewirkt hat, soll noch in diesem Jahr vollzogen werden. Es haben sich allerdings bisher nur wenige Vereine zum Beitritt bereit erklärt, darunter aber die wichtigsten und leistungsfähigsten.

* **Der Verein „Frauenbund" in Brünn** eröffnete eine Rechtsschutzstelle für unbemittelte Frauen und Mädchen. Das Amtslokal wird auf Ansuchen des Vereins von der Gemeindevertretung der Stadt Brünn unentgeltlich gestellt, und seitens einer großen Anzahl angesehener Advokaten liegt die Zusicherung werkthätiger Unterstützung der Rechtsschutzstelle vor.

* **Frau Caroline Michaelis de Vasconcellos,** die bekanntlich wegen ihrer Verdienste um die romanische Philologie seiner Zeit von der Universität Heidelberg zum Ehrendoktor ernannt wurde, ist jetzt zum Ritter des portugiesischen Santiago-ordens ernannt worden. Die gleiche Auszeichnung erfuhr die bekannte portugiesische Schriftstellerin Amalia Vaz de Carvalho. Es sind dies die ersten Frauen in Portugal, denen dieser Orden verliehen wurde.

* **Als Schulinspektor** im Bezirk Doetinchem (Provinz Gelderland) wurde Frau A. H. M. Leyds, geborene Bekenkamp in Doetinchem ernannt. Sie ist der erste weibliche Schulinspektor in Holland.

* **Ein von Frauen eingeleitetes genossenschaftliches Unternehmen** größeren Maßstabes scheint einer Notiz der „Vossischen Zeitung" zufolge in Manchester Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Es handelt sich um die Einrichtung von „Verteilungsküchen" in verschiedenen Bezirken der Stadt, durch die man den durch die große Dienstbotennot hervorgerufenen Schwierigkeiten in der Führung des Einzelhaushaltes abzuhelfen gedenkt. Die erste Küche soll in kurzer Zeit in einem der wichtigsten Stadtteile eröffnet werden. Die Unternehmer bilden eine Aktiengesellschaft mit beschränkter Haftpflicht.

* **Die Begründung eines französischen Frauenbundes,** die lange schon erwartet wurde, ist nun endlich vollzogen. Zu dem engeren Komitee, das die Gründung in die Hand nahm, gehören Frauen aller Richtungen, von der katholischen Volkspartei und der liberalen protestantischen bis zu der sozialdemokratischen Partei. Mlle. Monod ist für das Präsidium bestimmt. Unter den Mitgliedern des Komitees finden sich fast alle bekannteren Namen aus der französischen Frauenbewegung: Mme. Vigneron, Mme. Schmahl, Mme. Maria Pognon, Mme. Durand, die Herausgeberin der Fronde, Citoyenne Marie Bonnevial etc. Der französische Bund wird dem International Council angeschlossen.

* **Das kommunale Wahlrecht der Frauen in Norwegen** hat in dem letzten Monat ein eigentümliches Schicksal gehabt. Der Antrag, den steuerzahlenden Frauen das kommunale Wahlrecht zu geben, wurde von der konservativen Partei gestellt, die dadurch dem Einfluß der von der Linken beabsichtigten Ausdehnung des Wahlrechts auf alle, auch die nicht steuerzahlenden Männer, ein Gegengewicht zu schaffen gedachte. Der Antrag wurde im Odelsthing angenommen, im Lagthing jedoch mit 16 gegen 15 Stimmen abgelehnt (16 Mai). Der Antrag soll nun noch in einer Plenarsitzung des Storthing zur Verhandlung kommen.

„Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" von P. J. Möbius. 2. Aufl. (Halle a. S. Carl Marhold.) Von Zeit zu Zeit taucht immer einmal wieder ein Mediziner auf, der mit sensationellen Behauptungen über die geistige Beschaffenheit der Frau ein billiges Aufsehen erregt. Die Sache ist jetzt bereits jubiläumsreif, denn bekanntlich begann Professor von Bischoff in den siebziger Jahren den Reigen. Auf Bischoff folgten Runge und Albert, von dessen Broschüre Marie von Ebner-Eschenbach bekanntlich sagte: „Solche Bücher nützen uns mehr als sie schaden." Jetzt ist wieder ein ganz kleiner Epigone erstanden, der über den physiologischen Schwachsinn des Weibes allerlei Märe zu berichten weiß, gespickt mit Reminiscenzen aus Schopenhauer, Lombroso und den ärztlichen Kollegen. Seine medizinischen Behauptungen haben bereits eine sachverständige Entgegnung gefunden; die übrigen einer Widerlegung zu würdigen, liegt kein Grund vor. Ist doch der Verfasser kindlich genug, um sich beispielsweise an der Anwendung des Namens „Frau" als Kollektivbezeichnung für das ganze Geschlecht zu ärgern, das seiner Ansicht nach nur Anspruch auf den Namen „Weiber" habe. Wir raten ihm, zu einer Beseitigung dieses Ärgernisses sich doch einmal an die Eisenbahnverwaltung zu wenden, mit der Bitte, die Aufschrift „Frauenkoupee" in „Weiberkoupee" zu verwandeln, was nach Ansicht des Herrn Möbius allein dem Sprachgefühl des deutschen Volkes entsprechen würde. Im übrigen ist die Sucht des Verfassers, überall nur Krankheit und Schwachsinn zu sehen, wohl genügend durch sein Buch „Über das Pathologische bei Goethe" gekennzeichnet.

Daß übrigens ein Blatt wie der „Zeitgeist" dieses Bischoff-Lombroso-Albert-Runge-Möbiussche Ragout mit einer höchst faden Hans Schulzeschen Brühe serviert seinen Lesern vozusetzen wagt, zeigt, auf was für einen Geschmack man in dem Lande noch rechnen darf, dem die Frauen einst als „etwas Heiliges" galten. Die Frauenbewegung aber wird über alle diese Schulze und Müller, diese Hans und Kunz zur Tagesordnung übergehen.

Es wäre ja freilich ein Leichtes, dem Schriftchen „Vom physiologischen Schwachsinn des Weibes" ein gleiches „Vom physiologischen Starksinn, vulgo Brutalität, des Mannes" entgegenzusetzen. Ich wollte mich gleich anheischig machen, dabei zu ebenso schiefen Resultaten zu kommen. Die geschlechtliche Infizierung der Mehrzahl der Männer, die Tausende von Frauen, die durch sie vernichtet werden, die Milliarden, die sie alljährlich in Alkohol, Tabak und kulinarische Genüsse umsetzen, der brutale Egoismus von Tausenden von Ehemännern und Familienvätern, was für grandiose Themen für ein Kapitel über den physiologischen Starksinn des Mannes! Wahrlich, es wäre leicht, gegen Schopenhauer zu behaupten, daß die Frau der eigentliche Mensch sei, leicht, in der Frau der heutigen Zeit mehr edelmenschliche Züge nachzuweisen, als in dem durch den Dienst der Venus, des Bacchus und Gambrinus entarteten Mann. Den physischen Grund solcher Entartung könnten wir ja dann, die Frau als Normalmensch gesetzt, in dem zu großen Gehirn und der zu massiven Beschaffenheit des Mannes suchen, die ihn höchstens geeignet machen, ihr als Gehirn- und Krafttier Systeme und technische Apparate zur Erleichterung ihrer rein menschlichen Wirksamkeit zu bauen. Aber wir Frauen von heute haben anderes zu thun, als solche Spielereien. Wir wollen zusammen mit den Männern, die mehr können, als sensationelle Broschüren schreiben, eine Zeit heraufführen helfen, in der billige Schmähungen der Frauen die verdiente Nichtbeachtung finden, in der Mann und Frau vereint, wie in der Familie, so auch im öffentlichen Leben, an der Hebung und Veredelung der Menschheit arbeiten.

„Die Wenigen und die Vielen." Neue Essays von Ellen Key. (Berlin 1901, S. Fischer, Verlag.) Eine moderne Lebensströmung, die der Frauenbewegung zuerst ihre Fluten entgegenzurollen schien, der Individualismus, beginnt sich nun deutlich von ihr zu scheiden, und nimmt manche mit fort, die ihr halb gehörten. Ellen Key steht an dieser Grenzscheide. Auch die Frauenbewegung ist geweckt und getragen von der Kraft des modernen Individualismus, mag sie auch in dem altruistischen Pathos, das ihre ersten Lebensäußerungen trug, und in den Mitteln, die sie ergreifen mußte, ihren Ursprung verleugnet haben, mag die Art und die Zahl der Anhänger, die sie sich gewonnen, ihr den ursprünglichen Charakter verwischt und ihrem Auftreten ein Mittelmäßigkeitsgepräge gegeben haben. Es sind die Formen, die die sozialen Verhältnisse ihr aufzwingen. Sie mußte sich „herdenmäßig" organisieren, um eine Macht zu werden. An diesen Formen nehmen die „Wenigen", zu denen Ellen Key sich rechnet, Anstoß. Sie erscheinen häßlich, unharmonisch, unvornehm, sie gehören den „Vielen" an und verhüllen das feine eigenartige Wesen der Besten. Ellen Key hat schon viel gegen diese Formen gesagt, schon mehr und Besseres als in der neuen Sammlung ihrer Essays. Neue Gesichtspunkte bringt sie nicht, sie greift nur direkter an, als etwa in der ersten. Eines Eingehens auf das

Sachliche der Essays, die speziell der Frauenbewegung gelten, bedarf es deshalb kaum. (Sie sind übrigens zum Teil auch schon älteren Datums.) Was die übrigen Beiträge der Sammlung betrifft, so kann sich einer, der Ellen Key kennt und ihre schriftstellerische Thätigkeit verfolgt, des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß auch feines Reflektieren über die feinen Dinge des Lebens in einen ermüdenden Kreislauf einmünden kann.

„Education of Girls and Women in Great Britain" von C. S. Bremner. (London, Swan Sonnenschein, 1897.) Eine mit sorgfältiger Auswahl des Wesentlichen klar zusammengestellte Übersicht über das englische Mädchenschulwesen von der Volksschule bis zur Universität. Sie dürfte bei dem allgemeinen Interesse, das bei uns dem englischen Mädchenerziehungswesen entgegengebracht wird, in Deutschland wohl auch eine Lücke auszufüllen geeignet sein. Das Buch behandelt in zwei Teilen das Bildungswesen in England und Wales, und in Schottland. Besonders wertvoll ist es dadurch, daß es die technische und gewerbliche Ausbildung der Mädchen eingehend berücksichtigt, ein Gebiet, auf dem der Ausländer aus Mangel an Material sich am schwersten orientieren kann. Die Einteilung in kurze Abschnitte mit vorgedruckten Inhaltsangaben erleichtert das Auffinden von Teilgebieten außerordentlich.

„Abendkinder." Roman von Frieda Freiin von Bülow. (Dresden. Carl Reißner.) Der neue Roman von Frieda von Bülow führt uns in ein Milieu, das ihr bekannt ist, wie kaum ein zweites, auf die Güter des thüringischen Landadels. Man mag einzelne Vorkommnisse bezweifeln, man mag sich unter anderm die Frage vorlegen, ob eine Frau wie Juliane wirklich einen Mann wie den Grafen Ternach, der ab und zu ganz harmlos einen kleinen Ehebruch begeht oder schwer betrunken nach Hause getragen wird, ertragen könne: der Lokalton ist so unzweifelhaft echt, daß das Buch durch derlei Einzelheiten seinen Reiz nicht einbüßt. Er liegt hauptsächlich in dem liebevoll wehmütigen Verweilen auf kleinen feinen Zügen, die den Untergang einer Welt bezeichnen, die sich in ihrer ausgeprägt aristokratischen Färbung, in ihrer vornehmen Zurückhaltung von jeder Aktion, die auf materiellen Gewinn abzielt, gegen die thatkräftige, aber nichts weniger als aristokratische Gegenwart nicht mehr zu halten vermag. Die Liebe, mit der die Verfasserin die letzten Dietmannsrieds schildert, die in bewußter Resignation auf eine Fortführung des alten Geschlechts verzichten, zeigt deutlich genug, auf wessen Seite ihr Herz ist, wenn auch ihr Kopf sich dem nüchternen Nützlichkeitsprinzip der Gegenwartswelt nicht verschließt. Am wenigsten wirksam ist die Berliner Episode des Romans. Der berühmte Berliner Künstler will sich nicht recht überzeugend gestalten.

Frauenvereine.

Aufruf!

Der unterzeichnete Vorstand beabsichtigt eine größere Frauenbibliothek in Leipzig einzurichten. Der Stamm dieser Bibliothek besteht aus der „Louise Otto- und Auguste Schmidt-Stiftung", welche von Herrn Professor Dr. Wendt in Troppau begründet und bis jetzt in dankenswertester Weise verwaltet worden ist. Die Bibliothek soll enthalten:

1. alle diejenigen deutschen Schriften, welche von Frauen oder von Männern über die Frauen und Frauenbewegung geschrieben worden sind, gleichviel ob im freundlichen oder im feindlichen Sinne;

2. die wissenschaftlichen Schriften, die von deutschen Frauen geschrieben worden sind. Zu diesen würden auch die Dissertationen der deutschen Doktorinnen gehören;

3. die Schriften ausländischer Frauen und ihre wissenschaftlichen Arbeiten, sowie Schriften zur Frauenbewegung des Auslands.

Wir bitten nun hierdurch unsere Mitglieder ganz ergebenst, nicht nur ihre eigenen etwaigen Arbeiten einsenden zu wollen, sondern auch in weiteren Kreisen freundlichst dafür zu wirken, daß Werke der oben bezeichneten Art im Hinblick auf die Bedeutung des Unternehmens dem Verein zur Verfügung gestellt werden. Einsendungen werden an Frau Johanna Schweitzer in Leipzig, Löhrstraße 9, Marthahaus, erbeten.

Der Vorstand
des Allgem. Deutschen Frauenvereins.

Der rheinisch-westfälische Frauenverband

soll — unter besonderer Berücksichtigung provinzieller Verhältnisse — während der zwischen den Bundes-Versammlungen gelegenen Jahre den räumlich einander naheliegenden Vereinen Gelegenheit geben zu gegenseitiger Anregung und Förderung, zu gemeinsamem Vorgehen in verschiedenen Fragen von allgemeinem Interesse. Der Verband hofft, auch solche Vereine zum Anschluß zu gewinnen, denen ein direkter Anschluß an den Bund noch fernliegt. Er möchte vor allem auch durch Aufnahme von Einzelmitgliedern in solchen Städten, in denen kein dem Verband angehörender Verein besteht, ein Mittelpunkt werden für die noch verstreut lebenden einzelnen Anhängerinnen der Frauensache in beiden Provinzen, möchte durch Vermittlung dieser Einzelmitglieder den Ideen der Frauenbewegung an allen Orten neuen Boden gewinnen. Durch Vorträge, durch Verbreitung von Propagandamaterial, durch geregelten Austausch der in verschiedenen Städten gemachten praktischen Erfahrungen hofft der Verband fördernd thätig zu sein und weitere Kreise von dem Ernst und der Notwendigkeit der Frauenbestrebungen zu überzeugen. Er gehört dem Bunde deutscher Frauenvereine an und muß satzungsgemäß auf den Bundes-

versammlungen vertreten sein. Außerdem wird er in jedem Frühjahr — in beiden Provinzen wechselnd — eine Verbandes-Versammlung berufen. Mittelpunkt des Verbandes ist die Zentral-Auskunftstelle, die unter Leitung der 1. Vorsitzenden, Frau Krukenberg-Bonn, steht und auf alle Anfragen — auch aus dem Verband fernstehenden Frauenkreisen — kostenlos Auskunft erteilt, und die Propagandastelle, welche in Händen der 1. Schriftführerin, Frl. Günther-Bonn, liegend, Flugblätter, Druckschriften u. s. w. verbreitet und Anregung giebt zur Begründung neuer Vereine und Ortsgruppen. Durch Inserate in größeren Zeitungen will der Verband auf seine Thätigkeit aufmerksam machen. Geldmittel stehen ihm dank der Freigebigkeit verschiedener Mitglieder bereits ausreichend zu Gebote. Bisher haben Frauenvereine aus Bochum, Bonn, Dortmund, Godesberg, Köln, Remscheid ihren Beitritt erklärt.

Der Verein „Hauspflege",

Abteilung des Berliner Frauen-Vereins, veröffentlicht den IV. Jahresbericht über seine Thätigkeit im Laufe des Jahres 1900. Als der Verein im Jahre 1897 begründet wurde, erstreckte sich seine Wirksamkeit vorerst nur auf die am meisten bedürftigen Stadtgegenden SO., O., N., NW. mit 125 Stadtbezirken. Im Januar dieses Jahres wurde das Centrum als letzter noch fehlender Teil mit in den Kreis der Vereinsthätigkeit eingeschlossen, und nunmehr umfaßt das Gebiet des Vereins das gesamte Berlin mit seinen 357 Stadtbezirken. Die Thatsache des so schnellen Wachstums des Vereins beweist am besten, daß seine Leistungen einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entsprechen, daher hat er auch in den 4 Jahren seiner Thätigkeit so viel Freunde und Gönner gefunden, die die rasche Ausdehnung seiner Arbeit ermöglichten. Das verflossene Jahr hat sich von den früheren nur dadurch unterschieden, daß die Arbeit außerordentlich gewachsen ist. Es wurde im ganzen in 2328 Fällen mit 19 384 Pflegetagen gepflegt. Das Zusammenwirken mit dem Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege und vielen anderen hat sich für beide Teile durchaus bewährt und wird immer unentbehrlicher und selbstverständlicher. Außer in Fällen schwerer Erkrankung hat der Verein auch durch Gewährung von Hilfe bei leichteren Erkrankungen und Rekonvalescenten dadurch vorbeugend gewirkt, daß er durch Gewährung von Waschtagen und stundenweiser Hilfe der Hausfrau die Möglichkeit gab, sich bis zur vollständigen Wiederherstellung zu schonen, ohne daß die Ordnung ihres Hauswesens darunter zu leiden hatte. Sehr erfreulich ist die stetige Zunahme der Zahl der freiwilligen Zuzahlungen für gewährte Hilfe, sowie der Umstand, daß wiederum mehrere Familien aus Dankbarkeit für die in schwerer Zeit geleistete Hilfe dem Verein als zahlende Mitglieder beigetreten sind. In finanzieller Hinsicht war das Jahr in Bezug auf einmalige bedeutende Zuwendungen besonders günstig. Die Besichtigung von Ateliers und Kunstsammlungen ergab einen Reinertrag von 9328,45 Mark und die Stadt Berlin erhöhte ihre Subvention auf 4000 Mark. Auf Grund der neuen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist der Verein in das Vereinsregister eingetragen worden.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund

hielt am 13., 14. und 15. Mai in Gotha seine II. Jahresversammlung ab. Am Montag leitete ein Festgottesdienst mit Predigt des Herrn General-Superintendenten Pfeiffer aus Kassel die Versammlung ein. Ein Begrüßungsabend schloß sich an, der die von nah und fern zusammen gekommenen Mitglieder zwanglos vereinigte. Die erste geschäftliche Sitzung am Dienstag Morgen wurde von Frau Pfarrer Schrader-Kassel, der bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, mit einer Begrüßungsrede eröffnet, in der hervorgehoben wurde, wie die Grabesluft früherer Zeiten heute nicht mehr wehe, wie es nötig sei, die Schranken niederzureißen, die den Frauen seit Jahrhunderten aufgerichtet waren. Die Rednerin schloß mit dem Wunsche, daß der Bund für die Unterdrückten unseres Geschlechts, für alle Frauen eintretend, in treuer Arbeit werkthätiger Liebe wachsen und gedeihen möge. — Fräulein Ganslandt-Kassel erstattete den Geschäftsbericht: Der Deutsch-Evangelische Frauenbund zählt heute 2108 Mitglieder mit 22 Ortsgruppen. 28 Vereine haben sich ihm angeschlossen. Neubegründet wurden im letzten Jahre die Ortsgruppen in Lübeck, Naumburg und Cannstadt. Nach Erledigung weiterer geschäftlicher Angelegenheiten erfolgte die Neuwahl des Bundesvorstandes: zur ersten Vorsitzenden wurde Fräulein Paula Müller-Hannover, zur stellvertretenden Vorsitzenden Fräulein A. v. Bennigsen-Bennigsen bei Hannover, zur Schriftführerin Gräfin M. Pückler-Hannover, zur Schatzmeisterin Fräulein A. Schönian-Kassel, zu Beisitzerinnen Frau Oberstabsarzt Steinhausen-Hannover, Fräulein E. Consbruch-Kassel, Fräulein M. Ganslandt-Kassel, Freiin A. v. Gablenz-Weimar, Fräulein M. Schmidt-Stuttgart gewählt. Der Bundessitz wurde nach Hannover verlegt.

Unter Leitung der neugewählten Vorsitzenden wurden sodann die behufs Eintragung in das Vereinsregister umgearbeiteten Satzungen und verschiedene Anträge einzelner Ortsgruppen durchberaten.

Die Grüße und Wünsche der Stadt Gotha überbrachte Herr Bürgermeister Ostertag; seitens des Herzoglich-Gothaischen Staatsministeriums wurde der Deutsch-Evangelische Frauenbund durch Herrn General-Superintendent Kretschmann begrüßt.

In zwei öffentlichen Versammlungen wurden folgende Vorträge gehalten, an die sich lebhafte Diskussionen schlossen: I. die Erziehung unserer Töchter zur Wahrheit und zum Pflichtbewußtsein, Fräulein v. Broecker-Dresden; II. Erwerbszweige und Berufsarten für Frauen, Fräulein Cywalina-Kassel; III. Was kann von Seiten des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes zur Gewinnung von Hülfskräften für die häusliche Krankenpflege geschehen? Fräulein Schönian-Kassel; IV. die staatliche Fürsorge-Erziehung und ihre Aufgaben für die Mitglieder des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, Fräulein Pholen-Hannover.

Am 14. fand noch ein von Herrn Pfarrer lic. Weber geleiteten Volksabend statt. Als Ort der nächsten Jahresversammlung wurde Hannover in Aussicht genommen. P. M.

Der Stettiner Frauenverein

(Vorsitzende: Frau Bürgermeister Sternberg) veröffentlicht seinen zweiten Bericht, der den Zeitraum von Oktober 1896—1900 umfaßt. Der Verein bethätigt sich nach drei verschiedenen Richtungen. Erstens hat er einen Zweigverein des Vereins für Hausbeamtinnen in Leipzig ins Leben gerufen und damit eine Stellenvermittelung verbunden, die sich erfreulich entwickelt. Der Zweck des Hauptvereins besteht im wesentlichen in der Fürsorge für die berufliche Ausbildung zum Zwecke der sozialen Hebung des Standes wie des materiellen Wohls der Hausbeamtinnen. Ferner hat der Verein Fortbildungskurse für Damen eröffnet, die sich einer regen Beteiligung erfreuen. Im letzten Jahre wurden 340 Kurse von 292 Damen, darunter 85 Lehrerinnen belegt. Der wiederholte Versuch, vorbereitende Gymnasialkurse in Latein und Mathematik einzurichten, scheiterte wegen ungenügender Beteiligung, soll aber nicht aufgegeben werden. Drittens hat der Verein einen Mädchenhort gegründet, dessen Aufgabe es ist, aufsichtslose, schulpflichtige Mädchen in den Nachmittagsstunden von 2—7 Uhr in seine Obhut zu nehmen. Die Kinder machen unter der Aufsicht einer Lehrerin und freiwilliger Helferinnen zunächst ihre Schularbeiten und werden dann mit Spiel- und Handarbeiten beschäftigt. Es wird diesem Hort von allen Seiten reges Interesse entgegengebracht, und sobald die Mittel es erlauben, soll noch ein zweiter Hort in einer anderen Stadtgegend errichtet werden.

Lehrerinnenheim zu Dresden.

Am 25. April fand die feierliche Einweihung des unter dem Protektorat Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit Frau Prinzessin Friedrich August stehenden Lehrerinnenheims in seinem neuen Vereinsgrundstück „Erdmuthe-Auguste-Stiftung" statt. Eine große Anzahl geladener Gäste, Gönner und Freunde der Anstalt, die Spitzen der Behörden, der ganze Vorstand, die Mitglieder des Vereins, sowie sämtliche im Hause lebenden Feierabendhausdamen, Pensionärinnen und Passantinnen nahmen an der Feier teil. Diese wurde durch eine Ansprache des Verwalters der Erdmuthe-Auguste-Stiftung Herrn Oberregierungsrat Dr. Blase eingeleitet, der über den Zweck und die Ziele der Anstalt, der Schenkung des Herrn Uhle, sprach. Frau Präsident Brückner, die Vorsitzende des Lehrerinnenheims, teilt im Namen desselben die Schenkung an. Herr Oberkonsistorialrat Superintendent Dr. Dibelius hielt hierauf die feierliche Einweihungsrede. Daran schloß sich der Vortrag eines Festgedichtes durch eine Feierabendhausdame. Ein gemeinschaftlicher Gesang bildete den Schluß der Feier. Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, fand die Generalversammlung statt.

Im Berliner Frauenverein

sprach vor kurzem Sanitätsrat Dr. L. Fürst über das Thema: „Der Kaffee und seine Ersatzmittel". An der Hand einer vor kurzem erschienenen Abhandlung des Generaloberarztes Dr. Nicolai wies er die große Schädlichkeit des Kaffees nach, der bei dauerndem Genuß alle möglichen Krankheitserscheinungen verursache, deren Grund man häufig vergeblich wo anders suche. Unter allen Ersatzmitteln habe sich als weitaus das Beste der Malzkaffee erwiesen, und unter den verschiedenen Malzkaffees wiederum der von Kathreiner. Die Frage sei um so dringender, als der Kaffeekonsum ungeheure Dimensionen angenommen habe, und gerade die geringeren Sorten, die allein für den Volkskonsum in Betracht kommen, das meiste Koffein enthalten. In der sich anknüpfenden sehr interessanten Debatte wurden viele Äußerungen laut, die wohl geeignet erschienen, die volkshygienische Bedeutung des Themas ins Licht zu setzen. Die Sache verdient eine um so eingehendere Beachtung, als gerade der Kaffee zur Verdrängung des Alkohols allgemein empfohlen wird.

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium

hat seine Generalversammlung vom 16. bis zum 18. Mai in Mannheim abgehalten. Leider liegen bei Schluß der Redaktion die Mitteilungen noch so unvollständig vor, daß wir erst in der nächsten Nummer darüber berichten können. — Auch über die Generalversammlung des **Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins**, die vom 26. bis zum 28. Mai in Bonn a. Rh. tagt und eine Reihe sehr wichtiger Themen verhandelt, wird in der nächsten Nummer Bericht erstattet werden.

Die praktischsten Stühle der Gegenwart zu Pianos, Kontors, f. Kinder u. Erwachsene, Gesunde u. Kranke, Arbeitende u. Ruhende, D. R.-P., liefert billigst **Fr. Dietz, Rheinsheim, Kr. Karlsruhe.**

Anzeigen.

Die 6gespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. Bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift von Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen zur Unmöglichkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis ½ Fl. 3 M., ¼ Fl. 1.50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19a.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Die Mutter in der Familie:

Baby – 8 Wochen alt, leidet an **Wundsein** und **Schmerzen,** beständiges **Jucken** rauben ihm Schlaf, Ruhe, Appetit und es wird elend; die Amme hat eine **entzündete, wunde Brust,** die das Nähren zur Qual macht; Mariechen hat **„geschwollene Mandeln"**; Fritz mit den **entzündeten Augenlidern** hat auf der Eisbahn die **Zehen erfroren;** der Älteste ist vom Rade gestürzt, hat sich die **Hand verstaucht** und mehrere **Wunden** heimgebracht, die bös zu werden drohen; der Gatte hat einen **Hexenschuss** und sein **altes Hämorrhoidalleiden** quält ihn; Tantchen hat sich den **Fuss verkippt** und humpelt mit **Gliederreissen** umher; Grossmutter klagt über **Schmerzen vom Zipperlein,** kurz Jammer überall!

Die Haus

Die Köchin … **verbrannt;** das Ha… genannten **„Dienst**… **zündung)** und hat … **gequetscht;** die … **geschwür, „off**… **aufgesprungenen** … zusehen; der Säu… durch **Milchscho**… **Kopfgrind** völlig e… **Rheumatismus** gepl… Rat; ihr Mädel hat Z… durch einen Stich mi… **Finger";** der Mann hat … kann Nichts verdienen.

Da thut schnelle Hilfe not! — Aber

Alle diese und zahllose andere kleine Leiden und lästige Übel, b… aller Art beseitigt und heilt schnell und sicher, auch in veralteten … Ärzten erprobtes, sehr gelobtes und warm empfohlenes Heilmittel, …

Dieses Heilmittel ist N…

NAFTALAN wird im täglichen Leben in folgenden Formen angewendet, die als **echte Hausmittel** in **keinem Haushalte** fehlen und stets zur Hand sein sollten.

Hausnaftalan **(Naftalan-Zinksalbe)**
in Tuben à 50 u. 100 Pf.

Naftalan
à 15 …

Naftala… Zäpfch…
Nur echt in O…
Näheres besa…

Durch **Droguerien** und **Parfümerien** sind zu bezi…

Naftalan-Toiletteseife
Ein Versuch überzeugt!
• • à Stück 30 Pf. • •

Naftalan-Gesellschaft
G. m. b. H.
MAGDEBURG.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Stimmen der Einsamkeit von Dr. Edmund Saillmark von Wenzelstein. Verlag von E. Ebering in Berlin.

Abraham Levys Philosophie der Form. Verlag von E. Ebering, Berlin.

Dulderinnen. Ein soziales Trauerspiel in vier Aufzügen von Robert Hermann Steinhaus. Kommissionsverlag von Albert Limbach G. m. b. H. Braunschweig.

Das Preußische Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juli 1900 und die Mitwirkung der bürgerlichen Gesellschaft bei seiner Ausführung. Auf Grund der Ausführungsbestimmungen vom 18. Dezember 1900 bearbeitet von C. von Massow. Verlag Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin.

„Käthchen, Karlchen und ich". Humoresken von Käthe Schütze. Brsch. 1 Mark, gbd. 2 Mark. Verlag Hermann Eichblatt, Berlin.

Hans Eickstedt. Roman von E. Gerhardt (Anna Maul). Brsch. 8 Mark, geb. 10 Mark. Verlag von Franz Grunert Sep.-Kto., Berlin.

Waldskizzen aus Ober-Österreich von Maurice Reinhold von Stern. Österreichische Verlagsanstalt, Linz.

—o§o—

5 Kapitel über das Naftalan, seine Heimat, Gewinnung, Herstellung, Verarbeitung und seine Bestimmung. I Die Heimat des Naftalan. In Transkaukasien, im Gouvernement Elisabethpol, am Fuße des sich weit dehnenden armenischen Hochlandes und am Vorstoße des in seinen unvergleichlichen Naturschönheiten noch viel zu wenig gewürdigten kleinen Kaukasus, unweit der Poststation Zejwan liegt ein kleiner Ort namens Nejtlan. Der Name ist tartarischen Ursprungs und bedeutet soviel wie Naphthafundort; doch ist es keine gewöhnliche Naphtha, die an dieser Stelle vorkommt. Sie unterscheidet sich in chemischer und physikalischer Beziehung wesentlich von jeder anderen Naphtha, und den Umwohnern von Nejtlan, meist Armenier, Tartaren und Molokanen, ist von Groß- und Urgroßvaterszeiten her bekannt, daß die hier vorkommende Naphtha auf die verschiedensten Krankheiten eine oft ans Wunderbare grenzende Heilwirkung ausübt. Wie verbreitet der Ruf dieser heilkräftigen Naphtha von alters her war, zeigt die Thatsache, daß seit undenklichen Zeiten in den heißen Sommermonaten alljährlich 500—600 Perser, Tartaren, später sogar Russen, die an Rheumatismus, hartnäckigen Hautkrankheiten, eiternden Wunden und Geschwüren litten, hierher

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 18.

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 50. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

The Study of English in Oxford.

Lectures & Classes by University Lecturers & Tutors, in **St. Hilda's Hall.** July and **August** 1901. For all details apply to.

Mrs. Burch,
30 Museum Road, Oxford.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 130—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Adelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 14, Wyndham Place und Frl. **Helene Lange,** Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrerstraße 60/61,** Leiterin **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 80 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

8 goldene Medaillen.
Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

gespeicherten Schatz zu nutze und führten die aufgesammelte Rohnaphtha von Nejtlan bis Persien und Kleinasien, wo sich dieselbe als Heilmittel für Menschen und Vieh eines großen Rufes erfreute. Es hat auch nicht an zahlreichen Unternehmern gefehlt, die versuchten, die Naphtha zu erbohren, doch machten alle kläglich Fiasko, bis es schließlich der seltenen Intelligenz und zähen Ausdauer eines deutschen Fachmannes gelang, zum Ziele zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

*

Originalrezept. Morchelsauce: Getrocknete Morcheln setzt man mit kaltem Wasser auf und läßt sie ungefähr 1 Stunde kochen, dann reinigt man sie gut, schneidet sie in Stücke und spült sie solange durch frisches Wasser, bis dasselbe rein bleibt. Dann verwiegt man die Morcheln mit etwas Petersilie, röstet einen Eßlöffel Mehl in Butter hellgelb, giebt die Morcheln und etwas feingewiegte Zwiebeln hinein und läßt alles kurz dämpfen, fügt 1 Schöpflöffel Fleischbrühe hinzu, würzt mit Salz und Pfeffer. Nachdem die Sauce etwas eingekocht ist, richtet man sie, mit einem Theelöffel Maggi's Suppenwürze im Geschmack verfeinert und gekräftigt an. A. & R.

*

Kostenfreier Unterric
Singer Co. Nähma
Berlin, Kronen

Der Vereinsbote,

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 1
Square, London W. gegen Einsendung von 2,20

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das **Placierungsbureau**
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Junge Engländerin
(Lehrerin) **sucht** Stellung in **Pensionat** au pair. Ang. an: **Miss Muirhead, Fulneck, Leeds, England.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- un die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag handlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). P Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

8. Jahrg. Heft 10. Juli 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Frauen und Frauentypen.

Von

Rosa Mayreder.

Nachdruck verboten.

Die Verfechter der spezifischen Weiblichkeit pflegen sich bei ihren Beweisführungen auf die Annahme zu stützen, daß es Kriterien gebe, die allen Frauen, oder zum mindesten den „echten", kraft physischer Bedingungen gemeinsam seien. Und aus dieser Gemeinsamkeit leiten sie die Grundsätze ab, nach denen „das Weib" sich bilden soll; denn in der spezifischen Weiblichkeit sei eine der Männlichkeit ebenbürtige Lebens- und Kulturmacht gegeben.

In der jüngsten Phase der Frauenbewegung ist diese Anschauung nicht ohne Einfluß gewesen. Sie hat die Diskussion über das Wesen der Weiblichkeit in dem Augenblick neu entfacht, als die theoretischen Erörterungen in den Hintergrund zu treten begannen, um den aus neugeschaffenen Verhältnissen zu erwartenden Erfahrungen Platz zu machen.

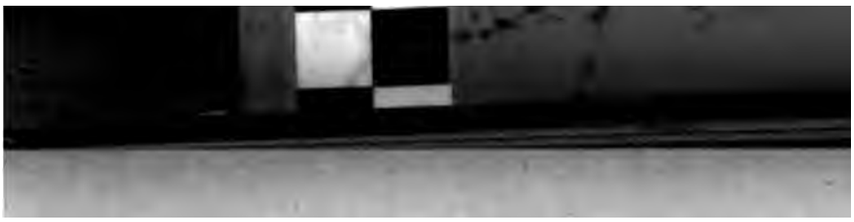
Es ist bemerkenswert, daß sich unter den Verteidigern der spezifischen Weiblichkeit Frauen befinden, deren Persönlichkeit intellektuell das Durchschnittsmaß der Weiblichkeit weit überragt. Die Aussagen der Männer über die Weiblichkeit werden immer den Nachteil haben, daß sie nur eine Kenntnis aus zweiter Hand zur Grundlage haben und keine Unterstützung durch die Selbstbeobachtung erfahren. Frauen von überlegener Urteilskraft können aus ihrer eigenen Psyche Thatsachenmaterial schöpfen, sie können sich selbst als Vergleich, als Beweis, als Bürgschaft benützen. Dieses subjektive Verfahren verleiht ihren Aussagen besonderes Gewicht. Wie „das Weib" sich im Bewußtsein solcher Frauen spiegelt, ist als Beitrag zur Psychologie des Weibes

Weibes stoßen, obwohl beide [illegible]
logischen Voraussetzungen, also von scheinbar zuverlässigen und
lagen ausgehen.

Während Laura Marholm, einer sehr verbreiteten Auffassun
als ein Wesen darstellt, das in sich kein Centrum, keinen eige
nicht für sich bestehen kann, faßt Lou Andreas-Salomé das W
beruhende und in sich vollendete Wesen auf, in dessen urspri
Selbstgenügsamkeit und Selbstherrlichkeit enthalten sind, und d
männlichen Wesen „wie ein Stück uralter, im ältesten Sinn vo
auf eigenem Schloß und Heimatsbesitz" erscheint. Das Marholm
Schwerpunkt nicht in sich, es ist mit seiner ganzen geistigen Ex
angewiesen: „Des Weibes Inhalt ist der Mann". Noch mehr
seinem Inhalt auch seine Form von ihm: „Das, was das Weib
liest, ist Richtschnur für das Weib, zu werden, wie der Mann
des Weibes Natur, sich in eine Form zu prägen und nach einer
in die es sich prägen kann." [1])

Das Salomésche Weib, Repräsentantin einer gleichfalls
fassung, will hingegen „mit allen möglichen geistigen Entwick
Grunde nur sich selbst zu breiterer, reicherer Seinsentfaltung brin
Sattheit der schöpferischen Wiederholung von sich selbst, des
Kräfte innerhalb der eigenen Produktion, wie es für alles W
ist"; es bildet eine Welt für sich, gemäß der Eigenart der
„einen Kreis um sich geschlossen hält, über den sie nicht hin
deshalb liegt auch im Weiblichen schon so elementar und p
intaktere Harmonie, die sicherere Rundung, die in sich ruhende
und Lückenlosigkeit".

Durch die Abhängigkeit und Unselbständigkeit, die mit dem
zusammenhängt, wird das Marholmsche Weib charakterisiert; es
der Konvenienz nicht brechen, denn diese ist seine einzige Stütze
ist nicht bloß außer ihm, sie ist auch in ihm. Sie ist zugleich „
Scham, sie ist die Richtschnur seines Empfindens". Das Salo
eine viel tiefer verborgene Verachtung vor dem traditionell Gelte
[illegible] das am meisten des Hause



erzeugt den Anschein des Gegenteils. Und ausdrücklich verwahrt sich Lou Andreas-Salomé gegen das verbreitete Mißverständnis, die beiden Geschlechter als bloße Hälften aufzufassen, wie „es in der populären Redewendung vom Weiblichen als dem passiv empfangenden Gefäß und dem männlichen als dem aktiv schöpferischen Inhalt" geschieht.

„Der Mensch als Weib" [1]) im Saloméschen Lichte ist eine Zusammenstellung aller Eigenschaften, die sich aus den physiologischen Bedingungen der weiblichen Korporisation ableiten lassen, eine modernisierte Auslegung dessen, was von altersher als spezifisch weiblich gegolten hat. Daher auch die Saloméssche Anschauung, daß jene alten Bezeichnungen für das Wesen des Weibes, „als da sind: Häuslichkeit, am-Herde-walten, Religion, Selbstbescheidung, Unterordnung, Reinheit, Sittigkeit u. a. m.", keineswegs Zufallsbezeichnungen sind, sondern, wenn auch grob und kompakt gefaßt, Symbole und Illustrationen für die wahre Wesensveranlagung des Weibes. Nach Lou Andreas-Salomé gestattet diese Wesensveranlagung keine völlige Individualisierung; das Weib hat immer vom Gattungsmäßigen viel mehr an sich als der Mann. „Denn das ist das Eigentümliche, daß das Weib dem Weibe gleicher ist, als der Mann dem Manne. In irgend einer geheimnisvollen und höchsten Bedeutung wird es wahr, was die schamlose Brutalität der Sinnlichkeit vom wahllos aufgegriffenen Weibe ausspricht, daß Weib oder Weib dasselbe gelte." Das Weib ist das minder individualisierte Wesen, weil es „noch unmittelbar Anteil hat an dem Alleben selbst und wie dessen persönlich gewordenes Sprachrohr wirken kann".

Daher kommt es, daß es in seiner selbsteigenen Welt als dauernden Seelenzustand das besitzt, was das friedlose, sich ins Grenzenlose verlierende und spezialisierende Manneswesen nur in seinen höchsten Augenblicken erreicht.

Die Saloméssche Art der Darstellung, die das Konventionelle verklärt, um aus ihm die Anhaltspunkte für „ein Bild im Umriß" der allgemein giltigen Weiblichkeit zu gewinnen, schließt so völlig die Zeichnung des Individuellen aus, daß es hier sogar aus dem Wesen des Weibes heraus grundsätzlich abgelehnt wird. Sie ist zugleich die Voraussetzung, unter der die generalisierende Methode sich rechtfertigt; in der Marholmschen Darstellung hingegen führt sich die generalisierende Methode selbst ad absurdum, gerade weil „das Weib" der Laura Marholm ein individuelleres Gepräge trägt, weil es ein reales Wesen und nicht ein aus dem Gattungsmäßigen konstruiertes Schemen ist. Was für Widersprüche vereinigt dieses Weib in sich, aus was für wunderlich uneinheitlichen Bestandteilen ist es zusammengesetzt! Vorerst das „Centrale" des Weibes, „die heiße Quelle . . . die des Weibes Ein und Alles, sein Mittelpunkt, sein Genie und sein Inhalt ist — die durchseelte, verinnerlichte Geschlechtlichkeit". Deshalb ist es auch nicht der Mann, „für den die Wahl die wichtigste Angelegenheit ist, sondern das Weib". Und diese Wahl mit feinfühliger Unfehlbarkeit zu treffen, „nachtwandlerisch sicher den einen organisch-sympathischen Geliebten unter tausend gleichgiltigen oder abstoßenden Menschen herauszufühlen", wird als Ausdruck der intakten, hochkultivierten Weibnatur gerühmt.

Aber mit Staunen hören wir alsbald: „es kommt für das Weib in erster Linie nicht so sehr darauf an, wen es liebt, sondern daß es liebt." Ja wir erfahren, daß der Mann, je braver, wärmer, besser er ist, desto pathetischer die große Liebe verlangt,

[1]) Neue deutsche Rundschau, Jahrgang 1899, Heft 3.

An andrer Stelle[1]) aber spricht Laura Marholm doch von d
Akkommodationsfähigkeit“ und „schrankenlosen Suggestibilität“ de
so weit zu sagen: „Das Weib, das liebt, denkt mit dem Gehirn
es liebt“, und sie räumt den Männern ein: „Ihr könnt ja all
Hetären und Amazonen, Vernunftmenschen und Heilige, Gelehrt
Frauen und Jungfrauen; denn wir fügen uns jedem Druck eurer
Natur ist, uns nach euch zu wandeln.“ Allerdings hebt sie diese
dritten Buch wieder auf, indem sie findet, „daß es das Weib ist,
leben des Mannes formt und mißformt, verzerrt oder entfaltet.
Mutter oder die Seele seiner Schwester drücken auf die empfä
Mannes ihren unverlöschlichen Stempel. Die Frage ist also da
Mehrzahl der Fälle nicht: wie ist der Mann? sondern: wie ist das

Neuestens endlich[3]) behauptet sie: „Durch das Kind entscheid
Wesen im Weibe. Ihr verborgenster Fond kommt zum Vorschein .
Bestimmtes, während sie vorher etwas Unbestimmtes war.“

Trotz aller umständlichen Bemühungen, einen einheitlichen un
Typus zu schaffen, vermag Laura Marholm doch nichts zu geben a
einzelner Charaktere, die in den wesentlichsten Punkten kaum verwa
identisch sind.

Freilich enthält schon die Marholmsche Grundvoraussetzung ei
Laut dieser ist das Weib seelisch und körperlich „eine Kapsel üb
erst der Mann kommen muß zu füllen“.

Nun kann aber das Weib, physiologisch betrachtet, durchs
Kapsel über einer Leere bezeichnet werden. Diese Kapsel hat einen
Inhalt; sie bringt einen Organismus hervor, der auf den ersten Stu
Lebens so selbständig schöpferisch veranlagt ist, daß er aus eigener M
ohne Zuthun eines männlichen Elementes, das Leben weitergeben
kann. Laura Marholm hat nur gleich das Wichtigste am weib
übergangen, die Hervorbringung der Keimzelle, durch die das Weib
gleichen Rang und Wert mit dem Manne erhält. — Nebenbei bemerk
Mann, der zu seiner Frau[4]) sagt, daß er sie erst aus seine

sondern — Gott. Mit so weitgehenden Vollmachten stattet selbst die patriarchalische Vorstellung vom Weibe den Mann nicht aus!

Noch von einer anderen Seite sehen wir die spezifische Weiblichkeit bei Ellen Key. Sie sucht im Gegensatz zur Saloméschen Auffassung für die Frauen eine „unbegrenzte Freiheit der Individualität" trotz der durch ihre Physis bedingten Gebundenheit zu retten. Dieses Bemühen, den individuellen Unterschieden gerecht zu werden, durchkreuzt bei ihr beständig die generalisierenden Schlüsse, die sie für ihre Beweisführung doch nicht entbehren kann. Unter ihren Händen verwandelt sich die Weiblichkeit so unaufhörlich, daß man endlich nicht mehr weiß, warum denn von etwas so Unbestimmbarem oder von etwas so Nebensächlichem weiter die Rede sein soll.

Ellen Key bekennt zwar,[1]) daß ein einziger Ausnahmefall weiblicher Überlegenheit eine unabweisliche Stütze für die Forderung auf volle Freiheit der Selbstbestimmung für jede Frau bildet — aber der Zweck ihrer Ausführungen ist trotzdem, durch Nachweise über das, was das wahre Wesen des Weibes ist, diese Freiheit einzuschränken. Wenn die Gesellschaft, wie Ellen Key fordert, keiner Frau Hindernisse in den Weg legen darf, zu zeigen, was die Natur gerade mit ihr beabsichtigt hat, müßten dann nicht zu allererst die normativen Bestimmungen über das Weibliche und Unweibliche aufhören? Wozu soll es dann dienen, dem einzelnen Individuum vorzuhalten, wie die große Menge seiner Geschlechtsgenossen beschaffen ist, und ihm Richtungslinien anzuweisen, die aus Untersuchungen über das Durchschnittliche gewonnen sind?

Vielleicht ist es gegenüber den extremen Standpunkten in der Frauenbewegung angezeigt, durch solche Darstellungen des allgemeinen Geschlechtscharakters u. dgl. daran zu erinnern, daß nicht alle Frauen für eine andere Lebensführung als die überlieferte geeignet sind. Vielleicht — denn es wäre ja möglich, daß die Frauenbewegung durch übereilte Verallgemeinerungen hie und da urteilslose Personen auf einen falschen Weg locken, sie mit dem äußerlichen Ehrgeiz erfüllen könnte, etwas anzustreben, wozu sie doch nicht taugen. Diese Bestimmungen über das Durchschnittliche tragen aber gleichzeitig dazu bei, die normative Gewalt zu verstärken, welche die staatliche und gesellschaftliche Tradition ohnedies über das einzelne Individuum ausübt — wie sehr auf Kosten der persönlichen Freiheit, das wissen eben nur diejenigen, die nicht in die herrschende Norm passen.

Nach dem Erfahrungssatze, daß auf geistigem Gebiete dieselben Verhältnisse herrschen müssen wie auf dem des Körpers, sucht Ellen Key die fundamentale Ungleichheit dort, wo der wichtigste funktionelle Unterschied im natürlichen Leben der Geschlechter liegt. Wie bei Laura Marholm durch die Wildheit, ist bei Ellen Key das Weib durch die Mütterlichkeit „enger mit der Natur verwandt" als der Mann, mit dem Mystischen, das hinter der Wirklichkeit steht; und, „wenn die Kraft der Mütterlichkeit einst auf Erden in ihrer vollen Selbstherrlichkeit hervortritt, dann wird sie, in einer tieferen Bedeutung als bisher, der Welt die Erlösung gebären —" nämlich, wenn die Frauen erst gelernt haben werden, ihre Mütterlichkeit, die sie bisher nur in der Hingebung an private und persönliche Verhältnisse bethätigten, auf die öffentliche und allgemeine Sphäre zu übertragen.

Diese Sphäre war freilich nach Ellen Keys eigener Angabe immer diejenige des Mannes; und es ist nicht einzusehen, wie die historische Entwicklung der spezifisch

[1]) Mißbrauchte Frauenkraft.

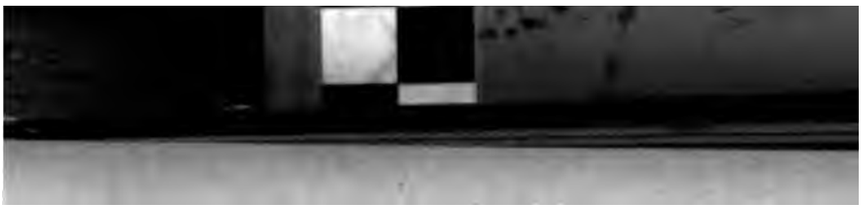
den Normen dieser spezifischen Weiblichkeit nichts anzufangen wissen unabhängig erklären.

Gestützt auf das Kriterium der Mütterlichkeit teilt Ellen Ke geistigen Standpunkt aus gesehen, in zwei Racen: in Frauen, die die es nicht können. Dadurch vermeidet sie es, einer sehr charakteristischen Form der Weiblichkeit, der egoistisch-frigiden, absprechen zu müssen, wie Laura Marholm, die das Kriterium de einfach in eine gesteigerte Erotik verlegt.

Unter den Frauen, die nicht lieben können, giebt es „entz menschen oder reiche Künstlernaturen oder große Sinneszauberinne klare, kalte Verstandesmenschen, zuweilen auch kleine, enge Alltags

Allein was sie auch seien, von ihnen hat die Menschheit weiblichen Lebenswerte zu erwarten. Das hat sie nur von den können. „Für diese Frauen ist ihr Dasein als Gattin oder Mu Tochter, Freundin oder Helferin das Lebensentscheidende.“ Auch große individuelle Ungleichheiten; für die einen ist „die erotische jene ergreift die Mutterliebe tiefer; andere fühlen am tiefsten die Sympathie, die Mütterlichkeit in der weitesten Bedeutung des Wort aber ist es die Stärke der persönlichen Hingebung, die das R Daran erkennen sie sich vom Nordpol bis zum Südpol.“

Es ist ein altbekanntes Merkmal der spezifischen Weiblic Grunde liegt: die persönliche Hingebung, die Aufopferungsfähigke Aufopferungsbedürfnis. In dem Seelenleben vieler Frauen spielt Aufopferung eine hohe Rolle; sie empfinden eine sittliche Genug Befriedigung über eine Handlung nur, wenn ihnen zugleich die war, ihr eigenes Ich und seine Ansprüche zu überwinden. Sie woll ihre eigene Persönlichkeit ausleben, sondern einer anderen Persönlichk Vielleicht drückt sich in dieser Eigentümlichkeit wirklich die „Natu bezeichnendsten aus — vielleicht aber ist diese Eigentümlichkeit nu und dem Umstande zuzuschreiben, daß die Frauen, als sekundäres dienstbaren und abhängigen Verhältnis zum männlichen stehend, Eignung zur Abhängigkeit bewertet wurden, oder auch daß



viel zu wenig beachtet wird. Und es ist zu fürchten, daß in der „allgemein-menschlichen Sympathie, der Mütterlichkeit in der weitesten Bedeutung", die sozialen und religiösen Genies unter den Männern der Christlichkeit den Frauen längst den Rang abgelaufen haben.

Der altruistisch-sentimentale Typus der Weiblichkeit Ellen Keys hat, soweit sein Gebiet die Familienverhältnisse sind, mit dem erotisch-excentrischen der Laura Marholm den Mangel an Persönlichkeitsgefühl gemein. Beide glauben zwar eine besondere „Weibpersönlichkeit" der Mannpersönlichkeit entgegensetzen zu können; aber der Begriff der freien Persönlichkeit steht und fällt mit der Voraussetzung, daß ein Mensch seinen Zweck sich selber setzen und die Impulse seines eigenen Wesens zum Inhalt seines Lebens machen kann. Wer seinen Inhalt außerhalb seiner selbst sucht, das Entscheidende seiner Existenz in eine andere Persönlichkeit verlegt, macht sich dadurch zu einem Menschen zweiter Ordnung, zu einem sekundären Wesen. Wie der Begriff der Persönlichkeit auf der Voraussetzung innerer Unabhängigkeit, so ruht aber der traditionelle Begriff der Weiblichkeit auf der Voraussetzung der Abhängigkeit und bestimmt die ganze historische Stellung des weiblichen Geschlechtes. Eine Frau, die eine selbständige Persönlichkeit ist, überschreitet mit Notwendigkeit die Grenzen der traditionellen Weiblichkeit — wissentlich, wenn sie zugleich starker Geist genug ist, sich ihre wirkliche Natur einzugestehen, das heißt, sich derselben reflectiv bewußt zu werden, unwissentlich, wenn sie diese Stärke nicht besitzt.

Der Grad der persönlichen Hingebung ist an sich keineswegs, wie Ellen Key will, eine zuverlässige Basis für eine Gemeinsamkeit oder Ähnlichkeit derjenigen Frauen, deren Raceabzeichen er bilden soll, weil die Richtung, nach der sich diese Hingebung bethätigt, allzu große Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen setzt. Eine Frau, die in ihrer erotischen Hingebung an den Mann das Lebensentscheidende findet, wird vergeblich erwarten, in diesem Punkt von einer Frau, deren Lebensinteresse sich in der Mutterschaft konzentriert, verstanden zu werden. Der Grund, warum der Gegensatz, der hier herrscht, nicht auffälliger zur Erscheinung kommt, liegt nur in dem Mangel an reflectivem Erkenntnisvermögen unter den gewöhnlichen Frauen und in der Ähnlichkeit der Lebensbedingungen, durch die gemeinsame Interessensphären hergestellt werden. In Wahrheit aber sind diese beiden Arten von Frauen so verschieden wie Hund und Katze. Ja, man kann vielleicht das Bezeichnendste ihres primitiven Wesens durch diesen Vergleich charakterisieren. Die Frauen des erotisch-excentrischen Typus mit dem Bedürfnis der Unterordnung unter den Mann haben etwas von der Natur des Hundes, der seinem Herrn auf Leben und Tod ergeben ist, und seinetwegen alles andere im Stich läßt, wenn es sein muß, während die Frauen, die in ihren Kindern aufgehen, mehr den Katzen gleichen, die sich an das Haus attachieren, in dem sie leben. Das Aufgehen in der Mutterschaft ist an sich noch kein Ausdruck weiblicher „Selbstlosigkeit". Die enge physische Verbindung, die aus dem Kinde einen Annex des mütterlichen Organismus macht, erklärt es, daß viele Frauen der Mutterschaft ihrem ganzen Wesen nach dem egoistisch-frigiden Typus angehören.

Man kann mit demselben Recht behaupten, daß „das Weib" kein Centrum in sich hat, als daß es das konzentrischste Wesen und viel mehr sein eigener Mittelpunkt ist als der Mann — es kommt nur darauf an, welche Art von Frauen man unter dem Sammelnamen „das Weib" versteht. Wer wüßte nicht, welchen Grad der Kultus der eigenen Person, die an Selbstvergötterung grenzende Selbstliebe bei vielen Frauen

die innerliche Abhängigkeit vom Manne für das Weib nicht Macht l
noch der altruistisch-sentimentale — der nur eine gemäßigtere, teilw
reformatorische Ideen beeinflußte Variante der erotisch abhängigen W
sondern der egoistisch-frigide Typus an die erste Stelle zu setzen.

Diese Frauen treten gewöhnlich nicht aus dem Rahmen des
heraus; denn viele der wohlakkreditierten Merkmale des „echten Weil
ihren Neigungen und Bedürfnissen ganz überein. Die züchtige Sit
ihre erotische Unempfindlichkeit eine angemessene Form, wie die Rel
Abneigung gegen das männlich-plebejische Denken; das Walten am
gewährt ihrer satten Selbstgenügsamkeit, die gesellschaftliche Stellung
inneren Überlegenheits- und Herrschaftsbedürfnis Befriedigung. Ge
form des Weibes als Dame hat zur Voraussetzung und, soweit sie
des männlichen Geschlechtes ist, auch zum Schöpfer den egoistisch
Daher ist die Keysche Behauptung kaum aufrecht zu erhalten, daß
die nicht lieben können, keine Bereicherung der weiblichen Lebenswert

Hebt man den schönen, blumigen Schleier auf, den die Kunst
über das Salomésche Weib breitet, dann wird man wohl Sp
Weiblichkeit darunter wahrnehmen, ein und dasselbe Urbild, gesehen
warmer, idealistischer Beleuchtung, das andere Mal mit einem kälte
Gestalt verleugnet ihre Verwandtschaft mit jener unzugänglichen,
Weiblichkeit nicht, die eine Welt für sich bildet — eine Welt, d
Mann der ewig Ohnmächtige und ewig Fremde ist, der friedlos
Heim und Eigenbesitz.

Ohne die Salomésche Hoheit und Gefühlstiefe, ganz unve
Vulgären heraus, und mit einer sensuellen Note, die besonders w
stellt Elsa Asenieff in ihrer Broschüre „Aufruhr der Weiber" einen
als Muster dar. Auch der Vergleich mit der Hauskatze fehlt nicht;
Geheimnisse der „weiblich Allzuweiblichen", über die „das Weib" bis
geschwiegen hatte, dort mit dreister Selbstgefälligkeit ausgeplaudert w

* *
*

So lassen sich die einzelnen weiblichen Individualitäten nach ve

Es ist ein Rätsel, für das es keine objektive Erklärung giebt — es sei denn, daß jede Frau, auch die wissendste, auch die bedeutendste, nur diejenigen Frauen kennen und schätzen lernt, die ihrer eigenen Wesensart nahe kommen, ebenso wie jeder Mann in der Regel nur diejenigen Frauen kennt und schätzt, die seinem subjektiven Geschmack und Bedürfnis entsprechen.

Denn was sind im Grunde alle generellen Aussagen über „das Weib" und „den Mann" anders als Selbstbekenntnisse? Oder sogar Selbstverherrlichungen? Jeder versteht darunter seine eigene, individuelle Beschaffenheit, mit jenem naiven Dünkel, kraft dessen man überzeugt ist, daß man die Norm repräsentiert. Und es scheint, jeder will nur sich selbst gelten lassen, seine eigene Art als die allein echte verbreiten.

Und doch besteht eine so große Verschiedenheit unter den Frauen, daß das Verständnis, das aus der bloßen Geschlechtsgemeinschaft entspringt, in vielen Fällen völlig aufgehoben wird. Jener Freimaurerblick, von dem Laura Marholm spricht, der Blick, mit dem die Frauen angeblich untereinander die „Geheimschrift ihrer inneren Erlebnisse" lesen, er bewährt sich nur unter Mitgliedern desselben Grades, aber er versagt, wo es sich um größere Abstände handelt, um Unterschiede in dem, was ein Mensch als den Kern seiner Persönlichkeit, als das Mysterium seines besonderen Wesens empfindet.

Jeder Mensch von Eigenart weiß, daß es eine Art von Personen giebt, die zu ihm gehören, denen er sich verständlich machen kann, mit denen er etwas gemeinsam hat, und eine andere Art, die ungeheuere Mehrzahl, zu der er keinen Zugang besitzt, die seine Sprache nicht versteht, wie deutlich er auch rede, für die er in alle Ewigkeit ein verschlossenes Buch bleiben wird. Die Trennungslinie läuft aber keineswegs immer mit dem Geschlechte parallel. Namentlich geistig hervorragende Frauen finden ihre Wahlverwandten eher unter Männern. Und nicht allein intellektueller Momente wegen; sie haben in viel tieferen Dingen mehr Berührungspunkte mit ihnen als mit den Angehörigen ihres eigenen Geschlechts.

Ein weises und freies Wort über das Problem der Weiblichkeit hat Max Stirner ausgesprochen, als er sagte: „Was soll man von einem Weibe denken, die nur vollkommen ‚Weib' sein wollte? Das ist nicht jeder gegeben, und manche würde sich damit ein unerreichbares Ziel setzen. Weiblich dagegen ist sie ohnehin, von Natur, die Weiblichkeit ist ihre Eigenschaft, und sie braucht der ‚echten' Weiblichkeit nicht." Hineingebannt in die Schranken einer begrenzten Individualität können wir die geheimnisvolle Basis, auf der unser Fühlen und Wollen sich schicksalsmächtig erhebt, nicht wählen und nicht ändern. Wir können nichts Höheres, als ihr, über alle Normen, Vorschriften und guten Lehren hinweg, gehorchen. Denn was die Natur selbst in unserer Eigenart geschaffen hat, das allein ist das Echte. Aber das ist nicht das Gleiche für alle.

Ein salomonisches Urteil.

Ein Reiseerlebnis

von

B. Henry-Moor.

Nachdruck verboten.

So wohlwollend hatte unsere kleine, in der Eremitage eingeregnete Badegesellschaft die Geschichte meines Reiseerlebnisses aufgenommen, daß ich fast enttäuscht war, als plötzlich ein Sonnenstrahl in die Borkhütte fiel und all meine Zuhörer hinauslockte.

Nur eine feine ältere Frau, mit lieben, klugen Augen, zögerte noch und sagte nachdenklich:

„Schade, daß meine Tochter das nicht mit angehört hat."

„Die schöne, junge Excellenz?"

„Ja, eben die."

Ich lachte lustig und rief, halb unbewußt: „In deren Gegenwart hätt' ich wohl kaum so viel gesprochen."

„Weshalb? Wirkt sie so einschüchternd? die junge Frau?"

Ich besann mich: „Einschüchternd?" wiederholte ich, „ja vielleicht. Sie ist schwer zu definieren, nicht wahr? Man weiß nicht recht: ist sie schon müde oder noch sehnsüchtig."

Die Mutter der Abwesenden sah mit seltsam versonnenem Ausdruck den vom Abendschein überglühten Bergpfad hinunter, auf dem eben meine eigene kleine Kinderschar mit blitzenden Augen und jauchzenden Hurrarufen im Wettlauf angestürmt kam.

„Wundervoll," sagte sie — und man wußte nicht, meinte sie die Landschaft oder die Kinder — „wundervoll! Und Sie, gerade Sie, halten es für denkbar, daß eine Frau auch fremde kleine Egoisten so lieb gewinnen kann wie eigene? Ich hab's nie glauben mögen."

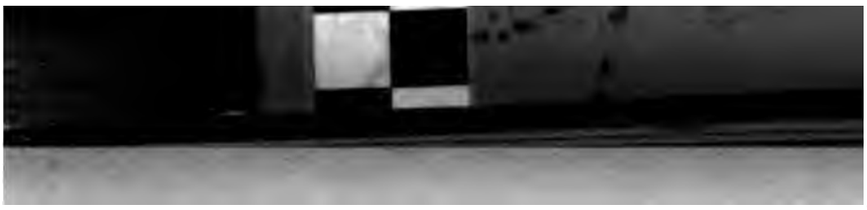
„Aber, die Geschichte, die ich Ihnen vorhin erzählte, ist buchstäblich wahr," sagte ich. „Und die wilde Hummel da, sehen Sie, die größte, die sich jetzt das Haar wieder einflicht, ist die Annaliese, die das salomonische Urteil gefällt hat."

„Schade, daß meine Tochter nicht hier war," sagte die alte Dame wieder. Und dann ganz leise, wie nach einer Anstrengung: „Sie hat keine Kinder."

Da verstand ich. „Ich schreib's auf," rief ich ihr zu — während mich meine Kinder umringten — „und wir nennen's: das salomonische Urteil."

* * *

Wie wir reisen, wissen Sie, verehrte Freundin: immer am ersten Ferientage und immer dritter Klasse. Den Kindern kommt das jetzt fabelhaft vornehm vor; denn mein Mann hat ihnen eine Rührgeschichte von einem edlen Dichter erzählt, der mit seiner Familie vierter Klasse fährt und hat Hänschens Frage, ob es denn nicht noch viel billiger wäre, wenn der Dichter mit seiner Familie ganz zu Hause bliebe, einfach überhört. Hat sich auch nicht darum gekümmert, daß unsere Jungen die vierte Klasse geradezu famos finden, sondern nur versucht, als er seine Familie am Anhalter



Bahnhof in den Zug spedierte, ihr ein ganzes Coupé dritter zu sichern. Aber es glückte nicht, zum Jubel der Kinder und zum Hohn auf meine unentwegt betriebene Beamtenbestechung.

In Halle war der Ansturm auf unseren Zug besonders arg.

„Ihnen bringe ich nur eine einzelne Dame," sagte der Schaffner achtungsvoll.

Dame war übertrieben.

Sie hatte höchstens das Zeug zu einer Dame und selbst das sah viel zu neu, viel zu sehr nach dem Ladenfenster aus. Und ein schiefgesetzter rosa Federhut verdarb vollends alles.

Freilich, auf die Kinder machte sie Eindruck. Unser eigenes Handgepäck sieht wirklich „mitgenommen" aus in jedem Sinne, aber die Ecke, in der die große, dicke Fremde sich einrichtete, glich nach ein paar Minuten dem Schaufenster eines Drei-Mark-Bazars, so wertlos und so neu war alles, was sie um sich herum aufbaute. Nur das Lächeln, mit dem sie sich für die kleinen Handreichungen unserer Jungen bedankte, wirkte zugleich abgenutzt und doch wie auf Bestellung geliefert. In langer Übung waren die Gesichtsmuskeln der Frau zu diesem Lächeln trainiert worden. Sie dachte sich nichts mehr dabei und es kam erst Leben in ihre Augen, als sie mit klebrigen Fingern den Inhalt einer großen Düte zu untersuchen begann und — je nach Objektbefund — an Bonbons lutschte oder mit großer Treffsicherheit Kirschkerne zum Coupéfenster hinausspuckte.

Unsere Kinder sahen ihr so lange atemlos zu, bis sie müde wurde und mit halbgeöffneter Düte, ganz geöffnetem Munde und gespreizten Fingern fest einschlief.

Sie schnarchte ausgiebig, wie jemand, dessen Natur daran gewöhnt wurde, sich das erforderliche Quantum Schlaf zu jeder beliebigen Tageszeit und in jeder beliebigen Stellung zu verschaffen. Sie schnarchte noch, als wir in den Erfurter Bahnhof einfuhren und erwachte erst, als unsere Wagenthür aufgerissen wurde und eine laute, ängstliche Stimme rief:

„Frau Tiggenpoch, aber Frau Tiggenpoch!" (geschrieben wahrscheinlich: Diggenbach). Auf dem Perron stand in abgetragener Kleidung und ausgetretenen Schuhen eine Arbeiterfrau mit einem kleinen, dicken, sehr herausgeputzten Bengel auf dem Arm. Das etwa zweijährige Kind war ein Prachtexemplar, aber die Frau war schmal und bleich, ihr Haar war dünn und ihre Haltung müde. Kraft schienen nur ihre Arme und ausgearbeiteten Hände zu haben, die den Knaben so sicher hielten, als läge er in einer Wiege. Und immerfort lachte sie ihn an: dabei sah man freilich all ihre Zahnlücken und doch wurde uns allen wohl bei diesem Lachen. Sie aber bemerkte uns gar nicht; denn ihre Augen wanderten zwischen dem Kleinen und unserer Reisegefährtin hin und her, bis sie ihn ihr unter lebhaftem Zuspruch, aber doch äußerst behutsam auf den Schoß setzte. Die Fremde — es mochte eine Tante oder Patin sein — befühlte und untersuchte das Kind, als ob es ihr zum Kauf angeboten würde. Atemlos sah die Mutter zu.

„Nichwahr, Kernfleisch?" fragte sie.

Die andere nickte trocken.

„Aber so is er erst, seit mer ihm nichts Sießes mehr geben. Gelle, mei Herzchen, Bonbons sin Baba?" (auf diesen Spruch, der noch viel wirksamer ist, wenn man sich die B in P verwandelt denkt, war sie besonders stolz) „nee, nee, der Chunge nimmt nichts nich an, wenn's ihm nich Einer einzwingen dut. Der Doktor sagt, das wär sei ganzes Glikk, daß mer ihm das Genasche un das Geschlecke abgewöhnt hätten. Da derdran lag es ja bloß, daß er die Milch partout nicht nehmen wollte. Aber nu! Geben Se mal acht, Frau Tiggenpoch, geben Se mal acht" — und sie holte aus ihrem Korbe eine mit gestrickter Hülle bekleidete Kinderflasche — „aber noch wollen mer se ihm nich geben. Erst, wenn er mich nich mehr sieht. Sonst schreit er. Un wenn Sie hernach iber Land mit ihm fahre, dann das wollene Heeschen da. Un morgen in Ihrer Marktbude bestimmt nichts Sießes, nichwahr, Frau Tiggenpoch? Un nachts kriegt er auch noch sei Fläschchen. Gott, wie wird mir sein, heut Nacht

um drei. Na, 's is ja nur für enne Woche. Aber mei Mann wollt' erst gar nich 'ran. Er kommt noch Hadjee sagen. Gelle, mei Herzchen, mer geben Dich nich gern her?"

Und während sie sprach, lachten ihre Augen, ihre nassen Augen, immer tapferer und immer lustiger in das Kindergesichtchen hinein; denn darin begann es zu zucken und zu arbeiten — — all dies Getöse um ihn herum, dieses große, starre, geputzte Weib, auf dessen Schoß er so artig sitzen bleiben sollte — ich sah es deutlich: was den kleinen Schelm am Schreien hinderte, war nur die Furcht.

Aber plötzlich ging eine Veränderung mit ihm vor und jetzt — jetzt lachte er zum ersten Mal.

Ich weiß schon, wann Kinder so lachen und so dabei anfangen zu strampeln: wenn sie den Vater kommen sehen. Und richtig — da hastete ja auch ein berußter Bahnarbeiter durch's Gewühl und holte erst Atem, als er bei dem buntgewürfelten Umschlagetuch seiner Frau Halt machte.

„En Glikk, daß de das da anhast," keuchte er. „Sonst hätt' ich euch nich gefunden. 's sin so wie so blos noch drei Minuten. Vor eins darf ich ja nich. Aber jetzt bring ich auch was zum Abschied. Nee, nee, hab' keene Angst nich" — sagte er auf einen besorgten Blick seiner Frau — „ze essen is es nix. Aber da, mei Kerlche, gieb emal acht, wie der Kikerikiki macht."

Und er ließ einen kleinen Gummivogel quietschen und an einem Schnürchen zappeln, bis zu dem Augenblick, in dem das Abfahrtszeichen gegeben wurde. Dann erst warf er das Ding dem Kleinen in den Schoß.

Er und die Frau liefen noch eine Strecke neben dem Zuge her: „Nich wahr, das Wollhöschen? Un dann, bitte, bitte, nichts Sießes! Er hat's denn gleich im Magen."

So fuhren wir ab. Der Kleine schrie wie besessen auf, als er die Eltern nicht mehr sah. Aber die fremde Frau blieb ganz ruhig dabei. Sie griff nur in die Tasche, brachte ihre Düte zum Vorschein und wollte dem kleinen Unband eine dicke, überzuckerte Mandel in den Mund schieben. — —

Aber Sie wissen, wer sie hinderte. —

Ihnen brauche ich nicht erst zu schildern, wie ich auf sie eindrang.

„Geben Sie mir das Kind!" rief ich. „Geben Sie mir es fünf Minuten, und ich beruhige es ohne alle Bonbons."

Aber sie nahm gar keine Notiz von mir — der Kleine lutschte schon an seiner rotgefärbten Zuckermandel.

„Großer Gott," rief ich außer mir, „warum wollen Sie denn das Kind mit Gewalt krank machen? Die Mutter hat Sie doch beschworen — — —"

„Was für eine Mutter denn?" fragte die Fremde scharf. „Die Frau da vorhin? Das ist ja nur seine Ziehmutter. Die Mutter bin ich."

Still, ganz still, setzte ich mich wieder in meine Ecke. Die Frau da vorhin, mit all ihrer warm sorgenden Liebe nicht die leibliche Mutter? Mir war, als müßte ich mich vor meinen eigenen Kindern, die das alles mit angehört, schämen. Aber sie sahen ganz herzlich nach mir hin, und Annaliese, die neben mir saß, zupfte mich nach einer heimlichen Beratung mit Otto sachte am Ärmel.

„Die fremde Frau da lügt," flüsterte sie verächtlich. „Die Andere war die Mutter. Die hat ihn ja so lieb."

Ich nickte ihr durch Thränen zu.

Pädagogische Zeit- und Streitfragen.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es wäre interessant, einmal in der Geschichte des geistigen Fortschritts nachzuprüfen, auf welchem Wege kulturelle Fragen am sichersten und reinsten gelöst werden. Ob es gut ist, wenn erst der Kampf der Meinungen auf der ganzen Linie heiß und erbittert getobt hat, ehe der Staat als deus ex machina die Erfüllung herniedersteigen läßt, oder ob ein gelassenes, konstantes Nachgeben an die Zeitbedürfnisse, wo immer sie laut werden, zu vollkommeneren Resultaten führt.

Wer die Schicksale, die die Mädchenschule als Gegenstand solcher Meinungskämpfe in effigie während der letzten Jahre durchmachen mußte, mit einigem Anteil verfolgt hat, der wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß es ihr zum Heile gewesen wäre, wenn man ein wenig eher Öl auf die Wogen gegossen hätte. In der langen Zeit des Forderns und Harrens sind die Angriffe, wie das in der Natur der Sache liegt, immer heftiger geworden, haben die Wünsche sich auf der einen Seite immer weiter von dem Boden des positiv Möglichen in das Utopische verloren, ist man auf der andern Seite immer zurückhaltender und karger mit den Zugeständnissen geworden. In dem Bestreben, das große Publikum von der Reformbedürftigkeit der Mädchenbildung zu überzeugen, hat man häufig genug nicht die wünschenswerte Einsicht, sondern ein blindes, bedingungsloses Mißtrauen gegen das ganze Institut erzielt, das einer Reform seinerseits manches Hindernis in den Weg legt; und der bekannte Satz: „Ich kenne die Absichten der Regierung zwar nicht, aber ich mißbillige sie", dürfte genau die Stimmung kennzeichnen, in der man in manchen Kreisen dem Beginn der Reform von oben her entgegensieht.

Die entgegengesetztesten Interessen stoßen aber auch eben auf diesem Gebiet zusammen. Da begegnet die liebevolle Zähigkeit, mit der der deutsche Familienvater sein Idealbild des für sein Behagen zärtlich und unermüdlich besorgten, hauswaltenden Weibes festhält, der Konsequenz, mit der die „radikale Frauenrechtlerin" das einzige Ziel der Mädchenschulreform in der vollen Übereinstimmung mit der Knabenerziehung sieht. Da begegnen die Forderungen der Lehrerinnen nach größerer Beteiligung am gesamten Unterricht und an der Leitung der höheren Mädchenschule den Berufsinteressen der Lehrer, da kreuzen sich die berechtigten und unberechtigten Wünsche der Laien mit den unberechtigten und berechtigten Bedenken der Fachleute, da steht dem sozialen Leben und seinen immer steigenden Anforderungen an die Frau wohl das Dogma einer ultra-physiologischen Betrachtung, „das Weib müsse ihrer natürlichen Bestimmung wegen gesund und dumm sein", als bittere Ironie gegenüber. Was Wunder, wenn man in dem Hin und Her eines langjährigen Kampfes schließlich auf allen Seiten vergessen hat, das Gewünschte an dem Möglichen zu messen, wenn schließlich jeder auf seinem Schein zu bestehen entschlossen ist.

reichend, um vor Überspannung wie [illegible]
Weise geschützt zu sein.

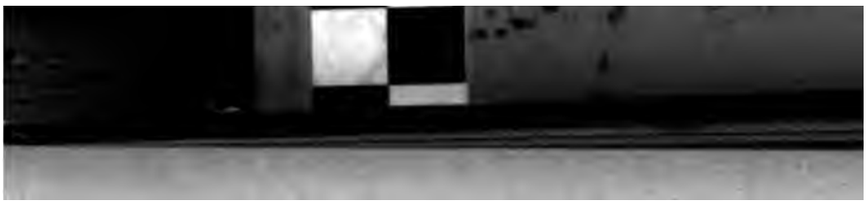
Ich glaube, daß von diesem Gesichtspunkt aus der Allg
Lehrerinnenverein die größte Kompetenz in der Frage der Mäd
sich in Anspruch nehmen darf. Er darf es auch wohl von dem Gesi
er mit seinen nahezu 16 000 Mitgliedern thatsächlich als eine Vertr
Lehrerinnenschaft gelten kann.

Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein ist vor nun elf
um einen Kampf aufzunehmen, den Kampf für das Prinzip, daß di
in erster Linie in die Hand der Frau gehöre. Es ist schon manche
seitdem. Es ist manches anders geworden, seit männliche und wei
höheren Mädchenschule auf der Generalversammlung des Verein
Mädchenschulwesen die Frage erwogen, ob die Teilnahme der Leh
der Oberklassen „zulässig", „wünschenswert" oder „notwendig" sei,
Dezernent im preußischen Ministerium, Herr Geheimrat Schneider,
ethischen Fächer sollten in den Oberklassen in der Hand der
vierzigjähriger Amtsthätigkeit im Dienste der höheren Mädchensch
las — und mehrmals hintereinander las, weil er seinen Augen nic
glaubte. Das erfreulichste Zeugnis dieses Wandels ist es gewiß,
Lehrerinnen die Forderungen vertreten, die der Allgemeine deutsch
nunmehr auf allen einzelnen Gebieten der Mädchen- und Lehrerin

Seine siebente Generalversammlung, die soeben in
Bonn a. Rh. stattgefunden hat, stellte in ihrem Programm die in
gebungen schon lange, jetzt aber wie es scheint thatsächlich „
der höheren Mädchen- und der Lehrerinnenbildung zur Verhandlu

Die Bearbeitung der zweiten Frage war der Vorsitzenden
preußischer Volksschullehrerinnen, Fräulein Elisabeth Schneider, üb
Verhandlungen über die erste vollzogen sich innerhalb der neugegr
höhere Mädchenschulen im Anschluß an einen Vortrag von Fräulei
Lage: „Welche Grundsätze müssen für eine Reform der höheren
gebend sein?"

Naturgemäß handelt es sich bei der Entwicklung eines Refo
[illegible] eines Ziels, zu dem alle Schr



die Bewohner zu vertreiben und an Stelle des alten einen Neubau von Grund auf zu setzen, für dessen Tragfähigkeit und Sturmfestigkeit wir doch noch keine Sicherheit zu geben vermöchten.

Auf dieser Grundlage stellte die sehr zahlreiche Versammlung, die an den Verhandlungen über die höhere Mädchenschule teilnahm, ihre Forderungen. Sie betonte im Gegensatz zu mancher Äußerung, die aus den Reihen der Frauenbewegung laut geworden ist, daß die höhere Mädchenschule nach keiner Richtung hin Vorbereitungsanstalt für bestimmte Berufe werden dürfe, sondern daß sie ihre Aufgabe darin sehen müsse, ihren Schülerinnen eine allgemeine Grundlage für die Erfüllung ihrer späteren Aufgaben in Familie oder Berufsleben zu geben. Will sie aber dieser Aufgabe den Anforderungen der Gegenwart entsprechend genügen, so bedarf sie eines Ausbaus in doppelter Richtung, in der Richtung der Realschule einerseits, des Gymnasiums andrerseits. Ein solcher Ausbau würde sowohl innerhalb des Rahmens der bestehenden Schulen mit neun- und zehnjährigem Kursus zu vollziehen sein, als auch über diesen hinaus zu einer Erweiterung des Kursus auf zwölf Jahre führen, und zwar würde in dieser erweiterten Mädchenschule nach dem siebenten Schuljahr eine Gabelung eintreten in Klassen, die der Knaben-Oberrealschule folgen und solche, die eine gymnasiale Bildung vermitteln. Da ein derartig kompliziertes System nur bei großen Schulkörpern durchführbar wäre, bleibt die Mädchenschule mit dem neunjährigen Kursus für kleinere Orte und einfachere Verhältnisse bestehen, doch müßte auch für sie eine Umgestaltung insofern eintreten, als den realen Fächern ein größerer Raum gegeben, eine fremde Sprache fakultativ getrieben und Mathematik und fakultatives Latein in den Lehrplan der Oberstufe eingefügt werden müßte.

Das ist ein Entwurf in großen Zügen, der zunächst nichts weiter als ein Luftschloß ist und bei der Verwirklichung wohl die mannigfachsten Modifikationen erfahren wird. Die Schwierigkeiten eines solchen Ausbaus nach so verschiedenen Seiten sind innerhalb der festen Organisation unserer Mädchenschule viel größer als etwa in den viel loser gefügten englischen Systemen. Die Versammlung war sich auch vollkommen bewußt, daß der Weg zu dem so aufgestellten Ziel Schritt für Schritt über das zunächst Erreichbare führt, und wenn die Sektion für höhere Schulen, wie beschlossen wurde, dem preußischen Kultusministerium ihre Wünsche für die in Aussicht stehende Reform der höheren Mädchenschule zum Ausdruck bringen wird, so wird sie sich trotz des weiteren Programms, das sie für ihre Arbeit aufgestellt hat, innerhalb der Grenzen des Erreichbaren halten.

Der Erfüllung um ein weniges näher dürften die Forderungen stehen, die für die Lehrerinnenbildung auf Grund der von Fräulein Schneider aufgestellten Thesen erhoben wurden. Ist doch der letzte ministerielle Erlaß in Preußen über die Lehrerinnenbildung für die Notwendigkeit einer vermehrten praktischen Übung, einer gründlicheren pädagogischen Ausbildung entschieden eingetreten. Daß diese Forderung nur erfüllbar werden wird in dem Maße, als Mädchenschule und Lehrerinnenbildung im Kultusetat etwas reichlicher bedacht werden, in dem Maße, als der Staat die Frauenbildung als eine nationale Angelegenheit behandeln lernt, liegt auf der Hand.

Eine strittige Frage, über die die Meinungen auseinandergehen, ist die, ob die Lehrerinnen für die Volksschule auf besonderen Anstalten ausgebildet werden, oder ob einheitliche Seminare für den Volksschulunterricht und den Elementarunterricht an der höheren Mädchenschule zugleich vorbereiten sollen. Die Referentin entschied sich für

den letzten Weg. Er wird aus praktischen Gründen vielleicht auch zunächst der gewöhnliche bleiben, wenn ja auch vereinzelt schon Volksschullehrerinnen-Seminare bestehen. Der Gedanke, von dem aus die Volksschullehrerinnen selbst die Frage anfassen, der ihr Interesse an der Lösung bestimmt, ist vor allem der, daß die Volksschullehrerin im Unterschied zu der für höhere Schulen nicht einfach die Elementarlehrerin ist, der ein geringeres Wissen, eine beschränkte Zahl von Unterrichtsfächern genügt, sondern daß ihr Beruf in seiner eminenten sozialen Bedeutung eine Summe von ganz besonderen — volkswirtschaftlichen, hygienischen, juristischen — Kenntnissen erfordert, wenn er dieser Bedeutung entsprechend erfüllt werden soll. Die Volksschullehrerin ist nicht nur eine besondere — und etwa gar minderwertige Kategorie der Gattung Schulmeister, sie ist Trägerin einer umfassenden sozialen Aufgabe, für die sie gar nicht vielseitig und sorgfältig genug ausgestattet werden kann. Um die Anerkennung ihres Standes in diesem Sinne kämpfen die Volksschullehrerinnen bis heut. Es wäre dringend wünschenswert, daß eine Reorganisation der Lehrerinnenbildung ihren Ansprüchen gerecht würde.

* * *

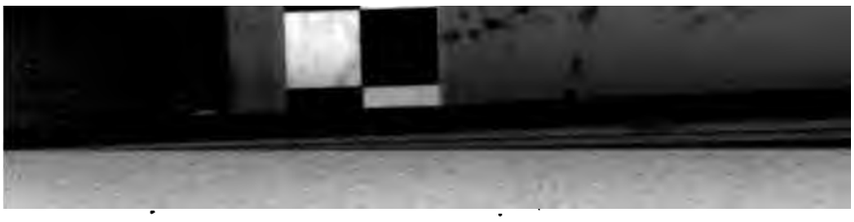
Auf der Tagesordnung unserer Generalversammlung stand noch ein drittes Thema, das wohl in das Gebiet pädagogischer Zeit- und Streitfragen gerechnet werden kann: „Die Kinderpsychologie und die Lehrpläne unserer Schulen". Eine Zeitfrage, die sich ebenso sehr aus der allgemeinen individualistischen Richtung des modernen Geisteslebens ergiebt, als sie ein Problem der wissenschaftlichen Pädagogik ist.

Der Übergang von der normativen zur individualisierenden Betrachtung, den wir überall in Wissenschaft, Kunst, Moral beobachten, hat auf pädagogischem Gebiet einen Kampf gegen System und Methode herbeigeführt, einen Kampf, in dem allerdings die Laien die Führung zu übernehmen scheinen. Schonung und Pflege, ja in eigentlichem Sinne künstlerische Behandlung der Individualität wird als die einzige Aufgabe der Erziehung hingestellt. Ein non plus ultra dieser pädagogischen Ketzerei ist ja die „Sonntagsschule" von Ellen Key, erfrischend und in vieler Hinsicht treffend, wie jede Ketzerei, aber ernst genommen ein Hohn auf jede psychologische Wahrheit und pädagogische Erfahrung.

Eine sanguinische Auffassung der Kinderpsychologie hat für solche „moderne" Erziehungsgrundsätze aus den Ergebnissen der jungen Wissenschaft eine Stütze zu finden geglaubt. Es ist gerade angesichts der vagen Wünsche und Hoffnungen, die in Lehrerversammlungen nach anziehendem Futter an die Fortschritte der Kinderpsychologie gehören werden, sehr wünschenswert, daß man sich über die bis jetzt gewonnenen oder in Aussicht zu nehmenden Möglichkeiten einer Übertragung der wissenschaftlichen Ergebnisse auf die Unterrichtsaufgaben Klarheit zu verschaffen sucht, wenn auch nur, um zu erkennen, daß — wie Professor Jodes einmal sagt — die Psychologie kein Rezept ist, bei der man einen Versuch auf der einen Seite hineinwirft, um ein pädagogisches Resultat auf der anderen herauszubekommen.

Gewisse Fragen, deren Erörterung und Beantwortung in Lehrerkreisen viel Interesse findet, sind es in der That so unbestimmter Art, daß sie es ist fast unmöglich ist, in Bezug auf die „Geistesbegabung" in der Schule in irgendeinem wissenschaftlichen Sinne, vor allem durch die Erziehungsmaßregeln und die Unterrichtsgegenstände über die Einzelnen im Kindesalter bestimmt zu urteilen. Hier Sicheres wurde im Laufe der Diskussion, die sich an das Referat anschloß, allgemein anerkannt.

* * *



Wenn ich von den Arbeitstagen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins durch die kurze Übersicht der positiven Daten ein Bild zu geben versucht habe, so fühle ich die Notwendigkeit, einen allgemeinen Zug, eine bestimmte Farbe, die erst das Charakteristische giebt, hinzuzufügen. Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein hat ein starkes Persönlichkeitsgepräge. Er ist mehr als ein Fachverband, in dem nach mechanisch regulierten Formen die Gegensätze in Fachkreisen ausgefochten, die gemeinsamen Anschauungen herausgestellt und gemeinsame Kundgebungen beschlossen werden; Imponderabilien, deren Wesen in den führenden Persönlichkeiten liegen, in dem, was die Lehrerinnen über ihre Standesinteressen hinaus in dem Zusammenschluß suchen, haben ihm eine bestimmte geistige Eigenart, eine besondere Färbung gegeben, die nicht in Satzungen und Resolutionen zum Ausdruck kommen kann.

Sie wird vielleicht am deutlichsten in dem Gedanken, mit dem die Vorsitzende die Generalversammlung eröffnete. Sie knüpfte an eine Erfahrung an, der Björnson einmal Ausdruck gegeben hat: daß nämlich gerade die feinen Naturen im öffentlichen Leben zurückgedrängt werden. Diese aber sollten die geistige Führung haben. Sie ihnen zu sichern, sie zu schützen, ihnen die Wirkensmöglichkeiten zu schaffen, deren sie bedürfen, dazu dienen die Vereine. So lange der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein diesen Gedanken festhält, den Gedanken, daß er geistige Werte zu bewahren und nutzbar zu machen, nicht in erster Linie Interessen zu vertreten hat, so lange erfüllt er seine Aufgabe, so lange ist er nicht nur eine äußere, sondern eine geistige Macht.

Architektur und Innendekoration.

Von

Anna Goetze-Bremen.

Nachdruck verboten.

I.

Während die Malerei und die Skulptur das Werk ihrer Befreiung durch einen notwendigen und gesunden Durchgangsprozeß durch die Schule des Realismus bereits vollzogen haben, steckt die deutsche Baukunst noch recht tief in den Banden eines falschen Idealismus. Falsch, — weil er immer noch von der äußeren Wirkung, von der Fassade ausgeht und das Heil in der Imitation früherer Stilarten sucht, wodurch man der Gegenwart das künstlerische Dasein abspricht und sie der eigenen Ausdrucksweise beraubt. „Unsere besten Sachen sind mehr oder minder getreue Reminiscenzen", sagt Semper, der berühmte Münchener Baukünstler, der schon in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts gegen die Ansicht zu Felde zog, „daß der Architekt jeder seiner Kompositionen durch die Wahl eines sogenannten historischen Stiles eine Unterlage schaffen müsse". Freilich mit bisher geringem Erfolg, denn noch immer werden unsere protestantischen Kirchen mit Vorliebe in gothischem Stil erbaut, obwohl er der höchste und eigentümlichste Ausdruck des katholischen Kultus ist und wir durch die Art unseres evangelischen Gottesdienstes, der nicht Messe und Liturgie, sondern die Predigt in den Mittelpunkt stellt, ganz andere Bedürfnisse haben. In unseren profanen Monumentalbauten greifen wir, und nicht immer mit Glück, vorzugsweise auf die Renaissance zurück, wie denn z. B. auch auf der Pariser Welt-

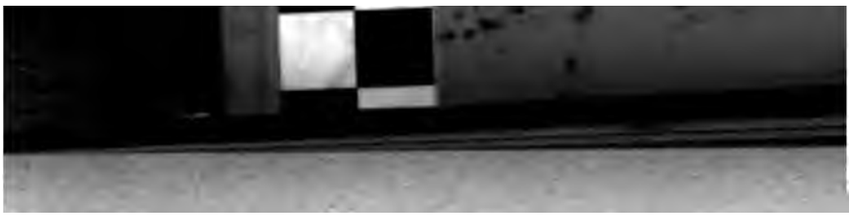
ausstellung das deutsche Haus, das die moderne deutsche Baukunst repräsentieren sollte, ein in nachgemachter Renaissance prunkender und dabei einem „Berliner Bierpalast unheimlich ähnelnder Bau" gewesen ist! Daß bei einem nur auf den äußeren Schein hinzielenden Bauen manche fatale Vorkommnisse stattfinden, ist gewiß. Recht übel ist es dabei einer alten deutschen Reichsstadt ergangen, die sich ein prächtiges Museum in gotischem Stil erbauen ließ. Als nun der stattliche Bau fertig war, und man mit den Sammlungen der Kunst und des Kunstgewerbes einziehen wollte, da stellte es sich heraus, daß keine Möglichkeit vorhanden war, die Gegenstände richtig aufzustellen. Es mußten unter anderem erst noch Wände zwischen den Pfeilern gezogen werden; und auch dann noch hatten die aufgestellten Kunstwerke und Möbel jede Proportion verloren. „Es war eine Wirkung", so wird der erste Eindruck geschildert, „als habe man eine Rokokokommode in den Kölner Dom gesetzt".

Übrigens ist ein Sichanlehnen an frühere Stilarten, ein Suchen nach äußerer Wirkung beim Monumentalbau immer noch am ersten am Platze, da er repräsentieren soll. Und wenn es bei einem Staatsgebäude den betreffenden Architekten gelingt, die äußere Repräsentation einigermaßen mit innerer Zweckmäßigkeit zu vereinigen, wenn grobe Unzulänglichkeiten vermieden werden, derart wie sie z. B. bei der Anlage eines Verwaltungsgebäudes vorgekommen sind, wo der Fassade zulieb bei den meisten der den Beamten dienenden Arbeitsräume die Fenster so tief gelegt waren, daß alles Licht den unglücklichen Schreibern von unten in die Augen fiel — so wollen wir getrost die Entwicklung der Staatsbauten ihrem Schicksal überlassen, umsomehr als wir hervorragende Künstler genug besitzen, denen es bereits gelungen ist, bei einer feinerlauen Verwertung aller Stilarten hervorragende Monumentalbauten stilvoll und zweckmäßig und dabei mit Hervorkehrung eigner künstlerischer Individualität zu schaffen.

Ganz anders liegt die Sache beim Profangebäude, beim Wohnhaus. Hier hat die theoretische Phrase gar keinen Sinn, und ihre Berücksichtigung kann nur zur größten Unnatur und Stillosigkeit führen. Am deutlichsten zeigt sich das in jenen Städten, wo es hauptsächlich darauf ankommt, Etagenwohnungen herzustellen. Fast jedes größere sogenannte Zinshaus in Berlin, Dresden, Frankfurt u. s. w. ist äußerlich zu einer Art von italienischem Renaissancepalast gestempelt. Im Innern sind diese 1000 bis 3000 Mark-Etagen dann in der Regel mit schweren Stuckwänden, hochverdachten Flügelthüren und aufdringlichen, bunten Tapeten dekoriert, eine billige Großthuerei, die jedem mit feineren Nerven veranlagten Menschen einen geheimen Schauder erregt. Der unglückliche Mieter hat sich indessen dem Geschmack des betreffenden Bauunternehmers zu fügen; es hat keinen Zweck für ihn, die gemieteten Räume nach eigener Individualität zu gestalten, da er ja nicht weiß, wie bald er wieder heraus muß, um dann in einer neuen Wohnung seine Änderungen von vorn zu beginnen.

Wir sehen daher weite Kreise unseres gebildeten Publikums mit völliger Ruhe und Zufriedenheit in Räumen wohnen, die ihnen von irgend einem Bauunternehmer fußertigen hergerichtet worden sind; und im allgemeinen steht auch das ganze Mobiliar auf einer Stufe, die sich mit dieser Umgebung gut verträgt. Selbst der Professor der Kunstgeschichte, der begeisterte Vorträge über die Blütezeit der italienischen Renaissance, die Antike u. s. w. hält, macht — wie uns Hermann Mathesius versichert —, wenn man ihn einmal auf seine häusliche Kunstpflege hin ansieht, keine Ausnahme von dieser Regel. Das große Publikum steht im allgemeinen gänzlich außerhalb der Kunst. Es verhält sich zu ihr kritisch theoretisierend, konsumierend, hat aber innerlich keinen Anteil an ihr.

Von den Kreisen also, wo es sich Umstände halber zunächst um Etagenwohnungen handelt, kann eine Entwicklung des künstlerischen Geschmackes für die Baukunst nicht ausgehen. Ganz anders liegt die Sache da, wo die Annehmlichkeit des Einzel- oder Familienhauses kultiviert werden kann. Aber auch hier ist die herrschende Richtung eine verfehlte; auch hier dominiert eine stark äußerliche Auffassung; es macht sich vielfach in der Anlage des Hauses ein Suchen nach äußerem Schein, ein Mehrerscheinenwollen als darinnen ist, bemerkbar. Man sieht es unendlich vielen Häusern



an, daß sie in erster Linie darauf zugeschnitten sind, ein gutes Straßenbild abzugeben. Man fasse sie einmal daraufhin näher ins Auge. Da ist z. B. ein Haus, das Erker und Türme aufweist, die keinen Sinn haben, weil sie weder bewohnbar sind noch irgend eine Aussicht gewähren.

Auch die aus dem Süden übernommenen Balkone und Altane sind häufig so zweckwidrig wie möglich angebracht, so daß man sie bei unserm rauhen Klima fast nur an zwei bis drei windfreien Sommerabenden benutzen kann. Dabei wirken sie störend auf die Anlage der Fenster, wie denn überhaupt die Fenster, wenn sie zunächst in Rücksicht auf die Fassade angeordnet sind, höchst ungünstig die innere Raumverteilung beeinflussen. Wir sollten doch endlich begreifen, daß es beim Hausbau einzig und allein darauf ankommt, die inneren Wohnbedürfnisse zu berücksichtigen und die äußere Gestaltung des Hauses von der inneren abhängig zu machen. Woher kommt es, daß uns die Bauten aus verflossenen Jahrhunderten so wohlthuend berühren? Weil sie in ihrer ganzen sachlichen Tüchtigkeit zu uns sprechen und ein Ausdruck der Bedürfnisse und des Geschmackes ihrer eigenen Zeit sind. Wollen wir aber diesen oder jenen ihrer äußeren Reize auf unsere Zeit übertragen, so führt uns das nur zu den erwähnten Verkehrtheiten, zur Künstelei. Und in der That stehen unsere modernen Fassaden mit ihren unmotivierten Renaissanceimitationen aus Cement oder Sandstein fast durchweg tief unter der rein sachlichen Verzierungskunst uncivilisierter Völker, wie wir dies aus unsern ethnographischen Sammlungen ersehen können. Die ganze Entwicklung unserer Kultur geht auf Vereinfachung. So wie die Allongeperrücke und das seidene Gewand dem schlichten dunklen Rock hat weichen müssen, wie wir das steife Ceremoniell früherer Gesellschaftsformen mit einer einfachen natürlichen Redeweise vertauscht haben, so müssen auch nach und nach alle Dinge, mit denen wir uns umgeben, auch das Haus, als Erweiterung unserer Persönlichkeit, dieser Richtung folgen. Trachten wir bei dem Bau unseres Hauses nicht mehr nach dem Schein, lassen wir das Gebot der Sache walten! Gehorchen wir in der Komposition einzig den Forderungen der Zweckmäßigkeit und des Materials, so wird sich eine zeitgemäße häusliche Baukunst ganz von selbst entwickeln — eine Kunst, die ein Ausdruck unserer eigenen Zeit ist, die unser Leben, unser Thun und Lassen repräsentiert und mit unserm Empfinden, unserer äußern Erscheinung genau so übereinstimmt, wie jene alten Kunstformen, die wir mit Recht bewundern und mit Unrecht nachahmen, mit der ganzen Lebensweise der Zeiten, aus denen sie erwuchsen, übereingestimmt haben. Artis sola domina necessitas! Man wende nicht ein, daß man auf diese Weise zu einem völlig unkünstlerischen Hausbau, zum Nutzhaus der Biedermeierzeit kommen werde. Ganz abgesehen davon, daß dieser Gedanke an und für sich für den modern empfindenden Menschen nichts Abschreckendes hat, da jedenfalls die Biedermeierzeit in ihrem Nicht-mehr-vorstellen-wollen als sie war, etwas ungemein Sympathisches hat und mit ihrem Sinn für einfache Zweckmäßigkeit uns näher liegt als die Gothik und Renaissance, so wollen wir auch nicht vergessen, daß die Entwicklung jenes bei uns stellenweise als lächerlich empfundenen Stiles jäh unterbrochen worden ist. Indessen wird jeder, der in ein Haus aus den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts tritt, die Absicht des Erbauers, die Verhältnisse des Raumes künstlerisch abzuwägen, sehr wohlthuend empfinden. In der Regel sieht man den Häusern ihren innern, wohnlichen und behaglichen Charakter schon von außen an. Höhe, Breite und Tiefe geben eine harmonische Gesamtwirkung.

Wie selten hingegen ist das bei den Häusern der folgenden Bauperiode erzielt! Die Verhältnisse scheinen lediglich auf Zufälligkeiten zu beruhen.

Freilich, wenn eine Proportionswirkung erreicht werden soll, so gehört dazu die Möglichkeit, über den Bauplatz frei zu verfügen. Aber beim Einzelhaus steht dem doch in der Regel nichts im Wege, und mit Freuden ist es zu begrüßen, daß es jetzt wieder mehr Sitte wird, daß alle, die sich eine eigene Heimstätte gründen wollen, mit dem dazu beauftragten Baumeister sich gründlich auseinandersetzen über ihre individuellen Wünsche und Wohnbedürfnisse, eine Sitte, die hoffentlich mehr und mehr um sich greifen wird.

Von ganz besondrer Wichtigkeit ist die Gestaltung der Fensterwand. Wer nicht durchaus einen sogenannten Spiegelpfeiler wünscht, sollte sich klar machen, daß die üblichen zwei Fenster die Einheit des Zimmers vollständig zerreißen. Ganz abgesehen davon, daß beim Zwei- oder Dreifenstersystem alles Aufstellen und Einfügen von reinen Kunstwerken unsicher ist, da sie in dem doppelten Licht unruhig wirken, wird außerdem durch die Gewohnheit, die Fensterbänke sehr niedrig anzulegen, alles Licht auf den Fußboden, anstatt auf die Wände geworfen, und durch die Entziehung dieser einen Wand die ganze Aufstellung des Mobiliars unangenehm beeinflußt. Wer die Vorzüge kennt, die ein großes, breites Fenster mit entsprechend erhöhter Fensterbank gewährt, wird sich schwer wieder an 2—3fenstrige Wohnräume gewöhnen.

Ein andrer, wichtiger Punkt ist die Verbindung der Zimmer untereinander, die auch die Stellung der Thüren bedingt. Wir lieben im allgemeinen die Aneinanderreihung der Wohnräume. Eine außerordentlich schöne Handhabe dafür bietet die von England herübergenommene sogenannte Halle, die ein sehr dankbares künstlerisches Motiv abgiebt. Durch die höhere Entwicklung der Treppe bietet sie vorzügliche Gelegenheit zu einer interessanten Raumgestaltung, die sich der vermögende Bauherr, der es sich leisten kann, einen Raum extra zur Befriedigung seines künstlerischen Gelüstens anzulegen, nicht entgehen lassen sollte. Vom praktischen Standpunkt aus ist die Halle jedoch für mittlere oder kleinere Häuser nicht ratsam zu nennen. In Bezug auf die äußere Anlage ist besonders noch zu beachten: daß womöglich in einem nördlichen Raum das Fenster, hohe Tür, das Licht und Sonne leicht abhaltende Loch, dem auf dem Süden der innenliegenden hohen Türe ein weites vorgezogen ist.

Den Architekten kennt, auch wenn er für den speziellen Künstler seiner Aufgaben Sinn, immer noch genügend Gelegenheit zur Entfaltung seines künstlerischen Individuums, wie ja auch ein Bauwerk, der in ganz besondrer Weise an ein gewisses Stück gebunden ist an seinem ganzen Wesensgehalt doch nur in hohem Grade individuelle Kunstwerk schaffen kann. Der Maler, Bildhauer, Kunstgewerbler kennt vorerst Beginn die Arbeit, wie er aus seinem Innenleben heraus gestaltend Form und Farbe der Idee für den Stein, Holz, Metall, Ton, Glas oder Stoff eine edlen Bildwerkes für so reine materielle Erscheinung, und wie der erfahrene Bildhauer die Pflicht kennt, seine Gestaltung der Idee für den kühlen Stein zu äußerster plastischer Steigerung reifen lassen.

Nur auf einem verhältnismäßig kleinen Raum bietet sich für das Können der wahre künstlerische Architekt wirklich; es ist daher von großer Wichtigkeit für uns, wie wir wissen. Ein schönes Wort Leonardos kann uns dabei den Weg weisen: „Wenn wir ein Werk machen, werden wir nicht Herren, sondern Diener sein.“ Es wird uns leichter, dieses Wort zu befolgen, wenn wir „Wenn wir ein Werk machen, werden wir nicht Herren, sondern Diener sein.“

II

[illegible]

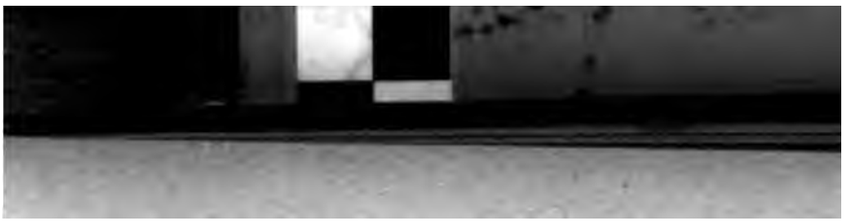
Wenn es zu erreichen wäre, daß der Vermieter oder Verkäufer einer Wohnung (bezw. eines Wohnhauses) diese nur in den nackten vier Wänden ablieferte, und wir uns keine lächerlichen und unbequemen Dekorationen aufzwingen lassen müßten, so wäre damit schon unendlich viel erreicht! Gewiß ist die Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit des Publikums vielfach selbst schuld an den jetzigen desolaten Zuständen: die ungemütlichen Umzugstage sollen möglichst abgekürzt werden, man will keine unnötigen Scherereien haben und schnell wieder in Ordnung sein. Wer sich aber — sei es auch in noch so bescheidenem Maße — behaglich und individuell einrichten will, der muß sich Zeit dafür nehmen und es vor allem lernen, sich um alle Dinge selbst zu kümmern. Die detaillierten Angaben und speziellen Wünsche des Bestellers würden übrigens ein äußerst wirksamer Sporn für den Handwerker sein, sobald er sich wieder daran gewöhnt hätte. Ist es doch für jeden Arbeiter in jedem Beruf interessanter, für Menschen zu schaffen, die ihm Interesse und Verständnis entgegenbringen, als für solche, die seinem Thun und Wirken verständnislos und gleichgiltig gegenüber stehen. Wenn wir erst wieder ein künstlerisch erzogenes, nach Individualität und Eigenart verlangendes Publikum haben, so wird der künstlerisch arbeitende Handwerker auch sicherlich zur Stelle sein! An Talent und Tüchtigkeit hat es uns in Deutschland noch nie gefehlt, und es ist auch jetzt kein Mangel daran; nur konnten bei der herrschenden Tendenz der Nachahmung sich die selbständigen Begabungen nicht richtig entwickeln und wurden von den schwächeren Talenten, denen es von Natur leichter wird sich anzupassen, überflügelt. Jetzt, wo die führenden Geister in der Malerei und Skulptur wieder anfangen, auf das Kunstgewerbe Einfluß zu gewinnen, wird schon von selbst auch in dieser Beziehung eine merkliche Umwandlung vor sich gehen.

Unendlich viel ist in den letzten Jahrzehnten gesprochen und geschrieben worden über die geistige und künstlerische Kultivierung unseres Volkes; jetzt endlich scheint die graue Theorie zu grünendem, blühendem Leben werden zu sollen. Es mag nur noch einmal darauf hingewiesen werden, daß schon Goethe, wie uns Eckermann aus seinen Gesprächen mit ihm berichtet, das moderne, neuschöpferische Prinzip in der Kunst der Wohnungsgestaltung im Gegensatz zur Imitation und Altertümeleisucht energisch befürwortet hat. „In einem Hause," sagte er, „wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahr vielleicht nur drei, vier mal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen, und man mag auch ein gothisches Zimmer haben, so wie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckouke in Paris ein chinesisches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohl thun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht in Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken. Es mag wohl einer an einem lustigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in einer solchen Maske zeigen wollte?" — Diese Worte sind im Jahre 1827 von Eckermann niedergeschrieben worden; welch' eine tolle Zeit der „Wohnungsmaskerade" liegt zwischen damals und jetzt! Erst heute scheint die Zeit sich zu erfüllen, in der Goethes Geist wirklich lebendig wird. Allmählich scheint es uns zu dämmern, daß, um mit dem großen Künstler-Philosophen Friedrich Nietzsche zu sprechen, „Goethe eine Kultur bedeutet", — allmählich erwacht in uns ein wirkliches Kulturbedürfnis. Zunächst unter den Künstlern! Sie sind zuerst zu der Erkenntnis gekommen, daß es sich in der Kunst nicht um die Ausbildung einiger Luxuserscheinungen handeln darf, sondern, daß es nötig ist, beim Nächstliegenden zuerst zu beginnen, bei der täglichen Umgebung: dem Haus, der Wohnung, dem Hausgerät.

Sorgen wir nun dafür, daß die junge Kunstwelt, die es sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, an dem Wiederaufbau des schönen, edlen Kunsthandwerkes mit zu schaffen, ein entgegenkommendes Verständnis bei uns finden möge. — Sichern wir ihrem Werke Lebensfähigkeit, indem wir nicht gedankenlos die Wandlungen der Mode mit-

machen, sondern bedeuten. Daß eine künstliche Sprachmischung, eine Vermischung der Farben und Formenwelt zu den oft[illegible] notwendigen Forderungen der neuen, im Wesen begründeten Dichtung gehört. Nur den Dingen gilt es Raum und Klang zu geben. Gedanken — d. h. Klarheit; Worte — d. h. logische Schlüsse und Gedankenfolgen; und Farbe — d. h. Stimmung.

Schon aus den Worten der Gedankenwelt und seiner Sprachmischung erkennt man, daß Dr. Felix Braun eine Dichtung und Gedankenwelt für sich geschaffen hat, die [illegible] Lyrik der Gegenwart in der Tiefe auf. Hymnen und Oden, die Balladen und Gesänge, die Sonette und Lieder, während eine ernste große Teil der Gedichte [illegible] Gedankenwelt es ihm und uns nicht leicht machen, sich [illegible] Lyrik zu finden. Und die [illegible] Dichtung! Wer hat nicht [illegible] Gedichte, [illegible] Gedankenlyrik [illegible] Gedanken und Worte in der Form, Klarheit der Form, die [illegible] Dichtung. Ein [illegible] Gedicht, wie das in [illegible] Sprachmischung [illegible] Klang und [illegible] Farbe [illegible] Wesen, [illegible] Wort [illegible] Wort [illegible] Wesen [illegible] Gedanken [illegible] Gedanken [illegible] Gedanken



die Form des Zimmers und die Verteilung der Thüren an. Doch sollte man auch möglichst vermeiden, mit dem Sofa eine Ecke abzusetzen, weil leicht ein toter Winkel entsteht, den keine Stoffdraperien und kein Makartbouquet zu beleben im stande ist. Glücklicherweise fangen diese letzteren mehr und mehr an ins Schattenreich zu verschwinden, wohin ihnen hoffentlich bald alle künstlich präparierten Topfgewächse folgen werden.

Nicht energisch genug kann man gegen die Anhäufung von überflüssigem Kleinkram, den sogenannten Luxusartikeln, den Nippes und sonstigen undefinierbaren Galanteriewaren zu Felde ziehen. In dieser Hinsicht können wir viel von den Japanern lernen, deren ganzes Kunstgewerbe noch heute auf dem Bestreben basiert ist, jeden Gegenstand, dessen man sich im täglichen Leben bedient, aus gutem Material anzufertigen und ihm eine geschmackvolle Form zu geben, — ein Bestreben, das übrigens auch unser deutsches Kunstgewerbe früherer Jahrhunderte aufgewiesen hat, als man die Grenze zwischen Gebrauchs- und Kunstgegenständen noch nicht so scharf gezogen hatte. Es war eben jeder Gegenstand dem Material entsprechend gebildet und mit einem Schmuck versehen, der seine Gebrauchsfähigkeit nicht beeinträchtigte. Einfachheit, Natur und Poesie — so sollte es auch hier heißen.

Alle Kunst muß im Hause anfangen. Erst wenn wir gelernt haben, Schönheit von Geschmacklosigkeit in den Dingen unserer täglichen Umgebung zu unterscheiden, vermögen wir zum nachempfindenden Genusse aller jener wunderbaren Feinheiten zu gelangen, die jedes echte Werk der absoluten oder hohen Kunst in sich birgt.

Soll die Kunst wieder das werden, was sie sein will und muß, eine echte Volkskunst, die den Ärmsten und Geringsten sowohl, wie den Reichen und Mächtigen beglückt, so müssen wir ihr entgegenkommen, ihr Herz und Haus öffnen und damit beginnen, dem Kunsthandwerk als der ältesten Bethätigung jedes Kunstsinnes wieder eine Stellung zu verschaffen im Herzen der Menschheit.

Trauermarsch.

Von

Margarete Alosky.

Es hat eine Seele sich befreit;
Nun schwingt sie in mächtigen Tönen. —
Und was sie singt, das soll dein Leid
Mit ihrer Freiheit versöhnen.

Todtraurig lauscht dein wundes Herz.
Ihm klingt es wie Abschied vom Leben;
Es hört nicht durch den dröhnenden Schmerz
Den heimlichen Jubel beben.

Es hört nur schmerzzerrissnen Klang,
Nur dumpfes Schicksalshassen. —
Und doch ist es süßer Bittgesang
Um Ruhe und Schlafenlassen.

Der Einzige.

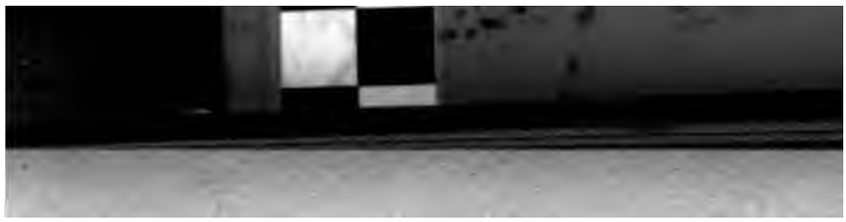
Roman

von

E. Pelz.

Fortsetzung von Seite 377.

Fest ist damit in der Seele gepflanzt, unlöslich mit ihr Eins geworden, der Keim, der nun Frucht bringen muß. Er kann nicht mehr ausgerissen werden, ohne daß die Seele mit zerrissen würde. Er kann nur noch größer und größer werden, bis er sie ganz hat. Der tiefste Grundzug des unzugänglichen Gemütslebens ist damit festgelegt, daß es lebt. Die Kinder sind wie die alten Leute und Tiere. Sie haben Gemütsgründe, wo es die meisten selbst nicht mehr haben, wo sie die meisten gründlich verloren haben. Es braucht sie nur recht tief zu treffen, so sind sie da. Dann geht es langsam wieder hinab in den Grund, wo das Lebendige wie Versteinertes immerdar ruht. Denn es ist. Es ist Wille, geistige Kraft, das Gott uns seinen Namen zu nennen, sie braucht auch ganz wenig, um sie Gott zu finden. Und es muß Gnade sein, sie kann sie sich nicht aus der Seele reißen. ‚Daß sie das alles sehe,' murmelt sie dann, ‚und sie meine, niemand machte.' Sie muß jede Nacht und jeden Tag diesen Namen, dieses Wort auf der Zunge und muß es der Welt nennen, wenn sie Schmerzen‘ haben soll. ‚Sie möchte Leben machen.' Und ‚zum Gottes Lob' meint sie Namen aus dem Herzen. Der Grund, den sie hat, ist die Sehnsucht des ganzen Menschen, die volle Summe des Wesens und die volle Kraft des Willens. Sie, nicht zu denken. Es drängt sie Denken nicht, sie ist durchaus ge-fühlsmäßig, instinktmäßig. Gedanken sind nur Mittel, die Dinge klarer zusammen auf. Sie ist allein mit sich beschäftigt, sie ist sich eine ganze Welt. Selbstgenuß, Selbstqual, Zusammenfassung und neuer Genuß — die Grundbasis, sie aus sich und sich aus sich. Sie kennt keinerlei Gedanken, die sie nicht sich selbst gedacht hat, sie kennt keine Gefühle, die sie nicht selbst gefühlt hat. Sie ist sich selbst Gott und Teufel, sie ist sich selbst Himmel und Hölle. Sie ist sich selbst Gut und Böse. Sie ist sich selbst Gesetz und Gesetzgeber, Richter und Richtschwert, Sünde und Sühne, Schuld und Tilgung, Tod und Leben, Ursache und Wirkung, Anfang und Ende. Sie ist sich selbst Ich und Du, Mann und Weib, Vater und Mutter, Kind und Kindeskind, Geschlecht und Menschheit, Welt und Gott. Sie ist sich selbst Ewigkeit und Zeit, Raum und Zeit, Sein und Werden, Sein und Schein, Sein und Nichtsein, Sein und Nichtsein, Sein und Nichts



„Ja," schallt die durchdringend laute Stimme der Schwaff zu ihm herauf. „Ich sagte gleich auf dem Hinweg: Nach der Kirche geh ich zu der Frau Holzherr'n 'mal vor! Und das wollte ja die Emmy auch. Und nun müssen Sie uns schon ein Augenblickchen annehmen, wenn wir uns auch unterwegs getroffen haben, liebe Frau Holzherr'n."

„Bitte, bitte!"

Sie bekomplimentieren sich an der Hausthür und gehen in die beste Stube. Ein Weilchen hört er nichts, dann schallt die Stimme seiner Mutter durch das Haus: „Fritz! Fritz!"

Er ist unwillig, aber hinunter muß er doch. Es ist der Mutter sonst nicht recht.

„Ach, der Fritz! Nein, wie der sich raus macht!" ruft ihm die Schwaff entgegen, und die gelbe Schleife unter ihrem Kinn wackelt förmlich. „Der soll sich schonen müssen? Der soll krank gewesen sein? Liebe Frau Holzherrn, Sie verwöhnen ihn bloß. Sie haben nur darum Sorge, weil er der Einzige ist!"

Immer dies Berufen- und Besprochenwerden! Fritz haßt es und ist doch ohnmächtig dagegen. Emmy Roth trägt teure Federn, ein Kleid mit Goldlitzen besetzt und legt ihre dicken, mit neuen grauen Handschuhen bekleideten Finger recht sichtbarlich hin.

Frau Wagner holt einen süßen Likör aus dem Silberschrank; sie weiß, es ist altmodische Sitte, aber sie mag keinen Gast ungelabt fortgehn lassen. Und Minna Schwaff nimmt das Gläschen auch ganz huldvoll an.

„Man kann noch ein wenig Wärme vertragen, meinen Sie, liebe Holzherrn; nun, dann muß ich nachgeben!"

Ihr Mantel ist seit mindestens zehn Jahren aus der Mode, ihr Kleid kurz, plumpe Füße schiebt sie weit von sich auf dem Teppich hin. Aber es ist Würde und Haltung in ihr und jene Herablassung gegen die einfache Frau, die Fritz fühlt und die ihn ärgert.

„Nein, danke, danke", ziert sich Emmy Roth, „Fräulein von Lehbach, unsre Pensionsvorsteherin in Hannover, sagte, wir sollten das nicht. Für junge Mädchen —"

Das überhört die Schwaff, sie läßt sich das Glas zum zweitenmal füllen.

„Der Superintendent hat mal wieder so schön gepredigt", sagt Emmy zu Fritz hinüber mit niedergeschlagenen Augen. „Vom barmherzigen Samariter!"

„Recht gut," fällt die Schwaff ein, „unser alter Herr kann sich ja noch immer hören lassen. Wenn einen nur die Nachbarschaft nicht beständig stören wollte. Der neue Forstkandidat kam natürlich zu spät. Na, das kennt man — soll auffallen. Und dann bin ich gewiß, der hat kein Wort von der Predigt gehört. Immer rumgeguckt oben und unten, an unserer Seite und drüben. Wohlerzogene junge Mädchen beachteten das zu meiner Zeit selbstverständlich nicht. Heutzutage —"

Die Hausthür fliegt mit einem schnellen Ruck auf, eine helle Stimme thut eine Frage, und dann steht Emilie Zehse im Zimmer, ganz rot, lustig, lachend.

„In der Staatsstube", sagt Tine — „drüben halten die Herren eine Sitzung. Ich habe so 'n Klingen gehört, wie von Weingläsern — Tag, Tante Wagner, ich hab' was von der Mutter zu bestellen und mußte vorher bei Meyers vor. Haben die ein süßes, kleines Kind. Sechs Wochen! Die Schreipuppe hätte ich mir gleich mitnehmen mögen. Ja so, Tag, Fräulein Schwaff! Sind Ihnen die Eisenkuchen neulich bekommen? Ja so, das darf ich nicht sagen. Emmy, so'n schönes, neues Kleid? Da Fritz, auch 'ne Hand! Seh einer, hat der Blumen im Knopfloch!"

Sie sinkt nach all dem überstürzenden Geplapper in einen Stuhl. „Ach, du lieber Himmel!"

„Mir geht es ganz gut", sagt die Schwaff, ihre spitze Nase hebend und die scharfen, schwarzen Augen auf das hübsche Mädchen richtend, „schon allein darum, weil ich in allen Dingen mäßig und vorsichtig bin. Im Essen, in der Bewegung und auch im Sprechen. Denn das wurde zu meiner Zeit den jungen Mädchen zuerst gesagt, daß sie nicht vor ältern Leuten vorher schwatzen sollten."

Emmy Roth lächelt und sieht nach Mile hinüber.

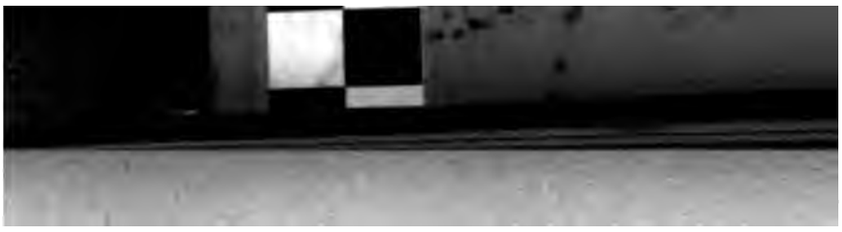
„So!" antwortet Mile bloß und zupft Fritz am Rock. „Sag' mal, wer is denn bei deinem Vater?"

Er flüstert ihr's zu.

«لا — لا»

لكنه لم يستطع الاستمرار في الحديث.

«لم أكن أعرف أنك ستأتين إلى هنا. لم أكن أعرف أنك ستأتين إلى هنا. لم أكن أعرف أنك ستأتين إلى هنا.



„Muß man, meine gnädigste Frau, die schöne Gegend, die gute Luft — und wie ich heute in der Kirche merkte: Ein Damenflor — Ja, das muß man."

„Ich bitte, schlichtweg Fräulein Schwaff", sagt die ältliche Dame. „Wir haben immer sehr einfache und gediegene Sitten hier in Blumerode gehabt. Nichts Neumodisches."

„Zu Befehl — meine — zu Befehl Fräulein Schwaff!"

Sie nimmt es gnädig auf, daß er ihren Namen sich sofort gemerkt. Er ist sehr stattlich, hat große, braune Augen, einen feingeschnittenen Kopf, einen kühnen Schnurrbart, lockiges Haar. Und auch sie muß finden, daß ihn das Grüngrau prächtig kleidet.

Emmy Roth sieht verlegen in ihren Schoß; ein fremder Herr ist ihr immer ein großes Ereignis. Frau Wagner sieht mit ihrem stillen, freundlichen Gesicht herüber; Mile lacht hell auf.

„Na, wenn das der Herr Superintendent wüßte, was seine Besucher für Nebenstudien machen!"

„Aber, das ist doch am Ende gar nicht zu vermeiden, mein —" er unterdrückt das „gnädige" auch hier —, „mein Fräulein!"

„Oh, ein ernster Wille!" antwortet sie und dreht ihr Bachstelzleinköpfchen. „Sei'n Sie froh, daß wir Sie nicht examinieren über Text und Auslegung!"

Er drückt die Hand gegen die Brust. „Jedenfalls dankbar — für alles — wollte sagen — na, ist ja einerlei! Übrigens, man muß doch auch, so zu sagen, beim Singen irgendwo hinsehn!" Und da ist's Fritz beobachtenden Augen, als husche auch ein leises Rot über ihre Züge.

Mile ist schon bei etwas anderem: „Fritz, wie heut der Kantor sang! — Aber Appel spielte wieder Orgel, der reine Künstler. Schade für Blumerode!"

„Wieso?" hebt sich Fräulein Schwaff aus der Sofaecke. „Das Beste ist einem doch gerade gut für den Heimatsort."

„Aber — er versauert hier! Ja, ganz gewiß. Der müßte in die große Stadt, wo man ihn schätzt, wo er weiter kommt. — Mit einem Worte, er versauert!" Ihre Augen blitzen.

„Mile hat recht," sagt der Sohn des Hauses. „Er ist nicht auf dem Boden, wo er sich weiter entfalten kann. Man müßte sich für ihn verwenden. Nur der Sanitätsrat sieht das ein. Vater nicht. Und wenn man ihm nicht hilft, so wird er die beste Zeit hier verträumen und sitzen bleiben und heiraten und Dorfkinder lehren, wie seine Vorgänger auch."

Sein Husten unterbricht ihn.

„O, lieber Fritz! Sie sprechen ja so — Und Sie werden hier selber bleiben und heiraten? Sie haben doch nicht etwa auch abtrünnige Gedanken und sehnen sich nach der großen, bunten Welt, wie Mile Zehse es von sich behauptet."

Er antwortet nicht, das schöne Mädchen aber ruft: „Thu ich auch! thu ich! Nach erleben und sehen und — was weiß ich, sehne ich mich!" Sie breitet halb sehnsüchtig die Arme aus, eine flatternde Bewegung ist's. Der Kandidat lächelt. „Einstweilen," sagt er, um sich die Sympathien der Landdamen zu sichern, „ist dies Blumerode aber doch wunderschön!"

Fritz wird von seiner Mutter hinübergeschickt, den Herrenbesuch anzumelden; nach ein paar Minuten treten der Major und der Hausherr ein.

Unter Händeschütteln sagt der: „Warum denn hier? Drüben steht Wein, und der Major findet ihn nicht schlecht. Wenn Sie genug mit den Weibsleuten geschwatzt haben —"

Aber der Forstmann lehnt dankend ab. Wie verschüchtert steht die Schwaff mit ihrer Begleiterin auf.

„Komm, Emmy! Nun wollen wir nicht weiter stören!" Und dem Ohr der Hausfrau näher: „Nein, liebste Frau Holzherrn, wenn die Männer einen Frühschoppen getrunken haben, das kennt man. In meinem Elternhause, das wirklich auf einem vornehmen Fuß geführt wurde, durfte das nicht vorkommen. Meine Mutter hatte sehr früh die Zügel in die Hand genommen. Ich komme schon bald mal wieder, ganz alleine, zu einem Täßchen Kaffee, ich habe so viel zu erzählen. Ein netter, artiger Mensch, der Kandidat. Wär' ein Umgang für Ihren Fritz — was?"

„Ach, das glaube ich kaum. Der ist so still für sich hin!"

„Ja, alle Leute sind da. Max, Emma, da bist auch immer bei! Na ja, verlaß, wie Max sagte, daß ich nicht jede. Nun können wir noch nicht mehr warten lassen, Emma. Ich bin nämlich heute in der Sängerstube, die ganze Zeit Nach weiß immer so hier." Der Kandidat bekommt noch eine besondere Verbeugung, der Chemiker die Hand, der Richter nickt wenigstens freundlich herüber.

„Kommst du doch wieder?" fragt Fritz Max.

„Ich bin eigentlich nicht alle Tage hier nicht!"

Der Kandidat sieht daß an und streicht den dicken Schnurrbart.

„Ich bleibe ja, wenn ich nennen zu Hause Papa Ruhe oder darf mitgehen in den Herrenzimmer — und wenn ich die Tante hier nicht sehe und die Leute — und daß, daß, da bleibe, also Fritz!"

Die Gesellschaft sieht es über diesen Gefühl.

Nur Hilda den Hammer um die Schulter herum sah.

„Ein anderes, wenn Sie gekommen!" verbessert Schumann, dem der Richter, der ihm mit Hilfe zu der Gesellschaft beigetragen hat, sagen muß, weshalb Frau Hammer ist mit Kaffee und allerhand Herrliche Backwerken auch noch erschienen muß, denn der Richter verschwindet für Stunde.

„Ich bin nun ganz froh drüber," sagt Frau von Hilda neben ihr. „Gerade."

Emma sagt: „Ein Kandidat. Kommen Sie nicht. Der Fritz kann mal seine Tante. Denke Sie nur nachher Klavier."

Auf der Stirne des dicken Hammers sagt der Kandidat: „Gnädige Frau Hilda — da nun."

„Ach, ja. Frau Hammer hat aber recht."

„Schade. Und da nicht."

„Kommt Sie zu Besuch!"

„Ich habe Ihre und Herrn Hilda mir Besuch. Ich bin so Herrn Hammer Hilda mir Besuch. Da wo dem Hammer. Ich bin — ich Ihnen Hammer Hilda mir Besuch. Ich bin mir so Hammer."

„Ihre Frau Hammer" und da Hilda Frau Hammer sagt sie auf Ihre Hand. „Ich lassen Sie nur — die ist so gut wie in festen Händen. Über die sind wir Väter einig. Ja — ja!"

„Ach so!" Ein langgezogener Ton und dann ein kurzes Lachen. „Ja, dann —"

„Ja, da kommt die Berechtigung, die Uniform zu tragen, nicht mal mit in Frage. Meine Schätzen weiß, was er will und ich auch. Wir haben uns für unsere Kinder gestaltet, Herr Sie! Da ist es so selbstverständliche Sache."

Fritz sieht neben der Mutter, sie hat rasch die Decke wieder glatt gezogen auf dem Sofa und die Stricke in Korb und Glas gestellt; jetzt kommt der Sohn an seinen Platz. Dann nimmt sie die Tassen in die Hand, um sie umher zu reichen.

„Der nicht das liebe Kind, die Mutter, wieder mißhandelt."

„Ja," antwortet er ganz leise, „ja!"

Als jetzt er ihr die Schneeglöckchen geben hatte, waren die anderen nicht dabei gewesen. Es ist nun jetzt klar, daß er sie in den Hand nur gepflückt hatte, daß er sie Hammer schenken. Er hält sie nun mit in die linke Hand, wenn die der Mutter sieht.

„Wenn ich daß ganz allein haben ist, mein!" sagt sie.

„Du — ja!"

„Dem Kandidaten sehen sie auch so gefallen."

„Nicht wahr!"

„Junge Leute, sehr Kandidaten — Jugend gehört zu einander," denn, einen vorübergehenden Blick auf dem Gesicht des Sohnes entdeckend, sagt sie rasch:

„Also Hammer heute auch mal. Jetzt Erholung Hammer sie mal ausruhen von der Gesellschaft, du mußt es doch auch wissen."

„Ja sie kommen werden."

* * *

Es ist nicht eine Stunde vor dem Kaffeetrinken und der Tante am Klavier. Sie muß Hilda Hammer die Schumannschen Kompositionen spielen. Und der Hilda auf den weichen Sessel sitzt sie, auf die Tante zu sehen, daß eine Schlaf auf den Hilda so auch sie ein Vergnügen

Hofleben abgespielt und das jetzt in Beamtenwohnungen und Gefängnisse verwandelt ist. Das Wagnersche Haus ragt über seine Nachbarschaft hinaus. Trotzig erheben sich drüben die Gewerke des Sägemüllers — Neubauten. Rote, aufdringliche Ziegel. Die Brennerei mit dem hohen Turm gehört auch dazu. Nur zwei Kinder, Sohn und Tochter — recht drin sitzen die im Wohlstand. Emmy Roth weiß nicht, wie's ist, wenn man sich ein paar neue Handschuhe kaufen möchte und kann es nicht, wenn man Knitterband auf den Hut nehmen muß, statt des besseren; die ordinäre Sägemüllerin, die eine Magd gewesen ist, geht heute oft in Seide. Und ihre Mutter bügelt sich das einzige seidene Kleid von Zeit zu Zeit mit Pfeffermünzthee aus. Reisen können die, wann sie wollen. Sie gehn zwar nur immer, guter, alter Gewohnheit gemäß, nach Hannover — sie würde in alle Weiten schweifen. Die Welt sehn! Was erleben! Ach! — ein langgezogener, sehnsüchtiger Seufzer.

„Wohin ging denn der, mein Fräulein?"

Blitzschnell wendet sie sich um — der Kandidat, harmlos lächelnd, die weißen Zähne zeigend.

„Aber — mein Herr!"

„Ja, ich will nur gleich gestehen: ich bin hinter Ihnen hergekommen, ganz bewußt, ganz absichtlich —"

„Aber —"

„Schon von der Kirche her. Daß ich Sie dort betrachtete, haben Sie bemerkt. Betrachten mußte, sagen wir, um ganz korrekt zu sein. Was zwingend ist, unmittelbar, elementar, das darf man sagen? Was wollen Sie thun, als ganz klug und geduldig mich anhören? Sehn Sie, nun ist das Schmollen weg, Sie lachen ganz allerliebst, Sie finden die jetzige Situation zum mindesten absonderlich und werden Gnade für Recht ergehen lassen?"

Glatt, schnell, mit wohlklingender Stimme ist das alles vorgebracht, und der Überfall ist so absonderlich.

Emilie Zehse ist heiß geworden vom Gehen, vom Fächeln der Frühlingsluft. Sie wendet dem Kecken das Köpfchen zu und sagt ein wenig von oben herab:

„Davon habe ich Ihnen nun noch nicht den allergeringsten Beweis gegeben, mein Herr!"

„Aber — Sie werden's." Er geht immer neben ihr her. „Mein Bekenntnis ist noch lange nicht zu Ende. Ich habe Sie neulich ganz flüchtig gesehen — haben Sie bis jetzt ein taktloses Kompliment vernommen, mein Fräulein?" Er sieht sie mit großen, schmachtend erhobenen Augen an. „Seien Sie barmherzig, laufen Sie mich nicht so außer Atem. Hierher verirrt sich auch um diese Stunde kein gewöhnlicher Blumeroder, und die paar Waldarbeiter im Sonntagsstaat aus den umliegenden Dörfern werden Sie nicht zählen, die kennen Sie nicht!" Es ist ihr ganz unmöglich gemacht, in sein Geplauder nur das Geringste einzuwerfen. Nur lachen kann sie, immerfort lachen.

„Also in der Kirche hoffte ich Sie wieder zu sehen. Und richtig. Ich kenne die Gepflogenheiten kleiner Orte. Dann ihnen nach, aus der Ferne. Sie traten in das Wagnersche Haus. Waren Sie die Tochter des Holzherrn? Ich machte meinen Besuch, das Übrige wissen Sie, und diese Veilchen hier lassen Sie sich demütigst darbieten!"

Sie kennt wenig Herren, keinen aber, der so gewandt, so lustig, so unverschämt ist. Und wenn sie auch versuchen will, darüber empört zu sein, ganz bringt sie das doch nicht fertig. Sie macht nur eine abwehrende Bewegung gegen die Blumen hin.

„Mein Herr, ich muß Sie bitten," stammelt sie, gegen ihre sonstige Art befangen.

„Jetzt mich zu verlassen!" Er verbeugt sich. „Ich gehorche, mein gnädiges Fräulein, weil ich selber fühle, daß ich Ihre Geduld schon auf eine zu lange Probe stellte. Aber — ein Wiedersehn nehme ich mir baldigst als Belohnung für diese Entsagung in Aussicht."

Noch eine, weit tiefere Verbeugung, und dann schnellt er den schrägen Abhang zu den Gärten hinab und ist zwischen den Hecken verschwunden, eh sie gewahren kann, wohin. Die Veilchen aber hält sie in der Hand.

Sie wagt nicht, sich umzusehen, sie hat den Kopf gesenkt. Mit ganz langsamen, kleinen Schritten geht sie den Weg weiter. Sie hat etwas erlebt, etwas ganz Besonderes, hier in Blumerode.

Wer das gedacht hätte!

* * *

Der Kurfürst Friedrich schwieg, und die andern schienen gespannt auf die Antwort des Grafen und der Gräfin auf das Angebotene zu sein.

Der junge Graf sah mit strahlenden Augen zu der jungen Prinzessin hinüber, der eine der Hofdamen das Kleid ordnete, und sagte:

„Ja, Hoheit!“

„Ja, Vater, das ist ja gar nicht mehr anders!“

Graf von Hohenstein und Hohenstein hatte den Arm um die Taille seiner Tochter gelegt, sah sie an, lächelte. Er hatte einen Sorgenkind, ein wildes, ungebärdiges Mädel aus seiner Tochter, dieses Sonnenkind, einen Jungen, der es mit jedem Knaben aufnehmen konnte, der es ist wie kein Zweig aufschnellender Jugend. Jetzt aber, da sie vor dem Kurfürsten stand, da sie sich für diesen Gott, und ihre Hand ist dazu bestimmt. Mit Mühe und Not hatte der Graf sie zu dieser Audienz gebracht, sie sich eine gewisse Sicherheit, gewisse Formen aneignen und gleich Sonnenschein auf ihrem Gesicht.

„Erlaubt ihr mir?“ so hatte sie gebeten, mehr sie auf seine Zustimmung zu hören schien.

„Ja, ja mußt du dich!“ antwortete er ihr.

„Ja, aber gnädig sprechen!“ hatte der Graf gesagt.

„Ja ich werde mich mühen auf jede Manier gnädig. Meine Hoheit ist sehr, sehr freundlich zu mir gewesen. Ich habe sie sehr gern. Ich werde mich sehr gut benehmen, und du sollst sehen, wie ich mich zu benehmen weiß. Ich werde — ich muß jetzt hier an der Tür zum Saal gehen und warten, bis der Page mich ruft. Ich werde es dir zeigen, daß ich mich benehmen kann.“

„Ja du gnädiges Fräulein.“

„Ganz gnädig! Ganz gnädig! Ich bin gnädig und sonst — alles bin ich und nur nicht ungnädig. Ich bin Ihnen.“

„Du hast ihm schon einen Kuß auf den Mund gegeben.“

„Nicht wahr! Ich habe —“

„Ich versichere dir.“

„Vermutlich! Ich habe keine Erinnerung!“

„Jawohl, ihr unartiges Kind. Und dem Kurfürsten, dem ist ja nichts Heiliges für es war — einen ganzen Kuß, so weit ich sehen konnte. Ich bitte Sie, mir den Gefallen zu tun und sich hier nicht weiter.“

„Vermutlich.“

„Und nun mir ernsthaft Gesicht.“

„Ich muß mich ja gerade und brav halten, wenn ich meinen Jungen kriegen — heute noch, nicht wahr?“

„Jawohl! Du sollst ihn haben.“

Der väterliche Freundschaftsbund Grafen einen ruhigen, sicheren Gesichtsausdruck, er strahlte in den Saal hinein und der Graf sah, wie der Kurfürst ihn ansah, wie er sich zu der jungen Prinzessin neigte, ihr etwas ins Ohr sagte.

Die Hofdame trat zurück und Friedrich sagte:

„Wo ist denn der Page?“

„Mein Gott, es ist der Kleine, der Graf Hohenstein. Ja, er kann nicht ganz ohne Aufenthalt. Wenn er kann, wird er sich gleich melden.“

„Fräulein Prinzessin!“

Der junge Knabe sah zu dem Grafen hinüber.

„Du, Hoheit, meine Armbänder — heute noch heute!“

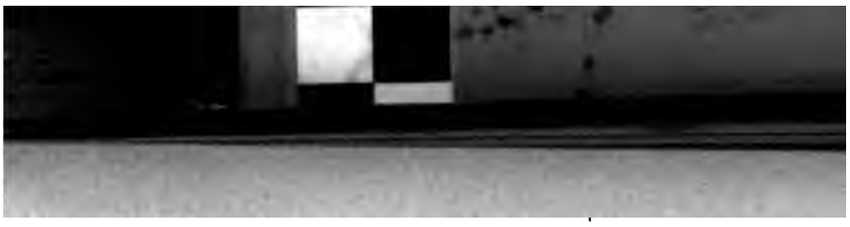
„Das ist Kleinigkeit.“

„Und wenn Sonne ist, muß man gehen, denn es ist schöne Zeit, wenn es regnet ist Sonne langweilig. Ich bin so noch nicht ausgeschlafen, denn Hofdame hat mich geweckt. Ich habe gesagt, daß ich nicht will, aber sie hat gesagt, es ist Befehl. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich Befehl habe. Ich habe gesagt, daß ich nicht will. Ich habe gesagt, daß ich nicht will. Ich habe gesagt, daß ich nicht will.“

Kurfürst, väterlich-freundschaftlich, sagte plötzlich heiter: es sei Kleinigkeit, es sehe auch nicht der Kleinigkeit gemacht haben, und in der Tat, während er der Prinzessin Hofdame Kleinigkeit, hatte auch der Knabe, während die Hofdame sich ihm beugte, ihr etwas ins Ohr gesagt, und sie hatte lächelnd genickt, und auch Friedrich hatte lächelnd genickt und auch Hoheit.

Die Kleinigkeit schien sicher, aber sie war der Rede zu richten.

„Was sagte denn?“ fragte die Prinz



„Schauſter Pott ſine“, ſtammelt das erſchrockene Mädchen und reibt mit beiden kleinen Fäuſten ſeine waſſerblauen Augen. Es hat ein braunrotes, kurzes, vertragenes Kleid an und bloße Beine und Füße. Ein paar flachsblonde Zöpfchen hängen über den Rücken.

„Großmutter, Großmutter!“ wimmert es klagend und drückt die Schultern zuſammen.

„Hu! datt giwt Wichſe!“ ſagt ein langer Junge mit vergnügtem Grinſen. Die Frau zieht dem Kinde die roten Finger von dem thränennaſſen Geſicht.

„So! oben bi den Koopmann Jenne wohnt ſe? Weiß ſchon! Was haſt denn aber bei den Mühlgraben zu thun?“ Sie droht leicht mit dem Finger. „Is das 'n Spielplatz für lüttje Mäkens?“ Dann mit einem Blick auf die Knaben, die nun ſtill geworden ſind: „Wenn etwa ein' von euch das Kind rein geſtoßen hat — paßt man Achtung, ich geh doch noch mal nach dem Herrn Lehrer.“

„Ne! is nich wahr!“ ſagt der Größte.

„Se hat auf einmal drin gelegen, Kopp oben, Kopp unnen.“

„Un' ihr Deubelsbande habt's ruhig ſchwimmen laſſen. Nu komm, nu ſollſt'n warmen Schluck Kaffee kriegen.“

Das Mädchen hört auf zu weinen, die Bengel ſtoßen ſich mit den Ellbogen und zerſtreuen ſich, denn die beiden Männer da drüben ſind gefürchtet. Wen ſie von Schreiern erhaſchen und ins Ohr kneifen, der fühlt's. Langſam und gewichtig ſchreiten die Nachbarn auf die Linde zu, an der die hilfreiche Harke bereits wieder lehnt.

„Ja, ja, ja!“ ſagt der Holzherr zu einem Gedanken, den er nicht laut werden läßt.

„Meinſt de nich', daß ich recht habe mit die Frauenzimmer?“ wirft der Sägemüller ſchmunzelnd hin, „wir kennen ſe doch.“

„Hm! ja! Was rechtzeitig an ſeinen Platz kommt, das is bewahrt.“

„Drum!“ Und wieder iſt der Knopf von dem Rock des Freundes zwiſchen ſeinen dicken Fingern. „Mein' Emmy, das kommt ja auch nich' leer ins Haus. Un' is anſehnlich, und benehmen kann ſie ſich auch.“

„Zu was hört was.“ Wagner macht ein Zeichen über die Schulter nach ſeiner Frau hin, die wieder mit dem Kinde erſcheint, das ſeine letzten Thränen über einem Stück Kuchen vergeſſen hat, Tine hinter ſich. Bis zu den Sitzenden klingt die klare, weiche Stimme:

„Nu' lauf mit'm hin. Gleich neben Kaufmann Jenne. Sein Vater is gewiß inne und ſeine Großmutter auch. Sie ſoll's ins Bett legen, bis ſeine Röcke trocken ſind, denn thät's nich' ſchaden. Un' das Umſchlagetuch bringſt du wieder und hängſt's auf'n Holzhaufen. Un' du, Lüttje, ſpielſt nich' wieder am Mühlgraben. Denn wenn du noch mal drin angeſchwommen kommſt, denn kriegſte keinen Kuchen, denn giebt's was mit der Rute. Tine, ſeine Leute ſoll'n es aber nich' ſchlagen, das beſtellſt du mir!“

Tine nimmt das eingewickelte Kind auf den Arm und ſetzt ſich flink und geſchmeidig in Bewegung.

Roth nickt. „Du, Wagner, deine Frau is eine — die hätte ſechſe haben müſſen. Die kann da zwiſchen regieren. Meine konnt's nich, der war's immer zu viel. Un' von unſern Sechſen ſind auch man die zwei geblieben und die ſind ihr auch rein über'n Kopf ſchon. Da kann ſie ſagen, was ſie will. Ne, deine — die nimmts mit'm ganzen Dutzend auf!“

„Hm! Meinſt du, Roth, wenn bei dir die Sechſe teilten und bei mir auch, das wär' ſo'ne Sache. Na, denn hätte mein Junge den Eichberg nich' zu kriegen, und der ganze andere Krempel käme auseinander. So was könnte kein Menſch mit anſehn, oder wiſſen, daß es ſo käme, wenn er fort muß!“

Roth ſtreicht über ſeine Stoppeln hin und her: „Da haſt du mal wieder mitten rin geſchoſſen ins Schwarze, alter Schütze. Darüber habe ich nu noch nie nich' nachgedacht.“

Der Holzherr lächelt. „Wiſſentlich biſt du ja auch nich' nationalökonomiſch — findeſt's man immer ſo neben her. Das muß aber ſchriftlich gemacht werden, daß deine Ländereien, die an meine im Holtenkamp ſtoßen, mal ganz direkt an die Emmy kommen. Das giebt denn 'n guten Landſtrich, was Zuſammengehöriges.“

„Mach'n wir, Wagners Konrad. Un' wennehr ſoll's denn ungefähr losgehn, wie haſt du dir denn das gedacht?“

„Meinswegen alle Tage! Jetzt, wo ich den Eichberg habe.“

„Du, in drei Tagen is mein Geburtstag — da seid ihr doch jedesmal 'n Abend dagewesen.“

Wagner nickt. „Mir recht. Aber — nichts den Frauensleuten vorher, das bitte ich mir aus.“

„Morgen! Morgen! Morgen! meine Herren und Gönner! Herr Holzherr, Herr Senator!“ Der Major Bürgermeister tänzelt über den Weg.

„Meine Herren, meine Herren! nun wird es Frühling an allen Enden.“

Langsam holt der Sägemüller seine Hand aus der Hosentasche. Er liebt es, solchen Leuten, deren gesellschaftliches Übergewicht er fühlt, keine Concessionen zu machen.

„Denn wer'n Sie ja wohl nu wieder an alle Orte Bänke hinstellen und das Verschönerungsverein nennen“, sagt er mit seinem breiten Lächeln und thut, als wollte er pfeifen. „Is aber man bloß, damit die Liebespärchen denn 'n Aufenthalt haben! Geh'n Sie mich man damit. Garnichts bewillige ich im Magistrat — rein keinen Groschen for sowas. Früher sind auch keine Bänke im Ort gewesen, auf dem Langhals kein Pavilliohn und auf'm Orthöllen kein Aussichtsturm und gelebt haben die Leute in Blumerode doch.“

„Aber die Fremden, Verehrtester, die Fremden!“

„Was gehn die mich an? Hat meine Sägemühle nichts von! Brauch' ich nich!“

„Erlauben Sie!“ Der Major von Müller hustet, als sei ihm etwas in die Kehle gefahren.

Da legt sich Wagners Hand auf die seine.

„Na, lassen Sie man! Ich mach 'ne Wette, wenn bei dem reichen Sägemüller Roth Verlobung und Hochzeit is, dann stiftet er was, just dem Verschönerungsverein. Wir werden uns noch sprechen, Bruder Louis, was?“ Er schlägt dem Freunde gegen die Schulter. „Der is bloß so, mein lieber Herr Major, weil er nichts an die große Glocke hängen will. Was, Roth?“

„Brauch ich nicht!“ giebt der zurück, Herrn von Müller im Unklaren lassend, was er nicht braucht. „Na — morgen die Sitzung wird wohl ein bißchen stürmisch!“ sagt der Major, „wenn mich die beiden Herrn nicht unterstützen in Sachen der Armenpflege. Denn daß hier haarsträubende Zustände, das muß zugegeben werden! Dies Armenhaus! Alt und Jung und Männlein und Weiblein unter einander! Und a' Mann dreißig Pfennig die Woche! Und Holz holen dürfen sie nicht. Na, wenn sie's denn stehlen, so ist das kein Wunder!“ Er ist sehr eifrig und gestikuliert mit den kleinen Händen.

„Ih, nu soll mich einer bewahren, da fangen Sie jetzt auch mit an?“ fragt der Sägemüller. „Das is doch nu immer so gewesen, und kein Superndent und kein Pastor hat was darinne gefunden.“

Der neue Bürgermeister seufzt.

„Sie haben es eben gehn lassen!“

„Un' Sie woll'n dem Ortssäckel neue Lasten aufbürden? Ne, brauch ich nich!“

„Aber die armen Menschen — denn das sind die Armenhäusler am Ende doch auch!“

Der Sägemüller lehnt sich zurück und streckt die plumpen Füße aus.

„Warum sind se arm? warum sind se nich' rechtzeitig zu was gekommen?“

„Erlauben Sie, mein Verehrter, es sind doch viele, ich habe mich genau orientiert, die unverschuldet —“

„Ach was, glaub' ich nich! brauch ich nich —“

„Thatsachen, Herr Senator — Thatsachen sprechen!“

„Die will ich gar nich' hören. Wer im Armenhaus is, der is drinne. Un' basta damit“

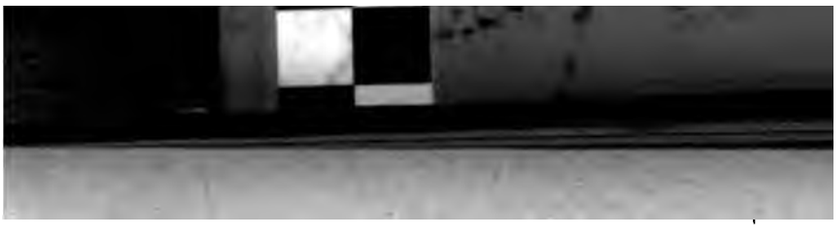
„Wenn alle so denken —“

„Thun sie, thun sie! Was soll ich's anders machen? Brauch ich nich!“

„Herr Holzherr —“

Der hat sein weises Lächeln. „Mit der Zeit, Herr Major. Auf einmal wirft man solche Dinge nicht um. Fein langsam, muß es heißen! Sie kennen unsre Verhältnisse, unsre alten Sachsenköpfe und die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten in solchen —“ er lächelt spöttisch, „Dingen nicht. Der Sanitätsrat und ich haben oft darüber gesprochen. Wir haben nur mit Privathilfe das Nötigste thun können. Rütteln an den Dingen — ach, man sieht so vieles!“

„Ja, was Wagner sagt, der hat ja nu seine Wissenschaft in so'n Sachen!“ fällt Roth



ein. „Der hat auch die Menschen unterstützt. Hahaha! manche Frau mit 'nem blanken Dahler. Na ja! Aber Sie, Herr Major! bei Sie, da fällt es mich von den neuen Besen ein, die alleweil gut fegen. Hinterher bleibt viel liegen, mancher Staubhaufen! Hahaha!" Herr von Müller beißt sich über den Vergleich in die Lippen.

„Essen Sie bei uns man erst'n Scheffel Salz!"

„Haarsträubend, geradezu haarsträubend, daß solche Zustände existiern", eifert von Müller. „Und die ganze Paria-Verachtung auf die Menschen im Armenhaus. Wenn sie arbeiten wollen, es nimmt sie doch keiner. Und giebt jemand den Kindern ein Stück Brot, so ist es mit dem verächtlichen Zusatz: ein Armenhauskind. Außer der menschlichen Gesellschaft stehn sie — die Dorfverachtung und Beiseiteschiebung ist die allerhärteste. Das habe ich bisher nicht gewußt, wirklich nicht. Den Zollborn laß ich jetzt mein Holz schlagen. Darüber war meine Wirtin ganz empört, es könnten doch bessere Menschen auf ihren Hof kommen. Armenhäusler wollte sie nicht — Ich frage Sie! ich bitte Sie, meine Herren!"

Der Sägemüller hat ein breites Lachen. „Kann ich die Frankſche gar nich' verdenken. Von meinem Grund und Boden muß mich das Gesindel auch bleiben. Brauch' ich nich'!"

„Aber, wo ist denn da Abhilfe?"

Roth steht auf. „Wenn Sie mal mit woll'n, ich habe neue Kutschpferde, davon mögen Sie etwas verstehn. Mehr, wie von Gemeindesachen!" Der Aufgeforderte schüttelt dem Hausherrn die Hand, zwinkert mit den Augen und folgt dem Sägemüller.

Konrad Wagner sitzt noch ein paar Augenblicke. Tine kommt hastig zurück; da steht er auf: „Na, is der Schaden gut?"

„Die alte Großmutter hat gesagt, der liebe Gott müßt's unserer Frau besonders lohnen."

„Denn is gut. Was bist für'n appetitlich Mäken, Tine. Un'n Schatz hast wirklich noch nich?"

„Aber, Herr Holzherr!"

Er faßt sie, ihr dicht bis an die Hausthür folgend, unter das Kinn.

„Küssen mußt nu aber auch bald lernen, du Flachskopp!" Das Mädchen kichert und huscht davon.

Fritz hebt den Kopf, als sein Vater in die Wohnstube tritt. Der nimmt das Buch, in dem der Sohn liest, einen Augenblick empor, sieht das Titelblatt an und legt es dann wortlos wieder vor ihn hin, geht ein paar Schritte hin und her, tritt ans Fenster, wirft ein welkes Blatt von dem Geranium zu Boden und sagt: „Weißt du, daß ich Gut Eichberg gekauft habe?"

„Nein, Vater! Mutter hast du es auch wohl nich' erzählt?"

„Was geht das Weibsleute an? doch erst, wenn sie mit der Wirtschaft zu thun kriegen. Na, sagst du denn nichts?"

„Es wird ein vorteilhafter Kauf sein; du weißt ja, was du thust!"

„Hast Ursache dich zu freuen. Du sollst mal drauf sitzen!"

„Vater!" Fritz springt auf und eilt auf ihn zu. „Vater — das, das wäre herrlich! Eichberg! das schöne Gut — Vater — ich hab' mir doch immer gewünscht, Landmann sein — du sprachst dich nur nie aus. Aber, was ich für mich allein studiert und gelernt habe, immer heimlich —" Der alte Wagner steht aufrecht, den Sohn weit überragend und auch nicht ein wenig mehr Wärme als sonst kommt in seinen Ton, obwohl er die Freude des jungen Menschen aus den aufblitzenden Augen sieht.

„Mein größter Wunsch, einen studierten Menschen aus dir zu machen, kann sich ja nicht erfüllen. Was bleibt mir denn über? Wir sind schließlich alle so schwach, mehr aus unsern Kindern machen zu wollen und daß es ihnen besser gehn soll, als wir's gehabt haben. Ich habe mir mein bißchen Kenntnisse allein erwerben müssen, auf eigne Faust — Eichberg mit dem mittelalterlichen Schloß — ja, da sollst du nu sitzen. Die Mutter und ich bleiben hier auf dem Altenteil. Freilich, der Erste, der da drüben was zu sagen hat, das bin doch ich."

„Das ist wohl selbstverständlich, Vater!"

„Ich!" schwer und bedeutsam klingt das durch den Raum.

„Vielleicht" — Fritz ist ganz erregt — „ermöglichst du es mir, noch vorbereitende Studien

— da ist die landwirtschaftliche Schule in Hohenheim —"

„Ist ja zu schwach," murrt Heinrich, als mühsam Atem das heraus.

„Lieb wenn, sich ruhig hinlegen, auf die Seite —"

„Ich will mich bücken, Vater, und der Gedanke an ein Ziel — du sollst sein, der bleibt mir. Die bisherige Ungewißheit" —

Sein Vater macht eine Bewegung mit der Hand, als wollte er jetzt nicht weiter auf das Gesprochene eingehn. Er tritt ans Fenster, ruft es, mit dem Knecht, der eben vorüberkommt, eine Losung zu, hat eine Frage und wendet sich dann wieder ins Zimmer. Fritz sitzt noch auf derselben Stelle.

„Hat ein schweres Stück Geld gekostet, das Erbberg. Und schlecht im Stande ist es auch. Der Zimmerer hat darauf gebaut, wie 'n Verrückter. Muß noch viel hineingesteckt werden."

„Um so größer ist deine Güte, und um so mehr werde ich dir zu danken haben!"

„Laß nur! Bist mein einziger Junge. Man bestellt sein Haus, so gut es gehn will!"

Fritz legt seine durchsichtigen Finger auf den Arm des männlichen Mannes.

„Vater, ich weiß, daß du — daß ich —" er schluckt, als müsse er Thränen bekämpfen — „du mich wohl anders möchtest. Meine Kränklichkeit und deine gesunde Natur — Vater, es ist aber doch nicht meine Schuld — ein trauriges Verhängnis! Solch gesunde Eltern und so 'n zerbrechliches Kind —"

„Laß man!"

„Ich will aber thun, was ich kann. Ich will — der Sanitätsrat meint ja auch — ich gelobe dir —"

„Na, laß man, laß man. Bloß nicht wie'n weichliches Frauenzimmer."

Fritz streicht über seine Haare; er fühlt es bitter, daß sich der Vater nie finden läßt — selbst in diesem Augenblick, der ihm solche Freude bringt und in dem er so voll Dank ist, nicht. Er unterdrückt einen Seufzer und geht nach seinem Buch zurück; da ruft Konrad Wagner mit einer plötzlichen Wendung vom Fenster her. „Ja — Frauenzimmer. Junge, sag mal, hast du schon eins gern gehabt?"

Ein erwartetes Mädchen ist ihr [illegible] über und über rot. Dann kommt es ihr über seine Lippen: „Vater — ja, das ist ich —" Es ist ein so deutlicher, offener [illegible]

Der Alte bricht in ein schallendes Gelächter aus.

„Kindskopf, wie'n armer Sünder! Na, [illegible] ja nicht zum Hochgericht. War nur [illegible] Gewissensfrage. Ist mir ja recht, Junge — du Dudmäuser, sieh mal an! So [illegible] stellen! Ist ja dein Herrenrecht! Brauchst doch nicht zu zittern. Müssen alle [illegible] der bekannte Bartbel müssen, wieder da [illegible] gebeult wird. Ja, du Mutterkind, du [illegible] Dudmäuser!" Und wieder schüttelt [illegible] vor Lachen.

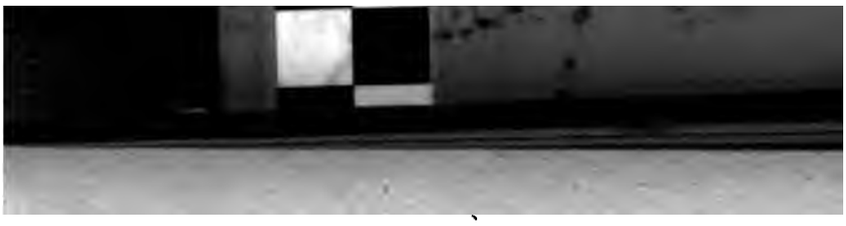
Fritz nimmt sein Tuch und wischt [illegible] heißes Gesicht. Des Vaters Frage hat [illegible] zum Bewußtsein gebracht, was er [illegible] kaum zu gestehn gewagt hat. Gut, daß [illegible] jetzt nicht weiter fragt, sonst hätte er's ja [illegible] sagen müssen, daß es Mile ist, an die [illegible] denkt, seit Wochen, seit Monaten, eigentlich seit Jahren, als er schon ein größerer Junge war und sie das kleine krauslockige Schwesterlein, das ihm die zerbrochenen Stiefel brachte: „Mach du sie heil!"

Er faßt, denn das seltsame Gespräch ist zu Ende zu sein, mechanisch nach seinem Buch über Spaltenobstzucht, aber über alle Zeilen hin tanzt der Name Mile.

Konrad Wagner legt sich breit ins Fenster. Ein zankendes Spatzenvolk streitet sich drunten um einen Bissen. Er ist neugierig, welcher schreiende Kerl der Sieger sein wird.

* * *

Das Rothsche Anwesen, ein großes Wohnhaus an der Spitze der Mühlengasse, Schuppen, Verschläge, Ställe und Remisen, ist nach und nach zu seiner jetzigen Ausdehnung gelangt. Der Sägemüller hat Nachbargrundstücke und Gärten zugekauft. Zwei kleine Häuser sind mit Überbauung in ein großes verwandelt; die Unregelmäßigkeit ist nach außen verdeckt mit einer freundlichen Fassade mit großen Fenstern und stattlicher Thür. Im Innern aber sieht's desto bunter aus, es geht Stufen auf, Stufen ab, die Zim-



links liegen höher. Mit vergoldeten Tapeten, Spiegeln und glänzend polierten Möbeln betont das Haus seine Wohlhabenheit. Aber die kommen nicht viel zur Geltung, denn Überzüge und Läufer und Vorhänge spielen auch eine Rolle, und da in den „schönen Stuben" aus Furcht vor Fliegen und Staub und ausbrennender Sonne wenig gelüftet wird, ist ein dumpfer Geruch darin, der noch erhöht wird durch getrocknete Reseda und Lawendel, die in Mullbeuteln unter den Inhalt der Schubladen und Schränke gelegt sind.

Ein einzigmal hat die Kammerjungfer der alten Amtsrätin auf dem Gute, wo die Sägemüllerin in den Viehställen diente, sie mit in die Gesellschaftsräume genommen und ihr die Schränke gezeigt. Der Geruch von Lawendel, getrockneten Rosenblättern und Reseda gehört zu den feinsten Sinneseindrücken von Minna Roth und ist ihr unzertrennlich von dem, was Reichtum bedeutet. Die kleinen Beutel füllt sie regelmäßig zur Sommerszeit und versenkt sie feierlich, und betritt sie die Räume allein, so blähen sich ihre Nasenflügel. Nun hat sie's auch so gut wie die Amtsrätin.

Hin- und Herlaufen, Backen, Braten, Räumen, Wegkramen und Hinstellen ist den ganzen Tag in der Sägemühle gewesen. Man hat die heisere Stimme der Mutter Roth, die Zeit ihres Lebens wie erkältet geklungen, bald in der Küche, im Oberstock oder in der Wohnstube keifen hören. Sie trägt einen Wollrock, eine Barchendnachtjacke, deren Ärmel aufgestreift sind und über den Haaren, die sie in schlichten Scheiteln an den Kopf gelegt hat, ein weißes, leinenes Tuch. Das ist auch noch eine Gewohnheit aus ihrer Dienstzeit. Die Pflichten innerhalb der Wände des Hauses sind ihr stets schwer zu bewältigen geblieben, und sie ist deshalb nie für Gastlichkeit zu gewinnen gewesen, die ihre erwachsene Tochter aber nun energisch einführt. Recht oft müssen jetzt die grauen Überzüge von den Möbeln der besten Stube genommen werden und der Hausfrau Hüte, Tücher und Sonntagskleider, die in derselben die Lampen garnieren und an den Fensterhaken hängen, verschwinden.

Für sich selber hat Emmy die Einrichtung eines behaglichen Mädchenzimmers im Oberstock durchgesetzt; blaue Cretonnemöbel, gleiche Vorhänge, ein zierlicher Schreibtisch und ein weißlackiertes Bett mit einem weißen Baldachin im Schlafgemach — sie hat all das bei einer Bankierstochter gesehn und zum Muster genommen — erregen das Staunen und die Bewunderung der Blumeroder jungen Mädchen.

„Hanne, daß mich der Braten nich' anbrennt! Jette, laß mich keine Augen in die Kartoffeln stehn!" das sind Frau Roths stets wiederholte Mahnungen, während sie irgend eine Schüssel oder ein Gerät aufnimmt, um es wieder in den Weg zu setzen.

Das Wohnzimmer ist zugleich Geschäftsraum, die Leute kommen und gehn dort immer, die große Säge arbeitet dicht nebenan, und man hört das Wasser rauschen. Darum ist der Tisch in der besten Stube gedeckt. Emmy hat es voll Herablassung übernommen, ihn herzurichten, bedient von der glotzenden Jette, die alles verkehrt legen will und sich wundert, daß es des Besuchs halber so anders ist, als sonst. Dabei beklagt Emmy lebhaft, daß kein besonderes Eßzimmer existiert, trotzdem der Vater schon zweimal sein: „Brauch ich nich!" über die breiten Lippen gelassen hat.

Er und sein Sohn sehn ihr zu.

Am Fenster steht der Geburtstagstisch; um eine Torte sind so viel Lichter gesteckt, als Roth Jahre zählt. Auch das hat Emmy aus der Pension eingeführt. Sie hat ein Rückenkissen gestickt.

„Pantoffeln wären ihm lieber gewesen," hat der Vater gemeint.

„Verwöhnt die Männer zu sehr," war die Erwiderung der Tochter.

Sie hat zum Kummer der Mutter alles Silbergerät aus dem Glasschrank geräumt.

„Das muß doch nu wieder geputzt werden," hat die Hausfrau geklagt.

„Recht hast du, Mutter," hat der Sohn zugegeben. „Mir is'n Stück Brot auf'm gewöhnlichen Teller wahrhaftig lieber."

Der Bruder Emmys, Oskar, hat das rote Gesicht der Mutter und die kleinen, stechenden Augen des Vaters. In ihm findet das Vornehme auch wenig Widerhall. Er trinkt bereits viel für seine Jugend und hat öfter schon einen Rausch heimgebracht. Aber er ist seinem Vater im Geschäft eine Stütze

und der Mutter Lieblingskind, weil er nicht immer an ihr zu tadeln findet. Er nennt die Schwester Fräulein Kunigunde.

Er sieht wenig nach den Schönen des Orts. Auf dem Schützenhof mit ein paar Dienstmädchen tanzen, ist eher sein Fall, als den Bürgertöchtern höflich begegnen.

„Kümmere dich um deine Angelegenheiten", ruft Emmy schnippisch.

„J — ne doch! sieh mal!"

„Auf der Schule in Holzminden hätten sie dir auch ein bißchen besseres Benehmen beibringen können!"

„Ich bin mir grade recht, Fräulein Kunigunde!"

„Nu zanken sie sich schon wieder, bloß zwei Kinder und immer zanken," klagt Frau Roth, die hereingestürzt kommt.

„Laß man, wenn alle Sechse noch da wären, denn ginge es schlimmer zu," wirft der Vater ein, der in Hemdsärmeln ist und auf den Barbier wartet, Schwartenbeck, der ihm dreimal in der Woche allen Klatsch zuträgt. Und er denkt an die Äußerung des Holzherrn — wenn Sechse teilen sollten.

Frau Roth ist leicht gerührt, sie führt den Zipfel der blauen Schürze an ihre Augen. „Ach, du mein Gott! daß du mich nu auch heute davon sprechen mußt, wo dein Geburtstag is. Nu krieg ich es nich' aus dem Sinne. Mein kleines Hermännchen und das nüdliche Lottchen und Fritze und Idachen und nu seh' ich sie vor mir, wie sie auf meinen Arm wollte, Idachen, noch zuletzt —" sie schluchzt.

„Ja, ja — is gut!"

„Un' immer mein' ich, sie is nich' recht behandelt. Un' die Klawittern is mit ihrem Kinde dazumal bei dem Schäfer in Jeliensberg gewesen, und der hat's gesund gemacht. Roth'n, sagte sie immer, daß Sie 'nen studierten Doktor gehabt hat, was Verkehrteres konnte sie ja nich' thun. Un' das nagt an meinem Gemüte, das werd' ich Tag und Nacht nich' los."

Emmy läuft hinaus und schlägt die Thür hörbar zu.

„Da hast es! Fräulein Kunigunde is ungnädig!" ruft Oskar und reckt seine Arme in die Luft.

„Sie hat kein Herz for ihre toten kleinen Geschwister, gar kein Herz," seufzt Minna Roth und trocknet mit einer energischen Bewegung ihre Thränen. „Ob man bloß Jette auch keine Augen hat stehn lassen? Ich muß wahrhaftig mal nachsehn! Wenn man so was selber nich' thut! Auf wen is denn Verlaß?" Sie rennt hinaus und läßt die Thür offen.

„Drüben is es gemütlicher," meint Oskar, der in ausgetretenen Schuhen einen schlurrenden Gang hat. Und der Vater folgt ihm wortlos hinüber; er macht sorgsam die Thür zu.

Das große Familienzimmer hat für viele Raum, da stehn zwei Sofas, ein ledernes, ein ganz altes mit lauter kleinen Schubladen in den Seitenlehnen, Schränke, Stehpulte, Kommoden. Eine Thür führt direkt über zwei Tritte hin nach dem Mühlenraum, wo es rauscht und die große Säge ächzt. Öffnet sie sich, so dringt der Geruch frischen Holzes zugleich mit dem Wasserdunst ein.

„Uff!" macht der alte Sägemüller. Dann wippt ein langer Mensch mit einer schwarzen Tasche herein. „Herr Senator, hab' die Ehre, Sie zu grüßen!" Ein Seufzer. „Bitte Platz zu nehmen, Herr Senator. Sollen gleich bedient werden. Ach, was is es for ne Welt, Herr Senator!" Und wieder ein langgezogener Seufzer.

„Was hat sich denn begeben, Schwartenbeck?" fragt der junge Herr aus seinem Sessel, in dem er langgestreckt liegt.

„Ich bitte Sie — mit allem Respekt vor'm Herrn Senator! Begeben? begiebt sich denn nich' immer was in der Politik? Is denn das nich' gradezu greulich? Un' die grünen Tische? Ja, da haben die Herrn gut sitzen! Politik und die grünen Tische!"

Schwartenbeck schlägt den Seifenschaum, Roths dickes Gesicht sieht schon über der Serviette heraus. „Habe ich nicht recht, Herr Senator?"

„Ja, wenn die da oben bei der Regierung so viel Last hätten, wie wir mit den Ortsangelegenheiten!"

„Sage ich ja," seufzt der Barbier. „Alle Tage dreimal sage ich: Leute, wie quält sich zum Beispiel unser Herr Senator Roth mit euren Sachen! Aber — das Volk ist ja zu

dumm, rein zu dumm! Und um den Major thun sie! Ich bitte Sie! so'n Auswärtiger. Und läßt sich nich' rasieren! Seine Sache! Aber unsre Sachen, die kann er doch gar nich' verstehn; is kein Blumenroder. Beileibe findet sich da kein Fremdländischer rein. Zum Beispiel, das Holz hackt ihm der schiefe Schneider aus dem Armenhause, und wer trägt's in' Holzstall? die dicke Reinsterzen, auch aus dem Palast da oben! Frag ich Sie, Herr Senator, is das ein Beispiel für'n Ort? Da sind so viel ehrliche Leute."

Der Gefragte kann nicht antworten, Schwartenbeck hat ihn bei der dicken Nase gefaßt, es wird nur ein Schnaufen hörbar.

„Mir gefällt der Major!" sagt Oskar. „Er ist leutselig und macht mal'n Spaß!"

„Sie sind jung, jung, Herr Roth! Sie denken noch nich' viel an die Politik. Wissen der Herr Senator denn schon, daß Bormanns ein Kalb haben mit zwei Köpfen? der ganze Ort ist unterwegs nach dem Mirakulum! Ne, ich hab's nich' gesehn! Wie ich in Göttingen studiert habe, was habe ich da nich' alles gesehn in Spiritus! Alles aus'm menschlichen Leben, Herr Senator! Und die Witwe Großkurth soll sich nächstens verloben woll'n mit'm Witwer mit sieben Kinder aus Hainburg. Da geht denn auch 'ne Steuerzahlerin fort. Un' zusammgebracht wärn's. Ach, du meine Güte! sieben lebendige Kinder. Schneider Schwupp und Rinklebens, die haben sich regelrecht gehauen, und der alte Amtsdiener Finke ist wieder ganz voll, er rief eben lauter konfuses Zeug aus."

„Da soll doch!" pustet der Sägemüller. Oskar lacht. „Wenn er einen sitzen hat, denn is er zu komisch, der alte Finke."

Schwartenbeck stemmt den Arm in die Seite, senkt das Messer und wirft einen Blick gegen die Decke.

„Un' woher hat er's Geld? Vom Herrn Bürgermeister Major von Müller. Hat'n großes Trinkgeld gekriegt, weil er ihm ein paar Privatgänge besorgt hat. Ich frage, ich sage, ein Mensch, der zum Trinken neigt, Trinkgeld! Man sollte sagen, es wäre gewissermaßen ein Vorschubleisten! und der Nebenmensch soll doch die arme, sündhafte Kreatur wieder auf rechte Bahnen leiten." Er schüttelt den kleinen, grauen Kopf. „Herr Senator, es ist so zu sagen — es ist alles verkehrt in der Welt!"

„Hahaha!" Der Sohn des Hauses ist sehr vergnügt.

„Der Major hat Finken gewiß mal schräge sehn woll'n — ich sage ja, er is zu komisch!"

„Ach, Herr Roth junior! Das käme mir grade so vor, als wie die frevelhafte That der Frau von Siegen. Sie hat den Kindern vom schiefen Schneider aus dem Armenhause neulich Torte geschenkt. Ich bitte Sie, Torte! Und was hat sie dazu gesagt: Die sollten auch mal wissen, wie das schmeckt!"

Oskar brüllt jetzt. „Famos, ganz famos!"

„Herr Roth, Herr Roth!"

„Wirklich famos!"

Da sprengt der allertiefste Seufzer fast die Brust des Barbiers. Er erwidert nichts, packt seine Sachen zusammen, macht einen Kratzfuß, haucht: „Herr Senator, nu sind Sie bedient!" und verschwindet.

Emmy ist in ihrer Stube. Sie hat im Nebenzimmer zwei Kleider auf die Stühle gehängt und betrachtet sie aus der Entfernung. Blau oder rosa? Teuer sind beide gewesen, das bleibt sich also gleich. Aber, sie hat irgendwo sagen hören, auch die Farben der Kleidung müßten mit der Situation harmonieren.

Blau ist treu und rosa geht auf die Liebe hin. Welche also, an diesem bedeutungsvollen Tage? denn was sich ereignen soll, hat sie längst erraten, wenn auch ihr Vater nichts gesagt hat. Er hat von der Erwerbung Eichbergs gesprochen und daß Fritz dort sitzen sollte und daß der Holzherr allerlei Veränderungen vorhätte.

Wie der einzige Sohn von drüben und sie so eigentlich von klein auf von ihrem Vater als zusammengehörig ins Auge gefaßt sind, das weiß sie doch. Der Holzherr hat nie zu seiner Familie davon gesprochen, Louis Roth aber oft zu dem Mädchen selber. „Das kann alles noch mal deine sein, was Wagner'sch is!" Wenn nicht ein Graf kam oder ein Baron, was bisher nicht geschehen war, so konnte sie „die Grafschaft" mit dem schwächlichen Fritz als Anhängsel selbstverständlich annehmen.

Blau? sie kneift die Augen ein bißchen zusammen. Es steht ihr gut. Bedeutet „treu". Na, das bißchen Gerede davon gegen den Lehrer Oppel, der ihr zu Liebe Sonntags Einleitung und Finale ganz besonders schön spielt, das kann sie nicht dabei stören. Im Ernst wird er sich das so wenig gedacht haben, wie sie — Rosa — Liebe? glühende ist dunkelrot, die wird es wohl mit Fritz so wie so nicht werden. Die paar Briefe muß ihr Arthur Oppel natürlich herausgeben, seine kann er auch bekommen. Er schrieb sehr schwungvoll, und sie ist vorsichtig gewesen. Das hat sie schon in der Pension gelernt, als sie und Blanka Decken sich mit den beiden Fändrich's zum Rendezvous bestellten. Café Roby — kein Mensch hat's gemerkt, am wenigsten die Pensionsmutter. War auch ganz harmlos; ein paar Küsse auf dem dunklen Georgswall. Blanka Decken hat gesagt, man müßte seine kleinen, harmlosen Mädchenerinnerungen haben. Das wär' auch ein Recht gegenüber den Männern, die solch viele Rechte hätten. Und wie langweilig würde es ihr ohne das kleine Techtelmechtel mit dem Lehrer in Blumerode geworden sein! Von morgen an kennt sie ihn nicht mehr. Vater ist nun allerdings kürzlich aufmerksam geworden, aber, was hat das noch auf sich!

Sie entscheidet sich für blau — absichtsloser.

Das Haar ist kunstvoll frisiert, sie streift den weißen Mantel ab, sieht mit Behagen die vollen Schultern im Spiegel — der freche Leutnant Walter hat einmal ganz unbemerkt seine Lippen darauf gedrückt bei einem Gartenfeste und dann den bekannten Refrain gesummt. Fast hätte sie Lust, sich selber zu küssen.

Dann schlüpft sie in das blaue Kleid, schließt es vor dem Glase, dreht sich hin und her. Eine gute Figur. Nur neben Mile muß sie nicht stehn, mit allen andern nimmt sie's auf in Blumerode. Diese Mile hat so etwas —

Ob sie das von ihrer Mutter hat, dies gar so Handfeste, die furchtbar gesunde Röte?

Vornehm ist Frau Zehse, fein — das hat sie Mile mitgegeben, das haftet ihr bei aller Lebendigkeit an. Sie tritt mit der Fußspitze wippend auf. Wenn Vater geahnt hätte, wie hoch er sich einmal brächte, so würde er Mutter wohl auch nicht just beim Melkeimer gesucht haben.

Läßt sich nicht ändern. Aber ist sie erst selbständig, dann soll sie so wenig als möglich daran erinnern. Die Leute sollen Augen machen. Allerhand Schälchen, Kästchen, ein paar Photographiealbums liegen im Zimmer auf dem Tisch. Sie sucht dazwischen herum nach einem Armband und zwängt es auf das Handgelenk.

Vater ist gut. Er erfüllt jeden ihrer Wünsche, wenn sie's recht anfängt.

„Wird Ihr Vater auch einwilligen?" hat der schwarzäugige Lehrer gesagt. „Er ist ein reicher Mann. Er wird hart sein können!"

„Kommt Zeit — kommt Rat!"

Dieses kluge Sprichwort sagte ihr der kleine Fähnrich, als sie ihn auch ganz naiv gefragt hatte, ob einmal seine hochadeligen Eltern in kommenden Jahren zu der Verlobung ihre Einwilligung geben würden.

„Sie gehn aufs Ganze, kleine süße Emmy" — und dann den Spruch. Da war sie allerdings sehr dumm, aber man lernt aus jedem Vorkommnis etwas. Der hübsche Fähnrich dachte damals so wenig an irgend welchen Ernst, wie sie jetzt bei dem Anschmachten und Ermutigen des Lehrers. Aber es freute sie, wenn er in der großen Kirche, vor der versammelten Gemeinde ganz allein für sie spielte. Von ihr wollte er gelobt sein — die dummen Leute! Ganz alleine von ihr.

Und auf eine Orgelkomposition sollte ihr Name kommen als Dedikation. Sie hatte das in Schaufenstern von Musikalienhandlungen gesehn.

Wenn er nur erst einen Verleger haben würde. Dann die Blumenroder! Und Blanka Decken, die jetzt von einem Beamten mit ernstlichen Absichten schrieb. Sie würde sich also noch früher verloben!

Die heisere Stimme von Frau Roth schallt durchs Haus: „Emmy, so komm doch endlich runter, Fräulein Schwaff is schon da, und ich habe noch nich' fertig werden können!"

„Natürlich!" Die Gerufene zuckt verächtlich die Schultern, nimmt noch einmal von dem

durchdringenden Parfüm, das ihr Bruder nicht leiden kann, schiebt ein feines Taschentuch ein und schlendert die Treppe hinab.

Fräulein Schwaff steht in dem Hausflur, bemüht, Mantel und Tuch abzunehmen.

„Ja", sagt Emmy, „dazu können Blumeroder Dienstboten nicht erzogen werden"; sie ist behilflich.

„Danke, danke, Emmychen! Wo ist denn auch das Geburtstagskind?" Sie holt einen Hyacinthentopf aus dem umhüllenden Papier hervor. „Drin! wir haben ja kein Eßzimmer, das wissen Sie. Meine Eltern —"

„Ach, Emmy, das hat hier doch niemand — eigentlich!"

„Wir könnten's aber."

Sie stößt das Zimmer auf, in dem der Tisch gedeckt ist. Eh die Schwaff eintritt, hält sie das junge Mädchen noch eine Sekunde zurück. „Du, ich habe so meine Gedanken. Hat das heute am Ende mehr zu bedeuten?"

„Weiß nich'!"

„Du? Wer kommt denn alles?"

„Doch nur Wagners!"

„Du! der hat Eichberg gekauft. Emmy, wenn ich das erlebte!"

„Sein Sie doch still — Mutter — nein, lachen Sie nicht."

„Emmy, Rosmarin und Suppenkraut, unsre Emmy wird bald Braut — was?"

„Das kann schon sein. Ich möchte nicht mehr lange hier bleiben in der Wirtschaft. Finden wird sich schon einer!" und sie lächelt frohmütig.

Dann knixt die Schwaff vor dem Sägemüller und sagt ihm ein paar schwungvolle Worte von Freundschaft und kommenden Freuden; ganz mystisch.

„Na ja, legen Sie die schönen Redensarten da man hin, Fräulein Schwaff. Da muß ich ja auch 'ne Hyacinthe bringen, wenn Sie Ihren fünfundzwanzigsten doppelt feiern!"

„Aber, Herr Roth, so weit ist es noch lange nicht."

„Jh, machen Sie keine Wippchen. Dazumal, als Sie geboren waren, — ne, ich hab's neulich in dem Kirchenbuch gesehn. Lassen Sie mal —"

„St! wo ist denn Ihre liebe Frau?"

Emmy ist in das Schlafzimmer der Eltern getreten. „Mutter, so mach doch! Willst du wieder die letzte sein?"

Frau Roth preßt ihre Fülle seufzend in die braunseidene Taille. „Ach, wozu is das alles? Bloß man, daß man aus der Bequemlichkeit raus muß. Dies is mich so eng! Da krieg' ich noch 'n Schlag in."

„Weil du dich immer so gehn läßt; den ganzen Tag, immer!"

„Ach, for wen sollt' ich mich denn einpressen. 'nen Mann hab ich gekriegt, sechs Kinder auch. Ich bin 'ne Frau bei Jahren. Oskar sagt immer, ich hab's nicht nötig!"

„Oskar ist leider nach dir geschlagen; ich, Gott sei Dank, nicht. Dahin muß eine Stecknadel. Richtig, hast du schwarze Finger — die mußt du erst noch waschen." Sie blickt prüfend über die volle Gestalt hin. „Der Stoff ist so schwer und du siehst doch nicht besser aus, als in einem Kattunkleide."

„Seide is Seide!" ruft die Mutter gereizt.

„Kleider wollen getragen sein!" sagt Emmy geziert und streicht an der blauen weichen Wolle herunter. „Und benimm dich nur auch anständig bei Tische!"

„Wenn mein Jdachen noch lebte, das hätte mich nich' zu die großmäulige Hannoversche gesollt," sagt die Roth, „das wäre jetzt so weit. Aber das hätt' ich nich' von mich gegeben, die hätt' mich nich' gemeistert, wie du."

Emmy huscht hinaus. Die Wagners sind sämtlich eingetreten und von den Anwesenden, zu denen sich auch Oskar gesellt, begrüßt, dann kommt erst die Hausfrau mit wuchtigen Schritten und rotem Kopf aus dem Schlafzimmer.

„Da sind Sie ja! Gu'n Abend. Ich muß man erst noch mal in die Küche."

Fräulein Schwaff sitzt im Sopha neben Frau Wagner, hinter beiden steht ein steiles Rückenkissen. Sie erzählt, wie es bei Gesellschaften im Elternhause herging. „Vater war so gastlich. Wenn für mich nicht so viel blieb, so haben fremde Leute ihren Vorteil davon gehabt. Emmy wird einmal ein Haus zu führen verstehn. Sie hat den Blick für größere Verhältnisse. Ich nehme mich ihrer

gern an, lieber Himmel, die Mutter, na, und Männer sind Männer."

Der Holzherr muß erst seine Meinung über die Weinsorten abgeben, die Oskar heranträgt; Roth versteht nichts davon und der Sohn trinkt „alles", wie er mit kurzem Lachen sagt. Dann setzt man sich zu Tische. Die Reihenfolge bestimmt Fräulein Schwaff.

„Jugend zur Jugend! Herr Fritz und Fräulein Emmy. Ja', Herr Oskar — Sie müssen nun schon in den sauren Apfel beißen und an meine Seite kommen."

„Is egal! Wenn ich man ordentlich zu essen und zu trinken kriege!"

Fritz sieht gut aus; es liegt etwas Strahlendes heute auf seinem Gesicht, etwas Befreiteres in seinem Wesen. Und der schwarze Rock steht ihm gut, und seine Mutter sieht ihn öfter an. „Mein Junge ist doch hübsch."

Emmy unterhält ihn, nachdem sie erst ein wenig schüchtern und verlegen gethan, mehr, als er sie. Das bemerkt Antoinette Wagner auch; aber, ihr Fritz ist immer zurückhaltend. Nur mit Mile geht's. Und das ist ja auch die Rechte, denkt die Mutter und ist bald mit ihren Gedanken der besten Stube der Familie Roth entführt und träumt über den Kalbsrücken hin sich nach Eichberg. Wenn sie das erlebt, ihren Jungen da und die Mile! Sie sieht nach ihrem Mann hinüber. Ein paar ganz verlorene Andeutungen hat er gemacht von einer zukünftigen Hausfrau auf Eichberg. Lieber Gott! wenn sie den Jungen glücklich sieht, dann kann so viel gut gemacht sein in ihrem Leben!

Da stößt Minna Roth sie an:

„So nehmen Sie doch auch an die Sohse, Frau Nachbarn?"

Sie muß zurück, hier an den Tisch und nickt und stimmt mit ein, als Fräulein Schwaff den Braten lobt.

„Das Kalb habe ich auch sechs Wochen bei die Kuh stehn lassen, da geht denn nichts drüber!"

„Brauch ich nich'," sagt der Sägemüller eben, „den Major seine neue Moden stimm' ich nich' zu!"

„Wirst dich wohl noch besinnen, Roth, hast allemal das Vernünftige gethan," giebt der Holzherr zurück. „Prost auch!"

Ein grummelndes Brummen des Alten, ein vergnügtes Lachen des Sohnes Roth. „Der Major — das is kein Spaßverderber! Fräulein Kunigunde, hast du nich' Lust, Frau Majorin zu werden?"

„Behalt deine dummen Witze für dich!" zischelt Emmy scharf.

Oskar kneift seine kleinen Augen fast ganz zu.

„Der kann sich in Uniform trau'n lassen, und denn spielt Oppel recht schön dazu. Wär'n Hauptspaß!"

Emmy wirft einen hastigen, argwöhnischen Blick hinüber, sie wird nicht rot, sie hätte es sonst gefühlt, und sagt zu Fritz:

„So ist er nun mal! Immer dumme Einfälle!"

Frau Roth vergißt ganz, daß sie den Ellbogen nicht aufstützen soll; sie ruft mit einem schmatzenden Laut: „Die sind immer wie Katze und Hund! Den ganzen Tag!"

„Prost, Alte!" lacht der Sohn, Emmy wird diesmal glühend rot vor Zorn, die Schwaff hat ihr mockantes Lächeln um die Mundwinkel, das sie so gut kennt; sie schämt sich vor der mehr, als vor Fritz.

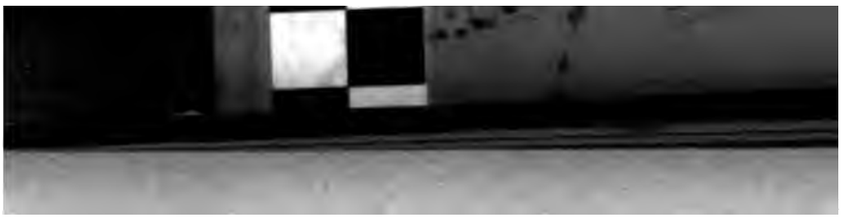
„Die Gabel steckt!" sagt der Holzherr, „was nu eigentlich bedeutet, daß die Damen leben sollen, woll'n aber auch man gleich das Geburtstagskind mit dabei thun! Ich bin nicht für lange Reden, damit's Essen nich' kalt wird. Hoch! hoch! hoch!"

„Son' weitere fünfzig Jahr! ich hätt' nichts gegen!" lacht Roth.

Oskar hält sein Glas vor das Licht: „Die Damen!" dann ist's bis zur Neige geleert, schnell ist's wieder gefüllt: „Der Alte!" und ebenso rasch getrunken.

„Der kann's!" sagt der Sägemüller. „Bescheid muß doch einer thun!"

Fritz hat mechanisch angestoßen; was die um ihn her reden, hört er gar nicht, daß Emmy lächelt und schwatzt und daß er nicht viel zu sagen braucht, ist ihm angenehm. Wenn er die stattliche Gestalt des Vaters streift, der einmal über kommunale Sachen spricht, um den stets erst widerstrebenden und dann nachgebenden Sägemüller zu seinen Ansichten zu bekehren und dazwischen ein Scherzchen macht, das Fräulein Schwaff zum



Lachen bringt, so geschieht's mit einem ihm bisher unbekannten Gefühl aufquellender Dankbarkeit. Viel bittre Reden und schwere, grüblerische, unglückliche Stunden hat er dem Manne doch wohl zu vergeben, manch gegnerische Empfindung. Nun wird alles gut. Und er meint, es beschleicht ihn eine mitleidige Empfindung für den Hünen, er versteht es plötzlich, daß er just mit seiner Kraftlosigkeit und Kränklichkeit nicht der Sprößling ist, den ein Konrad Wagner sich naturgemäß wünschen mußte.

Die Hausfrau läuft ein paar mal hinaus und kommt dann mit erhitztem Gesicht wieder. „Es is, daß sie mich den Pudding ornd'lich umstülpen! Es is doch kein Verlaß auf die Mädchens!" Auch das große Ereignis ist vorüber; sie hat selber Butter und Käse diensteifrig herbeigetragen, und Oskar macht eine bessere Sorte Wein auf und gießt ein.

„Ne, zieren Sie sich man nich', Fräulein Schwaff, Sie haben 'nen ganz guten Fall!"

Der Sägemüller ist sehr lustig.

„Mein Nachbar und Bruder Konrad hat noch 'n besondern Spruch auf der Pfanne! Alle Gläser voll, sag ich. Alle Gläser!" Und er lacht dröhnend. „Nu paßt aber mal auf! Nu paßt auf." Und er legt sich weit zurück gegen die knackende Stuhllehne.

„Roth, nimm dich doch in acht!" ruft seine Frau, „du brichst 'n noch ab."

„Brauch' ich nich', ich kann 'nen andern kaufen!"

Die Schwaff sieht nach Emmy hinüber und hebt ganz verstohlen den Finger, dann hält es die Tochter des Hauses für angezeigt, die Blicke schüchtern in den Schoß zu senken.

„Nu! nu! nu!" lacht der Sägemüller, und Oskar hebt wieder prüfend, mit Freude an dem leuchtenden Schein, sein Glas gegen das Licht.

Antoinette Wagners Gedanken sind bereits wieder weit ab, und Fritz' schlanke Finger spielen mit der Uhrkette. Er hat einen Entschluß gefaßt. Gleich morgen will er mit dem Vater sprechen, daß alles zum Abschluß kommt. Er wird gesunden, allein schon von der Freude, dem Glück, das fühlt er.

„Liebe Freunde!" sagt der Holzherr, „Sie, Fräulein Schwaffen, thun ja auch so gewissermaßen, als ob Sie mit dazu gehören und darum sind Sie hier. Un' denn auch, wo Sie gewesen sind und was Sie mit erlebt haben, das kommt 'rum, und man braucht kein Anzeigeblatt. Und so haben Sie 'n Vergleich mit der vielzüngigen Fama nicht zu scheuen!"

„Herr Holzherr!" Sie ist nicht ganz klar über die mythologische Andeutung, aber sie traut Konrad Wagner nie recht.

Sie wirft den Kopf zurück und weiß nicht, ob sie lächeln oder böse aussehn soll. Sie setzt sich einstweilen steif hin und ordnet die Schleife unter dem Kinn. In des Holzherrn Gesicht lachen alle kleinen Falten mit, und er zwickert mit den Augen, es freut ihn, daß sie so unsicher da sitzt.

„Ne, soll 'n Kompliment sein. Und was wir beschlossen haben, mein Freund Louis Roth und ich, das kann morgen der ganze Ort wissen. Eichberg habe ich gekauft, das is schon rum! Und warum habe ich es gekauft? Mein einziger Sohn soll drauf sitzen. Louis Roth sieht das mit scheelen Blicken an, denn die Waldungen, die der dolle Rittmeister noch nich' verkloppt hat, die hätte er nun gerne abgeholzt. Wird aber auch so noch seine Freude dran haben. Denn — langjährige Freunde und Nachbarn, und in gleichen Vermögensverhältnissen wie wir sind, haben wir noch was andres im Sinn —"

Hier blickt Emmy schräg an Fritz hinauf, dann zur lauernden Schwaff hinüber.

„Und nun kommt's. Wir wollen auf ein Brautpaar trinken!" Mit einem plötzlichen Erschrecken, die Augen weit aufreißend, sieht Antoinette Wagner ihren Fritz an, der mit seinen Gedanken gar nicht da zu sein scheint. Sonst müßte er ja rufen — nein, sie — aber es ist, als ob eine würgende Hand ihr nach der Kehle faßt. Allbarmherziger Gott! ein Stoßgebet will sich auf ihre zitternden Lippen drängen; nur das nicht, daß das jetzt Wahrheit wird, was sie fürchtet, was riesengroß, drohend aufsteigt —

Nein, nein! Es kann nicht sein, sie träumt. Es ist alles nicht wahr, sie ist hier nicht in Roths bester Stube, da stehn keine

Weinflaschen, halten keine Hände Gläser zum Anstoßen bereit, sitzt nicht ihr einziger Sohn, sehn nicht gespannte Gesichter hinüber nach dem Sprechenden, der ihr Mann ist —

„Auf ein Brautpaar woll'n wir trinken", klingt Wagners mächtige Stimme noch voller, „denn unsre beiden Kinder sollen auf Eichberg sitzen, mein Fritz und Roth's Emmy! Daß sie einmal zusammenkommen sollten, das haben wir lange schon geplant! Und nun ist die Zeit da! Gebt euch die Hände, unsern Segen habt ihr! hoch, hoch, hoch!"

Sein und Roths Glas klingt hell zusammen, Oskars Arm langt auch her.

„Vater!" Noch weiter, noch angstvoller, als die Augen der Mutter haben sich die Fritzens geöffnet, auf den jetzt nach dem Ausruf die andern alle sehen. Todesfahl ist sein Gesicht, ein Zucken ist um seine Lippen, seine Arme sind herabgefallen und seine Finger machen krampfhafte Bewegungen: „Vater!" Aber der sieht nicht einmal nach ihm hin. Roths dicke kurze Arme haben ihn gefaßt. „Bruderherz, das hast du gut gemacht. Ne, Bruderherz, nu haben wir das doch noch erlebt!" sagt er gerührt, und zwei schmatzende Küsse werden Wagner aufgedrückt. „Dein Kind und mein Kind! Und wenn bei dir 'n Mädchen zu haben wäre, die kriegte mein Oskar, das wär' auch gewiß!" Und dann zieht er das Taschentuch, denn in solchen Augenblicken ist er ein weichmütiger Mensch.

„I ne, i ne!" schluchzt die Hausfrau, „das kommt einem ja so über'n Hals, das haben die Männer wieder unter sich abgemacht. Un' wenn meine vier andern auch noch da wären," sie schluchzt. „Frau Nachbarn, ne, was sagen Sie nur! Mich kommt es wirklich unerwartet!"

Antoinette Wagner antwortet nicht, sie hält sich mit den zitternden Fingern an der Tischkante und blickt ihren Sohn an. Emmy ist erwartungsvoll sitzen geblieben, endlich muß doch Fritz ihr auch etwas sagen. Und jetzt sieht der Holzherr hinüber nach den beiden Hilflosen.

„Gebt euch die Hände!"

Mit einem Ruck fliegt Fritzens Stuhl zurück, ein unartikulierter Laut, dann stürzt er zu Boden.

„Mein Junge, mein Junge!" jammert die Mutter und ist die Erste bei ihm und nimmt den todesblassen Kopf auf ihre Knie.

„Ne Ohnmacht!" sagt der Holzherr, seinen Zorn gewaltsam unterdrückend, mit zusammengezogenen Brauen. „Das ist, was man die verfeinerte Empfindung nennt. Na, Emmy, denn nimm erst mal mit 'n Kuß vom Schwiegervater fürlieb."

„Ja, aber —"

Wagner faßt ihren Arm und zieht sie heran, und sie duldet es mechanisch.

„So zimperlich und pimperlich wie der glückliche Bräutigam bist du nich', mein Tochter! Laß man, das gefällt mir grade. Was soll ich dir schenken, Kind? wünsch dir was, was Rechtes, nimm's wahr!"

Er spricht das schnell, um sich und den andern über das hin zu helfen, was ihm peinlich ist.

„Ja, aber —" spricht Roth seiner Emmy nach, während Oskar sich auf seinem Stuhl räkelt. „'nen Hauptspaß! ohnmächtig wie ne bleichsüchtige Jungfer! hahaha! So was!"

„Nerven! wohl die Freude?" fragt die Schwaff und hat ihr liebenswürdigstes Lächeln.

„Kann ich nich sehn," jammert Minna Roth. „Wer Sechse gehabt hat und nur zwei behalten hat, wie ich!" und sie beginnt noch lauter zu schluchzen.

Emmy kämpft mit dem Ärger, sie streicht an ihrem Kleide herunter, nestelt die goldene Kette um die Finger und sagt: „Onkel Wagner, jetzt weiß ich wirklich nicht —"

„Wirst dich schon besinnen, mein Tochter. Es gilt! Na, Fräulein Schwaff, den hat seine Mutter zart erzogen, was? Ein Bräutigam, der in Ohnmacht fällt."

„Emmy, du solltest nach Kölnischem Wasser sehn," meint die. Und die Lippen zusammenziehend, geht die Braut hinaus.

„Ja, ein freudiger Schreck," meint die Schwaff lauernd, aber sie hat mit diesem leisen Antasten kein Glück beim Vater von Fritz, sie versucht jetzt, der Mutter Hilfe zu leisten. Doch auch die wehrt sie ab.

„Es wird schon gut! Das geht schnell vorüber. Das ist noch son' bißchen Schwäche. Er schlägt schon die Augen wieder auf.

Vater," bittet sie dann mühsam und verschüchtert: „Laß uns beide jetzt nach Hause gehn. Es ist besser."

„I was, was, jetzt soll's erst lustig werden!" ruft Roth, und Oskar stößt mit seinem Glase auf den Tisch. „Bloß ord'ntlich trinken mußte, Fritz, Mut in die Brust!" Die Hausfrau kramt auf dem Tische hin und her: „Da is ja noch die Torte, die kann mich doch nich' über bleiben!"

Alle Stimmen übertönt die feste des Holzherrn.

„Ja, bring' dein Wickelkind ins Bett. Schlaf aus, mein Junge und hol dir morgen, wenn's keiner sieht, deinen Bräutigamskuß." Er spaßt grollend, um nicht heftig zu werden.

„Morgen is auch noch'n Tag," fällt der Sägemüller ein. Auf den Arm der Mutter gelehnt, wankt Fritz hinaus. Die Schwaff folgt. „Meine beste Frau Holzherr —"

Da werden ihre Finger krampfhaft umklammert.

„Sprechen Sie nicht über den Vorgang, über gar nichts," flüstert die erregte Frau. „Ich bitte Sie —"

„Was denken Sie!"

Emmy steht am Treppengeländer.

„Die Eau de Cologne ist wohl nicht mehr nötig?" fragt sie spitz.

„Wir gehn jetzt nach Hause. Die Hitze, die Menschen — es ist ihm zu viel geworden! Die Luft wird ihm gut thun!"

Fritz sieht nicht auf, spricht nicht, er geht allein die Stufen hinunter. Als die Hausthür zufällt, kommt Emmy herab.

„Nun?"

„Ja —" sagt die Schwaff, in diesem Augenblick ist sie sogar ein bißchen verlegen.

„Das nennt man ja wohl ein unterbrochenes Opferfest?" Emmy hat das Citat auch noch aus der Zeit der Leutnantsschwärmerei.

„Ärgere dich nicht, Emmychen!"

„Pah! dadrum! Kommen Sie, die Torte schmeckt so gut, und es ist noch viel da!"

„Du bist ein kluges Mädchen!"

Emmy zuckt die Achseln. „Ich brauche doch keine Sorge zu haben! Und um den!"

„Eichberg, weißt du —"

„Pah!"

Die drei Männer sitzen am Tisch, wie sie eintreten, die Frau ist hinausgegangen.

„Ih, da is ja mein Schwiegertöchterchen," ruft der Holzherr. „Komm ran, Kind! der Stärkste is dein Bräutigam nich' vorläufig. Na, wenn du 'n erst in der Kur hast!"

Er zieht sie an seine Seite und streicht ihr übers Haar.

„Ja, meinst du denn, Konrad —" Roth kommt nicht weiter.

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt. Fräulein Schwaff, Sie werden nicht um Diskretion gebeten, in diesem Falle."

„Herr Holzherr —"

„Ne, ne! Man rein in die Posaune! was ich gesagt habe, Konrad Wagner! stoß mal an, Schwiegertöchterchen. Was, das giebt 'n Ton! Frau Rittergutsbesitzerin in spe!"

Emmy lacht.

„Fräulein Kunigunde, kannst dich ja dann Wagner von Eichberg nennen!" lallt Oskar.

„So etwas habe ich noch nicht erlebt, Emmy," flüstert die Schwaff.

„Was soll ich nun thun? die bittet mich, zu schweigen und der will, daß ich's erzähle. Was sagst du denn?"

„Mir ist es ganz egal! Wirklich. Pah!"

(Schluß folgt.)

Auf vorgeschobenem Posten.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Nach moderner Methode — oder in modernem Jargon — behandelt **man** gern die soziale Entwicklung als einen Naturprozeß, der nach allgemein giltigen Gesetzen die Massen vorwärts schiebt, zurückhält, wandelt. Auch die Frauenbewegung hat sich diese Auffassung gefallen lassen müssen. Sei es nun, daß **man** mit Treitschke „wie einst in den Zeiten der Sittenverderbnis des Altertums aus dem Schlamme der Überbildung die Lehren der Weiberemanzipation aufsteigen" sieht, oder daß **man** von den Folgen der industriellen Entwicklung, von der Vergesellschaftung der Familienkultur spricht u. a. m., solche Anschauung hat es bewirkt, daß wir uns nicht mehr wundern, die Frauenbewegung überall, wenigstens in den ersten Anfängen, zu finden, daß wir kaum mehr das Bedürfnis haben zu fragen: wem verdanken sie ihr Leben, ihre Entstehung?

Und doch, wenn wir genauer zusehen, zusehen mit der Fähigkeit, nicht **nur** das Was?, sondern auch das Wie? dieser Erscheinungen zu erkennen, so steht am Anfang, im Mittelpunkt, als Lebensprinzip des Ganzen, eine Persönlichkeit.

Der eigentliche Nährboden der Frauenbewegung sind die großen Städte. Tausend Umstände treffen dort zusammen, um ihre Notwendigkeit dringender erscheinen zu lassen, um Vorurteile zu vernichten, um Kräfte zu lösen, gemeinsames Handeln zu ermöglichen. Langsam — das ist die allgemeine Regel — verbreiten sich von dort her ihre Bestrebungen in die Provinz; um so rascher, je näher man dem Centrum ist, je zahlreicher von allen Seiten verbindende Fäden sich kreuzen. Aber diese Regel hat Ausnahmen. Und solche Ausnahmen weisen mit doppelter Sicherheit auf Persönlichkeiten.

An der östlichsten Grenze unseres Vaterlandes, in einer Gegend, die dem Kulturmenschen des Centrums immer noch als ein etwas dunkles Kolonisationsgebiet vorschwebt, hat die Frauenbewegung einen Stützpunkt, eine Grenzmark im eigentlichen Sinne des Wortes; diese Grenzmark ist in Tilsit, und die sie begründete, ist Frau Marie Hecht.

Eine blühende Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, die einzige in Ostpreußen, ein umfassender Zweigverein des Hausbeamtinnenvereins, dessen Mitgliederzahl von 600 den vierten Teil aller Vereinsmitglieder in ganz Deutschland ausmacht, zahlreich besuchte Volksunterhaltungsabende für Frauen, eine von Frauen geleitete Auskunftstelle für Wohlfahrtseinrichtungen, eine Haushaltungsschule — Frauen als städtische Waisenpflegerinnen, Frauen mit Männern gemeinsam im Vorstand des Vereins zur Unterbringung entlassener Strafgefangener, im Komitee für Volksunterhaltungsabende, deren Gründung der des Frauenkomitees folgte, und zwar Frauen aller Konfessionen, Berufskreise und politischen Richtungen, und sie alle nicht nur als Nummern des Mitgliederverzeichnisses, sondern als selbstthätige Mitarbeiter: das sind die glücklichen Vorbedingungen, die Tilsit heute für eine gesunde Weiterentwicklung der sozialen Frauenarbeit aufweist.

Solche Vorbedingungen sind mehr inneren als äußeren Charakters, sie sind in ihrer eigenartigen Bestimmtheit nie gegeben, sie sind geschaffen, sie sind Früchte persönlichen Wirkens.

Eine selten lebhafte, zündkräftige Initiative steht hinter dem allen, ein Mensch, der in jedem Augenblick seine ganze Persönlichkeit für das, was er will, mit jugendlicher Wärme und Frische einzusetzen vermag, dem es deshalb in besonderem Maße

Marie Hecht.

gegeben ist, Stimmung zu machen, Begeisterung zu erwecken, Kräfte zu gewinnen. Ein Mensch aber zugleich, dem eine freie, reife Betrachtung der Welt und der Menschen die Fähigkeit giebt, fremde Anschauungen anzuerkennen und zu schonen, hinter dem Gegensätzlichen das Gemeinsame zu finden, dessen warmes persönliches Empfinden den Einzelnen zu suchen und zu gewinnen vermag.

Frau Marie Hecht hatte, als sie nach achtjähriger Ehe Witwe geworden war, noch das Examen gemacht, um sich im Lehrerinnenberuf eine neue Lebensaufgabe zu

suchen. Ihre erste Vereinsgründung war der Tilsiter Lehrerinnenverein. Die Anregung dazu — eine negative Anregung freilich — gab ihr die Generalversammlung des Vereins für das höhere Mädchenschulwesen in Berlin 1886. Die passive Rolle, die die Lehrerinnen dort spielten, legte ihr den Gedanken nahe, die Lehrerinnen ihrer Heimatstadt zu einer geschlossenen Vertretung ihrer Berufsinteressen zu organisieren. Noch im Herbst desselben Jahres rief sie den Tilsiter Lehrerinnenverein ins Leben. Für seine weitere Entwicklung war ihr Fräulein Margarete Poehlmann eine thatkräftige Mitarbeiterin; an sie ging im vergangenen Jahre auch der Vorsitz über.

Sie arbeitete in derselben Weise mit Frau Hecht Hand in Hand bei der mit viel größeren Schwierigkeiten verbundenen Begründung der „Volksunterhaltungsabende für Frauen und Mädchen" 1891, ein Unternehmen, das zuerst als sozialistischer Tendenz verdächtig einen wahren Aufruhr erregte, aber bald, von allen Seiten unterstützt und gefördert, sich so kräftig entwickelte, wie es derartigen Veranstaltungen nicht leicht beschieden ist. Als dann Volksunterhaltungsabende in größerem Maßstabe für Männer und Frauen organisiert wurden, erschien es selbstverständlich, daß die beteiligten Männer die Frauen zur Arbeit im Vorstande heranzogen.

Seit fünf Jahren arbeitet neben dem Lehrerinnenverein die gleichfalls von Frau Hecht gegründete Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Frauenvereins. Ihr schönster Erfolg ist die Anstellung von Frauen in der städtischen Waisenpflege, um die im vorigen Winter die Ortsgruppe, unterstützt von sämtlichen Frauenvereinen Tilsits und von dem Königlichen Amtsgericht, beim Magistrat einkam. Das Amtsgericht motivierte seine Unterstützung mit der ausdrücklichen Versicherung, daß es die Anstellung von Frauen in der städtischen Waisenpflege für die Stadt Tilsit für sehr wünschenswert halte. Siebenzig Frauen hatten sich für das neuerschlossene Amt zur Verfügung gestellt, 28 wurden in den 14 Bezirken der Stadt angestellt, nachdem der Beschluß in Magistrat und Stadtverordnetenversammlung einstimmig angenommen war.

Die seltene Einmütigkeit, mit der die Forderungen der Ortsgruppe von Publikum und Behörden aufgenommen wurden, ist der beste Beweis dafür, daß das Recht, sie zu stellen, durch Leistungen erworben war, ein Weg, der viel Geduld und Aufopferung erfordert, den die Frauenbewegung aber nicht aufgeben darf, ohne ihre Grundlagen zu gefährden. Diese Einmütigkeit ist aber zugleich auch ein Beweis des Vertrauens, das Frau Hecht in ihrer Vaterstadt genießt, in der sie schon als die Tochter des in allen Kreisen geliebten und geachteten Superintendenten Behr ein ganz besonders fest gegründetes Bürgerrecht besitzt.

Aber von der Wärme und Freudigkeit, die Marie Hecht in die Arbeit in ihrer Vaterstadt zu legen wußte, hat auch das weitere Vaterland einen Hauch gespürt. Sie gehörte zu den 85, die in den Pfingsttagen des Jahres 1890 in Friedrichroda den Grundstein des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins legten, sie gehörte zu den beliebtesten Rednerinnen auf seinen Versammlungen wie auf denen des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, dessen Vorstand sie angehört, sie verfolgte mit reger persönlicher Anteilnahme die Entwicklung des Bundes deutscher Frauenvereine. Mit seltener Elastizität hat sie es verstanden, für ihren entlegenen Grenzposten Fühlung zu halten mit allem, was auf dem Gebiet der Frauenbewegung an ernster Arbeit geschah; überallhin brachte sie die Überzeugung, daß da oben „bei den Eisbären" südliche Wärme mit ostpreußischer Beharrlichkeit und Treue sich paart.

Die Frauenfrage auf dem Kongreß deutscher Strafanstaltsbeamter.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die deutschen Kongresse und Versammlungen stehen augenblicklich anscheinend unter dem Zeichen der Frauenbewegung. Was vor einem Jahrzehnt noch allgemeines Aufsehen erregt hätte, beginnt allmählich zu einer gewohnten Erscheinung zu werden. Die Männer der verschiedensten Berufskreise beschäftigen sich auf ihren Kongressen und Generalversammlungen mit der Frauenarbeit; mit der Frage der Zulassung der Frauen zu dem betreffenden Beruf oder ihrer Ausschließung davon. Den Ärzten, Apothekern, Armenpflegern sind nun auch die Strafanstaltsbeamten darin gefolgt.[1]) War bei den ersten derartigen Verhandlungen vorwiegend die Furcht vor der Konkurrenz der Frauen maßgebend, kam nur langsam der Gesichtspunkt zur Geltung, daß die Interessen der Frauen von ihren Geschlechtsgenossinnen wahrgenommen werden sollten, so bricht sich nun endlich auch in Männerkreisen der Gedanke Bahn, daß dem Bedürfnis der Frauen nach vermehrten Erwerbsmöglichkeiten Rechnung getragen werden müsse.

In dankenswerter Weise wurde auch dieser Standpunkt auf dem Strafanstaltskongreß von dem Referenten über „die Frauenfrage" zum Ausdruck gebracht. Vielleicht ist er damit einen Schritt weiter gegangen als ein weiblicher Referent an seiner Stelle gegangen wäre, denn auf allen Gebieten sozialer Hilfsarbeit haben die Anhängerinnen der Frauenbewegung stets nur die Interessen der Hilfsbedürftigen als Maßstab für ihre Forderungen gelten lassen. Auch die Vorkämpferinnen für die Zulassung von Frauen zur Gefangenenpflege sind von dem Gedanken ausgegangen, daß die Fürsorgethätigkeit und die Beaufsichtigung der weiblichen Gefangenen die Mitarbeit der Frauen erfordere; sie sind sich stets bewußt gewesen, daß die Gefangenenpflege im Interesse der Gefangenen geschaffen worden ist, nicht im Interesse derer, denen aus der Pflegethätigkeit ein segensreicher Beruf erwachsen könnte.

Die Frage, in wie weit den Gefängnissen und den Gefangenen durch die Besetzung von Beamtenstellen mit Frauen gedient sei, stand denn auch im Mittelpunkt der Kongreßerörterungen. Sie führte zu lebhaften Auseinandersetzungen über die Befähigung der Frauen für höhere, verantwortungsvolle Posten, die einen für die Frauen immerhin günstigen Abschluß nahmen und in denen eine im allgemeinen verständnisvolle Würdigung der Frauenbewegung zum Ausdruck kam. Diesen Umstand werden die Frauenvereine bei ihren Bestrebungen um Zulassung zum Gefängnisdienst oder auch zur Gefängnismission zu nützen haben!

Auf der Tagesordnung des Kongresses stand u. a. das Thema: „Wäre es zweckmäßig, in Anstalten für weibliche Gefangene, abgesehen vom Arzte und dem Geistlichen, ausschließlich weibliche Beamte anzustellen und einem männlichen höheren Gefängnisbeamten nur eine Art Oberaufsicht in denselben zu übertragen?" Der Referent, Strafanstaltsdirektor Fliegenschmidt-Wehlheiden (Kassel), führte dazu aus, daß die moderne Frauenbewegung, deren Berechtigung nicht zu bestreiten sei, den mittelbaren Anstoß zur Erörterung dieser Frage gegeben habe. Die volle Würdigung, die er der Frauenthätigkeit in der Gefangenenpflege entgegenbringt, geht aus seinem Bericht hervor, der in einem kurzen Auszug zur Kenntnis weiterer Frauenkreise gebracht werden soll.[2]) Herr Fliegenschmidt erkennt an, daß die Beschäftigung mit der Lage

[1]) Kongreß deutscher Strafanstaltsbeamter in Nürnberg, 31. Mai und 1. Juni 1901.

[2]) Der Bericht über diese Ausführungen ist dem Fränkischen Kurier entnommen.

man mit der Verwertung der Frau im Strafanstaltsdien
seherin beziehungsweise Oberaufseherin und Hausmutter
Frage nach der Leistungsfähigkeit auch noch nicht spruch
habe man doch allen Anlaß in einer Zeit, da die Fraue
Rechte eine würdige Lebensstellung und einen segensreiche
zur Thatenlosigkeit, zu unwürdigem Nichtsthun verdam
die erziehlich-sittliche Seite der Frage anlange, so seien
bei gewissen Funktionen (Aufnahme, Einkleidung, Bade
Revisionen der Schlafsäle u. s. w.) weibliche Bedienstete
wohl kein Streit darüber, daß auch um der sittlichen Hel
die Aufsicht und Leitung durch Frauen geschehen müsse u
Beurteilung des weiblichen Charakters (Gemütsleben,
schaft u. s. w.) auch der tüchtigste Direktor der Hilfe weib
erinnere nur daran, wie schwer es oft sei, wieviel Mühe
Bekenntnis ihrer Schuld zu veranlassen, und er stehe i
Standpunkte, daß in vielen Dingen die Frau nur von
und daß man sich als Mann oft ganz vergeblich müh
weiblichen Strafgefangenen einzudringen. Das bestätigen
geistlichen. Weshalb solle man die auf diesem Gebiete thatsäch
der Frau leugnen und sie von der Mitwirkung hierbei au
bestreitbar sei ferner, daß der Staat die Pflicht habe,
vollziehen, daß Besserung möglich sei, und daß die ehrbare
auch in dieser Beziehung einen weit intensiveren Einfluß
des Mannes möglich sei, in dessen Hand bisher die pr
der Strafe, an der Besserung der Gefangenen kräftig mit
liege. Eine besondere Frage sei noch, inwieweit der Man
sittlich genügend gefestigt sei, um seiner erzieherischen
Umfange gerecht zu werden. Mit diesen Zugeständnissen
die Frage, inwieweit die Frau auch in die leitenden Ste
Anschauungen hierüber seien noch sehr geteilt. Während
die Oberbeamtenstellen der Verwaltung aus Gründen fi
der Voraussetzung praktischer Brauchbarkeit Frauen allgeme
mindestens aber als Wirtschaftsbeamtinnen, leugne die a
des weiblichen Einflusses über die Unterbeamtenstellungen h

Am Schlusse seiner Ausführungen empfahl der Ref
„In Weiberstrafanstalten sind die Stellen a) der Werkfü
aufseher unbedingt mit weiblichen Beamten, b) der Expedi
schaftsbeamten, des Lehrers und das Arztes thunlichst mit

Als Erfolg der Frauenthätigkeit und der Frauenbewegung kann wohl aber die Opposition des Direktors der Hamburger Gefängnisanstalten, Hauptmann Dr. Gennat, angesehen werden, dem die Resolution zu eng gehalten schien. Er verlangt die unbedingte Anstellung von Frauen für die Stellen des polizeilichen Unterpersonals, der Aufseherinnen, Oberaufseherinnen, Hausmütter, sowie thunlichste Besetzung aller andern Stellen, soweit besondere Vorbildung erforderlich oder vorgeschrieben, mit Frauen, die diesen Nachweis führen können. Auf Grund langjähriger Thätigkeit an einer mit 450 Frauen besetzten Anstalt tritt er für möglichst weitgehende Freigabe des Strafanstaltswesens für die Frauen ein, auch in Bezug auf die Direktoratsstellen, „die Frauen mindestens ebensogut ausfüllen würden wie Männer". Er sehe keinen Grund, der Frau derartige Stellen vorzuenthalten, „nachdem alle Behauptungen von der geistigen Inferiorität der Frau bisher unbewiesen geblieben, die Frau sich vielmehr in allen ihr freigegebenen Berufen bewährt habe". — „Die Leitung müsse der Frau in vollstem Umfange zustehen, also ohne daß etwa noch ein männlicher Direktor seine segnende Hand darüber halte."

Herr Direktor Gennat scheint mit seinen Forderungen aber denn doch den fortschrittlichen Sinn der Strafanstaltsbeamten überschätzt zu haben. Sein Vorschlag wurde zurückgewiesen. Man darf sich wohl fragen, wie es aufgenommen worden sein würde, wenn eine Frau den Antrag des Direktor Gennat in der Versammlung gestellt hätte. Ob man nicht „ohne Debatte" über ihren Antrag zur Tagesordnung übergegangen wäre! Der Mann, der Kollege, erregte, wenn auch heftigen, so doch wenigstens nur sachlichen Widerspruch, der allerdings zum Teil als unhaltbar zurückgewiesen werden konnte. Einer der Kongreßteilnehmer erklärte, daß es seinem Gefühl als Geistlichen und Angestellten widerstreben würde, eine Frau als Oberin über sich zu haben; andere halten die Frau nicht für geeignet zur Besetzung des Direktorpostens, weil ihr die nötige physische Kraft fehlen dürfte. Nach längerer Debatte wurde schließlich die Resolution des Referenten, die allseitige Zustimmung fand, vom Kongreß angenommen, und mehr konnten die Frauen schließlich nicht erwarten. Immerhin haben diese Verhandlungen über die Frauenarbeit im Gefängniswesen — an denen keine Frau teilnahm und für die Interessen ihrer Geschlechtsgenossinnen eintreten konnte — auf dem Grundsatz gefußt, daß die Bedürfnisse der gefangenen Frau am besten von der Frau beurteilt werden können, daß zur Beaufsichtigung, Pflege und Besserung der weiblichen Strafgefangenen in weit größerem Umfange die Hilfe der Frau herangezogen werden müsse.

* * *

Wenn die Frauen nun auch einerseits gern und dankbar solch Eintreten für ihre Sache anerkennen werden, so dürfen sie doch anderseits nicht schweigen, wenn aus Unkenntnis oder Übelwollen ihre Arbeit in falschem Lichte dargestellt oder ohne weitere Begründung abfällig kritisiert wird. Leider ist auch auf dem Strafanstaltskongreß eine Äußerung gegen die Anhängerinnen der Frauenbewegung gefallen, die um so weniger unwidersprochen bleiben darf, als sie von einem Manne gethan wurde, der verschiedentlich Gelegenheit gehabt hat, mit Vertreterinnen der Bewegung gemeinsam und auch — so viel bekannt geworden ist — erfolgreich zu arbeiten. Nach den übereinstimmenden Berichten verschiedener Zeitungen (z. B. des Berliner Tageblatts und des Fränkischen Kuriers) trat Geh. Ober-Reg.-Rat Krohne-Berlin für eine umfassende Heranziehung der gebildeten Frauen zur Strafvollzugspflege ein. „Unter ‚gebildeten Frauen' verstehe er natürlich jene Frauen, die wirtschaftlich, praktisch und sozial vorgebildet seien und die dabei alle jene Herzenstugenden besäßen, die für den Umgang mit den Unglücklichen unbedingt nötig seien. Dagegen möge Gott das Strafanstaltswesen vor dem Zuzug jener Frauen bewahren, die in der sogenannten ‚Frauenbewegung' ständen." Können denn Anhängerinnen der Frauenbewegung nicht wirtschaftlich, praktisch und sozial vorgebildet sein, oder ist ein Mangel an Herzenstugenden eine Begleiterscheinung der Frauenbewegung? Sollte es Herrn Geheimrat Krohne nicht bekannt sein, daß die erste Erlaubnis, die der preußische Justizminister Frauen zur Ausübung der Gefängnismission gab (einer Aufgabe,

die sich an Schwierigkeit sicherlich mit den Aufgaben des Gefängnisbeamten messen kann), der Kommission des Berliner Frauenvereins galt, eines Vereins, der durchaus „in der sogenannten Frauenbewegung steht", und daß diese Thätigkeit in Preußen fast ausschließlich von Frauenvereinen ausgeübt wird, die der Frauenbewegung angehören, ihr dienen, und durch sie für diese schwierige Arbeit gewonnen und begeistert worden sind?

Herr Geheimrat Krohne erkennt zwar an, daß man in preußischen Anstalten die besten Erfahrungen mit den angestellten Frauen gemacht hat; sollte er sich vergewissert haben, daß von diesen Frauen keine der Frauenbewegung nahe steht, durch sie auf den Beruf hingewiesen, durch freie Vereinsthätigkeit ihm zugeführt worden ist?

Die Anhängerinnen der Frauenbewegung verkennen gewiß nicht die großen Verdienste, die die innere Mission und der Evangelische Diakonieverein sich durch die Einrichtung von Ausbildungskursen für Gefängnisbeamtinnen erworben haben; aber diesen Kursen wird doch manche Anhängerin der Frauenbewegung zugeführt, deren „soziales Empfinden" durch die Bestrebungen geweckt worden ist, die jeder Art von Frauennot, der wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen, Hilfe bringen sollen. Darum muß die oben angeführte Bemerkung zurückgewiesen werden. —

Die Frauenbewegung fordert das Recht auf mühselige, verantwortungsvolle Thätigkeit, das Recht auf Hilfsarbeit an den Hilfsbedürftigsten. Was ihr davon die Gegenwart noch vorenthält, wird ihr die Zukunft gewähren.

Thackeray über Liebe, Heirat, Männer und Frauen.

Übersetzt von

L. M. Schultheis.

Nachdruck verboten.

Mr. Brown an seinen Neffen Bob.

Also Bob ist verliebt und erfährt an sich das allgemeine Los. In diesem Moment, mein lieber Junge, erduldest du die Leiden und Freuden, die Eifersucht und Schlaflosigkeit, das Sehnen und Entzücken, die rasende Verzweiflung und jauchzende Extase, welche die Leidenschaft der Liebe begleiten. Im Jahre 1812 (das war vor meiner Verbindung mit deiner guten, seligen Tante, die mir nie die oben angeführten Beunruhigungen verursachte) kostete ich selbst einige dieser Freuden und Schmerzen, die du nun erduldest. Ich kann mit dir fühlen, und dich bemitleiden. Ich bin jetzt ein alter Hahn, mit wankendem Schritt und zitterndem Krähen. Aber einst war ich jung und erinnere mich deutlich jener Zeit. Seitdem — amavi amantes — wenn ich zwei junge Menschen glücklich sehe, freut es mich, wie es mich freut, glückliche Kinder beim Feenspiel zu sehen. Ich war der Vertraute vieler braven Jungen und der heimliche Zuschauer bei hundert kleinen Intriguen.

Miß Y., ich weiß, warum Sie so eifrig auf Bälle gehen, und auch, Mr. Z., was Sie in Ihrem reifen Alter zum Tanzen bringt. Bilden Sie sich ein, Mrs. Alpha, ich glaube, Sie gingen jeden Tag um $^1/_2$12 umsonst an die Serpentine, und daß ich O'Mega nicht sehe, wie er in Rotten Row spaziert? — Also, mein lieber Bob, dich hat ein Schuß getroffen. Wenn du den Gegenstand deiner Wünsche nicht erlangst, so wird der Verlust dich nicht töten; das kannst du mit großer Sicherheit annehmen. Wenn du ihn erlangst, so ist es möglich, daß du enttäuscht sein wirst. Dieser Punkt kommt auch in Betracht. Aber, ob du triffst oder fehlst, ob du Glück hast oder nicht — es thäte mir leid, mein guter Bob, wenn du diese Krankheit nicht durchmachen solltest. Jeder Mann sollte sich einigemal in seinem Leben verlieben. Man trägt

einen Gewinn davon, wenn es vorüber ist, einen Gewinn im Unglück, wenn du es mit männlichem Mut erträgst, einen um sehr viel größeren Gewinn im Glück, wenn du einen Treffer heimbringst und ein gutes Weib obendrein! Ach, Bob — es steht ein Stein im Friedhof zu Funchal, dessen ich oft gedenke — viel Hoffnung und Leidenschaft liegt darunter begraben mit dem liebsten und holdesten Geschöpf in der Welt — 's ist nicht Mrs. Brown, die da liegt. Sie schläft, nach ruhelosem Liebesfieber, im Marylebone-Totenacker, die gute Seele! Emily Blenkinsop könnte Mrs. Brown geworden sein, aber — doch sprechen wir von etwas anderem.

Du wirst natürlich einen guten Rat betreffs deiner Angebeteten annehmen, mein lieber Bob. Das thut jedermann. Wir wissen, daß Liebende viel auf die Ansichten ihrer Bekannten geben und nie ihrem eigenen Kopf folgen. Nun, so erzähle uns doch etwas von deinem Mädchen. Was für Eigenschaften, Besitz, Lebensstellung hat sie? Ich fange keine Diskussion über Schönheit an. Ein Mann sieht Schönheit oder Reiz auf seine besondere Weise. Ich will damit nicht sagen, daß häßliche Frauen so rasch Männer bekommen als hübsche — aber so viel schöne Mädchen sind nicht verheiratet, und so sehr viele Häßliche sind es, daß es unmöglich ist, eine Regel aufzustellen. Die arme gute Mrs. Brown war eine viel stattlichere Frau als Emily Blenkinsop, und doch liebte ich Emilys kleinen Finger mehr als die ganze Hand, die deine Tante Martha mir gab — ich sehe, wie die häßlichsten Frauen einen großen Zauber über Männer ausüben — kurz, ein Mann verliebt sich in eine Frau, weil es sein Schicksal ist, weil sie ein Weib ist. Auch Bob ist ein Mann und mit Herz und Bart ausgestattet.

Ist sie eine gescheite Frau? Ich will dir nicht zu nahe treten, mein guter Junge, aber das Pulver hast du ja nicht erfunden, und ich möchte dich ganz gern einer klugen Frau zufallen sehen. Zu allen Zeiten hat man die klugen Frauen ignoriert und isoliert. Nimm z. B. Shakespeares Heldinnen — sie scheinen mir alle so ziemlich dieselben — liebevoll, mütterlich, zärtlich u. s. w. Oder die Frauen Scotts und anderer Schriftsteller — jeder scheint dasselbe Modell zu zeichnen — wir verlangen meistens eine idealvollkommene Sklavin — ein demütiges, lächelndes, kinderliebendes, theemachendes, klavierspielendes Wesen, die über unsere Witze lacht, auch wenn sie noch so alt sind, die uns in unsern Launen schmeichelt und um den Bart geht und uns durchs ganze Leben liebevoll anlügt. Ich konnte deine arme Tante niemals zu diesem System bewegen, obgleich ich gestehen muß, daß ich ein glücklicherer Mann gewesen wäre, wenn sie es versucht hätte.

Es giebt viel mehr kluge Frauen in der Welt als die Männer annehmen. Gewöhnlich verachten wir sie, wir bilden uns ein, sie denken nicht, weil sie uns nicht widersprechen, und seien schwach, weil sie nicht kämpfen und sich gegen uns erheben. Ein Mann fängt erst an, die Frauen kennen zu lernen, wenn er alt wird; und ich muß sagen, meine Meinung von ihrer Weisheit steigt täglich.

Wenn ich sage, ich kenne die Frauen, so will ich damit konstatieren, daß ich weiß, ich kenne sie nicht. Jede Frau, die ich je kannte, ist mir ein Rätsel und ohne Zweifel auch sich selbst eines. Sie seien nicht klug, sagt ihr? Ihre Heuchelei ist mir ein ewiges Wunder und eine beständige Übung in der besten Art von Klugheit. Da siehst du z. B. eine bescheiden aussehende Frau, vollkommen in ihren Pflichten, beharrlich in Hemdenknöpfen, ihrem Herrn gehorsam und bemüht, ihm in allem zu gefallen; still, wenn du und er Politik oder Litteratur oder Quatsch diskutiert, und zieht ihr sie in die Unterhaltung, so sagt sie mit einem Lächeln vollkommener Demut: „Ach, Frauen haben kein Urteil über solche Sachen, wir überlassen den Männern Gelehrsamkeit und Politik." „Jawohl, arme kleine Polly", sagt Jones und klopft Frau Jones gutmütig auf den Rücken, „sieh du nach dem Haushalt, mein Herz; das ist deine Sphäre, und das übrige überlasse uns." Vernagelter Schwachkopf! Sie hat dich schon längst durchschaut, mitsamt deinen Freunden, sie kennt eure Schwächen und unterstützt euch darin auf hunderterlei listige Art und Weise. Sie kennt euren Eigensinn und umgeht ihn mit außerordentlicher Kunst und Geduld, wie eine Ameise auf ihren Wegen ein Hindernis umgeht. Jede Frau lenkt (manages) ihren Mann;

jeder Mann, der einen andern so lenkt, ist ein Heuchler. Ihr Lächeln, ihre Nachgiebigkeit, ihre gute Laune, die wir an ihr so schätzen, was sind sie alles als bewundernswürdige Falschheit? Wir erwarten Achselträgerei von ihr und erziehen sie zur Unaufrichtigkeit. „Should he upbraid, I'll own that he prevail; say that he frown, I'll answer with a smile"; — was sind das anders als Lügen, die wir von unsern Sklaven verlangen? — Lügen, deren geschickte Ausführung wir als weibliche Tugenden verkündigen, rohe Türken, die wir sind! Ich behaupte nicht, daß die selige Frau Brown mir je gehorcht habe — im Gegenteil: doch würde es mich gefreut haben, denn ich bin ein Türke wie mein Nachbar.

Da ist zum Beispiel deine Mutter. Wenn mein Bruder zum Essen kommt nach einer erfolglosen Jagd oder nachdem er sich die Rechnungen seiner Herren Söhne angesehen hat, fängt er natürlich damit an, sich gegen eure arme Mutter mürrisch zu zeigen und über das Hammelfleisch zu brummen. Was thut sie nun? Sie mag sich verletzt fühlen, aber sie zeigt es nicht. Sie fängt an zu schmeicheln, zu lächeln, das Gespräch zu wenden, den Bären zu streicheln, und ihn in gute Laune zu versetzen. Sie bringt ihn auf seine alten Anekdoten und sie und all die Mädels — arme kleine Sapphiras — lachen sich halb tot. Z. B. die Geschichte von der Gans, die in die Kirche geht, die dein Vater erzählt und die deine Mutter und Schwestern so amüsiert, bis ich mich zuletzt so schäme, daß ich kaum weiß, wohin ich blicken soll. Und so erzählt er die Geschichte einmal übers andere Mal, und deine gute Mutter sitzt dabei und weiß, daß ich weiß, daß sie ein Humbug ist, und lacht weiter, und lehrt die sämtlichen Mädels auch lachen. Wäre sie dazu geboren gewesen, einen Nasenring und Beinringe zu tragen, anstatt eines Muffes und Kapothutes, und hätte sie eine dunkle Haut anstatt der weißen, mit der die Natur sie ausgestattet, so würde sie sich nach dem Tode deines braunen Brahminenvaters lebendig verbrannt haben; ja, sie würde die Frauen irreligiös genannt haben, die sich geweigert hätten, sich für ihre Herren und Meister braten zu lassen. Ich will damit nicht sagen, daß die selige Mrs. Brown sich für mich hätte verbrennen lassen — weit gefehlt: durch einen zeitigen Abzug wurde ihr der Gram erspart, den ihre Witwenschaft ihr zweifelsohne verursacht haben würde — und was mich betrifft, so füge ich mich in diesen Schicksalsschluß und habe nicht den geringsten Wunsch, ihr vorausgegangen zu sein.

Ich hoffe, die Damen werden mir meine Bemerkungen nicht übel nehmen. Auch wenn ich dafür sterben sollte, muß ich doch bekennen, daß man ihnen meiner Meinung nach nicht genügenden Spielraum läßt. In dem Handel, den wir mit ihnen eingehen, ziehen sie den kürzeren. Und da ein Arbeiter bekanntlich mehr zu Wege bringt bei Stückarbeit als im Tagelohn und ein freier Mann mehr arbeitet als ein Sklave, so bezweifle ich, ob wir den größten Gewinn erzielen, indem wir unsere Frauen zur Sklaverei unter Gesetz und Sitte verdammen. Es giebt Leute, die den Horizont der Frauenpflichten auf wenig mehr als die Küche beschränken würden, andere, die sie gern zu unserm Ergötzen im Ballsaal sehen, wo sie ihre runden Schultern und weichen Locken zur Schau stellen mögen — wie man ja auch ein Pferd für die Mühle und ein andres für den Park hat. Aber in welcher Gestalt wir sie auch vorziehen, wir müssen doch zugeben, daß die Frauen für uns erzogen werden, für uns arbeiten, für uns glänzen, für uns tanzen und was nicht alles. Vor fünfzig Jahren würde es keinem Mann zur Schande gereicht haben, wenn er keinen Pudding oder Auflauf machen konnte, aber man würde unsern Müttern Unwissenheit in diesen Sachen zum Vorwurf gemacht haben. Warum sollten ich und du uns jetzt nicht schämen, weil wir nicht unsre eigenen Stiefel machen, oder unsre Hosen zuschneiden können? Weil wir etwas Besseres thun können: wir nehmen Schuster und Schneider dafür — und doch waren wir es, die den Frauen Gesetze gaben, den Frauen, von denen wir zu sagen pflegen, daß sie nicht so viel Verstand haben wie wir.

Mein lieber Neffe, jetzt, wo ich alt werde und diese Dinge überlege, weiß ich, welche die stärkeren sind, die Männer oder die Frauen, aber welche die klügeren sind, das zögere ich auszusprechen.

Milchwirtschaftliches Lehr-Institut.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Durch den zunehmenden Mangel an Arbeitskräften in landwirtschaftlichen Betrieben, sei es im Arbeiter- oder Beamtenstande, ist das Bedürfnis, tüchtig geschulte weibliche Kräfte einzustellen, um so lebhafter geworden. Und somit bietet sich in dem landwirtschaftlichen Berufe ein lohnender Erwerbszweig für das weibliche Geschlecht und werden die Stellungen als Milchwirtin oder Meierin, den Leistungen entsprechend, gut bezahlt. Daß auch Frauen sich die erforderliche Schulung und die notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse aneignen können, dafür sorgen eine Anzahl von Molkereien.

Fast jede Provinz hat eine Molkereischule.

Das milchwirtschaftliche Institut in Proskau, Bahnstation Oppeln in Schlesien, unter der Direktion des Dir. Klein erfreut sich durch seine vorzüglichen Lehrkräfte, gewissenhafte Lehrmethode, durch das vortrefflich für alle Milchprüfungsmethoden eingerichtete Laboratorium und seine wertvollen Modellsammlungen des besten Rufes, weil die dort erworbene Ausbildung eine äußerst vielseitige ist.

Das Institut steht unter dem Kuratorium des Prinzen Schönaich-Carolath, des bekannten Vertreters der Frauenbestrebungen im Reichstag. In der Lehranstalt werden alljährlich 3 Lehrkurse abgehalten, einer für die Ausbildung männlicher, 2 für die weiblicher Schüler, von je dreimonatlicher Dauer. Damit für jeden Einzelnen ein möglichst gründlicher Unterricht gewährleistet sei, werden nur 6 Teilnehmer zugelassen, also müssen die Anmeldungen schon lange Zeit vor Beginn des Kursus erfolgen; für den ersten Meierinnenkursus vom 1. März, für den zweiten vom 1. September an. Der Kursus kostet 20 Mark. Wohnung, Kost und Verpflegung wird vom Institute auch gegen Bezahlung nicht gewährt, doch finden Schülerinnen für den mäßigen Preis von 1,50 Mark pro Tag Pension im Hause des Direktors. Der Unterricht zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Teil. Der Direktor und seine Assistenten übernehmen die Vorträge, unterstützt durch eine äußerst reichhaltige Fachbibliothek und die umfangreiche Modellsammlung.

Lehrgegenstände des theoretischen Unterrichtes sind:

1. Wesen und Eigenschaften der Milch.
2. Entrahmungsmethoden, die Behandlung des Rahms, das Milchbuttern.
3. Das Buttern, die Bearbeitung der Butter, das Aufbewahren und Verpacken derselben.
4. Verkäsen der Milch, Fett- und Magerkäse, Weich- und Hartkäse, Sauermilchkäse und Buttermilchkäse.
5. Verwertung der Magermilch, Buttermilch und Molken durch Verfütterung, durch Gewinnung von Molkenbutter.
6. Prüfung der Milch nach den verschiedenen Methoden.
7. Meiereibuchführung.
8. Verwertung der Milch nach den verschiedenen Verfahren und der Meiereibetriebslehre.
9. Das Wichtigste über Aufzucht, Haltung und Fütterung des Rindviehs.

Der praktische Unterricht erstreckt sich auf folgende Gegenstände:

1. Erlernen des Melkens.
2. Verarbeitung der Milch auf Butter.
3. Darstellung der Käsearten.
4. Handhabung der Milchprüfungsapparate.
5. Tabellenführung.

Bei den praktischen Arbeiten in der Lehrmolkerei müssen die Schülerinnen alle Handgriffe so lange selbst ausführen, bis sie sich eine hinreichende Fertigkeit angeeignet haben, auch die Molkereitabellen müssen sie zu führen gelernt haben.

Allwöchentlich finden regelmäßige Untersuchungen der verschiedentlich eingelieferten Milcharten statt. Auch werden u. a. dort wertvolle Schweinefütterungsversuche betrieben; die dabei gemachten wichtigen Erfahrungen kommen gleichfalls den Besuchern der Lehrkurse zu statten.

gesehen hat, fängt er natürlich damit an, sich gegen ei
zeigen und über das Hammelfleisch zu brummen. Was t
verletzt fühlen, aber sie zeigt es nicht. Sie fängt an zu
Gespräch zu wenden, den Bären zu streicheln, und ihn
Sie bringt ihn auf seine alten Anekdoten und sie und all
Sapphiras — lachen sich halb tot. Z. B. die Geschicht
Kirche geht, die dein Vater erzählt und die deine Mutter
bis ich mich zuletzt so schäme, daß ich kaum weiß, wo
erzählt er die Geschichte einmal übers andere Mal, und d
und weiß, daß ich weiß, daß sie ein Humbug ist, und
sämtlichen Mädels auch lachen. Wäre sie dazu geboren
und Beinringe zu tragen, anstatt eines Muffes und Kap
dunkle Haut anstatt der weißen, mit der die Natur sie au
nach dem Tode deines braunen Brahminenvaters lebendi
würde die Frauen irreligiös genannt haben, die sich ge
Herren und Meister braten zu lassen. Ich will damit nich
Brown sich für mich hätte verbrennen lassen — weit g
Abzug wurde ihr der Gram erspart, den ihre Witwenschaf
haben würde — und was mich betrifft, so füge ich mi
und habe nicht den geringsten Wunsch, ihr vorausgegangen

Ich hoffe, die Damen werden mir meine Bemerkungen
wenn ich dafür sterben sollte, muß ich doch bekennen, daß
nach nicht genügenden Spielraum läßt. In dem Handel, d
ziehen sie den kürzeren. Und da ein Arbeiter bekanntlich
Stückarbeit als im Tagelohn und ein freier Mann mehr
bezweifle ich, ob wir den größten Gewinn erzielen, ind
Sklaverei unter Gesetz und Sitte verdammen. Es giebt
Frauenpflichten auf wenig mehr als die Küche beschränk
gern zu unserm Ergötzen im Ballsaal sehen, wo sie ih
weichen Locken zur Schau stellen mögen — wie man ja auc
und ein andres für den Park hat. Aber in welcher Gest
wir müssen doch zugeben, daß die Frauen für uns erzogen
für uns glänzen, für uns tanzen und was nicht alles.
es keinem Mann zur Schande gereicht haben, wenn er kei
machen konnte, aber man würde unsern Müttern Unwissen
Vorwurf gemacht haben. Warum sollten ich und du uns j
nicht unsre eigenen Stiefel machen, oder unsre Hosen z
wir etwas Besseres thun können; wir nähmen

Milchwirtschaftliches Lehr-Institut.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Durch den zunehmenden Mangel an Arbeitskräften in landwirtschaftlichen Betrieben, sei es im Arbeiter- oder Beamtenstande, ist das Bedürfnis, tüchtig geschulte weibliche Kräfte einzustellen, um so lebhafter geworden. Und somit bietet sich in dem landwirtschaftlichen Berufe ein lohnender Erwerbszweig für das weibliche Geschlecht und werden die Stellungen als Milchwirtin oder Meierin, den Leistungen entsprechend, gut bezahlt. Daß auch Frauen sich die erforderliche Schulung und die notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse aneignen können, dafür sorgen eine Anzahl von Molkereien.

Fast jede Provinz hat eine Molkereischule.

Das milchwirtschaftliche Institut in Proskau, Bahnstation Oppeln in Schlesien, unter der Direktion des Dir. Klein erfreut sich durch seine vorzüglichen Lehrkräfte, gewissenhafte Lehrmethode, durch das vortrefflich für alle Milchprüfungsmethoden eingerichtete Laboratorium und seine wertvollen Modellsammlungen des besten Rufes, weil die dort erworbene Ausbildung eine äußerst vielseitige ist.

Das Institut steht unter dem Kuratorium des Prinzen Schönaich-Carolath, des bekannten Vertreters der Frauenbestrebungen im Reichstag. In der Lehranstalt werden alljährlich 3 Lehrkurse abgehalten, einer für die Ausbildung männlicher, 2 für die weiblicher Schüler, von je dreimonatlicher Dauer. Damit für jeden Einzelnen ein möglichst gründlicher Unterricht gewährleistet sei, werden nur 6 Teilnehmer zugelassen, also müssen die Anmeldungen schon lange Zeit vor Beginn des Kursus erfolgen; für den ersten Meierinnenkursus vom 1. März, für den zweiten vom 1. September an. Der Kursus kostet 20 Mark. Wohnung, Kost und Verpflegung wird vom Institute auch gegen Bezahlung nicht gewährt, doch finden Schülerinnen für den mäßigen Preis von 1,50 Mark pro Tag Pension im Hause des Direktors. Der Unterricht zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Teil. Der Direktor und seine Assistenten übernehmen die Vorträge, unterstützt durch eine äußerst reichhaltige Fachbibliothek und die umfangreiche Modellsammlung.

Lehrgegenstände des theoretischen Unterrichtes sind:

1. Wesen und Eigenschaften der Milch.
2. Entrahmungsmethoden, die Behandlung des Rahms, das Milchbuttern.
3. Das Buttern, die Bearbeitung der Butter, das Aufbewahren und Verpacken derselben.
4. Verkäsen der Milch, Fett- und Magerkäse, Weich- und Hartkäse, Sauermilchkäse und Buttermilchkäse.
5. Verwertung der Magermilch, Buttermilch und Molken durch Verfütterung, durch Gewinnung von Molkenbutter.
6. Prüfung der Milch nach den verschiedenen Methoden.
7. Meiereibuchführung.
8. Verwertung der Milch nach den verschiedenen Verfahren und der Meiereibetriebslehre.
9. Das Wichtigste über Aufzucht, Haltung und Fütterung des Rindviehs.

Der praktische Unterricht erstreckt sich auf folgende Gegenstände:

1. Erlernen des Melkens.
2. Verarbeitung der Milch auf Butter.
3. Darstellung der Käsearten.
4. Handhabung der Milchprüfungsapparate.
5. Tabellenführung.

Bei den praktischen Arbeiten in der Lehrmolkerei müssen die Schülerinnen alle Handgriffe so lange selbst ausführen, bis sie sich eine hinreichende Fertigkeit angeeignet haben, auch die Molkereitabellen müssen sie zu führen gelernt haben.

Allwöchentlich finden regelmäßige Untersuchungen der verschiedentlich eingelieferten Milcharten statt. Auch werden u. a. dort wertvolle Schweinefütterungsversuche betrieben; die dabei gemachten wichtigen Erfahrungen kommen gleichfalls den Besuchern der Lehrkurse zu statten.

Anmeldungen zur Teilnahme sind zu richten an die 1. Vorsitzende Fräulein E. Altmann, Soest, Jakobystr. 3; auch sind von dort die Programme zu beziehen.

Das Honorar beträgt für Mitglieder des Vereins und der Ortsgruppen 5 Mark, für andere Teilnehmerinnen 10 Mark.

Etwaige Anmeldungen werden recht bald erbeten.

Der „Kölner Verein für weibliche Angestellte" befindet sich, wie der soeben erschienene dritte Jahresbericht für das Jahr 1900 erweist, in besonders erfreulicher Entwicklung. Nicht nur die direkten Mitglieder, sondern auch die Kreise, die weibliche Angestellte beschäftigen, erkennen immer mehr die segensreiche Wirksamkeit des Vereins an. Die von dem Verein angestrebte bessere soziale Stellung seiner Mitglieder wird hauptsächlich durch die Aneignung einer möglichst gründlichen Berufsbildung sowie durch das Zusammenwirken und den Zusammenschluß aller direkt Beteiligten zur Hebung der Standesehre zu erreichen gesucht. Das Heim des Vereins ist mit 42 Pensionärinnen vollständig und anhaltend besetzt gewesen; das Bedürfnis zu einer Erweiterung liegt vor, aber die Mittel des Vereins gestatten dies vorläufig noch nicht. Die Mitglieder fanden hier auch Gelegenheit, sich an den vom Verein eingerichteten Übungskursen in Turnen, Englisch, Französisch, Gesang, Stenographie und Handarbeiten zu beteiligen; neu eingerichtet wurde ein Kursus für französische Stenographie, dem später ein gleicher für englische folgen soll. Die zu Ostern 1900 in Köln eröffnete „Höhere Handelsschule für Mädchen" ist hauptsächlich durch [illegible] Bemühungen des Vereins ins Leben gerufen worden. Da der Kursus ein zweijähriger ist, sind noch [illegible] endgültigen Resultate zu verzeichnen. Doch [illegible] rechtigen die bis jetzt gemachten Erfahrungen zu [illegible] denkbar besten Aussichten auf das mit Spannung erwartete Schlußresultat. Da die Schule streng an der für die Aufnahme vorgeschriebenen Bedingung des Nachweises der abgeschlossenen Bildung einer zehnklassigen höheren Töchterschule festhält, war es nicht nur möglich, sich ganz auf der Höhe des festgesetzten Programms zu halten, sondern daselbst in einigen Fächern noch zu erweitern und zu vertiefen.

Der „Frauenbund zum Wohle alleinstehender Frauen und Mädchen zu Frankfurt am Main" veröffentlicht seinen 4. Jahresbericht für das Jahr 1901. Das Hauptinteresse des Vereins wendet sich der Verwaltung und weiteren Ausgestaltung des von ihm errichteten Heims in der Langestraße zu. Es befindet sich in erfreulicher Entwicklung und ist nach Möglichkeit bestrebt, allein stehenden und unbeschützten Mädchen die Heimat zu ersetzen, sowie Durchreisenden und Stellung suchenden ein erwünschtes Unterkommen zu bieten. Zu seinem Bedauern ist der „Frauenbund" noch nicht in der Lage, selbstthätigen Anteil an den größeren Bestrebungen für Frauenwohl und Frauenrecht zu nehmen, dazu ist seine Mitgliederzahl — 251 — zu klein und sein Einkommen zu gering; doch war er auf der IV. Generalversammlung des „Bundes deutscher Frauenvereine" durch die Vorsitzende, Frau Rommel, vertreten.

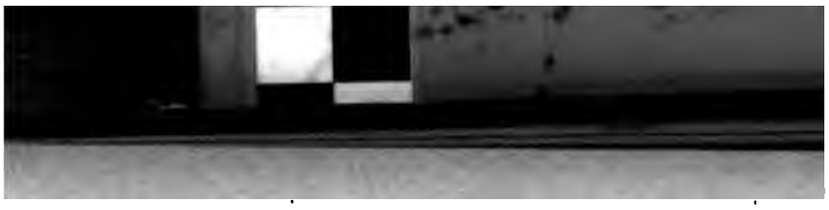
Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Politischer Dilettantismus.** Die „Frauenbewegung" vom 1. Juni bringt in ihrer Beilage für „Parlamentarische Angelegenheiten und Gesetzgebung" ein Schreiben an den Kriegsminister, von Frau Cauer, Fräulein Dr. Augspurg und Fräulein Heymann unterzeichnet, das an naivem Dilettantismus seinesgleichen suchen dürfte. Auf Zeitungsnachrichten hin, wonach europäische Truppen chinesische Frauen vergewaltigt haben sollen — von deutschen Truppen ist nirgends die Rede — fühlen sie sich so quasi als Anwälte des deutschen Volks berufen, den Kriegsminister wegen einer etwa möglichen Beteiligung deutscher Soldaten an solchen Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. In autoritativem Tone wird eine Antwort auf die Frage verlangt: „Was ist von seiten der deutschen Armeeverwaltung geschehen, um festzustellen, ob deutsche Soldaten und welche? an solchen Unthaten beteiligt gewesen sind?"

Dann heißt es wörtlich weiter:

„Sollen nicht diejenigen deutschen Frauen, welche in Bezug auf unsere öffentlichen Angelegenheiten über der Sphäre der Gedanken- und Kritiklosigkeit stehen, in jedem heimkehrenden Chinakrieger einen Teilnehmer an derartigen Schändlichkeiten argwöhnen und sollen sie nicht voraussetzen müssen, daß dem deutschen Volkskörper von seinen leitenden Instanzen die bedingungslose Reassimilation von Elementen zugemutet wird, die auf Grund ihrer Thaten hier zu Lande mit Zuchthausstrafe zu belegen sein würden, so ist es dringend nötig, daß unsere Militärjustiz sich mit den angeführten Berichten beschäftigt, um auf Grund genauester Nachforschung entweder das tiefererschütterte Zutrauen weiter Bevölkerungskreise zu der Haltung unserer Truppen wiederherstellen zu können oder die etwa begangenen Verbrechen durch strengste Ahndung zu sühnen."



bezw. vervollständigt. Die Schraube besteht, wie jede vollständige Schraube, aus Spindel und Schraubenmutter, wozu noch ein Zahnring, eine Feder und ein Schalter kommt Durch das verschiedene Zusammenwirken dieser Teile läßt sich die Schraube für 3 Fälle verwenden: 1. Wenn man die freie Beweglichkeit der Spindel nur während des Sitzens aufheben will. 2. Wenn man für längere Zeit einen unbeweglichen Stuhlsitz wünscht, nachdem dieser in die richtige Höhe geschraubt ist. 3. Wenn ein in allen Fällen drehbarer Stuhlsitz verlangt wird. Die Zweckmäßigkeit der Vorrichtung wird jedem einleuchten.

*

Kaiser Wilhelm-Spende. Mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Mittelstandes mit bescheidenem Einkommen geschaffen, sollte die Kaiser Wilhelm-Spende noch viel mehr als es geschieht, zur Anlage von Ersparnissen benutzt werden. Durch die Möglichkeit, jederzeit die kleinsten Ersparnisse bis zum Betrage von 5 Mark herunter schon einzuzahlen, dadurch, daß keine Verpflichtung zu fortlaufenden, regelmäßigen Einzahlungen besteht, ist die Benutzung der segensreichen Einrichtung den weitesten Kreisen freigestellt. Die Kaiser Wilhelm-Spende versichert sowohl Jahresrenten als Kapitalien. Die Versicherung kann nach zwei Tarifen geschehen, nämlich ohne oder mit Vorbehalt der Rückgewähr. Natürlich ergiebt die erste Art der Versicherung höhere Renten und Kapitalien. Nachträglich kann ein Vorbehalt der Rückgewähr nicht erhoben werden, es kann aber jederzeit auf einen solchen verzichtet werden.

Nähere Auskunft erteilt und Drucksachen versendet die **Direktion, Berlin W., Mauerstraße 85.**

Frauenvereine.

Der Verein „Jugendschutz"

(Vorsitzende: Frau Hanna Bieber-Boehm) giebt eine neue billige Ausgabe der wichtigen vorbeugenden Schrift von Professor Dr. med. A. Herzen: **„Wissenschaft und Sittlichkeit"** heraus, nachdem die von dem Schweizer Verlag übernommene Auflage vergriffen ist.

Der Rektor der Berliner Universität Professor D. Adolf Harnack hat zur neuen Auflage ein Vorwort an die Studierenden geschrieben, das wir als bedeutsame Kundgebung im Wortlaut folgen lassen:

Vorwort zur neuen Auflage.

Kommilitonen! Eure Zukunft — und sie ist die Zukunft des Vaterlandes — hängt von Eurer sittlichen Kraft und Gesundheit ab. Viele finstere Mächte bedrohen sie; aber die Gefahr, welche der Verfasser der nachstehenden Schrift Euch vor Augen führt, ist der größten eine. Ernst und schlicht hat er sie Euch vorgestellt, ohne Schleier, aber auch ohne Übertreibung. Er wendet sich, indem er zur Selbstbeherrschung und zum Kampf mahnt, an den guten Geist, der Euch eingepflanzt ist und er ruft keine andern Bundesgenossen zur Hilfe als Euch selbst. Von sozialen Verpflichtungen wird in der Gegenwart viel gesprochen: seid gewiß, daß die kräftigste soziale Leistung ein reiner Lebenswandel ist. Er wird Euren Charakter stählen, Eure Gesinnung läutern und Eure Thatkraft steigern. Das Beispiel, welches Ihr gebt, wird für die Sittlichkeit aller anderen Klassen der Gesellschaft entscheidend sein, denn Ihr seid die zukünftigen Führer. Mut ist die Tugend der Tugenden; aber Mut fließt nur aus innerer Freiheit: wer sich nicht selbst beherrscht, bleibt immer Knecht.

Über den Anfängen unserer deutschen Geschichte steht das Zeugnis des Tacitus: „Sera iuvenum venus, eoque inexhausta pubertas. Nemo illic vitia ridet, nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur." Macht dieses Wort endlich wahr! Die Pflicht, die es einschließt, ist niemals so gebieterisch gewesen, wie auf der geschichtlichen Stufe, auf der wir uns heute befinden. Das zeigt Euch Herzen in diesem Vortrag. Die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf, abzulegen die Werke der Finsternis und anzulegen die Waffen des Lichts. In dieser Rüstung werdet Ihr unüberwindlich sein und das Vaterland, die Menschheit aus innerer und äußerer Not befreien helfen.

D. Adolf Harnack,
d. Z. Rektor der Universität Berlin.

Die Bildungsvereine, Lehrervereine, Frauenvereine und besonders die Krankenkassenvorstände werden auf die billige Ausgabe aufmerksam gemacht, welche bei größern Bestellungen sehr billig (100 Stück = 10 Mark, 500 Stück = 25 Mark, 1000 Stück = 40 Mark exkl. Porto, 1 Exemplar mit Porto = 23 Pfg.) durch das Büreau des Vereins „Jugendschutz", Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 39, versandt wird.

Der Landesverein Preußischer technischer Lehrerinnen

hat in diesem Jahre den ersten Fortbildungskursus für Handarbeitslehrerinnen eingerichtet; dieser wird vom 15.—28. September in Bernburg stattfinden.

Es werden Vorträge gehalten werden über Psychologie, Ethik und Pädagogik von Herrn Rektor Krause, Köthen. Über die Methodik des Handarbeitsunterrichtes wird Fräulein Metzel, Bernburg, sprechen. Außerdem sollen Lehrproben von verschiedenen Lehrerinnen in Volks-, Mittel- und höheren Mädchenschulen gehalten werden.

Herr Direktor Dr. Fricke hat sich freundlichst bereit erklärt, an einigen Abenden Vorträge zu halten, in denen er Kulturbilder derjenigen Länder giebt, die zu den verschiedenen Zweigen der Handarbeiten in besonderer Beziehung stehen.

An die Vorträge und Lehrproben sollen sich Besprechungen anschließen.

Anmeldungen zur Teilnahme sind zu richten an die 1. Vorsitzende Fräulein E. Altmann, Soest, Jakobystr. 3; auch sind von dort die Programme zu beziehen.

Das Honorar beträgt für Mitglieder des Vereins und der Ortsgruppen 5 Mark, für andere Teilnehmerinnen 10 Mark.

Etwaige Anmeldungen werden recht bald erbeten.

Der „Kölner Verein für weibliche Angestellte" befindet sich, wie der soeben erschienene dritte Jahresbericht für das Jahr 1900 erweist, in besonders erfreulicher Entwicklung. Nicht nur die direkten Mitglieder, sondern auch die Kreise, die weibliche Angestellte beschäftigen, erkennen immer mehr die segensreiche Wirksamkeit des Vereins an. Die von dem Verein angestrebte bessere soziale Stellung seiner Mitglieder wird hauptsächlich durch die Aneignung einer möglichst gründlichen Berufsbildung sowie durch das Zusammenwirken und den Zusammenschluß aller direkt Beteiligten zur Hebung der Standesehre zu erreichen gesucht. Das Heim des Vereins ist mit 42 Pensionärinnen vollständig und anhaltend besetzt gewesen; das Bedürfnis zu einer Erweiterung liegt vor, aber die Mittel des Vereins gestatten dies vorläufig noch nicht. Die Mitglieder fanden hier auch Gelegenheit, sich an den vom Verein eingerichteten Übungskursen in Turnen, Englisch, Französisch, Gesang, Stenographie und Handarbeiten zu beteiligen; neu eingerichtet wurde ein Kursus für französische Stenographie, dem später ein gleicher für englische folgen soll. Die zu Ostern 1900 in Köln eröffnete „Höhere Handelsschule für Mädchen" ist hauptsächlich durch die Bemühungen des Vereins ins Leben gerufen worden. Da der Kursus ein zweijähriger ist, sind noch keine endgültigen Resultate zu verzeichnen. Doch berechtigen die bis jetzt gemachten Erfahrungen zu den denkbar besten Aussichten auf das mit Spannung erwartete Schlußresultat. Da die Schule streng an der für die Aufnahme vorgeschriebenen Bedingung des Nachweises der abgeschlossenen Bildung einer zehnklassigen höheren Töchterschule festhält, war es nicht nur möglich, sich ganz auf der Höhe des festgesetzten Programms zu halten, sondern dasselbe in einigen Fächern noch zu erweitern und zu vertiefen.

Der „Frauenbund zum Wohle alleinstehender Frauen und Mädchen zu Frankfurt am Main" veröffentlicht seinen 4. Jahresbericht für das Jahr 1901. Das Hauptinteresse des Vereins wendet sich der Verwaltung und weiteren Ausgestaltung des von ihm errichteten Heims in der Langestraße zu. Es befindet sich in erfreulicher Entwicklung und ist nach Möglichkeit bestrebt, alleinstehenden und unbeschützten Mädchen die Heimat zu ersetzen, sowie Durchreisenden und Stellungsuchenden ein erwünschtes Unterkommen zu bieten. Zu seinem Bedauern ist der „Frauenbund" noch nicht in der Lage, selbstthätigen Anteil an den größeren Bestrebungen für Frauenwohl und Frauenrecht zu nehmen, dazu ist seine Mitgliederzahl — 251 — zu klein und sein Einkommen zu gering; doch war er auf der IV. Generalversammlung des „Bundes deutscher Frauenvereine" durch die Vorsitzende, Frau Rommel, vertreten.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Politischer Dilettantismus.** Die „Frauenbewegung" vom 1. Juni bringt in ihrer Beilage für „Parlamentarische Angelegenheiten und Gesetzgebung" ein Schreiben an den Kriegsminister, von Frau Cauer, Fräulein Dr. Augspurg und Fräulein Heymann unterzeichnet, das an naivem Dilettantismus seinesgleichen suchen dürfte. Auf Zeitungsnachrichten hin, wonach europäische Truppen chinesische Frauen vergewaltigt haben sollen — von deutschen Truppen ist nirgends die Rede — fühlen sie sich so quasi als Anwälte des deutschen Volks berufen, den Kriegsminister wegen einer etwa möglichen Beteiligung deutscher Soldaten an solchen Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. In autoritativem Tone wird eine Antwort auf die Frage verlangt: „Was ist von seiten der deutschen Armeeverwaltung geschehen, um festzustellen, ob deutsche Soldaten und welche? an solchen Unthaten beteiligt gewesen sind?"

Dann heißt es wörtlich weiter:

„Sollen nicht diejenigen deutschen Frauen, welche in Bezug auf unsere öffentlichen Angelegenheiten über der Sphäre der Gedanken- und Kritiklosigkeit stehen, in jedem heimkehrenden Chinakrieger einen Teilnehmer an derartigen Schändlichkeiten argwöhnen und sollen sie nicht voraussetzen müssen, daß dem deutschen Volkskörper von seinen leitenden Instanzen die bedingungslose Reassimilation von Elementen zugemutet wird, die auf Grund ihrer Thaten hier zu Lande mit Zuchthausstrafe zu belegen sein würden, so ist es dringend nötig, daß unsere Militärjustiz sich mit den angeführten Berichten beschäftigt, um auf Grund genauester Nachforschung entweder das tieferschütterte Zutrauen weiter Bevölkerungskreise zu der Haltung unserer Truppen wiederherstellen zu können oder die etwa begangenen Verbrechen durch strengste Ahndung zu sühnen."

Wir können die Frage nach dem Sachverhalt selbst hier ganz unerörtert lassen, da nicht der geringste Grund vorliegt, anzunehmen, daß die deutsche Heeresverwaltung nicht auch ohne die Einmischung der Damen Cauer, Augspurg und Heymann etwa vorgekommene Verbrechen ahnden würde. Was uns hier zunächst angeht, das ist der unerhörte Dilettantismus, mit dem die genannten Damen sich eine Kompetenz in Angelegenheiten anmaßen, die zu beurteilen sie augenscheinlich völlig außer stande sind. Gegen diesen Dilettantismus, der ungescheut jede Domäne des öffentlichen Lebens als Redesportplatz betrachtet, haben alle Frauen, die in ernster Arbeit ihr Bürgerrecht erringen wollen, Ursache, auf das energischste zu protestieren. So können sie am besten beweisen, daß sie thatsächlich in Bezug auf unsere öffentlichen Angelegenheiten „über der Sphäre der Gedanken- und Kritiklosigkeit stehen".

Im übrigen muß mit Befriedigung konstatiert werden, daß wir es nicht mit einer Kundgebung irgend einer zur Frauenbewegung gehörenden Körperschaft, sondern lediglich mit einer persönlichen Expektoration der drei unterzeichneten Damen zu thun haben. Auf ihre Rechnung kommt dann auch die unfreiwillige Komik in einzelnen Äußerungen, die nur der ernste Gegenstand uns verhindert, hier gebührend zu würdigen.

* **Der anonymen Denunziation** gegen Fräulein Dr. Tiburtius wegen Führung falschen Titels, die in ihrer völligen Haltlosigkeit durch das in der Märznummer der „Frau" veröffentlichte freisprechende Erkenntnis dargethan wurde, ist eine ganz gleichlautende Denunziation seitens des Herrn Professor Dr. Koßmann gefolgt. Sie richtet sich nicht nur gegen Frl. Dr. Tiburtius, sondern fast sämtliche Berliner Ärztinnen und einen — „Naturarzt" und Magnetiseur namens Geist, so daß nunmehr am 21. Juni gegen „Geist und Genossen" verhandelt wird. Auf den Ausgang der Verhandlung braucht man gar nicht einmal begierig zu sein. Es scheint nach der ganzen Sachlage und dem vorhergehenden freisprechenden Erkenntnis völlig ausgeschlossen, daß eine Verurteilung erfolgt. Die eigentümliche Denkweise aber, die sich darin bekundet, daß Herr Professor Dr. Koßmann die Berliner Ärztinnen, von denen er wissen muß, daß sie ein volles medizinisches Studium absolviert haben, mit einem Herrn zusammenstellt, bei dem dies augenscheinlich nicht der Fall ist, möchten wir denn doch hier festnageln. Über den Ausgang der Verhandlung, die leider erst nach Redaktionsschluß stattfindet, berichten wir das nächste Mal.

Preisausschreiben.

Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" erläßt ein Preisausschreiben zur Erlangung einer Propagandaschrift für die Frauenbewegung. Nach Art eines Katechismus sollen in Frage und Antwort Entstehung, Entwicklung, gegenwärtiger Stand und Ziele der deutschen Frauenbewegung kurz und klar dargelegt werden. Der Preis, der **1000 Mark** beträgt, kann ganz oder geteilt zuerkannt werden, wofür die Schrift Eigentum des Vereins wird. Die Namen der Preisrichter werden noch bekannt gegeben. Sie sind berechtigt, an dem von ihnen preisgekrönten Werke zweckentsprechende Änderungen vorzunehmen. Die Arbeiten sind, mit einem Kennwort versehen, bis spätestens 1. Februar 1902 an die Schriftführerin der Kommission einzusenden; ein geschlossener Briefumschlag mit gleichem Kennwort hat Name und Adresse des Verfassers zu enthalten. Die Mitglieder der Kommission sind gern zu näherer Auskunft bereit.

Marie H. von Hellborff, Schriftführerin (Weimar, Ackerwand 13).
Fanny Boehringer (Mannheim).
Dr. Anna von Doemming (Wiesbaden).
Dr. Richard Knittel (Karlsruhe i. B.).
Dr. Selma von Lengefeld (Weimar).

* **Die Generalversammlung des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium,** die vom 16. bis 18. Mai unter dem Vorsitz von Frau Hofrat Steinmann in Mannheim stattfand, bot durch die rege Teilnahme von Mitgliedern aus allen Teilen Deutschlands, durch die Verhandlungen und Vorträge ein erfreuliches Bild der kräftigen Entwicklung des Vereins. In der ersten Versammlung begrüßte Herr Bürgermeister von Hollander den Verein namens der Stadt.

Er führte kurz aus, daß die nach zweierlei Richtungen gehenden Bestrebungen des Vereins, das Streben nach Bildungserweiterung und -Vertiefung und Arbeit, welche die Eröffnung neuer Erwerbsbahnen zum Ziel hat, anerkennenswerte und sozial begründete sind. Erweiterte und vertiefte Bildung ist, was wir brauchen, sie kann auch den Hausfrauen und Erzieherinnen der Kinder nur nützlich sein. Aber auch die zweite Thätigkeit des Vereins ist eine wertvolle. Die Männer haben vielleicht die Individualität der Frau nicht genügend gewürdigt. Auch Frauen sind differenziert, auch sie suchen neue Bahnen, in welchen sie ihre Individualität bethätigen können, und das Konkurrenzbedenken zwischen Mann und Frau ist bei diesen Bestrebungen hinfällig. Je mehr Berufsmöglichkeiten der Frau offen stehen, um so geringer wird der Zudrang zu den einzelnen Berufen sein. Die Gesetze der Natur aber und die sozialen Bedingungen werden die Frauen immer dahin führen,

„Ma“, ein Porträt von Lou Andreas-Salomé. (Stuttgart 1901. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) Das Mutterschaftsproblem hat Lou Andreas in ihrer neuen Erzählung behandelt, doch gilt es nicht Freuden und Leiden des Mutterseins, sondern die vielleicht härteste Prüfung des Mutterherzens: die Loslösung der Kinder von ihr, das Entwachsen aus ihrer sorgenden Liebe, das Aufhören mütterlicher Fürsorge. Die beiden Töchter, die „Ma“ in hartem Ringen durchgebracht hat und denen sie das Beste ihres Lebens und Herzens gegeben, sind flügge geworden; die ältere hat bereits die Universität bezogen; die jüngere, an der sie in doppelt inniger Liebe hängt, treibt es hinaus, halb Wissensdrang, halb Liebessehnen. Und Ma gewinnt es über sich, auch diese Tochter ziehen zu lassen: das, nur das bildet den Inhalt des Buches. Eine eigene, schmerzliche Resignation ruht darauf. Und wundervoll, in anziehender Eigenart ist der Charakter der Ma gestaltet, und überaus fein und einwandfrei ist die psychologische Entwicklung. Zu fein vielleicht, denn es giebt auch da Grenzen. Der Gefahr, die für ein Talent wie sie es ist, immer besteht, ist Lou Andreas in ihrem jüngsten Werke stärker verfallen als in „Ruth“ und in „Aus fremder Seele“: stellenweise mutet „Ma“ arg theoretisch, erdacht, erklügelt an. Man meint in einzelnen Abschnitten nicht einen Roman, sondern einen Essay zu lesen. Dann aber finden sich auch wieder Szenen voller Leben, und lebendig stehen einem schließlich die Gestalten vor Augen, daß man sie leibhaftig vor sich wähnt, diese blasse, verängstete Ma mit dem tiefen, mystisch tiefen Frauenempfinden.

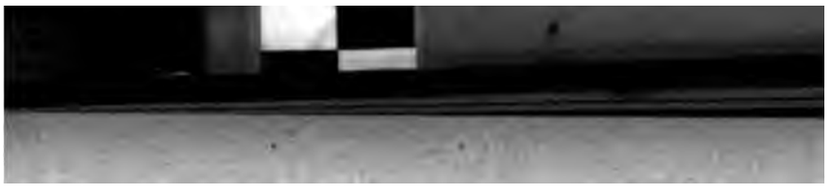
„Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur“ von Eugen Heinrich Schmitt. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901. Preis broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Das Buch zeigt einen interessanten Versuch, die Elemente der Weltanschauung Tolstois sowohl historisch zu erklären, als philosophisch zu entfalten und dadurch seine Stellung in der modernen Geistesentwicklung und seine Bedeutung für die Wege, die sie künftig nehmen wird, deutlich zu machen. Wir lernen die Persönlichkeit und die Mission Tolstois erfassen aus dem eigentümlichen Charakter der russischen Kultur, die, nicht wie die des Westens durch überlegene Traditionen gebunden, einen Bruch mit der Vergangenheit leichter vollzieht, radikale Reformer naiver an die Ausführung ihrer Gedanken treten läßt. Insbesondere dient das Buch dem Nachweise, wie die Grundanschauungen Tolstois, die weniger klar in ihrer philosophischen Ausprägung als vielmehr in ihrer sittlichen Anwendung hervortreten, zu dem fortgeschrittenen Naturerkennen unserer Zeit nicht etwa in einem beschränkt theologischen Gegensatz stehen, sondern wie sie gerade, im Lichte dieses Erkennens ergänzt und zu ihren Konsequenzen geführt, in ihrer ewigen Gültigkeit und wahren Überlegenheit erscheinen. Die philosophische Kritik dieses Nachweises läßt sich nicht in ein paar Sätzen abthun. Es sei nur gesagt, daß Tolstoi auf deutschem Boden und speziell vom Standpunkt unserer deutschen Geisteskultur noch keinen Interpreten wie E. H. Schmitt gefunden hat.

„Herdfunken“. Neue Sprüche und Sinngedichte von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig. (Verlag von Velhagen und Klasing, 1901. Preis 1,20 Mark.) Frida Schanz hat in besonderem Maße die Eigenschaften des Spruchdichters: eine lebhafte, warme Lebensteilnahme, eine außerordentliche Leichtigkeit, für jeden Gedanken, jede Beobachtung ein Gewand zu finden, und eine ungewöhnlich biegsame, eindrucksvolle Sprache. „Herdfunken“ ist die Sammlung genannt: die milde, wohlthuende Glut jener Weltbetrachtung, jener Stimmung, die für uns in dem Begriff „deutsches Haus“ liegt, weht dem Leser aus diesen Versen entgegen.

„Junge Seele“. Gedichte von Fritz Boré. (Berlin, Gose & Tetzlaff, 1901.) Als Erstlingsschöpfungen wird man die Lieder der „jungen Seele“ leicht erkennen. Als Erstlingsschöpfungen sind sie gekennzeichnet durch eine gewisse naive Beharrlichkeit im Festhalten und Variieren der einen Melodie und des einen Gedankengangs:

„Junge Liebe, junge Triebe
Sterben unter Frostesthauch.“

In einem Mangel an Fülle und Intensität des Erlebens ist dieses ernsthafte Beschauen und Wiederbeschauen des eigenen „verblutenden“ Herzens begründet. Doch verrät dann und wann ein kräftigerer Ton, eine individuellere Farbe, daß die „junge Seele“ auch tieferen Trunk aus dem Lebensbronnen gethan und tieferen noch thun wird; und dann möchte man wünschen, daß eine strengere Auswahl der ganzen Sammlung das kräftigere Relief gegeben, das sie hätte haben können. In Bezug auf innere und äußere Form haben die Gedichte etwas Abgeschlossenes, Fertiges; für Situation und Stimmung finden sie oft ungezwungen den glücklichsten Ausdruck. Selten nur wirken die Ausdrucksmittel künstlich und unorganisch — so manchmal der abgebrochene Schluß-



* **Gegen das Schweizer Eherecht** protestierte, wie die „Dokumente der Frauen" berichten, der Bund Schweizer Frauenvereine in seiner in Genf abgehaltenen Generalversammlung. Nach Schweizer Recht hat der Mann als „Haupt der ehelichen Gemeinschaft" die Nutzung des Vermögens Beider, auch des mitgebrachten Frauenvermögens. Gegenüber diesem System der Güterverbindung sprach sich der Bund einstimmig für die Gütertrennung aus. Eine längere Diskussion wurde über die Vaterschaftsklage geführt, die nach Schweizer Zivilrecht nur bis zum Ablauf von drei Monaten nach Geburt des Kindes eingebracht werden kann. Eine Rednerin verlangte die Ausdehnung dieses Klagerechtes bis zum 16. Lebensjahr des Kindes. Ist der Vater zahlungsunfähig, so soll die Familie, eventuell die Heimatsgemeinde herangezogen werden. In der großen Kommission, welche vom eidgenössischen Justizdepartement zur Beratung des Zivilgesetzbuches ernannt wurde, sitzen auch einige Frauen. Es ist zu hoffen, daß sie das angeschlagene Thema im Auge behalten werden.

* **Das kommunale Wahlrecht der Frauen in Norwegen** ist am 26. Mai nun doch Gesetz geworden. Das Lagthing, das, wie wir in der vorigen Nummer berichteten, die Vorlage zurückwies, hat sie bei erneuter Beratung mit einer Stimme Majorität angenommen. Das Wahlrecht umfaßt alle Frauen, die ein Einkommen von 300 Mark auf dem Lande, 400 Mark in der Stadt versteuern, und die verheirateten Frauen, deren Männer Steuern zahlen, im ganzen etwa 200 000 Frauen. Wie gesagt, ist die Vorlage von der konservativen Partei eingebracht, um bei dem Inkrafttreten des allgemeinen kommunalen Wahlrechts durch Zulassung der steuerzahlenden Frauen ihre Partei zu stärken. Charakteristisch für die Unwissenheit, die unsere großen Zeitungen immer noch in Sachen der Frauenfrage dokumentieren, ist die Bemerkung, mit der die Kölnische Zeitung die Notiz begleitet: „Alle Länder, die sich bisher noch nicht von der unreifen Frauenemanzipationswut ins Schlepptau haben nehmen lassen, werden Norwegen mit größtem Vergnügen beglückwünschen, daß es sich als Versuchsfeld für Frauenstimmrecht hergiebt, und es bleibt nun abzuwarten, ob die Frauen den wohlthätigen Einfluß ausüben werden, den die Rechte erwartet." Als ob es angesichts der Erfahrungen, die in England seit Jahren mit dem munizipalen Wahlrecht der Frauen gemacht worden sind, noch notwendig wäre, daß sich ein Land als „Versuchsfeld hergiebt"! Im übrigen kann man nur hoffen, daß die wahlberechtigten Frauen noch in andern Dingen einen wohlthätigen Einfluß üben, als in Bezug auf die Interessen der Rechten.

* **Ein Verein zur sozialen Hebung der Frau** hat sich vor einiger Zeit in Mailand unter der Leitung von einer Reihe auf diesem Gebiete oder litterarisch schon bekannter Frauen gegründet. Das Organ dieses Vereins ist die „Unione Femminile", eine Monatsschrift, die in Mailand (Via Pietro Verri 7) erscheint und nach ihrer ersten Nummer zu urteilen eine ernste und thatkräftige Propaganda für die Hebung der italienischen Frau in intellektueller und sozialer Hinsicht eröffnen wird. In Deutschland wird es von besonderem Interesse sein, daß Ada Negri zu den Mitarbeitern des Blattes zählt.

* **Totenschau.** Ada Christen, die besonders in Frauenkreisen bekannte Schriftstellerin und Dichterin, starb am 19. Mai in Wien im Alter von 57 Jahren. Sie hat in einem bewegten Leben voll Enttäuschungen und Leiden allen Schmerz erfahren, der ein Frauenschicksal erfüllen kann; sie hat ihn doppelt bitter erfahren bei einem leidenschaftlichen Temperament und einem scharfen, rücksichtslosen Gerechtigkeitsgefühl. So erscheint sie in ihren Dichtungen, rücksichtslos ehrlich in Bezug auf sich selbst und die Gesellschaft, heiß und stark in allem inneren Erleben, kraftvoll, oft hart, aber immer packend in der Sprache. In immer stärkerem Maße kommt in ihren Gedichtsammlungen, von den „Liedern einer Verlorenen" bis zu „Aus der Tiefe" das soziale Moment zum Ausdruck. Es gehörte ihrem ursprünglichen Selbst an, es sind nicht äußere Lebensverhältnisse, die sie erst lehren mit den Unterdrückten zu fühlen, denn dies soziale Moment erstarkt in ihrer Dichtung unter den äußerlich glänzenden Verhältnissen ihrer zweiten Ehe mit Adelmar von Breden. Ein langjähriges, schweres körperliches Leiden hat Ada Christen der jüngsten Generation vor der Zeit entrückt. Vielleicht wird ihr Tod sie wieder mehr in die Mitte derer stellen, denen sie ihrer ganzen Persönlichkeit nach doch verwandt ist.

„Ma", ein Porträt von Lou Andreas-Salomé. (Stuttgart 1901. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) Das Mutterschaftsproblem hat Lou Andreas in ihrer neuen Erzählung behandelt, doch gilt es nicht Freuden und Leiden des Mutterseins, sondern die vielleicht härteste Prüfung des Mutterherzens: die Loslösung der Kinder von ihr, das Entwachsen aus ihrer sorgenden Liebe, das Aufhören mütterlicher Fürsorge. Die beiden Töchter, die „Ma" in hartem Ringen durchgebracht hat und denen sie das Beste ihres Lebens und Herzens gegeben, sind flügge geworden; die ältere hat bereits die Universität bezogen; die jüngere, an der sie in doppelt inniger Liebe hängt, treibt es hinaus, halb Wissensdrang, halb Liebessehnen. Und Ma gewinnt es über sich, auch diese Tochter ziehen zu lassen: das, nur das bildet den Inhalt des Buches. Eine eigene, schmerzliche Resignation ruht darauf. Und wundervoll, in anziehender Eigenart ist der Charakter der Ma gestaltet, und überaus fein und einwandfrei ist die psychologische Entwicklung. Zu fein vielleicht, denn es giebt auch da Grenzen. Der Gefahr, die für ein Talent wie sie es ist, immer besteht, ist Lou Andreas in ihrem jüngsten Werke stärker verfallen als in „Ruth" und in „Aus fremder Seele": stellenweise mutet „Ma" arg theoretisch, erdacht, erklügelt an. Man meint in einzelnen Abschnitten nicht einen Roman, sondern einen Essay zu lesen. Dann aber finden sich auch wieder Szenen voller Leben, und lebendig stehen einem schließlich die Gestalten vor Augen, daß man sie leibhaftig vor sich wähnt, diese blasse, verängstete Ma mit dem tiefen, mystisch tiefen Frauenempfinden.

„Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur" von Eugen Heinrich Schmitt. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901. Preis broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Das Buch zeigt einen interessanten Versuch, die Elemente der Weltanschauung Tolstois sowohl historisch zu erklären, als philosophisch zu entfalten und dadurch seine Stellung in der modernen Geistesentwicklung und seine Bedeutung für die Wege, die sie künftig nehmen wird, deutlich zu machen. Wir lernen die Persönlichkeit und die Mission Tolstois erfassen aus dem eigentümlichen Charakter der russischen Kultur-

mehr in
zu dem
Zeit nicht
Gegensatz
dieses Erle
geführt, in
Überlegenh
dieses Nac
Sätzen abt
deutschem L
rer deutsche
wie E. H.

„Herbs
gedichte von
(Verlag vo
1,20 Mark.,
Maße die
lebhafte, wa
liche Leichti
obachtung e
gewöhnlich
„Herbstunken
milde, wohl
jener Stim
„deutsches H
Versen entge

„Junge
(Berlin, Gos
schöpfungen
Seele" leicht
sind sie gek
Beharrlichkeit
einen Melodi

In einem M
Erlebens ist
beschauen des
gründet. D
kräftigerer T
„junge Seel
Lebensbronne
wird; und d

vers. Die Form ist fast durchweg weich, biegsam und fein nuanciert. Und in Erfindung und Gestaltung zeigt der junge Dichter viel Selbständiges. Er geht eigene Wege, — nicht solche, die mit einer kühnen Schwenkung von der Heerstraße ab in unbekanntes Land führen, sondern solche, die sie dann und wann kreuzen, zuweilen begleiten — aber doch eigene Wege. Daß sie ihn an ein Ziel führen werden, dafür bürgt vielleicht der Sinn, den ein kleines Gedicht der Sammlung ausspricht:

Große Kräfte fühl' ich mein,
Dämme schaufelnd, Gruben grabend.
Nur zuweilen, wenn der Abend
Mich umschattet, halt' ich ein.

Dann durchprüf' ich mein Geschick.
Und ich wäge meine Thaten
Und ich senke meinen Spaten. —
Und ich senke meinen Blick . . .

„Die Natur der Frau." Anthropologische Studien von B. Jaekel. (Verlag von Martin Hildebrandt. Berlin 1900. Preis 3 Mark.) Aus einer Flut von gedrucktem Material, aus Hunderten von Schriften, philosophischen, ethnologischen, kulturhistorischen bis hinunter zu populären Unterhaltungsbüchern und Schulchrestomathien hat die Verfasserin Notizen, Thatsachen, Aussprüche zur Erkenntnis der Natur der Frau gesammelt und stellt sie nun in diesem Buch zusammen, in einer Fülle, daß einem der Atem ausgeht beim Lesen. Der Zweck ist, Material zur Klärung der Frage in möglichster Reichhaltigkeit beizubringen. Und dieser Zweck ist mit einer staunenswerten Ausdauer, Geduld und Belesenheit erfüllt, denn das Buch bietet eine wahre Schatzkammer von interessanten Daten und Urteilen.

Schlußfolgerungen freilich kann man aus dem Material kaum ableiten. Dazu stehen alle die Einzelheiten zu sehr außerhalb ihrer kulturellen Beziehungen; man könnte den tausend Beweisen, die da für eine Sache angeführt werden, zehntausend gegenüberstellen, die dagegen sprechen; auch ist von einer kritischen Auswahl der Quellen ganz abgesehen, und viele der angeführten Thatsachen dürfen kaum als verbürgt gelten. Fragen wie die aufgeworfene sind, wenn überhaupt theoretisch, so doch nur auf Grund umfassender psychologisch-physiologischer Erkenntnis zu lösen, die unsere Wissenschaft nach ihrem heutigen Stande noch nicht zu geben vermag. Vielleicht wird aber eine spätere Zeit einmal die in dem vorliegenden Buch geleistete Vorarbeit fruchtbar zu machen wissen.

„Hinter der Weltstadt" von Wilhelm Bölsche (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig 1901). „Friedrichshagen" hat der Verfasser als Lokalwort der Sammlung seiner Essays vorangestellt. Wem dieses Wort noch keinen Lokalton enthält, dem werden die Essays einen Farbenglanz hineinlegen. Sie haben eine seltene Interpretationsfähigkeit, diese Ästhetiker neuester Richtung. „Ästhetiker" — den Namen legte die Überschrift der Sammlung nahe: „Gedanken zur ästhetischen Kultur". Er ist nämlich eigentlich nicht zutreffend; „Philosophen", „Kritiker", „Dichter", „Essayisten" — keiner würde den Beruf, die Wirkungsweise dieser „Modernsten" treffen. Sie sind keine Fachmenschen, sie wollen „Menschen" sein schlechthin, Kulturmenschen, nach allen Seiten Fühlfäden ausstrecken, von allen Seiten auf sich wirken lassen, Eindrücke empfangen, sich gestalten lassen. In diesem Aufnehmenwollen, Verstehenwollen entfaltet sich ein seltener Reichtum des inneren Besitzes, eine seltene Fähigkeit des Eindringens, des Schauens. Dazu kommt eine gewisse Kühnheit in der Wahl der Ausdrucksmittel, die Bölsches Sprache ungemein kräftig, oft überraschend prägnant macht, aber sie allerdings auch der Gefahr aussetzt, geschmacklos, ja schwülstig zu werden. Die Gefahr ist in diesem Bande jedenfalls besser vermieden, als in der zweiten Folge des „Liebesleben in der Natur". Aber Farben sprühen diese Essays! Und wenn es dem Historiker späterer Zeiten darum zu thun sein wird, die werdende Seele des zwanzigsten Jahrhunderts zu belauschen, in Wilhelm Bölsches „Hinter der Weltstadt" wird sie sich ihm mit besonderer Kraft offenbaren.

„Das Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger" vom 2. Juli 1900, nebst den Ausführungsbestimmungen vom 18. Dezember 1900. Erläutert von O. Noelle, Landgerichtsrat, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Zweite Auflage. (Verlag von Franz Vahlen, Berlin. Kartonniert 3 Mark, postfrei 3,10 Mark.) Die ausgezeichnete Arbeit des Verfassers stützt sich auf seine Mitarbeit an dem Zustandekommen des Gesetzes bei den Beratungen im Plenum und in der Kommission des Abgeordnetenhauses. Sie wird, nachdem die erste Auflage schon wenige Monate nach dem Erscheinen vergriffen war, auch in der zweiten, unter Berücksichtigung der seitdem erschienenen Litteratur revidierten Auflage jedem außerordentlich nützlich sein, dem das neue Gesetz neue Aufgaben zuweist.

Hygienisches.

Die noch vielfach übliche Methode, Mund und Zähne nur mittels Zahnpulver oder Zahnpasta zu reinigen, ist eine ganz verkehrte. Das heißt verkehrt, wenn man beabsichtigt, seine Zähne gesund zu erhalten. Und das, meinen wir, ist doch der Zweck der ganzen Zahnpflege. Wer seine Zähne gesund erhalten will, muß sich unbedingt daran gewöhnen, Mund und Zähne mittels einer antiseptischen Flüssigkeit zu reinigen. Die Zahnreinigung mittels Zahnpulver oder Zahnpasta kann nie und nimmer die Zähne vor Verderben schützen. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil gerade diejenigen Stellen, welche am ehesten anfaulen, wie Rückseiten der Backzähne, Zahnspalten, Zahnlücken u. s. w., bei der Zahnreinigung mittels Pulver oder Pasta unbehelligt bleiben. Da fault es also ruhig weiter. Eine Flüssigkeit dagegen kann überall hindringen, und wenn sie antiseptisch ist, wirkt sie den zahnzerstörenden Prozessen entgegen. Als ein zuverlässig antiseptisch wirkendes Präparat ist in erster Linie das bekannte Odol zu nennen. Die Asepsis (Freisein von Fäulnis und Gärung) des Mundes und der Zähne ergiebt sich beim Gebrauche dieses Mundwassers vornehmlich durch die merkwürdige Eigenart des Odols, daß es sich in die Zahnfleischschleimhäute und in die hohlen Zähne einsaugt, hier gewissermaßen einen antiseptischen Vorrat zurückläßt, welcher noch stundenlang fortwirkt. Die Zähne werden durch regelmäßige Odol-Reinigung vor Hohlwerden geschützt.

„Aus der Himmels- und Länderkunde“. Die Lichter am Himmel, ihre Zeichen und Zeiten. Die außereuropäischen Erdteile. Nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten bearbeitet von Hermann Prüll. Preis: 2 Mark; geb. 2,40 Mark.

„Der Anschauungs- und Sprachunterricht im zweiten und dritten Schuljahre“. Präparationen und Konzentrationsdurchschnitte von Hermann Prüll, Lehrer in Chemnitz. Preis: 2 Mark, gut gebunden 2,50 Mark.

„Kinderstimmen aus dem Unterricht im Leben Jesu“. Gesammelt und herausgegeben von S. Bang, Schuldirektor in Schneeberg i. S. Preis: 1,60 M.; geb. 2 Mark.

„Praktisches Lehrbuch der Deutschen Geschichte“ für die Volksschule in anschaulich ausführlichen Zeit- und Lebensbildern bearbeitet von Th. Franke, Lehrer in Wurzen. I. Teil: Urzeit und Mittelalter. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis: brosch. 3,20 Mark; fein geb. 3,80 Mark.

„Praktische Geometrie“ für den Schul- und Selbstunterricht. Nach den Grundsätzen der Anschauung und Konzentration in genetischer Stufenfolge aufgebaut und unter besonderer Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse bearbeitet von Friedrich Christ. Wolf, Lehrer in Leipzig. Lehrgang mit dem 1. Preise gekrönt. Ausgabe für Lehrer. Mit

J. G. Cotta'sche Buchhandlun

Soeben erschienen!

Ged

Agnes

Preis elega

Diese Dichtungen sind ersichtlich a
kleine Nachklänge abgesungener Stoff
dem unmittelbarsten Ausdruck dessen,
der jungen Autorin bewegt. Es ist k
Erscheinung auf dem Gebiete der Ly
und schnell auch die Wertschätzung

Zu beziehen durch di

St. Alba

81, Oxford Gardens,

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, s

Pensionspreis, Unterricht eingeschlo
kunft erteilen: die Vorsteherin Miß
deutschen Lehrerinnen-Vereins, Lond
Lange, Berlin-Halensee, Boemmer St

169 in den Text gedruckten Figuren und Lösungen zu den Berechnungsaufgaben der Schülerhefte. Preis: 2 Mark, geb. 2,50 Mark.

„Der philiströse Anschauungsunterricht". II. Teil. Der Aufsatzunterricht der Oberstufe als planmäßige Anleitung zum freien Aufsatz von Ernst Lüttge. Preis: 2,40 Mark, geb. 3 Mark.

II. Die Gewinnung der Rohnaphtha. Der bayerische Bergingenieur Engelbert Jäger erfreute sich, dank seinen hervorragenden Erfahrungen und Kenntnissen in der Erdwachs- und Naphthagewinnung, in Fachkreisen eines wohlverdienten Rufes. Auf seinen Studienzwecken dienenden Wanderungen durch die Gouvernements Baku, Elisabethpol, Tiflis und Kutais, sowie die Gebiete von Twer, Kuban und Daghestan kam er auch nach dem uns bereits bekannten Nejtlan. Hier machte er Halt; denn ihn reizte die eigenartige Beschaffenheit der hier angetroffenen Rohnaphtha, trotzdem dieselbe bereits von zahlreichen Chemikern und Technikern untersucht und für untauglich erklärt worden war. Jäger entdeckte durch seine Analysen, daß die Nejtlaner Naphtha höchst wertvolle Eigenschaften besaß, und sein Vertrauen in die eigene Kraft gab ihm den Mut, unter einem halbwilden, arbeitsscheuen Bergvolke, fern von jeder europäischen Kultur, jedwedem Verkehr und Gesellschaft, ganz seinen mühevollen Arbeiten und Bestrebungen zu leben. Mit eiserner Energie ging er, ein alter Pionier der Naphtha-Industrie, an die ersten Bohrungen, um nicht nur zum Erschließer der Nejtlaner Naphthaquellen, sondern im Anschlusse daran der zielbewußte Erfinder des Naftalan und damit ein Wohltäter der Menschheit zu werden. Nach langwierigen Arbeiten mit den primitivsten technischen Hilfsmitteln, mit selbst-

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der **Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Lehrterstraße 60/61,** Leitung **Frl. Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 34 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden ein erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen **eintretende Erwerbsunfähigkeit.** Persönl. Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—1 U.

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Rechtenbacherstr. 10.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 55. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

8 goldene Medaillen.

Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor-Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane,** bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenpräparaten, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

verfertigten Apparaten und ungeschulten Leuten, nach endlosen Schwierigkeiten und enormen Geldopfern, gelang es ihm schließlich, regelrechte Bohrlöcher von 120—130 m Tiefe bis in die naphthaführende Schicht herunterzubringen, diese zu verrohren, die Rohnaphtha durch Schöpfen zu Tage zu fördern, das gewonnene Gemenge von Naphtha, Wasser, Sand u. s. w. in großen Holzgefäßen mechanisch zu trennen und so die Rohnaphtha zu gewinnen, welche den Grundstoff für das wertvolle Heilmittel Naftalan abgeben sollte. (Fortsetzung folgt.)

*

Originalrezept. — Eingemachte, gebackene Makrelen: Kochdauer 3 Stunden. 6 Personen. 2 kg Makrelen werden gewaschen und in zwei langen Filets von den Gräten abgelöst. Man bestreut die Fische mit Salz und läßt sie eine Stunde liegen. Dann werden sie in Mehl, geschlagenem Ei und Weißbrotkrumen umgedreht und in kochendem Fett 1/2 Stunde braun und gar gebacken. Die nun aus der Pfanne genommenen Stücke legt man nebeneinander auf große Schüsseln und läßt sie abkühlen.

Dann werden die Makrelen in einem großen Steintopf lagenweise mit Zwiebelscheiben, Lorbeerblättern und Pfefferkörnern eingepackt. Unterdessen hat man 2 l gewöhnlichen Weinessig aufgekocht, läßt denselben vollständig erkalten, rührt 3—4 Theelöffel Maggiwürze kräftig darunter und füllt dies über die Makrelen. Man bindet den Steintopf mit Pergamentpapier zu, stellt ihn einige Tage an einen kalten Ort und kann dann beliebig davon gebrauchen. M. v. B.

P
S

Der Ve

Zu beziehen
Square, London

Familien-P

Elisabe

Potsdam
Pferdebahnv
tungen. Sol

Das
von Fr

B
vermittel
für gepr
Kinderg
und Ha
Es
mehrjä
pfohle
Vaka
Erku
Hon

Bc

„Die Frau" kann d
die Post (Postzeitungsliste
ferner direkt von der
handlung, Berlin S. 1
Inland 2,30 Mk., nach

Alle für die Mo
eines Namens an die
zu adressieren.

Unverlangt eing
beizulegen, da

Verantwortlich für die Redaktion: Helene
Druck: W. Moe

8. Jahrg. Heft 11. August 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: M. Morser Buchhandlung, Berlin S.

Zur Kriminalität der Geschlechter.

Von

Anna Ernst.

Nachdruck verboten.

Interessant ist die Berechnung, die Dr. Hirschberg in der „Sozialen Praxis“ über die Kriminalität der jugendlichen Personen im Deutschen Reiche anstellt unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechter. Die Statistik des Deutschen Reiches in den zehn Jahren von 1890—1899 ist der Berechnung zu Grunde gelegt. Dr. Hirschberg teilt diesen Zeitraum in zwei fünfjährige Perioden. In der ersten derselben weist das männliche Geschlecht etwa fünf mal so viel Fälle von Verurteilungen auf wie das weibliche.

Bei den Jugendlichen kommen die Delikte der Körperverletzung und des Diebstahls besonders in Frage, und da zeigt sich eine große Verschiedenheit der Geschlechter. Die Körperverletzung kommt bei den Mädchen von 12, 13 und 14 Jahren in verschwindend kleinem Maße, bei den 15, 16, 17 Jahre alten ein wenig mehr zwar, aber im Verhältnis zur Kriminalität der Knaben auch nur unerheblich in Betracht. Diebstahl und Unterschlagung kommen bei den Mädchen viel häufiger vor, doch stehen sie auch hier immer noch weit hinter den Knaben zurück.

Von tausend Lebenden wurden in den Jahren 1893—1897 im Alter von 12—14 Jahren 36,5 Knaben und 7,1 Mädchen verurteilt, im Alter von 15, 16, 17 Jahren 89,6 Knaben, 17,1 Mädchen, im Alter von 19 und mehr Jahren 113,6 männliche und 21,5 weibliche Personen.

Hieraus ergiebt sich, daß auf der erstgenannten Altersstufe die Zahl der verurteilten Knaben 5,1 mal so groß war als diejenige der Mädchen, auf der zweiten Altersstufe war sie nur 4,7 mal so groß; bei den erwachsenen Personen war die Kriminalität des männlichen Geschlechts 5,3 mal so bedeutend als diejenige des weib-

lichen Geschlechts. Als Durchschnitt ergiebt sich, daß von 1000 Personen weiblichen Geschlechts rund 20, von 1000 Personen männlichen Geschlechts 104 wegen Verbrechen und Vergehen verurteilt wurden.

Leider steht uns keine derartige Statistik andrer Länder zur Verfügung, um einen Vergleich anzustellen; ein solcher würde diesem Beitrag zur Psychologie der Geschlechter erhöhten Wert verleihen. Aus dem aber, was Kulturgeschichten und Sittenbilder uns zur Kenntnis bringen, dürfte es kein Fehlschluß sein, anzunehmen, daß das Kriminalitätsverhältnis der Geschlechter in den verschiedenen Nationen nicht wesentlich variiert. Zugegeben, daß es unter den Männern mehr „rüstige", positive, unter den Frauen mehr „schmelzende", negative Naturen giebt, zugegeben, daß die Reibungsflächen, an denen der verbrecherische Funke sich entzündet, sich dem Manne gewaltsamer aufdrängen als dem Weibe, so bleibt immer noch ein Rest, die Größe des Unterschieds ist damit nicht völlig aufgeklärt. Auch darf nicht vergessen werden, daß unsere Zeit mit ihren Arbeitsanforderungen, mit ihren Kampfansprüchen an die Frau die sogenannten negativen Naturen umzuwandeln beginnt, daß sie das Latente auslöst und frei macht, und daß die Reibungsflächen auch für die Frau sich mehren, seit sie nicht mehr allein ins Haus gehört. Dieses Schleifen, Wecken, Umbilden, Nehmen und Geben der Zeit war anfänglich ein langsames, doch steigert es sich bis zur Vervielfachung, je länger es sich bethätigt; jedes Jahr beweist es dem Sehenden. Trotz dieser Umwandlungen sprechen die letzten fünf Jahre jener zehnjährigen Periode noch mehr zu Gunsten der Frau und zu Ungunsten des Mannes als die ersten fünf Jahre. Die Frau betrat neue Gebiete, verließ schützende Mauern, war auf sich selbst gestellt, mußte hinaus ins feindliche Leben, geriet in tausend neue Versuchungen und doch verlor sie nicht, was sie besaß. Sie mußte im Kampf um das Dasein gleichen Schritt mit dem Manne halten, sie holte ihn vielfach ein, aber in diesem Punkte blieb sie zurück, weil sie sich selbst getreu blieb.

Es müssen der Frau also moralische Qualitäten eignen, die mehr als negativen Wert haben, weil sie sich nicht auffaugen lassen. Sittlichkeit ist nicht nur ein rocher de bronce, an dem sich bricht, was nach Vernichtung strebt, sie ist eine schaffende Macht, ein Fruchtträger, wenn sie auch nicht nach Art der Intelligenz wirkt. Eins ihrer Elemente ist das Verantwortlichkeitsgefühl, das selbstsüchtige und selbstherrliche Isolierung ausschließt, und freiwillig Gott und den Mitmenschen mit in die Berechnung hineinzieht. Verdichtet sich solch ein Verantwortungsgefühl unter Bestrahlung der Intelligenz zu einem festen Kern, einem Prinzip, das selbst Licht aufgesogen hat und eine Leuchtkraft besitzt, die die Umgebung erhellend durchdringt, so wird es zur Weltanschauung.

Das Verantwortlichkeitsgefühl, dieses Urelement aller Sittlichkeit, das dem Selbsterhaltungstrieb gleichberechtigt zur Seite steht, bereit sich ihm zu vermählen, ist in den Frauen stark geworden, das ist die positive moralische Qualität, die sie einzusetzen haben und die sie zu Gewinnenden macht, wenn man die Geschlechter an dem unbeugsamen Maße der Kriminalität mißt, einem Maße, an dem sich nicht drehen und deuteln läßt. Nach seinen Wirkungen zu schließen, hat der Verdichtungsprozeß schon begonnen, der es über das Individuelle, das Zufällige erhebt; die Frauen gelangen zu einer Weltanschauung, einem festen Prinzip. Das ist eine Stärkung des Positiven, denn mit dem Erkennen schließt solch ein Prozeß nicht ab, es ist die Vorstufe der Zwecksetzung, des bewußten Eingreifens und Handelns zur Erfüllung des Zwecks.

Sehen wir so langsam, weil ungepflegt, das Positive in der Frau sich entfalten und Boden gewinnen, immer in Gefahr, der Luftzufuhr beraubt, wie ein Schädling niedergehalten oder gar vernichtet zu werden, so regt sich's wie Anklage in all den wägenden Gedanken, daß der Staat diesen Strebenden, diesen Tüchtigen, diesen Ernteversprechenden so gar nicht aus eignem, freiem und erkennendem Entschließen die Hand bietet.

Wir können annehmen, daß die verurteilten männlichen Personen zum mindesten dem Staat fünf mal so viel kosten wie die verurteilten weiblichen Personen. Werfen wir dieses Plus und dieses Minus zu dem Plus und Minus für Schulen aller Art, dann steigt uns etwas wie Schamröte ins Gesicht.

Wo bleiben die Fortbildungsschulen für Mädchen?

Alle Lebensverhältnisse, man studiere nur die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten über die Fabrikarbeit der Frau, reden dieselbe eindringliche Sprache, aber nur die Gebundenen leihen ihr das Ohr und verstehen sie.

Da liegt Land brach. Was der Wind an Samenkörnern hinauftrug, trägt reiche und gesunde Frucht; aber die das Saatkorn zu verteilen haben, hätten ein wenig weiter zu wandern von ihren vollen Speichern aus, und der Weg zeigt noch keine ausgefahrenen Gleise, er ist unerprobt. So benimmt sich die Gewohnheit wie eine Heilige, sie thront selbstsicher in stolzer Unnahbarkeit.

Mondnacht am Zugersee.

Still ist die Nacht. Der alte Gaukler Mond
Spielt auf dem See mit seinen gold'nen Tellern.
Und daß zum Schein auch Klang den Lauscher lohnt,
Schallt in die Nacht hinaus ein leises Trällern.
Schnalzende Fische. Irrend' Funkensprüh'n.
Ein Schwärmen gold'ner Mücken auf den Wellen,
Ein Glitzern, Rieseln, Wandern und Verglüh'n,
Dem Tanz gleich abendtrunkener Libellen.

Was fällt dort schattenhaft ins Licht hinein?
Das Spiegelbild des Rigikegels in den Fluten.
Dort schlummert Arth in Duft und Mondenschein.
In Glitzern sanft zerrinnen dort die Gluten.
Verwirrt schau' ich auf alle diese Pracht,
Geblendet wie vom Glanz vom heil'gen Grale.
Wie eine große gold'ne Früchteschale
Erglänzt der See, ein Prunkgerät der Nacht.

Maurice von Stern.

Allerlei Charakteristisches zum Fortschritt der Frauenbewegung.

Von

Ilse Eckart.

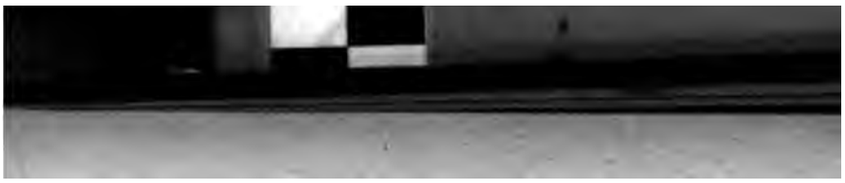
Nachdruck verboten.

Es sind gerade zehn Jahre her, da verhandelte das preußische Abgeordnetenhaus zum erstenmal über die Zulassung der Frauen zu den Universitäten und zu den wissenschaftlichen Berufen. Die deutschen Frauen verhandelten über diese Frage freilich schon seit 25 Jahren, aber die deutschen Landtage hatten „noch keine Veranlassung gehabt", sich damit zu beschäftigen. Als man eine Weile hin und her gestritten hatte, ob die Unterrichtskommission bei der Vorberatung der Frauenpetitionen, mit denen man es zu thun hatte, beschlußfähig gewesen sei oder nicht, wurde die ganze Angelegenheit schließlich von der Tagesordnung abgesetzt. Man wollte dem Kultusminister erst Gelegenheit geben, einen für die Ärztinnenfrage zuständigen Vertreter zu schicken. Augenscheinlich war man erleichtert, den „heiklen" Gegenstand noch einmal für ein Jahr ad acta legen zu können. Hatte doch in der vorangegangenen Sitzung eines der Kommissionsmitglieder, als ganz gegen seine Erwartungen die Frauenpetitionen ernsthaft verhandelt wurden, erzürnt seine Sachen zusammengepackt und das Zimmer verlassen, weil es ihm zu „phantastisch" wurde.

Verschiedene deutsche Landtage, die bis dahin „keine Veranlassung" dazu gehabt hatten, erwogen in jenen Tagen die Frage des Frauenstudiums. Da ist manches Wort gefallen, das gleich dem der Mädchenschullehrer, „das deutsche Mädchen müsse gebildet werden, damit der deutsche Mann sich nicht langweile", in den Annalen der deutschen Frauenbewegung aufbewahrt zu werden verdient. Es sei durchaus überflüssig, meinte damals einer der Volksvertreter, den Wirkungskreis der Frau zu erweitern; er genüge vollkommen. Es handle sich nur darum, den richtigen Punkt in diesem Kreis zu finden. Gute Köchinnen z. B. seien immer gesucht und gut bezahlt. Zuweilen wiesen auch kluge Gegner auf das Schreckgespenst des weiblichen Richters oder gar des weiblichen Parlamentariers am Ziele des Weges, den ahnungslose Gönner der Frauenbewegung zu beschreiten gedachten. Und dieser Hinweis verfehlte seine Wirkung selten. Aber auch der Ausblick auf den Einzug der Frau in die Universität und das gemeinschaftliche Studium der Geschlechter stimmte bedenklich.

Kingsley hat einmal gesagt, jede neue Wahrheit erlebe auf ihrem Wege durch die Entwicklung der Menschheit drei Phasen. Zuerst sage man, sie sei falsch, dann, sie sei gegen die Religion, und schließlich, jedermann habe sie schon lange gewußt, sie sei selbstverständlich.

Optimisten — und die Frauen thun gut daran, optimistisch über ihre Sache zu denken — finden heute schon Beweise dafür, daß der Gedanke der Frauenbewegung



in jenes dritte Stadium überzugehen beginnt. Zuweilen gewinnen diese Beweise überzeugende Kraft auch für skeptischer Urteilende.

In einer Versammlung des Vereins studierender Frauen sprach vor wenigen Wochen vor einem großen Kreis von Frauen und Männern, Studierenden und Gästen, Herr v. Gerlach über das Thema: „Die Frau und das öffentliche Leben." Schon der Charakter der Versammlung möchte den Herren, die vor zehn Jahren die Frage des Frauenstudiums gar keiner ernsten Behandlung wert hielten, überraschend gewesen sein. Seit mehreren Semestern schwankt die Zahl der Studentinnen an der Berliner Universität zwischen 300 und 400. Ihre Anwesenheit in den Auditorien ist, wenn auch noch nicht formell, so doch thatsächlich selbstverständlich geworden. Und allmählich hat sich zwischen ihnen und den Studenten jene gesunde „Communion of Labour", jene glückliche „Gemeinsamkeit der Arbeit" entwickelt, die eine der ersten Führerinnen der englischen Frauenbewegung als eigentliches Ziel ihres Strebens hinstellt. Sie ist noch selten in Deutschland, und man hat wohl behauptet, daß sie deutschen Traditionen zu wenig entspreche, um überhaupt bei uns im Verkehr der Geschlechter zum Ausdruck kommen zu können. Daß von vielen Studenten und Studentinnen dieser neue, kameradschaftliche Ton gefunden ist, mag für die künftige Entwicklung der Frauenbewegung bedeutungsvoller werden, als manches einzelne Zugeständnis der Gesetzgebung. Es ist ein Fortschritt jener inneren Entwicklung, die der Veränderung äußerer Formen vorausgehen muß, die sich in ihnen erst materialisiert. Freilich, heut wird man aus dem fröhlichen Genießen des werdenden Neuen noch oft genug zu der Erfahrung geweckt, daß noch recht viele nichts von dem wissen wollen, was einem oft schon über das Diskutiertwerden hinaus als selbstverständlich erschien, daß die Frauenbewegung den Charakter eines Kampfs der Geschlechter noch nicht verloren hat.

Man braucht nur an die drei Auflagen des Buches über den physiologischen Schwachsinn des Weibes zu denken, oder an die Bemühungen des Herrn Professor Koßmann, einer Bewegung, die er nicht aufhalten kann, wenigstens noch hier und da ein kleines Gewicht anzuhängen. Das letzte ist die auf seinen Antrag beschlossene Eingabe der brandenburgischen Ärztekammer an den Reichstag, um die kürzlich erfolgte erste staatliche Approbation von zwei Ärztinnen, die auf Grund der Schweizer Maturität zugelassen waren, womöglich noch rückgängig zu machen.[1]) Es trifft sich ja, daß in denselben Tagen die beiden ersten deutschen Medizinerinnen, die alle Vorbedingungen rite erfüllten, die staatliche Approbation erlangten.

So sieht man wohl getrost all diese Hemmungen an wie die gestrengen Herren, die, wie jeder weiß, in den letzten Tagen des Spätfrühjahrs noch einmal kommen müssen.

Ein andres aus jener Versammlung erschien noch mehr wie eine glückliche Prognose für die Zukunft. Der Vortrag behandelte die Frau und das öffentliche Leben — oder, um die vorsichtigere Fassung durch die präzisere zu ersetzen „die Frau und die Politik." Vielleicht ist es das erste Mal in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung, daß von einer aus den verschiedensten Elementen bunt und zufällig zusammengewürfelten Versammlung die Forderung des Frauenstimmrechts als das selbstverständliche Ziel der Frauenbewegung widerspruchslos anerkannt, ja als solche

[1]) S. Frauenleben und -Streben.

gar nicht einmal in die Diskussion gezogen wurde. Wohl wurde von einer Seite konstatiert, daß ihre Erfüllung soviel Schatten- wie Lichtseiten haben würde; daß diese Erfüllung kommen müsse, stellte keiner der Diskutierenden in Zweifel.

Es ist für den Deutschen gewiß leichter, an eine gelehrte Frau zu glauben, als an eine, die Politik treibt. In keiner Hinsicht hat der Deutsche sein Frauenideal mit soviel unklarer Sentimentalität ausgestattet, als in bezug auf ihre Stellung zum Vaterlande.

Einerseits hat man von konservativster Seite immer wieder die deutsche Mutter gepriesen, die in ihren Kindern die Liebe zum Vaterlande, den Stolz auf seine Errungenschaften in Krieg und Frieden, die Begeisterung für seine großen Männer wecken und pflegen solle. Man hat der Mädchenschule eine „nationale" Grundlage gegeben und verlangt, daß sie ihren Schülerinnen das Verständnis für die Aufgaben, die Kultur, die Entwicklung Deutschlands erschließen solle. Man erzählt ihnen von den Frauen, die selbst mit in den Kampf zogen, und von den Fürstinnen, die die Geschicke ihres Landes zu übersehen und zu leiten verstanden. Und dann verlangt man von ihnen, daß sie sich jedes eignen Urteils begeben, konservativ mit dem konservativen Vater und dann womöglich liberal mit dem liberalen Gatten denken, nie mehr ein selbständiges Interesse für die Kulturfragen ihres Vaterlandes bekunden, sondern sich damit begnügen, dem Gatten zu Kaisers Geburtstag die Ehrenzeichen anzustecken, die Kinder vaterländische Lieder zu lehren und ihnen Schärpen zu nähen.

Es war charakteristisch, daß man seiner Zeit in der Tagespresse das öffentliche Eintreten des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins für die Flottenvorlage wohlwollend begrüßte, während man die Erklärung einiger Frauen gegen die Getreidezölle als etwas durchaus Unpassendes und Unweibliches hinstellte. Man will den Patriotismus der deutschen Frau in den Formen jener Zeit festhalten, da man den deutschen Mann auch nur zu nationalen Pflichten rief, wenn es hieß, das Vaterland nach außen zu verteidigen, ihm aber keinen Teil an der Arbeit des innern Aufbaus gab. Man vergißt, daß der Schwerpunkt der nationalen Aufgaben mehr und mehr auf das Gebiet der inneren Politik gerückt ist. Da müssen auch die nationalen Interessen heute eine andre Richtung nehmen, als zu der Zeit, da die deutsche Frau die Wagenburg verteidigte und der Mann ihr das aufgezäumte Schlachtroß zur Brautgabe brachte, als ein Zeichen, daß sie seine Gefährtin wie im Frieden, so im Kriege sein solle. Die deutschen Mädchen hören es in der Schule mit Stolz, daß die deutschen Frauen zu so hohem Dienst berufen waren, um nachher zu erfahren, daß sie heutzutage nur die himmlischen Rosen ins irdische Leben zu flechten haben.

Aber auch darin beginnt der Wandel, wenn auch erst langsam. Und daß es jetzt schon Männer giebt, für die es auch selbstverständlich ist, daß die Frauen an der Kulturarbeit ihrer Nation ihren vollen, unverkürzten Anteil haben, daß die akademische Jugend für diese Forderung eintritt, wie es an jenem Abend geschah, läßt die Zeit nicht mehr zu fern erscheinen, wo die Frauenbewegung ihr Ziel: Communion of Labour auf allen Gebieten erreichen wird.

Die Römerin.

Von

Valesca Jaekel.

Nachdruck verboten.

Wenn Friedländer sagt, daß zwar alle Darstellungen römischen Lebens unvollständig bleiben müßten, daß dies aber am meisten vom Leben der Frauen gelte, „von dem sich zusammenhängende Anschauungen am schwersten gewinnen lassen", so hat er unzweifelhaft bis zu einem gewissen Grade recht; denn zu allen Zeiten wurde vom Manne das Frauenleben als etwas so Unwichtiges betrachtet, daß die bezüglichen Nachrichten in den Quellen aller Völker sich nur ganz zerstreut vorfinden. Dennoch wird der, der genauer zusieht, in den römischen Überlieferungen noch manches bisher Unbeachtete antreffen und namentlich solche Mitteilungen, die den hergebrachten Meinungen über die der Heidin erwiesene Nichtachtung durchaus widersprechen.

Allerdings standen die Frauen Roms während der älteren Jahrhunderte gleich den erwachsenen Söhnen in der Mundschaft; sie erbten nicht, klagten und verteidigten sich nicht, konnten verkauft und getötet werden. Aber diese Barbarei bedeutete nicht im mindesten eine Vergewaltigung durch den Stärkeren, sondern sie beruhte auf den Gesetzen der Religion[1]), und so lange der Ahnenglaube in Kraft stand, richtete der römische Hausvater, von religiöser Scheu gezügelt, vor den Augen der gefürchteten Ahnengötter[2]). Zudem scheinen mehrere Nachrichten, die eine sehr hohe Achtung vor dem weiblichen Geschlecht bekunden, den Schluß zu fordern, es habe der Römer der ältesten Zeit nicht anders als es für den Inder und Hebräer bezeugt wird, das Gedeihen der Häuser von einer guten Behandlung der mater familias, der Hauspriesterin[3]), abhängig geglaubt. Nicht nur daß der ältere Cato, der bekanntlich gern altertümelte, eine uralte und heimische Ansicht ausgesprochen haben dürfte, wenn er sagte: „Ein Mann, der seine Frau oder seine Kinder schlägt, entweiht durch ruchlose Hände das, was das Heiligste und Geweihteste in der Welt ist." Die Thatsache, daß während der ersten fünf Jahrhunderte des Bestehens der Stadt keine Ehescheidung stattfand, ist ein Umstand, der, wenn man ihn mit verschiedenen Gebräuchen vergleicht, nicht die Annahme zuläßt, er sei das Ergebnis männlicher Härte gewesen. Die Braut betrat nach einem alten Herkommen die Schwelle ihres neuen Heims mit den an ihren Bräutigam gerichteten Worten: „Wo du Hausherr bist, bin ich Hausherrin"; auch empfing die Hausmutter bis zum Untergange Roms von allen Familiengliedern, den Hausherrn miteingeschlossen, den Titel „Herrin". Jeder Bürger hatte den Frauen — die von der Geselligkeit in keiner Weise ferngehalten wurden[4]) — auf der Straße auszuweichen, und es gab ein Gesetz, demzufolge jeder, der sich leichtfertige Reden gegen eine Frau erlaubte, vor den Blutrichter gestellt wurde. Zu keinem häuslichen Geschäfte waren die Frauen verbunden außer zur Anfertigung der Kleider. Eine Verherrlichung des weiblichen Geschlechts, die mit dem Marienkultus auf einer Stufe steht, zeigt sich in dem Institut des Vestapriestertums. Die Vestapriesterinnen besaßen viele und große, sie teilweise über die höchsten Beamten hinaushebende Vorrechte, als deren eines Plutarch erwähnt, daß sie noch bei Lebzeiten des Vaters ein Testament

[1]) Fustel de Coulanges, La cité antique. Paris 1874. S. 97. — [2]) ebenda 107. — [3]) ebenda 110. — [4]) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms ... Leipzig 1862.

gewesen sein mögen, den geraubten Sabinerinnen das „im Hause ganz die Herrschaft“[4]) hätten, erhellt am öfteren in politischen Fragen und selbst den Behörden bewußtsein auftreten, von dem die moderne Durchsch Sabinerinnen werfen sich zwischen die streitenden Schar Väter zum Frieden; Veturia und Volumnia ziehen mi die in selbständiger Versammlung sich zu diesem Sch männliches Geleit in das Lager des Feindes und besti auf den die Bitten der Beamten und Priester ohne Schonung der Stadt; als es im Kriege gegen Veji an Römerinnen, abermals auf eigenen Antrieb, Versammlun ausgeführten Entschluß, „ihr Gold und sämtliches Ges Kriegskosten auszuliefern; im Jahre 195 v. Chr. empör Neuerung des Oppischen Gesetzes, das ihnen verbot, b einem Zweigespann zu fahren und über mehr als ei verfügen; sie besetzen die Zugänge zum Gerichtsplatz und und andere Würdenträger um ihre Vermittlung an; ja, s die Wohnung der beiden Volkstribunen, zwingen sie, die en verteidigen, zur Absage ihrer Einsprache und erringen die lang giltig gewesenen Gesetzes.[5]) Solch freier, unabhängig bis zum Untergange der Republik eigen. Im Jahre 40 v. sich gegen die Triumvirn aufzulehnen. Dieselben hatten dur der reichsten Bürgerinnen dazu bestimmt, nach einer Abschä Beitrag zur Bestreitung der Kriegskosten zu leisten. Zugl die ihr Vermögen zu niedrig schätzen würden, eine Strafe und Freigelassenen, die derartiges zur Anzeige bringen gedacht. Nun wandten sich die Besteuerten an die weiblic haber und als sie hier keinen Erfolg sahen, drangen sie n und Leibwachen, die ihnen ehrerbietig Platz machten, vor d die Triumvirn durch den Mund der beredten Tochter d „. . . . Warum sollen wir steuern, da wir nicht im Mitgenu und Ehrenstellen und Provinzen sind, überhaupt keinen Te haben, um die ihr jetzt, das Unheil bis auf den höchsten Weil es Krieg ist, sagt ihr? Gut; aber wann gab es de steuerten die Weiber? Sie, die ihr Geschlecht bei allen Völker Entrüstet über die „Keckheit“ der Frauen, befahlen die Dienern, Hortensia und ihre Begleiterinnen von der Büh Volk nahm mit heftigem Geschrei für sie Partei, und die Ma sich nachgiebig zu erweisen. Sie

hatten frei ausgehen lassen, zur Steuer heran und verminderten die Zahl der besteuerten Frauen von 1 400 auf 400.

Das Selbstgefühl der Cäsar-Bändigerinnen ging übrigens aus einer häuslichen Stellung hervor, die an Ansehen teilweise die der älteren Jahrhunderte überbot. Seit den punischen Kriegen hatten die Töchter Roms mit Hilfe ihrer Väter es durchgesetzt, sich durch Ehekontrakte eine Unabhängigkeit zu sichern, die sie oft genug über ihre Männer erhob.[1]) Mit Ausnahme der Mitgift, die in die Hände des Mannes überging, behielt die Frau das freie Verfügungsrecht sowohl über ihr eingebrachtes Vermögen als über das, was ihr später durch Erbschaft aus dem Vermögen ihres Vaters zufiel. „Auf diese Weise ging ein sehr beträchtlicher Teil des römischen Reichtums in den unbeschränkten Besitz der Frauen über." Der „schöne Prokurator", der Privatgeschäftsführer der Frau, den der Ehemann als einen regelrechten Cicisbeo zu dulden und sogar mit Rücksicht zu behandeln hatte[2]), war schon zu Ciceros Zeit eine Lieblingsfigur der Lustspieldichter und die von reichen Frauen gegen ihre Männer geübte Tyrannei — sie sollen ihnen bisweilen Geld gegen hohe Zinsen geliehen haben — ein stehendes Thema der Satiriker.[3]) Jeder Teil konnte die Ehe lösen, und die Lösung gab beiden Teilen das Recht, sich wieder zu verheiraten. Daß von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht wurde, ist häufig genug gesagt worden; das außerordentlichste Beispiel der Art führt Hieronymus an: er versichert, daß in Rom eine Frau lebte, die an den dreiundzwanzigsten Mann als dessen einundzwanzigste Lebensgefährtin verheiratet war. Man hat nun sehr viel Aufhebens davon gemacht, daß manche Männer, obzwar sie in solchem Fall, uraltem Gesetze gemäß, ihr ganzes Vermögen einbüßten, ihre Ehe leichtsinnig und willkürlich trennten; nicht aber hat man das Leid und Unrecht in Betracht gezogen, das ebenso oft dem männlichen Teil durch leichtfertige Lösung von Ehen und Verlöbnissen zugefügt wurde. Julia, die Tochter Cäsars, war mit Cäpio verlobt und sollte ihm in wenigen Tagen angetraut werden; da hielt es plötzlich Pompejus für angemessen, sie zur Gattin zu begehren, und er versprach, um den Unwillen des Bräutigams zu besänftigen, diesem seine eigene Tochter, die dem Faustus, einem Sohn Sullas, zugesagt war.[4]) Augustus zwang seinen Stiefsohn Tiberius, die Agrippina, die er liebte, zu verstoßen; auch erzählt man, es habe der Beraubte „großen Schmerz" über die Trennung empfunden, und als er der Geschiedenen einst begegnete, sie mit so „unverwandtem und thränenvollem Blick" verfolgt, daß man Sorge trug, sie ihm nicht wieder vor die Augen kommen zu lassen.[5])

Noch sind andere Berichte und zwar in großer Zahl, weit über die von Friedländer angeführten Beispiele hinaus, vorhanden, die zur Widerlegung der von Gibbon und so vielen andern erhobenen Behauptung dienen, dem Römer sei zartfühlende, achtungsvolle Liebe etwas Unbekanntes gewesen. Der älteste Bericht dieser Art scheint die Erzählung von dem Vater der Gracchen zu sein, dem Gatten der berühmten Cornelia; er ließ von zwei in seinem Hause gefangenen Schlangen das Männchen töten, das Weibchen freigeben, weil ihn ein Wahrsager bedeutet hatte, wenn jenes zuerst seinen Tod fände, würde er, Gracchus, seiner Gemahlin im Tode vorangehen. Der Senator Cajus Plautius Numida hing mit so großer Liebe an seiner Gattin, daß er auf die Nachricht von ihrem Tode sich mit dem Schwert durchbohrte und nachdem seine Hausgenossen, die ihn überraschten, die Wunde verbunden hatten, den Verband abriß.[6]) Als Marcus Plautius, der nach dem macedonischen Kriege mit dem Oberbefehl über die Bundesgenossen-Flotte betraut worden war, seine Gemahlin Orestilla durch den Tod verloren hatte, stürzte er sich neben ihrem Scheiterhaufen in sein Schwert; man legte ihn der Vielgeliebten zur Seite und verbrannte beide auf einmal.[7]) Lepidus, der bekannte Triumvir, mußte sich infolge der Untreue seiner Gattin, da es das Gesetz so gebot, scheiden lassen; aber er starb, wie

---

[1]) Juvenal VI, 210 f. — Plutarch, Cato der Ältere c. 8. — Legouvé, Histoire morale des femmes. Paris 1869. S. 150. — [2]) Friedländer I, 273; 274 in Note. — [3]) Lecky, Sittengeschichte Europas. Leipzig 1879. II, 254. — [4]) Plutarch, Pompejus c. 47. — [5]) Sueton, Tiberius c. 7. — [6]) Valerius Maximus IV, 6,2. — [7]) ebenda IV, 6,3.

begüterten Mannes, fühlte sich in so wunderſame Liebe
vertrauter er mit ihr verkehrte, um ſo mehr —, da
Talente (18 000 Gulden) abkaufte; da er nun wegen
die Gläubiger nicht befriedigen konnte, begann er ein
er die Geliebte zu befreien und für ſich zu gewinnen
100 v. Chr. einen Sklavenaufſtand und verlor dabei
Zeitgenoſſe des Julian, hing „mit unglaublicher Liebe
um ihretwillen zu den Perſern über.[4]) Gerontius, der
ſich durch die Flucht ſeinen Feinden entziehen könne
über ſich, ſeine Frau, die nicht die Kraft beſaß, ihm z
es vor, ſie, die ihn um ſolche Gunſt anflehte, zu tö
Neben den römiſchen Grabdenkmälern, die in Bild un
immer und immer wieder die leidenſchaftlichſte Gatten
zeigen römiſche Dichter, wie ſehr ſolche Geſinnungen
ſiegte, in weitverbreitetem Anſehen geſtanden haben. Pr
nicht zu Thaten des Ruhmes geboren; er ſchreibt einem
verſage, ſein Reiſebegleiter zu werden, weil er fürchte,
fernung zu betrüben; er wolle im Dienſte ſeiner Cynth
keineswegs die Unterordnung der Frau im Hauſe; er ſa
und ſie ſoll ſorgen für alles. Mir ſelbſt ſei es ein Ge
ſein.“[7]) Ovid meint, ſeine Gattin allein, ſeine teure
Geſängen begeiſtert; es iſt ihm gewiß, daß nie ein W
geliebt worden ſei wie ſie.[8]) Ganz beſonders bürgt Luc
Empfindungen; er ſchildert die Sorge des Pompejus
den Ausruf an: „mit welcher Gewalt beherrſcht de
Liebe!“[9]) Sogar von vielgeliebten Schweſtern und
Geſchichte zu erzählen. Cäſar liebte ſeine Schweſter
von den ſeltenſten Eigenſchaften war, „außerordentlich“
politiſchen Dingen von ihr beſtimmen.[10]) Der Feldherr
vorzüglichem Charakter, hing mit ſo ungemeiner Liebe
er bei der Nachricht von ihrem Tode, wenn Plutarch
faſt geſtorben wäre. Er lag, obgleich die Kriegsgeſchäft
waren, von ſeinem Schmerze übermannt, volle ſieben Tag
Loſung zu geben oder einen ſeiner Freunde vor ſich zu laſſe
ſich ſeines Amtes wieder anzunehmen.[11])

Iſt die auf Schweſtern und Mütter ſich erſtreckend
Zeugnis deſſen, daß treffliche Geiſtes- und Herzensgaben

zu eigen gewesen sind, so gewährleisten noch viele Berichte von direkter Art den geistigen Standpunkt der Römerinnen als einen merkwürdig hohen. Es ist hierbei nicht nötig, auf einzelne Gestalten zu verweisen, etwa auf die kluge Polla Argentaria, die Gemahlin des oben erwähnten Lucan, die im stande war, ihren Gatten bei seinen Arbeiten zu unterstützen, oder auf die Satirikerin Sulpicia, oder auf die in der Redekunst hervorragende Lälia[1]), eine Tochter des Redners Lälius, oder auf Cornelia, die Mutter der Gracchen, deren ausgezeichneter Bildung und Erziehungsgabe man den Hauptanteil an der Trefflichkeit ihrer Söhne zuschrieb, oder auf die spätere Cornelia, die Gattin des Pompejus, die mit bescheidenem, schlichtem Wesen und mit zärtlicher Liebe zu ihrem Gemahl eine gediegene Kenntnis der schönen Wissenschaften, Musik und Geometrie verband und gewöhnt war, philosophische Schriften mit Nutzen zu lesen.[2]) Gleichviel, welches Motiv Epiktet den Römerinnen unterschiebt — er weiß mitzuteilen, daß sie sich mit dem Studium des platonischen Staats beschäftigten.[3]) Nach dem Zeugnis des Juvenal — der, beiläufig gesagt, die Männer für den verderbteren Teil des verderbten Rom erklärt[4]) — vermochten nicht wenige Frauen sich trefflich in der griechischen Sprache auszudrücken, entwarfen als Kläger und Beklagte die Gerichtsreden mit eigener Hand und nahmen es in der Kenntnis des Rechts mit den besten Juristen auf; auch waren sie mit Geschichte, Litteratur und Grammatik gründlich vertraut, ja nach dem Geschmack und ehrlichen Bekenntnis des Scharfzüngigen viel zu sehr; denn „dem Manne muß Schnitzer zu machen erlaubt sein".[5]) Schon zu Ovids Zeit wurden die Stücke Menanders in Mädchen- wie in Knabenschulen gelesen,[6]) und zuweilen lasen die Mütter selber mit ihren Töchtern Homer und Virgil.[7]) Daß die Frauen „Verse machten, griechische und lateinische, war in einer Zeit des wuchernden poetischen Dilettantismus natürlich und daß die Dichterinnen sich gern mit Sappho vergleichen ließen, nicht minder. Machten sie nicht selbst Gedichte, so kritisierten sie fremde".[8]) Irrt Friedländer sich nicht, so besaßen die Römerinnen „sehr gewöhnlich" die Fertigkeit, eigene Verse oder die Gedichte andrer nach selbst gesetzten Melodien auf der Laute vorzutragen.[9]) Auf antiken Bildern sieht man überraschend häufig Malerinnen dargestellt; auch wird von einer gewissen Jaia, die lebenslang Jungfrau blieb, berichtet, sie habe sowohl mit dem Pinsel als mit dem Grabstichel Bildnisse ungemein schnell und so vorzüglich herzustellen verstanden, daß sie weit besser bezahlt wurde als die berühmtesten Maler ihrer Zeit.[10])

Endlich ist es ein für den seelischen Wert der Römerinnen höchst ehrenvoller Zug, daß Meinungsäußerungen wie die des Frauenhassers Cato, sobald bei öffentlichen Beratungen die Rechte der Frauen zur Sprache kommen, gewöhnlich zurückgewiesen werden. Als Cato mit Bezugnahme auf das Oppische Gesetz über die „Unbändigkeit" der römischen Weiber sich ereiferte, warf Lucius Valerius sich zum Verteidiger der Frauen auf und führte ihre Sache durch. Als Severus Cäcina den Frauen die in der Provinzverwaltung auftretenden Mißstände zur Last legte, erfuhr er den heftigen Widerspruch der Majorität, und Valerius Messalinus antwortete: „Vergeblich wolle man dem Mangel an Mannheit bei den Männern einen fremden Namen unterlegen; es sei doch nur des Mannes Schuld, wenn das Weib aus den Schranken gehe."[11]) Als Metellus in seiner Rede über die Ehe die Frauen als ein notwendiges Übel bezeichnete, übernahmen sofort mehrere Redner die Ehrenrettung des weiblichen Geschlechts; sie erklärten, es rührten die Übel der Ehe in den meisten Fällen von den Fehlern und Ungerechtigkeiten der Männer her.[12]) So blieben auch, wie Plinius überliefert, selbst diejenigen „Lärmreden"[13]) Catos, in denen er die uralte und vielgepflogene[14]) Sitte anfocht, Frauen auf Gemeindekosten durch

---

[1]) Quintilian I, c. 1. — [2]) Plutarch, Pompejus c. 55. — [3]) Epiktet, Handbüchlein der Moral. Übers. v. Stich c. 53. — [4]) Juvenal II, 36 ff. — [5]) Juvenal VI, 455. — [6]) Friedländer III, 275. — [7]) ebenda I, 265. — [8]) ebenda I, 290. — [9]) ebenda I, 267. — [10]) Plinius, Naturgeschichte. Stuttgart 1840. S. 4017. — [11]) Tacitus, Jahrbücher. Übers. v. Gutmann. III, c. 1. — [12]) Gellius, Oeuvres complètes. Paris bei Garnier frères. I, c. 6. — [13]) Plinius, Naturgeschichte 34, c. 14. — [14]) Friedländer III, 168.

Standbilder zu ehren, ohne jeden Erfolg; man fuhr fort, deren in den Provinzen und in der Hauptstadt zu errichten, und es werden u. a. für Rom ein Standbild der Vestalin Suffetia erwähnt, eines der Cornelia, drei Standbilder der Sibylle und ein Reiterstandbild der Clölia. Auch fuhr man trotz Cato fort, den Frauen die größte Freiheit im Verkehr zu gewähren, so daß sie, einerlei ob jung oder alt, ohne Begleitung im Theater, im Zirkus, in den Tempeln und bei Gastmählern erscheinen durften. Ja, man fuhr fort, den Frauen einen sehr häufig[1]) geübten und oftmals recht günstigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gestatten. So trat Fulvia, die Gemahlin des Antonius, das Schwert an der Seite, den Helm auf dem Haupt, vor die von ihr gesammelten Legionen, hielt Ansprachen an die Krieger und verrichtete alle Geschäfte eines Feldherrn. Tiberius ließ sich in allen Dingen von Antonia, der keuschen Witwe des Drusus, leiten.[2]) Als die Besatzung von Castra Vetera im Jahre 15 n. Chr. die Rheinbrücke abbrechen wollte, weil das Gerücht laut wurde, es sei das römische Heer vernichtet und dasjenige der Germanen in vollem Anmarsch begriffen, widersetzte sich Agrippina, die edle Gemahlin des Germanicus, dem Beginnen und sah zu ihrer Freude bald darauf vier übel zugerichtete Legionen die Brücke beschreiten. Auch weiterhin vertrat sie die Stelle ihres abwesenden Gemahls, indem sie die Musterung über die Geretteten abhielt, Kleidung und Verband spendete und ihnen den Dank des Vaterlandes aussprach.[3]) Daß die Kaiserinnen ihre Gatten auf den Kriegszügen begleiteten, war etwas ganz Gewöhnliches; Cäsonia, die sechste Gemahlin des Caligula, pflegte im Soldatenrock neben dem Kaiser einherzureiten. Von anderer Sinnesart war Plotina, die kluge, ernste, bescheidene Gattin Trajans; so oft der Kaiser von einer kriegerischen Unternehmung in Anspruch genommen war, führte sie die Regierungsgeschäfte. Und solche Regentschaft steht nicht vereinzelt da; auch unter selbstthätigen Kaisern nahmen die Kaiserinnen häufig an der Regierung bedeutenden Anteil.[4]) Sogar Augustus, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, ließ sich oftmals von seiner klugen Gemahlin leiten; ja, „man erzählte sich in Rom, daß er nie mit Livia ein wichtiges Gespräch führe, ohne sich schriftlich darauf vorzubereiten".[5]) In den Provinzen sah man vielfach die Gemahlinnen der Statthalter den Übungen der Truppen beiwohnen, sich unter die Soldaten mischen, von Centurionen umgeben; sie beteiligten sich an den Geschäften, und die Provinzialen mußten zwei Hofhaltungen ihre Aufwartung machen und hatten mitunter doppelte Erpressungen zu erleiden.[6]) Vielleicht am deutlichsten charakterisiert den weitgehenden Einfluß, den die Römerinnen sich zu verschaffen wußten, das Schlußwort der bereits erwähnten, von Cäcina gegen die Frauen gehaltenen Rede: sie beherrschten, „der Fesseln ledig, Häuser, Gerichte und bereits auch Heere."

---

[1]) Lecky a. a. O. II, 254. — [2]) Flavius Josephus, The Antiquities of the Jews. Übers. v. Whiston. London. XVIII, c. 6. — [3]) Tacitus, Jahrbücher I, 69; vgl. Klemm, Die Frauen. Dresden 1859. III, 99. — [4]) Friedländer I, 288. — [5]) ebenda. — [6]) ebenda.

Der Einzige.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 619.)

Antoinette Wagner ſchiebt das weiße Morgenhäubchen auf die blonden Haare; ſie hat die ganze Nacht nicht geſchlafen, immer angeſtrengt auf jede Bewegung von Fritz nach der angelehnten Thür hingehorcht. Er iſt merkwürdig ruhig geweſen, kein Stöhnen, Herumwerfen, Seufzen. Und welchen innerlichen Kampf wird er gekämpft haben! Ihr armer, armer Junge! Seinem Herzenstraum entſagen ſollen, das kann nicht leicht ſein, dem weichen Gemüt ihres Fritz gewiß nicht. Wie ſchwer wird es ihr ſchon, an die Stelle, wo die liebe, lachende Mile geweſen, Emmy zu ſetzen. Die wird ihr immer fremd bleiben. Sie allein hat's doch geſehen und wahrgenommen, was in dem jungen Menſchen vorging. Und ſoll nun aus ſein. — Reif iſt über Nacht gefallen. Sie hat ihre leiſen Thränen getrocknet, ihre Hände gefaltet. „Gott, gieb, daß er's hinnimmt und trägt, nach deinem Willen, was ſein Vater nun einmal will!" und wieder Thränen und wieder die Bitte. Stunde um Stunde iſt verronnen, jede hat die alte ſchnarrende Standuhr auf dem Eſtrichvorplatz da draußen angezeigt. Wenn ſie nur wüßte, ob ihr Junge geſchlafen hat.

Das Geſicht iſt blaß, das ihr aus dem Spiegel entgegenſieht, und dunkle Ringe liegen unter den Augen. Das Leben iſt ihr ſchwer, ſehr ſchwer geweſen in all der Wohlhabenheit des Hauſes. Nun hat ſie gemeint, es wäre ihr ſchuldig geworden, daß es ihrem Einzigen gut gehen müßte. Aber, da iſt bald die Krankheit gekommen und hat ihn zu einem Sorgenkinde gemacht. Und nun?

Sie trägt ein graues Morgenkleid, einen ſchlichten, weißen Halskragen und faßt nach der ſauberen, blauen Küchenſchürze mit dem friſchgebügelten Knick.

Der Tag ſtellt ſeine Anforderungen wieder an ſie.

„Biſt du ſchon auf, Mutter?" klingt es aus dem Nebenzimmer.

„Ja, mein Junge!" und ſie unterdrückt den Seufzer.

„Dann will ich auch —."

Sie faßt nach dem Schlüſſelkorb und kommt an die Thür.

„Ach, nein doch, bleib man noch liegen. Erhol' dich."

„Ich bin ganz kräftig."

Sie geht hinein, zieht den Vorhang auf, daß die Sonne einfällt, und tritt dann an ſein Bett.

„Haſt ſchlafen können?"

„Ganz gut."

Sie verſucht zu lächeln. „Das iſt aber recht geweſen," meint ſie und ſtreicht ihm das volle Haar aus der Stirn und ſetzt ſich auf den Rand ſeines Bettes. „Und ein ſchöner Tag wird!"

„Glaubſt du das wirklich, Mutter?" fragt er. „Ich meine, es wird wohl ein ſchwerer ſein!"

„Ach, mein Fritz, mein Fritz!"

Er richtet ſich auf, und wie ſie in ſein Geſicht ſieht, dünkt es ſie, als ſei ein fremder Zug hinein gekommen. Den einen Arm um ihre Schulter gelegt, mit der anderen Hand über ihre Backen ſtreichend, ſagt er: „Arme Mutter! Was für ein ſchweres Leben haſt du gehabt. Immer getragen, getragen, getragen!"

Sie sieht zu Boden, auf das Muster des kleinen Teppichs hin, der vor dem Bett liegt — Rosen und Tulpen.

„Mein Junge, das ist ja wohl das Los der meisten Frauen. Es steht in der Bibel — sieh, das habe ich mir immer vorgehalten —"

„Wenn er dich gar zu sehr tyrannisierte."

„Ach, laß das!"

Nun streichelt er ihre kleinen, fleischigen, verarbeiteten Hände.

„Der große, große Egoist!"

„Fritz, das liegt in den Männern, sie sind die Herren, sie haben den Willen!"

Langsam schüttelt der junge Mensch den Kopf. „Ich will es dir gleich sagen, ich füge mich nicht. Ich lasse mich nicht wie eine Ware behandeln."

„Fritz!" Wie am gestrigen Abend sieht sie ihn mit großen, erschrockenen Augen an.

„Ich heirate Emmy Roth nicht!"

Jetzt weiß sie, was das Fremde ist, das sie in seinem blassen Gesicht entdeckt hat: Ein fester Wille, der über Nacht über ihn gekommen ist.

„Fritz!" Sie rückt ein wenig von ihm ab. „Mein lieber, lieber Junge! Was soll dir denn anders übrig bleiben? Er will es doch nun einmal!"

„Und nun und nimmer gehorch' ich!"

„Wegen — Mile!" flüstert sie.

Ein rosiger Schein kommt über seine Backen, und seine Augen glänzen. „Du weißt es, daß ich sie lieb habe!"

„Ach, mein Herzensfritz!"

„Mile!" Eine Falte rückt seine Brauen, die dunkler sind als sein Haupthaar, fast ganz zusammen.

„Mile!" Sein Mund zuckt, er schlingt die Hände ineinander, und sie sieht, wie sich seine kranke Brust hebt und senkt.

„Das wäre das höchste Glück gewesen," sagt er mit einem traumverlorenen Blick ins Weite. Dann blendet ihn der Sonnenstrahl, und er wendet den Kopf. „Und ich habe mir eingebildet, er verstehe mich, als er mich fragte — ach, Mutter, ob ich schon Eine gern gehabt."

„Er fragte dich." Sie weiß es besser, was er gedacht hat. O, ihr guter, unschuldiger Junge!

„Arme, arme Kinder!"

„Aber, Mutter, wenn ich sie mir auch nicht erkämpfen kann — den Willen mit den andern thu' ich ihm doch nicht."

Sie ringt die Hände. „Hat er schon mal sein Wort zurückgenommen? Das hat noch kein Mensch erlebt!"

„Daß ich mich nicht füge, das wird er erleben."

„Darum sollst du doch Eichberg nur kriegen."

Und sie meint, es hebe sich da aus der eindringenden Sonne heraus das alte graue Haus mit dem Turm, umstanden von vielen Bäumen, mit dem freundlichen Rosengarten, den sie immer angestaunt hat, wenn sie hin kam. Die Blumeroder machen ihre liebsten Spaziergänge nach dort. Mile hatte sie auf der Schwelle gesehen, an den blanken Scheiben zwischen den hohen Rosenstöcken und neben ihr den, der ihr einzig Gut und Glück auf der Welt ist — ihr Sorgenkind.

Antoinette Wagner starrt hilflos vor sich hin. „Mile giebt er dir nicht!"

„Das glaube ich selber nicht. Aber —"

Zwei schwere Thränen rollen über das Gesicht der Matrone.

„Wie unglücklich bin ich!"

„Warst du's nicht immer, arme Mutter?" Er legt seinen Kopf an ihre Schulter. „Neben einem Menschen, den du nicht lieb haben konntest."

Eine ganze Weile ist's still in dem Raum, die Uhr vor der Thür holt aus und schlägt dann heiser. Die Hähne krähen unter dem Fenster, das Federvolk wartet auf die Hausfrau, die ihm um diese Zeit das Futter bringt.

Dann dreht sich Antoinette Wagner herum und sieht ihrem Sohne voll ins Gesicht. „Lügen will ich nicht, mein Junge. Ich habe ihn auch mal lieb gehabt. Von Herzen. Nicht zuerst, da war ich ihm nur gut. Wir waren ja auch so zusammengebracht. Nach meinem Willen hatte mich keiner gefragt. Dann plötzlich gingen mir die Augen auf für all das, was gut an ihm ist, und daß er so klug war und hoch stand, und er behandelte mich auch gut. Und du kamst auf die Welt! Ja, ich habe ihn lieb gehabt und zu ihm aufgesehen

und habe ihm jeden Wunsch von den Lippen gelesen und — ach, was hätte ich nicht noch thun wollen und können." Sie schweigt, es schüttelt sie, als ginge ein Frost über sie hin. „Aber, das wurde anders!"

„Mutterchen, Mutterchen, er wurde zu dem kaltherzigen Egoisten! Nicht, das war's?" Sie nickt, und dann sind sie wieder beide still.

Das Schreien und Krähen draußen wird ungeduldiger; sie steht mechanisch auf. „Ich muß runter!"

„Mein Junge, mein Fritz," sie bittet mit weicher Stimme, „bedenk' dich noch."

„Ich fürchte mich nicht. Thust du es?"

„Warum sollte ich's noch? nicht für mich. Dich, mein Junge, dich —" sie stockt, sie geht nach der Thür und sagt von dort herüber: „Geh' ihm wenigstens nich' gleich unter die Augen."

Langsam sind ihre Schritte auf dem Estrichboden, schwer auf der knarrenden Treppe. Wenn er sie nur nicht hört. Aber, da ist er schon, er steht in der offenen Hausthür, vor sich hinpfeifend. Seine breite, wuchtige Gestalt füllt fast die ganze Öffnung aus, und er achtet den Windzug nicht, der über die Diele kommt. Die schwarzweißen Fliesen glänzen noch von der Feuchtigkeit, sie sind eben gesäubert.

Der große Hund steht neben ihm, und seine Hand streicht über seinen Kopf.

Ja, die knarrenden Stufen haben sie verraten, er wendet sich halb herum. Sie konnt's ja wissen, er ist auch immer pünktlich, die Uhr kann man nach ihm stellen.

Ehe sie ihm guten Morgen sagen kann mit einem scheuen Blick in sein Gesicht, ruft er: „Na, was macht das Muttersöhnchen? ausgeschlafen? will's hoffen, muß ihn sprechen."

„Es hat ihn angegriffen, die Hitze, die Menschen —" murmelt sie.

„Unsinn!"

„Sollteſt man erst rausgehen, Wagner."

„Natürlich! ich geh' aber nich' erst raus! Ich will den Herrn Sohn erst mores lehren. Schimpf und Schande war's, eine Undankbarkeit sondergleichen. Geschämt habe ich mich."

„Ach — darum! Vor Roths!"

„Du!"

Der Schlüsselkorb klirrt leise an ihrem Arm.

„Die sind nich' so, Wagner. Die vergessen so was! Sind ja auch beide nich' davon her."

„So! Er ist aber jetzt der Senator Roth und ein reicher Mann, und sie ist seine Frau. Un' in ein paar Monaten sind wir verschwägert."

„Willst du nich' wegen Fritz den Sanitätsrat anrufen, wenn er vorbei kommt?"

Er stampft mit dem Fuße auf. „Die ewige Wehleiderei! Nein!"

Die zweite Magd kommt mit dem Kaffee über den Gang. Er wendet sich ab und geht in die Stube.

Frau Antoinette schließt die Speisekammer auf, entnimmt verschiedenen auf der Erde stehenden Behältern das Hühnerfutter, füllt einen Korb und stößt auch die untere Hälfte der geteilten Hofthür auf.

Gackernd kommt das Hühnervolk angeflattert, die Hälse werden lang, die Flügel schlagen. „Nur Ruhe," sagt sie und geht erst bis zur Mitte des Hofes, eh' sie auszustreuen beginnt. Dann sieht sie zu. Dasselbe Spiel Winter und Sommer, ein paar mal am Tage. „Ruhe! Ruhe! Geduld!"

Ihr Junge, ihr armer Junge! und sie ist so hilflos. Aber pflichtgetreu blickt sie umher. Da sind die Wassernäpfe nicht gefüllt, da ist nicht gefegt vor dem Entenstall.

„Tine! Tine!" ruft sie.

Wie das schnattert und flattert; sie hat ein paar Lieblingshennen, das bunte, in der Sonne glänzende Gefieder ist auch Miles Freude. Bald muß sie wieder die Glucken setzen. Der kleine, weiße Spitz liegt drüben und wedelt mit dem Schweif; es ist ein ganz gewöhnlicher Schäferhund, den Fritz aufgezogen hat. Sie hat ihn darum lieber als den großen Leonberger, der ihren Mann immer auf seinen Gängen begleitet. Ja, aber Tine ist doch sonst verläßlich. Sie ruft noch einmal.

Erst nach einer Weile kommt das andere Mädchen.

„Wo ist Tine?"

„Die is ja wohl ganz narrsch —"

„Wie so?"

„De sitt in de Kammer un' hüelt."

„Tine? bist auch wohl narrsch. Habt ihr euch gezankt?"

„Ne!"

„Was ist denn los?"

„Na Hus will se!"

„Nach Hause?" Frau Wagner giebt der Stehenden den Korb. „Die Enten kriegen noch und dann feg' und bring frisch Water."

„Ja, ja!" sagt Hanne und schlurft mit langsamen Schritten nach dem Entenstall und schiebt mit Umständlichkeit den Riegel zurück.

Viel Fragen ist nicht die Sache der Frau; sie geht nur ein wenig schneller als vorher.

„Morgen, Fru Holzherrn!" sagt der Knecht, der mit einer Trage quer über den Hof kommt. „Nu kümmt et aber!"

„Was denn?"

„'s Fräujohr!"

„Ja so! freilich. Nu kümm't!"

Neben der Mädchenstube hinter der Küche ist die kleine Kammer von Tine, Hanne schläft oben mit der alten Franken, die als Tagelöhnerin einen Gnadenunterschlupf im Hause hat. Auch in der Küche hat die ordnende Hand von Tine bereits gefehlt. Die taube Franke sitzt auf einem niedern Stuhl und putzt Messer.

„Morgen!" An ihr vorbei geht die Hausfrau und klinkt mit scharfem Druck die Thür der Mädchenstube und dann die von Tines Kammer auf.

Konrad Wagner hat seine große Tasse noch nicht geleert, die Zeitungen, die der Postbote ihm durch das Fenster gereicht, auch nur flüchtig durchblättert. Man sieht ihm die Mißstimmung an. Als seine Frau nach einer Weile eintritt, giebt er seinem Stuhle einen Ruck und sagt: „Schöne Wirtschaft! Als ob keiner im Hause wäre, laßt einen da allein sitzen."

Sie stellt den Schlüsselkorb mit einer hastigen Bewegung hin und bleibt neben dem Sofa stehen.

„Das vergißt du doch oft genug, daß du Frau und Kind im Hause hast!"

Er sieht in die Höh, verzieht den Mund, streicht die Zeitung glatt. „Was fällt denn dir ein?"

„Auch 'mal die Wahrheit, Wagner!"

„Laß die Albernheiten, zu Spaß bin ich nich aufgelegt. Dafür hat dein Söhnchen gestern Abend gesorgt." Dann steht er auf, geht nach dem Fenster, betrachtet das Wetterglas, wirft einen Blick nach der Uhr und tritt zurück an den Platz. „Er soll endlich runter kommen, ich habe mit'm zu reden."

Die kleine, zierliche Frau steht noch in derselben Haltung, ihr feines Gesicht hat eine steinerne Ruhe.

„Wenn du etwa ein Strafgericht halten willst, Wagner —"

„Dadrum werde ich dich grade fragen. Du hast'n verzärtelt, du —"

„Was ich gethan habe, is jetzt einerlei. Eh Fritz kommt, habe ich mit dir zu sprechen —"

Er macht die geballte Hand, mit der er auf den Tisch schlagen wollte, auf und zu, und läßt sie gelöst hängen.

In all den langen Jahren ihrer Ehe trifft die da zum erstenmal ihm fest und sicher gegenüber. Er findet vor Erstaunen kaum Worte, dann ruft er: „Was ich gesagt habe, das halte ich — ihr kennt mich. Davon beißt die Maus kein Haar. Ich heiße Konrad Wagner. Wenn der Junge andere Gedanken hat, muß er sie sich aus'm Kopf schlagen. Bestimmt is bestimmt. Un' nu setz dich zum Donnerwetter hin!"

Sie schüttelt den Kopf.

„Ich habe ganz etwas andres, Wagner —"

„Nu — denn —"

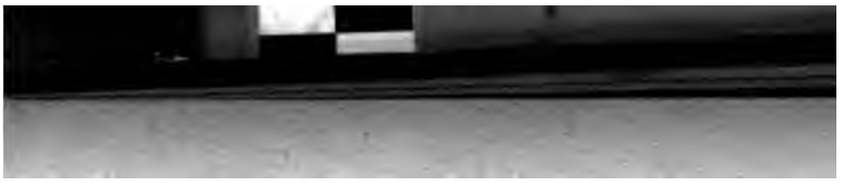
„Ich will über dich und mich mit dir sprechen!" Und rascher, wie sonst fallen die Worte von den Lippen; „darüber, daß du mich gekränkt hast, mit Füßen getreten, behandelt hast, wie'n Haustier, das man einmal hat — ich kann's nich so setzen — aber mal habe ich doch in einem von deinen gelehrten Büchern was von Frauenwürde gelesen —"

„Du bist wohl —"

„Ich bin vernünftig, Wagner, ganz vernünftig. Geheult habe ich nich' und Widerworte auch nich' gehabt, und dein Haus versorgt und unser einziges Kind aufgezogen. Hast mir nie'n Vorwurf machen können —"

„Na, also —"

„Aber, was die Frauenwürde bedeutet, was ja wohl so viel is, wie die Achtung vor der, mit der man mal an den Altar getreten is und sie zu ehren und lieb zu haben versprochen hat — das hast du bei mir mit Füßen getreten, rein gezogen in'n Schmutz. Die Leute



haben mich erſt ausgelacht, und dann habe ich ſie gedauert. Ich habe alles geſehen und alles gewußt, aber ich bin hin und her gegangen und habe gethan, als wär' ich dumm und blind. Ich habe ja verſprochen gehabt, daß ich gehorſam ſein wollte gegen meinen Mann!"

„Dummheiten!" brummt er, „alte Sachen aufrühren! Sein laſſen — werden jetzt alte Leute!" aber, er ſieht ſie nicht an.

„Ja, wir ſind alt neben einander geworden, Wagner — jeder auf ſeine Art. Aber, ein älterer Mann, der an ſeine grauen Haare denkt, daß er ſie in Ehren hält, biſt du nich' geworden."

„Nu hör' auf!"

„Wenn ich über Tine mit dir geſprochen habe."

Lang gezogen „Ach ſo!"

„Das junge Ding ſitzt in ſeiner Kammer und weint und will fort. Es kann da nicht bleiben, ſieht es ein, wo der Mann im Hauſe ihm nachſtellt."

„Ach, Dummheit. Ich hab's erſchreckt dieſe Nacht. Das is alles! Wenn man luſtig nach Haus kommt!"

„Is alles —" die Stimme der Frau wird leiſer, „weil Tine an das gedacht hat, was es in der Chriſtenlehre gelernt hat."

„Meinswegen!" Er verzieht den Mund zum Pfeifen. „Wenn man mal an 'ne Kammerthür klopft —. Du haſt ja ſo 'ne ſchöne Rede gehalten. Du weißt doch —"

„Was in dieſem Hauſe ſchon vorgegangen is! Ja!"

„Das dumme Frauenzimmer ſoll ſich nich' haben und machen, daß es raus kommt!" ruft der Holzherr plötzlich zornig. „Ich will's gar nich' mehr ſehn!"

„Sollſt's auch nich' — Mann! Noch in dieſer Stunde ſoll das Kind fort."

„Alſo!" Er dreht ihr den Rücken und will nach ſeinen Zeitungen faſſen. Sie iſt ihm unbequem; all die Jahre her hat er ſeine kleinen und großen Späße gehabt, und ſie iſt an ihm vorbei gegangen und hat ihn im Unſichern gelaſſen, ob ſie's gemerkt oder nicht. Sein Herrenrecht, das hat er geltend gemacht in der Welt, das iſt wahr und ging keinen was an. Heute fühlt er ſich zum erſtenmal beſchämt; ſeine grauen Haare, ja! Und daß er wie ein junger Burſche Dummheiten gemacht hat mit dem ſchweren Wein im Kopf.

„Alſo — ſchick's weg!"

„Es is doch der Anna ihr's —" und wieder leiſer, ſich halb hinüber beugend, daß ihre Lippen faſt ſein Ohr berühren: „Anna, der du 'ne Ausſteuer gegeben haſt und die den Waldarbeiter Feiſt freien mußte in Sonnburg. Die!"

Konrad Wagner wiſcht mit der flachen Hand über ſeine Stirn, eine plötzliche Hitze überkommt ihn.

„Ich — ich — weiß nich'" —

„Wirſt dich ſchon erinnern, Wagner. Die blonde, hübſche Anna! und der vertrunkene Kerl, der's nich' ſo genau nahm, wenn er nur Geld ſah."

Er ſieht ſie unſicher an, daß ihn das nichts angeht, möchte er ſagen, kann's aber nicht.

„Sie war bis dahin, wo ſie leichtſinnig wurde, — gewiß aus Dummheit, Wagner, bei vielen von den armen Geſchöpfen verrückt das ja den Kopf, wenn wer nach ihnen guckt, der'n Herr is — bis dahin war ſie 'ne brave und willige Kreatur. Un' hat's gebüßt! Grundelend hat ſie der verſoffene Menſch gemacht; gehauen hat er ſie und hungern laſſen mit ihren armen Würmern!"

„Hm!" ſeine Hände knittern das Papier, er ſcharrt leiſe mit dem Fuße. Es überkommt ihn zornig, er möchte mit einem Fluche die Frage herausſchreien, warum ſie denn grade die Tochter von der blonden, hübſchen Anna, die er plötzlich vor ſich ſieht, in ſein Haus brachte, und kann's nicht. Und als läſe ſie in ſeinem Herzen, ſpricht ſie weiter.

„Ich wollte das Kind nich', die Tine, — 's is ihre Älteſte! Aber der Lehrer, ihr Vormund, bat ſo. Und hab's genommen und meinte es gut und wollte gut machen. Ja — Wagner!" dann ſinkt ihre Stimme.

„Hm!" macht er, aber es iſt ein ſtöhnender Laut.

Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, und ſo klein die iſt, er zuckt doch darunter zuſammen, als hätte ſie Centnerſchwere.

„Kannſt Gott danken, Wagner, daß das Mädchen nich ſeiner leichtſinnigen Mutter nachgeſchlagen is! Ich — ich habe es auch gethan —"

„Frau, Frau!“ murmelt er und fällt gegen die Stuhllehne zurück.

„Ja —“ Sie setzt sich jetzt, die Hände im Schoß, den Blick auf ihn gerichtet.

„Antoinette!“ sagt er nach einer Weile. „Weiß Gott, ich bin immer in der Beziehung — aber nich' schlecht, nicht schlecht — das könnte einem doch —“

„Ja, ja!“

Dann springt er auf und geht hin und her. Zuweilen giebt er sich einen Ruck. Nun steht er plötzlich vor ihr. „Das is wahr, Antoinette, du hast viel getragen!“

Sie macht eine abwehrende Handbewegung.

„Viel, was ich gar nich' wieder gut machen kann!“

„Ich will's vergessen, weil dich der liebe Gott vor der großen Sünde bewahrt hat —“

„Nich' gut machen —“

Da faßt sie mit beiden Händen seinen Arm und umklammert ihn, und die Blutwellen gehen und kommen in ihrem Gesicht, und sie ist beinah heiser vor Erregung.

„Doch, kannst's auch gut machen, Konrad, mußt's. Mach' unsern Jungen nich' unglücklich —“

Sein aschfahles Gesicht wendet sich ihr zu, seine breite Brust arbeitet, er hat den Schrecken noch nicht überwunden.

„Was meinst du?“

„Zwing' unsern Fritz nich' — sieh, er hat Mile lieb!“

„Was? was?“ Es wogt hinter seiner Stirn, es ist ihm rot vor den Augen.

„Mile Zehse! Un' er will keine andre, eh' geht er von uns, sagt er. Un' er hat deinen Kopf, Konrad, das habe ich heute zum erstenmal gemerkt.“

Er antwortet gar nichts, fest die Lippen aufeinander gedrückt sitzt er da.

„Geh raus, Wagner, geh' in' Wald. Da denke nach; das thut dir immer gut.“

Er sagt nichts, aber er steht gehorsam auf, sucht seine Mütze, ruft den Hund und verläßt das Haus. Als sein Schritt verklungen ist, faltet Antoinette Wagner still die Hände, dann geht sie hinaus und guckt über die Hinterthür.

„Krischan, spann' och nen Wagen an.“

„Ja, Fru Holzherrn!“

„Aber, up de Stelle! Un' hol' vor de hintere Porten!“

„Ja, Fru Holzherrn!“

Als er vorgefahren ist, kommt die Frau mit Tine über den Hof.

„Nu fahr' uns man nah de Isenbahn, Krischan!“

„Ja, Fru Holzherrn!“

Als Frau und Magd nebeneinander sitzen, sagt die erste: „Bleib man so bei, Tine, immer redlich und Gott vor Augen, und sieh zu, daß du in keine Sünde willigst, wie's in der heilgen Schrift heißt.“

„Ach, Frau Holzherrn!“

„Ja, mein Tochter. Und sollst nu nach Göttingen fahren und bei meine alten Leut rummen bleiben, bis du'n ordentlichen Dienst hast. Un denkst immer, daß ich deine gute Freundin bin und daß du dich an mich wenden kannst!“

„Ach, Frau Holzherrn, das thun Sie doch gewiß man alles, weil meine Mutter Sie so treu gedient hat?“

„Ja, um die Mutter, da thu ich es ja wohl, mein Dochter.“

* * *

Fritz kommt herunter, sein Schritt ist fester, seine Mienen sind entschlossen, er sieht um Jahre älter aus. Er findet das Wohnzimmer leer. Hanne räumt zwischen den Kaffeetassen umher.

„Ach, jung Herr, dat is ja nu all wohl kolt!“ sagt sie und setzt jetzt erst die Kaffeemütze über die Kanne.

„Is gut!“

Er trinkt einen Schluck und schiebt das Brot zurück. Er hat keinen Appetit.

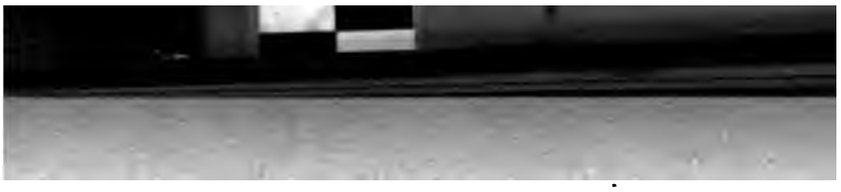
„Ja so, de Eier for'n jungen Herrn!“ meint Hanne, der die Handreichungen für die Herrschaft ungewohnt sind.

„Nein, nein!“

„Die Frau Holzherrn hat es mich noch eigens gesagt, ich sollt' se nich vergessen, wo sie wegfuhren, un bin nu doch drüber hin gekommen!“ Und Hannes faltiges, gelbes Gesicht grinst.

„Wegfuhr?“

„Mit die Tine, jung Herr! In' openen Kutschwagen. Ne, da satt sei drin, als ob



se rin gehörte. Nämlich —" sie steckt beide Hände unter die blaue Schürze und biegt sich vor. „Tine is narrsch worden över Nacht. Un de oll Franken meint, de Fru brögt se in't Irrenhus!"

Seine Mutter fortgefahren, ohne ihm davon zu sagen? Er schüttelt den Kopf, er versteht es nicht.

„In' Kutschwagen mit de Fru Holzherrn!" wundert Hanne weiter. „Wat blot de Lüt seggen, jung Herr! de Lüt blot!"

Sie packt das Geschirr ein wenig wackelig zusammen, macht ein paar Schritte nach der Thür und bleibt dort stehen.

„Die Fru Muttern is zu gut, rein zu gut! So 'ne narr'sche Cretur in'n Kutschwagen!"

„Wo ist denn mein Vater?"

„De is ja wohl in' Wald gahn."

Tak, tak! schlägt's ans Fenster, das ist des Sanitätsrats Stock.

Fritz springt hin.

„Morgen! ih, da sind wir ja! Un' siehst doch ganz gut aus, mein Sohn! Drüben vor der Sägemühle hat mir die Schwaffin, die holde, aufgelauert und ganz geheimnisvoll zugeflüstert, ich möchte nach dir sehn. En' Anfall!" Er schüttelt den Kopf. „Ne, wart' mal, ich komm rein!"

Als er im Zimmer steht, und Fritz ihm den grauen Hut abnimmt, sagt er: „Siehst aber gar nicht aus — ich meine, so was Forsches hast du überhaupt noch nicht gehabt!"

„Ja, Herr Sanitätsrat, es kann schon sein. Ich habe nämlich gefunden, über Nacht, daß ich alt genug bin, auch meinen Willen zu haben!"

„Sieh einer mal an!"

Fritz wird bald rot, bald blaß.

„Nämlich, die Schwaff wird denn auch schon —"

„Hat sie, mein Junge!"

„Ich thu's nicht, Herr Sanitätsrat, ich kann's nicht."

„Sieh mal an!" Und dann tippt er mit dem Zeigefinger gegen die Herzgrube des jungen Menschen. „Wer ist denn die andre? denn sonst —"

„Ich habe Mile Zehse lieb, sehr lieb, Herr Sanitätsrat," sagt er und hat dabei seinen treuherzigen Augenaufschlag.

„Alle Achtung, mein Junge," und der alte, vornehme Herr hat ein wohlgefälliges Schmunzeln. „Ja, wenn ich die Wahl hätte, die wär' mir auch lieber als kleine, hübsche Frau, als der Geldsack da drüben!"

Fritz hat all seine Schüchternheit abgelegt.

„Emmy Roth! nie, nie!"

Der Arzt zuckt die Achseln. „Ja, mein Sohn, dein Vater ist aber der Holzherr Wagner mit dem sehr dicken Kopf."

„Herr Sanitätsrat, jetzt habe ich meinen Willen auch gefunden!"

„Na, denn man zu! Verschreiben brauch' ich dir da nichts. Wenn's nur nicht hinterher kommt, mein Sohn. Mit deinem Vater schwatze ich gern, denn er ist ein selten kluger und für seinen Stand gebildeter Mann! Aber, mich mit ihm auseinandersetzen über was — ne, der kann saugrob werden, und dann kennt er sich nicht! Ja, das mußt du nun wissen!"

Fritz begleitet den Gehenden bis über die Schwelle.

„Schon' dich auch noch, mein Junge! Nicht erhitzen, nicht erkälten. Daß du da gestern ohnmächtig geworden bist — schon' dich, denn deine Kraft brauchst du für dein Vornehmen. Die Mile, sieh mal! hast du denn, du Schwerenöter, auch schon 'n Kuß von ihr weg?"

„Herr Sanitätsrat, sie weiß es doch noch gar nicht!"

„So! so!" Und er hebt seine behandschuhte Rechte. „Na, denn will ich's ihr auch nicht verraten, was? Also die Mile — und wenn's gut geht, sitzt sie mal auf Eichberg. Was ich ihr gönne! Guten Morgen, mein Sohn!"

Er geht mit seinen festen Schritten und seiner tadellosen Haltung.

Fritz wandert durch das Haus; es ist so leer ohne die Mutter. Hanne schreit in der Küche auf die taube Franken ein. Er mag jetzt nichts von Büchern wissen. Über den Hof in den Garten. Da ist nun alles bunt von Frühlingsblumen, Vögel huschen flatternd auf. Er geht bis zu der kleinen Hinterpforte.

Auf dem Wege vor derselben liegen Baumstämme. Ein Mensch hockt darauf.

„Morgen!" kommt es dumpf zu ihm in die Höhe.

„Morgen! Na, Kracke, gucken Sie spazieren?“

„Kann sich unsereiner ja auch mal leisten!“ sagt der Zigarrenarbeiter. „Ich habe keine Beschäftigung mehr. Bin'n freier Mensche!“

„Was heißt denn das?“

„Rausgeschmissen!“

„Ih doch!“

Kracke macht eine Faust. „Zu doll bin ich die! zu wild! wollten keinen Raufbold in die Fabricke! Nämlich — Angeberei!“

„Angeberei?“

Der Mensch steht auf und schüttelt wieder die Faust. „Bei dem Holzherrn steh' ich doch lange nich' gut. Aber nu — da is der fremde Oberförster, der Kandidate, der uns drüben beim Langfast mal auseinandergerissen, den wilden Mann, Schierkopp und mich — Messer hatten wir ja — is wahr. Was ging's den an? Der hat'n Angeber gemacht in der Kneipe beim Herrn Grotefend, der jetzt die Fabrik hat. Un' nu krieg' wegen mein' Leumund gar keine Arbeit mehr! Un' nu sitz ich hier und guck aus!“ Er grinst. „Un' laure! Denn wenn ich'n mal erwische, den Grünrock, mal alleine — Jetzt is er auch oben, bei die Herzogslaube!“

„Kracke, das werden Sie doch nicht! Sie machen sich ja unglücklich.“

„Is meine Sache! Wenn er mal alleine is und gut zu fassen, sehn Sie, denn —“ Er macht eine stoßende Bewegung. „Wie du mich, so ich dich! So weit bin ich nu nachgerade.“ Er wirft den Kopf mit einer wilden Bewegung zurück. „So weit haben mir die schlechten Menschen! So weit!“

„Sie haben wieder getrunken, Kracke!“ sagt Fritz Wagner.

„Habe ich auch. Leugne ich gar nich! 's is Einzige, 's Einzige.“

Er hebt das verzerrte Gesicht zu dem hinter dem Zaun auf.

„Neulich hätt' ich'n kriegen können. Ganz dichte bei war ich. Aber da war die lüttge Mamsell dabei, mit die er sich da trifft — ne, die wollt' ich den Schreck nich' anthun. Die sagt immerst so freundlich gun Dag. Un' jetzt sind sie wieder oben in die Laube. Er is über'n Heidufer hin und sie von die Papiermühle aus.“

„Was für ne Mamsell?“

„Die Steuerinspekterſche ihr Mädchen mit die krausen Haare!“

„Nein! nein!“

Daß Fritz sein Gesicht weiß wird, wie die Blüten des Baumes über ihm, sieht Kracke nicht. Er lacht hell auf.

„Die Steuerinspekter'sche geht einem immer in' Bogen aus 'm Wege. Die Olle! Aber ihr Mädchen, das is niedlich. Un' das hat der Grünrock auch gemerkt!“

„Ihr irrt euch wohl, Kracke!“

„Ich — ne! Is nich!“ Er steht taumelnd auf, faßt nach seiner Mütze, die ihm entfallen, und lallt: „die oder ne andre! Is mich auch egal. Er soll sich in acht nehmen, soll sich —“ dann taumelt er am Zaun entlang der Heckenstraße zu.

Fritz wischt über seine Stirn. Was der Mensch sagt, der Trunkenbold! Wie kann er nur einen Augenblick das glauben? Der hält ja den Himmel für einen Dudelsack! Der hat ja schon das Delirium.

Mile soll den Oberförsterkandidaten heimlich am Herzogenbusch treffen? Er müßte eigentlich lachen.

Langsam zieht er den Riegel von der Pforte und tritt hinaus, die Thür anlehnend. Er sieht nach der Höhe. Wie lange ist er nicht dort gewesen, wo man solch schöne Aussicht hat weit in die Ebene und auf die Bergkuppen. Und wie es da schon zu seinen Füßen sprießt. Er geht etwas weiter. Wie oft haben solche Bauhölzer zu seinen wilden Knabenspielen gedient.

Mile — träfe sich? Unsinn! Der verlogene Trunkenbold! Daß er ihm auch nur zugehört hat!

Und weiter, bis zum Damm! Er muß doch sehn, ob der Fluß jetzt viel Wasser hat. Die Luft ist würzig, scharf, windig ist's auch. Seine Haare fliegen. Er hat seine Mütze zu Hause gelassen, heut denkt er nicht an die alten Gewohnheiten. Bah, er wird bald schlimmerem zu trotzen haben, seinem Vater und seinem Willen.

Weiter über die Brücke, die sehr schwach aus schwankenden Brettern zusammengefügt ist. Was man hier auch aufrichtet, um die Verbindung mit dem andern Ufer herzustellen, das Hochwasser vernichtet alles. Und für einen

ſoliden, feſten Bau iſt die Gemeinde nicht zu gewinnen. So bleibt es immer Flickwerk.

Die Höhe hinan! Er muß oft ſtehn bleiben. Der Atem fehlt ihm, er keucht. Aber, ſo gar nicht mehr weit vom Ziel. Nun möcht er doch hin. Mile ſollte? Wieder drängt ſich ihm das Wort Unſinn auf. Ja, warum geht er denn eigentlich hier? Ihr nachſpüren? Bewahre, das wäre eine Beleidigung, die er nicht einmal in ſeinen Gedanken begehen möchte. Es iſt, weil er ſolche Unruhe in ſich ſpürt, das Haus ſo unheimlich leer fand. Er hatte gleich mit dem friſchen Entſchluß vor ſeinen Vater treten wollen. Nun gährt es in ihm. Es iſt häßlich zu warten. Schwer, ſchwer wird's zu ſteigen. Aber er will! Er iſt jetzt auf dem Wege, ſich in allem durchzuſetzen, mit ſeinem Willen, mit ſeiner Kraft. Sie ſollen ihn nicht mehr bemitleiden und ausſpotten.

Oben! Keuchend blickt er hinab. Da liegt das Vaterhaus, da iſt der Fluß, die Ebene und das Schloß. Herzogsbuſch heißt der ſchöne Wald, in dem eine uralte Laube mit einem Steintiſch und einer Bank darin ſteht, ſchon länger als hundert Jahre alt. Sonntags wandern die Blumeroder hinauf. Manch heimlich Liebespaar ſoll ſich dort treffen.

Mile ſollte? Nein, nein! Noch hundert Schritt ins Gebüſch hinein, dann kann er ſehen, daß er ſich hat narren laſſen von dem elenden Trunkenbold.

Nein, nicht darum geht er jetzt weiter auf dem ſchmalen Pfad, über dem die Tannenzweige zuſammenſchlagen. Wenn zwei hier durch wollen, ſo müſſen ſie ſich eng aneinander preſſen.

Da iſt ein geſchütztes Plätzchen zum Ausruhen, denn hier fegt der ſcharfe Wind gar zu unbehaglich.

Wenn zwei hier zuſammengehn! Er lächelt. Wenn erſt — — ja, dann muß er mit Mile hier hinauf, juſt an dieſen Platz. Wie ſüß wird das ſein. Er kann jetzt ſteigen, ſeine Kraftprobe hat er gemacht. Daß ſein Herz klopft, ganz wild, das iſt nicht Schwäche, nicht Überanſtrengung, das iſt ſelige Freude.

Der Platz iſt leer. Er ſetzt ſich auf die Steinbank, daß ſein keuchender Atem ſich legen ſoll. Ein wenig ruhn. So ſtill alles hier. So himmliſch ruhig und verſchwiegen! Und er faltet die Hände in einander. Hier kann man ſich wohl glücklich fühlen. Und es überkommt ihn eine ſo ſelige Vorahnung.

Vogelgezwitſcher, ein ganz leiſes Kniſtern, ihm iſt, als vernehme er das Schwellen und Springen der Knoſpen. Lange ſitzt er ſo. Wirklich wohl zu lange, denn ein Froſtgefühl überkommt ihn nun doch. Er wird klug thun, nun endlich wieder hinunter zu gehn. Mit müden Füßen, ſchwerfälliger als empor, er empfindet doch die große, plötzliche Anſtrengung. Ob ihn häßliche Gedanken gequält hätten, wenn er nicht hinauf gegangen wäre? Aber Kracken muß er das häßliche Lügenmaul ſtopfen. Der ſoll ihm nur in den Weg kommen!

Am ſchwankenden Brückengeländer muß er ſich ein paar mal halten. Schwindel? Nicht doch — das kann's nicht ſein. Soll's nicht. Das hat er ja früher gar nicht gekannt.

Jenſeits des Stegs ſitzt der Cigarrenarbeiter und ſchlägt mit zwei Steinen gegeneinander, die Beine weit von ſich geſtreckt, das ſtruppige Haar ſteht um den Kopf.

„Muſik! Muſik!“ lallt er vor ſich hin.

„Kracke!“ ſagt der junge, ſchwächliche Menſch, „was ihr da vorhin gefaſelt habt — Kracke, ihr habt doch elend gelogen!“

„Muſik! Muſik! Un' wenn er vorbei kommt, kriegt er 'n Stein an 'n Kopf, der elende Waldläufer der!“

„Nehmt euch nur ſelber in acht, Kracke! Wenn ihr aber noch mal den Namen von dem Fräulein in euer Maul bringt —“

„Was? was hab' ich?“

Fritz ſchüttelt ſeine ſchmächtige Fauſt — ſeine Augen blitzen.

„Was habe ich geſagt?“ Der Betrunkene lacht. „So, ach, die Lütt! Na, denn is es 'ne andere geweſen. Is mich doch ganz egal, was für eine. Frauenzimmern dhu ich nichts. Aber — der Grünſpecht. Der! der!“

Fritz wendet ſich ab. Von ſolch tieriſch blödem Geſchöpf hat er ſich narren laſſen.

Sein Bachſtelzchen! ſein Bachſtelzchen! Er zieht die Pforte auf und kommt über den Strich Wieſenland in die buchsumſäumten Gartenwege. Bachſtelzchen! Bachſtelzchen! ſingt und klingt es in ihm, und er hat gar keine Furcht mehr vor dem Vater, vor dem Kommenden, vor

dem, was sich jetzt erweisen soll. Wenn er still steht, kann er das Geräusch aus der Sägemühle hören. Er lächelt. Der gestrige Abend liegt so weit ab von ihm.

„Aber Fritz, Junge, sag bloß, wo bist du gewesen?" Seine Mutter ist drüben am Hofthor und schlägt die Hände zusammen.

„Allerwegen habe ich dich gesucht. Un' ohne Mütze! Dreimal bin ich bis an die Hintergasse gewesen. Un' Vater hat schon zweimal gefragt."

Er lächelt, er hält sich gerade, daß sie seine Mattigkeit nicht bemerkt.

„Spazieren, Mutter! Warst ja auch ausgefahren."

„Ach — das!" Sie vermeidet, ihn anzusehen.

„Und Vater habe ich auch vergebens gesucht."

„Der is doch im Holze gewesen."

Sie schiebt ihren Arm unter den seinen. „Ausreißer, du!"

Ihre Fröhlichkeit, die so ungewohnt ist, fällt ihm auf. Sie hat ihn heute Morgen gedrückt, angstvoll verlassen.

„Hat dir die Fahrt gut gethan? Hanne faselte allerlei — Tine —"

„Ach, Hanne! Tine hat nach Verwandten gemußt — Vater! ja zweimal hat er nach dir gefragt."

Fritz steht einen Augenblick still. „Ich hätt's jetzt schon gesagt, wenn er da gewesen wäre."

Da zieht Frau Antoinette seinen Arm ganz fest an sich und mit einem Flüstern kommt's:

„Er is gut, weichmütig — ich glaube, mein Junge, du triffst auf eine gute Stunde. Geh man, geh."

„Hast du, Mutter?"

„Frag nich'! Geh, mein Junge!"

Wie er nun über den Hof geht, mit der Hand die Haare aus der Stirn streichend, von der Anstrengung die Züge gerötet, steht sie unbeweglich in dem Sonnenschein, der sich jetzt über alles gelegt hat, in der Mittagsstunde. Er blendet sie nicht einmal.

„Herr, mein Gott, mein Gott!" sagen ihre Lippen, ein Notruf ist's und eine Dankpreisung zugleich.

Kann es denn überhaupt noch voller Sonnenschein in ihrem Leben werden?

Das gesättigte Federvieh kauert in dem warmen Strahl, ab und an wird ein gurrender Laut hörbar, der Hund leckt seine Pfoten, eine graue, große Katze sieht mit den lauernden grünen Augen hinauf nach der Dachrinne, wo sich ein paar Vögel niedergelassen haben. Krischan pfeift drüben im Pferdestall eine abgebrochene Melodie, er kann nur den Anfang, dann mißrät es. Vom Nachbarhofe herüber ein klingender Laut, das Schärfen eines Schneidegeräts.

„Er ist mein Gott, der in der Not —" ja, der schöne Vers aus dem alten Kirchenlied. Sie nickt vor sich hin.

Ihr Leben ist ein verfehltes gewesen, sie hat's immer gewußt; aber jetzt will sie's nicht mehr glauben, um den Jungen nicht. Wenn es für den hell wird, dann soll's mit dem bißchen Glück, das sie nicht hat kennen lernen, erkauft sein.

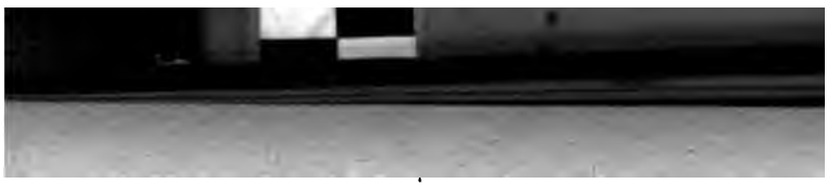
Sie stellt eine Holzmulde, die umgefallen ist, aufrecht, sieht nach den Fenstern der Hinterzimmer empor. Ja, die müssen auch wohl wieder geputzt werden. So in der Sonne, da sieht man das. Tines Fortgehen macht ihr einen Strich durch die große Wäsche. Aber Hände, die sie ersetzen, finden sich auch. Der Botenrieke ihre Tochter wartet schon lange auf einen Dienst bei ihr. Sie ist sehr häßlich und zigeunergelb. „Tater" nennen sie die Nachbarn. Vor Tine hat sie lange Zeit keine hübsche Magd ins Haus gebracht. „Führe uns nicht in Versuchung." Sie hätte das auch bedenken sollen. Und wie ihr eben ein Gedanke des Vorwurfs in die Seele kommen will, hört sie Fritzens rufende Stimme. Eine schrille Empfindung, ein Durchrieseln des Körpers von oben nach unten, sie meint, ihre Füße werden plötzlich schwer, wollen nicht von den Plastersteinen weg, auf denen sie stehen.

Bedeutet es etwas Gutes?

„Mein Herr und Gott!"

„Mutter, Mutter!"

Da beugt er sich über die Hinterthür, ihr Fritz, ihr alles, und sie hat ihn noch nie so hübsch gesehen, etwas, wie Verklärung, — sie kann's nicht ausdrücken. Aber sie läuft, läuft —



und dann fällt sie ihm um den Hals — und darauf weint sie hellauf.

„Ih! ja, er war weichmütig und alles soll gut werden. Und Krischan soll ihm den „Polacken" satteln, er will raus. Laß — daß er nicht warten muß."

Er eilt über den Hof, sie bleibt an den Pfosten gelehnt, und die Thränen strömen ihr unaufhaltsam über das Gesicht. Waren das Minuten!

* * *

„Nein, Mutter, ich bin doch jetzt gesund und kräftig. Das muß nun aufhören. Schaff mir man die Dinger aus den Augen!" hat Fritz gesagt, als sie ihm nach Tisch Kissen und Decken bringen will. Sie haben allein gegessen und jetzt auch den Kaffee getrunken. Der Hausherr ist noch nicht von seinem Ritt zurück gekommen. Und Fritz hat bis jetzt nichts erzählt. Die Mutter hatte kaum Zeit zu sitzen, Leute haben zu fragen gehabt, auch die Schwaff ist herangehuscht und hat mit lauernden Augen umher geguckt.

„Nur nach dem Befinden erkundigen, meine liebe Frau Holzherrn!"

„Wir sind alle munter, ganz munter!"

Sie hat in ihrer Tasse gerührt.

„Ein netter Abend war's. Geben sich so viel Mühe, die Roths. Emmy ist wirklich ein prächtiges Mädchen!"

„Ja, ja!"

„Nein, Herr Fritz, wie Sie da so blaß wurden!"

„Jetzt sieht er anders aus," hat die Mutter entgegnet.

„War schon wer von drüben da?"

„Nein!"

„Nein, wundert mich aber — sehr sogar."

„Hm!"

„Doch nicht 'n bißchen beleidigt?"

Keine Antwort, Frau Antoinette hat plötzlich über das Wetter gesprochen.

„Nämlich, liebe Frau Holzherrn, ich habe noch gar nichts erzählt, trotzdem es der ausdrückliche Wunsch ihres Mannes war. Aber Sie — Sie wollten es doch nicht gern. Und Frauen müssen zusammenhalten."

„Das is vernünftig von Ihnen gewesen."

Mit etwas enttäuschter Miene ist das alte Fräulein gegangen.

„Nu is sie so klug, wie vorher," meint Frau Wagner und setzt sich ihrem Sohne gegenüber, der den Ellbogen auf die Fensterbank gestützt hat und in den beginnenden Abend hinaussieht.

„Wenn er nach Binsfelde is, dann kommt er nicht vor sinkender Nacht nach Hause."

„Er ist lange nicht so weit geritten!"

„Weil er was los werden will, aus seinen Gedanken — dann hat's das Tier unter ihm nich' gut. Ach, einmal! Wir waren jung verheiratet, hatte er einen Streit mit meinem Vater. Da ritt er auch weg; über Gräben und Hecken is das man so gegangen. Und das Pferd hatt' ihn abgeworfen. Wie er nach Hause kam, hat er's an die Rüster gebunden und immer mit der Peitsche gehauen. Nich' ansehn konnt' ich's. So wild is er nicht mehr!" setzt sie mit einem Seufzer hinzu.

„Und — nu' sag's auch, Fritz."

„Es war so ganz anders, Mutter. Ich brauchte gar keinen Mut. Er sah mich an, du kennst ja den Blick, als ich hereinkam und sagte: ‚Die Reiche war nach meinem Sinn! Du willst deinem Vater nich' folgen. Das is dumm und unpraktisch. Meinst du, daß du ohne die andre nicht leben kannst?'"

‚Sehr unglücklich würde ich, Vater — und eine andere, wie Mile, heirate ich nicht,' habe ich geantwortet. Dann kam wieder so ein besonderes Angucken und er stampfte mit dem Fuß auf. ‚Meinswegen denn!' Aber, wie ich mich bedanken wollte, schüttelte er den Kopf und nahm meine Hand nicht. ‚Das mach' mit der Mutter ab. Und Krischan soll den Polacken satteln.'"

Sie zieht seine Hand in die ihre.

„Das is ja nu einerlei! Er hat's gesagt."

„Wie ich schon die Thür in der Hand hatte, rief er mir nach: Nachbar Roth thut mir leid. Du kannst dir morgen deinen guten Rock anziehn und zu der Inspektorin gehn."

„Siehst du! Und das thust du!"

„Ach, Mutter, Mutter!" Es ist ein Jubelruf des Glücks. Und dann sagt er: „Was ihn nur so umgestimmt hat —"

„Is doch einerlei!"

Sie faßt nach einer Schere, die nicht auf ihrem Platz liegt und wirft dabei einen Blick aus dem Fenster.

„Da kommt ja Mile!"

„Ach —"

Die Glocke der Hausthür klingelt bereits.

„Nu, mein Junge, braucht es nich' erst Nacht zu werden, nu —" und sie geht hinaus, und er hört ihre weiche Stimme das Mädchen begrüßen. „Fritz ist drin. Ich komme auch gleich wieder. Geht's Mutter gut? Is recht, mein Töchterchen. Leg man ab. Weißt doch Bescheid, bist zu Hause." Und dann hüpft sie über die Schwelle, sein Bachstelzchen. „Na, mein Herr! Wie geht's uns?" Sie sieht hübsch aus in dem blauen Kleide, mit dem keck aufgesetzten Bubenhut, den leuchtenden Augen, dem frischen Rot und dem lachenden Mund über den blitzenden Zähnen. „Wovon träumen wir denn, mein Herr?"

Er umfaßt ihre kleine Hand.

„Wenn du das wüßtest, Mile!"

Sie schnellt den Hut und den Kragen mit einem Wurf auf einen Stuhl und sinkt auf den von der Hausfrau verlassenen Platz.

„Ach, das Leben ist schwer!" seufzt sie.

„Das sagst du, Mile?"

„Na, das kann jeder sagen; ist doch nur 'ne Redensart, nich' wahr. Denn eigentlich ist es doch schön, sehr schön!" Und ein glückstrahlender Ausdruck liegt auf ihrem lieblichen Gesicht, der sie noch hübscher macht. „Ach, mein lieber, alter Fritz, du, du alter Stubenhocker! Wenn ich's dir doch bloß sagen könnte, wie schön!"

„Was meinst du denn?" beugt er sich vor.

Lichtfunken scheinen aus ihren lustigen Augen zu springen.

„Die Welt, die Menschen, — ach, es giebt doch gute, prächtige, liebe Menschen. Und der Frühling! Es ist so herrlich jetzt —"

Er nickt. „Ich weiß es! ich habe heute einen langen Spaziergang gemacht. Auf die Höhe!"

Aber sie bewundert ihn gar nicht, wie er doch erwartet hat. Ihre unruhigen Finger spielen mit den wertlosen Ringen, die sie trägt.

„Nicht wahr, der Wald! Ich möchte jetzt den ganzen Tag drin sein! Ach, auf den schönen Wegen!"

Er nickt wieder. Wenn sie wüßte, wo er an das Bachstelzchen gedacht hat und wie. Unter den nickenden Zweigen, wo sie eng, ganz eng und verschlungen gehen müssen!

„Weißt du schon, Mile, daß der [illegible] Eichberg gekauft hat und daß ich's kriegen [illegible] Bewirtschaften!"

Sie nickt jetzt auch. „Das erzählt sich [illegible] der ganze Ort."

„Hübsch, nicht wahr?"

„Fein!" sagt sie.

„Du hast das Landleben — ich meine, [illegible] und Feld und die Tiere doch auch gern!"

„Ich möchte —" sie wird rot und schl[illegible] ein wenig — „ich könnte meinetwegen ga[illegible] im Walde leben."

„So! siehst du wohl."

„Wenn man glücklich ist?" Sie wird [illegible] eifrig. „Was hat man in solchem Nest, w[illegible] unser Blumerode. Ich hab's ja lieb, aber sie klatschen doch so viel. Wenn man allein wohnt —"

„Doch mit einem Menschen, den man gern hat", wirft er ein, denn jetzt ist seine Befangenheit fort.

„Natürlich, das meine ich ja. Wie sollte ich —" Sie stockt wieder. „Ein Frauenzimmer kann doch nicht allein irgendwo hausen."

„Nein, nein!" Und dann lachen sie beide sehr fröhlich.

Sie springt plötzlich auf, breitet die Arme von sich und sagt: „Ich möchte tanzen."

„Ist doch kein Winter, keine Ballzeit mehr!"

„Einerlei! mit jemandem, den ich gern habe."

Er darf nicht tanzen — ob sie das vergessen hat?

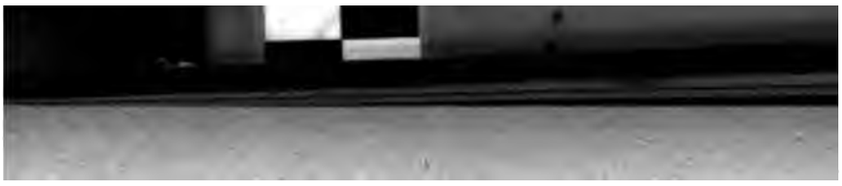
„Tanzen, tanzen, ach wie so schön!
Will das Fräulein tanzen gehn?
Sag mit wem, du böser Wicht?
Nein, ach nein, das sag ich nicht!"

Und dann hebt sie die Finger und spreizt sie weit voneinander.

„Das habe ich früher meiner Puppe vorgesungen, und jetzt mir selber!" Sie lacht übermütig. Ihre großen Augen schimmern, all die kleinen, krausen Locken scheinen zu tanzen.

Das Gesicht an die Scheiben pressend, blickt sie nach der Linde, und dann wendet sie sich um. „Was giebt's denn Neues in der Welt. Erzähl' mal!"

Er tritt hinter sie und richtet die Blicke auch nach der Gegend, wohin ihr Köpfchen sich dreht.



„Das Allerneuſte; ſieh doch, drüben bei der Schulzeſchen ihrem Hauſe geht der Herr Forſtkandidat mit der Flinte und ſeinem Hunde."

„Ach du! das ſeh ich doch ſelber!" Sie preßt das Geſicht noch einmal an das Glas. „Dumme Witze! Wenn du ſonſt nichts weißt! Warum machſt du die eigentlich?"

Er lacht. „Ein prachtvoller Hund!"

„Treff heißt er."

„So!"

„Er iſt — er ſoll ſo gut abgerichtet ſein, ſagen die Leute!"

„Siehſt du, nun erzählſt du mir ja etwas Neues."

„Ach, was man ſo hört! Die Blumeroder bekümmern ſich doch um alles!" ſpricht ſie ſchnell.

„Freilich, um viel mehr, als ſie nötig haben."

„Du, was ſoll das? Was willſt du damit ſagen?"

Und mit einer blitzſchnellen Wendung dreht ſie ſich um und ſieht ihm ins Geſicht. Und alles lacht in dem ihrigen, ſie iſt ſo lieblich. Jetzt droht ſie ihm. Ihre Nähe, er kann ihren Atem ſpüren, macht ihn ganz trunken vor Glück. Er fängt die Hand.

„Laß mal!"

„Ach, du!"

Ein ganz kleines Ringen.

„Ich bin ſtärker!" will ſie ſagen, ſtockt aber dann. „Nein, du —"

Ja, er giebt die kleine Hand nicht frei, er hält ſie ganz feſt.

„Mile — dadrauf, auf den Finger kommt gewiß bald ein Verlobungsring!"

Sie erglüht. „Was du nicht ſchwatzſt!"

„Ich — weiß es!"

„Woher denn?"

„Wärſt damit zufrieden?"

„Wie werd' ich das denn ſagen, du neugieriger Burſch du!"

Und dann biegt ſie das weiße Hälschen zurück und atmet haſtig, wie angeſtrengt.

„So biſt du doch ſonſt nicht geweſen, ich meine, daß du ſo neckſt!"

„Was ſich neckt —"

Darauf hört ſie nicht. „Guck bloß, der Treff kommt noch mal zurück, als wenn er ſucht. Was wohl?"

„Ach, laß doch — der iſt auf einer Fährte! Sag mir lieber von wegen dem Ring — ſehr klein muß er ſein, ſo ein Fingerchen, ſo ein Nichts! Laß, ich muß —"

„Nichts mußt du!" und ſie will ſich vergebens wieder frei machen.

Da geht ſein Atem ſchneller, ſein Sprechen wird ein Flüſtern. „Mile — Eichberg! du ſollſt mit hinauskommen und ich, Mile, ich geh morgen zu deiner Mutter und frage ſie. Und dann, ſoll ich dir dann den Ring bringen?"

„Fritz!" halblaut, aber mit dem Tone des Schreckens ruft ſie es.

Das hört er nicht. „Mile, ich habe dich immer ſchon ſo lieb gehabt, lang ſchon, wie du noch ein Kind geweſen biſt. Und heute iſt es zur Sprache gekommen! Sieh, ich wäre fort gegangen von Vater und Mutter — aber, er hat ſeine Einwilligung gegeben. Vorhin. Und nun, Mile —"

„Laß, laß doch!" Und wie er ſie verwundert, erſtaunt freiläßt, weicht ſie zurück. Ganz weiß iſt ihr Geſicht, und ihre Augen haben einen erſchreckten Ausdruck.

„Fritz! Es geht nicht, kann nicht ſein — es geht nicht." Und dann beginnt ſie leiſe aufzuweinen.

„Geht nicht?" ſpricht er nach und taſtet nach der Stuhllehne, um ſich daran zu halten. „Mile — ich habe doch denken müſſen, daß du mir gut biſt. Wie wir miteinander geweſen ſind —"

„Bin dir ja auch gut, wirklich. Ganz gewiß!" beteuert ſie. „Aber ſieh mal — an Heiraten, daran habe ich doch nicht denken können. Du warſt immer krank und im Zimmer und ſieh, ich — ach, wie konnt' ich das denken!" Und ſie verzieht vorwurfsvoll den kleinen Mund.

„So thu's jetzt — nur Gernhaben gehört dazu — und das —"

Sie ſchüttelt den Kopf. „So nicht, Fritz, ſo nicht. Ich weiß beſtimmt, es geht nicht. Kann nicht ſein!"

„Kann nicht ſein? Weil?"

Sie wiſcht mit der Hand über die Ecke des Tiſches.

„Weil ich! Ach, Fritz — du darfſt es aber noch niemandem ſagen, mußt verſchwiegen ſein. Es darf's noch keiner wiſſen. Sieh, ich habe mich doch von dem andern küſſen laſſen und

ihm versprochen," und sie fängt an zu schluchzen. Helle Thränen rollen über ihre Backen und während sie das Tuch hervornimmt: „Sieh, sein Wort muß der Mensch halten! Nicht wahr — das muß man?"

„Den Beckmann, den Forstkandidaten?" fragt er mit ganz heiserm Ton.

„Woher weißt du?"

Er antwortet nicht. „Dem bist du gut, auf den willst du warten? Dem bist du anders gut wie mir. Ja dann, dann —"

„Ach, sei mir doch nicht böse, Fritz, wir bleiben immer gute Freunde! — Ganz gewiß!"

„Wir bleiben!" Er wendet sich ab und macht ihr den Weg frei. Und sie kommt tiefer hinein ins Zimmer.

„Willst du nicht, Fritz?"

Er ist still. Sie sieht nach ihm hin, trocknet die letzte Thräne, geht nach ihren Sachen und sagt: „Daß du böse bist, nichts mehr von mir wissen willst, ist nicht recht." Und sie nickt trotzig mit dem Kopf. „Denn kann ich auch gehn."

„Er wird auch wohl warten — oben, bei der Herzogslaube. Wenn der Abend kommt, da ist's —"

„Woher weißt du das? Das?"

Mit raschem Griff hat sie den Hut auf und den Mantel umgeworfen. „Es geht doch — dich eigentlich nichts an!" und dabei tritt sie zornerfüllt mit den kleinen Füßen auf.

„Meinst du?"

Schwapp! sie schlägt die Thür, die Hausglocke giebt nur einen halben, bimmelnden Ton; ihre Tritte erklingen unter dem Fenster. Und nun fort, ganz fort. —

Es geht ihn nichts an! Fritz setzt sich — es geht ihn nichts an. Und fort ist sein Bachstelzchen gewippt, fort, für immer.

Frau Antoinette hat sich allerlei im Haus zu schaffen gemacht, in der Küche und im Keller ist sie gewesen und auf den Boden gestiegen. Nirgends ließ es sie lange. Die Zeit will gar nicht hingehen. So ist sie denn auch in den abenddämmernden Garten gegangen, wo es sie fröstelt. Ohne Tuch, leichtsinnig, das sieht sie selber ein. Aber, einmal wird's nicht gleich schaden. Sie muß doch den Kindern da drinnen Zeit gönnen. Die Stunde kommt nie wieder, das weiß sie, fühlt sie. Weiß sie nicht aus Erfahrung, aber ihrem Fritz fühlt sie's nach — das ist eine eigene Sache um Mutter und Kind; immer klingt's in ihrem Herzen, was den Jungen bewegt. Und nun soll es glücklich werden, ihr Sorgen- und Angstkind, nun wird alles gut und ihr Lebensabend schön, friedlich.

Gegen den Abendhimmel hin heben sich die Äste und sprießenden Knospen und die Nadelhölzer fein ab. Schön ist's rings um, sie meint, sie habe es noch gar nicht so gesehen. Müde, verzwitschernde Vogelstimmen. Sie muß an müde Kinder denken, die man in ihr Bettchen legt und deren kleine Mäulchen eben noch lallen. Und es ist so warm in ihr, das Herz so weit. Geben will sie, viel mehr als bisher, Thränen trocknen, wo sie kann. Denn der liebe Gott hat doch nun alles gut gemacht. Dankerfüllt ist ihre Brust. Es schlägt vom Turm. Sie zählt. So spät schon — dann kann sie auch hineingehen. Dann ist gewesen zwischen ihnen, an was sie allein nur ein heiliges Recht haben, das Aussprechen über ihre jungen, glücklichen Gefühle. Und leichtern Schrittes als gewöhnlich geht die zierliche Frau

So still ist's, sonst hört man immer die beiden, Miles Lachen — Hand in Hand werden sie sitzen. Noch ein ganz flüchtiges Zögern vor der Zimmerthür.

„Na, nu soll ich wohl —"

Das Halbdunkel über dem Raum läßt sie im ersten Augenblick nichts unterscheiden. Dann sieht sie, daß Fritzens Kopf sich aus der Sofaecke emporhebt.

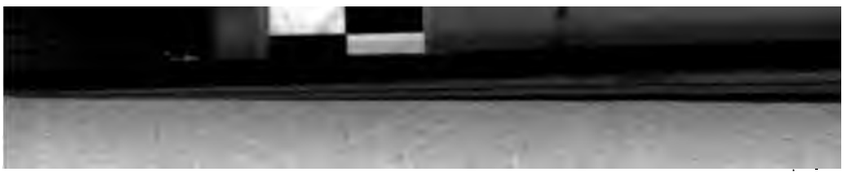
„Fritz — allein!" stößt sie ganz verwundert hervor.

„Ja, Mutter, allein!" Und wie ein Schwankender kommt er auf sie zu und legt den Kopf gegen ihre Schulter. „Mile, weißt du, die kann mich nicht gern haben, die hat einen andern lieb. Den schönen, gesunden Forstkandidaten — weißt du!"

* * *

Neben der Uhr, deren Schlagwerk abgestellt ist, auf dem Vorplatz, steht Antoinette Wagner und sieht zu dem Arzt auf, dessen hohe Gestalt sie weit überragt.

„Nein, Herr Sanitätsrat, thun Sie das nich' — beschönigen Sie nichts. Ich kann es



wissen, muß es. Ich habe so viel in meinem Leben getragen! Wozu soll ich wie'n Kind behandelt werden?"

„Liebe Frau —"

„Ihm haben Sie doch gewiß die Wahrheit gesagt, gleich nach dem schrecklichen Blutsturz!"

„Er ist doch ein Mann!"

Ein bittres Lächeln zieht über ihr blasses Gesicht.

„Das is er wohl! Ein rechter Mann, der über seine Frau fortgegangen is. Immer! Aber an dem Sterbebette, da will ich mein Recht. Denn — das is es, Herr Sanitätsrat!"

Und der Arzt, der gewohnt ist, alle Fragen und Einmischungen sonst in seiner herrischen Art kurz abzuschneiden, nickt und sagt: „Besser werden kann er nicht, die Hoffnung ist vorüber!"

Sie stößt einen qualvollen Seufzer aus.

„Eben war er noch bei Bewußtsein. Ich streichelte ihn und sagte: ‚Weißt du denn, wer bei dir is, mein Junge?' Da schlug er die Augen groß auf und sah mich an: ‚Jawohl — Mutter!' Aber dann hat er sie wieder zugemacht und liegt still, ganz still! Ich möchte keine Minute von seinem Bett weg — nur Ihnen das sagen wollt' ich, als ich Sie kommen sah. Und — ich habe wohl recht? Lange Zeit —"

Ein Nicken nur.

Sie schreit nicht, sie macht keine Bewegung.

„Ich — danke, Herr Sanitätsrat!"

Er faßt nach ihrer Hand und drückt sie teilnehmend, das ist man sonst auch nicht an ihm gewohnt.

„Sehn Sie, daß Wagner — er giebt den Einzigen hin und er thut sich Gewalt an. Mehr als wie ihm gut ist."

„Den Einzigen," sagt die Frau. „Nun hat's ihn ereilt, nun ist's da!" Und plötzlich greift sie in ihre Kleider über der Brust, als beengten sie die.

„Daß es der Einzige blieb, das hat er ja gewollt — das ist es ja gewesen. Wie ich den Jungen im Arm hatte, sagte er: Das is nu für alle Zeiten genug. Dem sein Erbe soll nicht verkürzt werden! Und ging hin — den andern nach."

Sie lehnt sich zurück und sieht wie in weite Fernen. „Ich hatte das Kind! Meinen Jungen — und das war mein Glück neben der schmachvollen Behandlung — aber, wenn der Kleine nach Geschwistern verlangte und mit ihnen spielen wollte, wie andre Kinder — das that mir weh!"

Die Lippen des Arztes pressen sich fest zusammen, er weiß nichts zu antworten.

„Ein Mann versteht das wohl nich — ich will auch nich, daß Sie mich bedauern. Aber einmal habe ich es doch aussprechen müssen. Und Sie, Sie haben ja auch immer so'n besonderen Menschen in ihm gesehen! Wenn er jetzt von dem Schlage hart getroffen wird, — inwendig, da wird er sich wohl noch ganz was andres sagen!" Dann macht sie die Thür auf und läßt den Arzt vorantreten. Das Bett ist von einem Stellschirm gegen das zu helle Sonnenlicht geschützt. Konrad Wagner sitzt am offenen Fenster.

„Er schläft!" sagt er leise aufstehend zum Doktor hinüber.

Borck sieht auf das weiße Gesicht in den weißen Kissen, faßt nach der schlaffen Hand und schüttelt langsam den Kopf. „Er wacht nicht wieder auf!"

Kein Laut kommt über die Lippen der Frau.

„Mutter, Mutter!" stöhnt Konrad Wagner und will sie mit einer plötzlichen Bewegung an sich ziehen. Da wehrt sie ihn ab.

Ihre Hände sind gefaltet, sie spricht in ihrem Herzen.

„Mein Einziger!" murmelt der Mann und sinkt auf einen Stuhl. Dann schüttelt es ihn.

Sie streicht über das Haar ihres Lieblings, über seine Hände, die schmalen Wangen. So viel Friede ist in dem stillen Gesicht. Den Mann, vor dem der sanfte Junge und sie gezittert haben, den sieht sie gar nicht. —

Langsam geht der Arzt hinaus, die Treppe hinunter. Es ist volle Maienfreude in der Natur. Schwartenbeck, der Barbier, dienert, an der Linde stehend.

„Herr Sanitätsrat, wenn man fragen darf, wie steht's um den Patienten?"

„Der hat keinen Doktor mehr nötig!"

„O, der arme Herr Holzherr, o jemineh!" und Schwartenbeck winkt die Schultzesche und

Kracke heran, die drüben an der Hausecke stehen.

„Leute, soeben thut mir Herr Sanitätsrat zu wissen, daß es mit'm jungen Wagner vorbei is. Ganz, wie ich gesagt habe! Keine Aussicht, habe ich gesagt. Der Sitz der Krankheit war tief. Ja, unsereiner! Un' nu will ich gleich mal in die Sägemühle stürzen und denn — Ne, das is nu's Allerneuste!" Und er wirft seine langen Beine und ruft im Davonlaufen: „Das is'n Schlag für den Holzherrn!"

Kracke sieht die Schultzesche an. „Ja, reiche Leute können sich's ewige Leben auch nich kaufen!"

„Nu der Einzigste, der Allereinzigste!" sagt die Schultze'sche.

„Denn kann de Holzherrn ja ein' von die Diel'sche ihre aptieren, das stimmt ja ganz gut!" grinst der Bummler.

„Schandmaul!" sagt die Schultze'sche.

An der nächsten Ecke trifft der Sanitätsrat auf den Bürgermeister, der ihn stellt.

„Ergebenster Diener, mein Freund und Gönner; ganz ergebenster! Sie sehen mich an —"

„Sind so patent!"

Der kleine Herr fuchtelt mit dem Spazierstock.

„In der Sägemühle Besuch machen. Der alte Herr ist jetzt seltsam nachgiebig meinen Vorschlägen in Gemeindesachen gegenüber. Da heißt's warm halten, schlau sein! Hahaha!"

„So! so!"

„Lächeln so auf Ihre Art, mein Allerverehrtester! Na ja, was werden kann — man soll nichts verschwören. Sehen Sie, der junge Roth, lieber Kerl, der hat mir zu verstehn gegeben, daß — nämlich, eine allerliebste junge Dame, Fräulein Emmy, habe sie kennen gelernt." Er schwingt das Stöckchen durch die Luft. „Und Adel und Titel und Stellung — immerhin ist man doch kein Greis in den Augen vernünftiger Mädchen."

Der Sanitätsrat zieht eine Grimasse. „Na, denn: gratulor!"

„Ganz soweit ist's ja nicht. Was aber nicht ist, kann werden!"

Den Stockgriff am Kinn, geht der alte Herr weiter. „Onkel! Onkel!" rufen ein paar Arbeiterkinder. Er zieht eine Düte mit Bonbons heraus und giebt in jedes der sich ihm entgegenstreckenden dicken Patschhändchen ein paar Stücke. „Onkel, mich auch!" heißt es von anderen Heranspringenden. „Ih, seht mal an! Gesindel, ihr!"

Und drüben beim Eingang in den Pfarrgarten kommt ein Paar auf ihn zu, der Forstkandidat, Mile Zehse führend.

„Gottseindonner! So öffentlich?" fragt er und bleibt drohend stehen. „Denn von dem heimlichen Zusammengelaufe wußte schon ganz Blumerode."

„Darum, Herr Sanitätsrat, habe ich meine Verlobung publiziert," entgegnet der stattliche Mensch schneidig.

„So! Ja!"

„Onkelchen, kein Glückwunsch?" schmeichelt Mile und duckt das Köpfchen.

„Manchmal ist der Mensch zu sowas nich aufgelegt." Er bekommt plötzlich einen sehr ernsten Ton und wirft sich in die Brust. „Das Mädchenvolk is ja nun mal so! Uniform und grüner Rock sind immer schöner. Von Ihnen" und er tippt dem hübschen Menschen auf die Brust, „will ich hoffen, daß Sie kein Windhund sind, wie so viele Ihresgleichen. Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!"

„Oho, Herr Sanitätsrat!"

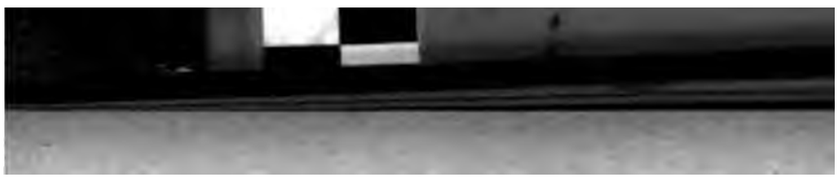
„Ja, ich erlaube mir das zu sagen! Der grobe Borck heiße ich! Is mir ganz genau bewußt. Die hier is so'n kleiner Liebling von mir, trotzdem sie so'n flattriges Geschöpfchen is. Die versteht mich schon. Na, denn also zur Beruhigung der lieben Einwohner verlobt. Werde zur Mutter kommen und ihr meine Visite machen. Ins eine Haus kommt Trauer, ins andre Freude. Fritz hat's nun überstanden —"

„Ach, Onkel!" und Miles Augen werden feucht.

„Ja, das Leben sorgt für Abwechselung, das is mal so. Also — der is kein Windhund? weißt's gewiß!"

„Wir haben uns doch so lieb, Onkel!"

„Denn man zu!" Und mit hallenden Schritten geht er weiter.



Mary Somerville.

Von

Alice Bousset.

Nachdruck verboten.

Zu keiner Zeit sind Wesen und Sein der Frau, ihre Natur und Eigenart so sehr zum Gegenstand der Beobachtung und Forschung gemacht worden, wie in unseren Tagen. So lange man die genialen, durch Wissen und Können hervorragenden Frauen als vereinzelte, seltene Typen der Gattung hinstellen konnte, die keinen merkbaren Einfluß auf ihre Geschlechtsgenossinnen übten, blieben die herrschenden Anschauungen über die weibliche Hälfte der Menschheit und deren Wertung ziemlich unverändert. Das 19. Jahrhundert hat nach dieser Richtung hin einen immer stärker hervortretenden Wandel geschaffen; keine frühere Epoche hat so viel bedeutende Frauen aufzuweisen, die Pfadfinder für ihr Geschlecht geworden sind. Die beginnende geistige Mündigkeit der Frau, ihr Heraustreten an die Öffentlichkeit mit dem vollen Bewußtsein der ihr eignen ursprünglichen, der Nutzbarmachung harrenden Kräfte, bedeutet einen Markstein auf dem Entwicklungswege der Menschheit. —

Unter den Frauen der Neuzeit, die ihre Begabung und Kraft mit Erfolg dem Dienste strenger Wissenschaft gewidmet haben, nimmt die Britin Mary Somerville wohl den ersten Rang ein. Da ihr Leben und ihre umfassende Thätigkeit auf mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiet in Deutschland bisher ziemlich unbeachtet geblieben ist, so soll in folgendem eine kurze, übersichtliche Darstellung desselben versucht werden, auf Grundlage des Buches, das im Jahre 1873, etwa 12 Monate nach dem Tode der gelehrten Frau, erschienen ist: „Personal Recollections from early life to old age of Mary Somerville with selections from her correspondence — by her daughter Martha Somerville.“ (London, John Murrey Edit.) Das Werk umfaßt 376 Seiten; die den „Erinnerungen“ entlehnten Auszüge sind von der Herausgeberin mit kurzem verbindenden Text versehen. Sie ist, wie es in der Einleitung heißt, nicht ohne Bedenken, nur dem dringenden Anraten werter Freunde folgend und geleitet von der Erwägung, daß „einige Mitteilungen über einen so hervorragenden und herrlichen Charakter“ nicht ohne Interesse für die Mit- und Nachlebenden sein können, an diese Aufgabe herangetreten. Dem Sinne der Verstorbenen entsprechend, sind Mitteilungen privater Natur aus ihrem Leben und ihrer vertraulichen Korrespondenz von der Veröffentlichung ausgeschlossen worden. Die eingefügten Briefe von berühmten Männern und Frauen beziehen sich fast ausschließlich auf Mary Somervilles wissenschaftliche Werke. —

* * *

Mary Fairfax wurde am 26. Dezember 1780 in dem schottischen Landstädtchen Jedburg geboren, im Hause ihres Onkels und späteren Schwiegervaters Dr. Thomas Somerville, der daselbst länger als ein halbes Jahrhundert hindurch das geistliche Amt eines Rektors verwaltete. Die Somervilles entstammten einer alten, zur schottischen Aristokratie gehörenden Familie; des Rektors Gattin und Marys Mutter waren Schwestern. Marys Vater, William Fairfax, trug einen Namen, der durch Lord Fairfax, Anführer des Parlamentsheeres gegen Carl I., historisch geworden ist. Er diente in der englischen Marine, zeichnete sich rühmlich aus in der gegen die Holländer siegreich ausgefochtenen Seeschlacht von Campreduin, erlangte infolgedessen die Ritter-

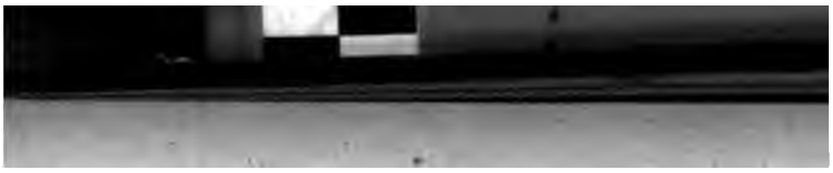
würde und stieg allmählich bis zum Range eines Vizeadmirals; als solcher ist er nach 67jähriger Dienstzeit gestorben. Der Wohnsitz der Familie, die während der oft langen Abwesenheit des Vaters sehr zurückgezogen und mit geringen Mitteln lebte, befand sich in einem kleinen Küstenorte der Grafschaft Fife, Burntisland, wo Mary mit zwei Brüdern unter Obhut der Mutter in glücklicher Freiheit heranwuchs. In ihren „Erinnerungen" giebt sie von beiden Eltern eine kurze Charakteristik. Der Vater war ein schöner Mann, tapfer und von vornehmer Gesinnung, ein vollkommener Gentleman, äußerlich sowohl wie im Charakter. Jung und mit geringen Schulkenntnissen ausgerüstet, war er in den Dienst getreten, hatte aber durch Lektüre sein Wissen, durch viele Reisen und Erfahrungen im Berufsleben seinen Gesichtskreis erweitert. Von der Mutter sagt Mary, daß sie nicht hübsch, aber von vollendeter Feinheit in der Erscheinung wie im Benehmen gewesen sei. Sie war nachsichtig und gütig gegen ihre Kinder, die völliges Vertrauen zu ihr hatten; sie war eine sehr fromme Frau, die Bibel bildete neben den Zeitungen fast ausschließlich ihre Lektüre. Sie besaß einen gesunden Verstand und bediente sich mündlich wie schriftlich einer kraftvollen Ausdrucksweise.

Burntisland, damals eine kleine stille Hafenstadt in malerischer Umgebung, bot dem in sich gekehrten, sinnigen Kinde von früh an jene Eindrücke, die ihre Liebe zur Natur weckten und für alle Zukunft befestigten. Die Vögel interessierten sie insbesondere, sie beobachtete ihren Flug, ihre Gewohnheiten und kannte bald alle einheimischen Arten; sie wußte auch ihre Lieblinge gegen Nachstellungen zu schützen und ist im späteren Leben bei manchen Anlässen energisch für den Schutz der Tiere eingetreten.

Marys erstes Lesebuch war die Bibel, dann kam der Katechismus an die Reihe, dessen Lehrsätze sie nur schwer ihrem Gedächtnis einzuprägen vermochte, weil sie ihr unverständlich waren. Im übrigen ließ man sie bis zu ihrem achten Jahr ziemlich wild aufwachsen, dann begann sie an den häuslichen Geschäften teilzunehmen und Interesse für Bücher, die ihrem Alter angemessen waren, zu bekunden. Der um diese Zeit heimkehrende Vater hielt sie zu vermehrter Beschäftigung an und sorgte dafür, daß sie nach vollendetem zehnten Jahre in ein Mädchenpensionat nach Musselburg geschickt wurde, um wenigstens schreiben und rechnen zu lernen. Das Maß an Wissen und Können, das dazumal in Schottland für ein Mädchen aus guter Familie ausreichend befunden wurde, erstreckte sich nicht weit über die Elementarfächer hinaus, und die Methode des Unterrichts scheint höchst schwerfällig und unersprießlich gewesen zu sein. — Der plötzliche Übergang von der gewohnten Freiheit zu einer nach jeder Richtung fühlbaren Beschränkung unter pedantischer Vormundschaft wurde von Mary sehr bitter empfunden. Ihr Geist erwachte indessen mehr und mehr; als sie nach einem Jahre heimkehrte, benutzte sie fortan jede Stunde, die ihre häuslichen Pflichten ihr übrig ließen, um Shakespeare zu lesen, sowie Geschichte und etwas Latein zu treiben; letzteres ohne eigentliche Nachhilfe.

Der Sternenhimmel erregte schon früh ihre Aufmerksamkeit, sie verbrachte heimlich manche Stunde an dem nach Süden gelegenen Fenster ihres Schlafzimmers, um mit Hilfe eines Himmelsglobus die Sternbilder kennen zu lernen. Übrigens mußte sie schon früh die Erfahrung machen, daß ihre Vorliebe für Studien im Kreise der Familie und der Bekannten mißbilligt wurde, und trotz ihrer Jugend empfand sie es bereits als eine Ungerechtigkeit, daß es den Frauen, die Wissenstrieb besaßen, verwehrt sein sollte, ihn zu befriedigen.

Als vierzehnjähriges Mädchen verbrachte Mary einige Sommermonate in Jedburg bei ihren Verwandten; sie erzählt, daß sie nie in ihrem Leben glücklicher gewesen sei, als zu jener Zeit. Ihre Tante war eine liebenswürdige Frau, voll Heiterkeit und Witz, auch besser belesen als die Mehrzahl der Damen ihres Standes. In dem Onkel, Dr. Somerville, fand Mary zum erstenmal einen Freund, der ihren Durst nach Wissen verstand und billigte. Auf langen Spaziergängen, die sie in den frühen Morgenstunden mit ihm unternahm, machte sie ihn zum Vertrauten ihrer Bestrebungen, und er lieh ihr seinen Beistand, indem er täglich ein bis zwei Stunden den Virgil mit ihr las und durch ernste Gespräche ihren Geist förderte. Über das Leben im Pfarrhaus,



dessen reizvolle Umgebung und den Verkehr mit den gleichaltrigen Kousinen finden sich anziehende Schilderungen aus Marys Feder.

Der nächste Besuch galt dem Onkel William Charters in Edinburg, in dessen Haus man nach anderer Richtung hin auf ihre Ausbildung bedacht war: sie wurde in eine Tanzschule geschickt. Doch fühlte sie sich bei diesen Verwandten viel weniger heimisch; in bezug auf die Gegenstände, die sie interessierten, mußte sie sich Schweigen auferlegen, daher fand man sie verschlossen und unliebenswürdig. Die Wohlerzogenheit junger Mädchen gewöhnlichen Schlags wurde ihr häufig als Vorbild hingestellt.

Die große politische Bewegung, die damals, von Frankreich ausgehend, immer weitere Kreise zog, beschäftigte lebhaft die Gemüter, und Mary wurde auch ihrerseits davon ergriffen. Innerhalb der Familie und im Bekanntenkreise gingen die Ansichten weit auseinander, Liberale und Konservative befehdeten sich mit Leidenschaft. Die oft maßlosen und ungerechten Angriffe gegen den Liberalismus veranlaßten das junge Mädchen, sich auf seiten des letzteren zu stellen; von Jugend an hatte ihr Geist gegen Bedrückung und Tyrannei sich aufgelehnt, so trat sie auch hier für die Freiheit ein, wobei ohne Zweifel der tiefe Unwille darüber mitwirkte, daß alle Gelegenheiten zu wissenschaftlicher Ausbildung, die den Männern so reichlich geboten wurden, ihrem Geschlechte versagt blieben. Denn sie selbst war von dem brennenden Ehrgeiz erfüllt, sich nach irgend einer Richtung hin auszuzeichnen und fühlte in sich, daß die Frauen fähig seien, einen höheren Platz in der Schöpfung einzunehmen, als den, der ihnen damals eingeräumt wurde. — Übrigens hat Mary die damals eingesogenen freien politischen und religiösen Ansichten ihr Leben lang bewahrt; sie war jedoch nie republikanisch gesinnt, vielmehr hat sie eine hochentwickelte Aristokratie stets für notwendig erachtet, um ein Volk zu regieren und es auf eine höhere Kulturstufe zu heben.

Nach ihrer Rückkehr von Edinburg wurde Mary als eben erwachsene junge Dame in das gesellschaftliche Leben von Burntisland eingeführt. Sie fand wenig Vergnügen daran, empfing aber merkwürdigerweise bei einer solchen Gelegenheit den ersten Anstoß zu dem großen Studium ihres Lebens. Beim Durchblättern einer Modenzeitung fiel ihr Blick auf eine algebraische Aufgabe, deren Zeichen ihr fremd und unverständlich waren; von nun an ruhte sie nicht, bis sie den Schlüssel zum Verständnis jener Wissenschaft fand; es gelang ihr nach einiger Zeit, sich Elementarbücher für Algebra und Geometrie zu verschaffen; doch konnte sie zunächst ohne weitere Anleitung nur wenig daraus lernen. Außerdem trieb sie Griechisch, las den Xenophon und teilweise den Herodot; mehrere Stunden des Tages wurden dem Klavierspiel gewidmet. Im folgenden Winter siedelte die Familie nach Edinburg über, wo Mary rastlos weiter arbeitete und den Kreis ihrer Studien durch Aufnahme des Italienischen erweiterte sowie durch den Besuch der neu eröffneten Malakademie für Damen, die von einem tüchtigen Landschaftsmaler namens Nasmyth geleitet wurde. Durch diesen Lehrer wurde Mary auf Euklids „Elemente der Geometrie“ hingewiesen, die er ihr als Grundlage, nicht nur der Perspektive, sondern auch der Astronomie und aller mechanischen Wissenschaften bezeichnete. Es gelang ihr jedoch erst im folgenden Jahre, durch Vermittlung eines jungen, für ihren Bruder engagierten Hauslehrers das sehnlichst gewünschte Werk zu erhalten. Die Bedeutung der Algebra und Geometrie wurde ihr nun zwar erklärt, aber der Philologe war nicht imstande, ihr Anleitung zum Studium dieser Fächer zu geben; so blieb sie, wie bisher, auf ihre eigenen, wenig fruchtbaren Bemühungen angewiesen, und mit tiefer Niedergeschlagenheit empfand sie oft, daß der Erfolg in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Zeit und Anstrengung stand. —

Edinburg war zu der Zeit noch die wahre Hauptstadt Nordbritanniens, der Mittelpunkt des geistigen Lebens; die meisten der angesehenen schottischen Familien pflegten den Winter dort zu verleben. Das Theater, an dem vortreffliche Künstler wirkten, übte eine große Anziehungskraft, obgleich das unter den strengen Kalvinisten dagegen herrschende Vorurteil noch keineswegs erloschen war. Die Familie Fairfax hatte jedoch in diesem Punkt, wie in manchen andern, freiere Ansichten; Mary besuchte daher oft und gern die Vorstellungen, namentlich wenn Shakespeares Werke auf die Bühne kamen. Die bedeutendsten damaligen Schauspieler waren moralisch unantastbare

und daher hochgeachtete Persönlichkeiten; Mary nennt u. a. die berühmte Mrs. Siddons, mit der sie in späteren Jahren in persönliche Berührung getreten ist. — Unter dem Schutz einer mütterlichen Freundin (da die eigene Mutter in Abwesenheit ihres Gatten von der Geselligkeit außer dem Hause sich fern hielt) besuchte Mary auch Gesellschaften und Bälle; sie liebte den Tanz, und sie verfertigte selbst die einfachen, weißen Ballkleider von feinem indischen Mousselin, die den Anforderungen damaliger Zeit genügten. Ueber diesen, nicht allzuhäufigen Vergnügungen verlor sie jedoch nie ihren Hauptzweck aus den Augen; die frühen Morgenstunden waren regelmäßig dem Studium, die späteren der Musik gewidmet, außerdem malte sie fleißig und entwickelte ihre künstlerischen, gar nicht unbedeutenden Anlagen zur großen Freude der Mutter.

Manche der Litteraten und Gelehrten Edinburgs waren mit den Fairfax bekannt; Mary kam öfter mit ihnen in Berührung, doch keiner wurde auf ihre ernste wissenschaftliche Richtung aufmerksam. Ihre Bescheidenheit und eine aus den einsam verlebten Kinderjahren herstammende Scheu verhinderte sie, mit ihren Interessen irgendwie hervorzutreten; es war ihr schon peinlich, Gedanken oder Meinungen im größeren Kreise laut zu äußern, geschweige denn eine führende Rolle in der Unterhaltung auf sich zu nehmen.

Die äußere Erscheinung des eben erwachsenen Mädchens war sehr harmonisch: unter Mittelgröße und zart gebaut, kräftig und leicht in der Bewegung, hatte sie einen kleinen Kopf, üppiges braunes Haar, ein angenehmes Gleichmaß der Züge, glänzende Augen mit intelligentem Ausdruck und einen sehr schönen Teint. In späteren Jahren sprach sie einmal scherzend ihr Bedauern darüber aus, daß niemand sie gemalt habe, solange sie noch jung und hübsch gewesen; die Anmut des Ausdrucks und die ihr eigene, durchgeistigte Schönheit hat sie jedoch durch ihr ganzes Leben bewahrt. Eine in Rom von Meisterhand modellierte Büste, die alternde Frau darstellend, deren Abbild dem Titelblatt der „Memoirs" beigegeben ist, legt Zeugnis dafür ab. —

Im Jahre 1804 kam ein entfernter Verwandter, Mr. Samuel Greig, Kommissionär der russischen Marine, nach Burntisland; er wurde als Vetter mit schottischer Gastfreundschaft aufgenommen, und nach einiger Zeit hielt er um Marys Hand an. Die Eltern gaben ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß er nicht nach Rußland zurückkehre; er bewarb sich um den Posten eines russischen Konsuls in London, den er erhielt, und bald führte er die junge Frau in sein dortiges Heim. Es ist kaum anzunehmen, daß von ihrer Seite eine tiefere Neigung zu diesem Mann bestanden habe, da eine Hauptbedingung zu geistiger Harmonie zwischen beiden fehlte. Mary wußte, daß er weder Verständnis noch Interesse für irgend einen Zweig der Wissenschaft besaß, daß sie also von ihm keinerlei Förderung ihrer Bestrebungen erwarten konnte; zudem hegte er eine sehr geringe Meinung von den intellektuellen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts. Es mögen wohl hauptsächlich Vernunftgründe das treibende Motiv zu dieser Heirat gewesen sein. In den „Erinnerungen" ist wenig über die erste Ehe gesagt, die schon nach drei Jahren durch den Tod Samuel Greigs gelöst wurde; Mary hat überhaupt selten davon gesprochen. Sie benutzte im Anfang ihres Londoner Lebens die Stunden des Alleinseins zur Fortsetzung ihrer Studien, bis Mutterpflichten einen Teil ihrer Zeit in Anspruch nahmen. Der gesellige Verkehr beschränkte sich zumeist auf einige russische Familien, die der jungen Frau sympathisch waren, besonders die Komtesse Woronzow, Tochter des russischen Gesandten, die Patin ihres ältesten Sohnes wurde, der den Namen Woronzow erhielt. —

Bald nach der Geburt des zweiten Knaben, der später im Kindesalter starb, kehrte Mary als Witwe in das Haus ihrer Eltern zurück. Da sie sehr still lebte, blieb ihr neben der Sorge für die Kinder genügende Zeit zu wissenschaftlichen, insbesondere mathematischen Studien. Nachdem sie ebene und sphärische Trigonometrie und Kegelschnitte, sowie Fergusons Astronomie gründlich vorgenommen hatte, machte sie sich an Newtons Buch über die mathematische Grundlage der Naturwissenschaften, „Principia" genannt. Die Schwierigkeiten, auf die sie bei der Durcharbeitung dieses Werkes stieß, konnte sie nur langsam und nach wiederholten Bemühungen tieferen Eindringens bewältigen. Nachdem sie mit Wallace, Professor der Mathematik in Edinburg,

in Verbindung getreten war, fand sie wenigstens einen fördernden Austausch, und unter seiner Anleitung legte sie eine kleine mathematisch-astronomische Bibliothek an, fast lauter Werke französischer Schriftsteller. Die mathematische Wissenschaft lag damals in England sehr darnieder, man hatte mit dem Ausland nicht Schritt gehalten, erst nach mehreren Jahren wurde durch die einschlägigen Arbeiten von Herschel und Babbage

Mit Genehmigung des Verlages John Murray, London.
Aus: „Personal Recollections of Mary Somerville — by her daughter Martha Somerville".

eine neue Ära eingeleitet. — Mary schreibt über die Erwerbung: „Ich war 33 Jahre alt, als ich diese ausgezeichnete kleine Sammlung kaufte; ich konnte kaum daran glauben, einen solchen Schatz zu besitzen, wenn ich an den Tag zurückdachte, wo ich zuerst das geheimnisvolle Wort „Algebra" erblickt hatte und an die Reihe von Jahren, in denen ich fast hoffnungslose Anstrengungen gemacht hatte, mein Ziel zu erreichen." — Sie verfolgte ihren Weg fortan mit um so größerem Eifer, unterstützt durch ihre pekuniäre Unabhängigkeit, und nicht mehr heimlich, wie früher, sondern offen und frei,

unbekümmert darum, daß man sie für excentrisch und thöricht hielt; das letztere insofern, als man der Ansicht war, daß sie ihre Zeit und ihre Mittel besser darauf verwendet hätte, ein behagliches geselliges Leben zu führen.

Außer Wallace sind noch drei Männer zu nennen, die als Begründer und Herausgeber der gerade damals auf ihrer Höhe stehenden „Edinburgh Review" die Träger des im besten Sinne modernen Geisteslebens in Schottland waren: Henry Brougham, Sidney Smith und Professor Plaifair, mit denen Mary in Verbindung stand, und von denen der erstere einen hervorragenden Einfluß auf ihre spätere wissenschaftliche Laufbahn gehabt hat.

* * *

Mary Greig hatte in den Jahren ihrer Witwenschaft mehrere Heiratsanträge erhalten und zurückgewiesen. Im Frühjahr 1812 schloß sie den Ehebund mit ihrem Vetter, Dr. William Somerville, und von diesem Zeitpunkt an wurde ihr Leben in breitere, bewegtere Bahnen gelenkt. Sie gab und genoß das Glück einer harmonisch gestalteten Häuslichkeit und fand sich getragen von der Liebe und Verehrung eines Gatten, der ihrer eigenartigen, bedeutenden Begabung die Wege ebnete, ihr jede mögliche Förderung zu teil werden ließ. Dr. Somerville war der älteste Sohn des Rektors von Jedburg; seit der Vollendung seiner Studien bis zum Zeitpunkt seiner Heirat hatte er als Militärarzt im Kolonial- und auswärtigen Departement fast immer auf Reisen und in den britischen Kolonien sich befunden. Er war zugegen gewesen bei der Einnahme des Kaps der guten Hoffnung durch die Engländer im Jahre 1806 und war der erste Europäer, der (mit Lebensgefahr) in das Land jenseits des Oranjeflusses vordrang, was zu zahlreichen Beobachtungen von wissenschaftlichem Interesse führte. Später brachte der Dienst ihn nach Kanada. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er zunächst an die Spitze des Militär-Medizinalamts in Schottland gestellt. Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz in Edinburg.

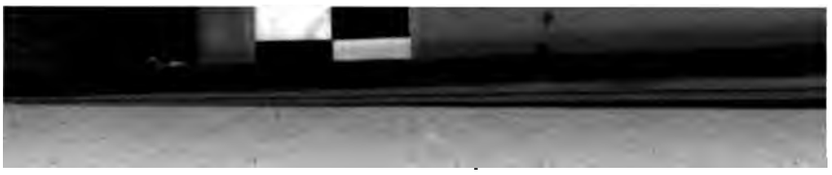
Dr. Somerville besaß keine eindringende Gelehrsamkeit, aber er war in vielen Fächern wohlunterrichtet, verfügte über ein gesundes Urteil, eine gut entwickelte Intelligenz und viel Weltkenntnis. Seine klassische Bildung war ebenso tüchtig wie seine Kenntnisse in mehreren naturwissenschaftlichen Fächern, namentlich in der Botanik und Mineralogie. Er war großmütig, hilfsbereit und aufopfernd, wo immer sich Anlaß dazu bot, und wurde seiner trefflichen Charaktereigenschaften halber überall geschätzt.

Die Ehe beider war eine sehr glückliche, da sie sich vollkommen ergänzten; er würdigte völlig die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Frau, war stolz auf ihren Besitz und erkannte rückhaltlos ihre geistige Überlegenheit an. Von den Schwiegereltern wurde Mary mit großer Liebe als Tochter aufgenommen, beide hegten längst den Wunsch, diese Verbindung sich vollziehen zu sehen. Der Rektor hatte die Nichte, die in seinem Hause geboren war, von jeher wie ein eigenes Kind betrachtet und ihren Entwicklungsgang mit väterlichem Anteil verfolgt; er zollte ihren ungewöhnlichen Gaben und ihrer ausgereiften Persönlichkeit die vollste Bewunderung und Anerkennung.

Ermutigt durch ihren Gatten, setzte Mary nach der Verheiratung das Studium des Griechischen fort, unterstützt von einem jungen Mann, der als Lehrer ihres Sohnes Woronzow und als Sekretär des Doktors ihr Hausgenosse war. Das Studium der Geologie und Mineralogie trieben beide Gatten gemeinsam; sie legten dabei den Grund zu ihrer späteren wertvollen Sammlung von Mineralien.

Zu den ältesten Freunden der Somervilles gehörte Walter Scott, dessen Wohnsitz Abbotsford nicht fern von Jedburg lag; das junge Ehepaar unterhielt ebenfalls freundschaftlichen Verkehr mit dem gastlichen Hause des Dichters, den eine gegenseitige herzliche Sympathie mit Mary verband. Scott war damals noch nicht der bekannte Verfasser der „Waverley Novels", die seinen Ruhm dauernd begründen sollten, aber nur zu bald lagerten sich die dunklen Schatten um ihn, die seine letzte Lebenszeit getrübt haben.

Nach vierjährigem Aufenthalt in der schottischen Hauptstadt wurde Dr. Somerville als Mitglied der Medizinal-Armee-Kommission nach London versetzt, wo man ihn zu-



gleich mit der Leitung des großen Militärhospitals in Chelsea und mit der Inspektion der gleichartigen britischen Anstalten betraute. Beide Ämter hat er bis 1838 verwaltet. Innerhalb dieser 22 Jahre entfaltete Mary ihre größte wissenschaftliche Thätigkeit; obwohl sie bis dahin noch keine größere Arbeit veröffentlicht hatte, war der Ruf ihrer Gelehrsamkeit schon in weitere Kreise gedrungen; es wurde ihr leicht, da das gesellschaftliche Leben Londons einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, mannichfache wertvolle Beziehungen anzuknüpfen. Durch Professor Wallace wurde sie bei Wilhelm Herschel eingeführt; mit ihm und namentlich mit seinem einzigen Sohn John, derzeit noch ein Jüngling, ist sie durch Bande herzlicher Freundschaft lange verbunden gewesen. Mit Wilhelms Schwester und treuer Gehilfin Karoline, der später, gleich ihr selbst, die für Frauen seltene Auszeichnung zu teil wurde, als Mitglied in die königliche Astronomische Gesellschaft aufgenommen zu werden, wurde sie dagegen nicht bekannt.

Das Haus der Somervilles in Hannover Square, nahe den wissenschaftlichen und Kunstinstituten der Hauptstadt, bildete bald einen Mittelpunkt für den Verkehr der gelehrten Welt; dort erschienen unter andern auch die beiden französischen Astronomen Arago und Biot, die zeitweilig zu Studienzwecken auf englischem Boden weilten, um der Frau zu huldigen, die sich mit dem Hauptwerk ihres großen Landsmannes La Place, der „Mécanique Céleste", bekannt gemacht hatte und nach seinen eigenen Worten die einzige Frau war, die seine Werke verstand.

Während eines bald darauf folgenden Aufenthalts in Paris fanden Mary und ihr Gatte die gastlichste Aufnahme im Hause Aragos, dessen Liebenswürdigkeit und universelle Bildung ihr einen bedeutenden Eindruck machte. Er führte sie zu La Place, der ihr sein neuestes Werk: „Système du Monde" mit eigenhändiger Widmung überreichte. Mit beredten Worten schildert Mary die Stunden anregenden und heiteren geselligen Beisammenseins im engeren Kreise der berühmtesten Forscher jener Tage, zu denen außer den Genannten noch La Grange, Bouvard und Poinsot zählten; auch Alexander v. Humboldt war anwesend, — die Zeit des Konsulats und des ersten Kaiserreichs war die glänzendste Epoche der physikalischen Astronomie in Frankreich.

Marys Interesse wandte sich auch in Paris der Kunst und dem Theater zu; sie bewunderte Talma und die beiden Hauptvertreterinnen der tragischen und der heiteren Muse Mlles. Duchénois und Mars; aber als große Verehrerin Shakespeares konnte sie sich mit den gekünstelten Formen der französischen Tragödie nicht befreunden.

Während ihres nachfolgenden kurzen Aufenthalts in Genf lernte Mary den Botaniker de Candolle kennen, mit dem sie später in briefliche Verbindung trat, um seinen Rat betreffs tieferen systematischen Eindringens in die Botanik zu erbitten; sie betrieb ihre weiteren Studien in dieser Richtung nach seiner Anleitung. —

Auf einer Schweizerreise im folgenden Jahr erkrankte Mary an einem hartnäckigen Fieber, wodurch sie so geschwächt wurde, daß Dr. Somerville einen Winteraufenthalt in mildem Klima für nötig erachtete. So lernte sie zuerst Italien kennen, das ihr im Alter eine zweite Heimat werden sollte; sie weilte in Venedig und Florenz, danach längere Zeit in Rom. Die Werke der Skulptur, von denen sie einige der schönsten schon in Paris gesehen, zog Mary denen der Malerei vor, wobei vielleicht ihre Vorliebe für die griechische Kunst und Sprache mitwirken mochte. Die Bekanntschaft mit Thorwaldsen und Canova gehörte für sie zu den interessantesten Begegnungen in Rom. Die erhebenden Eindrücke, die ihre feingestimmte Seele dort empfing, wurden noch bereichert durch öftere vollendete Musikaufführungen, denen sie beiwohnte. Nach kurzem Aufenthalt in Neapel und Umgebung kehrte die Familie im Frühling 1818 nach England zurück. —

Ein kleiner Kreis aufblühender Kinder, drei Töchter und ein Sohn, umgab jetzt das Ehepaar. Mary war eine sorgsame, pflichttreue Mutter, die das Gedeihen ihrer Kinder nach jeder Richtung hin förderte, sie gab ihnen selbst einigen Unterricht und nahm eine französische Bonne, sowie später eine deutsche Erzieherin ins Haus, um den Kindern Gelegenheit zu geben, die verbreitetsten modernen Sprachen schon früh sich anzueignen. Sie selbst hatte die Unkenntnis bezw. die mangelhafte mündliche Beherrschung derselben zu oft als störendes Hemmnis empfunden. — Ihre eigenen

Arbeiten wurden trotz der häufigen Unterbrechungen, an denen es im häuslichen Leben nicht fehlte, mit der Ausdauer und Beharrlichkeit fortgesetzt, die in Marys Charakter lag. Ihr Hauptaugenmerk war fortan auf die gewaltig fortschreitende Wissenschaft der Geologie gerichtet; die daraus resultierenden ganz veränderten Anschauungen vom Alter des Erdkörpers riefen sowohl in den Reihen der Theologen als auch sonst in vielen ängstlichen Gemütern lebhaften, zähen Widerspruch hervor. Als Mary nach einigen Jahren ihr Werk über „Physikalische Geographie" veröffentlichte, in dem die Ergebnisse der neuesten geologischen Forschungen niedergelegt waren, wurde sogar von der Kanzel der York-Kathedrale unter Nennung ihres Namens gegen sie gepredigt. —

In einem kleinen Kreise von Gelehrten, der sich abends oft im Somervilleschen Hause zusammenfand, wurden die wissenschaftlichen Fragen von Bedeutung lebhaft diskutiert; man machte Experimente und stellte astronomische Beobachtungen im Garten an. Einer der hervorragendsten Teilnehmer war der Mathematiker und Astronom Dr. Young, der zuerst die Theorie von den Lichtwellen aufstellte und deren Richtigkeit zu beweisen suchte. Seine Vorlesungen, die veröffentlicht wurden, bildeten eine Fundgrube wertvollsten Materials für Marys Studien. In dieselbe Zeit fiel eine andere wissenschaftliche That, die den Ausgangspunkt epochemachender kosmischer Entdeckungen bildete. Dr. Wollaston fand bei Beobachtung des Sonnenspektrums sieben dunkle, dasselbe kreuzende Linien; er begab sich sofort zu Mary Somerville und wiederholte das Experiment vor ihren Augen; sie erhielt von ihm ein kleines Prisma, das aus Frauenhofers Werkstatt in München stammte, jenes Mannes, dessen Anteil an der Ausgestaltung der von Bunsen und Kirchhoff erfundenen Methode der Spektralanalyse genugsam bekannt ist. — Als Tochter eines Seemannes verfolgte Mary mit großem Interesse und nicht ohne Sachkenntnis die großen Entdeckungsreisen, die unter Leitung von Franklin und Buchan nach der Ostküste Grönlands, und von Roß und Parry nach Baffinsbay unternommen wurden. Als der letztere sich anschickte, seine dritte Reise anzutreten, wurde Mary aufgefordert, die Schiffe zu besichtigen, deren äußerst zweckmäßige Ausrüstung, die auf dreijährigen Aufenthalt im Arktischen Meer berechnet war, ihre Bewunderung erregte. Nach Rückkehr der Expedition benachrichtigte man die Familie, daß eine im hohen Norden gelegene, mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Insel den Namen „Somerville Island" erhalten habe.

Die gute Gesellschaft Londons hatte zu jener Zeit eine Menge talentvoller, geistreicher Persönlichkeiten aufzuweisen: Rev. Sidney Smith, Rogers, den Dichter Thomas Moore, den Historiker Macaulay, Will, Spencer, Campbell, Sir James Mackintosh u. a. bildeten den erlesenen Kreis, den die Somervilles um sich versammelten. Bezeichnend für den Geist, der, von den Wirten ausgehend, die Geselligkeit im Hause beherrschte, ist der Ausspruch Marys in ihren Aufzeichnungen darüber: Manche unserer Freunde hatten sehr ausgeprägte und sehr abweichende religiöse Ansichten, aber mein Mann und ich ließen uns niemals in eine Kontroverse ein; wir hatten eine zu hohe Achtung vor der Gewissensfreiheit, um den Meinungen der einzelnen zu nahe zu treten, und so haben wir mit Personen der verschiedensten religiösen Standpunkte in herzlicher Freundschaft gelebt. Ebenso habe ich mich in meinen Büchern stets rein und ausschließlich auf wissenschaftlichem Gebiet gehalten, ohne das religiöse je zu berühren. — Marys eigene Auffassung von den höchsten Fragen des Lebens wird beleuchtet durch eine Äußerung, anknüpfend an die mathematisch-technischen Konstruktionen ihres Freundes Babbage: „Nichts hat mir einen so überzeugenden Beweis von der Einheit der Gottheit geliefert, wie diese rein geistigen Begriffe von der Lehre der Gleichungen und von der Größenlehre, die den Menschen gewährt worden sind und die in dem erhabenen allumfassenden Geiste von Ewigkeit her bestanden haben müssen." —

Das glückliche, sorglose Leben in Hannover Square fand einen traurigen Abschluß. Die lange Krankheit und der Tod der ältesten Tochter des Hauses, eines Kindes von ungewöhnlicher Begabung, versetzte die Familie in tiefe Betrübnis. Außerdem wurde sie durch große Vermögensverluste, verschuldet durch die Unredlichkeit einer Person, der man unbedingt vertraut hatte, in die Notwendigkeit versetzt, das Haus in dem vornehmen Stadtviertel aufzugeben und nach Chelsea zu ziehen, wo Dr. Somerville über

eine mit seiner ärztlichen Stellung am Hospital verbundene Amtswohnung verfügte. Diese Versetzung in eine unfreundliche, ungesunde Gegend, weit entfernt von den Familien, die ihren Umgangskreis bildeten, war für Mary ein empfindliches Opfer, das ihr stets fühlbar blieb, weil sie während der Jahre des dortigen Aufenthalts gesundheitlich viel zu leiden hatte. Uebrigens bot sich ihr alsbald Gelegenheit, neue interessante Beziehungen anzuknüpfen, u. a. mit Lady Byron und deren Tochter Ada. Mary ist mit der Frau und Tochter des Dichters in lebenslanger Verbindung geblieben; die letztere schloß sich ihr herzlich an und trieb auf Marys Rat nicht ohne Erfolg mathematische Studien. Ihr späterer Gatte, Lord King, war ein Kollege und Freund von Woronzow Greig. Eine zweite, warme Freundschaft verband Mary mit der Schriftstellerin Maria Edgeworth; beide Frauen haben während siebzehn Jahren lebhafte Korrespondenz mit einander geführt. Mary rühmte den ungemeinen Zauber ihres Briefstils und fügte hinzu: „sicherlich sind die Frauen den Männern im Briefschreiben überlegen".

Nach der Rückkehr von einer Reise durch Belgien und Holland, die Dr. Somerville mit seiner Frau im Frühjahr 1827 unternahm, wurde der letzteren durch Lord Broughams Vermittlung eine ebenso überraschende als ehrenvolle Aufforderung zu teil, die ihrem ferneren Leben und Schaffen einen neuen starken Impuls verlieh. Die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" wünschte die Ausarbeitung einer populär-wissenschaftlichen Darstellung von La Places „Mécanique Céleste", die auch den Ungelehrten die Bedeutung, den Wert und den wesentlichen Inhalt dieses berühmten Werks in faßlicher Weise nahebringen sollte. Die Lösung dieser Aufgabe, mit der Mary Somerville auf einstimmigen Vorschlag des Vorstandes der genannten Gesellschaft betraut wurde, war insonderheit geeignet, den Beweis zu erbringen, ob es möglich sei, den mit der Differential- und Integralrechnung nicht vertrauten Laien bis zu einem gewissen Grade Einblick in die mathematisch-astronomische Wissenschaft zu eröffnen. — Nach mancherlei Bedenken und unter der Bedingung, die Sache geheim zu halten, und der andern, daß die Arbeit im Fall des Mißlingens in aller Stille vernichtet werde, beschloß Mary, den Versuch zu machen. Die Ausführung erforderte eine beträchtliche Zeit, denn sie mußte von neuem die Erfahrung machen, daß die Frau nicht das Recht ungestörter Ruhe bei geistiger Arbeit für sich in Anspruch nehmen kann. Sie war auch zu rücksichtsvoll gegen die Besuche, die zu ihr kamen, um sich ihnen zu entziehen, außerdem konnte und wollte sie um ihres Mannes willen die Geselligkeit nicht zu sehr einschränken. — Mary besaß in hohem Grade die Fähigkeit der Konzentration; wenn sie mit einem schwierigen Problem beschäftigt war, so bemerkte sie nichts von dem, was um sie her vorging; wurde sie unterbrochen, so erledigte sie schnell und ohne Ungeduld, was man von ihr verlangte (dies galt namentlich für die Nachhilfe bei den Aufgaben ihrer Kinder), und durch lange Schulung darin geübt, setzte sie alsbald ihre Arbeit fort. In großer Spannung erwartete sie das Urteil über ihr vollendetes Werk, und es machte sie wahrhaft glücklich und stolz, daß es in hohem Grade günstig ausfiel. Einer der berufensten Kritiker, Sir John Herschel, teilte ihr in Worten voll ehrender Anerkennung mit, daß sie den in ihr Können gesetzten Erwartungen vollauf entsprochen habe. „Fahren Sie so fort", schrieb er, „und Sie werden der Nachwelt ein Andenken ungewöhnlicher Art hinterlassen, oder, was Sie vielleicht höher schätzen als Ruhm, Sie werden ein sehr nützliches Werk vollbracht haben." Sir John war Marys treuester und bester Freund, auf dessen Meinung sie vor allen anderen Wert legte; sie schätzte ihn als Menschen wie als Gelehrten gleich hoch, er hegte für sie die größte Bewunderung und Hochachtung, erwies ihr stets ritterliche Ehrerbietung und übte zugleich offene und freimütige Kritik an ihrem Schaffen, die sie ihrerseits bereitwillig und dankbar aufnahm. Auf seinen Rat wurden einzelne Partien des Buches zur Erzielung größerer Deutlichkeit und Ausführlichkeit einer Umarbeitung unterzogen für die Ausgabe, die eine populäre sein sollte, während die ursprüngliche Fassung für den Gebrauch wissenschaftlicher Kreise bestimmt wurde. Diese Teilung erwies sich als notwendig, denn die Verfasserin setzte bei dem Leser zu viel voraus; sie konnte und wollte indessen nicht, um das Verständnis zu erleichtern, die Präzision der wissenschaftlichen Terminologie aufgeben.

Bald nach der Veröffentlichung des Werkes, das unter dem Titel „Mechanism of the heavens“ erschien und außerordentliches Aufsehen erregte, erhielt Mary zahlreiche Dank- und Anerkennungsschreiben von Gelehrten, denen sie ein Exemplar davon zugeschickt hatte. Es herrschte nur eine Stimme über den Wert und die Bedeutung dieser Schrift, die sofort als Lehrbuch für den Gebrauch der Studenten in Trinity College eingeführt wurde, was einen schnellen Absatz der ersten Auflage bewirkte. Es fehlte nicht an zahlreichen Ehrungen für die Frau, die eine so ungewöhnliche Leistung vollbracht hatte. Die königliche astronomische Gesellschaft ernannte sie zum Ehrenmitglied und beschloß, daß ihre Büste, deren Herstellung dem Bildhauer Chantrey übertragen wurde, im großen Sitzungssaal aufgestellt werden solle. Der Premierminister, Sir Robert Peel veranlaßte, daß Marys Leistung durch eine Staatspension von 200 Pfund Sterling belohnt wurde, deren Annahme ihr nicht die geringste Verpflichtung auferlegte. Diese Summe wurde in der Folge noch um 100 Pfund erhöht, nachdem die Somervilles von dem Mißgeschick betroffen wurden, noch den Rest ihres Vermögens zu verlieren.

Eine ernste Krankheit, als deren Hauptursache wohl die angestrengte geistige Arbeit anzusehen war, nötigte Mary zu längerer Schonung und zu einer Luftveränderung. Sie nahm mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris, wo sie in den ihr vertrauten Kreisen sehr gut aufgenommen und viel gefeiert wurde; gleichzeitig knüpfte sie neue interessante Beziehungen an mit Personen verschiedener Nationalitäten. General Lafayette und seine Familie, Gay Lussac, der Herzog und die Herzogin von Broglie (letztere eine Tochter der Frau von Staël), neben vielen andern, die im gesellschaftlichen Leben hervortraten, werden in ihren Aufzeichnungen genannt, wobei manche treffenden oder ergötzlichen Bemerkungen in Bezug auf Menschen und Verhältnisse eingestreut sind.

Sobald Marys Gesundheit etwas gekräftigt war, unternahm sie eine neue mühevolle Arbeit „über den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften“ (Connexion of the Physical Sciences), die sie bald nach der Rückkehr in die Heimat veröffentlichte. Die erste Ausgabe wurde der Königin Adelaide, die zweite bald folgende Sir John Herschel gewidmet. Das 1832 veröffentlichte Buch erlebte bis zum Jahr 1858 neun Auflagen, die von der Verfasserin stets neu revidiert und auf der Höhe der Wissenschaft erhalten wurden. Übersetzt ins Deutsche und Italienische, auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sehr verbreitet, hat das Werk seinem Autor „viel Ehre, aber wenig Gewinn“, wie sie selber sagt, eingebracht. Sie bemerkt aber in Bezug darauf: „ich arbeitete auch nicht um des Gewinnes willen, sondern weil es mir unmöglich war, unthätig zu sein“. Es war ihr vergönnt, der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin Victoria, in längerer Audienz ein Exemplar dieses Buches zu überreichen, und die beiden fürstlichen Damen bewiesen ihr lebhaftes Interesse. Kurz darauf hatte sie Gelegenheit, der Krönungsfeier der jungen achtzehnjährigen Königin beizuwohnen.

Aus den Stimmen der Zeitgenossen über Mary Somervilles neue Arbeit können nur einzelne hervorgehoben werden; da dieses Buch für gebildete Frauen verständlich war, sind Urteile aus ihren Reihen von Interesse. Miß Edgeworth schrieb der Verfasserin: „Sie haben mir große Freude damit bereitet, denn Sie haben meine Vorstellungen von der Erhabenheit des Weltalls in einer Weise erweitert, die hoch hinausreicht über die, welche ich mir bisher davon zu bilden vermochte. Die Einfachheit Ihrer Schreibweise steht der Größe des wissenschaftlichen Stoffes so wohl an; Sie verschmähen eine in diesem Falle unangebrachte Kunst der Darstellung, weil Sie von dem natürlichen Interesse des Gegenstandes, von der Wichtigkeit der Thatsachen und der Schönheit des unendlichen Ganzen so tief durchdrungen sind. — Dieses Vertrauen in die Empfänglichkeit des Lesers gereichte mir zur besonderen Befriedigung.“ — Im Auftrag von Professor Prevost in Genf machte Mad. Marcet die Mitteilung, daß Mary zum Ehrenmitglied der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft daselbst ernannt worden sei; sie schrieb ihr bei diesem Anlaß: „Sie empfangen viele und große Ehren, liebe Freundin, aber größer ist die, die Ihrem Geschlecht durch Sie zu teil wird, denn

Sie vereinigen Gaben und Errungenschaften männlicher Art mit der feinsten und bescheidensten Weiblichkeit. Ich weiß in der That von keiner Frau, ich möchte sagen, von keinem menschlichen Wesen, das soviel Erfolg und Beifall hinnimmt, ohne in die Schwäche der Eitelkeit zu verfallen." — Brewsters Urteil ist in die Worte zusammengefaßt: „Das Buch giebt eine klare und gedrängte Übersicht der allgemeinen Grundlagen und vornehmsten Thatsachen der physikalischen Wissenschaften unter Benutzung fast sämtlicher neuen Entdeckungen, die noch nicht ihren Weg in populäre Werke gefunden haben. Der Stil ist einfach, klar, energisch und, wo es sich um Beziehungen auf großartige Erscheinungen der Sinneswelt handelt, hebt die Sprache sich zu ergreifender Beredtsamkeit."

Die Verbreitung von Mary Somervilles Schriften in den Vereinigten Staaten hatte zur Folge, daß ihr auch von dort her Ehrenbezeugungen zu teil wurden. Die Geographische Gesellschaft von New-York und die Philosophische Gesellschaft von Philadelphia „zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" ernannten sie zu ihrem Mitglied. Persönliche Beziehungen zu einigen der bedeutendsten Männer der neuen Welt wurden von Mary sehr geschätzt; das galt besonders von Washington Irving und dem Dichter Longfellow. In Bezug auf letzteren bemerkt sie: „Das Wesen und die Erscheinung eines berühmten Mannes entspricht nicht immer den Vorstellungen, die man sich von ihm gebildet hat, in diesem Fall aber wurden meine Erwartungen weit übertroffen." Longfellows gewinnende Manieren wie seine Unterhaltung machten auf sie den günstigsten Eindruck.

Der Plan zu ihrem bedeutenden Werk über „Physikalische Geographie" beschäftigte bereits Marys Denken, als eine lange und gefährliche Krankheit ihres Mannes fürs erste ihre Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Die Notwendigkeit, für den Winter ein warmes Klima aufzusuchen, führte die Familie wiederum nach Italien, wo sie in der Folge mit einigen kürzeren Unterbrechungen ständigen Aufenthalt nahm, da Dr. Somervilles Gesundheit dem heimischen Klima nicht mehr standhielt. Der erste Winter wurde in Rom verlebt, wo Kunst und Natur, sowie ein Kreis interessanter Menschen während dieser und mancher nachfolgenden „saison" das Leben für Mary äußerst anregend und genußreich gestalteten. Sie hatte nun endlich die Freiheit erlangt, sich ungestört und ausgiebig mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen zu können. Durch neue Verbindungen mit Fachgelehrten, sowie durch eigne Beobachtungen und Forschungen in der für ihre Zwecke besonders geeigneten Landschaft, gelangte sie allmählich in den Besitz jenes umfassenden Materials, dessen sie bedurfte, um das genannte Werk auszuführen. Während ihres Aufenthalts in Florenz im folgenden Winter würdigte der Großherzog Leopold von Toskana sie seines besonderen Wohlwollens; sie genoß u. a. den Vorzug, Bücher aus seiner großartigen Privatbibliothek entleihen zu dürfen, ein Umstand, der ihren Studien sehr zu statten kam. Florenz bot überhaupt weit mehr litterarische und wissenschaftliche Hilfsmittel als Rom. Marys Ernennung zum Mitglied der dortigen Akademie für Naturwissenschaften war der Anfang zahlreicher Ehrungen gleicher Art, die ihr in der Folge seitens anderer gelehrter Körperschaften in verschiedenen Städten Italiens zu teil wurden.

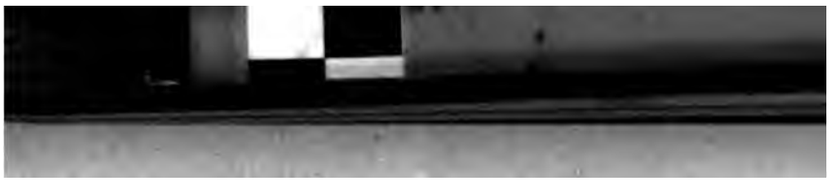
Der nach den Jahreszeiten wechselnde Aufenthalt führte die Familie des öfteren sowohl in die interessantesten Städte und Ortschaften Oberitaliens, als auch dem Süden des Landes zu. Mary lernte alle Städte, die sie besuchte, besser kennen, als die Mehrzahl der Ausländer; denn überall boten sich ihr fast ungesucht nützliche und angenehme Beziehungen zu den hervorragendsten einheimischen Familien, sowie zu den gerade anwesenden Fremden von Bedeutung. Einige Briefe aus dem Jahr 1843 an ihren Sohn Woronzow Greig geben sehr anmutende Schilderungen von dem in Venedig verlebten Sommer und von Ausflügen nach Ferrara, Perugia u. s. w. — Während der Reisezeit ruhten die wissenschaftlichen Arbeiten, dagegen beschäftigte Mary sich oft und gern mit Aufnahme von Skizzen nach der Natur. Die alte Neigung zur Malerei und die Fähigkeit, sie auszuüben, blieben ihr bis ins Alter treu. — Im Sommer 1844 reiste Mary in Begleitung eines alten Freundes auf einige Monate nach England, wo sie zunächst in der Familie Sir John Herschels gastliche Aufnahme fand. Die

vielseitigen hohen Geistesgaben dieses Mannes, sein eminentes Wissen, sein liebenswürdiger Charakter erfüllten sie von neuem mit größter Bewunderung, und sie freute sich der fruchtbaren Anregungen, die sie im Verkehr mit ihm während dieses Beisammenseins wiederum empfing. Ein Besuch in ihrer schottischen Heimat und in Edinburg, der eine Fülle alter Erinnerungen und neuer Eindrücke hervorrief, endlich das Wiedersehen mit dem Sohn und der Schwiegertochter in London, das ihrem Verweilen auf heimischem Boden einen befriedigenden Abschluß gab, ließ sie erfrischt und gekräftigt zu den Ihrigen zurückkehren.

Unter den Arbeiten, mit denen Mary während des folgenden Winters in Rom beschäftigt war, verdient ein Experiment besonderer Art erwähnt zu werden. Sie untersuchte die Wirkung des Sonnenspektrums auf den Saft gewisser Pflanzen und anderer Substanzen; ein Bericht über die gewonnenen Ergebnisse, den sie an Herschel sandte, wurde von diesem mit großem Interesse aufgenommen und der „Königlichen Gesellschaft" vorgelegt. Er beglückwünschte die Freundin in warmen Worten dazu, daß ihr vergönnt gewesen sei, in einem sonnigen Klima wertvolle Untersuchungen solcher Art anzustellen und fügte hinzu, daß dieselben ein weites Feld schöner und lohnender Forschungen erschließen würden, weil sie ahnen ließen, „daß das Sonnenspektrum eine Welt von Wundern birgt, die noch der Enthüllung harren".

Als Mary während eines später wiederholten Aufenthalts in Schottland sich anschickte, die „Physical Geography" in Druck zu geben, erschien Humboldts „Kosmos". Ihr erster Impuls war, die eigene Arbeit zu vernichten, aber ihr Gatte hielt sie davon ab, und auf den Rat sachverständiger Männer wurde sie dennoch veröffentlicht. Das Werk fand eine sehr günstige Aufnahme, und als Mary nach längerer Zeit ein Exemplar der zweiten Auflage dem Verfasser des „Kosmos" zuschickte, erhielt sie ein überaus anerkennendes und schmeichelhaftes Schreiben von Humboldt. „Ich kenne kein Werk über physikalische Geographie in irgend einer Sprache, das dem Ihrigen zu vergleichen wäre", heißt es in seinem, vom Juli 1849 aus Sanssouci datierten Brief, und er ermutigt sie zu einer Erweiterung desselben. „Sie allein wären imstande, die herrliche Litteratur Ihres Landes durch ein vollständiges kosmologisches Werk zu bereichern, geschrieben mit jener durchsichtigen Klarheit, jenem erlesenen Geschmack, der alles, was aus Ihrer Feder stammt, auszeichnet." Er wünscht, daß die himmlischen Sphären, in denen sie ebensowohl heimisch, wie in den irdischen, durch sie in einem Gesamtwerk zur Darstellung gelangen möchten. Eine gleich rühmliche Beurteilung fand das Buch durch den von Mary hochgeschätzten, ihr persönlich bekannten Physiker Faraday, der namentlich hervorhob, daß er demselben manche wertvolle Belehrung verdanke.

Der Krieg zwischen Österreich und Sardinien verzögerte die Rückkehr der Somervilles nach Italien; sie gingen, um ruhigere Zeiten abzuwarten, im Herbst 1848 nach München, wo sie den Winter verlebten. Seit 1822, da Mary mit ihrem Gatten eine Rheinreise unternommen, die sie bis Bonn führte, hatte sie nicht wieder auf deutschem Boden geweilt. Eine kurze Notiz aus ihrem Tagebuch über den Münchner Aufenthalt erwähnt wenig mehr als den Besuch der klassischen Musikabende im Odeon; doch scheint sich ihr das Verständnis für die größten Werke alter deutscher Tonkunst nicht in dem Maße erschlossen zu haben, wie für die italienische Musik. Als die Familie Ende des Jahres 1849 italienischen Boden wieder betrat, nahm sie zunächst längeren Aufenthalt in Turin, wo sie im Hause Cavour Wohnung fand. Die Bekanntschaft mit den beiden Brüdern, insbesondere mit dem Grafen Camillo Cavour, Italiens größtem Staatsmann der Neuzeit, war für Mary von großem Interesse; sie feierte ihn in begeisterten Worten und beklagte seinen frühen Tod als ein nationales Unglück, dessen Nachwirkungen sich noch lange fühlbar machen würden. In Florenz, wohin sie mit den Ihrigen zurückgekehrt war, wurde sie Zeuge der Entthronung der Österreichisch-Lothringischen Dynastie, die länger als ein Jahrhundert über Toskana geherrscht hatte; sie begrüßte diese Wendung der Dinge mit vollem Verständnis für ihre geschichtliche Bedeutung. Als Tochter eines freien Volks, getreu den liberalen Grundsätzen, die sie seit ihrer Jugend gehegt hatte, galt ihr das Streben der Italiener nach



Befreiung von fremdem Joch als gerecht und selbstverständlich. In den Briefen, die Mary während des Zeitraums vom Mai 1859 bis Juni 1861 an ihren Sohn in London richtete, nimmt die Politik einen breiten Raum ein. Sie zweifelte nie daran, daß die Sehnsucht aller Patrioten nach einem geeinten Italien sich erfüllen werde; und als es ihr vergönnt war, den Tag zu erleben, an dem Victor Emanuel in Rom, der neuen Hauptstadt des Königreichs, einzog, da stimmte sie voll Begeisterung in den Jubel ein, den dieses denkwürdige Ereignis hervorrief. Die nahen Beziehungen der Somervilles zu den leitenden Politikern in Toskana und Piemont, zu Ricasoli, Menabrea, Minghetti u. a. trugen nicht wenig dazu bei, ihr Interesse an allen äußeren und inneren Vorgängen im Lande zu erhöhen.

* * *

Im Juni 1860 starb Dr. Somerville nach kurzer Krankheit; in dem glücklichen harmonischen Familienleben entstand dadurch eine sehr fühlbare Lücke; aber so tief die 80jährige Witwe diesen schmerzlichen Verlust auch empfand, — ihre Lebensenergie wurde doch nur vorübergehend dadurch beeinträchtigt. Sie besaß noch eine verhältnismäßig große körperliche und geistige Spannkraft. Die treue Pflege ihrer beiden Töchter erleichterte ihr die herannahenden Beschwerden des Alters und machte ihr die häusliche Vereinsamung weniger fühlbar. Mary sagt von sich in jener Zeit, „daß die Ausdauer und Willenskraft der Jugend noch einmal in ihr aufgelebt sei", als sie den Entschluß gefaßt, eine neue, ihre letzte größere Arbeit zu unternehmen.

Das vervollkommnete Mikroskop hatte während des letzten Dezenniums eine bis dahin unsichtbare, ungekannte Schöpfung in der Luft, im Wasser, auf der Erde, den Menschen vor Augen geführt; die Struktur der Pflanzen und Tiere war auf das genaueste untersucht worden; die mit dem elektrischen Licht angestellten Experimente hatten zu Entdeckungen von weittragender Bedeutung geführt. Mary, die alle Fortschritte beständig verfolgt hatte, sah ein neues, weites Feld vor sich, und sie wünschte ihre früheren Arbeiten, insbesondere „The connexion of Physical Sciences", zu ergänzen und abzuschließen durch eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse auf jenen Forschungsgebieten. Das auf optische Untersuchungen gestützte Werk erhielt den Titel: „Molecular and Microscopic Science", sie gab ihm als Motto den Ausspruch des h. Augustin: „Deus magnus in magnis, maximus in minimis." Während des Winters 1861—62, den sie in Turin verlebte, wo die nötigen Hilfsmittel zu dieser Arbeit am reichlichsten vorhanden waren, wurde dieselbe begonnen. In den Vormittagsstunden, die sie im Bette verbrachte, pflegte Mary, trotz ihrer zitternden Hände, vier bis fünf Stunden anhaltend zu schreiben. Ihre noch ungeschwächte Sehkraft gestattete ihr, den feinsten Druck zu lesen, so daß sie ohne Hilfe arbeiten konnte. Das Werk wurde aber erst 1869 in zwei Bänden in London veröffentlicht; es findet sich in dem vorliegenden Material keine Erwähnung der Aufnahme, die ihm zu teil geworden; Mary selbst sagt später darüber: „Es war ein großer Mißgriff meinerseits, dieses Buch zu schreiben, und es reut mich, es gethan zu haben. Auf dem Gebiet der Mathematik, auf dem meine eigentliche Begabung liegt, hätte ich etwas Nutzbringenderes schaffen können, wenn ich mich ausschließlich jenem Studium gewidmet haben würde, um so mehr, da eine neue Ära für diese Wissenschaft angebrochen war." Dieses strenge Urteil über die eigenen Leistungen ist bemerkenswert angesichts der bekannten großen Erfolge, die sie in ihrer litterarischen Laufbahn errungen.

Als Mary von langer, bei ihrem hohen Alter nicht unbedenklicher Krankheit genesen war, wurde sie durch einen Besuch ihres Sohnes und seiner Gattin erfreut; sie verlebten gemeinsam einige Wochen in Florenz und in Spezia, dann trat das Ehepaar die Rückreise an. Es war ein letztes Wiedersehen gewesen, — Woronzow Greig starb plötzlich im Herbst 1865. Die innigste Geistesgemeinschaft hatte ihn stets mit der Mutter verbunden; so versiegte für sie mit seinem Scheiden eine Quelle ungetrübter Lebensfreude; doch trug sie diesen neuen Verlust mit der ihr eigenen ruhigen Würde und Kraft, in der Überzeugung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, da der Tod sie mit ihren vorangegangenen Lieben wieder vereinigen werde.

Unſere erſten Ärztinnen.

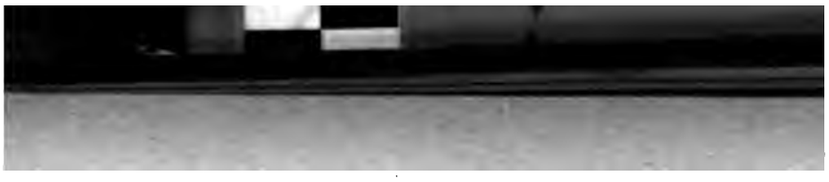
Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Do ein unterſtrichenes Poſſeſſivpronomen iſt häufig nichts weiter als ein Gemüts-Poſſeſſiv. Früher gab es ſolcher Gemüts-Poſſeſſive viele in deutſchen Landen, noch Familien, Haushaltskomplexe, Verbände enger durch Beziehungen innerer r zuſammengehalten wurden. Heute iſt man mit ihrer Anwendung ſparſamer, das Rechts-Poſſeſſiv iſt an ihre Stelle getreten. Wir aber, d. h. diesmal die ınaſialkurſe für Frauen zu Berlin, laſſen uns unſer Gemüts-Poſſeſſiv in n Falle nicht nehmen. Wir ſprechen von unſeren erſten Ärztinnen, obwohl die ge Generation der Kurſe keine Berührung mehr mit der erſten hat.

Und doch! Denn als glänzende Klaſſentradition hat ſich die Kunde von denen eerbt, die damals im März 1896 als „unſere erſten Abiturientinnen“ vor die ıtlichkeit traten.[1]) Solche Traditionen ſind nicht immer echt. Sie verdanken ſelten pädagogiſchen Zweckmäßigkeitsgründen ihr Daſein. Dieſe aber beruhte Wahrheit. Noch heute gedenken wir mit Freuden jener friſchen Schar der erſten s, die, gleich aufgelegt zur Arbeit wie zu harmloſer Fröhlichkeit, die damals noch ich größeren Hinderniſſe in jugendlicher Kraft nahmen und in ihrer Jugendfriſche Lernluſt einen ſo verblüffenden Gegenſatz bildeten gegen die hohläugigen, bleich-



begierde des jungen Mädchens erweckt hatten, welche die an der äußersten Altersgrenze stehende Frau vorzugsweise beschäftigte, indem sie nicht nur mit den neuesten einschlägigen Werken sich bekannt machte, sondern auch die Lösung algebraischer Probleme erfolgreich unternahm. Außerdem war sie bis zu ihrem letzten Lebenstag mit der Revision und Erweiterung einer vor Jahren geschriebenen Abhandlung über „Theory of Differences“ beschäftigt. Daneben las sie ihre Lieblingsdichter Dante und Shakespeare, auch die moderne Belletristik wurde nicht verschmäht. — In Erwägung dieser und aller Umstände ist es begreiflich, daß Mary sich vollkommen glücklich fühlte, glücklicher noch, als in den Tagen der frischen fröhlichen Jugend; ihrem Ende sah sie mit vollkommener Fassung entgegen, obwohl es ihr ein schrecklicher Gedanke war, „daß ihr Geist ganz allein in eine neue unbekannte Existenz übergehen sollte“. — Durch ein gütiges Geschick blieb sie von jeder Vorahnung des Todes verschont; er nahte ihr im Schlaf; in den ersten Morgenstunden des 29. Novembers 1872 erlosch sanft und schmerzlos ihr Leben.

* * *

Einige Züge, die das Wesens- und Charakterbild von Mary Somerville zu vervollständigen haben, mögen den Abschluß bilden. Sie war von tiefer und aufrichtiger Religiosität erfüllt, die alle ihre Gedanken und Handlungen beeinflußte. Die Formen und Lehrsätze des kirchlichen Bekenntnisses hatten für sie geringe Bedeutung, daher vermochte sie auch die moderne Weltanschauung, wie sie als Ergebnis einer fortgeschrittenen Wissenschaft sich herausgebildet, mit ihrem christlichen Glauben durchaus in Einklang zu bringen. Sie hat sich nie gescheut, neue Ideen oder Theorieen ernstlich zu prüfen, selbst wenn sie mit ihren früher gehegten Überzeugungen nicht übereinstimmten. Sie hatte ein heiteres, sanguinisches Temperament und war stets geneigt, mehr bei den Lichtseiten als bei den Schatten des Lebens zu verweilen. Bescheiden und anspruchslos fast bis zum Übermaß, zeigte sie stets das größte Interesse für die Leistungen und Entdeckungen anderer und sorgte für die Verbreitung fremden Ruhmes, während sie um den eigenen nie im mindesten bemüht war. — „Das wahrhaft Bedeutende an ihr“, so urteilt A. de Reumont[1]) nach wiederholt empfangenen persönlichen Eindrücken, „war das seltene Maß der Beherrschung des großen Gebietes der Naturwissenschaften, von dessen Teilen keiner ihr fremd blieb, während sie in den meisten völlig zu Hause war.“ — „Unter allen ihr gezollten Huldigungen blieb sie sich immer gleich, einfach und ohne Spur von Prätension, gleichsam unbewußt der ihr allgemein zuerkannten hohen Stellung. — Man konnte lange mit ihr verkehren, ohne zu ahnen, daß sie auf den Höhen des Wissens stehe. In ihrem Auftreten war sie sehr bescheiden; ihre Unterhaltung hatte nichts Glänzendes, ihre Schüchternheit hatte von Jugend an ihre Teilnahme an lebhafter Unterhaltung in weiteren Kreisen behindert. Ihre Lieblingsstudien waren zudem von der Art, daß sie sich für solche Unterhaltung weniger eigneten. — Obgleich in verschiedenen Fächern gründlich unterrichtet, hatte ihr Geist außerhalb der mathematischen Fächer wohl Klarheit und Präzision, aber weder Tiefe noch Originalität. — Ihr Urteil über Menschen und Dinge wurde mehr durch Wohlwollen und eigene innere Harmonie, als durch scharfes Erkennen der Charaktere und Ermessen der Umstände bedingt. — In der Erscheinung, in der ganzen Haltung und in den Ansichten sprach sich die ruhige, einfache Lebensanschauung und Milde aus, gezeitigt durch überwiegend wohlthuende Erfahrungen eines von Leid und Verlusten nicht verschonten, aber trotzdem reich beglückten Lebens.“

[1]) „Historisches Taschenbuch“ 1877.

hört zwar neuerdings wohl behaupten, daß die studierenden Frauen sich in Gegensatz zur Frauenbewegung stellten, man hört offen über ihren Undank der Frauenbewegung gegenüber klagen. Wenn an dieser Klage etwas Wahres sein sollte, so muß mindestens ein mildernder Umstand geltend gemacht werden. Die heutige Frauenbewegung hat in sich selbst ein dilettierendes Element zu bekämpfen, Frauen, die kraft ihrer Eigenschaft als „Frauenrechtlerinnen" plötzlich alles zu verstehen glauben, was mit Frauen irgendwie zusammenhängt, und die sich daher in vieles mischen, was sie nicht übersehen können und was sie nichts angeht. Sie haben den studierenden Frauen mehr als einmal ernste Schwierigkeiten bereitet, und die energische Zurückweisung solcher Einmischung seitens der Studentinnen, wie sie sowohl bei der Angelegenheit der Hallischen [1]) Kliniziſten, wie beim Fall [2]) Behrendt in Berlin erfolgte, war völlig gerechtfertigt. Im übrigen aber ist jede studierende Frau ein Produkt und ein Faktor der Frauenbewegung. Sie dient ihr, sie mag wollen oder nicht, durch ihre Arbeit. Gerade jetzt ist für die deutsche Frauenbewegung der Zeitpunkt da, wo sie ihre Berechtigung, die so lange nur durch Reden behauptet werden konnte und behauptet werden mußte, mehr und mehr durch Thaten beweisen kann und muß, und eine tüchtige Ärztin, eine Philologin, die sich lediglich in ihre Studien vertieft, eine fähige Oberlehrerin, eine Armen- und Waisenpflegerin, eine Fabrikinspektorin kann ihr eine weit festere Stütze werden, als eine Berufs-Frauenrechtlerin, die ohne Rücksicht auf das historisch Gewordene ganz Deutschland über Nacht „reformieren" möchte.

Und darum noch einmal ein Glückauf auch der Frauenbewegung, die in diesen Tagen neue Beweiskräfte in Gestalt fähiger, tüchtiger Arbeiterinnen gewonnen hat.

Mutter Maria.

Von

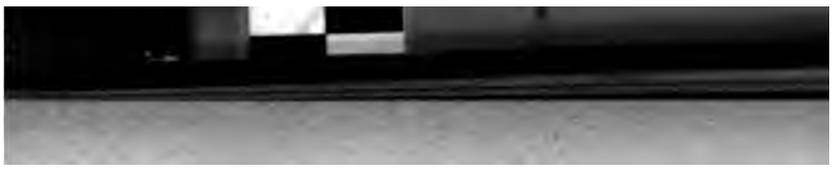
G. S. Klett.

Nachdruck verboten.

„Willst eine Weisheit? 's ist so Menschenart!"
„Ich schau und schweige."

Das sind Worte, die bezeichnend für das Schicksal der Bühnen-Dichtung „Mutter Maria" [3]) von Ernst Rosmer sind, die bei ihrer Aufführung durch das Deutsche Theater in Berlin (19. Mai d. J.) von Publikum und Presse mit Stimmenmehrheit abgelehnt wurde. Die Ablehnung läßt sich am Ende begreifen, wennschon vielleicht in der verflossenen Saison kein zweites Stück vor uns getreten ist, in dem soviel ernstes, heißes Wollen, soviel schönes, starkes, reiches Können sich geoffenbart haben. Es ist nichts Kleines, Geringes, was uns die Frau geschenkt hat, die sich Ernst Rosmer nennt. Aber wer sich in die stille Dunkelheit des Zuschauerraumes setzt, um auf der Bühne das Spiel des Lebens an sich vorübergleiten zu lassen, der begnügt sich selten nur mit dem Schauen und Schweigen. Offenbarungen, die dem Zuschauer das Schweigen aufzwingen, sind selten in unsrer modernen Litteratur. Und so sucht er denn, aus einem natürlichen und gesunden Instinkt heraus, eine

[1]) s. 6. Jahrg. Heft 8 der „Frau." — [2]) s. 7. Jahrg. Heft 6 der „Frau."
[3]) Berlin 1900. S. Fischer Verlag.



„Weisheit“. Ja, das ist nun eben mal so Menschenart. Oder er läßt sich's gern gefallen, aus des Tages Staub und Nüchternheit ins Land der Märchen zu reisen, die in ihrer unbefangenen Selbstverständlichkeit und Anspruchslosigkeit uns für Augenblicke den lieben, unweisen Kinderglauben wiederschenken. Aber solche Märchen werden heut nicht mehr geschrieben. Wir können's eben nicht.

Ernst Rosmer hat kein Märchen dichten wollen, obschon sie wohlbekannte Märchengestalten um sich versammelt hat. Den jugendtrunkenen königlichen Menschen, dem alle Thale der Erde zu eng sind und der ausstürmt, das Unfaßbare, Erdenferne sich zu eigen zu machen. Die Bergfee mit goldenen Haaren und silbernen Füßen, die durch die Liebe Mensch wird und mit ihrer thränenschweren Seele nicht mehr den Weg zurückfindet von der Erde in ihr luftiges, leidloses Reich. Den uralten Einsiedel, der in seiner naiven Frömmigkeit, in seiner humorvollen Weltweisheit gleich dem getreuen Eckart die Verirrten auf den schmalen, schlichten Weg weisen möchte — und endlich den Tod, der in den letzten Jahren Stammgast auf unsern Bühnen geworden ist und dem wir armen Sterblichen nachgerade wohl ohne allzu großes Grauen ins Auge blicken müßten — so sehr zeigt er sich als einer, der ziemlich gemütlich und — lang mit sich reden läßt.

Diese Gestalten hat Ernst Rosmer zu einer symbolischen Dichtung vereinigt, die überquillt von leuchtendster Poesie, von zartester, kräftigster Schönheit, in der sich aber nicht ohne Mühe der leitende Gedanke finden und festhalten läßt.

Der Tod kommt zum Einsiedel, der aber keineswegs geneigt ist, dem schwarzen Gesellen zu folgen. Er hat noch ein Lebenswerk zu vollenden — ein Glaubensdenkmal — das Bild der Gottesmutter, aus einem Felsenkoloß gemeißelt; und der Tod läßt ihn sein Dasein weiter fristen. Er fällt dafür den jungen Bergjäger an, der im Rausch der Frühlingskraft an den beiden vorbei in die Wolken hinaufstürmt, die weiße Bergschwester zu fassen und in Liebe zu sich zu zwingen. Das gelingt dem Jäger, doch er büßt seine Schöpferlust mit dem Tode. Der goldene Gürtel, den er der Geliebten entrissen hat und in seiner erstarrten Hand festhält, zieht die Bergschwester nieder aus ihren freien Regionen ins Reich der Menschen. Schon hält die Erde sie, — die Seele erwacht in ihr, und sie hört den ersten Ton des uralten, zwingenden Mutterliedes. Sie ist Mensch geworden, und an der Hand des Todes steigt sie hinab, ihr leidvolles Erdenwandern anzutreten und den Kampf mit dem finsteren Gefährten aufzunehmen. In kalter Nacht, im wilden Winterwind, einsam, ausgestoßen, ringt sie ihn in allgewaltiger Mutterliebe nieder und bringt ein Kind zur Welt, das sie droben in der verlassenen Hütte des Bergjägers hegt. Der Einsiedel steht ihr bei mit Rat und That. Er sorgt für sie und möchte sie zu Gott bekehren. Doch trotz ihrer leidenschaftlichen, schmerzfreudigen Mutterschaft drängt in ihr das ehemalige Ich, der alte Naturtrieb auf. In lockender Sommernacht geht sie mit den einstigen Schwestern, die kommen sie zu holen, hinauf in den Eispalast — zum Geistertanz. Aber auch das alte Sein hat nicht mehr volle Macht über sie. Ermattet und friedlos kehrt sie in ihre Hütte zurück. Dort hat in der Nacht der Tod das verlassene Kind gewiegt und hat ihm die rote Mohnblüte zu Häupten gelegt. Mutter Maria's Kind ist tot.

In tagelangem, ohnmächtigem Jammer, mit „ausgeweintem Menschenherzen“, erkämpft sie sich wieder die alte Geisterkraft. Sie ringt um den Schatten ihres Kindes, dem sie durch ihre gespenstische Gewalt den Weg zum Himmel wehrt, den sie zu sich niederlockt. Aber der ruhelose Schatten weicht vor ihr zurück, die ihm eine Fremde ist: „Du bist Stein — dort ist meine Mutter“ — und wendet sich von der Lebenden zum steinernen Marienbild. Und in der Bergschwester vollzieht sich die letzte, höchste Wandlung. Die göttliche Liebe siegt, sie giebt ihr Kind dem Himmel. Und der Tod nimmt sie, die sich durch das Staubgewand des Menschentums zum Königsmantel der Göttlichkeit hindurchgerungen hat, in seine Arme.

Eine Fülle von Motiven drängen sich in der Dichtung, die aber mit einer nicht ganz wegzuleugnenden Unklarheit aneinandergereiht sind. Ein Hohelied der Mutterliebe — ein Schwestergruß vom Weibe zum Weibe — eine in königliches Gewand

gekleidete Bitte — Forderung vom Weib zum Mann — oder einfach schlichtweg ein Totengedicht — alles schimmert, wie das Licht aus dem Opal, aus der Gabe, die Ernst Rosmer uns bietet. Man läßt am besten jeden den Kommentar zu solcher Dichtung in sich selbst suchen. Finden wird jeder etwas — mancher viel. Es liegt nun einmal leider in der Kunst unserer Zeit, daß sie uns durch viel graue Reflexion, durch viel grüblerische Symbolik den Weg zur Schönheit erschwert.

Ein so außergewöhnlich starkes Talent, wie Ernst Rosmer, wäre wohl aber dazu berufen, zu zeigen, daß es die Mittel entbehren kann, mit denen die „Vielen und Kleinen" arbeiten, daß es sich von der Originalitätssucht, von der typischen Furcht vor allem Einfachen, Schlichten, Grad- und Reinlinigen freimachen kann. Wer solche Sprachkraft besitzt, wer so tiefe Poesie der Seele zu geben hat, der ist und bleibt im einfachsten Gewand am schönsten und am größten.

Die Blumenschlacht.

Von

Charles Joley.

Autorisierte Übersetzung von Wilhelm Thal.

Nachdruck verboten.

Der junge Romanschriftsteller Francis Donnel wanderte in Nizza an der Palissade entlang, die auf der Promenade den Platz des Blumenfestes abschnitt, und tief atmete er die frischen Düfte des lazurfarbenen Meeres, über dem ein leichter, von der Sonne in opale Töne getauchter Nebel schwebte. Er freute sich, Paris beim ersten Frühlingshauch verlassen zu haben und hierher gekommen zu sein, um seine Phantasie anzuregen und im Zauberfest des Frühlings neue Eindrücke zu sammeln. Lange war er vor der Ausgabe zurückgeschreckt, denn er empfand Gewissensbisse, den Verdienst seiner Winterarbeit egoistisch in einem Seebade zu verschwenden, während seine Mutter und seine beiden kleinen Schwestern sich in ihrem bescheidenen fünften Stockwerk der Rue Grenelle mit dem Notwendigsten begnügen mußten. Mutter und Schwestern aber hatten ihm erklärt, man lebe dort unten von Sonne und Maccaroni und schlafe auf den Marmorschwellen der Paläste. Und von all diesen Spiegelbildern, mit denen sie ihn blenden wollten, blieb ihm mit tiefer Rührung nur der eine Wunsch seiner Lieben in der Erinnerung, er möge sich ruhen, neue Kräfte sammeln und sich zerstreuen. Von allzu starker Anstrengung krank geworden, von hoffnungsloser Liebe erschöpft, gab er endlich ihrem Drängen nach, denn er fühlte, daß er ausharren und sich schonen müßte. War er doch seit dem Tode seines Vaters ihr einziger Beschützer. So reiste er denn ab, doch das Herz schnürte sich ihm zusammen, daß er seine Lieben nicht mitnehmen konnte.

Und nun spielte sich hier wirklich alles beinah so feenhaft ab, wie es seine Mutter und seine kleinen Schwestern ihm vorgespiegelt hatten. Er war auf seine Journalistenfreikarte gereist und hatte in der Nähe der Rhedepromenade, in einer breiten Straße, zu bescheidenem Preise ein Zimmer zu ebner Erde gefunden, dessen Fenster unter Rosensträuchern fast verschwand. Schon am Tage nach seiner Ankunft schrieb er in einer wahren Lenzesfreude an einer Erzählung, füllte mühelos Seite auf Seite, ohne von der Erinnerung an diese Miß Elsa gequält zu werden, die für

ihn zu hübsch, zu reich, zu oberflächlich war und ihn den ganzen Winter hindurch mit ihrem Flirt gequält hatte.

Ein langer Monat war nunmehr in diesem Frühlingsfeste, das ihm ein blauer Himmel bereitet hatte, verflossen. Mit ungetrübter Kindesfreude sah er wunschlos die vornehmen Damen vorüberwandeln, die sich nach den Tribünen drängten. Den Blumen, die sie mit ihren langen Plisséehandschuhen in dichten Sträußen hielten, entströmte berauschender Duft. Der lockte zärtliche und heiße Wünsche. Doch der scharfe, kräftige Meereswind fegte diese galanten Düfte schnell hinweg.

Francis stellte philosophische Betrachtungen über die elegante Menge an, die, um sich Bouquets ins Gesicht zu werfen, sich zwischen schlecht gezimmerten Bretterwänden, unter erstickend heißen Zelten, die noch dazu die herrliche Aussicht sperrten, zusammendrängte. Genoß er nicht unentgeltlich das einzig wahre und schöne Schauspiel? Er ging an den Eintrittsschaltern auf und ab, nicht nur, ohne seine kärglichen Mittel schmerzlich zu empfinden, nein, er lächelte sogar bei dem Gedanken, daß dieser Aufenthalt in Nizza, ohne sein Budget zu belasten, ihm noch gestattete, einen kleinen, unerhofften Schatz mit nach Hause zu bringen, den Lohn seiner Arbeit, die ihm so leicht geworden war. Er trug diese kleine Summe wie einen Fetisch bei sich, und doch waren es nur sieben Louisdors, die er in dem seidenen Gürtel verborgen hielt, den ihm seine kleinen Schwestern gestickt hatten. Nicht um sich gegen die Versuchung zu schützen, den hellen Kleidern zu folgen, sondern in der innigen Befriedigung eines guten Bruders und guten Sohnes, der er stets geblieben war, ging er seine lieben Pläne noch einmal durch: Ein Louisdor für ein Tafelgedeck, ein Tischtuch und zwölf Servietten aus abgekanteter Leinewand mit russischem Muster, blau in rot; ein weiterer Louisdor für einen Käfig mit zwei Inseparables, nach denen die kleinen Schwestern so großes Verlangen trugen, ohne daß sie es wagten, dem Wunsch je Worte zu leihen, und den ganzen Rest für einen Wintermantel für die Mama, einen warmen, molligen, gefütterten Mantel, denn ihr mit grauem Eichhörnchenfell gefütterter Radmantel, den sie schon seit zwanzig Jahren trug, war zu sehr aus der Mode und sah zu kläglich aus! Und er stellte sich die Freude bei seiner Rückkehr vor. Er lächelte bei diesem süßen Traum, als eine helle Stimme, eine wahre Glockenstimme, an sein Ohr schlug:

„Herr Francis! . . . O, welch' reizender Zufall!"

Gleichzeitig kitzelten ihm einige Blumenstengel das Ohr; der junge Mann blickte sich um und sagte:

„Wie, Sie, Miß Elsa? . . . O, teure Miß Elsa!"

Und vor diesem unter den Blumen lächelnden Blumengesicht, vor dieser in der Sonne glitzernden goldenen Haarfülle, vor diesem jungen Mädchen, das in dem Zauber ihrer weißen und rosa Gazekleider wie eine rosaweiße Else erschien, empfand Francis ein wonniges Herzklopfen, jenen feinen Rausch, der sich bei dem lebhaften Flirt des Winters seines ganzen Wesens bemächtigt hatte.

„O, welch' hübscher Zufall!" wiederholte Miß Elsa mit jenem fremdländischen Accent, der ihren Mund so niedlich erscheinen ließ. Dann legte sie ihre feine Hand auf den Arm des jungen Mannes und sagte bittend:

„Mein Vater hat Migräne . . . Sie werden sein Ticket nehmen . . . Kommen Sie schnell, kommen Sie mit meinem Vetter Gib und mir mit!"

Francis bemerkte nun hinter ihr einen großen, schönen, blonden, jungen Menschen, der ebenso wie sie mit Mimosen, Flieder, Nelken und Narcissen beladen war. In fieberhafter Aufregung stellte Miß Elsa die beiden Männer einander vor und zog sie in noch größerer Aufregung hinter sich drein. Als die Billets kontrolliert waren, huschte das junge Mädchen schnell zu den reservierten Plätzen, von denen zwei in der ersten Reihe und einer dahinter war.

„So, vorn und neben mir," sagte sie zu ihm, ohne sich Zeit zum Setzen zu lassen; „wir werden plaudern, und ich werde glücklich sein . . . O, sehr glücklich! Gib wird hinten bleiben; er wird damit zufrieden sein . . . und wenn er nicht zufrieden ist, so thut das auch weiter nichts. Jetzt schnell, Gib, geben Sie mir schnell alle Blumen her . . . da

kommen die Mackinsons in ihrem Landauer . . . ich will Blumen nach ihnen werfen!"

Als der Wagen näher kam, grüßte man sich, lachte und rief sich an; dann flatterten Blumen durch die Luft, eine duftende Schar erhob sich, Kelche und Golddolden wogten hin und her. Fieberhaft, zitternd, berauscht ergriff Elsa die Nelken, den Flieder, die Veilchen, die Rosen mit vollen Händen und streute sie mit verschwenderischem Leichtsinn toll umher. Wenn man den Angriff erwiderte, dann schloß sie unter dem Blumenregen die Augen wie eine schwache und furchtsame Schwimmerin, die ihre Gefährtinnen mit Schaum bespritzt haben. Als der Landauer fern und der Blumenhagel vorüber war, wandte sie sich zu Francis und erklärte mit lustigem Lachen:

„Ich habe alles auf einmal fortgeworfen und habe nun gar nichts mehr!"

Dann zeigte sie mit fieberhafter Aufregung auf ihre leeren Hände und fügte hinzu:

„Da ist die Kalesche der Stubs . . . Den Stubs muß ich auch viel Blumen werfen . . . O, Francis, my dear, verschaffen Sie mir Blumen, aber bitte gleich!"

Ein Junge, der ihren Kummer bemerkt hatte, schlich zwischen die Wagen und hob einen Korb mit Anemonen und Heidekraut zu ihr empor. Sie stieß einen Schrei kindlicher Freude aus:

„Danke, boy . . . O, good boy! . . . Francis, geben Sie dem Boy schnell Geld, soviel Geld, als er haben will!"

Sie sagte das ganz natürlich, wie sie es zu ihrem Vater oder zu Gib gesagt hätte, ohne sich im mindesten ihres unbescheidenen Verlangens bewußt zu werden. Als die Kalesche der Stubs in ihre Nähe gekommen war, wurde sie unter einem Sturzbad von Blumen begraben, während Francis den Jungen fragte:

„Wieviel kostet der Korb?"

„Zwanzig Francs," sagte der Kleine, den die Bemerkung der Miß Elsa keck gemacht hatte.

Francis hielt es für unnütz, zu handeln, während die Anemonen des Jungen schon nach allen Windrichtungen flogen. Er fuhr mit etwas zitternder Hand nach dem Seidengürtel und zog einen seiner armen sieben Louisdors hervor, während er mit einem tiefen Seufzer und einem kurzen Anfall von Melancholie dachte:

„Da verschwindet die kleine russische Tischdecke mit den rotblauen Stickereien mit einem Schlage!"

Als der Junge fortgelaufen war, richtete er sich wieder auf, und als er sich wieder in der bezaubernden Nähe von Miß Elsa sah und sie so hübsch und glücklich lächelte, da verspürte er das Herzklopfen wieder, und der feine Rausch bemächtigte sich seiner von neuem. Als dann die Kalesche der Stubs vorüberfuhr, machte sie Francis mit schmollender Miene leise Vorwürfe:

„O, my dear, Sie hätten mehr Blumen nehmen müssen . . . Ich habe keine mehr, und jetzt kommen die Mackinsons wieder zurück!"

Und als der Junge, von dem ersten, guten Geschäft entzückt — der Kleine erriet, wie schwach der junge Mann den Bitten dieses schönen Fräuleins gegenüber war — mit einem neuen Korbe erschien, neigte sie sich zu ihm hernieder, nahm ihn und befahl:

„Noch mehr Blumen, Boy! Bringe noch mehr, immer mehr, soviel du hast . . ."

Und nun eröffnete sie gegen den Landauer ein Feuer mit Mimosen, während Francis mit noch stärker zitternder Hand, immer langsamer und noch linkischer als vorhin einen zweiten Louisdor aus dem Seidengürtel zog. Mit gepreßtem Herzen sagte er sich:

„Diesmal fliegen die kleinen Inseperables in die Luft!"

Er blickte sich um, und plötzlich war es ihm, als wenn alle diese in Weiß, Blau, Rosa und Lila gekleideten Frauengestalten bei den aus den ersten Frühlingspflanzen aufsteigenden berauschenden Düften toll würden; es war ihm, als wären sie alle von einer wüsten Lust besessen, zu verschwenden und zu vergeuden; doch nicht Blumenkelche und -Dolden warfen sie in die Luft, sondern Gold- und Silberstücke, die in den Staub, unter die Wagenräder und unter die Pferdehufe fielen. Dann richteten sich die Augen des jungen Mannes auf die kleinen, feinen und weißen Hände der Miß Elsa, die nervös Blumen und immer mehr und immer Blumen aus dem Korbe nahmen. Und diese kleinen, weißen

Hände erschienen ihm plötzlich recht boshaft, und es war ihm, als schickten sie sich an, ihn zu packen und zu kratzen, wenn sie keine Blumen mehr in dem Korbe fänden. Und von neuem tauchte der Junge mit zwei neuen Körben auf. Francis dachte daran, daß es jetzt nicht mehr die Tischdecke mit den blauroten Stickereien war, die da verschwand, daß nicht die kleinen Vögelchen davonflogen, sondern daß es der gute Wintermantel, der so heißersehnte Wintermantel seiner armen Mutter war, den die zierlichen, gierigen und nervösen Finger der Miß Elsa packten, zerrissen und nach allen Winden hinstreuten, und das schnürte ihm das Herz zusammen.

Im Augenblick, da sie den Arm nach den Körben ausstreckte, umschloß er mit brutalem Griff ihre Finger und zwang sie, ihn anzusehen. Sie war über die tiefe Traurigkeit, die in den großen Augen des jungen Mannes sich abspiegelte, höchlichst betroffen, doch da sie ihn nicht verstand, so fand sie kein Wort der Erwiderung. Er sah sie wie beim letzten Mal mit einem Blick unendlicher Zärtlichkeit und tiefen Bedauerns an und sagte stockend, zögernd, so sanft er nur konnte:

„Miß Elsa, wollen Sie mir gestatten, den Platz an Ihrer Seite . . . Ihrem Vetter Gib zu überlassen?"

Bewegt stammelte sie:

„Warum wollen Sie den Platz Gib abtreten? Warum denn?"

Francis rief seine ganze Energie zu Hilfe und versetzte schnell, um auch die Kraft zu finden, seinen Satz auszusprechen:

„Weil . . . ich nicht genug Geld besitze, um alle diese Blumen zu bezahlen."

Es lag in Miß Elsas Augen ein Ausdruck von Schreck und Verwirrung, dann zeigte ihr Gesicht einen leisen Schimmer von Traurigkeit und Rührung. Sie machte eine hastige Anstrengung, um zu überlegen und einen ernsten Gedanken festzuhalten, der ihrem Köpfchen entfliehen wollte. Doch es war das zu schwer und zu ernst für ihr kleines, leichtsinniges und oberflächliches Hirn. Und so murmelte sie denn in dem unangenehmen Bewußtsein einer peinlichen Lage, im Unbehagen über einen lästigen Zufall, in ärgerlichem Ton: „Ach, wie störend das ist! . . . wie störend das ist!"

Doch schon ward sie von einem Glöckchenklingeln abgelenkt, blickte nach der andern Seite, und die Verwirrung, die sich noch eben in ihren blauen Augen gemalt hatte, verschwand auf der Stelle. Ein Jasminregen, der mit duftendem Tau auf sie fiel, betäubte, berauschte sie, und sie rief mit zitternder Stimme:

„Die Stubs! . . . Ach, die Stubs kommen schon wieder zurück!"

Unruhig wanderte ihr Blick von Francis' Augen zu dem leeren Korbe. Sie erinnerte sich der Worte, die er eben gesprochen hatte und schien, wenn auch nicht zu begreifen, so doch wenigstens alles zu ahnen, was dieses tapfere Geständnis an verlorenen Hoffnungen enthielt, und welche unübersteigliche Mauer es zwischen ihnen aufrichtete. Doch das war nur wie ein Blitz; sie stieß einen resignierten Seufzer aus und sagte: „Nun gut, ja, ja . . . Dann treten Sie Gib Ihren Platz ab! . . . Und Sie, Gib, schnell, schnell, bezahlen Sie dem Boy die Körbe! Da, da sind ja die Stubs!"

Und während Gib, der sich stets ihren Launen fügte und wohl wußte, daß er früher oder später doch immer herankommen würde, in die erste Reihe rückte, wanderte Francis, bevor Miß Elsa noch Zeit hatte, sich umzuwenden, langsam dem Strande zu.

Jetzt, da er wußte, daß seine arme Mama den Mantel trotzdem bekommen würde, überließ er sich, noch im berauschenden Banne der lieblichen Erscheinung der einlullenden Erinnerung an Miß Elsa. Doch seltsam! Jetzt war ihm nicht mehr, als komme der Wind herb, frisch und kräftigend aus dem unendlichen Weltenraum, jetzt glaubte er, er wehe von der Frühlingserde, von den Orangenhügeln, und sein Hauch schien ihm schwüle Wärme und dumpfe Zärtlichkeiten mit sich zu führen.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die 21. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins** findet vom 29. September bis 2. Oktober d. J. in Eisenach statt, und mit dieser wird wieder ein öffentlicher Frauentag verbunden sein.

Der Vorstand ladet seine Ortsgruppen und Zweigvereine, die Mitgliedvereine des Bundes deutscher Frauenvereine und alle Frauen, die in der Frauenbewegung stehen und Interesse dafür haben, herzlich dazu ein.

Das spezielle Programm wird rechtzeitig in den „Neuen Bahnen", der „Frau", dem „Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine" und in den Eisenacher Tagesblättern bekannt gemacht werden.

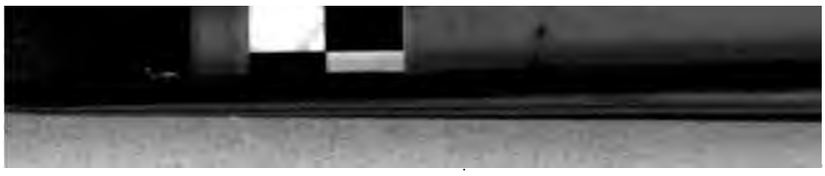
Ein Lokalkomitee, dessen Vorsitzende Frl. Hedwig Bender, Marienthal 5, ist, hat freundlichst die Vorarbeiten in Eisenach übernommen.

Anmeldungen für Freiquartiere, Privatlogis und Hotels nehmen gütigst entgegen die Mitglieder des Lokalkomitees: Frl. Anna Roßhirt, Emilienstr. 11 und Frl. Auguste Wünschmann, Emilienstr. 4.

* **Der Prozeß gegen die Berliner Ärztinnen,** laut Anklage „wider die unverehelichte Tiburtius, die unverehelichte Hacker" ꝛc. (vgl. die vorige Nummer), ist durch Freisprechung der Ärztinnen entschieden, soweit die Anklage sich auf die Angabe ihres Titels im Adreßbuch stützte, weil die Anklage innerhalb dreier Monate nach der Veröffentlichung des Adreßbuches hätte eingereicht werden müssen. Von den Angeklagten wurde nur Frl. Dr. Bluhm zu drei Mark Strafe verurteilt. Frl. Dr. Bluhm hatte sich nämlich auf ihrem Schilde bezeichnet als „Dr. med. Agnes Bluhm, praktischer Arzt, approbiert in der Schweiz". Alle diese Angaben sind richtig, was auch das Gericht nicht bestreitet. Aber nach der Gewerbeordnung soll sich niemand als Arzt bezeichnen dürfen, der nicht in Deutschland approbiert ist. Nun schließt zwar die Angabe auf dem Schilde: „in der Schweiz approbiert" jeden Irrtum aus, Frl. Dr. Bluhm hat ihr Schild, ehe sie es anbringen ließ, von der Polizei approbieren lassen, und als sie vor 5 Jahren wegen derselben Sache schon einmal denunziert wurde, stellte die Staatsanwaltschaft selbst das Verfahren ein. Das alles hinderte jedoch nicht, daß man diesmal an dem Buchstaben des Gesetzes festhielt.

Ein dem Prozeß nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich paralleler Vorgang spielte sich in der **Ärztekammer für Brandenburg-Berlin** in den selben Tagen ab. Die Vossische Zeitung berichtet darüber (Nr. 293):

Letzter Gegenstand der Verhandlungen ist die „Zulassung von Personen mit ausländischen Reifezeugnissen zu den medizinischen Studien und Prüfungen". Der Berichterstatter Prof. Koßmann (!) geht von der Thatsache aus, daß zwei weibliche Kandidaten der Medizin, die eine von der Prüfungskommission in Freiburg, die andere von der Kommission in Halle die Approbation als Arzt erhalten haben. Beide haben zunächst nicht das reichsdeutsche Reifezeugnis eines humanistischen Gymnasiums, sondern nur die schweizerische sog. Fremdenmaturität für das Studium der Medizin, der Zahnheilkunde und der Pharmazie. Diese schweizerische Maturität stehe aber nach dem Urteile aller Fachmänner weit unter der deutschen Reifeprüfung auch eines Realgymnasiums. Die Kenntnisse, die verlangt werden, sind etwa diejenigen, die der deutsche Sekundaner hat. Die Anerkennung dieser Maturität für die Meldung zur reichsdeutschen ärztlichen Staatsprüfung stehe im schroffsten Gegensatze zu den Bestimmungen der deutschen Prüfungsordnung für Ärzte. Sodann aber sei den beiden weiblichen Kandidaten noch eine andere in der Prüfungsordnung nicht vorgesehene Vergünstigung zu teil geworden. Vorgeschrieben sei, daß nur derjenige zur ärztlichen Staatsprüfung zuzulassen ist, der nach bestandener Vorprüfung vier Halbjahre die Kliniken einer reichsdeutschen Universität besucht hat, die beiden weiblichen Kandidaten haben diese Verpflichtung aber gar nicht erfüllen können. Wenn ihnen die deutsche Approbation erteilt wurde, so sei dies ohne die Beachtung der gesetzlichen Vorschriften, also gegen das Gesetz, geschehen. Es müsse vor allem Einspruch dagegen erhoben werden, daß ausschließlich zu Gunsten einiger Frauen von den Bestimmungen über die ärztliche Prüfung abgegangen werde. Zu beanstanden sei, daß nicht genügend vorgebildete weibliche Personen als Gasthörerinnen zugelassen werden. Man verlange von



den studierenden Frauen die volle Maturität, aber man schreibe sie auch ordnungsmäßig ein. Dr. Koßmann beantragt, daß die Kammer beschließe: den Minister zu ersuchen, zu veranlassen, daß Personen mit der schweizerischen Maturität auch nicht ausnahmsweise zum Studium der Medizin an deutschen Hochschulen zugelassen werden; nicht-immatrikulationsfähige Personen sollen zum Besuche der Kliniken nicht zugelassen werden, weil andernfalls der Unterricht gestört und der Kurpfuscherei Vorschub geleistet wird. Außerdem soll eine Eingabe an den Reichstag gerichtet werden, daß untersucht werde, ob die Erteilung der Approbation an die beiden weiblichen Kandidaten nicht ungesetzlich war und daraufhin die Approbationen nicht zurückzuziehen sind. In der Besprechung wird betont, daß die Ärztekammer nur das Recht gewahrt wissen wolle. Gegen die Anträge sprechen sich Geheimrat Dr. Kuester unter Hinweis auf die Übergangsverhältnisse, und Dr. R. Lennhoff, dieser wegen des üblen Eindruckes, den die Beschlüsse in der Öffentlichkeit machen würden, aus. Die Kammer nimmt die Koßmannschen Anträge an.

Man kann nicht eben sagen, daß die Umstände zu Gunsten der in der Versammlung aufgestellten Behauptung sprechen, man wolle nur das Recht wahren. Zum Glück ist ja die Frauenbewegung in der Lage, über diese letzten kleinen Hindernisse vor dem Ziel nun zur Tagesordnung überzugehen.

* **Über die Zahl der weiblichen Medizinstudierenden** hat Professor Eulenburg eine Umfrage bei den deutschen Universitäten veranstaltet. Die Resultate veröffentlicht er in der Deutschen medizinischen Wochenschrift. Von den reichsdeutschen medizinischen Fakultäten hat nur die Münchener ihre Mitwirkung bei der Umfrage versagt. Die Fakultäten zu Kiel und Tübingen verhalten sich gegenüber der Zulassung der Frauen zum Medizinstudium „ganz oder überwiegend ablehnend". Weibliche Medizinstudierende sind nicht vorhanden: außer in Kiel und Tübingen noch in Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Jena, Marburg, Rostock, Würzburg. Die meisten Hörerinnen der Medizin hat Berlin, nämlich 25 (4 reichsdeutsche und 21 Ausländerinnen). Es folgt mit 24 (2 Inländerinnen, 22 Ausländerinnen) Leipzig, dann mit 18 (10 immatrikulierten und 4 Hörerinnen ohne Reifezeugnisse aus dem Deutschen Reiche und 4 Ausländerinnen) Freiburg i. Br., daran schließt sich mit 12 Medizinhörenden Halle an, von denen die 3 Inländerinnen mittlerweile die Approbation als Arzt erlangt haben; die 9 Ausländerinnen stammen aus Rußland. Heidelberg hat 6 inländische eingeschriebene Medizinstudierende, die alle die Reifeprüfung abgelegt haben. Je 2 einheimische Medizinhörerinnen weisen die medizinischen Fakultäten in Breslau und Straßburg auf. Schließlich studierte noch in Königsberg eine reichsdeutsche Dame, die in der Schweiz die Reifeprüfung abgelegt und in Bern promoviert hat. Von den deutsch-österreichischen Fakultäten hatte Graz 2 Hörerinnen, beide Inländerinnen, außerdem mehrere Hospitantinnen in einzelnen Vorlesungen. In Prag ist eine ausländische Gasthörerin. Innsbruck hat keine weibliche Medizinstudierende; über Wien fehlen die Angaben. Von den schweizerischen Fakultäten hat Bern im Sommerhalbjahr 1901 nicht weniger als 189 weibliche Studierende der Medizin, darunter ist nur eine Reichsdeutsche; aus der Schweiz sind davon 6, aus Österreich, Dänemark, Nordamerika je 1, hingegen aus Rußland 180. Lausanne hat 61 weibliche Medizinstudierende, sämtlich Ausländerinnen; Zürich hat im ganzen 85 weibliche Medizinstudierende, darunter aus der Schweiz 9, aus dem Deutschen Reiche 12, aus andern Ländern 64. Über Basel und Genf waren Angaben nicht zu erlangen. Die Umfrage hatte zum ersten Ziele festzustellen, welcher Zugang zum Studium der Heilkunde zunächst durch die Zulassung von Mädchen und Frauen zur ärztlichen Staatsprüfung zu erwarten ist. Insgesamt studieren zur Zeit 52 weibliche Reichsdeutsche (39 auf reichsdeutschen, 13 auf schweizerischen Universitäten) die Heilkunde. Nur diese kommen als zukünftige vollwertige Mitbewerber der männlichen Ärzte in Deutschland in Betracht. Die Gesamtzahl der deutschen Ärzte betrug nun 1900 27 374, der bevorstehende Zuwachs würde sich danach auf $^1/_{525}$, das ist auf 0,19 v. H. des jetzigen Bestandes an Ärzten belaufen.

* **Die Beschäftigung von Frauen bei der Staatseisenbahnverwaltung** hat nach befriedigend ausgefallenen Versuchen aufs neue eine wesentliche Erweiterung erfahren, indem die königlichen Eisenbahndirektionen ermächtigt worden sind, in den größeren Güterabfertigungsstellen weibliche Personen bei der Anfertigung von Fracht-, Roll- und Schalterkarten, Avisen, bei der Führung von Nachnahmebüchern, Anfertigung von Monatsrechnungen und Einbesserung von Tarifen zu verwenden. Ferner sollen zur Bedienung von Schreibmaschinen für die Kanzleiarbeiten bei den Eisenbahndirektionen an Stelle anderer Kanzleikräfte ebenfalls weibliche Personen angenommen werden. Abgesehen von Schrankenwärterinnen kommen jetzt bei der Staatseisenbahnverwaltung für die Beschäftigung weiblicher Personen vier Dienstzweige in Betracht: 1. Fahrkartenausgabe, 2. Telegraphen- und Fernsprechdienst, 3. Güterabfertigungsdienst und 4. Kanzleidienst bei den Eisenbahndirektionen. Zum Nachtdienst dürfen weibliche Personen nicht herangezogen werden. Nach sechsmonatlichem Probedienst erfolgt entweder die Entlassung oder die diätarische Beschäftigung und Vereidigung im außeretatsmäßigen

Beamtenverhältnis mit monatlich im voraus zahlbarem Gehalt von 720 Mark im ersten, 780 Mark im zweiten und 900 Mark im dritten Jahre. Während der Beschäftigung im Probedienst wird eine Tagesvergütung bis zu 2 Mark gewährt.

* **Frau Maria Gubitz,** eine um das Berliner Vereinsleben hochverdiente Frau, feierte am 13. Juli dieses Jahres ihren 70. Geburtstag. Wenn die tiefe Wahrheit des Psalmworts, „wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", sich in einem Frauenleben bewährt hat, so war es das ihre.

Frau Maria Gubitz, geb. am 13. Juli 1831 zu Berlin, die Trägerin eines in der Kunst- und Litteraturwelt Berlins hochgeachteten Namens, hat es verstanden, diesem Namen eigene Bedeutung zu geben. In Reichtum und Wohlleben herangewachsen, stand sie, mit 26 Jahren verwitwet, der schweren Aufgabe gegenüber, für sich und ein einige Wochen nach des Vaters Tode geborenes Töchterchen den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Und dieser Kampf war in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts schwieriger, dornenvoller als er, dank den Errungenschaften der Frauenbewegung, heute ist. All die neu erschlossenen weiblichen Erwerbsgebiete waren gebildeten Frauen vor 4, ja 3 Jahrzehnten noch verschlossen. Das Unterrichts- und Erziehungsgebiet bot ihnen die fast einzige und darum überfüllte Erwerbsgelegenheit.

Mutig nahm die junge Mutter den Kampf ums Dasein auf, erfolgreich focht sie ihn durch, und die gestählte Kraft, den geweiteten Sinn, das klare Auge für die Nöte und Gebrechen der Geschlechtsgenossinnen, köstliche, ideale Errungenschaften dieses Kampfes, stellte sie in den Dienst ihrer Mitschwestern und darüber hinaus in den der Allgemeinheit.

Nach längerem Aufenthalt in England nach der Vaterstadt Berlin zurückgekehrt, nahm Frau Gubitz an all den Vereinsgründungen, die das Jahr 1866 so bedeutsam in der Vereinsgeschichte Berlins machen, thätig teil. Als im genannten Jahre der Letteverein zur Schaffung von vermehrten Erwerbsgelegenheiten für die Frauen und Töchter des unvermögenden Mittelstandes und zu ihrer Vorbildung für neue Erwerbsgebiete gegründet wurde, war sie eine der ersten, die die Bedeutung der neuen Gründung für das weibliche Geschlecht erkannte und Zeit und Kraft in ihren Dienst stellte. Eine wie treue, unermüdliche Mitarbeiterin Frau Maria Gubitz der Gründerin der Volksküchen in Berlin, Frau Lina Morgenstern, von Anfang an bis zum heutigen Tage ist, weiß diese zu schätzen, auch wurde schon in einem Artikel der „Frau" darauf hingewiesen. Dem Verein zur Speisung armer Kinder, der seit 26 Jahren segensreich wirkt, gehört Frau Gubitz ebenfalls seit seiner Begründung an. Der Verein zur Unterstützung kleiner Handwerker und Fabrikanten hat sie zum Dank für langjährige treue Mitarbeit an seiner Darlehnskasse zu seinem Ehrenmitgliede erwählt. Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, der Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen, der Kinderschutzverein, alle diese in so hohem Grade sozial wirkenden Vereinigungen zählen sie zu ihren thätigen Mitgliedern, trotzdem sie bei deren dem letzten Jahrzehnt angehörenden Gründungen schon in einem höheren Lebensalter stand, in dem sonst Frauen es für ihr Recht halten, nur ihren eigenen Interessen zu leben. Wie klar und unbestechlich der Blick der Siebzigjährigen ist, weiß auch der Kaufmännische Hilfsverein für weibliche Angestellte zu schätzen, für den sie mit Takt und Umsicht Recherchen besorgt, wenn Unterstützungsgesuche gestellt werden. Dem Komitee für das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhaus gehört sie seit seiner Begründung an, eine Auszeichnung, die von der Wertschätzung zeugt, die die in allen Wohlfahrtsbestrebungen so bewährte Frau genießt. Um ihrem unermüdlichen, meist in der Stille geübten Wirken gerecht zu werden, müßten alle Frauen- und Wohlfahrtsvereine der Reichshauptstadt aufgezählt werden, denn fast allen steht sie in irgend einer Weise nahe, aber keinem als nur zählendes und zahlendes Mitglied.

Daß sie bei ihrer Geistesrichtung ihr thätiges Interesse besonders den speziellen Frauenbestrebungen zuwendete, braucht kaum betont zu werden. Seit Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, des Bundes Deutscher Frauenvereine, des Vereins zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau, der ersten deutschen und Berliner Lehrerinnen-Vereinigungen fördert sie in ihrer stillen, nicht eigene Ehre suchenden Weise deren Bestrebungen direkt und indirekt. Es ist gewiß noch im Gedächtnis aller Beteiligten, wie sie geholfen hat, dem im Jahre 1896 in Berlin tagenden internationalen Frauenkongreß die Stätte zu bereiten, wie sie den vielen fremden Teilnehmerinnen eine freundliche Beraterin und Führerin war.

Die von so vielen verehrte Frau wolle diese kleine Skizze ihres Wirkens als Dankeszoll hinnehmen von einer der vielen, die Anregung zu gleichem Thun und Streben von ihr empfangen haben. Möchte sie, in das achte Jahrzehnt ihres Lebens tretend, noch weiter wirken können als eine der Frauen, die die „Frauenbewegung" zu Ehren gebracht. In der Stille wirkend, hat sie geholfen, Großes zu schaffen. — A. B.

* **Die Zahl der Waisenpflegerinnen** in Berlin ist in den letzten zwei Jahren um 91 gestiegen. Sie betrug am 1. Januar 1899 397, am 1. Januar 1901 488. Die Zahl der Gemeindewaisenräte, denen noch keine Frauen eingegliedert sind, ist von 68 auf 54 gesunken.

* **Die Co-Education** nimmt auch bei uns in Deutschland langsam aber beständig zu. Das führende Land ist Baden, wo kürzlich auch das großherzogliche Gymnasium von Konstanz sich entschlossen hat, Mädchen als Schülerinnen aufzunehmen. Eine kleine Quartanerin machte den Anfang. Aber auch in Hannover hat die Oberprima des Gildemeisterschen Realgymnasiums seit Ostern einen weiblichen Schüler.

* **In Heidelberg promovierte** Anfang Juni Miß Neena aus New-York unter Professor Thode und errang das Prädikat cum laude. Als Hauptfach hatte sie Kunstgeschichte gewählt, als Nebenfächer Archäologie und deutsche Litteratur. Ihre Dissertation: „Die Anbetung der Könige in der toscanischen Malerei", in der sie durch gründliche Studien in Florenz und Rom ganz neue Gesichtspunkte eröffnen konnte, ist von dem Verlag von Heitz und Mündel in Straßburg in die Serie „zur Kunstgeschichte des Auslandes" aufgenommen, worin sie in erweiterter Form noch diesen Herbst zur Veröffentlichung gelangen wird.

* **Frl. Helene Stöcker** promovierte kürzlich an der philosophischen Fakultät von Bern auf Grund einer Arbeit über „Wackenroder und die Kunsttheorien des 18. Jahrhunderts".

* **Das Doppelheim zu Paris**, 21 Rue Brochant, das zugleich deutsche Lehrerinnen und — Dienstmädchen Obdach gewährt, ist schon früher einmal Gegenstand lebhafter Kontroversen gewesen. Es werden sich noch viele unsrer Leserinnen der Thatsache entsinnen, daß in den 80er Jahren ein Aufruf eines Frl. Lamprecht erschien zur Begründung eines Lehrerinnenheims und -Vereins in Paris. Sie legte den Grund zu einer Geldsammlung. Die von ihr gesammelte Summe übergab sie dem deutschen Prediger zu Paris. Diesem gelang es, der kleinen Summe durch eifriges Werben im Vaterland große Beträge zuzugesellen; leider ließ er sich aber dazu bewegen, entgegen der ursprünglichen Absicht, das Heim für Lehrerinnen auch Dienstmädchen (in Frankreich bekanntlich Bonnen genannt), unter einem Dach, wenn auch in getrenntem Raum zugänglich zu machen. Gewiß war den deutschen Dienstmädchen ein Heim im fremden Land zu gönnen; es verriet aber wenig Kenntnis dessen, was die deutsche Lehrerin in Frankreich brauchte, wenn ihr sozialer Abstand von den Dienstmädchen so wenig markiert wurde. Die Französin ist ohnehin sehr geneigt, auf ihre Erzieherin, zumal auf die deutsche, herabzusehen.

Des weitern entnehmen wir einem Bericht von Frl. Helene Adelmann auf der Bonner Generalversammlung über die Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, dessen Zweigverein der Pariser ist:

Die deutschen Lehrerinnen in Frankreich, die in der Verbindung der Stellenvermittlung für Lehrerinnen und der für Dienstboten, wie sie eingerichtet worden, Gefahr für ihre Stellung im fremden Lande sahen, schlossen sich vor 10 Jahren zusammen und erreichten, daß die Stellenvermittlung für sie im „Doppelheim" aufgehoben und dem Vorstand des Pariser Lehrerinnenvereins überlassen wurde. Sie hat seitdem, wie Sie aus unsern Verhandlungen ersehen konnten, in der segensreichsten Weise gearbeitet.

Nun fällt es dem Vorsitzenden des Heims, einem noch ziemlich neuen und jungen Herrn Pastor ein, neben der im Doppelheim seit seiner Gründung bestehenden Stellenvermittlung für Dienstmädchen wieder eine für Lehrerinnen zu eröffnen. Die Vereine in Paris und England haben ebenso dringend wie höflich gebeten, man möge davon abstehen, und auf die Bitte der beiden Vereine hat sich unser Vorstand des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins gleichfalls mit derselben Bitte an Herrn Pastor Anthes gewandt. Der Herr Pastor hat es nicht einmal für nötig gehalten, dem Vorstand des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins zu antworten. Uns bleibt nun nichts übrig, als einig und fest zusammenzuhalten. Mag es den Französinnen gefallen, sich ihre Lehrerin im Dienstbotenheim zu suchen. Wenn wir uns in diesem Haus nicht finden lassen, müssen sie zu uns kommen. Wir haben das Heft in der Hand. Zeigen wir denen, die unsre Bestrebungen nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, daß wir gewillt sind, die deutsche Fahne im Ausland hoch zu halten und der deutschen Lehrerin zu ihrem Recht zu verhelfen, soweit es in unsern Kräften steht.

Unser französischer Schwesterverein hat sich genötigt gesehen, vorläufig Lehrerinnen, die im Doppelheim wohnen, nicht unter seine Mitglieder aufzunehmen und zu placieren, und bemüht sich, ihnen gute französische Pensionen nachzuweisen. Erleichtern wir ihm nach Kräften diese seine Bemühungen; gründen wir einen Leihfonds, aus dem solchen Lehrerinnen durch zinsfreie Darlehen geholfen werden kann, die den höheren Preis (die Differenz ist etwa 20 Frcs. monatlich) solcher französischen Pensionen nicht zu zahlen im stande sind. Unser Vorstand schlägt Ihnen vor, dem Pariser Verein für diesen Zweck 1000 Mark zu bewilligen. Meine Freundin, Frl. Bohnenberger aus Stuttgart, Mitglied des englischen Lehrerinnenvereins, erbietet sich gleichfalls, 1000 Mark beizusteuern.

Statt der beantragten 1000 Mark bewilligte die Generalversammlung 2000 Mark. Noch eine Anzahl kleinerer Summen kamen dazu, so daß der

Verein binnen kurzem in der Lage sein wird, der nach Frankreich kommenden, mit knappen Geldmitteln versehenen Lehrerin die Wartezeit zu erleichtern. Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein, die größte weibliche Berufsgenossenschaft Deutschlands, hat in dieser Angelegenheit den Beweis geliefert, wie notwendig solche Berufsgenossenschaften sind und. wie wichtig sie gegebenenfalls auch für die im Ausland lebenden Berufsgenossinnen werden können.

* **Über den Prozeß der Baronin Dr. Possanner** wegen Verweigerung des Wahlrechts für die Ärztekammer berichten die Dokumente der Frauen (Nr. 7):

Beim Verwaltungsgerichtshof stand am 18. Juni die Frage in Verhandlung, ob weibliche Ärzte, die Mitglieder der Ärztekammer sind, auch das aktive und passive Wahlrecht in den Kammern besitzen, und man hat diese prinzipielle Frage zu Gunsten der Frauen, die sich dem ärztlichen Berufe gewidmet haben, entschieden. Anlaß zur Entscheidung dieser Frage giebt eine Beschwerde, welche Frau Baronin Dr. Gabriele Possanner wegen Verweigerung des aktiven und passiven Wahlrechtes in der Ärztekammer gegen eine Entscheidung des Ministeriums des Innern an den Verwaltungsgerichtshof erhoben hat. Frau Baronin Dr. Gabriele Possanner, der einzige weibliche praktische Arzt in Wien, wurde, obwohl sie Mitglied der Wiener Ärztekammer ist, bei den im Vorjahre stattgehabten Ärztekammerwahlen in die Wählerliste nicht aufgenommen; sie reklamierte ordnungsgemäß beim Magistrat, wurde aber abgewiesen, da sie weder das aktive noch passive Wahlrecht für die Gemeinde besitze. Auch die Rekurse an die Statthalterei und das Ministerium des Innern wurden abgewiesen. Nach einstündiger Beratung erkannte der Verwaltungsgerichtshof, es werde in Stattgebung der Beschwerde die angefochtene Entscheidung des Ministeriums des Innern als unbegründet aufgehoben.

Die Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes ist eine selbstverständliche. Eine Hutmacherin darf in ihrer Genossenschaft mitreden. Eine Ärztin sollte das nicht dürfen? Das Interessanteste an dieser Verhandlung waren bloß die unbegreiflichen Entscheidungen des Wiener Magistrates, der Statthalterei und des Ministeriums!

* **Zum Dr. phil. der Universität Wien** wurde am 19. Juli d. Js. Frl. Emma Ott promoviert.

* **Die erste Frauenpromotion in Prag** war die kürzlich erfolgte von Frl. Marie Babor zum Dr. phil.

* **Die erste öffentliche medizinische Doktorprüfung** einer Frau in Holland fand am 5. Juli statt. Frl. Marie des Bouvrie promovierte an der medizinischen Fakultät von Amsterdam mit Auszeichnung. Sie wird im Herbst die Assistentin des Professor Treub, der ein eifriger Förderer der Frauensache in Holland ist.

* **Das politische Frauenwahlrecht** in Belgien ist jetzt durch ähnliche Verhältnisse einen Schritt vorwärts gerückt, wie sie kürzlich dem kommunalen Wahlrecht der Frauen in Norwegen zum Siege verholfen haben. Auch dort ist, wie die Frankfurter Zeitung berichtet, die Frage aufgeworfen worden auf Grund der neuerdings wieder lebhafter aufgenommenen Agitation der radikalen Parteien um Einführung des allgemeinen Stimmrechts. Der Antrag der Radikalen wurde zwar mit einer ziemlich starken Majorität abgelehnt, aber der Verlauf der Debatte zeigte doch, daß der Sieg der radikalen Forderungen nahe bevorstünde. Angesichts dieser Gefahr hat nun die klerikale Presse die Forderung aufgestellt, bei Einführung des allgemeinen Stimmrechts auch den Frauen das Stimmrecht zu geben. Die Gründe für diesen Vorschlag sind durchsichtig; man braucht nur daran zu denken, wie die klerikale Partei in Österreich die Frauen für ihre Wahlagitation zu lancieren verstanden hat. Vorläufig aber mag es sich auch darum gehandelt haben, die radikalen Parteien unter sich zu spalten. Thatsächlich nämlich war man unter diesen geteilter Ansicht in der Frage, vor allem eben wegen der Gefahr, daß durch das Frauenstimmrecht die klerikale Partei eine große Stärkung erfahren würde. Im Generalrat der Arbeiterpartei kam die Frage kürzlich zur Verhandlung. Von den Gegnern wurde auf diese Gefahr hingewiesen, von den Freunden des Frauenstimmrechts dem aber entgegengehalten, daß selbst wenn die politische Emanzipation der Frau vorläufig eine Stärkung des Klerikalismus nach sich ziehen würde, diese Wirkung doch bald durch die politische Erziehung, die die Frauen in der Ausübung des Wahlrechts erhalten, überwunden sein würde. Es gelang, die Gegner des Frauenstimmrechts zu überzeugen und die Annahme der folgenden Resolution durchzusetzen:

„Der Generalrat erinnert die Gruppen und Mitglieder der Arbeiterpartei an die früheren Beschlüsse betreffend die politische Gleichheit beider Geschlechter und ersucht sie, die Agitation unter den Frauen mit dem größten Nachdruck zu betreiben."

* **Eine Frauenapotheke in Petersburg** wurde kürzlich eröffnet, deren gesamtes Personal bis auf den zweiten Provisor aus Frauen besteht. Die erste „Frauenapotheke" in Rußland ist auf Initiative von Frl. Leßnewski begründet worden, der ersten und bisher auch einzigen Frau, die den Grad eines russischen Mag. pharm. besitzt.

* **Totenschau.** Am 22. Juni starb in Tübingen eine der ersten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, Frau Mathilde Weber. Ihre Bedeutung und ihr Wirken hat eine eingehende Würdigung in einem früheren Jahrgang der „Frau" gefunden. Es sei hier nur noch einmal darauf hingewiesen, daß sie es ist, der die deutsche Frauenbewegung den ersten entschiedenen Fortschritt auf dem Gebiet verdankt, auf dem sie sich heute der ersten Errungenschaften erfreut, auf dem Gebiete des medizinischen Frauenstudiums. Es ist in vielen Fällen kein Verdienst, unter den ersten zu sein, die für einen Fortschritt eintreten, nur dann ist es ein Verdienst, wenn hinter einer solchen Agitation eine Persönlichkeit steht, die ihr eine Wirkung sichert, und eine Arbeitsleistung, der eine Beweiskraft für die Reife und den Ernst des Forderns innewohnt. Als der deutsche Reichstag die Frage des medizinischen Frauenstudiums vor zehn Jahren zum ersten Mal erörterte, da konnte der Abgeordnete Rickert den Bedenken gegen die „Emanzipationsgelüste" die Frage entgegenhalten: „Kennen Sie das Buch von Mathilde Weber: Ärztinnen für Frauenkrankheiten? Kennen Sie die Frau selber?"

Darin, daß sie eine vollwertige Persönlichkeit in den Dienst der Frauensache stellte, liegt das beschlossen, was wir Mathilde Weber verdanken, liegt die Schwere des Verlustes, den ihr Tod für uns bedeutet. So lange die Frauenbewegung diesen Wertmesser für ihre Arbeiterinnen festhält, wird das Gedächtnis von Mathilde Weber in ihr lebendig bleiben.

Frauenvereine.

Der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen

hat eine Petition bei dem Minister für Handel und Gewerbe und bei dem Kultusminister eingereicht. Die erste knüpft an die am 1. Oktober 1900 in Kraft getretene Gewerbeordnungsnovelle, die in § 120 Gemeinden und Kommunalbehörden das Recht zuspricht, den Fortbildungszwang auch für weibliche Handlungsgehilfen einzuführen. Da das Beispiel Wiesbadens und die in andern großen Städten eingeleiteten Verhandlungen zeigen, daß die Städte von diesem Recht Gebrauch machen werden, da andrerseits zum Unterricht an diesen an die Volksschule anschließenden Fortbildungsschulen die Volksschullehrerinnen in erster Linie berufen sind, so richtet der Verein an den Unterrichtsminister die Bitte:

1. Eine hohe Königliche Staatsregierung wolle durch Errichtung staatlicher Kurse zur Ausbildung von Handelsschullehrerinnen dem vorliegenden Bedürfnis genügen und
2. zugleich den preußischen Volksschullehrerinnen durch besondere Einrichtungen die Möglichkeit der Teilname an diesen Kursen gewähren.

Damit die Ausbildung der Handelsschullehrerinnen eine gründliche werde, bittet der Verein: a) die Ausbildungszeit auf mindestens ein Jahr bemessen zu wollen; b) die Kurse an eine Universität anzugliedern; c) wo eine Handelshochschule gegründet wird, die Zulassung der Lehrerinnen verfügen zu wollen; d) nach Schluß der theoretischen Ausbildung die dreimonatliche Einsichtnahme in den Geschäftsgang eines kaufmännischen Betriebes anzuordnen; e) die gewonnene Ausbildung durch eine Prüfung abschließen zu wollen.

Da die materielle Lage der Volksschullehrerinnen Ersparnisse für Studienzwecke nur in geringem Umfange möglich macht, so bittet der Verein, Stipendien zur Unterstützung für die Teilnehmerinnen dieser Kurse auswerfen zu wollen.

Die zweite Petition an den Kultusminister enthält die Bitte um Errichtung staatlicher Kurse zur Ausbildung von Fortbildungsschullehrerinnen. Für die Art dieser Ausbildung spricht der Verein folgende Wünsche aus:

Als Unterrichtsfächer sollen gelten: Psychologie und Methodik; Kulturgeschichte, Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde; Gesundheitslehre mit besonderer Berücksichtigung der Kinderpflege; hauswirtschaftlicher Unterricht mit Bethätigung in der Küche; als Wahlkurse Schneidern und Wäschenähen. Der Verein erbittet ferner: eine Zeitdauer der Kurse von einem Jahre; die Errichtung der Kurse in einer Universitätsstadt, damit die Teilnehmerinnen zugleich Vorlesungen an der Universität in den von ihnen bevorzugten Fächern hören können; die Bewilligung von staatlichen Unterstützungen während der Teilnahme an den Kursen, damit diese jeder begabten und strebsamen Volksschullehrerin auch thatsächlich zugänglich sind.

Die Vereins-Zentralstelle für Rechtsschutz

(Leiterin Frl. Dr. jur. Marie Raschke) ist am 1. Oktober 1900 ins Leben getreten, um eine Verbindung aller derjenigen Frauen-Vereine und Vereins-Unternehmungen herbeizuführen, welche dazu dienen, den Frauen Rat und Hilfe in Rechtsfragen und Rechtsstreitigkeiten zu gewähren.

Durch statistische und wissenschaftliche Verarbeitung der Erfahrungen und Resultate der der Zentralstelle angegliederten lokalen Rechtsschutzvereine will diese

a) der Öffentlichkeit die Notwendigkeit des Rechtsschutzes durch Frauen für Frauen und den Segen, den diese Einrichtung einer großen Anzahl von Frauen gebracht hat, vor Augen führen (Anregung zur Bildung neuer Rechtsschutzstellen),

b) durch Hinweis auf etwaige Ungleichheit in der Rechtsprechung und wissenschaftliche Erörterung dieser letzteren Einfluß auf die Rechtsprechung nach der Seite des Rechtsbewußtseins der Frauen hin gewinnen.

Hierdurch soll sich die nationale Rechtsschutzstelle zu einer — so zu sagen — juristischen Stätte erweitern, von der aus das Mitwirken der Frauen bei der Gesetzgebung des Reiches vorbereitet wird.

Die Zentralstelle erläßt einen Aufruf an diejenigen Rechtsschutzvereine und -Stellen, die ihr noch nicht angeschlossen sind und bittet sie, sich bis zum weiteren Ausbau der Zentralstelle bedingt anschließen zu wollen, indem sie sich eventl. nur verpflichten, der Zentralstelle alle 3 oder 6 Monate ihre Erfahrungen auf dem Gebiete des Rechtsschutzes sowie den Verlauf ihrer Vermittelung bei Rechtsstreitigkeiten mitzuteilen. Der Bericht müßte die Angaben enthalten:

a) in welchen Fällen Rat oder Hilfe eingeholt worden ist.

b) welche Fälle gütlich beigelegt oder durch außergerichtlichen Vergleich erledigt worden sind,

c) welche Fälle dem Gericht überwiesen worden sind.

In lehrreichen Fällen, wie Alimentations-Ehesachen, Lohnstreitigkeiten, Schadensersatzklagen 2c. müßte, wenn es irgend angängig ist, der Ausgang des Prozesses der Zentralstelle mitgeteilt, d. h. ihr eine Abschrift des Urteils mit Thatbestand und Entscheidungsgründen auf ihre Kosten eingesandt werden. Zu dem Zweck wäre die Klientin zu ersuchen, eine Abschrift des Urteils vom Gericht zu verlangen und der betreffenden Rechtsschutzstelle zu übergeben.

Da selbst der vorgeschrittenste Rechtsanwalt nicht in allen Rechtsfragen die Rechtsanschauung der vorgeschrittenen Frauen teilt, empfiehlt der Aufruf, daß sich die Leiterinnen der Rechtsschutzvereine und -Stellen in Rechtsfragen, die in das Gebiet des Familienrechts fallen, im Zweifel an die Leiterin der V.-Z.-Stelle, Berlin SW., Königgrätzerstraße 88, wenden, die laut Programm in solchen Fällen gegen Einsendung von 1 Mark (in Briefmarken für die Kasse der Zentralstelle) eingehend schriftlich Auskunft erteilt.

Das Programm der Vereins-Zentralstelle für Rechtsschutz ist in Heft 2—6 der „Zeitschrift für populäre Rechtskunde" abgedruckt.

Der Letteverein

(Vorsitzende Frau Elisabeth Kaselowsky) zeigt in seinem 28. Jahresbericht für das Jahr 1900, daß er in den altbewährten Bahnen fortschreitet. Bei der von der erwählten Baukommission ausgeschriebenen Konkurrenz für den Neubau eines Vereinshauses sind 6 Preise verteilt worden. Den ersten Preis erhielt Herr Baumeister Schulz, in Firma Schulz & Schlichting, der beauftragt wurde, seinen Plan auszuarbeiten. Es ist jedoch noch nicht möglich gewesen, die Pläne soweit fertig zu stellen, um sie der Behörde zur baupolizeilichen Genehmigung einreichen zu können. Der Verein hofft jedoch, noch im Laufe des Sommers den Grundstein legen zu können und den Bau entsprechend zu fördern. S. M. der Kaiser hat 50 000 Mark aus dem Dispositionsfonds zum Bau des Hauses bewilligt. — Das Vertrauen des Publikums zu dem Verein ist so groß, daß alle Klassen bis zur äußersten Grenze der Aufnahmemöglichkeit gefüllt sind, und daß namentlich in der Handelsschule, der Kochschule und der photographischen Lehranstalt Schülerinnen zurückgewiesen oder auf einen späteren Termin verwiesen werden müssen. Neue Kurse sind im laufenden Jahre nicht eingerichtet worden, jedoch ist eine Buchbinderei-Lehranstalt ins Auge gefaßt, und der Verein hofft, mit der Einrichtung dieser Lehranstalt wieder einer größeren Anzahl von Mädchen und Frauen einen lohnenden Erwerbszweig zu eröffnen.

Der „Rechtsschutzverein für Frauen" in Dresden

hat im Laufe des Vereinsjahrs 1900 18 Mitglieder- und öffentliche Versammlungen abgehalten, außerdem einen in Gemeinschaft mit der hiesigen Abteilung Frauenbildung-Frauenstudium veranstalteten Vortragsabend. Die vom Verein unternommene Enquête in der Strohhutnäherei ist soweit zum Abschluß gekommen, daß mit der Sichtung und Zusammenstellung des gesammelten, ziemlich reichhaltigen Materials begonnen werden konnte. Die Rechtsschutz-Geschäftsstelle des Vereins wurde in 792 Fällen in Anspruch genommen. Von den die Sprechstunde aufsuchenden Frauen waren verheiratet 569, unverheiratet 223. Von besonderem Interesse ist das im vergangenen Jahre erhöhte Verlangen verlobter Personen nach Eheverträgen mit Ausschluß der ehemännlichen Nutznießung und Verwaltung am Frauenvermögen, sowie die Anfrage verheirateter Frauen, wie die Ausschließung der Nutznießung und Verwaltung nach geschlossener Ehe zu bewirken sei. Als erfreuliche Thatsache ist ferner das dankenswerte Entgegenkommen der Behörden zu erwähnen, mit denen der Verein in Verbindung zu treten Gelegenheit hatte. Mit besonderer Freundlichkeit berücksichtigten die Herren Vormundschaftsrichter und die Polizeiorgane, auch die Spitzen derselben, die an sie gestellten Anliegen und Anfragen. — Die Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen ist in diesem Vereinsjahr — dem zweiten seit Bestehen derselben — von 119 Personen — gegen 60 im vorhergegangenen — aufgesucht worden.

Der Verein Berliner Dienstherrschaften und Dienstangestellten

will bei seinem praktischen Zusammenarbeiten von Hausfrauen und Dienenden zunächst den tiefen vorgefundenen Schäden der Stellenvermittelung entgegentreten. Bekanntlich hat der Verein bereits einen gut funktionierenden eigenen unentgeltlichen Stellennachweis für seine Mitglieder eingerichtet. Die Geschäftsstelle ist Potsdamerstr. 83c, nachmittags von 3—7 Uhr geöffnet.

Der Stadtbund der Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit zu Frankfurt a. M.

(Vorsitzende: Frau Professor Ebinger) ist vor zwei Jahren aus dem Bedürfnis hervorgegangen, alle in der Wohlfahrtspflege thätigen Organe zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Er bemüht sich, eine Zentral- und Vermittlungsstelle zu sein für alle diejenigen Vereine und Private, die auf dem weiten Feld der sozialen Hilfsarbeit thätig

sind. — Seinem Charakter entsprechend läßt es sich der Stadtbund angelegen sein, eine möglichst große Zahl von Namen solcher Familien in seinen Akten zu besitzen, welche jemals die öffentliche oder private Wohlthätigkeit in Anspruch genommen haben. Hierdurch ist er im stande, einen großen Bruchteil der an ihn gerichteten Anfragen andrer Vereine oder Privater zur Zufriedenheit der Fragenden zu beantworten. Weiterhin bemüht er sich, ausgleichend und vermittelnd thätig zu sein bei der Organisierung von Weihnachtsbescherungen sowie bei den Bestrebungen zur Beschaffung eines Sommeraufenthaltes für Kinder und Erwachsene. Durch Aufnahme von Meldungen und Vergleichung von Listen ist es dem Stadtbund gelungen, hierin günstige Resultate zu erzielen. Er darf sich rühmen, daß durch seine Vermittlung eine größere Anzahl von Doppelbescherungen vermieden, und dafür andern Familien, die noch von keiner Seite her bedacht wurden, etwas zugewendet worden ist. — Nicht minder segensreich waren seine Bemühungen betr. die Sommerpflege von Schulkindern und im Beruf stehender junger Mädchen. Durch seine vermittelnde Beihilfe konnte eine nicht geringe Anzahl Erholungsbedürftiger der Wohlthat eines mehrwöchentlichen Landaufenthaltes teilhaftig werden. — Ein großes Verdienst erwarb sich der Stadtbund außerdem noch durch die Herausgabe des Hand- und Nachschlagebuches „Die private Fürsorge in Frankfurt a. M." Dasselbe enthält eine genaue und praktische Zusammenstellung der in der Stadt bestehenden gemeinnützigen Veranstaltungen und ist für alle diejenigen, die sich mit Wohlthätigkeit und Armenpflege befassen, von wirklich großem Nutzen. — Es ist begreiflich, daß die sich über ein so weites Feld erstreckende Thätigkeit des Vereins einer großen Anzahl von Arbeitskräften bedarf. Es ist daher von Anfang an das Bestreben des Stadtbundes gewesen, möglichst viele freiwillige Hilfskräfte heranzuziehen, was ihm auch gelungen ist. Dankbar blickt er auf eine große Zahl von freiwillig mit ihm Arbeitenden, und es ist erfreulich zu konstatieren, daß das Interesse und die Liebe zur sozialen Hilfsthätigkeit immer weitere Kreise der besseren Gesellschaftsklassen erfaßt. — Eine Menge junger Mädchen arbeiten im Dienst des Stadtbundes auf den verschiedensten Gebieten. Besonders bevorzugt wird das Erteilen von Nachhilfeunterricht an durch Krankheit oder mangelnde Begabung zurückgebliebene Schulkinder; aber auch die Besuche bei Armen und Kranken. Die Arbeiten zur Herstellung von Blindenschrift, sowie die Hilfe in Kinderschule, Kindergarten, Kinderhort und Flickkurs werden eifrig betrieben. — Auf der diesjährigen Generalversammlung des Bundes wurde über eine Eingabe des Stadtbundes an den Magistrat der Stadt Frankfurt, betreffend die Einführung des Haushaltungsunterrichtes in die oberste Klasse der Volksmädchenschule in lebhafter Debatte verhandelt. Aus derselben ging hervor, daß die große Mehrheit der Schulmänner dem Antrag nicht günstig gestimmt gegenübersteht, während alle auf sozialem Gebiet Arbeitenden von der unbedingten Notwendigkeit einer obligatorischen hauswirtschaftlichen Ausbildung unsrer weiblichen Jugend überzeugt sind. Die beiden Parteien einigten sich schließlich dahin, daß die Eingabe gemacht werden sollte und die Lehrer ihre Zustimmung zu einer probeweisen Einführung des betr. Unterrichtes geben würden.

Die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule des Vereins Frauenwohl zu Königsberg i. Pr.

veröffentlichte ihren 7. Jahresbericht für die Zeit von Oktober 1899—1900. Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich hat das Protektorat über die Schule übernommen. Es wurden stets circa 30 Mädchen in den verschiedensten Zweigen der Hauswirtschaft wie: Kochen, Waschen, Plätten, Schneidern, Maschine- und Wäschenähen, sowie auch in Deutsch, Rechnen, Haushaltungskunde, Zeichnen und Turnen unterrichtet. Zum Teil nehmen die Mädchen nach vollendetem Kursus Stellen an, zum Teil aber verwerten sie auch die erworbenen Fertigkeiten im elterlichen Haushalt. Der Magistrat hat die bisherige Subvention von 300 Mark auf 600 Mark erhöht.

Der Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums in München

veröffentlicht seinen 7. Jahresbericht. Da die wiederholte Eingabe des Vereins an das Kgl. Kultusministerium um die Genehmigung zur Errichtung eines Mädchengymnasiums abschlägig beschieden worden war, machte sich in der 8. ordentlichen und einer später einberufenen außerordentlichen Hauptversammlung das Verlangen nach Errichtung von gymnasialem Privatunterricht geltend. Die betreffenden Anträge wurden aber mit geringer Majorität abgelehnt, da der Verein an seinem Grundsatze festhielt, nur ein staatlich genehmigtes Vollgymnasium mit dem Rechte auf Ablegung der Abiturientenprüfung errichten zu wollen, wenngleich er der Einrichtung von Privatunterricht auch sympathisch gegenüberstehe. Im Laufe des Sommers kündigte Herr Rektor Sickenberger die Errichtung von gymnasialem Privatunterricht für Mädchen unter seiner Leitung an und stellte im Januar den Antrag, sein Unternehmen durch Gewährleistung von Freiplätzen bezw. Schulgeldnachlaß an bedürftige Schülerinnen zu unterstützen. Mit diesem Gesuch war der Vorstand nicht einverstanden, einigte sich aber später mit Herrn Rektor Sickenberger über die Bedingungen, unter welchen der Verein bereit sei, seine Kurse als solche zu unterstützen. Danach leitet Herr Sickenberger dieselben für das laufende Schuljahr unter seinem Namen und nach dem von ihm festgesetzten Lehrplan, während der Verein das gesamte Soll und Haben für das laufende Schuljahr übernimmt. Eine Erneuerung des Vertrages für das nächste Schuljahr ist vorbehalten. Bis dahin sollen die Beziehungen des Vereins zu dem Unternehmen durch den Vorstand, späterhin durch ein aus Vereinsmitgliedern bestehendes Kuratorium vermittelt werden. —

Es wurden 12 Vorstands- und 8 Ausschußsitzungen abgehalten und im Winter ein Cyclus von 6 Vorträgen des Herrn Dr. Grafen von Du Moulin-Eckart, Professor an der technischen Hochschule, über die „Französische Revolution" veranstaltet. Außerdem fanden 4 Mitgliederabende statt.

Eine Reihe von hervorragenden deutschen Künstlern, Litterarhistorikern und Gelehrten veröffentlicht den nachstehenden

Aufruf.

Am 8. September d. Js. vollendet, so Gott will, **Wilhelm Raabe** zu Braunschweig sein siebzigstes Lebensjahr.

Seit beinahe einem halben Jahrhundert haben sich Tausende und Abertausende an der Gemütstiefe und an dem Gedankenreichtume der Dichtungen Raabe's erfreut und erbaut; doch wie er selbst alle Zeit still seines Weges gegangen ist, so haben ihm auch seine Leser bisher nur in der Stille danken können. Um so näher liegt es, daß jetzt, da seines Lebens Feierabend naht, alle, die aus dem köstlichen Borne seines Humors so oft Erquickung und neuen Lebensmut geschöpft haben, sich einmütig in dem Gedanken zusammenfinden, dem Dichter auch vor der Welt ihren Dank darzubringen.

Für eine solche Ehrung glauben die Unterzeichneten eine Form gefunden zu haben, die der Persönlichkeit des Dichters und den Wünschen seiner Verehrer gleicherweise entsprechen würde.

Es ist ein oft beklagter Mangel, daß es noch immer an einer Gesamtausgabe der Werke Raabe's fehlt, so daß es wohl nur wenigen vergönnt ist, sie alle zu besitzen. Einer solchen Gesamtausgabe stand und steht das Hindernis entgegen, daß die Verlagsrechte auf Raabe's Schriften nicht in einer Hand vereinigt sind. Durch Beseitigung dieses Hindernisses einer Gesamtausgabe die Wege zu ebnen und dem Dichter an seinem siebzigsten Geburtstage das Verfügungsrecht darüber in die Hand zu legen, ist der Plan, zu dessen Verwirklichung sich die Unterzeichneten zusammengefunden haben.

Sie wenden sich hiermit an alle, die Wilhelm Raabe kennen und lieben, mit der Aufforderung, die zu dem bezeichneten Zwecke erforderlichen Mittel selbst und durch Verbreitung dieses Aufrufes in ihren Kreisen aufbringen zu helfen.

Für den Fall, daß sich die Verhandlungen mit den beteiligten Verlegern zerschlagen sollten, erbitten sich die Unterzeichneten die Befugnis, den Ertrag der Sammlung zur Ehrung des Dichters auch in einer andern, seiner würdigen Form zu verwenden.

Beiträge nimmt entgegen:

Direktion der Diskontogesellschaft, Berlin,

Herr Sigmund Schott, Deutsche Effekten- und Wechselbank, Frankfurt a. M.,

Herr Bankdirektor **Paul Walter**, Braunschweig-Hannoversche **Hypothekenbank**, Braunschweig.

Mitteilungen jeder Art und Anmeldungen zu der Feier in der Stadt Braunschweig am 8. September 1901:

Festversammlung morgens 11½ Uhr,
Festessen nachmittags 4 Uhr,

werden — letztere bis zum 15. **August** — an Händen des Rechtsanwalts und **Notars** Louis Engelbrecht in Braunschweig erbeten.

„Das Ehepaar Orlow". Von Maxim Gorki, deutsch von A. Scholz. (**Berlin**, Bruno und Paul Cassirer.) Ein Buch von **Maxim** Gorki zur Hand nehmen, das heißt nicht, wieder einmal einen andern — neuen Schriftsteller unter den Fingern haben, den man auf Wollen und Können hin betrachten, betasten und prüfen mag. Es heißt Leben vor sich sehen, um sich fühlen — lebendiges Leben, in dem eine starke, unendliche, weite Seele wohnt — die Seele des russischen Volkes. Nicht der Schriftsteller tritt einem aus diesem Buche zuerst, am kräftigsten und greifbarsten entgegen, fordert den Ehrenplatz für sich, sondern der Mensch, der Russe. Und wen des Dichters große Stammesbrüder noch nicht gelehrt haben, das Volk zu achten und zu lieben, über dessen Seele für uns immer noch ein Schleier liegt, die tief, weich, unbegrenzt und voll Schwermut ist wie der Mutterboden, aus dem sie ihr Leben saugt, und in deren Schoß unbekannte Riesengebilde noch schlummern — — der findet an Maxim Gorki's Hand den Weg, der in die Tiefe dieser Seele führt.

Der Schuster Orlow — in der ersten längeren Erzählung des vorliegenden Bandes — verkörpert die slavische Rasse in ihrer ursprünglichen, noch unvermischten und ungebändigten Eigenart. Gelehrig, geschmeidig, fähig, alle Eindrücke zu empfangen, alle Formen anzunehmen, ein ungeschulter Geist, ein leidenschaftlicher Charakter, weich und gutherzig, immer mit trüben, unklaren, schwermütigen Empfindungen ringend, mit dem dumpfen Gefühl fortwährender blinder Empörung, das sich in Trotz, Bosheit und Gehässigkeit Luft macht. Ein Mann mit starken Lebenstrieben, der doch das Leben nur irgendwo „weit — weit da droben" fluten hört — ein Dichter, den die Erde, aus der er herausgewachsen ist, unerbittlich festhält. Da neben die Frau, die weitaus schwächere, die reproduktive Natur, die eben, weil sie die minder

starke Persönlichkeit ist, den Weg aus dem engen Kreis ihres Ich heraus findet.

Es folgen dieser Erzählung noch drei Skizzen, alle aus dem Leben der Enterbten, Heimatlosen.

Vielleicht kommt hier dem Leser — wie mir — so nebenbei der Gedanke, wie wenig bei uns in Deutschland grade auf dem reizvollen Gebiet der Skizze geleistet wird. Man nehme einmal die meisten unsrer Skizzen! Fast alle bauschen sie nur einen einzigen Gedanken — eine einzige mehr oder minder gute Pointe, einen Ballast von sentimentaler Lyrik und wortreicher Betrachtung auf — und die Menschen sind Figuren — Schatten ohne feste Form — ohne Fleisch und Blut! Dagegen z. B. Maupassant — Tschechow u. a.!

Auf zwei — drei Seiten, ohne großen Apparat, ohne ein überflüssiges Wort, ein ganzes Drama, das sich in scharfen Umrissen vor uns entwickelt! Und hier — Maxim Gorki. Ohne Zuthat, ohne Sentimentalität, ohne verstimmende Absichtlichkeit, in der unbekümmerten fesselosen Art des Wandergesellen, der unbeschwert von Besitz über die Erde — durch das Dasein streift, erzählt er seine kleinen Erlebnisse. Welch ein Hauch zartester Poesie, rührenden Humors über diesen Menschen! Über Natascha, der „Gefallenen", die hungernd, obdachlos, geschlagen, ausgestoßen, in echtester Frauengüte noch Trost für den ebenso hungrigen, elenden, armseligen Jungen findet! Über dem einfältigen, gutmütigen, ewig betrunkenen Mischka, der aus der unsichern Dämmerung seiner Philosophenseele heraus der alten Betschwester das gestohlene Silberschloß zurückbringt! Über der abstoßenden, verkommenen Teresa, die in ihrer tastenden Sehnsucht nach einem Menschen der „für sie da ist", sich einen Freund erfindet — — —

Aber wozu weiter rühmen? Derartige Bücher sind da, um gelesen zu werden. G S. Klett.

„Die soziale Stellung der Krankenpflegerinnen" von Schwester Elisabeth Storp (Dresden, im Selbstverlag, Kaitzerstr. 29). Die Verfasserin giebt in dem Schriftchen einen Überblick über die Gehalts- und Versorgungsverhältnisse der in interkonfessionellen Vereinen organisierten Krankenpflegerinnen und knüpft daran Vorschläge zur Besserung dieser Verhältnisse. Wir werden in dieser Zeitschrift auf diese außerordentlich wichtige Frage noch zurückkommen und empfehlen vorläufig das Schriftchen von Elisabeth Storp allen Interessierten zur Kenntnisnahme.

Eine internationale Bibliothek zur Frauenfrage von seltenem Umfange und seltener Reichhaltigkeit hat Dr. Aletta Jakobs in Amsterdam geschaffen. Ein Katalog dieser Bibliothek ist unter dem Titel: **La femme et le féminisme** im Verlage von V. Giard et E. Brières, Paris, erschienen. Er wird jedem, der die Frauenbewegung der verschiedenen Länder studieren will, ein wertvolles bibliographisches Hilfsmittel sein.

Schöne Füße und schöne Zähne sind die wichtigsten Schmuckattribute des Menschen. Während man aber mit den häßlichsten Platt- und Plumpfüßen kerngesund sein und sich körperlich sehr mollig fühlen kann, haben häßliche Zähne sehr häufig körperliche Leiden, namentlich Verdauungsstörungen im Gefolge. Es ist geradezu lächerlich, daß so viele Menschen, die fortwährend über Magen-, Kopfschmerzen oder verdorbenen Magen klagen, lieber allerhand Mixturen und Magenschnäpse vertilgen, als die Ursache dieser Leiden zuerst in dem Nächstliegenden, nämlich in der Beschaffenheit ihres Kauapparates zu suchen. Man bedenke doch: Schlechtgekautes Essen wird schlecht verdaut, und nur das, was wir verdauen und ordentlich verdauen, ernährt uns, **nicht das, was wir essen.** Mit schlechten Zähnen ist aber eine gute Verdauung undenkbar. An einer richtigen Verdauung hängt die Gesundheit und an die Gesundheit ist unser Leben, sind erst die Lebensgenüsse geknüpft. Die Erhaltung und Pflege unserer Zähne ist also immens wichtig, und es ist hoch bedauerlich, daß es immer noch Menschen giebt, die in ihrer allgemeinen Bequemlichkeit ihre Zähne dahinmodern lassen. Solche Leute sind einfach Verbrecher an sich selbst. Diese Bequemlichkeit ist um so unverzeihlicher, als uns die moderne Wissenschaft chemische Mittel zeigt, mit deren Hilfe jeder sein Gebiß in gutem, mindestens in leidlich gutem Zustande erhalten kann.

Freilich muß man ein wirklich zuverlässiges Mittel anwenden. Das einfache Putzen mittels Zahnseife oder Pulver, wie das noch vielfach üblich ist, hat gar keinen Zweck. Das kann man daran sehen, daß viele Leute, die ihre Zähne täglich mit Pulver oder Pasta reinigen, doch schadhafte Zähne haben. Ja häufig werden die Zähne durch Pulver oder Pasta noch mehr verdorben; denn alkalische Zahnseifen machen die Zähne mit der Zeit brüchig, und durch das tägliche Putzen mittels Zahnpulver oder Pasta wird die Zahnglasur angegriffen und dünn. Abgesehen aber von diesen schädlichen Nebenwirkungen können Zahnpulver oder Pasten schon deshalb die Zähne nie und nimmer vor Verderben schützen, weil ja gerade diejenigen Stellen, die am ehesten anfaulen, wie Rückseiten der Backzähne, Zahnspalten, Zahnlücken u. s. w. bei dem Putzen mittels Pulver oder Pasta unbehelligt bleiben. Da fault es also ruhig weiter. — Will man seine Zähne vor Fäulnis und Verderben frei, also gesund erhalten, so kann das nur durch den konsequent täglichen Gebrauch des flüssigen Zahnantiseptikums Odol erzielt werden. Dieses dringt beim Spülen überall hin, in die hohlen Zähne sowohl wie in die Zahnspalten, an die Rückseiten der Backenzähne u. s. w. Odol ist, wie neuerdings wiederholt wissenschaftlich nachgewiesen, unbedingt allen anderen bekannten Zahnreinigungsmitteln weit überlegen, weil es, ohne die Zähne auch nur im geringsten anzugreifen, stundenlang im Munde fortwirkt, noch lange nachdem man sich den Mund odolisiert hat. Man beginne also mit einer konsequent täglichen Mundpflege mittels Odol. Viele werden dann dankbar unserer gedenken.

als Heizmittel verwendet wird, schweres Öl, aus dem das Naftalan hergestellt wird, und Naphthapech, das zur Konservierung und Imprägnierung von Holz und als Präservativ gegen Fäulnis verwendet wird. (Fortsetzung folgt.)

*

Originalrezept. Kohlrabi: Ein Dutzend junge Köpfchen werden geschält und in feine Scheibchen, — das zarte, von den Stengeln gestreifte Kraut nudelartig geschnitten, und beides für sich in siedendem Salzwasser abgekocht. Inzwischen bereitet man aus eigroß Butter oder gutem Fett mit 2 Kochlöffeln Mehl ein hellgelbes Einbrenn, rührt mit siedendem Wasser oder leichter Fleischbrühe eine dünne Sauce, würzt sie mit Salz, Pfeffer und Muskatnuß und kocht die Kohlrabi samt dem Grünen darin völlig weich. Letzteres kann auch verwiegt, durchdünstet und obenauf gelegt werden. Beim Anrichten verstärkt man das Gemüse mit etwas Maggiwürze. Th. H.

*

NAF

Naftalan – Gesellsch

St. Alban

81, Oxford Gardens,

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, sch

Pensionspreis. Unterricht eingeschlo
zunft erteilen: die Vorsteherin Miß
deutschen Lehrerinnen-Vereins, Lond
Lange, Berlin-Halensee, Bornimer Str

Kön

Handels- und Gewer

— in

Haushaltungsschu

Seminar für Handarbeits-,

Ausbildung in allen praktischen

Kurse für Hand

Beginn des Winterse

Nähere Auskunft und Programme durch

Schering's Malz

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvalesz
Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten ze
Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen
Malz-Extrakt mit Kalk mitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsu
wird mit großem Erfolge gegen Rhachit
gegeben u. unterstützt wesentlich die Knoc

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N.,

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Droge

✲ ✲ W. Moeser Buchhandlung, Berlin. ✲ ✲

Demnächst erscheint:

Handbuch der Frauenbewegung

herausgegeben von

Helene Lange und Gertrud Bäumer.

Mitarbeiter:

Für Deutschland: Alice Salomon, Marie Stritt, Anna Pappritz, Ottilie Hoffmann, Dr. Robert Wilbrandt, Lisbeth Wilbrandt.

Für das Ausland: Emilie Benz, Marie Bessmertny, Ersilia Majus Bronzini, Bice Cammeo, Maria Cederschiold, Auguste Fickert, Kirstine Frederiksen, J. Gatti de Gamond, Alexandra Gripenberg, Marianne Hainisch, Anna Hierta-Retzius, Martina Kramers, Gina Krog, Jane Scherzer, Martha Strinz, Dr. phil. Caroline Michaelis de Vasconcellos, Professor Dr. Wychgram u. a.

I. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern.

II. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung und der sozialen Frauenthätigkeit in Deutschland auf ihren einzelnen Gebieten.

III. Teil.

Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.

IV. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

Jeder ca. 20—25 Bogen starke Band ist einzeln käuflich.

Das vorliegende Buch ist auf deutschem Boden der erste Versuch, eine Übersicht über das ganze Gebiet der Fragen und Bestrebungen zu geben, die man in den Namen Frauenfrage und Frauenbewegung zusammenfasst. Es soll angesichts der grossen Unkenntnis, die in weiten und einflussreichen Kreisen über Ursprung, Ziele, Umfang und Bedeutung der Frauenbewegung herrscht, Aussenstehenden die Möglichkeit geben, sich an der Hand einer objektiven, wissenschaftlichen Darstellung über Geschichte und Stand der Frauenbewegung eingehend zu orientieren. Es soll allen, die in der Frauenbewegung arbeiten, zu einem gründlichen Studium der einschlägigen Fragen und der in Betracht kommenden Arbeitsgebiete, sowohl in Bezug auf Deutschland als auf das Ausland, die Hand bieten. Die Herausgeberinnen hoffen damit einem Bedürfnis entgegenzukommen, das weder die propagandistische Litteratur, noch die wissenschaftlichen Darstellungen der Frauenbewegung durch Aussenstehende befriedigen können.

Der Verlag wird die Ausstattung des Werkes in jeder Weise würdig und gediegen gestalten.

Berlin W., Wilhelmstr. 50, nahe Leipzigerstr., **Pension** für Passanten, tägl. 3 M. bis 3 M. 50 Pf.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das **Placirungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—¼4. [2

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Maggi

zum Würzen
der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurden den
Singer Nähmaschinen
der
GRAND PRIX
der **höchste Preis** der Ausstellung zuerkannt.
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die sie von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.
Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.
Singer Co. Nähmaschinen Act.-Ges., Hamburg.
Berlin, Kronenstr. 11 • Leipzigerstr. 86.

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. **Dr. Gernet,** Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

8 goldene Medaillen.
Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum **vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer,** in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren **Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.**
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

8. Jahrg. Heft 12. September 1901.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Kaiserin Friedrich †.

Zum zweiten Mal hat sich die Gruft in Potsdam geöffnet, zum zweiten Mal der letzte Akt eines Schicksals sich abgespielt, wie es herber nicht gedacht werden kann. Aber wie verschieden der Schlußakt hier und dort. Dort ein Sterben angesichts einer ganzen Nation, die in schweigender Beklemmung den täglichen Nachrichten über den Todeskampf eines von Millionen über alles geliebten Herrschers lauschte — hier ein einsames Dahinsiechen im stillen Friedrichshof, in gewollter Abgeschiedenheit: „Ich will nicht, daß die Welt mein Unglück erfahre."

Mit der Kaiserin Friedrich ist einer der freiesten und vornehmsten Geister dahingegangen, ein Bewußtsein erloschen, das im stande war, Dinge und Verhältnisse von der durch die augenblickliche Konvention bedingten Form zu sondern. Ihr Denken war im edelsten Sinne frei, d. h. lediglich an die Gesetze gebunden, die die eigene hohe Begabung und die mit ungewöhnlicher Empfänglichkeit aufgenommenen Überlieferungen einer alten Kultur ihrem geistigen Leben bestimmten. Nur unter gleichen Bedingungen konnte sie sich auch eine geistige und soziale Entwicklung der Menschheit denken. „Die Kultur ist eine Blume, die nur in der Freiheit gedeiht," dies Wort aus ihrem Munde war eine einfache Formulierung selbsterworbener Erfahrung.

Daß ein solcher Geist mehr als einmal den Stachel der Alltagsweisheit, des Majoritätendünkels fühlen mußte, war unvermeidlich. Selbst als sie noch die zukünftige Königin war, mit der man zu rechnen hatte,

blieb das nicht aus. Eine Frau mit selbständigen politischen Ansichten, die Nächste dem Thron, in der Bismarckschen Aera! Die Prinzeß Royal von England, die ein weitblickender Vater schon als halbes Kind mit in das Parlament genommen hatte um sich nachher von ihr die Dispositionen der gehörten Reden geben zu lassen und ihr politisches Urteil allmählich zu bilden, am preußischen Hof!

Was dann die neunundneunzig Tage ihr brachten, was die bekannte Zeitungshetze damals an ihr gesündigt hat, hat sich ihr unauslöschlich eingegraben, ohne ihren starken Geist brechen zu können.

Ein vornehmer Geist ist sie gewesen, und mit vornehmen Geistern liebte sie es, stille Zwiesprache zu halten. Weder Salonphilosophie noch oberflächliche Romanlitteratur, die den „Gebildeten" so bequeme Gesprächsgegenstände liefern, hatten ihr etwas zu sagen. Sie liebte Geister, mit denen sie zu ringen hatte, die nicht gelesen, sondern studiert sein wollten, die ihr inneres Selbst mit aufzubauen im stande waren.

Aber es ist völlig unmöglich, auch nur andeutungsweise hier die Grenzen bestimmen zu wollen, innerhalb derer dies überreiche Geistesleben sich bewegte, unmöglich, auch nur skizzierend den Gang eines Lebens verfolgen zu wollen, das, in seinem äußeren Verlauf jedem bekannt, in seiner reichen inneren Ausgestaltung so viele ungehobene Schätze birgt, die noch der Wünschelrute eines feinsinnigen Interpreten harren. Uns steht sie in erster Linie als Frau nahe, und der erste Artikel unseres Blattes aus der Feder von Georg von Bunsen hat ihr gegolten. Er hat die Thatsachen gruppiert, die äußerlich von ihrem Anteil an Frauenarbeit und Frauenbildung in Deutschland zeugen. Mir bleibt der Versuch, zu zeigen, welcher Geist diesen äußeren Zeugnissen ihre Gestalt gab, wie es thatsächlich um ihre innere Stellung zur Frauenbewegung stand, über die so manche Tageszeitungen, die eine „Beschäftigung" mit der Frauenfrage schon an sich für ein leichtes Brandmal halten, so viel Unverstandenes und Mißverständliches beibringen.

Ihre Auffassung der Frauenbewegung wurde, wie das ja auch kaum anders sein kann, in ihrem Grundzug durch ihre eigene geistige Entwicklung bestimmt. Durch ihre wissenschaftlichen Studien und durch die ihr so reichlich gebotene Möglichkeit, tiefere Einblicke in soziale Fragen und ihre weitverzweigten Zusammenhänge zu gewinnen, sowie durch ihren praktischen Blick würde sie sich im stande gefühlt haben, wenn das Schicksal ihr die äußeren Möglichkeiten gegeben hätte, im Kulturleben diejenigen Kräfte bestimmend zur Geltung zu bringen, die nur der Frau eigen sind. Und so konnte sie sich auch eine kulturelle Wirksamkeit der Frauen im großen nur durch allseitig gebildete Persönlichkeiten denken. Die Vorbedingungen dazu zu schaffen, das schien ihr die nächste Aufgabe der Frauenbewegung; an diesem Punkte würde sie selbst eingesetzt haben, wenn Kaiser Friedrich, der hier ganz eines Sinnes mit ihr war, eine längere Herrschaft beschieden gewesen wäre. Als nach seinem Tode der Kaiserin der Wunsch ausgesprochen wurde, der Trauer um ihn irgend einen bleibenden Ausdruck zu geben, da äußerte sie in seinem wie in ihrem Sinne: „Wie wäre es, wenn man einige seiner Ideen versuchte zur Ausführung zu bringen? Z. B. das Institut für die Erziehung der Frauen — die Klinik für Halskrankheiten — die Arbeiterwohnungen um Berlin — das Pestalozzi-Fröbel-Haus?" — — —

Ein Institut für die Erziehung der Frauen — das war der Gedanke, der sie selbst Jahre lang beschäftigte und zu dem sie Pläne entwarf und entwerfen ließ. Sie dachte es sich als einen Komplex von Anstalten, in denen die Gelegenheit zu jener

allseitigen Ausbildung der weiblichen Persönlichkeit geboten werden sollte, mit der für sie die Lösung der Frauenfrage vor allem verbunden war. Nicht als ob alle alles lernen sollten, Wissenschaft und Kunst, praktische Hausführung und Kindergärtnerei, Krankenpflege und soziale Hilfsthätigkeit, aber das räumliche Nebeneinander sollte jeder die Möglichkeit des Einblicks in die Sphären gewähren, die in ihrer Totalität die gesamte Kulturarbeit der Frau umfaßten, sollte die gebildete Frau vor der ihr so oft anhaftenden hausfraulichen oder gelehrten Einseitigkeit in gleicher Weise bewahren.

Man mag über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit dieses Planes denken wie man will, für sie war er charakteristisch. In ihm glaubte sie die Möglichkeit gefunden zu haben zur Verwirklichung ihres Frauenideals — eines gesunden Ideals. Sie ist nicht dazu gekommen, diesen Gedanken auf seine Durchführbarkeit hin prüfen zu können. In einzelnen Schöpfungen sah sie einen Teil ihrer Ideen sich verwirklichen. Wer sie verwirklichen half, wer auf gleichem geistigen Boden mit ihr stand, dem gab sie nicht „hohe Protektion", sondern die lebendig wirkende Anregung geistiger Mitarbeit. Ihre Beziehungen zu Henriette Schrader, Hedwig Heyl, Ulrike Henschke, zu den Vorsteherinnen der unter ihrem Schutz stehenden Anstalten, zu allen, die arbeitend ihre Ideen verkörpern halfen, ruhten auf einer Gemeinsamkeit der kulturellen Interessen, die ihren schönen, rein menschlichen Ausdruck in den Stunden fand, da sie den Kreis dieser Frauen zu gegenseitigem Gedankenaustausch um sich versammelte.

Eine vornehme geistige Kultur, praktisches soziales Verständnis und die hausfrauliche Dispositionsfähigkeit und Tüchtigkeit, die vor dem Beherrschtwerden durch hausfrauliche Sorgen bewahrt, das war ihr die vor allem notwendige geistige Grundlage, durch die ihr die Gesundheit der wirtschaftlichen und rechtlichen Entwicklung der Frauenbewegung am besten gesichert erschien. Von diesen Prämissen ausgehend, hat sie die Konsequenzen der Frauenbewegung: den Einfluß der Frauen auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen, zu Ende gedacht. Denn daß auch bei uns dort Frauensorge und Fraueneinfluß not thue, mußte. der praktische Blick der Tochter Englands schnell genug erkennen.

Aber ihre historische Bildung war zu tiefgründig, um sie nicht die Gefahr des Dilettantismus, der notwendige Stufen überspringen will, deutlich erkennen zu lassen. Und obwohl sie die Notwendigkeit einer vernünftigen Propaganda nicht verkannte — sie hat selbst einem Frauentag des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins beigewohnt — so war ihr doch jede auf Augenblickserfolge gerichtete Reklame, jedes Vorwegnehmen letzter Ziele um der demonstrativen Wirkung auf unreife Massen willen, als eine unwürdige Charlatanerie erschienen. Solche Richtung lehnte sie durchaus ab.

So war ihr Eintreten für die Frauenbewegung voll sicheren, vornehmen Vertrauens auf die unfehlbar wirkende Macht der kulturellen Kräfte der Frau, die sie helfen wollte zu befreien.

Als Kaiser Friedrichs Gemahlin — wußten die Zeitungen zu sagen — wird sie in die Weltgeschichte eingehen. Der Weltgeschichte, die aus Fürstengallerien mit Schlachtenbildern im Hintergrunde besteht, wird sie nichts bedeuten. In die Kulturgeschichte aber wird sie eingehen als selbständige Persönlichkeit, als die erste Fürstin, die ihren vollen Einfluß für die Frauenbewegung einsetzte, zu einer Zeit, in der die Acht weiter Kreise noch schwer auf ihr lastete.

Helene Lange.

Lisbets Schuhe.

Skizze

von

Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Wie froh war die junge Frau, als sie in dem großen Garten mit den vielen Lilienbeeten aus ihrem Traum erwachte!

Sie sah sich verwundert um.

So war alles nicht wahr?

Nicht wirklich ihre Angst, ihr Schluchzen um Lisbets zerrissene Schuhe?

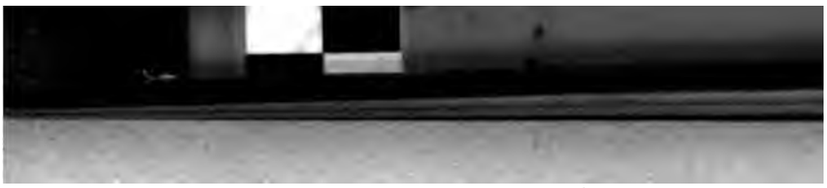
Grausig hatte sie geträumt. Ihr schöner, guter Mann war gestorben, die Leute hatten seine lieben Bilder weggeholt und alle ihre herrlichen Sachen; die Freunde hatten sie nicht mehr gekannt; in ein schreckliches Vorstadthaus, wo die Armut unterkroch in hundertfacher Gestalt, hatte sie mit den drei verwöhnten Lieblingen ziehn müssen. Sie hatte Geld verdienen sollen und konnte nichts. Mit Sprachstunden hatte sie's versucht; aber der Hals war ihr immer so trocken vom vielen Weinen, die Brust that ihr weh, und sie hatte so große Angst vor ihren kecken Schülern. Und die Kinder wurden immer bläſſer; der Winter kam. Lisbet mußte in die Armenschule gehn. Aber dann konnte sie sie nicht mehr schicken. Lisbet hustete die ganze Nacht. Es regnete, regnete. Und Lisbets Schuhe waren zerrissen, so zerrissen, daß der Schuster sie nicht mehr flicken gewollt.

Da kam der Höhepunkt ihres Traums. Sie hatte an ihrer kleinen Mädchen Betten gesessen und mit ihren fieberglühenden Händen die drei paar kalten Füßchen erwärmt, die Kleinen waren dabei eingeschlafen, aber Lisbet hatte in wilder Angst die zarten Hände gerungen. Sie mußte morgen in die Schule, sie mußte, mußte; zu Haus bleiben wegen der zerrissenen Schuhe konnte sie nicht. Wenn sie nicht kam, bekam sie am andern Tag Strafe, Prügel. Die Mutter hatte sie vertröstet: sie wolle Rat schaffen; sie solle gehn. Da schlief sie ein; und die Mutter saß dann bei der Lampe und hatte die zerrissenen Schuhe in der Hand, und ihr Elend fiel auf sie nieder wie eine Bergeslast. Sie wußte nicht aus noch ein; sie schrie in ihrem Innern nach ihrem Mann, um Hilfe für ihre Kleinen; sie schrie, ohne daß sie die Lippen bewegte, stumm und doch so schrill und laut, — — — bis auf einmal das Wunderbare geschah, bis der glühende Reif zersprang, der fest um ihre Stirn gelegen, bis sie sanft fiel, hinabglitt, wohl viele hundert Klaftern tief und dann — erwachte.

Da stand sie in dem Liliengarten.

Ja, an die Lilien auf dem Felde hatte sie ja in ihrem entsetzlichen Traum eben noch gedacht. Es war, als ob ihr jemand mit goldiger, sonniger Stimme das Wort zuriefe, auf das sie sich seit ihrer Kindheit nicht mehr besonnen, das Wort von den Lilien auf dem Feld, die nicht arbeiten und nicht spinnen und die doch schöner bekleidet sind als König Salomo in seiner Herrlichkeit.

Und nun um sie her lauter solche weißgoldene Blumenkelche. Sie besann sich einen Augenblick. Kennst du denn das alles? Der dunkle Traum wollte noch einmal die Hand nach ihr ausstrecken; eine Vision von weinenden Kindern, schreienden Nachbarinnen und einem großen Blutfleck auf der Diele stieg vor ihr auf; aber da schwang sich auf einmal eine Lerche aus den Lilien, hoch hoch auf, und schmetterte in zitternder Luft: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ernten nicht . . .“



Der furchtbare Traum war nun ganz vergessen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn; da war's, als fiele auch das letzte Band, und sie wußte nun, ja, sie war unter den Lilien, daheim, in dem Garten, über dem in blauer Luft die trillernde Lerche sang. Sie wußte es genau, denn eine Stimme tönte an ihr Ohr; deren bloßer Klang sagte ihr: „Ja, du bist hier daheim, denn hier bin ich!" —

Da kam eine Beruhigung über sie, süßer als alle Wonnen, die sie je gefühlt; von weitem hörte sie nun auch seinen Tritt; da sah sie schämig-selig an sich herab und sah, wie ihr weißes Gewand die weißen Blüten streifte. In Weiß hatte er sie immer sehen wollen! Hatte sie nicht eben ein häßliches, altes Trauerkleid getragen? — Nein, nein — alles strahlte an ihr. Und mit seligem Schrei flog sie ihrem Mann entgegen, — zwischen den Lilien kam er daher, — mit dem ruhigen Schritt, mit ausgebreiteten Armen, mit dem Götterlächeln der Güte, das ihm immer eigen war.

O, ausruhn an seiner Brust! Es war, als thue ihm etwas weh an ihr, denn er sah sie so eigen, so mitleidig an. Und ihr Atem stockte. Waren sie nicht tausend Meilen und tausend Jahre getrennt gewesen, mußte sie ihm nicht erzählen von jenem Grauen, das sie durchschaudert, von den tiefsten Qualen der Menschenbrust?

Sie konnte sich nicht mehr besinnen, was es war. Er war ja bei ihr, er umfing sie fest. Sie sann und sann. Da durchzuckte es sie. Klein-Lisbets zerrissene Schuhe fielen ihr ein und was sie um deretwillen für Angst gelitten. — O Wohlthat, es ihm zu sagen, ihm alles zu klagen! —

Aber er schüttelte den Kopf, als ob sie Märchen erzähle. „Was willst du?" sagte er und küßte sie innig. „Du bist ja bei mir, und die Kinder sind ja hier!"

Und da floß ihr Herz fast über von Sonne. Denn die Kinder kamen gesprungen, — um die Ecke des weißen Hauses herum, das mitten in den Lilien stand. Ihre blonden Haare flogen, ihre blauen Augen schimmerten und glänzten. Weiße Kleider trugen sie, wie immer in der Sommerszeit. Und an den kleinen Füßen trugen sie goldene Schuhe. Damit flogen sie leicht wie der Sommerwind, tänzelnd wie Sonnenstrahlen, über den lichten Sand. Sie flogen an der Mutter Hals und dann an des Vaters Brust, führten einander dann an den Händen und gingen vor den Eltern her, die kleine Maria in der Mitte zwischen der zärtlichen Dorothea und der ernsten, verständigen Lisbet. Ganz ruhig, ganz sicher schwebte nun das Glück über den Lilienbeeten.

Nur einmal noch fuhr's wie eine Natter hervor, das alte, schwarze Grauen.

Einen kurzen Moment lang war die junge Mutter wieder aus dem Garten verstoßen. In buntgewürfelten Kissen lag sie, in einem Eisenbett, zwischen vielen anderen im Krankenhaus. Ein bleiches, strenges Frauenantlitz beugte sich über sie, und die namenlose Angst schrie aus ihr:

„Schwester, sind meine Kinder versorgt? Hat Lisbet ganze Schuhe?" —

Fest und ruhig, wie eherner Glockenklang, kam die Antwort:

„Seien Sie ganz getrost, liebe Frau! Ihren Kindern geht's gut. Alle drei haben neue Kleider und Schuhe bekommen."

Da nickte sie verklärt. Ach ja, goldene Schuhe! Nun wußte sie's wieder! Und nun wollte sie es merken, und nichts sollte ihren Frieden mehr stören im Garten mit den Lilien, die nicht spinnen und sorgen.

* * *

Drei Tage später schritten drei kleine Mädchen in Waisenhauskleidern in der aufgeweichten Kirchhoferde hinter dem Sarg ihrer Mutter her. Nur die Schwester, die ihre Mutter gepflegt, und der Pastor ging mit ihnen. Regen fiel. Es ging sich schlecht auf den schmalen Seitenwegen zwischen den Hügeln. Die neuen, harten Lederschuhe drückten die zarten Füßchen. Aber es war doch gut, daß die Schuhe so hart und derb waren.

Denn sie sollten den langen Weg durchs Waisenhaus ins harte Leben gehn. —

Frauenarbeit in der Pforzheimer Bijouterieindustrie.

Von

Alice Salomon-Berlin.

Nachdruck verboten.

Allerwärts giebt es noch Frauen, die sich von dem Leben und der Lage einer Industriearbeiterin keinen Begriff machen, trotzdem sie inmitten großer Industriestädte aufwuchsen und genug Gelegenheit finden könnten, um sich darüber zu orientieren. Nicht nur auf der Straße begegnen sich ihre Blicke; nicht nur Zeitungen und Zeitschriften reden zu dem, der Worte und Zahlen in Begriffe umzusetzen versteht: auch unzählige tägliche Gebrauchsgegenstände und Luxusartikel verknüpfen das Leben der Industriearbeiterin durch ein festes Band mit dem der Konsumentinnen. Ganze Industrien, die vorzugsweise dem Bedarf von Frauen dienen, beschäftigen ausschließlich oder größtenteils weibliche Arbeiter; die Frau arbeitet für die Frau und wird auch von ihr — allerdings indirekt durch Fabrikanten und Kaufmann — bezahlt. Vom Geschmack und den Anforderungen der kaufenden Frauen wird die Arbeit der produzierenden Frau beeinflußt: unlösbare Zusammenhänge hier wie auf allen Lebensgebieten. Das Bild von den Beziehungen zwischen Vorderhaus und Hinterhaus läßt sich verändern und erweitern zum Bild der Beziehungen zwischen Villenviertel und Arbeitervorstadt.

Zu den Luxusindustrien, die solche Betrachtungen nahe legen, weil ihr Absatzgebiet sich hauptsächlich auf Frauenkreise erstreckt, gehört auch die Fabrikation von Bijouteriewaren, die in Pforzheim und den umliegenden badischen und württembergischen Ortschaften unter starker Beteiligung von Frauen betrieben wird. Die soeben erschienene Schrift „Die soziale Lage der Pforzheimer Bijouteriearbeiter“ [1]) berücksichtigt daher auch insbesondere die Verhältnisse des weiblichen Teils der Arbeiterschaft; das Interesse für diese Arbeit wird erhöht, da sie eines der wenigen Arbeitsgebiete behandelt, auf dem Männer und Frauen ohne jede Beschränkung durch die Natur des Gewerbes, durch Sitte oder Gesetz, den freien Wettbewerb miteinander aufnehmen. Um so lehrreicher ist es, eine augenfällige Trennung der Arbeitsverrichtungen zwischen den Geschlechtern Platz greifen zu sehen, eine natürliche Teilung der Arbeit, die sich aus der besonderen Eignung von Mann und Frau ergiebt, und die nur durchbrochen wird, wo einzelne Personen die typischen Eigenschaften ihrer Geschlechtsgenossen nicht teilen, ohne daß die Gesamtheit oder der einzelne Schaden dadurch erleidet. Von anderen ähnlichen Schriften unterscheidet sich die Arbeit dadurch, daß sie die Verhältnisse eines abgeschlossenen und auf einen engen Landkreis begrenzten Wirtschaftsgebietes, sowie auch einer einheitlichen Industrie darstellt, während andre Untersuchungen sich in der Regel mit allen Branchen eines Ortes oder mit einem über das ganze Land verbreiteten Industriezweig beschäftigten. Es ist außerdem beachtenswert, daß die Monographie von dem Großherzoglichen Fabrikinspektor Fuchs bearbeitet und von der Badischen Fabrikinspektion herausgegeben ist; ein neues Zeugnis dafür, daß in dem Staat der vorgeschrittensten Gewerbeinspektion die soziale Berichterstattung zu den Aufgaben der Aufsichtsbeamten gerechnet wird. Fuchs selbst sagt darüber: „Die Zeit, welche den Fabrikinspektoren vielleicht dadurch für die Erfüllung

[1]) Die soziale Lage der Pforzheimer Bijouteriearbeiter. Bearbeitet von dem Großherzoglichen Fabrikinspektor Fuchs. Karlsruhe. Ferd. Thiergarten. 1901.

der übrigen Aufgaben verloren geht, wird reichlich aufgewogen durch das tiefere Eindringen der Aufsichtsbeamten in die Arbeiterverhältnisse, ganz abgesehen von dem Nutzen, den eine genaue Kenntnis und das Bekanntwerden dieser Dinge für den Arbeiter selbst bringt."

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Pforzheimer Gegend sind durchaus abhängig von der Entwicklung der Bijouterie-Industrie — als hauptsächlichster oder einziger Erwerbsquelle; keine andre bedeutende Industrie beschränkt sich auf ein so enges Gebiet, wie die badische Schmuckwarenfabrikation, die mit 15 000 Arbeitern die drittgrößte Industrie Badens ist. Unter 14 152 in den Fabriken der Gegend beschäftigten Bijouteriearbeitern sind 4 944 Frauen, und zwar 796 Arbeiterinnen unter 16 Jahren und 1443 verheiratete Arbeiterinnen. Die allgemeine Annahme, daß die Teilnahme der Frauen an einer Industrie besonders groß ist, wo die Löhne der männlichen Arbeiter nicht zum Unterhalt der Familien ausreichen, trifft hier nicht zu. Mehr noch als in andern Industrien hat sich der Prozentsatz weiblicher Arbeiter mit dem Aufblühen des Gewerbes vergrößert, und Hand in Hand damit ging eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen. „Gerade die in dem letzten Dezennium verhältnismäßig hochgestiegenen Löhne der Arbeiterinnen scheinen diese auch noch als Ehefrauen in die Fabrik gelockt zu haben, nachdem die gesetzliche Festsetzung des elfstündigen Arbeitstages doch auch eine übermäßige Ausnützung der weiblichen Arbeitskraft im einzelnen Fall unmöglich gemacht hatte. Geordnete Verhältnisse und steigende Löhne lassen weit mehr die noch vielfach brachliegende Arbeitskraft von Mädchen und Frauen für die Industrie nutzbar werden, als lange Arbeitszeiten und niedrige Löhne, welche die Massen zur äußersten Bedürfnislosigkeit erziehen, aus der herauszukommen sie oft gar nicht einmal das Bestreben zeigen. Erst ein gewisses Maß besserer Lebenshaltung erweckt weitere Bedürfnisse und zieht auch die letzte Kraft zur produktiven Thätigkeit heran." Fuchs glaubt, daß eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit auf 9 Stunden einen vermehrten Eintritt von Frauen in die Fabrik herbeiführen, aber auch die Schäden beseitigen oder vermindern würde, die unter dem jetzigen System für Familie und Kindererziehung aus der Frauenarbeit erwachsen.

Wie die Arbeiter, so machen auch die Arbeiterinnen fast regelmäßig eine mehrjährige Lehrzeit durch. Die Fabrikanten durchziehen geradezu die Gegend, um die Eltern zu bewegen, ihre Kinder in die Lehre zu schicken. Es pflegte nämlich in den letzten Jahren ein beständiger Mangel an Arbeitern und Arbeiterinnen zu herrschen, allerdings mit Ausnahme der stillen Zeit, die gewöhnlich in den Hochsommer fällt.

Um die Schwierigkeiten des Saisonbetriebs zu überwinden, haben die Unternehmer sehr wechselnde Arbeitszeiten eingeführt; von 6 Stunden in der stillen Zeit herauf bis zu 13 Stunden in Perioden des guten Geschäftsganges, und den Arbeiterschutzgesetzen ist energischer Widerstand entgegengesetzt worden. Der in diesen Verhältnissen begründete Mißstand für die Arbeiter wird noch dadurch erhöht, daß die Löhne der Arbeitszeit proportional sind und namentlich jüngere Arbeiter sich schwer an eine wirtschaftliche Verwendung so unregelmäßiger Einnahmen gewöhnen. „In der Zeit der gefüllten Börse versagt man sich keinen Lieblingswunsch, um in der Zeit des Leerstandes nachher zu darben. Es bringen diese Umstände eine gewisse Unsicherheit in die Existenz; Neigung zum augenblicklichen Genuß, nicht aber Streben nach kulturellem Fortschritt wird hervorgerufen, eine Erscheinung, die überall bei Saisonarbeitern hervortritt."

Es wird dann auch in der Pforzheimer Gegend, nicht nur von Fabrikanten, sondern auch von älteren, gesetzten Arbeitern allgemein über die Zügellosigkeit der Jugend geklagt. Nirgends in Baden ist die Unsitte des Blaumachens so verbreitet und so ausgeartet wie in der Bijouteriefabrikation. Viel Schuld daran tragen allerdings manche Fabrikanten, die das Blaumachen in der stillen Zeit nicht ungern sehen. Ein Geschäftsinhaber, bei dem noch am Dienstag die meisten erwachsenen Arbeiter fehlten, erklärte das entschuldigend damit, daß in der letzten Zeit viele Überstunden gemacht worden wären. „Die Kirchweihen der um Pforzheim herum gelegenen Orte bieten den äußeren Anlaß, um die Tage von Sonntag bis Dienstag dem tollsten

durchlöchern. Die von Frauen thatsächlich geleistete
als in andern Gewerben; im Jahre 1900 wurden für
stunden bewilligt; trotzdem mußten noch vielfach Über
die Arbeitszeit bestraft werden. Es hat sich jedoch
Arbeiterinnen, durch unbeschränkte Arbeitszeiten einen
irrig ist. Ein deutlicher Beweis für das Gegenteil ist
steigerung der weiblichen Arbeiter im letzten Jahrzehn
schutzbestimmungen), während die Männer nur weni
erreichten.

Das Einkommen der Arbeiterinnen steht über der
nur 17 Prozent haben einen Stundenlohn von weniger
sogar über 25 Pfennig; der Wochenverdienst schwankt
bis 18 Mark. Trotzdem die Löhne der Männer erheb
großer Prozentsatz von Familienvätern auf den Mitverd
angewiesen, umsomehr, als gerade bei den geringer bez
Kinder oft sehr groß ist. Nur wenige Hausfrauen haben
nie in Fabriken gearbeitet; die meisten bleiben wenigsten
der Eheschließung im Beruf thätig. Andre Erwerbsarten
bei der städtischen noch bei der ländlichen Bevölkerung
gängern ist nirgends üblich; dagegen finden in der stillen Ze
häufig auch die Männer — in der Landwirtschaft Beschä
Grundbesitz ist bei den ländlichen Arbeitern stark entwick
Regel äußere Vorteile aus der Bewirtschaftung einer k
wachsen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß bei den
Arbeiterbedarf die Krisen für den Arbeiter mit landwirtsch
Teil ihrer Schrecken verlieren.

Über die Mißstände, die aus der hier so allgemei
verheirateten Frauen in Fabriken entstehen, wird naturg
ländliche Arbeiter ihre Kinder tagsüber in Kost geben und
essen, wird der Verdienst der Frau oft illusorisch. Häufig
oder Verwandte die Stelle der Mutter und Hausfrau unent
Männer schreiben die Sterblichkeit der ersten Kinder direkt
zu und stützen sich dabei auf die Beobachtung, daß die na
der Frau geborenen Kinder sich normal entwickelten. D
erneuter Beweis für die Dringlichkeit einer Ausgestaltung
Fuchs glaubt, daß vermöge der zu erhoffenden Verbesseru
auch hier eine Wendung zum Besseren eintreten wird; prakt
von schnellerer Wirkung sind

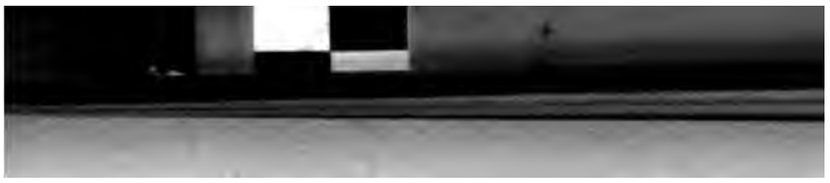
der physiologischen Bilanzen, daß häufig eine unzweckmäßige Verteilung der Nährstoffe stattfindet, die auf Unkenntnis über die zur Ernährung notwendigen oder wünschenswerten Stoffe zurückzuführen ist. In einzelnen Fällen geht das natürliche Bestreben zur Erhaltung der Arbeitskraft zu weit. Das steigende Einkommen wird häufig nur zur Verbesserung der Ernährung benutzt, und die Befriedigung andrer Kulturbedürfnisse oder die Sicherung der Zukunft, die oft neben ausreichender Ernährung sehr wohl möglich wären, werden nicht ins Auge gefaßt. Dazu trägt auch viel der starke Glaube an die kräftigende Wirkung des Alkohols (in Form von Wein und Bier) bei, der ganz allgemein bei Frauen und Männern verbreitet ist, und der oft zu einem Alkoholverbrauch führt, der 10—15 Prozent der Gesamthaushaltungskosten verschlingt. Daneben treten andre Bedürfnisse bei den Bijouteriearbeitern und ihren Familien ganz zurück. Außer bei den unverheirateten Arbeiterinnen, die einen großen Teil ihres Verdienstes für Beschaffung von Putz ausgeben, verschwinden die Beträge für Kleidung und Hausrat vollständig hinter den Sonntagsausgaben, die neben Wohnung und Ernährung einen beträchtlichen Posten ausmachen. Die mangelnde Beschaffung notwendiger Gebrauchsgegenstände wird aber anscheinend nicht empfunden. Fuchs sagt darüber: „Diese Erscheinung lehrt deutlich, daß trotz aller Fortschritte der Kultur in einer nicht einmal schlecht bezahlten Arbeiterschaft das Bedürfnis nach Gegenständen, die das Leben angenehm und behaglich machen, noch schlummert. Den Arbeitern müssen Bedürfnisse erst noch erweckt werden, die kulturell höherstehenden Klassen längst zur Gewohnheit geworden sind. Das Erwachen solcher Bedürfnisse und der lebhafte Wunsch, ihnen zu genügen, wird für die Arbeiter ein wirksamer Ansporn zur Vervollkommnung ihrer Leistungen sein; er wird sie befähigen, einen immer steigenden Anteil am Volkseinkommen zu erringen, vermöge dessen sie als zahlungsfähigere Käufer unserer Industrieprodukte auftreten können, als das heute noch der Fall ist.“

Über die erst in den letzten Jahren Umfang gewinnende Hausindustrie, die fast ausschließlich Frauen beschäftigt, ist ein abschließendes Urteil noch nicht zu geben; Fuchs glaubt, daß ihr Bestehen wesentlich davon abhängen wird, ob die Mode dauernd ein Absatzgebiet für leichte Ketten (sogenannte Meterketten) aus unechtem Metall schafft, da andrer Schmuck kaum in der Hausindustrie herzustellen ist. Die schnelle Ausdehnung dieses Systems führt er einerseits auf die steigende Entwicklung der Bijouterie-Industrie zurück, die auch die letzte verfügbare Kraft in Anspruch nehmen mußte; andrerseits auf den Wunsch der Industriellen, die Beschränkungen der Schutzgesetzgebung und die Lasten des Versicherungszwanges zu umgehen.

Fuchs bringt vielfache Anregungen und Vorschläge zur weiteren Ausgestaltung der Schutzgesetzgebung, auf die einzugehen im Rahmen dieses Artikels nicht möglich ist. Lehrreicher noch sind für die Frauen die Betrachtungen über das Kulturniveau der Arbeiterbevölkerung, die eine Mahnung für Besitzende und Nichtbesitzende enthalten. Es gilt nicht nur, den Arbeitern kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne zu schaffen; diese sind nur Mittel — oder sollten es werden — zu dem Zweck, ihnen zu besserer Lebenshaltung und höherer Kultur zu helfen. An den Frauen liegt es, die Konsequenzen solcher Betrachtungen zu ziehen. In ihre Hand ist es gegeben, auf eine richtige Verwendung des Einkommens und der Mußestunden hinzuwirken; die Arbeiterin kann bei sachgemäßer Verteilung der einzelnen Ausgabeposten den größtmöglichen Vorteil aus dem Familieneinkommen ziehen. Die besitzende Frau mit geschultem Intellekt kann ihr aufklärend darin zur Seite stehen; sie kann ihr zu dem Glauben an den Wert der materiellen Güter den neuen Glauben an ideelle Werte bringen. Die einzelnen Arbeiter und Arbeiterinnen mögen nur einen geringen Einfluß auf die Erhöhung ihres Lohnes ausüben können; aber sie können einen Teil davon für materielle Genüsse gröbster Art hingeben, oder ihn „zur Verfeinerung des Lebens und zur Veredlung seines Inhalts benützen. Nur die vollkommene Ausnützung des Gegebenen befähigt und berechtigt zur Erringung von Größerem.“

... seinem Vortrage über „di
Beobachtungen bis zum Ausgange des 17. Jahrhunder
Berlin auf dem 9. deutschen Meteorologentag in S
glaubte er ausdrücklich „die selbst in Fachkreisen h
müssen, „daß mit ganz vereinzelten Ausnahmen
meteorologischen Beobachtungen keine Rede sein kön
fängen der menschlichen Kultur, so führte der Redner
Hirten ganz besonders eingehend das Wetter betrachte
auch die ersten natürlichen Wetterzeichen festgestellt
für gewisse Wetterregeln zur Vorausbestimmung der W
erbten sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und h
heutigen Tag erhalten. Eine große Anzahl unsrer sc
so das Erbstück aus frühester Vorväterzeit sein, da n
Bronzezeit auf den Sümpfen Europas seinen Pfahlba
Roden sein Stücklein Ackerland dem Urwald entrang
um 4000 vor Christi ein wohlgeordneter Betrieb von W
und Vorausberechnungen ihrer Folgeerscheinungen, wie
Forschungen zur Gewißheit gemacht haben. Systematis
das Wie der Wettererscheinungen fanden auch bei d
statt. Aristoteles hat schon ein Buch über Meteorolog
das Wieviel, also „quantitative" Untersuchungen, schein
hundert nach Christi, und zwar in Palästina ausgeführ
erstenmale der Regen gemessen. Die Mischna, die
bildet und die dem Leben und Gebrauch angepaß
stellt, überliefert uns noch den Betrag der Frühregen,
maßgebend ist, nach unsrer Rechnung nämlich 54 Ce
Messungen in derselben Gegend und für dieselbe Per
ergeben, so gewinnen wir daraus den interessanten Sch
der Regenfälle in Palästina während zweier Jahrt
ändert hat.

Diese quantitativen Messungen stehen allerdings
sind wieder Regenmessun...



von Witterungsnotizen in den Kalendern werden allgemein üblich, und am Ausgange des 15. Jahrhunderts tritt Meteorologie bereits an der Wiener Universität als Lehrgegenstand auf.

Die experimentelle Meteorologie hat ihre Wiege zu Florenz, wo sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts zur Ausbildung gelangte, und in Italien sind auch zuerst Barometer, Thermometer und Regenmesser für die Zwecke der Meteorologie zur Anwendung gekommen. Ende des 17. Jahrhunderts wurden regelmäßige instrumentelle Beobachtungen bereits in allen Kulturländern nicht bloß Europas, sondern auch Afrikas, Asiens und Amerikas vorgenommen und die wichtigsten Grundlagen für eine wissenschaftliche Wetterkunde festgestellt. Im 18. Jahrhundert wurde die erste systematische Organisation geschaffen und im 19. greift zum erstenmale die staatliche Fürsorge ein, die sich in der Errichtung und Unterhaltung von meteorologischen Stationen, mit allen Instrumenten der Neuzeit ausgestatteten und von ersten Forschern geleiteten Wetter- und Seewarten äußert.

Wir haben heute erkannt, daß nur die allersorgfältigsten, systematisch über den ganzen Erdball ausgeführten und mit einander verglichenen Beobachtungen der Vorgänge in der Atmosphäre uns einigermaßen zuverlässigen Aufschluß über die Verhältnisse geben können, von denen die Witterungszustände an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten abhängig sind. Aufs genaueste werden an unzähligen Stellen Entstehung, Fortbewegung, Schnelligkeit der Winde und Stürme beobachtet und berechnet, die Verschiedenheiten des Luftdrucks, der Temperatur und des Wasserdampfgehalts gemessen, die Wolken von den tiefsten Nimbus- und Cumulus- bis zu den höchsten Cirruswolken, die mehr als 10 Kilometer hoch gehen, in ihrem Laufe verfolgt, wird die Atmosphäre noch weit darüber hinaus, jetzt bereits bis zu 14 000 Meter hoch durch Registrierballons auf ihre Temperatur, ihren Feuchtigkeitsgehalt, die Stärke und Richtung der in solcher Höhe herrschenden Luftströmungen u. s. w. hin untersucht, werden die verborgensten Meeresströmungen berücksichtigt, die ja, wie das vom warmen Golf- und dem kalten Polarstrom bekannt ist, einen ungemeinen Einfluß auf Klima und Wetter haben. Auf Wetterkarten wird tagaus tagein der Witterungszustand, wie er sich aus den Beobachtungen nicht nur auf meteorologischen Stationen, sondern auch auf den Schiffen herleiten läßt, gewissenhaft verzeichnet, werden die Linien vermerkt, die die Orte gleichen Luftdrucks (Isobaren) und die gleicher mittlerer Temperatur (Isothermen) verbinden. Und wenn alle diese Beobachtungen auf den einzelnen Stationen gemacht sind, werden sie sofort nach den Zentralstationen telegraphiert, verglichen, zusammengestellt, — für Deutschland ist es die Seewarte in Hamburg — und dann hat man wohl ein schönes Material beieinander, um allerlei Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die möglichen Wind- und Wetteränderungen der nächsten 24 Stunden zu ziehen. Und wenn man sich mit der mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeit begnügt, die immerhin so groß ist, daß gegenwärtig bereits 80 Prozent der von der Hamburger Seewarte ausgegebenen Wetterprognosen zutreffen — von den vom Observatorium in Washington, der Zentralstation für Nordamerika, auf ein bis zwei Tage im voraus berechneten Wetteransagen sollen sogar über 90 Prozent zutreffen, wohl nicht allein, weil es von mehr als hundert Stationen Nordamerikas und der Antillen telegraphisch aufs beste und schnellste bedient wird, sondern mehr noch, weil der Golf von Mexiko, der Wetterwinkel Nordamerikas, die Luftströmungen recht gleichmäßig beeinflußt, so daß die Witterung dort immer eine gewisse Stetigkeit hat —

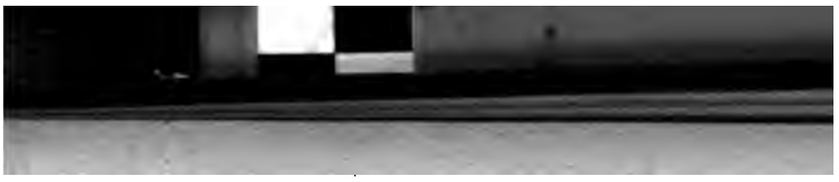
so kann man wohl auch sagen, daß das Problem des Wetterkündens, wenigstens der Voraussage auf die nächsten 24—48 Stunden, einigermaßen gelöst ist.

Neuerdings noch hat Prof. Dr. van Bebber, der eifrige Meteorologe der Hamburger Seewarte, die Voraussage des Wetters auch auf längere Zeit durchaus für möglich und notwendig erklärt. Er sucht, wie das auch Prof. Hellmann gethan, einer befriedigenderen Lösung der Frage, als es bisher möglich war, dadurch beizukommen, daß er in der Wiederkehr ähnlicher Witterungsverhältnisse eine gewisse Periodizität nachzuweisen bestrebt ist. Es müssen sich Gesetzmäßigkeiten in der Aufeinanderfolge und im Wechsel der Witterung innerhalb längerer Zeiträume, Monate und Jahreszeiten auffinden lassen. So stellt er fünf Hauptwettertypen für Europa auf, deren Dauer und Wandlung er zu berechnen versucht hat. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß eine Wetterlage höchstens drei Tage anhält, kürzer, wenn das Hochdruckgebiet über Deutschland selbst lagert, länger, wenn es sich westlich oder nördlich befindet. Höchst selten überschreitet eine Wetterperiode die Dauer von zwei Wochen. Solcher langen Perioden hat van Bebber in dem Zeitraum von 1876—1895 nur zwölf verzeichnet.

Daß die Häufigkeit der Gewitter eine gewisse Periodizität, und zwar eine solche von durchschnittlich 26 Tagen, aufweist, haben Professor v. Bezold und die beiden schwedischen Forscher Eckholm und Arrhenius festgestellt.

Mehrjährige Wärme- und Kälteperioden haben Brückner und Hellmann ermittelt, und zwar kleinere Perioden von 9—15 Jahren und größere von einer durchschnittlichen Dauer von 36 Jahren. Jedenfalls ist damit dargethan, daß es eine müßige Spielerei unserer Kalendermacher ist, wenn sie noch immer des biedern Langheimer Abtes Mauritius Knauer (1612—1664) „hundertjährigen Kalender" abdrucken, wodurch der Glaube erweckt werden soll, als gäbe es eine ausgerechnet hundertjährige Periodizität der Witterungserscheinungen.

Solange nicht alle die hundert und tausend Umstände, die bei der längeren Vorausbestimmung des Wetters mitsprechen, rechnungsmäßig aufs sorgfältigste in Betracht gezogen werden können, wird das Prophezeien eine recht unsichere Sache bleiben. Das ist z. B. der große Irrtum auch von Leuten wie Falb, daß sie glauben, ein einzelner Faktor, wie der — ja immerhin mögliche, dann aber gewiß nur sehr minimale — Einfluß des Mondes beherrsche alle übrigen so, daß es genüge, diesen einen Faktor in Betracht zu ziehen, um die Wetterprognose nicht nur für Tage und Monate, nein fürs ganze Jahr mit unfehlbarer Sicherheit zu stellen. Vor kurzem hat sogar ein Russe, N. A. Demtschinsky, ein eigenes viersprachiges Journal gegründet, das auf Grund der Theorie vom Einfluß der Mondanziehungskraft auf die Gestaltung des Wetters „genaue Prognosen des Wetters und der atmosphärischen Erscheinungen" auf beliebige Zeit, mindestens aber einen Monat im voraus, zu Nutz und Frommen aller von der Witterung abhängigen Berufsmenschen aufstellen will. Als verallgemeinerungsfähig kann noch nicht einmal die neuerdings von Hazen für die nordamerikanische Küste beobachtete Thatsache gelten, daß dort 70,5 Prozent der Gewitter auf die Flutzeit und nur 29,5 Prozent auf die Zeit der Ebbe entfielen. Denn Hellmann hat auf der Insel Föhr inzwischen festgestellt, daß von 209 während einer zehnjährigen meteorologischen Beobachtungszeit notierten Einzelgewittern 103 auf das steigende und 106 auf das fallende Wasser kamen, „von einer ausgesprochenen Vorliebe der Gewitter für die Flut danach keine Rede sein kann".



Bescheiden wir uns also bis auf weiteres bei der Voraussage auf ein bis zwei Tage, die schon nutzbar genug wäre, wenn sie auch nur mit annähernder Sicherheit einträfe. Für solche Wetterprognosen auf 24 Stunden hat neuerdings die Regierung in der Provinz Brandenburg eine sehr dankenswerte Einrichtung getroffen. Die von der Hamburger Seewarte an das Berliner Wetterbüreau täglich telegraphisch übermittelten Berichte vervollständigt dieses unter Berücksichtigung örtlicher Beobachtungen zu täglichen Wetterprognosen, die es sofort früh morgens an das Haupttelegraphenamt übermittelt, und dieses drahtet sie noch während der Vormittagsstunden weiter an sämtliche Telegraphenanstalten der Provinz. In deren Schaltervorraum oder am Posthaus gelangen sie zum Aushang, zur allgemeinen Kenntnis der Bewohner, insbesondere der landwirtschaftlichen, die sich in ihren Arbeiten danach richten können. Wer diese Wettertelegramme zu sich ins Haus gebracht haben will, kann sich darauf abonnieren und bekommt sie je nach Wunsch durch den gewöhnlichen Briefträger oder auch durch Eilboten zugeschickt, gegen einen billigen Monatsbetrag. Immerhin kann der Landwirt, der ja meist selber ein halber Wetterprophet ist, seine eigne aus Erfahrung und liebevoller Naturbeobachtung geschöpfte Prognose daran ständig kontrolieren. Soweit er sie sich selber auch nur aus rein meteorologischen Elementen bildet, ist es zweifellos sicherer, sich auf das ihm von den Wetterwarten gelieferte Material zu verlassen, als auf die ihm geläufigen Anzeichen, etwa ob die Sonne klar untergeht, mit oder ohne glühendes Abendrot, ob der Mond einen Hof hat u. s. w.

Freilich hat der Landwirt, der Förster und Jäger und sonst jeder in und mit der Natur Lebende außerdem noch eine große Anzahl anderer Anhalte, die zuweilen noch viel zuverlässigere Wetteransagen gestatten als alle meteorologischen Beobachtungen. Da sind in erster Reihe die Tiere, die oft merkwürdig unfehlbare Wetterpropheten sind. Natürlich denkt man gleich an den Laubfrosch im Glase, wenn von Wetterpropheten unter Tieren die Rede ist. Das Unglück ist nur, daß das arme Kerlchen im hierzu beliebten Einmacheglase meist in so unnatürlicher Verfassung sich befindet, daß es eher alles andre ist als ein verläßlicher Wetterprophet. Ist in dem Glase nichts weiter als auf dem Grunde etwas Wasser und daraus emporragend eine kleine Leiter, wie das beinahe stets der Fall, so ist gar nicht davon die Rede, daß der Frosch gutes Wetter anzeigt, wenn er auf das Leiterchen klettert, schlechtes, wenn er ins Wasser taucht. Vielmehr wird er ins Wasser steigen, wenns ihm oben auf dem unbequemen Gerüst zu unbehaglich geworden, und umgekehrt. Will man vom Laubfrosch wirkliche Wetterprognosen haben, so halte man ihn in einem großen Glasbauer oder einer Kiste, deren Boden auf einer Seite mit Moos bedeckt ist und auf der andern Seite ein genügend großes Wassergefäß enthält. Dann kann man sicher sein, daß das Tier nur dann ins Wasser geht, wenn Regenwetter im Anzuge ist.

Der Schlammpeitzker oder Wetterfisch, der vielfach zu demselben Zweck im Zimmeraquarium oder Goldfischglase gehalten wird, kündet dadurch Regenwetter oder Gewitter an, daß er an die Oberfläche kommt und unruhig umherschwimmt, während er sich sonst ruhig am Grunde des Wassers hält. Vollends wenn er Schlamm und Sand aufzuwühlen beginnt, kann man auf Sturm und Ungewitter rechnen.

Apotheker haben die Beobachtung gemacht, daß die für medizinelle Zwecke in einer Flasche gehaltenen Blutegel bei gutem Wetter still und zusammengekrümmt auf dem Boden liegen, bei herannahendem Regen an die Oberfläche kommen und bei Wind lebhaft hin- und herschwimmen. Im Winter liegen sie bei klarem Frost am Boden,

nur an Bäumen und Mauern. Wenn Hühner bei he
Ställen zulaufen oder ſich unter Hecken, Schuppen,
Regen bald auf. Bleiben ſie aber im Regen ruhig
ein ſogenannter Landregen; es lohnt ihnen gewiſſerma
Naßwerden zu ſchützen, wenn es doch tagelang ſi
drohendem Regen mit großem Geſchrei ins Feld oder
mit den Flügeln. Kehren Tauben in raſchem Fluge i
wieder ausfliegen, ſo ſind ſchwere Gewitter im Anzug
Bienen. Kehren Tauben ungewöhnlich ſpät aus de
Hühner noch nach Beginn der Dunkelheit Futter ſuchen
Tage ein dauerhafter Landregen ein. Desgleichen iſt
Katze ihre Pfoten leckt, ſich über die Ohren ſtreicht u
wenn Fuchs und Wolf ſchreien; wenn die Maulwürfe
die Waſſervögel maſſenhaft an Land gehen; wenn die S
aufſuchen und nahe über ſeine Fläche ſtreichen; wenn d
in Scheunen oder unter Dächer flüchtet; wenn der P
und knarrt; wenn der Fiſchreiher vom Waſſer aufflie
niederläßt; wenn der Storch ſeine Jungen zudeckt. Laſſ
Gewitters die Vögel in ihren Beſchäftigungen nicht ſtör
gerade ſind, ſo zerteilt ſich das Wetter, bevor es her
für kommenden Regen iſt es, wenn der Hund Gras ka
Verdauung halber, wenn er zu viel Fleiſchnahrung zu
das Bedürfnis nach Vegetabilien empfindet.

Schöne Tage folgen, wenn die Fledermäuſe am
Unter den Inſekten ſind Viehbremſen, Fliegen und Amei
dringen ins Zimmer und ſtechen wütend, wenn Rege
ſummen kräftiger als ſonſt, die Ameiſen tragen in große
zu Neſt und verſchließen die Löcher. Daß es ſchön b
wenn „die Mücken ſpielen“, iſt allbekannt.

Mit zu den verläßlichſten Wetterpropheten gehö
Kreuzſpinne recht langſam und ordentlich [illegible]

sie das Netz durch Einziehen von Fäden zu lichten, so kommen Winde, um so schneller, je eiliger sie diese Arbeit ausführt. Schwere Stürme und Unwetter folgen, wenn das Netz zerrissen aussieht, während die Spinne am Ende eines Fadens oder gar außerhalb des Netzes sitzt. Geht sie dann ins Netz zurück und beginnt die Ausbesserung, so kann man auf gutes Wetter hoffen, wenn's augenblicklich auch noch so schlecht aussieht. Eine charakteristische Anekdote erzählt M. Dankler, dem wir diese Zusammenstellung von Wetteranzeichen seitens der Tiere verdanken, bei dieser Gelegenheit: „Im vorigen Sommer machte ich mit einer Anzahl Naturfreunde und Forscher einen botanisch-entomologischen Ausflug in die Waldgebiete der holländischen Grenze. Alle Teilnehmer erschienen im leichtesten Sommeranzuge und Strohhut. Nachdem ich einige Kreuzspinnen meines Gartens besucht, die eilig ihre Gewebe lichteten, nahm ich Regenmantel und Schlapphut mit und erregte dadurch großes Gelächter. Nachmittags gegen drei Uhr aber begann ein Unwetter, wie lange keines erlebt war, und als wir nach einstündigem Marsche ein Haus erreichten, befanden sich alle Genossen in einem wirklich erbarmungsvollen Zustand. Alle sind seitdem aufmerksame Beobachter der Spinnen geworden."

Im Winter muß man die Hausspinne beobachten. Baut sie bei kaltem Wetter ihr Gespinst in die Nähe des Fensters, so wird bald mildes Wetter eintreten; starker Frost dagegen, wenn sie sich aus den Fensterwinkeln entfernt und sich nach dem Ofen anbaut. Beim Eintritt naßkalter Witterung zieht sie vor den Eingang ihres Gewebes Fäden, die sie bei herannahendem heitern Wetter wieder entfernt. Spinnt sie eine Anzahl Fliegen ein, ohne sie gleich zu verzehren, so deutet das ebenfalls auf schlecht Wetter. Auf andauernd gutes ist zu schließen, wenn sich viele fleißige Hängespinnen zeigen.

Sogar auf die Jahreszeiten weiß Dankler seine Beobachtungen auszudehnen. Ein strenger Winter ist zu erwarten, wenn Gänse und Hasen im Herbst recht fett und stark befiedert, respektive behaart sind, desgleichen wenn Eichhörnchen und Erdnager große Vorräte anlegen und die Waldameisen ungewöhnlich große Haufen von Tannen- oder Kiefernadeln anhäufen.

Als besonders bewährte Wetterpropheten in den Alpen nennt Arthur Achleitner die Ziegen, die zur Hochsommerzeit schon stundenlang vorher das Herannahen eines Wettersturzes wittern, in auffallender Hast die Höhen verlassen und unter das schützende Dach des Geißers flüchten. Ferner den Kolkraben, dessen dumpfer Ruf allemal bei einem seltsamen Flimmern der Luft und bei auffallender Unbeständigkeit des Windes ertönt; sein „Krrok, Krrok" ist eine Warnung vor Schneesturm oder Lawinengang und wird selbst von Gemsen beachtet und verstanden.

Sonst achtet der Alpler noch auf das Glitzern der Sterne und auf schwitzende Felsen, die namentlich bei Neumond stunden-, selbst tagelang vorher jähen Witterungswechsel und warmen Südwind ankünden.

Aber auch eine Pflanze hat er, die schon einen halben Tag vorher einen Wettersturz verkündet. Das ist die Stroh- oder Wetterdistel (Carlina). Ihre Blütenköpfe sind von einer dichtblättrigen Hülle umgeben, deren innerster Blattkreis strahlenförmig entwickelt ist und aus zungenförmigen weißen oder gelben, stark hygroskopischen Blättchen besteht, d. h. sie biegen sich bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft über die Blüten herüber, während sie bei trockner Luft strahlenförmig nach außen stehen. Vor dem nahenden Wettersturz schließt sie also ihre Strahlenblätter. Ähnliche hygroskopische,

Höhe und Tiefe der Töne nicht bloß angezeigt finde
bevorstände, sondern selbst innerhalb welcher Zeit
beweist das nur, wieviel uns an der Möglichkeit ein
Witterungsverhältnisse gelegen ist, und — wie wer
schaftlichen Wetterkunde noch vertraut. Aber die ste
fängen der Entwicklung. Wenn erst Nord- und Sü
die in den höchsten Atmosphärenschichten herrschend
werden, kommen wir schon wieder einen Schritt weite
von der wissenschaftlichen Wetterkunde und Wetterkünd
Zeit zu bieten im stande ist. Gar, wie die gegenwär
willkürliche Beeinflussung der Witterung, Zerstreuung
führung von Regen, also richtiges Wettermachen zu v
weit. Auf dem Stuttgarter Meteorologentag freilich h
Rolle gespielt, es hat namentlich in Italien und Un
Anhänger. Dort giebt es bereits 15 000 Schußstell
Böllerschüsse die drohenden Wolken teils vertrieben, de
teils mit Wolken erfüllt, die verdurstende Flur so
erquickt werden soll. In Ungarn sind 36 000 Quadr
kanonen „geschützt". Auch die Franzosen haben berei
Die Versammlung sprach sich schließlich dahin aus, da
noch offen lassen müsse. Prof. Dr. Parnter in Wien meint
das Wetterschießen hagelverhindernd wirke", und Prof.
Grund mehrjähriger Beobachtungen bestätigte, daß selb
gleichzeitig 80 Kanonen bei Berlin nicht den geringste
häufigkeit gehabt hätten, wies sehr richtig auf den W
Wetterschießen auf der einen Seite die Vertreibung des
Hervorbringung von Regen erwarte. Jedenfalls bewirk
schießens durch ihren Eifer, daß sich weitere Kreise d
schiedensten Fragen der Meteorologie interessieren. Und
noch nicht zustande gebracht, das hat die verflossene ung
das Bedürfnis, über die Umstände und Vorgänge auf
barbarische Hitze hä

Tagesanbruch.

Von

W. G. van Nouhuys.

Autoriſierte Überſetzung von R. Speyer.

Nachdruck verboten.

Auf dem Dorf in der Niederung herrſcht ungewohntes Leben. Ängſtliche Augen ſtarren nach dem Signallicht dort oben, das in der Ferne gegen das düſtere Gewölk zittert. Als es dunkel ward, iſt es da drüben aufgeflammt, auf dem hohen Turm des Städtchens, weithin ſichtbar.

Aus den Kellern und Unterwohnungen der großen Gehöfte wird aller Hausrat und Proviant auf den Schultern zuſammengeſchleppt und in die oberen Wohnungen geſchafft. Die reichen Bauern geben mit weithin ſchallender Stimme ihre Befehle, unterbrochen von dem lauten Gebrüll des in ſeiner Ruhe geſtörten Viehes. Wer keine hochgelegenen Ställe hat, treibt ſeine Kühe und Pferde auf die Hügel und bedeckt die ſchutzloſen Tiere mit Kleidern und Decken. Weit über die Niederung brauſt der heftige Wirbelwind in toller Jagd, fegt zwiſchen Häuſern und Ställen umher, treibt knarrend die Flügel der Windmühlen, beugt die Wipfel der Bäume und ſchlägt offenſtehende Thüren und loſe hängende Lukenfenſter zu.

Kleine Leute, Arbeiter, laden ihren ganzen Hausrat auf kleine Handwagen und Karren; können ſie bei Höherwohnenden kein Unterkommen finden, ſo ziehen ſie hinüber zur Stadt, die einzige Kuh und ein paar meckernde Ziegen vor ſich her treibend, die unter dem Regen erſchauern, der auf den breit geſchwollenen Kanal niederbrauſt.

Unter den Flüchtlingen kein Murren, kein Fluchen. Etwas wie dumpfe Reſignation iſt über die Armen gekommen, die Hoffnung auf beſſere Tage und ein Leben dort oben, wo der helle Schein des Signals erglänzt. Unverwandt blicken ſie darauf bei ihrem ärmlichen Aufzug auf der Landſtraße. Hin und wieder bleibt einer ſtehen und lauſcht mit vorgebeugtem Haupt, und fragt den andern, ob er kein Glockengeläut hört, keinen Alarmſchuß? Dann geht es raſcher weiter — dem Städtchen zu.

Jetzt iſt es lebhaft in den ſonſt ſo ruhigen Straßen. Auf dem Marktplatz vor dem Wirtshaus drängen ſich den ganzen Abend über Neugierige zuſammen und warten auf die Berichte. Zwiſchen der Telegraphenſtation und dem Gaſtzimmer, in dem einige Leute aus dem Deichamt ſitzen, laufen die Boten unaufhörlich hin und her. Unaufhörlich kommen Geſtalten aus der Gaſſe neben dem Rathaus, mit hohen, kotbeſpritzten Stiefeln und einer Laterne in der Hand; ſie berichten über den Pegelſtand und werden, bevor ſie in dem Wirtshaus verſchwinden, ängſtlich ausgefragt.

„Wie ſteht's? Noch mehr geſtiegen? Wie iſt's jetzt?“ Und einige laufen die Straße hinauf, um ſelbſt zu ſehen.

Der Wind, der wie an den Tagen vorher beſtändig an Heftigkeit zunimmt, rüttelt an den Laternenpfählen, läßt die Scheiben erklirren und die Gasflammen ſich ängſtlich ducken oder wie erſchreckt emporfahren; jetzt jagt er heulend die Straßen entlang, an den Häuſern empor und wirbelt um die Giebel und Schornſteine. Das ſtöhnende Ächzen des hohen, breiten Turms iſt ſtraßenweit hörbar.

In den Häuſern herrſcht Unruhe. Jeden Augenblick gleitet ein breiter Lichtſchein aus einer geöffneten Hausthür auf die feuchtglänzenden Pflaſterſteine. Schatten huſchen an den erleuchteten Fenſtern der Wohnungen vorbei.

[illegible] ihnen ins Gesicht, sickern aus ihrem Bart. Sie stehen und warten.

Und hinter dem Pegel, hinter den plumpen Schiffsrümpfen unsichtbar der Strom, der wütend anstürmt gegen alles, was ihn in seinem Lauf hemmt, gegen den tobenden Nordwestwind, der jede Nacht mit ihm kämpft, während die gewaltigen Stimmen wie urkräftige Kämpfer einander drohend entgegenheulen.

Am Ufer schäumt brausend das Wasser.

„Seit Mittag wieder acht Zoll mehr," vernimmt man murmelnde Stimmen, „und in Köln wieder von neuem gestiegen. Es ist schlimm für die Niederung, daß sie den Deich drüben verstärkt und die Schleuse geschlossen haben."

„In Velddonk sind alle Mann an der Arbeit. Sie fürchten, daß er sich senkt."

„Die Deiche werden faul. Den ganzen Winter über kein Frost. Und das Toben vom Wind jede Nacht!"

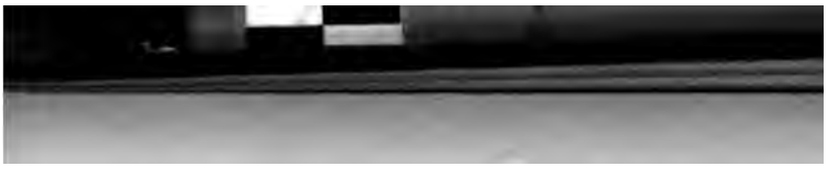
„'s dauert zu lang'!"

Das Wasser ist nur noch einen halben Meter vom Deichrand entfernt, und als ein Wächter mit seiner Laterne erscheint, wird auf dem gelben Wasser ein Rand von angespülter Lehmdeicherde sichtbar. Die Laterne flackert auf, der Mann klettert über den Deich und verschwindet in der Straße.

Auf dem Markt noch größere Unruhe, noch heftigeres Durcheinanderreden, noch dichteres Zusammendrängen.

Grauen Atem aus den Nüstern jagend, mit fliegenden Flanken steht ein Pferd, dicke Schweißtr[illegible]

Ein
wissen si
Der Dei
es in dei
Der
Worte m
zweiräder
ein Zeiche
Dann gre
weicht zur
Noch
Wagenger
Schwei
aus einer
dem Markt
Die sta
aufgeladen.
„Es kö
gebraucht n
vollauf zu t
Sogleich
„Du a
Und noch ei
Die Bu
auf.
„Vorwä
Die P
aus, und
mit einer
Häusern hi
Fenstern rü
läßt.
Die fün
[illegible]



Flüchtlingen, hören sie Kindergeschrei und das Meckern der Ziegen.

Es wird gerufen und gefragt.

„Ja, es steht schlecht."

„Sie sagen, es wäre schon durch."

„Wo?"

Es erfolgt keine Antwort mehr.

In das Gedränge kommt ein Handwagen mit einem alten Mann darauf, quer vor das Pferd. Und das Pferd plötzlich zum Stehen gebracht, bäumt sich auf.

Derbes Fluchen auf dem Wagen und ängstliches Wehklagen auf dem kleinen Gefährt.

Der Wind trägt die Laute rasch fort. Der Weg ist schon wieder frei. Nun rumpelt der Karren weiter.

Dorus blickt hinaus in die Dunkelheit. Sie sind bald am Deich. Mit Mühe steckt er sich eine Pfeife an, und hockt in einer Ecke des Wagens nieder.

Die Männer fangen an sich zu unterhalten, ab und zu mit der Hand an die Stirn fahrend, sobald ein Windstoß über den Wagen fährt. Das Pferd erklimmt Schritt für Schritt den Deich. Das Geschirr knarrt bei dem festen Anziehen.

„Meinetwegen könnte es noch vierzehn Tage dauern."

„Meinetwegen auch . . . . . 's giebt doch draußen nichts zu thun."

Dann zu Dorus, der schweigend verharrt:

„Du schlenderst auch so müßig umher."

Dorus nickt und bläst seine Pfeife weiter an.

Der Bauer hat keine Arbeit mehr für ihn, alles, was im Haus geschehen konnte, ist vollendet, und wegen der Wassersnot ist das Land noch nicht zu bearbeiten.

Das Pferd, das in dem Licht der Laterne sichtbar wird, schleppt sich im mühseligen Trapp weiter, und der Wagen rumpelt über den hohen Deich, hinter den gleichmäßig aufschlagenden Hufen her. Hin und wieder ist der Druck des Windes so gewaltig, daß das Pferd kräftig nach links gehalten werden muß.

Die Männer hocken sich hinter die Säcke.

Dorus bleibt auf dem Seitenrand sitzen und versucht sich umzusehen.

Überall tiefste Dunkelheit. Er hört die dürren Zweige der Nußbäume am Wegsaum knackend gegeneinander fahren, aber er sieht sie nicht.

Und in der breiten, formlosen Dunkelheit dahinter allerlei fremde Klagelaute, oft verschlungen von dem heulenden Toben des Windes. Nun peitscht der Regen über Wasser und Land und schlägt seine großen Tropfen gegen die Karre.

Dorus kennt den Fluß. Sein Vater ist Fischer, und als Junge hat er zu Zeiten Nacht für Nacht im Boot zwischen den Lachsnetzen getrieben.

Seine Augen sind an die Dunkelheit gewöhnt, aber jetzt kann er doch zwischen Wasser und Land keine Trennung sehen. Alles schwarz in schwarz. Ganz in der Ferne ein paar aufblitzende Lichtfünkchen, — mehr nicht. Drüben werden sie wohl auch nicht ruhig schlafen . . .

Innerhalb des Deiches und weiter hinauf sieht man Lichter in der Niederung. Das Land liegt tief, — kein Wunder also, daß die Menschen in Angst leben bei dem hohen Wasser. Noch einen halben Meter höher, und sie ertrinken alle erbarmungslos, wie die Mäuse, wenn sie sich nicht bei Zeiten in Sicherheit bringen.

Wie eine Warnung leuchtet das Notsignal noch immer hoch oben vom Turm, stundenweit in der Runde sichtbar.

Ein Geräusch . . . . immer näher und näher . . . . . Der Hufschlag eines rasch trabenden Pferdes. Es naht, es ist schon dicht daneben.

Es wird zum Schritt gebracht, und eine Stimme ruft aus dem Wagen:

„Sind's die Säcke? Rasch vorwärts. Ein Loch wie ein Keller!"

Dann verklingt der Hufschlag in der Richtung des Städtchens. Der Fuhrmann läßt die Peitsche klatschend auf das Pferd fallen.

Plötzlich aufschreckend, trabt das Tier ein paar Sekunden lang rascher, verfällt aber bald wieder in seine trottende Gangart.

Nach einigen Minuten sehen sie erleuchtete Fenster aus der Dunkelheit auftauchen. Sie nähern sich dem Werwolf, Fährhaus und Herberge zugleich.

Durch die geöffnete Thür fällt ein breiter Lichtstrahl auf den Deich, in dem sich Menschen hin und her bewegen.

Die Wasserwarte hat hier einen Posten.

Die Stimme eines Rottmeisters, der eine Laterne hochhaltend, von der andern Seite des Deiches ankommt, ruft gegen den Wind an:

„Wie viel Mann?“

„Fünf.“

„Ich muß zwei hier haben. Hundert Schritte weiter fängt es an zu rutschen. Werft ein paar Säcke ab .... So. Sand haben wir hier gleich daneben liegen. 's ist noch nicht arg, aber wir müssen es im Auge behalten.“

Dorus und ein andrer junger Bursche waren flugs vom Wagen gesprungen. Sie werden wohl hier bleiben.

„Und nun, vorwärts, marsch! Zu Velddonk ist Not am Mann.“ Der Kutscher zieht die Leine an. Das Pferd greift aus. Rüttelnd schiebt der Karren ab, sie hören ihn noch an der Schöpfstelle vorbeifahren, den Querweg entlang, wo nur die Laterne, einem Irrlichtchen gleich, sichtbar ist.

„Eine böse Nacht, Jungens,“ brummt der Mann mit dem Ölrock und den hohen Stulpstiefeln. „Jeder ein paar Säcke auf den Rücken und dann mit. Halt! Kommt einen Augenblick mit 'rein.“

Das kleine Gastzimmer, das sie mit ihren derben Sohlen auf dem knirschenden Sand betreten, ist voller Petroleumsgeruch und Tabaksqualm.

Der Rottmeister bestellt etwas bei der Wirtin.

Der Gastwirt, ein altes Männchen, sitzt stumpfsinnig an einem Tisch und antwortet auf jede Frage über den hohen Wasserstand:

„Ja, ja, es ist mir als wenn's gestern wär', die Flut von 60 . . .“

Die Außenthür wird wieder aufgerissen, und ein kräftiger Mann mit hohen, kotbespritzten Stiefeln setzt die Laterne nieder, schüttelt die Regentropfen von sich ab und brummt:

„Noch drei Zoll mehr!“

Ein junger Mensch mit bleichem Gesicht und einer Brille, sitzt rauchend am Tisch unter der Lampe, legt seine Zigarre nieder, nimmt die Feder von dem neben ihm stehenden Tintenfaß, sieht nach der Uhr und schreibt etwas auf eine Liste. Dann legt er die Feder wieder hin, lauscht auf das Rütteln des Sturmes an den Fenstern, nimmt einen Schluck aus einer dampfenden Tasse und steckt seine Zigarre mit behaglicher und wichtiger Miene wieder in Brand.

Wieder das dumpfe Geräusch von Pferdehufen.

Die Wirtin öffnet die Thür, und der matte Schein der Lampe fällt auf die Beine eines Schimmels und die Stiefel eines Reiters.

„Wie ist's oben?“

„Ebenso! . . . . . Sie halten's noch, aber es kommt jede Stunde etwas dazu.“

Er nimmt ein paar Papiere, die ihm von dem Schreiber zugereicht werden, steckt sie in seine Tasche, zieht die Zügel an, und vorwärts trabt das Pferd in die Dunkelheit hinein.

„Vorwärts nun, Jungens,“ ruft der Rottmeister.

Ein paar Säcke auf der Schulter, erklimmen sie den Deich, sich mit aller Kraft gegen den heftigen Wind wehrend. Sie sehen nichts, als das erleuchtete Stückchen Damm direkt vor sich. Wie eine Mauer umgiebt sie die Dunkelheit.

Jetzt hat's aufgehört zu regnen. Hoch oben im dichten Gewölk ein Spalt, der sich von Minute zu Minute mehr verbreitert. In dem Riß werden Sterne sichtbar.

Die Männer hören das Klatschen des Wassers dicht neben sich. Sie können den Strom nicht sehen, aber es ist, als fühlten sie in dem Boden unter sich den gewaltigen Andrang des immer weiter vordrängenden, einen Ausweg suchenden Wassers.

Dorus läuft mechanisch hinter seinem Vordermann her. Zuweilen muß er stillstehn, wenn der scharfe, von Nordwest nach Nordost umschlagende Wind ihm den Atem raubt.

Das Knirschen der Schuhsohlen auf dem Sand geht vollständig verloren im Toben des Windes und dem Tosen des Wassers, das hin und wieder heftiger gegen ein Hindernis antreibt.

Jetzt kommen sie an einen Sandhaufen auf der inneren Deichseite. Einige Säcke füllen sie halb an, binden sie zu und schleppen sie dann einige zwanzig Schritt weiter, wo der Rottmeister seine Laterne niedergesetzt hat.

„Das Loch ist größer geworden. Schiebt ein paar Säcke vorsichtig her; nicht zu weit."

Beim gelben Flackerschein sieht Dorus, wie sich in der Deichspitze ein halbkreisförmiger Zirkel von der dunkelbraunen, aufgewühlten Erde abhebt. Er steckt seinen Spaten hinein, es ist noch nicht tief.

Der hineingeschobene Sack verschwindet aber doch.

Noch einer.

Vorsichtig halten die Männer den Sack mit dem Spaten auf, aus Angst, er könnte vom Deich abrutschen. Er bleibt in gleicher Höhe des Deichrandes liegen. Nun stecken sie etwas Erde hinein zum Ausfüllen und stampfen sie mit den Füßen fest.

„So", sagt der Rottmeister, „wenn er nun von unterwärts nicht wieder fortgeschwemmt wird, wird er schon aushalten. Aber einer muß dabei bleiben."

Dorus steckt seinen Spaten in den Deich zum Zeichen, daß er hier bleibt.

„Dann gehen wir höher herauf. Aber halt, es könnte hier anfangen zu rutschen. Da!" und dabei reichte er Dorus eine kleine metallne Pfeife. „Wenn du nicht allein damit fertig wirst, schwenke nur mit der Laterne und pfeife. Wir bleiben in Gehörweite. Hier stehen noch ein paar Säcke, und wenn's not thut, ist bei der Wittwe Vermazen auch noch Hilfe zu bekommen."

Er weist auf ein paar Lichtflecken in einiger Entfernung.

„Schön, Meister!"

Die beiden Männer verschwinden.

Zuerst sieht Dorus noch den Lichtschein einer Laterne, dann weiß er sich allein.

Warum ist er eigentlich mitgegangen?

Er weiß es selbst nicht.

In den letzten Tagen ist er schon immer herumgelaufen ohne Arbeit, den Deich auf und ab, hat nach dem Wasser gesehen, geschwatzt und dann mal eine Stunde lang dem Vater beim Netzeflicken auf dem Boden geholfen.

Es ist ihm ziemlich gleich, was er treibt, wenn er nur etwas zu thun hat. . . .

Ob's gefährlich ist, hier so allein auf dem Deich zu stehen?

Ihm ist's gleich. Gleichgiltig sieht er nach dem geflickten Deichrand und fühlt den Wind um seinen Kopf sausen.

Das Leben wird es ja wohl nicht kosten, wie's auch wird. Und selbst dann! Was macht ihm das?

Eben hält er die Laterne hoch. Der Sack liegt nicht mehr in gleicher Höhe des Randes. Es wühlt darunter. Er stampft mit dem Fuß, schlägt mit dem Spaten darauf, um ihn besser zu verstopfen.

Dann bleibt er mit beiden Händen auf den Spatenstiel gelehnt stehen und starrt in die Dunkelheit. Schwarz, schwarz überall.

Immer das elende Gefühl, sobald er allein ist und immer der Wunsch nach Alleinsein.

Er kann es noch immer nicht verschmerzen . . .

Vierzehn Monate ist er im Dienst gewesen, und in der Zeit ist es geschehen.

Wie konnte sie nur so sein? . . .

Seine Schwester hatte ihn wohl schon früher gewarnt, aber er konnte es nicht glauben. Daß sie so schlecht sein konnte! Er war doch so gut zu ihr gewesen. Wenn er aus dem Dienst kam, wollten sie heiraten. Er steckte den Spaten tiefer in den Sand.

An dem Sonntag Nachmittag im Haag. . . . In der schwarzen Nacht sieht er alles klar.

Er saß mit ein paar Kameraden auf einer Bank unter den Bäumen vor der Wilhelmskaserne. Ein lebhaftes Hin und Her von Spaziergängern auf der Menritskade. Da trat der Briefträger in den Hof. Einen Augenblick später stand er an den Baum gelehnt und las einen Brief seines Vaters: er wolle es ihm jetzt nur schreiben, da er es sonst durch einen andern erfahren würde. Es wäre ein öffentlicher Skandal, Hanne hätte mit einem andern angebandelt und nun wäre sie so weit.

Es drehte sich ihm alles vor den Augen, er lehnte sich mit dem Rücken fester gegen den Stamm, da er fürchtete umzufallen, — so schwindelig war ihm. Der Giebel der Kaserne, die hohen Bäume, seine Kameraden, alles im dichten Nebel.

Und wieder las er dieselben Worte und Zeilen und dann noch einmal.

's war doch nicht möglich! Sie, sie mit einem andern! Er hatte noch einen Brief von der vorigen Woche, alles lieb und gut.

nach dem andern Brief, ihrem Brief, zerknitterte das Papier, zerriß es, und stampfte die Papierfetzen in die Erde, als wollte er die Erinnerung an sie vernichten.

Aber wieder fing es in ihm an zu fragen, zu rufen: Großer Gott, wie ist es nur möglich, — und die Betäubung, wie durch einen unvorhergesehenen Schlag, ward nun zur Pein, zur wilden, heftigen Pein, die an seiner Seele fraß, wie eine bösartige Krankheit.

Das ging so Tage lang.

Zuweilen wußte er sich nicht zu helfen und vergaß alles in seinem Dienst, bekam Verweise und Strafe.

Dann ließ er sich durch seine Kameraden verleiten, mehr Schnaps zu trinken, als ihm gut war.

Auch ging er an einem Sonntag Abend mit einem Mädchen aus dem Haag, das ihn früher schon immer angesprochen hatte. Aber das half alles nichts.

Hanne, Hanne ... Er hat zuviel von ihr gehalten.

Dort oben waren die Sterne wieder verschwunden, und der Himmel eine einzige, düstere Drohung.

Als er ausgedient hatte, kehrte er ins Städtchen zurück.

Bei seinem alten Meister, dem reichen Bauer, hätte er gleich wieder Arbeit bekommen. Aber es war nun alles anders geworden. Wie oft hatte er früher, wenn er des Nachts auf Wache stand, Pläne geschmiedet und

[illegible] voll ein
mutwillig in
war.

Der Nachs
die Herbstmon
Arbeit, mit
und er arbeite
todmüde nach
durchschlief.

Das Ärgs
ließ er sich
zur Kegelbahn
auf das Sch
und ließ sich
Spiel verleiten
Manchmal hal
fühlte er sich
Dann ging
der Gedanke
hatte thun kö
doch sicher, da
hatte ... A
ein Kerl gewe
zubringen wuß
werden, wenn
mußte doch im

So gingen

Eines Aben
sich auf einen
hörte er ihren
und Schwester

... Er ho
etwas von „sa

Er stand a

Und aus ihrem Mund kam es dann Wort für Wort, daß Hanne diese Nacht entbunden sei . . . daß sie's sehr schwer gehabt hätte — daß das Kind tot sei . . . und daß sie . . .

„Weiter, weiter," sagte er heiser.

Er konnte selbst kaum sprechen.

Es stände sehr schlecht mit ihr, sie thäte nichts als phantasieren und schreien . . .

Dann hielten sie wieder inne.

„Und — und — sie haben hier schon zweimal erzählt, daß sie immer nach dir ruft."

Er fühlte, wie ihm ein kalter Schauer über den Rücken rieselte und stand dann da wie betäubt, mit starren Augen.

„Ich hätt' es dir gar nicht sagen wollen," begann seine Mutter wieder.

Sie blickte ihn erstaunt an, als er antwortete.

„'s ist gut, ich werde gehen!"

Und so war er in die Straße gegangen, die er monatelang gemieden hatte, in das Häuschen, in das er früher täglich kam.

Hannes Mutter war bei seinem Eintritt erschreckt zusammengefahren, hatte ihn fragend, erstaunt angeblickt, aber er kam ihr zuvor:

„Hanne hat nach mir gefragt?"

„Ja, Dorus, aber nun schläft sie" — mit einer Bewegung des Kopfes auf die Bettstelle deutend, — „schon seit zehn Uhr. Den ganzen Morgen über hat sie nur von dir geredet."

Dorus sah sich in dem kleinen Stübchen ratlos um und wußte nicht, was er sagen und ob er gehen oder bleiben sollte.

„Es ist hübsch von dir, daß du gekommen bist, Dorus," begann die Mutter in weinerlichem Ton. „Ja, ja, — es ist doch solche Heimsuchung für uns!"

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und wies auf eine kleine Wiege in einer dunkeln Ecke hinter der Thür.

„Am Abend bringen sie den kleinen Sarg."

Dorus bleibt unschlüssig stehen, seine zitternde Hand hatte die Stuhllehne umklammert.

„Wenn's jetzt wenigstens dabei blieb . . . es steht sehr schlimm. Aber willst du sie sehen?"

Er hatte keinen Willen. Er machte ein paar leise Schritte und stand nun neben der Mutter am Bett, die den Vorhang behutsam zurückschlug.

Erst sah er nichts, und dann hob sich im Halbdunkel ein bleiches Gesicht von den Kissen ab . . . dunkle Augenhöhlen, schwarze Haare.

„War das die Hanne?"

Die Mutter ließ den Vorhang fallen.

„Ja, ja, es ist zu schrecklich," klagte sie, während er still zurück zur Thür ging. „Aber hübsch ist es von dir, Dorus. Sie ist jung und stark, vielleicht kommt sie doch noch durch, — und wenn sie wieder nach dir fragt, will ich dich rufen lassen . . . Ach ja, sie hat es so schwer gehabt. Das Mädel ist bitter gestraft . . . das kann ich dir sagen."

Dorus schauerte, weil er die Berechnung aus diesen Worten herausfühlte. Er erwiderte kein Wort und ging nach Hause.

Am folgenden Tage hörte er, daß Hanne gestorben sei.

— — — — — — — — — — — — —

Große Tropfen schlagen ihm ins Gesicht. Er muß die Augen in dem plötzlichen, heftigen Regen, der klatschend auf den Fluß niedergeht, fest zukneifen und sich umdrehen.

Nun sieht er wieder einen Lichtschein sich nähern, und allmählich löst sich eine Gestalt aus dem Dunkel ab.

„Wie steht's?"

Der Mann blickt auf die schadhafte Stelle. „Stromaufwärts steigt das Wasser nicht mehr. Ich gehe nach dem Werwolf und werde ab und zu mal nachsehen."

Er stößt mit dem Fuß gegen die Sandsäcke. Bei jeder Bewegung glitzern die Tropfen an dem Ölrock wie Tautropfen. Er holt seine Uhr heraus.

„'s ist nun bald zwei . . . Ich werde sehen, daß ich dich in ein paar Stunden hier ablöse."

Dorus nickt und murmelt etwas. Ihm ist alles gleich.

„Nun — du weißt, wenn dir etwas passiert . . ."

Er geht mit dem Klatschen der Stiefel im Moor davon, sagt noch etwas, wovon Dorus nur noch das Wort Laterne versteht.

Der Regen läßt nach . . . er fühlt nur noch vereinzelte Tropfen an seinen Wangen. Bei der Unterhaltung hat er gespürt, daß er

hungrig ist, und nun holt er das grobe Papier mit dem Butterbrot aus der Tasche.

Seinen Spaten hat er tief in den Deich gesteckt und, halb auf dem Griff hockend, wendet er Wind und Wasser den Rücken zu.

Für einen Augenblick hat ihn das Gespräch aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurückgebracht, aber als sein Brot verzehrt ist, kehren seine Gedanken wieder zu dem Punkt zurück, um den sie sich stets bewegen, sobald er allein ist.

Könnte er nur vergessen . . . Aber er hatte auch so unglaublich viel von ihr gehalten. Wohin er nun starrt, ist es ebenso dunkel wie an der andern Seite, aber er weiß, er sieht es an dem einzigen, kleinen Lichtchen, daß dies die Niederung ist, das Tiefland mit seinen Äckern, Wiesen und Obstbäumen. Und dort wo er in all der Dunkelheit nichts sehen kann, dort ist der Landweg . . .

Dort sind sie damals umhergewandelt an jenem schönen Sonntagsabend mitten im Sommer . . . Erst hatten sie am Obstgarten Kirschen gekauft, und dann hatten sie sich auf die Wiese gesetzt, um sie aufzuessen . . .

Was für'n hübsches Mädel war sie auch mit den schwarzen Augen, die ihr wie ein paar Kohlen im Kopf brannten, und so lieb, so zärtlich . . .

Ein Fluch steigt ihm in die Kehle.

Ja, das war sie immer gewesen . . .

Er wußte am besten, wie sie war.

Und nun tot . . .

Und wieder sieht er das schmale, bleiche Gesicht und das schwarze Haar vor sich . . . und die Wiege . . .

Und dann fällt er in seine gewohnte, dumpfe Gleichgiltigkeit zurück.

Mittags hat er bei all den andern am Pegel gestanden, gerade als ob er sich auch um den Stand des Wassers kümmerte! Was lag ihm daran? — Ach, wenn auch die ganze Welt versaufen möchte!

In immer heftigeren Stößen jagt der Wind über die Wassermengen hin, tobt um ihn herum und packt ihn, als wolle er ihn in die Tiefe schleudern; und er stemmt sich mit seiner ganzen Schwere gegen den Sturm, stützt sich auf den schwarzen Handgriff seines Spatens und zieht hin und wieder die Mütze tiefer über seine wild zerzausten Haare. So steht er und starrt in das undurchdringliche Dunkel vor ihm, unter dem düstern Himmel. Er weiß, daß in der Tiefe Land und in der Höhe Himmel ist, aber er sieht alles schwarz, oben, unten, ringsherum alles nachtschwarz . . .

Wie lange er so gestanden hatte, mit dem Flackern der Laterne neben sich auf dem Deich, das weiß er nicht, aber plötzlich kommt er zur Besinnung durch das Einsinken seines Spatens, und richtet sich hoch auf.

Dann ein gluckender Ton.

Schnell leuchtend, sieht er, daß die Füllung weggesunken und ein Stück vom Rande abgebröckelt ist. Eiligst ergreift er einen der Säcke, schleppt ihn vorsichtig an den Rand und läßt ihn, mit dem Spaten festhaltend, so steil wie möglich hinuntergleiten.

Der Sack verschwindet ganz.

Dann der zweite. Auch dieser verschwindet, und zugleich löst sich an der andern Seite des Loches ein Klumpen vom Rand los und versinkt aufklatschend.

Er versucht nun mit dem Spaten zu pegeln und fühlt die beiden Säcke unten wie etwas Festes. Unten nimmt das Wasser einen größeren Raum ein als oben. Es frißt am Deich.

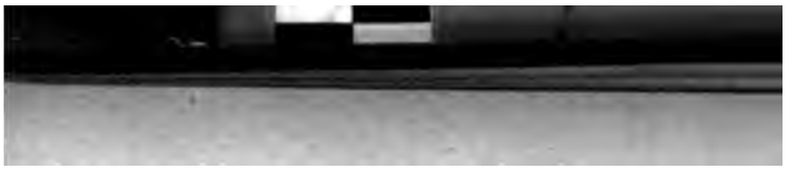
Wenn das so weiter geht, ist Gefahr vorhanden.

Seine dumpfe Gleichgiltigkeit weicht, sobald er das bemerkt, und er läuft nach dem Sandhaufen, in dem noch ein paar leichte Säcke unter dem Kiesel aufbewahrt sind.

Er arbeitet mit Spaten und beiden Händen, um sie so rasch als möglich zu füllen, aber es geht bei dem Flackerlicht nur schlecht, und es ist auch niemand da, die Säcke offen zu halten.

Und plötzlich befällt ihn bei dem Gedanken, wie das Wasser durch den tobenden Wind unaufhörlich gegen die schwache Stelle im Deich geschleudert wird, eine furchtbare Angst. Nicht für sich fürchtet er, aber er weiß, daß er dem nicht allein zu steuern vermag.

Er fährt mit dem Handrücken über seine erhitzte Stirn und stiert nach der Richtung des Fährhäuschens. Aber er sieht nichts. Dann schleppt er die Säcke einen nach dem andern an die gefährdete Stelle . . . Nun denkt er an die kleine Pfeife, greift rasch in



die Tasche und steckt sie zwischen die Zähne. Schrill tönt der helle Klang in dem dumpfen Brausen, aber er wundert sich nicht, daß ihn niemand hört. Wie ein ohnmächtiger Schrei wird der Ton in die Niederung getragen und geht dort verloren.

Er hat mit seiner Laterne geschwenkt und, die Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, schrille Töne ausgestoßen. Nun schleppt er einen Sack dicht an den Rand der Böschung, wo sich dem Wasser jetzt kein Hindernis mehr in den Weg stellt. Während er den Sack mit großer Anstrengung weiter schleppt, dünkt es ihm, als stiege die Laterne, die seitwärts steht, langsam empor; und es dauert ein paar Sekunden, bis es ihm zum Bewußtsein kommt, daß er mit dem Sack und allem sinkt.

Sein Herz klopft schneller vor Schreck, und dann pfeift er so schrill und lang, daß ihm die Zähne von dem heftigen Zittern wehe thun. Er fühlt seine Füße festgeklemmt, müht sich vergebens, sie aufzuheben, streckt die Arme aus, um einen Halt zu finden . . . Gott sei Dank, — jetzt fühlt er wieder feste Erde unter sich! Nun arbeitet er kräftiger, in der Meinung, sich aufheben zu können, er breitet seine Arme aus, spannt seine ganze Muskelkraft an. Aber es ist, als würden seine Beine festgesogen im nassen Schlick, und der Boden, auf dem seine Hände einen Halt zu finden meinten, weicht dem Druck seiner gespreizten Finger.

Er sieht die Flamme seiner Laterne langsam höher und höher steigen.

Er fühlt, wie das Wasser durch seine Kleider zuerst an seine festgebannten Beine, dann an seine Kleider oberhalb der Hüften bringt und fühlt, daß er beständig tiefer rutscht.

Wird er hier seinen Tod finden — und auf diese Weise?

Hier ersticken?

Der Wunsch zu leben und sich zu befreien, läßt ihn noch einmal seine Arme ausbreiten und den Versuch machen, nach etwas zu greifen, woran er sich festhalten kann, läßt ihn die Kraft finden, um seine Beine in der lotschweren Klammer zu bewegen; und einen Augenblick hält er sich auf derselben Höhe, das Licht von der Laterne in derselben Entfernung schräg über sich. Alle seine Muskeln sind zur äußersten Willenskraft angespannt, und der Schweiß tropft ihm von der Stirn.

Dann aber fängt das Licht wieder an zu steigen, langsam, quälend langsam, und er weiß, daß das Ersticken immer näher kommen und sich fest um seine Kehle legen wird.

Nach dieser äußersten Anspannung kommt eine dumpfe Ruhe über ihn.

Er kann nicht mehr. So weit wie möglich hält er die Arme ausgebreitet und fühlt das Wasser schon an seiner Brust. Sonst aber thut er nichts mehr.

Die Todesangst ist vorbei . . .

Das Toben des Windes, das Klatschen des Regens um ihn her wirken wie eine Betäubung.

Eisige Kälte dringt ihm, langsam vom Rücken aufsteigend, bis an den Nacken.

Er hat keine Vorstellung mehr von der Wirklichkeit, er gerät in eine Art von Traumzustand . . .

Ein wunderliches Durcheinander von Wahnvorstellung und Wirklichkeit.

Hanne . . . die Kaserne . . . der Weg . . . Kirschen . . . Sommerabend . . . Lachen . . . Schwatzen . . .

Daran klammert er sich — Schwatzen — Stimmen.

Und nun erwacht er zum Bewußtsein durch ein derbes Geräusch.

„Greif' doch zu, es ist dicht neben dir."

Er fühlt etwas an seiner halberstarrten rechten Hand. Langsam umfängt er es mit seinen Fingern. Nun weicht die Betäubung mehr und mehr. Die linke Hand führt er zur rechten und nun umklammern sie beide das Tau.

„Nun, nur langsam — gut festhalten. — Zieh' nur mit, Marie!"

Dorus fühlt ziehen, ziehen . . . und langsam entkommt er dem moorartigen Boden, der sich an seinem Leib festgesogen hatte.

„Kannst du noch halten?"

„Ja!"

„Paß auf, Marie, nicht zu nah heran, halt den Fuß auf dem Brett! Nun langsam ziehen! Sieh so . . . nun eine Hand . . . Marie die andre . . . noch einmal ziehen . . . du bist steif geworden, Freundchen."

Mehr und mehr mitarbeitend, ist er endlich so weit, daß er ohne Hilfe auf das Brett

steigen kann, das seine Retter vor die Böschung gelegt haben. Nun steht er da, betäubt, entstellt vor Schreck und Anstrengung, mit bleischweren Kleidern, aus denen das Wasser herunterrieselt.

„Da hätte kaum noch eine Minute gefehlt", sagt der Mann, mit seiner Laterne leuchtend. „Du warst schon ganz hinein gerutscht."

Dorus blickt in sein braunes, bärtiges Gesicht und dann auf die Frau neben ihm, eine lange, dunkle Gestalt. Von ihrem Gesicht kann er bei dem flackernden Licht nicht viel sehen.

Sie verabreden, daß der Mann nach dem Werwolf gehen solle, um den Rottmeister zu benachrichtigen. Dorus soll mit ihr gehen.

Dorus läßt alles über sich ergehen. Er steht noch wie betäubt. Dann geht sie voran, und er folgt. Seine Schuhe machen bei jedem Schritt ein eigenartig saugendes Geräusch.

Dicke Tropfen, die letzten eines Gewitterschauers, spritzen in den Schlick, der Wind reißt an ihren Kleidern, pfeift ihnen um die Ohren und saust in die Niederung hinein. Das schwarze Wasser neben ihm klatscht gegen die Böschung. — —

Eine halbe Stunde später.

In der niedrigen Küche am Bauernhof sitzt Dorus und bläst in eine Tasse dampfenden Kaffees. Die Bäuerin hat ihm alte Kleider herausgesucht, er hat sich in der kleinen Scheune umgezogen, und nun hängen seine nassen Kleider vor dem Ofen zum Trocknen.

Dorus ist sehr müde.

Nachdem er seinen Kaffee ausgetrunken, lehnt er sich in seinen Stuhl zurück und stützt den Kopf auf die Hand.

Dumpf vor sich hinstarrend sieht er Marie zwischen dem Ofen und dem Tisch umher gehen. Sie geht still bedächtig ab und zu, dann setzt sie sich an den Tisch, ihm gegenüber. Sie nimmt die schwarzen Strümpfe, die sie zu stopfen angefangen, wieder auf.

„Wollt Ihr Euch nicht schlafen legen? In der Scheune liegt frisches Stroh und eine Pferdedecke. Wenn was passiert, werd' ich Euch schon rufen. Die Kleider sind doch noch lange nicht trocken."

Dorus schüttelt verneinend den Kopf. Es ist ihm zwar dumpf im Kopf, aber er will lieber hier bleiben. Es ist so warm und so behaglich in der Küche. Nun, da die Gefahr vorüber ist, schauert er beim Zurückdenken, und dankbar fühlt er sich geborgen in dem halberleuchteten Gemach mit der niederen Decke und den braun gestrichenen Wänden.

Es ist, als ob er die Hand des Todes im Nacken gespürt hätte. Marie hat ihm erzählt, wie sie hier still allein sitzend — es machte ihr nichts aus, aufzubleiben, und jemand mußte doch wachen — das schrille Pfeifen gehört hätte. Zuerst dachte sie noch an nichts Böses, aber als es anhielt, war sie doch unruhig geworden und ging Gijs rufen, der in der Scheune schlief, weil sie in dieser Nacht jemand in der Nähe haben wollte. —

Dann waren sie zusammen den Deich hinaufgegangen, aber sie hörten nichts mehr. Sie waren gerade im Begriff wieder umzukehren, als sie in einiger Entfernung das Flackern seiner Laterne erblickten.

Dies war seine Rettung gewesen.

Aber zuerst konnten sie nicht zu ihm gelangen. Er hatte keinen Ton mehr von sich gegeben, kaum daß sie noch über dem dunklen Grunde in der Senkung ein Gesicht erkennen konnten. Gijs war rasch nach Hause gelaufen, um ein Brett und ein Seil zu holen, und als er dann fort war, hatte sie große Angst ausgestanden, daß das Gesicht plötzlich ganz verschwinden würde. Sie hatte ihm zugerufen — mehrmals — aber er gab keine Antwort. Wußte er denn davon gar nichts mehr?

Nein, aber er fühlt es kalt über seinen Rücken herunterrieseln . . .

Ein Gefühl dankbarer Sicherheit durchzieht seine Brust. Er sieht in das bleiche, ruhige Gesicht, das ihm so bekannt vorkommt, obgleich er es nie gesehen.

Hin und wieder heult der Wind im Schornstein, aber sonst kein Geräusch als das Surren des Kachelofens, das Ticken der Uhr und das leise Summen der Lampe mitten über dem Tisch.

Marie beugt den Kopf über ihre Arbeit. Er sieht den Scheitel ihres glatt gestrichenen Haares. Dann fragt er sie, ob sie noch nicht müde wäre. Er kann schon gut selbst auf seine Kleider acht geben. Mag sie nur getrost zu Bette gehen.

Aber sie weigert sich. Sie kann das Wachen sehr gut vertragen. Sie hätte es anfangs des Winters oft thun müssen.

Das ist der Anfang eines Gesprächs in kurzen Sätzen, mit langen Zwischenpausen, wobei sie nicht von ihrer Arbeit aufblickt und Dorus ab und zu die Augen schließt.

Vater und Mutter sind ihr kürzlich am Typhusfieber gestorben. Ja, — darum ist sie in Trauer. 's war eine schwere Zeit gewesen. Wohl zwanzig Nächte hatte sie gewacht. Manchmal waren ihrer dreie gewesen, die den Vater im Bett zu halten suchten, wenn er rasend wurde im Fieber. Und ihre Mutter, die zuerst krank war, ist eines Nachts, als die Schwester wachte, aufgestanden und auf den Deich hinausgelaufen. Sie hatten sie am Außendeich auf den Steinen liegend gefunden — vierundzwanzig Stunden später war sie tot. Vater war viel länger krank gewesen. Zuerst dachte der Doktor, daß er ihn durchbringen würde. Aber nach vierzehn Tagen wurde es je länger, je schlimmer, und in der vierten Woche war's mit ihm zu Ende.

Sie erzählte das so ruhig, daß Dorus, der immer lauschte und nur hin und wieder etwas sagte, still vor sich hinbrütend sie beim Klang dieser leisen Stimme plötzlich ansah . . . Sie blickte eben von ihrer Arbeit auf, und in ihrem ganzen Gesicht, in den braunen Augen, um den strengen Mund lag eine stille Ergebenheit.

Wieder stand sie auf und trat an den Ofen, um die trocknenden Kleider umzuhängen, so ernst in ihren Trauerkleidern und so leise auftretend.

„Also Ihr seid hier noch nicht lange?"

„Nein."

Als ihre Eltern gestorben waren, mußte die ganze Geschichte auseinander. Das ging nicht anders. Es war noch ärger, als sie gedacht hatte. Es war eine große Hypothek darauf. Und so war sie dienen gegangen, wie ihre Schwester. Es war wohl eine große Umwälzung für sie, aber was sollte man thun? 's war Gottes Wille.

Nun schweigen sie.

Dorus sieht, wie der Kopf mit den glatten Scheiteln sich immer tiefer über die Lampe beugt; er sieht, wie sie ruhig weiter arbeitet. Er fühlt großes Mitleid. Was giebt es doch für Kummer in der Welt! . . . Und plötzlich kommt etwas wie Ehrfurcht über ihn. Wie sie da so ruhig sagte: „'s war Gottes Wille." Er dachte an ihr Leben hier in der Küche, dicht neben dem Deich, Tag für Tag, allzeit dasselbe . . . Und wie ganz anders es damals war, als ihre Eltern noch lebten.

Und darüber nachdenkend, hört er nichts anderes, als das Heulen des Windes im Ofen, das Ticken der Uhr und das leise Ziſchen der Lampe, und er fällt langsam in Schlummer.

Durch das Herunterdrücken der Thürklinke, das Öffnen und Schließen der Thür wird er wach. Gijs tritt, bis zur Hälfte mit Schlick beschmutzt, triefend naß ins Zimmer.

Mit einem tiefen Atemzug fällt er auf den Stuhl nieder.

„Das war 'ne Quälerei!"

Er hat den Rottmeister im Fährhaus gefunden mit noch einem Mann. Alles war nach Velddonk, um zu helfen, und sie zu dreien hatten's fertig gebracht. Zuletzt war noch ein Mann von der Wache dazu gekommen.

Marie war aufgestanden, hatte Brot aus dem Kasten genommen und fing an, für alle zu schmieren. Gijs aß mit vollen Backen und brummte unaufhörlich vor sich hin. 's war doch kein Halten, wenn's Wetter so bleibt. Der Deich ist überall faul. Sie hatten noch über den Kanzlisten lachen müssen, der mit seinem Regenmantel und seiner Brille auf der Nase nachsehen gekommen war und fast hineinschoß.

„Der von der Wacht sagte, daß es die letzten beiden Stunden gefallen wäre .... hohe Zeit .... Seht mal meine Hosen .... steif vom Schlick."

Zu Dorus: „Wenn du das Zeug da ausziehst, zieh' ich's an."

Dorus ist aufgestanden. Jede Bewegung thut ihm weh, so steif ist er geworden. Er untersucht seine Kleider am Ofen. Sie sind trocken. Er nimmt sie über den Arm und geht dann zur Scheunenthür, an die andre Seite der Küche.

„Du brauchst dich meinetwillen nicht zu eilen" . . . ruft Gijs, der noch kauend, mit vollem Mund, über einer breiten Schale Kaffee sitzt.

Dorus zieht die Thür hinter sich zu. Es ist hier kühl.

Durch zwei kleine Fensterchen fällt ein fahles Licht hinein. Er blickt heraus auf den bleichen, dämmernden Himmel mit den blaßgelben Wolken. Es ist ihm, als hätte er die letzten zwei Stunden in einem Traum verlebt . . . Dann wechselt er fröstelnd die Kleider. Fest und steif fühlen sie sich an, die durch den eingetrockneten Schlick steif geworden sind. Er streckt die Arme ein paarmal aus, bevor er sich in den Ärmeln gut bewegen kann.

Dann geht er zurück in die Küche. Die Lampe ist aus; die Gardinen sind aufgezogen, und im Dämmerschein des niederen Gemachs bewegt sich langsam Maries dunkle Gestalt hin und her.

Dorus murmelt einige Dankesworte und streckt Gijs die Hand hin.

„Bist verrückt, Mensch. Wenn du jemand danken willst, dann ihr. 's hat nur verdammt wenig gefehlt, und dann wär's dir an den Kragen gegangen."

Marie schüttelt den Kopf.

Als Dorus ihr die Hand reicht, sagt sie: „Ich geh' ein Stück mit, ich will mal den Deich ansehen."

Sie steckt ihre Füße in ein paar derbe Holzschuhe; so gehen sie beide hinaus.

Wohl fährt der Nordwind noch mit eisigem Hauch über ihre Wangen, als sie über den Deichrand schreiten, aber er ist nicht mehr so rauh.

Sie stehen nun auf dem Deich.

Das kalte, bleiche Dämmerlicht überflutet die breite, braune Wasserfläche; nach Ost und West unabsehbar, allein im Norden begrenzt vom Horizont, aus dessen schwankender Linie hin und wieder ein Baumstamm oder Kirchturm auftaucht.

Das Fährboot auf dem Fluß zittert im Winde hin und her und weht mit seinem braunen Segel über das einsame Wasser, steigt und fällt und schaukelt sich in dieser wilden Beweglichkeit immer näher der gegenüberliegenden Seite.

Im Osten tagt es mehr und mehr.

Ein weißer, schmaler Streifen, der zuerst nur wie ein enger Spalt sichtbar wird, verbreitert sich nach oben immer mehr und wird so strahlend hell, daß die beiden auf dem Deich kaum hineinblicken können.

Nun wechselt das Wasser die Farbe, das Braun wird gelb, und die verschleierte Ferne jenseits rückt näher.

Dorus blickt auf Marie, sie hat die verschränkten Arme der Kälte wegen unter die Schürze gesteckt. Ein paar braune Haarlocken umflattern ihr bleiches, ernstes Gesicht. Sie steht da so kräftig und schlank, so fest auf ihren Beinen, um die sich die Röcke wickeln.

Ein Mann kommt vorbei mit dem schweren Schritt eines, der schon so lange gelaufen.

„In Veldonk ist alles in Ordnung," antwortet er auf Dorus Frage. „Drüben starkes Fallen!"

Nun sehen sie auch einige Centimeter über der Wasserfläche einen Rand von angeschwemmtem Lehm. Ja, — es fällt! . . .

„Gott sei Dank", sagt Marie und blickt mit einem Aufleuchten ihrer dunkeln Augen auf Dorus.

Und beide wenden, dasselbe denkend, ihr Gesicht zur andern Seite.

Tief unter ihnen liegt die Niederung. Unter der hereinbrechenden Morgendämmerung lebt sie auf in ihrer ärmlich winterlichen Kahlheit, unbebaut, ungepflegt und öde. Und zwischen den dunkeln Flecken von Bäumen und Dörfern glänzt es hin und wieder von Wasser, in dem das Licht sich spiegelt. Denn es ist durch den Druck von außen her unter den Deich gedrungen; Bäche und Gräben sind breiter und höher geworden, so daß ihr Wasser die Wiesen und Äcker ringsum überschwemmt. Wie ein breites Meer dehnt es sich aus.

Dorus zeigt Marie die hohen Flügel der Dampfmühlen, wie Senkschnüre am Horizont.

Es wird heller ringsum.

Ein Kirchturm nach dem andern taucht in der Ferne auf. Häuser und Höfe kommen zum Vorschein, Gräben und Wege ziehen ihre feinen, regelmäßigen Linien durch die Landschaft.

Und nun ein Glanz über allem, helles Sonnenlicht.

Sonnenlicht fließt plötzlich aus der Lichtquelle im Osten, hüllt alles in neues Leben ein, breitet goldige Pracht über den Fluß und tausendfarbigen Glanz über die Niederung.

Wieder blickt Dorus auf Marie, in deren dunkelbraunem Haar etwas wie Gold glänzt, und in deren bleichen Zügen es farbig aufflammt.

Sie steht ruhig ernst und blickt in die Niederung auf eine hohe Pappel in der Ferne.

„Dort ist es?“ fragt Dorus.

Sie nickt, den Blick unverwandt dorthin richtend.

Er will noch etwas sagen, aber er weiß nicht was. Doch das Schweigen wird ihm noch schwerer.

„Kommst du wohl mal in die Stadt?“

„Ja, Sonntags zum Kirchgang.“

„Kennst du dort niemand?“

„Nein.“

„Nun, — dann komm' doch mal mit heran. Vater und Mutter werden es sicher sehr gern mögen.“

Er nennt die Straße.

Sie blickt ihn nun forschend an, als schwanke sie.

„Das will ich wohl thun . . . und nun geh' ich wieder heim.“

Dorus streckt ihr seine Hand hin und hält die ihrige, die sich innen rauh anfühlt, fest umklammert.

„Ich danke auch, — ich dank' auch recht schön.“

Rasch geht sie zurück, die Stufen herauf. Ihre schwarze Jacke verschwindet hinter der Scheune.

Dorus blickt sich um.

Der Wind ist viel schwächer geworden.

Ruhig gleitet die riesige Wassermasse auf dem Deich entlang, tiefe Furchen bildend und bei jedem Hindernis jäh aufspritzend.

An dem Uferrand sieht man, daß das Wasser gefallen ist.

Dorus schreitet der Richtung des Städtchens zu, vorbei an dem Fleck, an dem nun noch ein Mann die Wacht hält, und wo er wenige Stunden vorher sicher den Tod gefunden hätte, wenn sie ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Er hatte geglaubt, gleichgiltig gegen das Leben geworden zu sein. Wie hatte er in Todesangst gerungen! . . . Wie dankbar ist er für seine Rettung gewesen. Wie dankbar ist er Marie! . . .

Nun tritt das Wasser zurück, der Frühling kommt, die Mühlen drüben in der Ferne sollen die Pfützen aus der Niederung aufsaugen. Dann kommen weiter oben Äcker und Wiesen dampfend im Sonnenschein, um wie alljährlich bebaut und abgegrast zu werden. Dann zieht er des Morgens, je nach der Jahreszeit mit Harke und Spaten und Sichel auf dem Rücken, um zu arbeiten bis zum späten Abend . . .

Vereinzelte, schneeweiße Wolken treiben gen Südwest, und wie in ein großes Becken flutet das Sonnenlicht in den tiefen Polder.

Nun fängt das Arbeiten wieder an in Wetter und Wind . . . Tag für Tag.

Und dann des Sonntags?

Einen Augenblick wieder das Weh der Erinnerung.

Einen Augenblick wieder der Anblick des wachsbleichen Gesichts auf dem schwarz beschatteten Kissen.

Aber dann verscheucht er das Bild wieder durch den Gedanken an das andere, still-ernste Gesicht, mit den wundervollen Augen.

Auf dem Deich in der Tiefe glänzt unter dem hereinbrechenden Tageslicht ein Strahl neuerwachender Hoffnung, viel verheißender Zukunft.

Fredrika Bremer.

Zu ihrem hundertsten Geburtstag.

Von

Maria Kassow (Bremen).

Nachdruck verboten.

Wie dem Mimen, so flicht auch dem Romanschriftsteller die Nachwelt häufig keine Kränze. Keine Gattung der Poesie veraltet so schnell, wie der Roman; wie klein ist die Auslese der Meisterwerke auf diesem Gebiet, die sich dauernde Jugend bewahren, wie riesengroß die Masse auch der beifällig aufgenommenen, viel gelesenen, die eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer haben; und tauchen die Werke in die Vergessenheit unter, so ziehen sie meist den Verfasser mit sich hinab.

Nicht anders ist es der schwedischen Schriftstellerin Fredrika Bremer und ihren Romanen in Deutschland ergangen. Ihre bei uns einst recht beliebten Bücher führen heute ein ungestörtes Dasein in Leih- und andern Bibliotheken, und das Vergessen hat sich wie eine dicke Staubschicht über sie gelegt. Und wir wollen sie da in Frieden ruhen lassen! Die heutige Zeit schätzt ihr gefühlvolles Pathos, ihren harmlosen Humor nicht mehr. Aus dem bei seinem Erscheinen in sieben Sprachen übersetzten „Haus" von F. Bremer scheint mir heute ein Moderduft entgegenzuschlagen, und welches moderne Mädchen würde von den Schicksalen der Nina, Petrea, Rosa gerührt? Diesen Geschöpfen der Bremerschen Phantasie fehlt das leidenschaftliche Temperament, das in George Sands Frauengestalten pulsiert (werden übrigens die Werke der genialen Französin nicht heutzutage auch mehr erhoben als gelesen?); es fehlt ihnen die unverwelkliche Frische, die George Eliot ihren Heldinnen einzuhauchen verstand.

Hätte F. Bremer nur ihre Romane der Welt geschenkt, so wäre es — auch an ihrem hundertsten Geburtstag — ungerechtfertigt, ihrer hier zu gedenken. Aber sie war mehr als eine Durchschnitts-Unterhaltungsschriftstellerin für Damen; viel größer als ihre litterarische war ihre soziale Bedeutung; und die Bestrebungen, die sie durch ihre Bücher verfolgt, sind nicht veraltet, sie heben sie hoch empor über viele zeitgenössische Konkurrentinnen der Feder und geben ihr wohl Anspruch auf einige Zeilen der Erinnerung auch bei uns.

In ihrem Vaterlande stand und steht F. Bremers Andenken hoch in Ehren. Wie hoch, zeigt eine geistvolle, feinsinnige Biographie, in der vor wenig Jahren zwei schwedische Schriftstellerinnen in gemeinsamer Arbeit der Vorkämpferin der Frauenbewegung im Norden ein Denkmal gesetzt haben. (Fredrika Bremer. Biografisk Studie af S. L—d Adlersparre och Sigrid Leijonhufvud. Stockholm 1896.) In zwei starken Bänden werden F. Bremers Leben und Schriften besprochen, und wenn man auch beim Lesen empfindet, daß Pietät und Dankbarkeit bei der Schilderung „einer der edelsten weiblichen Persönlichkeiten, die die Geschichte der schwedischen Kultur während des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat" (Bd. I. S. 7), manchmal die Feder geführt haben, so schweigt doch die Kritik nicht, und das Gesamtbild stimmt ganz mit dem überein, das mir einst durch mündliche Erzählung von Bekannten der bedeutenden Frau gegeben wurde. — Eine große Anzahl bisher ungedruckter Briefe haben die Biographinnen eingeflochten und bei der Auswahl besonders den Briefwechsel Fredrikas mit dem Gelehrten Böklin berücksichtigt, ihrem Freund und Lehrer, der zuerst ihr Sehnen nach wirklich wissenschaftlicher Bildung befriedigte und ihr, als sie ihn im Zwiespalt mit sich selbst, im Ringen nach Klarheit über Gott und Welt kennen lernte, hilfreich war, sich zu der inneren Harmonie durchzukämpfen, die sie später in so hohem Grade auszeichnete.

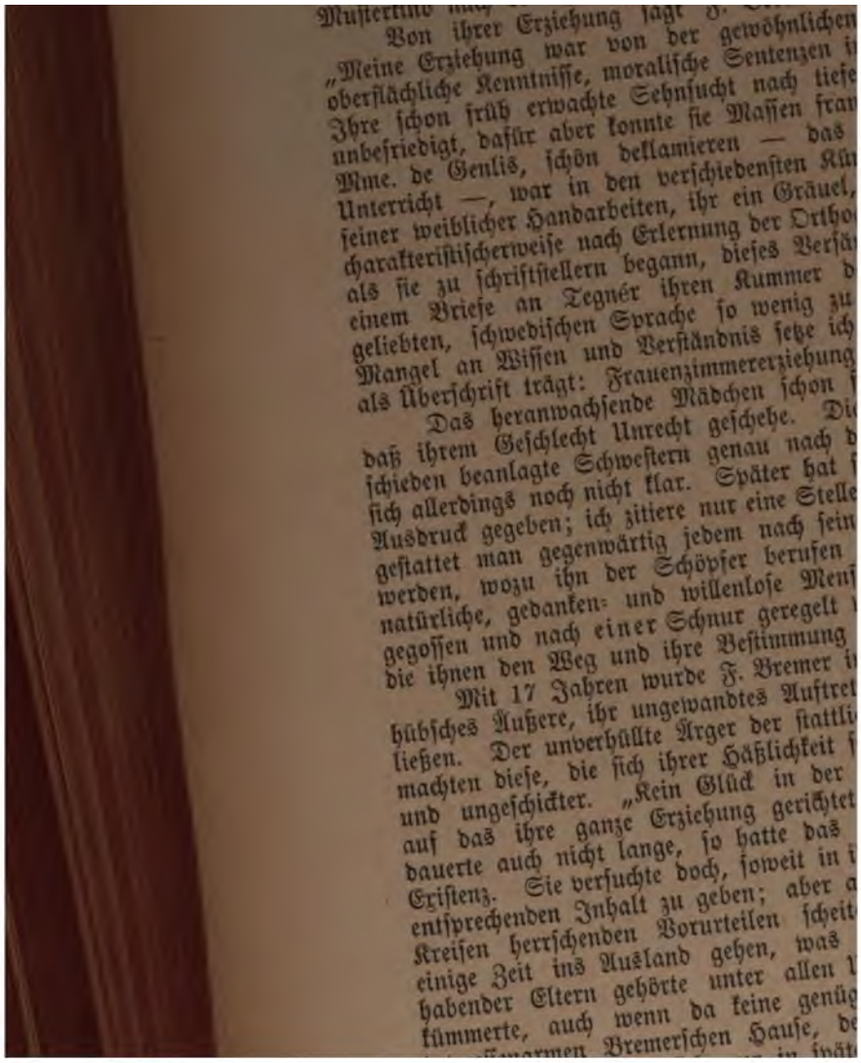
F. Bremer war 30 Jahre alt, als sie Böklin näher trat, und eine schwere Jugend lag hinter ihr. Für den äußeren Beobachter allerdings schien ihr Leben glatt und glücklich verlaufen zu sein. Am 17. August 1801 in Åbo in Finnland geboren, gehörte

sie einer wohlhabenden und angesehenen schwedischen Familie an. Die politischen Verhältnisse veranlaßten ihren Vater 1804 Finnland zu verlassen und sich in Schweden anzukaufen. So wuchs Fredrika abwechselnd in Stockholm, wo die Familie den Winter zubrachte, und auf der Besitzung Årsta am Strande der Ostsee auf. Um das

Fredrika Bremer.

Mit Genehmigung des Verlages P. A. Norstedt & Söner, Stockholm.
Aus: Fredrika Bremer. Biografisk Studie. Stockholm 1896.

alte Herrenhaus brauste der frische Meerwind, aber drinnen war eine eingeschlossene Luft geistiger Enge und Unfreiheit. F. Bremers Vater führte in seinem Hause ein despotisches Regiment. Seine pedantischen Lebensanschauungen sollten für die Familie die allein maßgebenden sein, und er verlangte von seinen sieben Kindern, auch als sie bereits in reiferem Alter standen, einen sklavischen Gehorsam. „Ein Gefängnis für



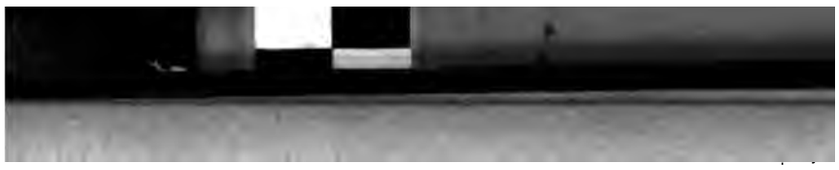
Mangel an Selbstvertrauen am eigenen Talent gezweifelt hatte, sah plötzlich, daß auch sie in der Welt etwas leisten könne und bekam wieder Lebensmut. Der im folgenden Jahre eintretende Tod des Vaters löste die häuslichen Ketten, und bald darauf lernte sie durch Vermittlung ihres Schwagers in Christiansstad den schon erwähnten Rektor Böklin kennen, mit dem sie hinfort bis zu ihrem Tode im regsten geistigen Verkehr blieb. Da dieser Verkehr hauptsächlich brieflicher Natur war, kann man Fredrikas Werdegang Schritt für Schritt verfolgen. Jubelnd und dankbar läßt sie sich von dem Gelehrten in sein Gebiet, die Philosophie und Theologie, einführen. Doch folgt sie ihrem Führer nicht blind, religiöse Kontroversen, naturphilosophische Debatten sind häufig in den zahlreichen Briefen. (Im Jahre 1834 wurden allein 96 gewechselt.) Ihr reicher Geist entwickelte sich mit bewundernswerter Schnelligkeit, und neben den Studien tritt das eigene Schaffen mehr und mehr in den Vordergrund. Aus dem übersehenen ältlichen Mädchen entpuppte sich, nun ihm ein Platz an der Sonne vergönnt war, eine feine, weibliche Persönlichkeit, und Männer, wie der große schwedische Historiker und Dichter Geijer, wie Tegnér und Andersen traten in freundschaftliche Beziehungen zu ihr. Ihr Lehrer Böklin begehrte sie zur Gattin, aber da sie nur Freundschaft für ihn empfand, lehnte sie seinen Antrag ab, und nach kurzer Störung blühte die seltene Freundschaft weiter.

Man merkt F. Bremers Romanen an, daß ihrem Leben die große Leidenschaft gefehlt hat; die erotische Seite ihrer Erzählungen ist häufig die schwächste. Ihr Talent lag in der frischen, humorvollen Schilderung des schwedischen Familien- und Alltagslebens, wie sie uns ähnlich der liebenswürdige Erzähler Hedenstjerna heute in modernerer Form bietet. Hier war sie originell, und ihre feine Beobachtung auf diesem Gebiet, der gemütvolle Ton ihrer Schreibweise gewannen ihr die Herzen, — an einem Zusatz von Sentimentalität wurde kein Anstoß genommen. Aber den Boden der Wirklichkeit durfte sie nicht verlassen, die romantischen Episoden, die sie gern einflicht und die uns heute zum Teil rührend unwahrscheinlich vorkommen, fanden schon damals keine ungeteilte Bewunderung. Der Einfluß der Romantiker, von denen Fredrika besonders Jean Paul verehrte, ist hier nicht zu verkennen.

So sehr F. Bremer nach künstlerischer Vervollkommnung strebte, die Kunst blieb ihr nicht Selbstzweck. Bereits in ihren ersten Schriften findet man die Keime ihrer späteren Bestrebungen. Schon 1833 schreibt sie, daß die leuchtende Laufbahn der Frau von Staël sie nicht locke, sie wünsche vielmehr eine Schriftstellerin zu werden, in deren Schriften Mutlose und Bekümmerte, besonders *ihres* Geschlechts, ein Wort der Aufmunterung und des Trostes finden möchten. Was die Leserinnen denn auch zuerst fanden, war Fredrikas tiefes Empfinden für die „gebundenen Seelen" unter den Frauen, d. h. solche, die, wie sie selbst einst durch Verhältnisse und Vorurteile beschränkt, die geistigen Kräfte nicht entwickeln können. Und sie blieb nicht beim Mitgefühl stehen! Noch halb unbewußt, ohne polemische Absicht, betonte sie, erhob sie die Bedeutung der Frau. In der Geschichte der Edla schon, in den „Töchtern des Präsidenten" (1834), erkannte Böklin später ihr Bemühen, „eine wahrere und tröstlichere Auffassung der Stellung der Frau zum Manne und zum Menschenleben hervorzurufen, als die, welche in den alten Vorstellungen von Adams Rippe liegt". In ihrem Roman „Das Haus" ließ sie sich zuerst mit klarem Bewußtsein von *der* Tendenz beeinflussen, die allmählich das innerste Motiv ihrer Wirksamkeit wurde: die Befreiung der Frau. Im „Haus" ist es die Unverheiratete, das ältere Mädchen, für das sie eintritt. Sie schrieb, während sie an dem Buche arbeitete, an Böklin: „Bisher sind die Penaten recht beschränkte Götter gewesen; Leben und Lust von Millionen Frauen sind unter ihrer frommen Tyrannei verwelkt, und von Millionen welken sie zu dieser Stunde." Sie suchte neue Wirkungskreise für die Frau, Kunst, Wissenschaft und Industrie hätten ja auch ihre *weiblichen* Seiten, sie bekämpfte die Ansicht, daß die *einzige* Bestimmung der Frau die Verheiratung sei und fand es verletzend für ihr Gefühl und ihre gesunde Vernunft, daß die ganze Bildung, das Wesen sogar der Frau darauf zugeschnitten werden solle, daß sie für den Mann passe. „Sollte nicht," schrieb sie damals in einem Briefe, „jede Frau (wenn möglich) so gebildet werden, daß sie selbständig bestehen und wirken könnte ohne Rücksicht auf Ehe? Wie viel freier und edler würde die Ehe dann werden!"

seine Tendenz, sondern auch über die Person der A
auch Stimmen für sie und ihre Ziele erhoben.
Mündigkeit der Frau und höhere Ausbildung de
Amerika, die unternommen war, um die Stellung
F. Bremers Geist geweitet, ihren Blick geschärft f
hältnisse, und mit voller Erkenntnis ihrer nicht leic

Seit 1825 war dem schwedischen Reichstag
Mündigwerdung der Frau mit dem 25. Lebensja
stets abgelehnt, die unverheiratete Frau in Schw
nur auf ein besonderes Ansuchen konnte eine ger
genommen werden. Der Roman Hertha zeigt nun
Heldin das Unwürdige dieser Beschränkung des
Mädchen wird von einem despotischen, geizigen Vat
ihr vorenthalten, die Erlaubnis zur Ehe mit d
verweigert und erst erteilt, als Hertha eine Vierziger
Unfall ein Kandidat des Todes ist. Herthas Bitte
da sie sich begreiflicherweise diesem Joch entziehen
und scheinheilig als eine Unkindlichkeit und Pietätlosig
gewiesen. Als er endlich stirbt, ist das Vermögen
Lebensglück vernichtet, ihre Gesundheit untergrabe
verwirklicht sie noch ein lang gehegtes Projekt, sie
weiblichen Ausbildung ins Leben. — Diese Herth
die bitter klagt: „Wir sind alt genug, um zu wi
uns selbst und für andere sorgen zu können, und
Vater und Vormund wie unmündige Kinder behand
und behandeln will. Wir sind von jeder Handl
selbständige Thätigkeit und an eine Zukunft abg
Vormund sagt, daß wir unmündig und Kinder sin
sein Recht, ihr habt nicht zu sprechen'", diese Hertha
für die Frau beansprucht, kommt mir wie eine
gestalten vor. Man denke an Ellida (Frau vom W
Verantwortung glücklich und beglückend wird, an T
die den Verhältnissen zum Trotz selbst etwas aus
(Bund der Jugend) und Nora, die nicht Spielzeug
wertig sein wollen, — und man wird wahlverwandt
und litt; den Versuch, die Ketten mit dem vom Ges
gegen den unnatürlichen Vater zu zersprengen, macht
wäre; den Gedanken daran wies sie schon als unfre



Sentimentalität ausgestattet. Die Berechtigung aber der darin enthaltenen Forderung konnte trotz alles Zeterns nicht dauernd bestritten werden, und welcher Triumph war es für die Verfasserin, als zugestandenermaßen ihr Roman zu einer baldigen Einführung der weiblichen Mündigkeit verhalf!

Viel heftiger noch als die eben erwähnte Forderung wurde die zweite der in „Hertha" vertretenen, die der höheren Ausbildung der Frau, angefochten. Vielleicht, gab man zu, könnte eine etwas bessere Schulbildung gewährt werden, nun ja, etwas mehr Religions- und Litteraturunterricht, aber was verlangte diese F. Bremer! Sie beanspruchte in „Hertha": „Die Möglichkeit einer Erziehung und Selbstbestimmung, die der männlichen gleich ist. Öffnet der Frau Schulen und Lehrsäle, die ihr Gelegenheit geben, sich selbst und ihre angeborenen Anlagen kennen zu lernen; und eröffnet ihr dann die Wege, diese Anlagen ungehindert zu entwickeln, da sie sonst für sie und für den Staat ein totes, vergrabenes Pfund bleiben. Nehmt die alten Schranken hinweg; fort mit aller kleinmütigen Furcht; hegt das großherzige Vertrauen zu Gott, daß Er sein Werk leiten und bewahren kann." — Wir lächeln heute, wenn wir in den von den Biographinnen mitgeteilten Kritiken Ausdrücken der tiefsten Entrüstung, der vornehmsten Geringschätzung begegnen über solche Forderung und dann daran denken, daß seit dreißig Jahren junge Schwedinnen die Hochschulen besuchen, daß Stockholm die erste Universität in Europa war, die in unserer Zeit eine weibliche Lehrkraft (Sonja Kowalewsky) berief.

Die Bahnbrecherin aber wurde geschmäht, und die große Allgemeinheit in Schweden hielt lange Zeit die Verfasserin der „Hertha" wirklich für das excentrische, überspannte, unweibliche Geschöpf, als das ihre Gegner sie darstellten. Allerdings, wer ihr näher trat, wurde schnell eines besseren belehrt. Milde blickte ihr Auge aus den unschönen aber vergeistigten Zügen, schlicht legte sich das Haar um die fast zu hohe Stirn, und eine weiße Haube vollendete den Eindruck anspruchsloser Einfachheit. So sehen wir sie auf Büsten und Bildern, nur eins macht eine Ausnahme und zeigt sie uns in full dress; diese altväterische Eleganz von Sammet und Spitzen war gewiß ihr Hofgewand, wenn sie der verwitweten Königin Amalia Karolina von Dänemark oder der Königin von Griechenland aufwartete, die ihr beide sehr geneigt waren. (Stellte doch König Georg von Griechenland F. Bremer bei ihrem Aufenthalt in Athen seine eigene Yacht zur Reise nach den Inseln zur Verfügung.) — Sie hatte nichts geistreich Sprühendes, diese kleine, zurückhaltende Schwedin, und kein pikanter Reiz umgab sie und ihre Vergangenheit; sie nahm die Menschen nicht im Sturm, aber wie fesselnd und anregend wirkte sie, wohin sie auch kam, durch ihre feine Weiblichkeit und ihren originellen Geist! So schildern sie uns Longfellow und Hawthorne und ähnliches sagt George Eliot von „the great little authoress".

Ruhig und unbeirrt durch die heimischen Anfeindungen ging die alternde Schriftstellerin ihren Weg weiter und zeigte in einem neuen, weniger eingreifenden Roman „Vater und Tochter", wie trefflich wissenschaftliche Bildung und echt weibliche Pflichterfüllung sich vereinigen lassen; sie plante eine „Aurora", in der sie ihr Ideal der Zukunftsfrau zeichnen wollte. Teils hinderten längere Reisen, deren Erfahrungen sie in mehreren Bänden niederlegte, die Ausführung, teils veranlaßten ihre umfassende philanthropische Wirksamkeit, deren Spuren man noch heute in Stockholm verfolgen kann, und die großen Ansprüche, die nahe und ferne Freunde an ihre Zeit und ihre Sympathie machten, den Aufschub dieser Arbeit. So war „Aurora" ungeschrieben, als in den letzten Stunden des Jahres 1865 das warme Herz der schwedischen Schriftstellerin erkaltete.

Aber hatte F. Bremer ihr Ideal nicht mehr mit der Feder schildern können, — was sie für seine Verwirklichung gethan hatte, war mehr. Durch Arbeit und Beispiel hat die „erste Fürsprecherin im schwedischen Lande für die neuzeitliche Auffassung der Frau" unendlich viel dafür gewirkt, die Iphigenienklage über das Frauenschicksal des unnützen Lebens, über die enge Gebundenheit des weiblichen Glücks verstummen zu machen.

Die Frau im Spiegel der modernen französischen Litteratur.

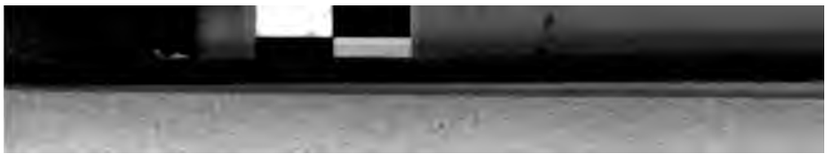
Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Während die germanische Frau in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe ihr Seelenleben zeichnet und unabhängig vom Mann zunächst ihre Individualität, ihre Forderungen ans Leben, und dann erst ihre veränderten Begriffe von Liebe und Ehe zur Darstellung bringt, zeigt die Französin dies Bedürfnis so gut wie gar nicht. Wir haben in Frankreich zwar eine Emanzipationsbewegung, doch macht sie nur langsame Fortschritte und zieht vorzugsweise extreme Geister in ihren Bannkreis, so daß häufig mit viel Lärm weit über das vernunftgemäß Mögliche hinausgegangen wird. Wir hören die Feministin in öffentlichen Versammlungen viel über Politik, Stimmrecht, Sozialismus, Anarchie, Freigeisterei und freie Liebe deklamieren — von den inneren Wandlungen und intimen seelischen Forderungen, von der gesteigerten Geistigkeit des Weibes, das gelernt hat über sich selbst hinauszublicken, erfahren wir nichts. Das einzige weibliche Seelendokument, das als beachtenswert in der modernen französischen Litteratur vorhanden ist, sind die Aufzeichnungen der Russin Marie Baschkirtseff, deren geschmeidiges Anpassungsvermögen sich die scharfe, wunderbar feine Analysierungsmethode des Goncourt zu eigen machte, die aber das jüngste Pariser-tum nur von der phantastischen Slavin reflektiert schildert, nicht das Seelenleben einer streng mit dem wirklichen Leben rechnenden Französin vor uns erstehen läßt.

Wie sich die französische Frau zu dem modernen Ideenfond verhält, ob ein Weib der Zukunft zum Segen oder zum Fluch ihrer Nation erstehen wird, die Frauenlitteratur läßt das nicht erkennen. Sollen wir die Ursache dazu in geistiger Indolenz, in prüder Zurückhaltung oder aber in einem Gutheißen des gegenwärtigen Zustandes suchen? Dem ersten widerspricht die alte Kulturüberlegenheit der Französin, ihre geistige Bedeutung, die sie zu allen Zeiten besessen. Die Passivität der beschränkteren, in Pfaffenhand befindlichen und allenfalls prüden Frauen kommt hier, wo es sich um litterarische Produktion handelt, nicht in Betracht, und eben diese ist, wenn nicht frömmelnd und für Backfische bestimmt, genau nach männlichem Vorbilde jeder Prüderie bar. Bliebe also nur das völlige Zufriedensein mit dem übrig, was als bestehende Thatsache geschildert wird. Offenbarungen über das Weib geben uns in Frankreich nur die Männer, und ihre Bekenntnisse lassen an Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Auf der großen Spiegelfläche jener französischen Litteratur, die augenblicklich für die Weltlitteratur in Betracht kommt, erscheint das Weib trotz tausenderlei Varianten in seinen Grundlinien immer als ein und dasselbe: als herrschende Sklavin, ein minderwertiges, aber reizvolles, kluges und deshalb triumphierendes Geschöpf.



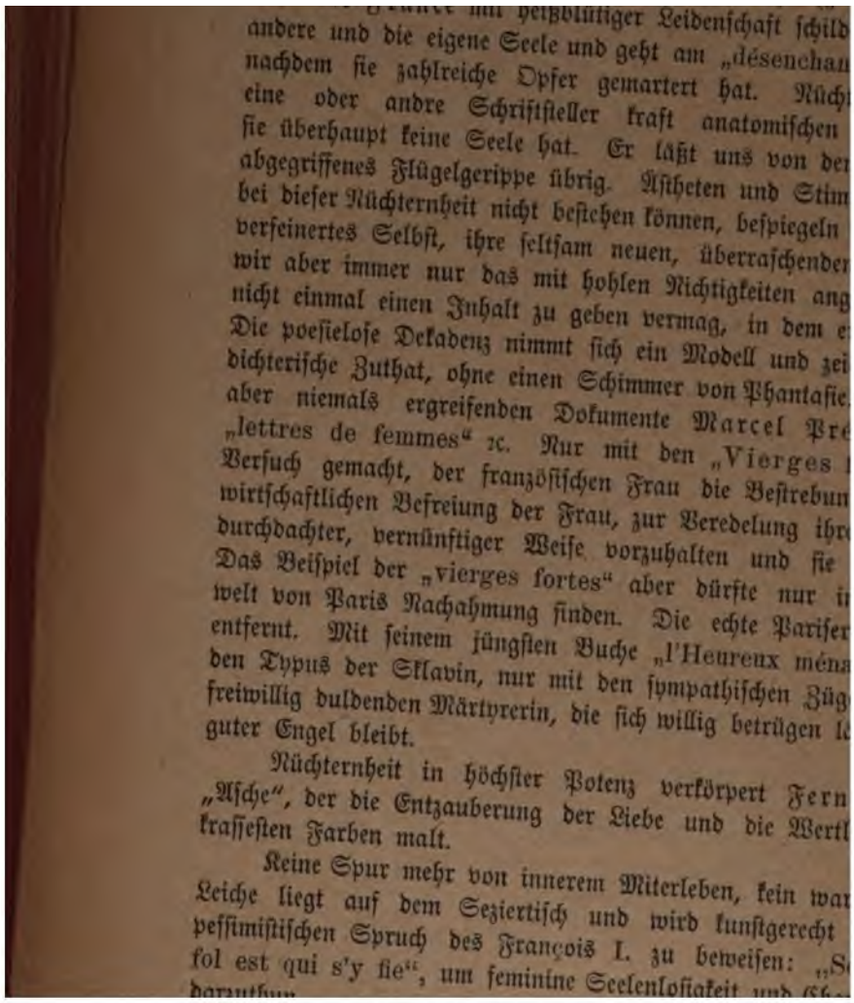
Neun Zehntel der französischen Romane, Novellen und Dramen sind Pariser Sittenbilder; sie behandeln Dreiecksverhältnisse, aus dem Konflikt zwischen Sittengesetz und Leidenschaft hervorgegangen. Das so sinnlich angelegte französische Volk schließt die Ehe aus tausend Vernunftgründen, nicht aus Liebe. Da nun aber die Frau für den Franzosen die stärkste Anziehungskraft besitzt, muß einerseits das niedere erotische Verlangen, andrerseits die wirklich edle Glückssehnsucht tiefe Konflikte herbeiführen, und diese sind dem französischen Schriftsteller die interessantesten. Die übrige Litteratur, die sich mit dem Werdegang des Mannes, seiner Stellungnahme zu den Fragen und Aufgaben seiner Zeit beschäftigt, die stofflich wertvollere, krankt an der zu weitgehenden Bedeutung, die das Weib auch hier in allen Lebensverhältnissen einnimmt. Man lese „l'éducation sentimentale" von Gustave Flaubert; mit nüchterner Wahrheitsliebe und souveräner Ironie wird hier geschildert, was die Frau für einen Durchschnittsfranzosen bedeutet. Sie ist die „Allümeuse", die in die Speichen seines Glücks- und Lebensrades eingreift, daß es sich rascher dreht und schneller verbraucht.

Selbstverständlich läßt er sich frühe schon von ihren Sphinxaugen faszinieren und sucht ihr Geheimnis zu ergründen. Seine Erfahrungen plaudert er mit Vorliebe aus: der Naturalist brutal; der Psychologe mit raffiniert erkünstelter oder nüchtern wissenschaftlicher Methode; der Dekadent stimmungsmalend, ästhetisierend.

Wenn Zola in seiner Neigung zur Vergrößerung, zur Steigerung der Alltagserscheinungen ins Ungeheuerliche Weibtypen schuf, die an die Visionen eines Félicien Rops erinnern, so hat sich seine Auffassung allmählich von roher Animalität zu einem Typus verfeinert, der dem altgermanischen Frauenideal nahe kommt, dem der kräftig gesunden, ständig Leben gebenden und Leben erhaltenden Mutter, die noch so ziemlich Instinktmensch ist und nichts andres sein will (vergl. „Paris", „Fécondité"). Zola ist der einzige, der dies zwar recht elementare, doch normal gesunde Ideal aufgestellt hat. Einen Blick weiter in den Naturalismus, und das pathologische Gebiet thut sich auf. Anormale Fälle werden mit objektiver Wahrheitsliebe geschildert, „mal équilibrées", détraquées", „névrosées" sind es in ungezählten Scharen von der Marquise bis zur Dienstmagd (z. B. die „Germinie Lacerteux" von Goncourt). Von der Meisterhand Flauberts sehen wir die unbefriedigte Frau der Provinz gezeichnet: „Madame Bovary". Dank einer verderbten oder verständnislosen Umgebung erregen solche Frauen ihr Gefühlsleben, ihre Nerven auf immer ungesundere Weise, und die zunehmende Willenlosigkeit macht sie im Fortgang der zwingenden Ereignisse zu sehr komplizierten, abgefeimt bösen Geschöpfen, gegen die Satiriker, wie der kraftvolle Dramatiker Henri Becque nunmehr ihren Haß schleudern und sie, die Trägerinnen der Sitte sein sollten, den vollkommensten moralischen Nihilismus aussprechen lassen (Becque: „la Parisienne"). Neben den gesunden und kranken Instinktmenschen tritt beim Naturalismus ein dritter Typus, der bewußt handelnde weibliche Vampyr auf; wir finden ihn in seiner rohesten Form bei Zola, ungleich verfeinerter bei Maupassant, der ihn in seinen späteren Arbeiten bereits als Psychologe und mit der Sonde des Forschers in der Hand studiert.

Es ist die Frau als beständige Qual des Mannes, weil sie, zu überzivilisiert, zu verfeinert, die Kraft der echten Leidenschaft verloren hat und nur noch Sensationen will, ohne irgend welche veredelnde Verpflichtungen auf sich zu nehmen.

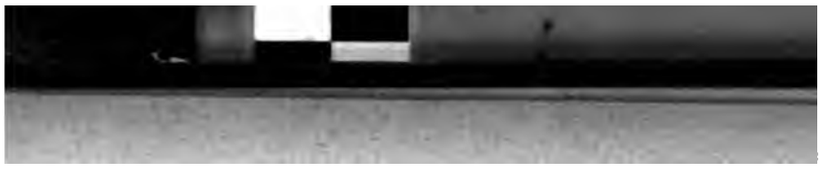
Dieser Typus scheint dem heutigen Schriftsteller der weitaus interessanteste zu sein. Von solchen Frauen geht aus, was ewig von neuem reizt und anspornt, was



andere und die eigene Seele und geht am „désenchan
nachdem sie zahlreiche Opfer gemartert hat. Nüch
eine oder andre Schriftsteller kraft anatomischen
sie überhaupt keine Seele hat. Er läßt uns von de
abgegriffenes Flügelgerippe übrig. Ästheten und Stim
bei dieser Nüchternheit nicht bestehen können, bespiegeln
verfeinertes Selbst, ihre seltsam neuen, überraschende
wir aber immer nur das mit hohlen Nichtigkeiten ang
nicht einmal einen Inhalt zu geben vermag, in dem e
Die poesielose Dekadenz nimmt sich ein Modell und zei
dichterische Zuthat, ohne einen Schimmer von Phantasie
aber niemals ergreifenden Dokumente Marcel Pre
„lettres de femmes“ ꝛc. Nur mit den „Vierges
Versuch gemacht, der französischen Frau die Bestrebun
wirtschaftlichen Befreiung der Frau, zur Veredelung ihr
durchdachter, vernünftiger Weise vorzuhalten und sie
Das Beispiel der „vierges fortes“ aber dürfte nur i
welt von Paris Nachahmung finden. Die echte Pariser
entfernt. Mit seinem jüngsten Buche „l'Heureux ména
den Typus der Sklavin, nur mit den sympathischen Züg
freiwillig duldenden Märtyrerin, die sich willig betrügen l
guter Engel bleibt.

Nüchternheit in höchster Potenz verkörpert Fern
„Asche“, der die Entzauberung der Liebe und die Wertl
krassesten Farben malt.

Keine Spur mehr von innerem Miterleben, kein war
Leiche liegt auf dem Seziertisch und wird kunstgerecht
pessimistischen Spruch des François I. zu beweisen: „S
fol est qui s'y fie“, um feminine Seelenlosigkeit und Ge
darzuthun.



Nur Daudet, Paul Bourget in seinen späteren Werken und Edouard Rod sehen kraft ihres warmblütigen Dichtertemperamentes das echt Tragische in dem Konflikt zwischen Pflicht und Liebe; die Folge davon ist eine lebensvolle Darstellung sittlicher Fragen.

Bei Rod stilles Verbluten und schließliches Versteinern, weil dem Leben sein Inhalt geraubt wurde („Le silence", „les Rochers blanches"), äußere und innere Sühne („la Sacrifiée"), gewaltsame Lösung durch Selbstmord („Dernier Refuge"). Von Schuld und Strafe auch bei Bourget („Terre promise"). Die letzteren gehen nicht wie Daudet zu Werke; sie legen mit Forscherleidenschaft die subtilsten Seelenregungen bloß und schildern nur das Weib in seiner höchsten Entfaltung und Verfeinerung. Seine Beziehungen zum Mann werden immer vergeistigter, komplizierter, und doch bleibt es dasselbe, was schon Benjamin Constant in seinem auf scharfer psychologischer Beobachtung beruhenden Roman „Adolphe", der traurig desillusionierenden Geschichte einer erkaltenden Leidenschaft, schilderte: Verführerin oder Opfer des Mannes, von ihm, durch ihn lebend. Wir sehen es nur als Geliebte, nie als Gefährtin oder Mutter. In keinem Lande hat die Frau eine größere Rolle gespielt als in Frankreich, niemals war sie so streng wie etwa die deutsche ans häusliche, private Leben gebannt; wenn sie nur wollte, konnte sie ihre Intelligenz, ihren Arbeitstrieb frei bethätigen, und kaum in einem Lande ist sie, ob auch Gattin und Mutter, so erwerbsthätig wie hier. Wie viel Treffliches hat nicht schon die nordische Frau dank ihrer Bewegungsfreiheit und ökonomischen Unabhängigkeit gewonnen! Der männerfeindliche Zug, den die extremste Emanzipation mit sich brachte, ist bereits überwunden, und das Ideal eines Weibes der Zukunft wird aufgestellt: „eine stark ausgeprägte menschliche Individualität, die Solidaritätsgefühl und Gesellschaftsinteresse besitzt und doch die volle Offenbarung des tief Weiblichen ist." [1]) Nie tritt uns die französische Frau als Mensch und um ihrer selbst oder, wie in historischen Momenten, um hoher Ziele und Aufgaben willen entgegen. Ganz selten sehen wir sie als Mutter und dann nur als überzärtliche Hüterin, nicht Erzieherin des Kindes, oder als blind verehrte Heilige.

Ist Ibsen ganz ohne Einfluß geblieben? Wenn wir nach einer Aufführung der „Nora" Bemerkungen wie „das ist sinnlos" vernehmen, so giebt das zu denken. Eine französische Nora würde, wenn sie überhaupt möglich wäre, entweder à la „Frou-frou" [2]) mit dem ersten besten Mann davongehen, oder aber ihr verlogenes Eheleben aus Utilitätsgründen weiterführen, Hellmers kleine Schwächen ausspüren und über ihn triumphieren, ihre verratene Zärtlichkeit als Affenliebe auf ihre Kinder übertragen — niemals aber würde ihr beikommen, sich nunmehr zum Individuum zu erziehen. Wir haben keine Nora-Bekenntnisse oder nur entfernt Ähnliches in der französischen Litteratur.

Dennoch hat der nordische Revolutionär an ein paar männlichen Gewissen gerüttelt. Einige junge Schriftsteller blicken tief hinein in die heuchlerischen gesellschaftlichen Zustände und finden, daß es neben Beherrscherinnen des Mannes noch viel mehr Frauen giebt, denen das Courtisanen-Temperament fehlt und die die Litteratur geflissentlich übersieht, wie sie das reine junge Mädchen übersieht. Diese Frauen, die sich traditionsgemäß in die Vernunftehe mit dem Mann

---

[1]) Vgl. Ellen Key: Das Weib der Zukunft. Essays S. 29.

[2]) Vergl. Meilhacs gleichnamige „Comédie".

„qui veut faire une fin“ gezwungen und selbst um die bescheidensten Glückshoffnungen betrogen sehen, besitzen seelische Verfeinerung genug, um edle moralische Forderungen aufzustellen und unter ihrer Nichterfüllung unsäglich zu leiden. Kühn und energisch ergreift Paul Hervieu, ein talentvoller Dramatiker, Partei gegen die gesetzmäßige, lieblose Unterdrückung des Weibes. „Les Tenailles“ und „la loi de l'homme“ behandeln die unglücklichen Ehen Frankreichs. Seine Heldinnen sind keine „femmes incomprises“, hysterisch oder sensationssüchtig, nur in ihrem Innersten verwundete und zu trauriger Liebllosigkeit verdammte Frauen, die nach einmaligem, verzweifeltem Aufbäumen nur noch elender werden. Noch furchtbarer ist die Anklage, die Jules Case in seinem Roman: „La Vasalle“ der Gesellschaft mit ihrer heuchlerischen Doppelmoral entgegenschleudert. Eine echte Lebensgefährtin will hier die junge, geistig und feinfühlig veranlagte Gattin werden, doch ihre guten Vorsätze scheitern an der egoistischen Roheit des Gatten, der sie nicht versteht, sich anderweit zerstreut und sie schließlich, moralisch vernichtet, in die Arme eines ungeliebten Beschützers treibt.

Hier gewissermaßen ein Fortschritt: das schonungslose Enthüllen eines Notstandes. Der männliche Autor aber, der den Schrei des gemarterten Weibes nach geläutertem Eheglück ertönen läßt, zeigt uns niemals dessen Verlangen nach sich selbst. Wo es halb unbewußt emporkeimt, wird es bald durch das noch stärkere Anlehnungsbedürfnis erstickt; gesunde, rettende Heilquellen im edelsten Inneren des Weibwesens selbst werden nie aufgethan; nach unsicherem Klopfen am toten Stein ist dumpfe Verzweiflung oder das Anklammern an den ersten besten Strohhalm der gewöhnliche Ausgang. Während sich die germanische Frau mutig auf sich selbst stellt oder schweigend duldet und dabei noch rettet, tröstet und vergiebt, fehlen der Französin, wie sie uns geschildert wird, die sicheren Grundlinien zu einem Wesen, das sich mit frei erhobener Stirn, stolzem Ichbewußtsein und starkem Pflichtgefühl einer nützlichen Aufgabe hingiebt, der Gesellschaft, dem Mann Achtung abnötigt und sich so von äußeren Sklavenbanden und den noch gefährlicheren inneren Fallstricken befreit.

Soweit die Schriftsteller und die wenigen Schriftstellerinnen, die es ihnen nachthun. Von Seiten der übrigen Frauen kein Protest, keine maßvolle Kundgebung ihres Suchens nach sich selbst, kein freies über sich Hinausdeuten nach einem veredelten Frauentypus, der das Leben als heilige Kulturaufgabe betrachtet und das Arbeiten an der Erhöhung der eigenen Würde als Grundbedingung zur Erhöhung der Menschenwürde ansieht.

Die Tausende von Frauen, die mit schweigender Tapferkeit im Joch der Arbeit gehen und die große Schar der Genießenden sind anscheinend mit ihrem Los zufrieden. Ihre Schwächen werden ja zumeist als Vorzüge angesehen, und die Bedeutung, die ihrem Geschlecht von jeher in dem alten Kulturlande zuerkannt wurde, giebt den Klugen unter ihnen immer neunundneunzig Chancen, über den Mann zu triumphieren, unbekümmert darum, ob sie mehr zerstören als aufbauen.

Mutter und Kind in der Heimarbeit.

Von

Erich Stoboy.

Nachdruck verboten.

Motto: Uns ihres Leibes Frucht und Segen,
Von ihrem Arm beschützt vor Not,
Ihr Kind uns stark und gut zu geben
Das ist der Mutter erst Gebot.

In allen Diskussionen über die Schädlichkeit der Heimarbeit spielt bei der Frage — Abschaffung oder Reform — das Argument, daß man die „Mutter nicht von ihrem Kinde trennen dürfe," ein fast unüberwindliches Hindernis. Haben die Bejaher der Abschaffung die Schädlichkeit derselben selbst bis auf dem Tipfelchen über dem J bewiesen, es nützt ihnen nichts; sie müssen, gleich Sisyphus und den sozialdemokratischen „Unnaturen", mit ihrer Arbeit wieder von vorn anfangen; sie müssen von neuem beweisen, von neuem überzeugen, um von neuem auf der Höhe angelangt, wieder in die Tiefe zu stürzen; denn es ist unnatürlich und unmenschlich, herz- und gewissenlos, die Mutter von ihrem Kinde zu trennen.

Dieser Werdegang hat sich bisher so oft wiederholt, daß es endlich einmal an der Zeit sein dürfte, dieses Argument auf seinen wirklichen Wert zu untersuchen und den Kern aus der Schale zu schälen. Es dürfte nachzuweisen sein, wie weit wahre und echte oder falsche Mutterliebe auf der einen Seite, Flunkerei, Böswilligkeit oder praktische Brauchbarkeit auf der andern Seite, die Anwendung dieses Arguments bedingen oder geboten erscheinen lassen. Aber auch die Stellung des Kindes, als des eigentlich Leidenden und die der Gesellschaft dürfen wir nicht vergessen. Wir müssen uns fragen, wie sich die Gesellschaft selbst, auf Grund ihrer anerkannten oder freien Moralanschauung zu der Thatsache stellt, daß ein großer Teil der in der Heimarbeit erzogenen Kinder, als erwachsene Menschen, an physischen oder psychischen Defekten leiden, sich selbst zum Verdruß, der Gesellschaft zur Scham. Wir werden uns fragen müssen, ob nicht auch eine Mutter, wenn die Interessen der menschlichen Gesellschaft und ihres Kindes das geboten erscheinen lassen, den Trennungsschmerz zu tragen hat. Wer möchte bei einem Krebsgeschwür — und dies ist die Heimarbeit am Gesellschaftskörper — dem Arzte die Operation verbieten? Ist es nicht besser, den Schmerz zu ertragen, als siech und wund durchs Leben zu gehen? Diese Fragen an der Hand der in der Heimarbeit herrschenden Verhältnisse kurz zu beantworten, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Stellen wir zunächst einmal die Verhältnisse, unter denen in der Heimarbeit gelebt, oder vielmehr vegetiert wird, an einem Beispiel fest. Eine eheverlassene Frau mit zwei Kindern im Alter von zwei und sieben Jahren bewohnt eine heizbare Stube. Sie näht Jacketts billigster Sorte. Das Ausfertigen wird beim Zwischenmeister besorgt. Preis pro Rumpf 0,40—0,55 Mark. Ein Bett, eine Wiege für das Jüngste, ein altes Spind und Komode, ein Tisch, zwei Stühle, etwas Küchengerät und ein Ofen mit Kocheinrichtung bilden die Ausstattung. Am einzigen Fenster steht die Nähmaschine, daran die Frau arbeitet. Die Gardinen haben eine undefinierbare Farbe angenommen. „Ich kann sie nicht waschen, ich habe keine Zeit, ich kann nicht einmal meine Kinder waschen," sagt die Frau, ohne gefragt zu werden. Sie selbst empfindet nur zu sehr das Niederdrückende ihrer Umgebung. Wenn die Saison vorbei ist, wird ja alles sauber gemacht. Die Kinder aber, die schmutzig und zerrissen auf dem Fußboden spielen, sind den ganzen Tag sich selbst überlassen. Die Frage nach ihrem Verdienst beantwortet die Frau wie folgt: „Ich bin auf die Sachen sehr eingearbeitet; 6—7 Rümpfe schaffe ich den Tag, auch 8 habe ich schon fertig bekommen; freilich,"

zu untersuchen, inwieweit die festgestellten Leben
auch die durch sie bedingten physischen und mora
möglichkeiten solcher Hauswirtschaft ein Zusamm
rechtfertigen. Wir haben zunächst gesehen, da
verausgabende Geldbetrag unter 1 Mark zu stehen
ungefähr 0,30 Mark pro Person beträgt. 2) st
Saison eine 18—20stündige Arbeitszeit fest und
bedingte Unsauberkeit der Wohnung und Kinder
kommt die Unmöglichkeit, den Kindern die zu ihrer
erforderliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich er
eines während der häuslichen Näharbeit der Mutt
Fenster gestürzten Kindes, und kann der Frage n
nichtung dieses jungen Menschenlebens die Schul
außer dem Verlust ihres Kindes auch noch die Stra
haben wird? — — Nehmen wir hierzu den gewöh
Verhältnisse", so sehen wir schon im sechsten Lebens
eben des Kindes, „Mutter und Kind" auf die Dau
auch noch der halben Nacht getrennt. Oder ist e
des Vormittags in der Schule, des Nachmittags
und erst spät abends heimkehrt? Ist hier nicht gera
hindern will? Die Grenze von sechs Jahren trifft
Kindes zu, die es außerhalb des Hauses verrichtet.
Lebensjahr und noch früher, wird das Kind als
zieht ihr die Heftfäden aus und verrichtet sonstige Ho
schwere Arbeit, so verhindert sie doch, daß das Kind
nicht frische, so doch bessere Luft atmet und die so notw
Städten sind Luft und Bewegung für Kinder ja üb
Ablauf des sechsten Jahres an hört dann mit dem An
gänzlich auf. Des Morgens mit Backware, Milch
sie schon vor Beginn der Schule hundert und meh
und erschöpft kommen sie dann zur Schule, um hier,
Rücken des Vordermannes zu schlafen. Am Nachm
den Zeitungsverkäufen und Schundverlagen, hinter de
des Abends in den Küchen und Kegelbahnen der
28. Februar 1898 seitens der Schule vorgenommenen
Kinder Berlins wurden 25 394, darunter 17 636 K
gewerblich thätig ermittelt. Es setzten Kegel auf 415
Es kommen dazu — und gerade sie sind den

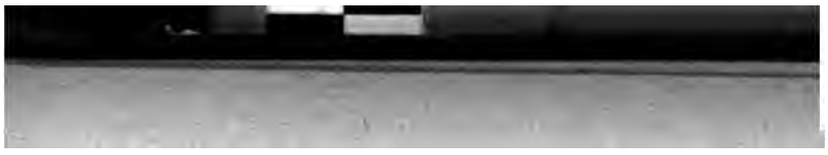
in die Schule, so haben sie zwar keine Lernergebnisse dem Lehrer, dafür aber einen reichen Schatz von in der Nacht gesammelten Erfahrungen ihrer Nachbarschaft mitzuteilen und bilden so geradezu eine Pestilenz für die andern Kinder. Und nun ihr persönliches Verhältnis zur Schule! Durch fortwährenden häuslichen Unfleiß bleiben sie dem verständigen Lehrer ein stetes, wenn auch bemitleidetes Sorgenkind. Aber nicht alle Unterrichtenden wissen den besonderen Verhältnissen solcher Kinder Rechnung zu tragen. Demütigungen mannigfacher Art bleiben ihnen daher selten erspart. Und doch vergißt gerade ein Kind, das wenigstens zum Teil für sich selbst zu sorgen meint, die am schwersten.

Aus diesen Verhältnissen heraus erklärt sich auch zur Genüge das leidige Schwänzen der Schule. Diese Zeit ersetzt dann wenigstens zum Teil den verlorenen Nachmittag, den andre Kinder zum Spiel freihaben. Auch wird ja in der Schulzeit, und das ist die Hauptsache, kein Geld verdient. „Immer nur arbeiten und nie spielen macht aus Hans einen dummen Jungen", — dies gilt natürlich auch von diesen Kindern. Die Folgen all dieser Verhältnisse liegen auch klar auf der Hand und sollen hier kurz registriert werden. Die alleinstehende, verwitwete, geschiedene, oder von ihrem Mann getrennt lebende Arbeiterin, mit oder ohne Kinder, ist nicht in der Lage, sich regelrecht zu ernähren. Sie alle können von dem, was sie verdienen, nicht leben. Armenunterstützung, Prostitution oder körperlicher Verfall ist ihr Los. Ich habe nicht den Mut zu untersuchen, welche psychischen Gründe es sind, die diese bedauernswerten und meiner vollen Überzeugung nach an ihrem Elend unschuldigen Menschenkinder der Prostitution in die Arme treiben. Unter den gegebenen Umständen scheint es mir mehr als gewagt, von „kühler Berechnung", „Leichtsinn" und „Genußsucht" zu reden. Für mich, der ich über praktische Erfahrung in Nähstuben und Heimarbeitsbetrieben verfüge, ist der Weg zur Prostitution weder der der Berechnung und Genußsucht, noch der des Leichtsinns! Für mich liegt er im ganzen System und nur in ihm begründet. Und nun eine Frage: Ist eine der Prostitution verfallene Mutter zur Erziehung ihres Kindes geeignet? Glaubt irgend jemand, daß in der Hausindustrie und Heimarbeit erzogene Kinder nicht wissen, was die Mutter thut? Herr Dr. Wilbrandt schreibt im Juniheft dieser Zeitschrift: „Witwen mit Kindern, die der Kinder wegen zu Hause arbeiten, richten sich dabei zu Grunde; denn für sich und die Kinder genug zu verdienen, den Haushalt und die Kinder zu besorgen, das übersteigt bei solchen Löhnen jede menschliche Kraft." Nur bei „solchen" Löhnen? Angenommen, die Löhne der Heimarbeiter stiegen bis zur Höhe der Werkstatt- und Fabrikarbeiter; ist es nicht auch dann noch „unnatürlich", von der Frau neben einem vollgeschüttelten Maß an Tagesarbeit, — Lohnarbeit —, die Erhaltung der Wirtschaft und die Pflege der Kinder zu verlangen? Und die Kinder, um derentwillen die Mütter bei dieser Arbeit bleiben, werden mit zu Grunde gerichtet, denn die Mutter, fieberhaft arbeitend, behält für ihre Pflege und Erziehung keinen freien Augenblick. Verwahrlosung und Schmutz ist trotz aller Aufopferung der Erfolg. Verwahrlosung und moralischer Schmutz ist der Erfolg auch bei den übrigen Alleinstehenden! Dem brauche ich nichts hinzuzusetzen. Und in solchem Jammer will man Kinder belassen? Was soll denn hier aus ihnen werden? Glaubt man vielleicht, daß diese entsetzliche und entnervende Armut, aus der es kein Entrinnen giebt, die Willenskraft eines „Garfield" und „Lincoln" gebiert? O nein! Sie gehen daran zu Grunde. Von frühesten Kindesbeinen an keine Wartung und Pflege, kein Geld zu gesunder Nahrung, keine Luft, keine Bewegung, — so fallen diese Erdenwürmer neben all dem andern Ungemach der englischen Krankheit anheim, die sie zwar nicht gleich zum Tode, aber oftmals für ihr ganzes Leben zum Siechtum verdammt. Ohne Wissen und Bildung, ohne Liebe und Kraft zur Arbeit, die ihnen von jeher eine nie versiegende Quelle der Qual war, ohne Verständnis für die Zusammenhänge des Lebens, lieblos und herzensroh treten sie hinaus ins Leben; von vornherein durch die Verhältnisse prädestiniert für Arbeitshäuser und Gefängnisse. Eine lebendige und gewaltige Anklage gegen alle die, die sie werden ließen, was sie sind!

Über all diesem Jammer, all diesem Elend thront unberührt von allem die Mutterliebe! Sie heißt alles ertragen, alles erdulden. Was schadet es auch, wenn

das Kind krank, schwach und verwahrlost ist? Die Mutter hat es nur noch lieber und ist um so weniger bereit, sich von ihm zu trennen. Was schadet es, wenn die Mutter durch die übermenschliche Anstrengung zu ihrer und der Kinder Ernährung zu Grunde geht und stirbt? Sie starb ja im Beisein ihrer Kinder! Mögen sie dann zu fremden Leuten, dann in eine Anstalt kommen, sie trifft keine Schuld; so lange es ihr irgend möglich war, hat sie mit ihnen gelitten, mit ihnen gehungert und die Ausübung ihrer Pflicht mit dem Tode bezahlt. O, es sind liebe, herzensgute Leute, die die Mutter nicht von ihrem Kinde trennen wollen! Denn daß es einen vernünftigen Menschen, eine vernünftige Mutter giebt, die ihr Kind lieber krank und verwahrlost bei sich behält, als daß sie es in eine gut geleitete Anstalt giebt, erscheint mir unmöglich! Und dann noch eins: giebt nicht die Versorgung ihres Kindes auch der Mutter mehr Kraft und Nahrung? Kann sie sich nicht leichter dem Ringen ihrer Berufsgenossinnen nach Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage anschließen? Kann sie dann nicht zur Werkstatt gehen und den Schmutz aus ihrem ohnehin ja schon so engen Heime schaffen? Aber abgesehen von diesen Fragen: wird sie sich auf diese Weise die Liebe ihres Kindes nicht sicherer erringen und erhalten können und ihm zur Seite stehen, wenn es des mütterlichen Rates am dringendsten bedarf, im Lebensernst? Und andrerseits: bleibt ihr denn, während sie sich um die notdürftigste Erhaltung des Lebens müht und quält, auch nur die geringste Zeit, dem Kinde Liebes zu erweisen? Ist sie nicht gezwungen, jede selbst erfüllbare Bitte des Kindes abzuweisen, weil es für sie eine Störung bedeutet? Ist sie nicht geradezu oft gezwungen, ein barsches Wesen zur Schau zu tragen, das Kind, das sie umarmen will, von sich zu weisen? Wird sie nicht öfter, als es gerecht ist, zur Züchtigung greifen? Wird ihr nicht manchmal der unglückselige, aber erklärliche Gedanke kommen, daß es besser wäre, sie hätte nie geboren? Daß die Last, die sie zu tragen hat, sie zu erdrücken droht? Und das Kind? Liebt das Kind die Mutter, weil sie Mutter heißt? O nein! Das Kind liebt den, der ihm Gutes erweist, es beschenkt und wieder liebt. Es ist anhänglich an die, die es verstehen und auf seine Wünsche eingehen. Die pietätvolle Achtung und Verehrung der Mutter an sich kommt viel später, die Liebe aber will erworben sein. Man muß unter der in solchen Verhältnissen aufgewachsenen Jugend gelebt haben, um zu wissen, daß sie die Mutter selten anders als jeden andern Menschen auch bewerten. Was habe ich denn von meiner Mutter, wenn ich den ganzen Tag arbeiten muß, — ist das traurige Echo ihrer Kindesrede. Die soziale Frage ist eine Magenfrage, aber die Kinderliebe ist es auch. Wenn die Kinder groß sind und nicht leisten, was man von ihnen verlangt, wen klagen sie an? Die Eltern, die Mutter. Und wenn die Mutter aus falscher Liebe und thörichter Verblendung nicht alles that, was in ihren Kräften stand, um körperliches und geistiges Siechtum vom Kinde fernzuhalten, — dann mit Recht. Hierher aber gehört vor allen Dingen auch das Tragen des Trennungsschmerzes.

Die menschliche Gesellschaft hat kein Interesse an geistig oder körperlich Kranken. Ihr Streben muß in erster Linie darauf gerichtet sein, ihre Mitglieder stark und arbeitsfroh in jeder Hinsicht zu gestalten. Sie hat in diesem Sinn kein Interesse an Krankenhäusern, Asylen, Gefängnissen, Arbeits- und Zuchthäusern. Sie hat infolgedessen auch kein Interesse an wirtschaftlichen Erscheinungen, die diesen heute notwendigen Übeln Insassen zuführen. Zu diesen wirtschaftlichen Erscheinungen aber gehört vor allen Dingen die Heimarbeit! Ihre vollständige Abschaffung ist daher unter allen Umständen eine ernste und dringende, eine im Interesse der Menschheit absolut gebotene Aufgabe. Über den Weg dieser Abschaffung, über die Art und Schnelligkeit kann man geteilter Meinung sein, über die Notwendigkeit an sich wohl kaum. Die Werkstätten können und sollen so beschaffen sein, daß ein jeder in ihnen arbeiten kann. Auch die verheirateten Arbeiterfrauen, die am Tage ein paar Stunden freie Zeit zum Verdienen haben, können in die Werkstatt gehen. Sind sie zu Haus, von den Kindern umgeben, so arbeiten sie an einer Arbeit von 5—6 Stunden den ganzen Tag, bis spät in den Abend hinein; in der Werkstatt aber sind sie in 5 Stunden fertig, gehören ihrem Mann und ihren Kindern wieder. Die Kinder können in dieser Zeit in Anstalten vielleicht nach „Fröbelscher" Art gewartet und erzogen werden.



Sie werden in diesen Stunden, die für sie Freude und Erholung bedeuten, die Mutter nicht vermissen. Zu Hause aber wird es rein und sauber sein. Ich gedenke dabei auch der Mütter mit Kindern im ersten Lebensjahr, die sozusagen nur während der Zeit, in der das Kind schläft, arbeiten können. Muß es für die wenigstens gestattet sein, im Hause zu arbeiten? Ich bestreite auch dieses! Die Beseitigung der Heimarbeit wird die Löhne der in Werkstätten Arbeitenden heben und sichern. Jetzt trägt die öffentliche Armenpflege einen großen Teil der Unterhaltungskosten der Heimarbeiterinnen; diese Kosten kommen den Unternehmern zu gute. Mit Beseitigung der Heimarbeit hört das auf. Eine Menge Unterstützungskräfte werden frei werden, die hier verwandt werden können, verwandt zum Segen des Kindes und der Mutter. Es ist zuzugeben, daß das Problem damit noch nicht gelöst ist, und viele Zwischenfragen ihrer Erledigung harren. Eins aber ist sicher: wo ein Wille ist, da ist ein Weg! Die Erledigung dieser Frage hat meines Erachtens von dem Grundsatz auszugehen, ob der mit der Abschaffung der Heimarbeit erzielte Nutzen größer ist als der Schaden. Ich antworte: Tausendmal größer; er ist so groß, daß der Schaden daneben verschwindet; ganz abgesehen davon, daß er ja überhaupt nur für eine Übergangszeit in die Erscheinung treten kann. Bisher hat jede große, der Menschheit und Menschlichkeit dienende Änderung des Bestehenden das Leid einzelner bedingt; man hat sich davon mit Recht nicht abschrecken lassen und soll es auch hier nicht thun.

Zum Schluß noch einmal die Frage: „Darf man Mutter und Kind voneinander trennen, wenn die Interessen der Mutter, des Kindes und der Gesellschaft es erfordern?“ „Ist es grausam und unnatürlich, wenn hierbei seitens des Staates Zwangsmittel angewandt werden?“ Auf die Gefahr hin, zu den „Unnaturen“ zu gehören, beantworte ich die erste Frage mit — Ja — die andre mit — Nein —.[1])

Über Eheverträge.

Von

Helene Höhnk.

Nachdruck verboten.

Auf der Versammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine zu Dresden im Oktober v. J. hat der Dresdener Rechtsschutz-Verein den Antrag gestellt, „der Bund wolle in eine umfassende Agitation für eine allgemeine Einführung von Eheverträgen bei Eheschließungen eintreten“. Es dürfte im Anschluß an diese für die Frauenwelt so überaus wichtige Forderung den Leserinnen und Lesern der „Frau“ von einigem Interesse sein, daß im schleswig-holsteinischen Adel von altersher Eheverträge üblich gewesen und geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Mit der Ordnung des Gräflich Brockdorff-Ahlefeldtschen Familienarchivs beschäftigt, sind mir eine ganze Anzahl solcher Dokumente durch die Hände gegangen, die den Namen Ehepakten, Ehestiftungen, Eheverträge oder Ehebriefe führen.

Obwohl nach den Landesgesetzen, dem gemeinen Sachsenrecht, das auf dem Lande giltig, die Gütergemeinschaft schon an und für sich ausgeschlossen war, so wurden die Eheverträge doch für nötig erachtet, „im Falle die Eheleute ihr domicilium mutieren und sich in Gegenden niederlassen sollten, wo eine allgemeine oder besondere Gütergemeinschaft eingeführt sein möchte“.

[1]) Bei der Entschiedenheit, mit der die Sozialpolitik für die Heimarbeit der Frauen eintritt, um der Familie die Mutter zu erhalten, erschien es mir zur Klärung der Frage geboten, auch die Erfahrungen eines unter diesem System Aufgewachsenen mit heranzuziehen. H. L.

Die Eheverträge, von Mitte des 18. Jahrhunderts an nur auf gestempeltem Papier giltig, waren im 15., 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts Pergamenturkunden mit den angehängten Siegeln des Brautpaares sowohl, als mindestens zweier Eltern, gewöhnlich des Vaters und der Mutter der Braut, in deren Hause Verlobung und Ehestiftung vollzogen wurden, oder wie man damals sagte, die Eheberedung stattfand. Im Laufe des 18. Jahrhunderts sind die Dokumente meist in Kiel in Octavis Trium Regum, d. h. in der Woche nach den heiligen drei Königen, ausgestellt, wenn zur sogenannten Umschlagszeit der Adel und die wohlsituierte bürgerliche Bevölkerung des Landes die hauptsächlichsten Jahresgeschäfte abzuwickeln pflegten.

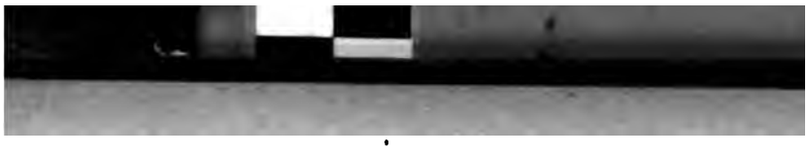
Die Eingangsformel bleibt sich durch die Jahrhunderte ziemlich gleich und lautet mit einigen Abänderungen oder Zusätzen gewöhnlich: „Im Namen der heyligen unzertheilten Dreyfaltigkeit, sey hiermit offenbahr kund und zu wissen Jedermänniglichen, insonderheit denen, so daran gelegen, daß nach Gottes des Allmächtigen sonderbaren Schickung un Providence zwischen dem Hoch- un Wohlgebornen Herrn — (es folgt der Name des Bräutigams und seiner Eltern mit allen Titeln und Würden) — an einem und der Hoch- und Wohlgebornen Jungfer (auch wohl Fräulein) — (es folgt der Name der Braut und ihrer Eltern) — am andern Theile, nach vorher wohlüberlegtem guten freyen Willen dem großen Gott zu Lob und Ehren vor benannter beyden Personen Wolfahrt, Heyl und Gedeihen, auch beiderseits Familien noch weiter zu befestigender Freundschaft und Verbündniß einer Christlichen beständigen und unwiderruflichen Ehestiftung nachgesetztermaßen abgeredet, behandelt und geschlossen worden:

„Nachdem vorgedachter . . . sich umb die wollgeborne Jungfer . . . bey dero Herr Vatter und Frau Mutter gebührlich durch seinen Herrn Vatter und Frau Mutter umwerben laßen, auch Persöhnlich dieselbe zu seiner Christlichen Ehegemahl begehret, worauff die Jungfer Braut auch Ihres ohrtes Ihrer Hertzvielgeliebten Eltern willen und guhtachten sich gebührend untergeben, und in die von Ihrem Liebsten geschehene anwerbung condescendiret, alß ist Ihm . . . von dem Herrn Vatter und Frau Mutter Ihre Hertzgeliebte Jungfer Tochter . . . im nahmen der Allerheyligsten und Hochgebenedeyten Dreyeinigkeit, dahin Ehlich zugesaget und versprochen, sich einander alle eheliche Liebe, Treue und Affection auf ihre Lebenszeit zu beweisen und dabey unabläßig zu beharren, auch ihren Ehestand dergestalt zu führen, wie es Christ-Adelichen Ehegenoßen geziemet und wollanstehet, wozu der barmherzige Gott, als Stifter des heiligen Ehestandes, Ihnen Seinen mildreichen Seegen ertheilen und alle Wollfahrt und Glückseligkeit gnädiglich verleihen wolle, wie denn diese abgeredete Ehe durch priesterliche Copulation nach Landesüblicher Sitte oder Christlichem Gebrauche vollzogen werden soll."

Der Zeitpunkt der Hochzeit ist selten angegeben, gewöhnlich ist „demnächst ehestens", „baldmöglichst" oder „angängig" gesetzt.

Von diesen erbaulichen Betrachtungen und Vorschriften geht Punkt 2 direkt auf das Materielle, die Mitgift der Braut über. Sie bestand in der landesüblichen adligen Ausstattung an „Kleidern, Kleinodien, Gold und Perlen, wie auch Kisten und Kistenwaren, Betten und Bettgewand, Zinn, Kupfer, Messing, Schränke, Spiegel, Tische, Stühle und was des Hausgeräts mehr", und den Brautschatzgeldern, die selten über 10 000 Reichsthaler, nach unserm Gelde etwa 50 000 Mark betrugen. Die Brautschatzgelder wurden entweder in der ersten auf die Hochzeit folgenden Octavis Trium Regum, alias Kieler Umschlag, 6.—15. Januar, ausgezahlt oder in Obligationen übertragen, wobei dann ein landesübliches Einlager abgehalten wurde. Das heißt, einer der nächsten Blutsverwandten der Braut mußte sich an dem verabredeten Orte und Tage in Haft begeben, bis die Schuldverschreibung perfekt und in aller Form übergeben war.

Gegen diese Mitgift versprach der Bräutigam seiner zukünftigen Gemahlin ein Leibgedinge, das meist mit der Summe des Brautschatzes korrespondiert, und wenn er Beamter war, so mußte er, seit Errichtung der General-Witwenkasse zu Kopenhagen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, sich verpflichten, seiner zukünftigen Gemahlin durch eine, seinen Einkünften entsprechende Einlage, eine Witwenpension zu sichern. Die Quittung



wurde der Braut vor der Vermählung überreicht, später, d. h. zu Anfang des 19. Jahrhunderts, mußte sie dem kopulierenden Prediger vorgezeigt werden, wie die Plöner Trauregister nachweisen.

Außer Leibgedinge und Witwenpension war der adlige Bräutigam noch gehalten, seiner Braut eine Morgengabe und ein jährliches Nadelgeld „zu ihrer Kleidung und willkürlichen Disposition" zu versprechen.

War die Braut elternlos und Erbtochter, so wurde dem Bräutigam vorgeschrieben, daß er auf die Verwaltung der Güter, resp. des Geldes, allen Fleiß zu legen habe und nichts ohne Genehmigung seiner künftigen Gemahlin beschließen solle.

War die Braut dagegen bei einem der vier adligen Klöster (Preetz, Itzehoe, Uetersen oder St. Johann vor Schleswig) eingeschrieben, so hatte sie ihre Erbportion und Dotem schon zum voraus empfangen und der Bräutigam konnte keinen Brautschatz erwarten. „Kloster-Jungfern, wenn sie befreyet werden, können keinen Dotem fordern, doch wird ihnen der Hauptstuhl gereichet, damit sie bei der Einkleidung begabet", heißt es in einer landgerichtlichen Entscheidung vom Jahre 1604. Indessen gab der Vater aus „freundwilliger Gesinnung gegen seine herzgeliebte Tochter", wenn er leidlich bemittelt war, doch meistens einen Brautschatz, was dann natürlich in dem Verlassungsbrief von dem neuvermählten Paar entsprechend gewürdigt und hervorgehoben wurde.

Ein weiterer, sehr wichtiger Punkt der Ehepakten ist die Ablösung der sogenannten Haubenbandsgerechtigkeit. Nach landesüblichem Gebrauch und Herkommen hatte die adlige Witwe das Recht, nach dem Tode ihres Mannes „Jahr und Tag, als nemblich ein Jahr, sechs Wochen und drey Tage in seinem vollen Gute besitzen zu bleiben, und alle Aufkünfften und Habungen desselbigen Jahrs darauszuheben". „Darzu konnte sie", nach der revidierten Landgerichts-Ordnung von 1636, „nehmen alles Haußgerath, so nicht Nagel oder Erdfest ist. Item Wollen un Linnewandt, alles geschlagen Silber un Gold zum halben Theile so ihr Mann un Sie in stehender Ehe mit einander gezeuget un machen haben lassen. Imgleichen alle fahrende Haab, Ochsen, Kühe, Pferde, Schaffe, Schweine, Gänse, halb, wes übrig aber vom Haußgerathe, Gold, Silber, Bücher, Kleinodien, Tapezieren un Decken, so sie nicht zusammen gezeuget, un dem Mann von seinen Eltern un Freunden angeerbet un gegeben, dasselbige alles soll den Kindern un Erben allein bleiben un die Frawen darinnen nicht Erben, wie auch imgleichen an den reisigen Pferden, Harnisch, Wagen un Wahren, Büchsen, Geschütz, Pulver, Bücher un was hierzu gehöret, solches folget billich den Erben, wie auch all bahr Geld so auff Brieff un Siegel gewesen, damit soll die Wittwe nichts zu schaffen haben, das ander gehöret ihr halb, so dar befunden, wie auch da der verstorbener Ehemann bahre Gelder stehen gehabt un nachgelassen, welche nicht auf Siegel un Brieffen gewest, sondern von den Zinsen oder der Güter Einkünfften erhoben, ob er dieselbe gleich auff Rente zu belegen vorhabens, aber vor seinem tödtlichen Hintritt nicht hätte aufgethan, seyn dieselben unter der Wittiben un Erben halb un halb zu theilen. Wenn aber der verstorbener Ehemann kein Guth hinterliesse, hat die Wittibe an statt des Jahrs Hebung von den Gütern desselben Jahrs Zinse von dessen freyen Geldern zu genieſſen, des Mannes Ketten un Klenodien behalten die Erben, dargegen behält die Fraw alle ihre Guldenen Ketten, Gulden un Silber Geschmeide un Klenodien, die Morgengabe, so der Mann ihr geben, gehöret der Frawen. Darzu nimmt sie ihr Heyrath Guth, so sie dem Manne zugebracht mit der Gegenvermachung und Zugabe des Mannes, es sey Geld oder Erbguth, so ihr zum Leibgeding verschrieben un vermacht ist. Desgleichen alle Ketten, Klenodien, Kisten un Kistenwahr, so ihr von ihrem Vater un Freunden gegeben un angeerbet ist, dasselbige alles gehöret einer Frawen vom Adel nach ihres Mannes Tode zu ihrer Fräwlichen Gerechtigkeit und Huvenbande."

Statt dieser Gerechtsame aber setzte der Bräutigam seiner künftigen Gemahlin im Ehevertrag eine bestimmte Abfindungssumme aus, „dagegen Sie sich der Haubenbandesgerechtigkeit in Faveur derer aus dieser Ehe vorhandenen Kinder begiebt".

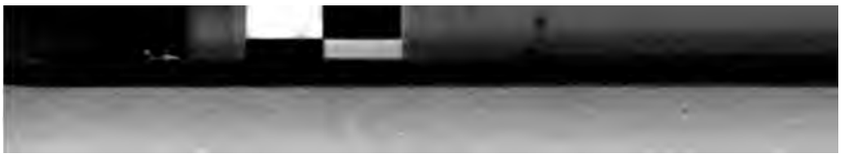
Im Falle aber keine Kinder verhanden sein würden, bleiben der Frau ... adligen Witwe kompetierenden jura reservieret. Und schließlich behalten sich ... ausdrücklich die Befugnis vor, „einander durch testamentarische Anordnung ... zu benefizieren", wie es denn auch wohl vorkam, daß die Ehepakten ganz ... wurden. „Wir zu Endesunterzeichneten Eheleute haben zwar vor Voll... unserer Heirath mit einander Eheverträge errichtet. Da wir indessen ... glücklichsten und vergnügtesten Ehe mit einander leben und bei der Ungewi... Dauer des menschlichen Lebens, nichts sehnlicher wünschen, als einander alles ... Gute, soviel nur in unsern Kräften steht, zuzuwenden, so hat diese Betrachtu... bewogen, unter Aufhebung der eingangserwähnten Ehepakten und Voraussetz... allerhöchsten Confirmation ein wechselseitiges Testament zu errichten".

Die Schlußformel der Eheverträge hat wieder eine gewisse stereotype ... „Obiges alles fest und treu und unverbrüchlich zu halten, auch demselben in keine... und Wege, unter welchem Praetext und Vorwand es auch geschehen könnte, ... entgegen zu handeln, so verzeihen und begeben der Herr Bräutigam, die ... Braut und deren beiderseitige Eltern aller und jeder dawider zu machenden Ge... und Exceptionen, als der arglistigen Überredung, daß die Sache nicht recht verst... oder selbige anders beredet und beschlossen, als wie sie hier beschrieben, der Verh... über die Hälfte, Wiedereinsetzung in vorigen Stand, sammt allen andern Aus... und Behelffen, nebst der bekannten Regul, daß ein gemeiner Verzicht nicht gelte, ... kein besonderer vorhergegangen, zu malen diesen alten, wie selbige bereits erdac... oder durch Menschen Witz künfftig noch ersonnen werden mögen, Sie für Sich ... Ihre Erben aufs bündigste und die Fräulein Braut an Eidesstatt, hierdurch renu... und, zu Festhaltung obiger in der Absicht und Krafft eines unwiderruflichen ... bündigsten Contracts beschriebenen und, nach vorhergegangener reifen Überlegung, ... bedächtlich und freiwillig geschlossenen Ehe-Pacten, bei Verpfändung Ihrer gesa... Haab und Güter und bei Halt- und leistung eines Landesüblichen Einlagers Sie ... Ihre Erben verbinden. Alles getreulich und sonder Gefährde Uhrkundlich sind ... Ehe-Pacten gedoppelt, doch eines Innhalts ausgefertiget, unterschrieben und mit ... angebornen adligen Petschaften besiegelt." Es folgt das Datum oder Gegeben ... Ort, Jahreszahl und Monatstag, oder, wie schon oben erwähnt, das viel hä... In Octavis Trium Regum.

Nach vollzogener Ehe und Auszahlung des Brautschatzes stellten die nu... Neuvermählten dem Vater der Braut einen Verlassungs- oder Verzichtbrief au... dem zunächst über den Empfang der Brautschatzgelder und der Mitgift qu... und dann auf die väterliche und mütterliche Verlassenschaft Verzicht geleistet wi... „Wir ... urkunden und bekennen hiermit für uns, unsere Erbnehmer und sonsten ... männiglichen, denen dieser Verlassungs- und Verzichtbrief zu sehen und zu lesen ... kommt, daß wir von unserm herzgeliebten Herrn, respective Vatter und Schwie... vatter vermöge der von uns auffgerichteten Ehestiftung die versprochenen Brautsch... gelder und was Sonsten an Kleinodien, Goldt un Perlen, wie auch Kisten un Kis... wahre u. s. w. volles Genüge empfangen haben und ihn hiemit quit, frey, los und le... sprechen, wogegen wir, ebenfalls nach obberührter Ehestiftung einen genughafften un... beständigen Verzicht thun auf die väterliche un mütterliche Erbschaft, es sei an jetzig... oder künftigen, liegenden und fahrenden Gütern, aller Nominibus und Actionibus, ... gehen aus auf Zinsen, geldt und gülde, wie das alles Nahmen hat un zukünftig haben ... mag, nichts ausbeschieden u. s. w."

Mit der Verzicht- oder Verlassungsurkunde zugleich wurde der Leibgedingsbrief ausgestellt, eine Vollstreckung des in den Ehepakten gegebenen Versprechens und näher Bestimmung über die Leistungen des Ehemannes und die Ablösung der Haubenbandsgerechtigkeit.

Auch diese Dokumente waren in älterer Zeit auf Pergament, später auf gestempeltem Papier geschrieben und zählen mit dem Ehevertrage unter die wichtigen Familienurkunden.



Die Roggenmuhme.

Eine Skizze

von

C. v. Dornau.

Nachdruck verboten.

Kühl und dunkel liegt der schweigende Wald da. Die hochstämmigen Buchen verschränken oben ihre Zweige schier undurchdringlich, und nur vereinzelt, wie Goldtropfen, rieseln Sonnenstrahlen durch das dichte Blätterdach, leuchten auf dem Teppich von dunkelgrünem Moos, der den Waldboden bedeckt, und malen silberne Reflexe auf die glatten, weißen Stämme. Draußen aber herrscht die volle, ungebändigte Mittagsglut. Sie liegt auf dem Kornfelde, das in gelben Wogen sich unübersehbar ausdehnt. Die vollen Halme neigen sich mit leisem, geheimnisvollem Rauschen, die bunten Blumen dazwischen glühen fremdartig mit südländischer Farbenpracht, und der Himmel liegt über der Fläche, wie eine ungeheure Schale von blauem Kristall, die herniederschmelzen möchte auf die glühende Erde — —

Auf dem schmalen Pfade, der mitten durch das Kornfeld führt, gehen ein Mann und ein Mädchen. In lebhaftem Gespräch waren sie neben einander auf dem schattigen Waldwege dahingeschritten, seitdem sie das einsame Oberförsterhaus tief drinnen im Forst verließen. Jetzt geht sie schweigend vor ihm her zwischen den engen, goldgelben Wänden, die sie von der ganzen übrigen Welt zu trennen scheinen. Drinnen im Walde war sie kräftig ausgeschritten, und er hat im stillen bewundert, wie ruhig und gleichmäßig dies Waldkind atmete, trotz des raschen Ganges. Nun geht sie unwillkürlich langsamer in der sengenden Hitze — —. Sie trägt keinen Hut, sondern hat nach Art der Landleute ein großes, weißes Tuch um den Kopf gebunden. Darunter hängen die starken, schwarzen Zöpfe hervor, und wenn sie den Kopf zur Seite wendet nach einer Blume oder einem Vogel, sieht er das feine Profil, das sich in bräunlicher Tönung von dem weißen Tuche abhebt. Er hat gelernt, jedem Zuge in diesem leidenschaftlich geliebten Antlitz nachzuforschen, und er sieht jetzt, daß sie in ernste Gedanken versunken ist und wagt nicht, sie darin zu stören. Auch auf ihm liegt's wie ein Druck. Sie hat etwas Unheimliches, diese große Stille, dies Ruhen der Natur in der flirrenden, gleißenden Sonnenglut. — Er atmet tief auf und geht rascher, um seine Begleiterin wieder einzuholen. Der schmale Pfad verbreitert sich ein wenig, so daß er von neuem neben ihr gehen kann.

Sie ist stehen geblieben und sieht sich lächelnd nach ihm um.

„Welch wunderliches Gefühl mich manchmal überkommt, wenn ich so still in der Mittsommerzeit durchs Korn wandle!" sagt sie mit einem leichten Seufzer und spricht damit genau das aus, was er eben selbst empfunden hat. „Sollte man nicht denken, irgend etwas Geheimnisvolles, Gespensterhaftes müßte plötzlich da vor einem auftauchen? Und wie viele Leute haben auch schon an solchem Tage wie heute die Roggenmuhme gesehen!"

Sie hat ganz ernsthaft gesprochen. Er bleibt lächelnd stehen.

„Die Roggenmuhme? Wer ist denn das?" fragt er.

„Wissen Sie das nicht, Herr Professor?" ruft sie erstaunt. „Und sammeln doch Volksmärchen und alte Sagen? O, dann werde ich Ihnen diese hier erzählen! Die müssen Sie kennen lernen."

„Gut!" erwidert er heiter; „bereichern

Sie meine Kenntniſſe! — ich habe ſchon viel von Ihnen gelernt," ſetzt er ernſter hinzu.

Sie ſetzen jetzt nebeneinander ihren Weg fort, und das Mädchen erzählt mit ſanfter, gedämpfter Stimme das uralte Märchen von der Roggenmuhme, dem Mittagsgeſpenſt: „Sie erſcheint nicht wie andre, ehrbare Geſpenſter, die wiſſen, was ſie ihrem Stande ſchuldig ſind, um Mitternacht, in alten Gemäuern, auf dem Kreuzwege oder dem Kirchhof — nein, nur zur Zeit der Kornreife, an ſo dunſtig heißen, erſtickenden Sommertagen wie dieſer, und nur in der Mittagszeit, wenn die Sonne am höchſten ſteht, taucht die Roggenmuhme aus dem Ährenfelde auf. Wenn der ahnungsloſe Wanderer durch das reife Korn geht, ſo wie wir hier, ſieht er ſie plötzlich vor ſich; doch wenn er näher tritt, verſchwindet ſie wieder zwiſchen den wogenden Ähren. Meiſtens erſcheint ſie in Geſtalt einer alten, häßlichen Frau, und immer bedeutet ihr Anblick Unheil für den, der ſie erblickt. Sieht ſie aber wie ein ſchönes, junges Mädchen aus, ſo droht ihm ein Unglück, das ihm bis ans tiefſte Herz geht, und er wird Schmerzen tragen bis zum Tode!"

Die Erzählerin hat mit großem Ernſt geſprochen; jetzt aber fliegt ein ſchelmiſches Lächeln um ihren Mund. „Von uns in der Oberförſterei hat ſie noch keiner zu ſehen bekommen, aber die alte Waldhütersfrau behauptet, ihr einmal begegnet zu ſein; ſie hat wie ein böſes, altes Weib ausgeſehen — mein Bruder meint, ſie hätte gewiß in einen Spiegel geſchaut, die brave Frau Mohr — und nachher iſt ihre beſte Kuh geſtorben!"

Der Profeſſor lacht mit ſeiner Gefährtin, dann ſieht er ſie ſchalkhaft an und ſagt mit ſcheinbarem Ernſt: „Fräulein Gerda, wiſſen Sie wohl, daß ich neulich die Roggenmuhme geſehen habe?"

Das junge Mädchen fährt zuſammen und ſieht ihn ängſtlich an. „Treiben Sie keinen Scherz damit!" warnt ſie, „wann ſollte denn das geſchehen ſein?"

„Vor acht Tagen, grade an dem Tage, an dem ich zu Ihnen kam! Sie wiſſen, daß Ihr Bruder mir den Wagen zur Bahn geſchickt hatte, für mich und mein Gepäck. Aber ich erzählte Ihnen noch nicht, wie mich unterwegs eine unbezwingliche Luſt anwandelte, die ſtaubige, heiße Landſtraße zu verlaſſen, Ihrem alten Gottlieb meinen Koffer anzuvertrauen und zu Fuß zum Hauſe meines alten Freundes zu pilgern. Der brave Gottlieb ſah zwar aus, als ob ihm mein Wunſch unbegreiflich erſchiene; aber er wies mir doch treulich den Weg, der von der Chauſſee abbiegt, über die große Wieſe und dann durch ein Kornfeld führt, bis er nach einer Viertelſtunde Ihren ſchönen, kühlen Wald erreicht — — Und ſehen Sie, Fräulein Gerda, in dieſem Kornfelde ſah ich dann das Geſpenſt! — Es ſah freilich gar nicht wie ein ſolches aus!" unterbricht er ſich ſelbſt auflachend.

„Sondern?" fragt Gerda angſtvoll.

„Sondern wie ein großes, ſchlankes, ſchönes Mädchen in einem weißen Kleide! Urplötzlich, lautlos tauchte es auf dem ſchmalen Pfade vor mir auf; in der einen Hand trug es einen Strauß von Feldblumen, in der andern hielt es ſcheinbar — deutlich konnte ich's nicht erkennen, die ganze Erſcheinung dauerte auch keine halbe Minute — einen offenen Brief oder etwas Ähnliches. Sehr proſaiſch und zugleich ungewöhnlich für ein Geſpenſt, was? Ich war unwillkürlich ſtehen geblieben, um die liebliche Erſcheinung nicht zu ſtören. Da erzitterte die Luft plötzlich von Glockenklängen, die jedenfalls von der Welſinger Dorfkirche herrührten. Die frommen Töne verſcheuchten wohl den weißen Spukegeiſt; er fuhr zuſammen und verſchwand plötzlich ſeitwärts, ſo ſchnell und lautlos, wie er aufgetaucht! Als ich eiligſt die Stelle erreicht, wo ich ihn ſoeben geſehen, war nichts mehr rings um mich, als die gelbe, rauſchende Einſamkeit!"

Der Mann erzählt lächelnd, heiter, ſcheinbar gänzlich unbekümmert. Aber ſein Blick haftet dabei forſchend auf dem ſchönen, braunen Antlitz an ſeiner Seite. Er ſieht, wie eine tiefe Röte es überflutet, ſein Herz beginnt ſtärker zu ſchlagen, und unwillkürlich ſtockt er. Sie aber fragt haſtig: „Und was geſchah dann?"

„Dann kam ich zu meinem alten Freunde, und er empfing mich mit offenen Armen und führte mich in das liebe, gemütliche Haus mit den vielen Hirſchgeweihen an den Wänden, den grünen Kachelöfen und den altertümlichen,

geschnitzten Möbeln — —. Wie wir aber noch im allerschönsten Fragen und Erzählen waren, öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle erschien mein Mittagsgespenst, meine Roggenmuhme, im weißen Kleide, mit den Feldblumen in der Hand, und mein alter Gerhard ergriff diese Hand und sagte zu mir: ‚Dies, Oswald, ist meine liebe kleine Schwester Gerda, mein Hausmütterchen, mein Sonnenschein!‘“

„Und dann gab das Gespenst Ihnen die Hand und benahm sich völlig, wie ein gesittetes Fräulein aus dem neunzehnten Jahrhundert!“ vollendet Gerda lächelnd. Tadelnd fährt sie fort: „Sie haben mir zuerst einen rechten Schreck eingejagt; das war nicht recht von Ihnen!“

„Würden Sie denn um mich bangen, wenn mir ein Unglück widerfahren sollte?“ fragt der Mann neben ihr mit einem Beben in der Stimme, dem er vergebens Halt zu gebieten versucht.

Sie sieht ihn freimütig an: „Gewiß!“ sagt sie ruhig. Dann blickt sie träumerisch grade aus und redet leiser: „Ich möchte gern Sie und alle guten Menschen glücklich sehen — so glücklich, wie ich's selber heute bin! — Doch hier sind wir am Ziel!“ unterbricht sie sich selbst und zeigt auf eine kleine Anhöhe, die sich vor ihnen aus dem Kornfelde erhebt. Ein großes Hünengrab ist's, wie es viele hier zu Lande giebt. Eine verwitterte, alte Eiche krönt den Hügel; unter ihrem Schatten winkt eine grüne Rasenbank. Wie eine Oase liegt das kühle, schattige Plätzchen in der gelben, sonnendurchglühten Fläche, die es umgiebt.

Gerda ist vorausgeeilt, Oswald folgt ihr langsam. Das Blut klopft ihm in den Schläfen, und schweratmend drückt er einen Augenblick die Hand aufs Herz — wie leichten, frohen Gemüts ist er vor einer Woche hierhergekommen, zu dem alten Universitätsfreunde, dem herrlichen, großen Menschen mit dem reinen Kinderherzen! Aus dem Treiben der Großstadt hat er sich hinausgeflüchtet für eine kurze Woche in diese köstliche Waldeinsamkeit, ahnunglos, daß sein Geschick ihn hier erwarte. Aus großen, dunklen Rätselaugen hat es ihn angeschaut und sein ganzes Wesen und Sein in unlösliche Bande geschlagen. Morgen ruft ihn die Pflicht fort, aber er kann, er will nicht gehen, ehe er nicht versucht hat, den wundervollen Schatz zu heben, den das einsame Forsthaus für ihn birgt. Oft schon hat sich in den letzten Tagen das Geständnis auf seine Lippen drängen wollen. Und immer hat er es nicht gewagt. — Wenn zwischen all dem heitren, herzlichen Geplauder plötzlich ihr Mund verstummte und die großen Augen so weltenfern, so sehnsüchtig blickten, als sähen sie etwas, das weit, weit von ihnen sei — dann hatte sein Herz gebebt und seine Stimme gezittert. Und dann hatte sie ihn wieder so ruhig fragend angesehen, und der klare Kinderblick hatte ihn verwirrt gemacht, ihn, den weltgewandten Mann, den erfahrenen Menschenkenner!

Gestern Abend, als sie alle drei im Mondenschein unter den großen Buchen vor der Hausthür saßen, die beiden Männer rauchend und Jugenderinnerungen austauschend, während die Hunde des Oberförsters zu Gerdas Füßen lagen — wie hatte sie da ernst und schweigsam dagesessen, die Hände gefaltet, das Köpfchen an des Bruders Schulter gelehnt! Und als der Oberförster dem lauschenden Freunde erzählte, wie sie seit der Eltern Tode ihm alles sei: die bravste, sorgsamste kleine Hausfrau der Welt, die Freude, das Licht seines Lebens — da standen plötzlich große Thränen in den wundervollen Augen, sie hatte sich aufschluchzend auf des Bruders Hand gebeugt und sie geküßt, und dann war sie aufgesprungen und ins Haus zurückgeeilt.

Und heute früh! Wie rosig, wie glücklich sah sie aus, als sie die beiden Männer am Frühstücktisch begrüßte! Sie huschte hinaus, häuslichen Pflichten nachzugehen, und der Freund sagte behäbig schmunzelnd: „Gerda ist seit deiner Ankunft so heiter, so blühend wie seit Jahren nicht. Sie ließ in letzter Zeit öfters den Kopf ein wenig hängen; die Einsamkeit hier war ihr doch wohl manchmal zu groß. Ich bin auch um ihretwillen froh, daß du hier bist, mein alter Junge; schade, daß es so bald schon ein Ende hat — aber du kommst bald wieder, gelt?“ Damit hatte ihm der prächtige, harmlose Waldmensch einen kräftigen Schlag auf die Schulter versetzt und war dröhnenden Schrittes hinausgeeilt.

Mit Blitzesschnelle gleiten all diese Erinnerungen an dem geistigen Auge des Mannes vorbei, während er langsam die mäßige Anhöhe emporsteigt. Gerda steht oben und sieht ihm freundlich lächelnd entgegen; sie hat das weiße Tuch abgenommen und fächelt sich Kühlung damit zu. Eine leichte Brise hat sich aufgemacht und weht das schwarze Lockengekräusel von ihrer Stirn, unter der die dunklen Augen wundersam leuchten. Der Mann, der jetzt an ihre Seite tritt, weiß, daß die nächsten Minuten über sein Geschick entscheiden werden. Trotz der unsäglichen Erregung umfaßt sein Auge mechanisch alles, was ihn umgiebt — bis aufs kleinste. Noch nach langen Jahren wird er mit peinlicher Genauigkeit das grüne, schattige Fleckchen Erde vor sich sehen, das hohe, sonnendurchglühte Korn ringsum, dort den langen, dunklen Streifen des Waldes am Horizont, und weit, weit im Osten, funkelnd und sprühend im reinsten Blau, den Silberspiegel des Meeres.

Mit einem Blick hat er das alles in sich aufgenommen, da hört er ein leises Aufschluchzen neben sich. „Gerda!“ ruft er tödlich erschrocken. Sie ist in die Kniee gesunken, die gefalteten Hände hat sie aufs Herz gepreßt, und ihre thränenumflorten Augen haften mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf dem leuchtenden Meeresstreifen.

„Ich danke dir! o, ich danke dir!“ haucht sie, die Arme nach der fernen See ausstreckend. „Du bringst ihn mir wieder! Du giebst ihn mir zurück! du liebes, schönes Meer — o, wie ich dich liebe! Und wie ich ihn liebe!“ Ihre Stirn senkt sich, heiße Thränen fallen aus ihren Augen auf den Rasen nieder.

Oswald ist hinter ihr auf die Rasenbank getaumelt; ein würgender Schmerz schnürt ihm die Kehle zu, kalte Schweißtropfen stehen auf seiner Stirn, und seine Hände krampfen sich zusammen.

Er hat so wonnevoll geträumt, — jäh und fürchterlich ist das Erwachen.

Gerda hat sich erhoben und leise neben ihn gesetzt. Schüchtern legt sie die warme, kleine Hand auf seine eiskalte Rechte, und mit gesenkten Augen bittet sie demütig: „Verzeihen Sie, daß ich so maßlos mich gezeigt! Was müssen Sie von mir denken? Es kam über mich, ich weiß selbst nicht, wie! O, **bedenken** Sie, was alles ich durchlebte in diesen **langen**, bangen Jahren! Hier war's, wo er **damals** Abschied von mir nahm, und beim **Abschied** sagten wir uns, daß wir uns liebten. **Am** nächsten Morgen mußte er an Bord **seines** Schiffes. Und dann drei Jahre in **fernen** Gewässern, in Sturm und Fieber, in **Kampf** und Not! Wissen Sie, was das heißt, **sein** Liebstes da draußen zu wissen, jahrelang, **auf** dem großen, furchtbaren Weltmeer? **Als** er damals fortging, dachte ich, ich könnte es **nicht** ertragen. Wie oft habe ich hier **gestanden**, und zur See hinübergeschaut, und die **Hände** gerungen und gefleht: ‚Bringe ihn **mir** wieder —.‘“

Ihre Stimme, die zuletzt leidenschaftlich erregt geklungen, bricht, und sie lehnt kindlich vertrauend, wie sie's beim Bruder gewohnt, den Kopf an ihres Gefährten Schulter und schließt die Augen.

Der Mann neben ihr sitzt regungslos da, er beißt sich die Lippen blutig, um nicht laut aufzuschreien, und das Schmerzgefühl, das ihn erfüllt, raubt ihm fast die Besinnung. Nur das eine weiß er ganz klar und wiederholt sich's immer wieder: Gerda darf nie erfahren, was sie dir zu Leide gethan! Kein Schatten soll in ihr Glück fallen — —

„Und nun kehrt er zurück!“ fährt Gerda leise, mit geschlossenen Augen fort; „in wenigen Tagen ist er bei mir! Grade vor einer Woche, als Sie zu uns kamen“ — hier zuckt Oswald zusammen — „hatte ich seinen Brief erhalten — von der letzten Außenstation; heute kommt das Schiff in Kiel an, und dann nimmt er Urlaub und geht zu meinem Bruder — —“

Der Mann erträgt es nicht länger; er springt hastig auf und dreht ihr den Rücken; seine Augen starren verzweiflungsvoll ins Weite. Wäre Gerda nicht so völlig erfüllt von dem wundervollen Gefühl reden zu dürfen über das, was ihr ganzes Sein ausmacht, so entginge ihr gewiß sein verstörtes Wesen nicht. So aber fragt sie nur, wie aus einem Traum erwachend: „Was ist Ihnen?“

„Ich denke an Ihren Bruder!“ sagt er, mühsam die Zähne auseinanderbringend.

Ein trüber Ausdruck überfliegt ihr Gesicht. „Mein armer Bruder!“ sagt sie gedankenvoll.

„Jetzt muß er es doch erfahren! Es wird ihm schwer fallen, mich fortzugeben — Und doch ist die Hauptsache beim Liebhaben, daß man das Glück des andern über das eigne stellt — — Er wird auch glücklich sein — über unser Glück! Und Sie, sein liebster Freund, sind nun mein erster, mein einziger Vertrauter!“ Ein warmer Schein bricht aus ihren Augen.

Oswald hat sich umgewendet und sieht sie an; sie ist zu jung und zu unerfahren, um den tiefen Leidenszug zu verstehen, der plötzlich in seinem Antlitz liegt. Er nimmt ihre Hand in die seine und fragt liebevoll: „Drei Jahre haben Sie geschwiegen und alles allein getragen, Sie tapferes Kind?“

„Sollte ich den Bruder mit all meinen Qualen und Ängsten belasten?“ fragt sie ernsthaft zurück. „So habe ich ihm die drei Jahre über keine Sorgen zu machen brauchen, sondern nur Freude; das war doch ein wenig Überwindung wert!“

Er sieht in das junge, tapfere Gesicht und gelobt sich, ihrem Beispiel zu folgen. Sie hat ihn gelehrt, was „die Hauptsache beim Liebhaben“ ist; er will sich nicht von ihr beschämen lassen. Er denkt an den braven, ehrlichen Freund, der nun auch ein großes Liebesopfer bringen muß, und sein Herz wird weit. Diese einfachen, graden Waldleute mit dem treuen, festen Sinn sollen nie wissen, was ihn ihre Gastfreundschaft gekostet hat; keinen Wermutstropfen will er in ihren Freudenbecher gießen! Er zieht Gerda neben sich auf die Bank nieder und zwingt sich, ruhig und gleichmäßig zu sprechen. Er setzt ihr auseinander, wie sie sich mit dem Bruder aussprechen, ihm alles gestehen soll, ehe ihr Verlobter — wie schwer das Wort über seine Lippen geht! — kommen kann. — „Gehen Sie jetzt gleich zu Gerhard,“ bittet er; „sagen Sie ihm alles, bereiten Sie ihn vor und lassen Sie ihm diese Tage über Zeit, sich hineinzufinden. Wollen Sie das?“

Sie hat ihn mit großen Augen nachdenklich angesehen. „Sie haben recht!“ sagt sie endlich. „Ich will thun, was Sie mir raten. Dann wird sich alles zum Guten fügen!“

„Ich aber werde Sie jetzt gleich verlassen,“ fährt Oswald fort. „Bei einer solchen Aussprache ist jeder dritte überflüssig — störend. — Widersprechen Sie mir nicht!“ bittet er, als sie Miene macht, ihn zu unterbrechen. „Ich gehe sofort von hier aus übers Feld bis zur Waldchaussee; von da ist mir der Weg zum Bahnhof wohlbekannt. Sie aber sagen meinem alten Gerhard, weshalb ich mich so ohne Sang und Klang fortstehle. Es ist nun einmal Gottliebs Schicksal“ — er zwingt sich zu einem Lächeln — „daß er nur mein Gepäck, nicht mich selber kutschieren darf. Und nun gehen Sie, Gerda, gehen Sie zu Ihrem Bruder, und Gott segne Sie!“

Er hat sich erhoben und stößt die letzten Worte hastig hervor. Mit innigem Dankesblick reicht Gerda ihm beide Hände und sieht ahnungslos in sein blasses Antlitz. Ihre ganze Seele ist erfüllt von dem Gedanken an die Unterredung mit ihrem Bruder — —

Nebeneinander gehen sie beide den Abhang hinunter; dann scheiden sie. Das Mädchen geht gedankenvoll weiter. Da, wo der Weg eine Biegung macht, wendet sie sich noch einmal um und winkt ihm stumm zu. Er überwindet sich, ihr freundlich, ermutigend wieder zuzunicken. Noch wenige Sekunden, und sie ist verschwunden. Die goldenen Wogen haben sie verschlungen, wie einen Traum, eine Erscheinung aus andrer Welt. Nichts ist mehr da, als das rauschende Korn, die brennende Sonne und der unbarmherzige, blaue Himmel —

Er aber weiß, daß er „Schmerzen tragen muß bis zum Tode“.

Die Koch- und Hauswirtschafts-Lehrerin.

Nachdruck verboten.

Es wird über die Ausbildung der Handarbeits-, Gewerbe- und Fortbildungsschullehrerin viel debattiert und geschrieben, und das hat den erfreulichen Erfolg gehabt — nicht, die nach dieser Richtung an den Staat gestellten Forderungen erfüllt zu sehen, dazu gehört eine längere Zeit weitgehendster Erwägungen, — wohl aber einen größeren Teil der Standesangehörigen auf sich aufmerksam gemacht, ihn aufgerüttelt und ihm die Einsicht vermittelt zu haben, daß man zunächst sich selbst helfen müsse, wenn einem geholfen werden soll. Man beginnt in weiteren Kreisen die alte Prüfungsordnung von 1885, 1886 und 1887 dem Geist nach aufzufassen und auszuführen, und die Gewerbe- und Fortbildungsschullehrerin zweckentsprechender, einheitlicher und namentlich pädagogischer auszubilden, indem man abgegrenzte und verlängerte Kurse einrichtet und bei der Aufnahme sorfältiger auswählt.

Von der Koch- und Hauswirtschafts-Lehrerin und ihrer Ausbildung spricht man indes entweder garnicht oder stets als von etwas Fertigem, Selbstverständlichem, über das nachzudenken nicht von Nöten ist. Und doch herrscht gerade hier eine unheilvolle Unklarheit einerseits und Unzufriedenheit mit den Leistungen andererseits.

Frau Hedwig Heyl, Berlin, gebührt das Verdienst, die häusliche Arbeit, die lange Zeit als Aschenbrödel weiblicher Thätigkeit galt, wieder zu Ansehen und Ehren gebracht, sie zu einem ausgedehnten Lehrgegenstand erhoben und dadurch geadelt zu haben. In ihrem „A B C der Küche" tritt sie bahnbrechend für die Durchgeistigung auch der kleinsten, aber darum nicht minder wichtigen Arbeiten des täglichen Lebens ein, zeigt, daß zu nutz- und segenbringender Thätigkeit in Küche und Haus ein gedankenloses Abgerichtetsein, ein mechanisches Ausführen der nötigen Handgriffe und Verrichtungen nicht mehr genüge, daß vielmehr allem Thun, selbst dem scheinbar unbedeutendsten, Überlegung, Nachdenken über Zweck, Ursache und Wirkung voraufgehen müsse und endlich, daß es dazu auch umfassender Kenntnisse bedürfe, wenn anders die Frau im Hause ihre hohe Mission zeitgemäß erfüllen soll.

Der Lehrgegenstand war gegeben, aber wo fanden sich die Lehrenden? Und wiederum war Frau Heyl die einsichtsvolle Pfadfinderin. Sie richtete im alten Pestalozzi-Fröbelhaus die erste Schulküche und damit eine Lehrerinnenausbildungsstätte ein, die sie zunächst auch selbst leitete. In Cassel, später auch in Berlin und andern größeren Städten nahm man ihre Idee auf, und es entstanden eine Anzahl Fachschulen, die sich rasch Geltung verschafften, weil sie einem längst vorhandenen Bedürfnis entsprachen. Auch der Staat erkannte die Wichtigkeit und Notwendigkeit schulgemäßer Ausbildung für diesen Beruf an und eröffnete im November 1897 mit der Königlichen Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen nicht nur ein Seminar für Handarbeits- und Gewerbeschul-, sondern auch ein solches für Koch- und Hauswirtschafts-Lehrerinnen. Es war dies um so wichtiger und notwendiger, als nur so die Möglichkeit geschaffen werden konnte, unabhängig und ohne Rücksicht auf private und pekuniäre Interessen, die Ausbildung in den Vordergrund zu stellen und vom ausschließlich sachlichen Standpunkt aus zu regeln und zu leiten.

Es wäre verfehlt, das Ziel dieser Ausbildung in der Virtuosität in Bereitung feiner, feinster, raffinierter und kostbarer Gerichte zu erblicken; dafür kann man bei außerordentlichen Gelegenheiten, wenn man ihrer bedarf, Kochbücher, Köche und Kochfrauen in Anspruch nehmen. Der Schwerpunkt liegt vielmehr in der Erziehung der Kochnovize für die Anforderungen des täglichen Lebens, zu äußerster Sparsamkeit, Ordnung und Sauberkeit, Gewöhnung zu einsichtsvoller, zielbewußter Arbeit, wobei der praktische Blick geschärft, das Urteilsvermögen entwickelt und Umsicht wie Überlegung gefördert werden sollen. Die Aneignung positiver Kenntnisse und praktischer Fertigkeit muß mit dem erziehlichen Moment gleichen Schritt halten,

denn erziehlich Lehrenkönnen fordert eignes reiches Wissen und Verstehen. Die Unterweisung im Kochen, Backen, Einmachen, verschiedenster Anwendung, Mischung und Konservierung der Nahrungsmittel, praktischer Verwendung von Resten u. s. w. muß einen breiten Raum im Lehrplan einnehmen, und Kenntnis und Beurteilung der Rohmaterialien nach Beschaffenheit, Nährwert und Preis muß gegeben und davon ausgehend die Aufstellung, Berechnung und Ausführung von Speisefolgen für die verschiedensten Lebens- und Einnahmeverhältnisse geübt werden.

Um zur selbständigen Führung einer Häuslichkeit oder einer Anstalt zu befähigen, dürfen Rechnen und Buchführung nicht fehlen, und da die Thätigkeit der Kochlehrerin sich nicht nur auf das Kochen sondern auch auf die hauswirtschaftlichen Arbeiten wie Waschen, Plätten, Flicken, Stopfen und alle zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Reinlichkeit des Hauses gehörenden Verrichtungen erstreckt, sind auch diese der Ausbildung einzufügen.

In die theoretischen Unterweisungen sind Küchenchemie, Ernährungs- und Gesundheitslehre, Schulhygiene einzubeziehen und um bei kleineren oder größeren Unglücksfällen schnelle sachgemäße Hilfe leisten zu können, auch die Absolvierung eines Samariterkursus zu verlangen. Außerdem wird zur Bildung des Schönheitssinnes wie zur Übung von Auge und Hand, zu praktischer Ausführung des Anrichtens, Tranchierens und Garnierens auf das Zeichnen Wert zu legen sein.

In dieser Weise sind die künftigen Lehrerinnen mit Wissen und Fertigkeiten auszurüsten, die sie in ausgedehntem oder beschränktem Maße ihren dereinstigen Schülerinnen weiter geben sollen. Aber selbst dieses leisten und andere lehren können sind zwei grundverschiedene Dinge; deshalb ist als Hauptsache für jede Lehrthätigkeit die pädagogische Schulung zu bezeichnen, die die wichtigsten Gebiete der Psychologie, der Erziehungs- und namentlich der Unterrichtslehre zu umfassen hat Letztere muß zunächst theoretisch zum Verständnis gebracht und unter Aufsicht einer tüchtigen Seminarlehrerin in einer Übungsschule praktisch geübt werden.

Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles bedarf es selbstverständlich sowohl einer längeren Ausbildungszeit — abgekürzte oder gar nach Wochen zählende Ausbildnngen können nur für bestimmte lokale Bedürfnisse im engsten Rahmen und dafür prädestinierte Persönlichkeiten in Betracht kommen — als auch eines Schülerinnenmaterials, das bestimmte Voraussetzungen erfüllt.

Der Beruf stellt gleich hohe Anforderungen an den Körper wie an den Geist; es ist somit ein reiferes Alter für die Aufnahme in diesen Kursus zu fordern, als für Kandidatinnen andrer technischer Seminare, deren Ausbildungsziele weder so weitgreifende noch so viel Umsicht fordernde sind. Wie für jede Lehrthätigkeit kann auch hier nur eine gediegene, gründliche Schul- und Allgemeinbildung genügen und die zu ersprießlicher Ausübung des Erzieherinnenberufes notwendige Geduld und Ausdauer, praktisch-wirtschaftlicher Sinn, entwickeltes ästhetisches Gefühl und Hingebungsfähigkeit an den Beruf müssen mit einem gesunden widerstandsfähigen Körper verbunden sein. Das ist nicht sowohl im Interesse der auszubildenden Lehrerinnen selbst als auch von weittragendster Bedeutung für die Frauenbewegung als solche, deren Erfolg mit den Leistungen der beruflich wirkenden Frauen steht und fällt.

Wir fordern viel von der Koch- und hauswirtschaftlichen Lehrerin — aber nicht mehr, als die gebildete Frau in einem Beruf erfüllen kann, den sie nach Begabung und Neigung gewählt hat. Das Bewußtsein, durch die wirtschaftliche Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts mitzuarbeiten an der gesunden Entwicklung volkswirtschaftlicher und sozialer Fragen, die Frau zu befähigen, Mittelpunkt des eigenen Hauses, die kräftig leitende oder helfende Hand in fremder Familie zu sein, wird ihr vollste Befriedigung gewähren.

Aber nicht nur der idealen Vorzüge, die diesem Berufe eignen, sondern auch der realen Aussichten, die er bietet, soll hier gedacht werden. Die Besoldung und Altersversorgung der Koch- und Hauswirthschafts- wie auch der Gewerbeschullehrerin an staatlichen oder mit Staatsunterstützung geschaffenen und geführten städtischen Gewerbe- und Haushaltungsschulen ist der der festangestellten wissenschaftlichen Lehrerin höherer Schulen mindestens gleich. Durch die wirtschaftliche Gleichstellung ist auch die soziale gegeben, und so wird dieser Beruf den mehr praktisch beanlagten gebildeten tüchtigen Frauen eine nach jeder Richtung befriedigende und gesicherte Lebensstellung bieten.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Zur Beisetzung Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich** haben der Bund Deutscher Frauenvereine, der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein, sowie der Verein deutscher Lehrerinnen in England Kränze geschickt. Der Kranz des Bundes deutscher Frauenvereine trägt die Inschrift: „Ihrer Majestät, der Kaiserin Friedrich, der Hohen Beschützerin von Frauenbildung und Frauenarbeit in dankbarem Gedenken ehrfurchtsvoll der Bund deutscher Frauenvereine"; der Kranz des Allg. d. Lehrerinnenvereins: „Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich, der unvergeßlichen Hohen Freundin seiner Bestrebungen in dankbarer Verehrung der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein"; der Kranz des englischen Vereins deutscher Lehrerinnen: „J. M. der Kaiserin Friedrich in Liebe und Dankbarkeit der Verein deutscher Lehrerinnen in England".

* **Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin** eröffnen im Herbst einen neuen Kursus. Aufnahmebedingung ist der Nachweis der vollen Bildung einer höheren Mädchenschule. Meldungen sind an den Vertreter der beurlaubten Leiterin, Herrn Professor Dr. Wychgram, Kgl. Augustaschule, Berlin S.W., Kleinbeerenstraße 16—19, zu richten (Sprechstunde 12—1).

Einen neuen Jahrgang eröffnet auch das **Städtische Mädchengymnasium in Karlsruhe.** Auskunft über das Gymnasium wie über das mit dem Gymnasium verbundene Internat erteilt Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstraße 16.

* **Der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen für Kleider- und Wäschekonfektion** zählt zur Zeit in Berlin 629 Mitglieder, darunter 96 außerordentliche. Auf die Nordgruppe entfallen 325, auf die Südgruppe 108, auf die Ostgruppe 100 Mitglieder. In Bielefeld, Breslau und Stuttgart sind vorbereitende Schritte zur Gründung von Ortsgruppen geschehen. Der Gewerkverein, dessen Vorsitzende die Gräfin Bernstorff ist, hat bereits eine Begräbniskasse errichtet und ermöglicht den Mitgliedern den billigen Bezug von Nähmaschinen. Das Organ des Vereins, „Die Heimarbeiterin", erscheint zunächst dreimonatlich. In Wien hat auf Antrag des Dr. Schwiedland die österreichische Arbeiterschutzgesellschaft beschlossen, der Organisation der Heimarbeiterinnen nach dem Vorbild des Berliner Vereins näher zu treten.

* **Das Rigorosum** an der philosophischen Fakultät zu Berlin bestand Miß Mary Williams Montgomery cum laude. Ihr Spezialstudium war orientalische und semitische Philologie. Ihre Dissertation behandelte: „Dokumente aus der Zeit Hammurabis." — In **Würzburg** promovierte Miß Beatrice Edgell als erste Doktorandin der dortigen Universität.

* **Der Berliner Verein** der Inhaber und Inhaberinnen von **Schankwirtschaften mit weiblicher Bedienung** hat nach einem Bericht der Vossischen Zeitung eine Abordnung an das Königliche Polizeipräsidium entsandt, um Vorschläge betreffend die Aufhebung oder Milderung der Polizeiverordnung vom Juli 1892 vorzubringen. Regierungsrat Dumrath versprach, Hand in Hand mit dem Verein alles zu thun, um das Kellnerinnenmaterial von Grund auf zu reformieren. Der Verein möge die Namen derjenigen Kellnerinnen, die sich in den Lokalen Unsittlichkeiten zu schulden kommen ließen, den hiesigen Stellenvermittlern mit der Aufforderung mitteilen, ihnen in Zukunft eine Stellung weder in Berlin noch außerhalb zu verschaffen. Sollten die Vermittler wider Erwarten dieser Aufforderung nicht nachkommen, so würde das Königliche Polizeipräsidium auf Entziehung der Vermittlerkonzession klagbar werden. Des weiteren erkannte Regierungsrat Dumrath es als berechtigt an, wenn die Aufhebung der Polizeiverordnung, die den Prostituierten die Beschäftigung als Kellnerinnen gestattet, gefordert werde. Er glaubte auch, falls der Verein die dem Polizeipräsidium angebotene Unterstützung in jeder Beziehung wahr mache, mindestens eine Umarbeitung der Polizeiverordnung

von 1892 in Aussicht stellen zu dürfen. Es sollten in Zukunft die Animier- und Sitzvorschriften nicht mehr so scharf durchgeführt werden und die polizeiliche Revision höheren Beamten und nicht mehr, wie jetzt, Schutzleuten in Zivil übertragen werden. Die polizeilicherseits notwendigen Recherchen würden sich in Zukunft auch auf die Bars und Chambres séparées ausdehnen.

Ob diese Bemühungen, so lange noch den Zuständen im Kellnerinnengewerbe auf anderm Wege so viel Vorschub geleistet wird, viel Erfolg haben werden, bleibt abzuwarten.

* **Als erste etatsmäßige Reallehrerin** ist Frl. Dr. Gernet an der Gymnasialabteilung der höheren Mädchenschule in Karlsruhe angestellt worden.

* **Vier Abiturientinnen** entließ das Mädchengymnasium in **Karlsruhe**. Mit ihnen bestanden zwei privatim vorbereitete Frauen das Examen. Alle sechs werden Medizin studieren.

* **In Mannheim** wird eine **Oberrealschule** für Mädchen mit Genehmigung des großherzoglichen Oberschulrats errichtet werden. Die Schule wird mit der höheren Mädchenschule in der Form verbunden werden, daß von der vierten Klasse an Parallelklassen nach dem Lehrplan der Oberrealschule hinaufgeführt werden sollen.

* Für den nachfolgenden Aufruf hoffen wir auf das rege Interesse unseres Leserinnenkreises.

Aufruf!

An die deutschen Frauen!

Am 9. Mai 1905 wird ein Jahrhundert sich vollenden, seit Friedrich Schiller in voller Schaffenskraft dahingegangen ist. Wie sein hundertjähriger Geburtstag 1859 zum nationalen Festtag für das ganze deutsche Volk geworden, so soll auch sein hundertjähriger Todestag zum denkwürdigen Weihetag sich gestalten.

Deutsche Frauen! Dem Dichter, der die höchsten Ideale sittlicher Kraft in seinen Frauengestalten verkörpert hat, wollen wir Frauen ein Denkmal errichten.

Ein Denkmal nicht aus Marmor und Erz, ein Liebeswerk ist es, zu dem wir Sie einladen. Seit am 10. November 1859 von Major Serre durch die Schiller-Lotterie der große Fonds der Schiller-Stiftung geschaffen wurde, haben sich die Ansprüche an denselben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesteigert. Die ungeheure Entwicklung der Presse hat bei dem Aufschwung unseres nationalen Lebens Heerscharen geistiger Arbeiter gefordert, und die Schiller-Stiftung kann die Fürsorge für die bei aufreibender geistiger Arbeit invalid gewordenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen und deren Hinterbliebene nicht mehr allein bewältigen.

Und so ergeht denn die Bitte an alle deutschen Frauen, sich zu einem großen Verbande zusammenzuschließen, dessen Einzelglieder an allen Orten, wohin unser Aufruf gelangt, Ortsgruppen des Schiller-Verbandes bilden sollen.

Der Schiller-Verband deutscher Frauen widmet sich der Aufgabe, bis zum 9. Mai 1905, dem hundertjährigen Todestage unseres großen nationalen Dichters, durch Veranstaltungen, Aufführungen, Sammlungen, Preisausschreiben und freiwillige Gaben der Schiller-Stiftung neue Mittel zuzuführen.

Friedrich Schillers Weck- und Mahnruf glauben wir zu vernehmen, wenn wir Sie auffordern, denen hilfreiche Hand zu leihen, die in seinem Geiste sich mühen, damit „das Gute wirke, wachse, fromme". Lassen Sie uns seinem Weck- und Mahnruf folgen, um den geistigen Arbeitern im Sinne unserer Zeit sagen zu können: „Werft die Angst des Irdischen von euch!"

Der Zentral-Vorstand Leipzig.

Frau Dr. Frida Brasch.
Frau Professor Dr. H. Credner.
Frau Dr. Henriette Goldschmidt.
Frl. Dr. Agnes Gosche.
Frau Dr. von Hase.
Frau Professor Dr. A. Köster.
Frau Kapellmeister Professor A. Nickisch.
Frau Präsident Dr. von Oehlschläger, Excellenz.
Frau Ober-Reichsanwalt Dr. Olshausen.
Frau Professor Karl Reinecke.
Frau Baurat Dr. Therese Roßbach.
Frl. Auguste Schmidt.
Frau Professor Dr. Th. Schreiber.
Frau Professor Dr. Meta Volkelt.
Frau Rechtsanwalt Dr. Else Wildhagen.
Frau Geh. Rat Prof. Dr. Lotte Windscheid.
Frl. Dr. Käthe Windscheid.
Frau Geheimrat Professor Dr. W. Wundt.

Der Verwaltungsrat der deutschen Schiller-Stiftung in Weimar begrüßt freudig das Unternehmen deutscher Frauen, der Schiller-Stiftung neue Mittel zuzuführen und begleitet den Aufruf an die deutschen Frauen mit den besten Wünschen für reichen Erfolg.

Dr. Freiherr von Gleichen-Rußwurm,
Vorsitzender.
Staatsminister Dr. Rothe, Excellenz,
Vorsitzender-Stellvertreter.

... [illegible] assistentinnen, entsandt worden.

* **Eine Petition um Zulassung der Frauen zur Vormundschaft** haben mehrere österreichische Frauenvereine dem Justizministerium eingereicht. Da die Behörden häufig Schwierigkeiten haben, geeignete Persönlichkeiten für die Uebernahme der

... Louvre, die ... verleiht, erhielt ... für eine Arbe... vie et ses o... en Suisse." ... voller Beitrag

Vereine.

Die erste öffentliche Lesehalle in Berlin, die seiner Zeit von der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur" errichtet wurde, ist, wie wir aus dem 6. Jahresbericht entnehmen, im Laufe des Jahres 1900 von 100 000 Personen besucht worden, d. h. von 5000 mehr als im vorangegangenen Jahre, trotzdem die Stadt Berlin in demselben Jahr vier neue städtische Lesehallen eröffnet hat. Es bestehen in Berlin nunmehr 8 öffentliche Lesehallen, 6 städtische und zwei private. Die Räume der Lesehalle sind stets gefüllt, zuweilen überfüllt; die Durchschnittszahl der täglichen Besucher war an Wochentagen 283, an Sonntagen 304. Ungefähr zwei Drittel der Besucher lasen Zeitungen und Zeitschriften, ein Drittel Bücher; 35 Prozent der gelesenen Bücher waren wissenschaftliche Werke. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Lesehalle einerseits als eine Stätte der Erholung, der Sammlung und edler Unterhaltung für viele gedient hat, denen im eigenen Heim die Gelegenheit dazu fehlt, außerdem aber den Benutzern der wissenschaftlichen Abteilungen und der zahlreichen Fachblätter Bildung, Belehrung und Förderung ihres Erwerbslebens gebracht hat. Eine wichtige Neuerung ist im Laufe dieses Jahres eingeführt worden. Seit dem April hat die Verwaltung begonnen, auch die teilweise Benutzung von Büchern außerhalb der Lesehalle zu gestatten, und zwar sind hauptsächlich wissenschaftliche Werke dazu gewählt

... geben werden ... anstaltete die V... haltungsabende, ... musikalischen ur... wurde.

Der **„Schw**... entfaltet, wie d... eine äußerst viel... vermittlung wu... 1764 Stellenoff... alle Arten vor... angestellten in... Berichtsjahres ... 833 durch sei... Erkundigungen ... 746 Antworten ... zügliche, teils bef... der Generalverso... das 10jährige ... des Vereins an... Vermittlung die... und dieselbe seit... eine Prämie vor... 5 Jahren verb... 235 Fr. für die... Klinik des Vere... 136 Personen ...

Hunger. Von Elisabeth Dauthendey. (Schuster und Loeffler. Berlin 1901.)

In einer Art modernen Märchenstils wird uns die Geschichte zweier Frauenseelen erzählt, die am Mangel des Einen, was not thut — der Liebe — zu Grunde gehen. Wie in ihrem Buch „Das neue Weib und seine Liebe" vertritt die Autorin auch hier die Ansicht, daß es den Mann nicht giebt, der die würdige Ergänzung der seelisch zarteren und feineren Frau wäre. Daß er für sie nicht reif ist — daß er ihrem Hunger Steine statt Brot bietet. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Behauptung näher einzugehen. Möge man darüber denken, wie man wolle — sicher ist eins: fühlt man sich berufen zu kämpfen, so soll man zuvor seine Waffen prüfen. Blindes Dreinhauen thut oft mehr Schaden als Nutzen. Ich habe die vollste Sympathie für jede impulsive Äußerung eines warmen, lebendigen Herzens. Aber wer mit seinen leidenschaftlichen Klagen und Anklagen ernst genommen sein will, muß sich vor allzuviel Übertreibung, Unwahrscheinlichkeit und Ungerechtigkeit hüten. Daß die Heldin des vorliegenden Buches ausschließlich nur von den allergemeinsten Schmutznaturen umgeben sein soll — daß die vier Männer, die einen Platz in ihrem Leben haben, alle geradezu Ausbünde von Roheit und Niedertracht sein sollen —, daß sie selbst in solch schauderhaftem Sumpf zu einem Geschöpf von solch leuchtender Reinheit erblüht, das freilich nebenbei eine ungemein stark entwickelte Sinnlichkeit zeigt — das alles klingt denn doch ein bißchen gar zu fabelhaft. Die aufdringliche Absicht verstimmt sehr. Auch würde ein einfacherer, klarerer, nicht so ganz und gar an dem arg mißbrauchten Nietzsche verbildeter Stil, etwas weniger Schwüle und Schwülstigkeit und hysterische Lyrik dem Büchlein sehr zu wünschen sein.

Liebe. Von Mathieu Schwann (Eugen Diederichs Verlag. Leipzig 1901.)

Daß alle Männer — in der Theorie wenigstens — nicht ganz so schlimm und hartherzig sind, wie Elisabeth Dauthendey es uns glauben machen lassen will — nicht ganz unfähig aller feinern und komplizierteren Seelenregungen, zeigt das vorliegende populär-philosophische Werk, das in einer Reihe von lose aneinander gefügten psychologischen Skizzen und ziemlich lang ausgesponnenen Betrachtungen das Wesen der wahren Liebe in jederlei Gestalt darthun will. Man ist durchaus einverstanden mit dem schönen und guten Grundgedanken des Verfassers; ab und zu taucht vielleicht der Gedanke auf, wie schön es sein müßte, wenn alle die Worte sich in Thaten und Wirklichkeiten umsetzen ließen. Das Buch ist übrigens von dem — in dieser Hinsicht rühmlichst bekannten — Verlag Diederichs äußerst geschmackvoll ausgestattet.

Die Halben. Roman von Emil Jeanot Freiherr von Grotthuß. (Greiner u. Pfeiffer. Stuttgart 1901.)

Der Kampf gegen Lüge und Vorurteil — gegen Feigheit und Blindheit — gegen alle Halbheit im Menschen und in der menschlichen Gesellschaft — dies Thema wird immer interessieren, weil es nie erschöpft wird. Der Kampf wird ja immer ein unausgefochtener bleiben. Um so ernsthafter wendet sich die Sympathie denen zu, die diesen endlosen Kampf auf irgend eine Weise aufnehmen. Und diese ernsthafte Sympathie muß man auch der ehrlichen und guten Meinung des Verfassers entgegenbringen. Im übrigen ist der Roman als Kunstwerk und als Tendenzroman nicht eben geglückt. Die Figur des Helden bleibt dem Leser fremd und unglaubhaft. Er ist wahr und ehrenhaft und versäumt die nächste, natürlichste Pflicht — seiner Braut und deren Vater seine Vergangenheit klarzulegen. Er ist klug und energisch und glaubt allen Ernstes mit einem Komitee, wie der Verfasser es schildert — mit Karikaturen — seine hochstrebenden Pläne für soziale und geistige Reform verwirklichen zu können. Das sind unlösbare Widersprüche. Auch mit dem seltsam tastenden Christentum des Helden wissen wir nichts anzufangen. Am besten gezeichnet unter all diesen Menschen, die entweder ziemlich blutlos oder als Übertreibungen wirken, ist Klara, die Braut des Helden, in ihrer Großstadtpflanzennatur. G. K.

„Rechtsbücher für das deutsche Volk". Herausgegeben von Dr. jur. Marie Raschke. 2. Band. **Die Zwangserziehung** nach der im Anschlusse an das Bürgerliche Gesetzbuch erfolgten Neuregelung durch die Landesgesetze. Von Dr. Franz v. Liszt, Professor, und Frieda Duensing, stud. jur. (Berlin 1901, Druck und Verlag von E. Ebering) Der 2. Band der von Dr. jur. Marie Raschke herausgegebenen Rechtsbücher, die als Beilage zu der von ihr geleiteten „Zeitschrift für populäre Rechtskunde" erscheinen, bietet in der Arbeit von Professor v. Liszt und Frieda Duensing einen Beitrag von außerordentlicher aktueller Bedeutung. Die sehr klare und übersichtliche Anordnung des Stoffes macht die Schrift auch für den Laien verständlich.

meinen. Aber sie können die Verantwortung für ihr Handeln nicht frei und stolz auf sich nehmen, sie sind abhängig von den Menschen, unter denen sie leben müssen, sie müssen verbergen, verschweigen, heucheln. Und das Heucheln hilft ihnen nichts. Das Alltagsleben ist stärker als sie; Richard Volkmar hat sich selbst die Möglichkeit abgeschnitten, seine beste Kraft, das, aus dem er sein Recht zur Überschreitung toter Gesetze ableitete, im Leben zur Geltung zu bringen. Der Kampf, den er aufgenommen, geht über seine Kraft; sein Weib sieht es und verläßt ihn, um ihm den Weg in die Gesellschaft zurück freizumachen. Ihre That wird zugleich eine innere Erlösung für ihn. Sein Leben lehrt ihn, daß er mit dem Anspruch an größere persönliche Freiheit das Recht verwirkte, ein geistiger Führer zu sein. Das ist der Gang und die Motivierung der inneren Entwicklung. Das äußere Ineinandergreifen des Geschehens ist freilich nicht immer ganz geglückt.

„Der Dom zu Königsberg." Ein Denkmal der geschichtlichen Entwicklung Altpreußens von L. Frost, Königsberg (Verlag von Bernh. Teichert). Die sehr verdienstvolle Arbeit unserer einheimischen Schriftstellerin führt den Leser an der Hand der Geschichte des alten Domes in die interessante Geschichte des Preußenlandes ein. Die Urbevölkerung mit ihren heidnischen Gebräuchen, die Eroberung des Landes durch den Deutschen Orden, die Erbauung der Burgen und Schlösser, die Ansiedlung der Ritter auf der Höhe Turwangste, dem jetzigen Königsberg, bildet die Einleitung, es

Verfasserin mi
Dom ein De
Christentums,
und nationale
bald 600 Ja
gestattete Bü
des jetzigen
Borgins einge
Teile seines
Zeit und die
Herzogs Albre
das Buch. Hi
stellung verbu
kleinen Schrif
Buch außerorde
ihm an zahlrei

Briefe a
Klara Bille
und Leipzig 1

Man darf si
der verstorbene
diese Hinterlass
frischen, freien
geben. Diese
Spanien werde
ihrer Unmittelb
einer durch ih
seele sind auch
Jahrzehnte zu
gegenwärtig.
Buch!

Hygienisches.

Ein guter Rat für Magenleidende: Ein Arzt äußerte kürzlich: Ich traf wiederholt Patienten, welche sich die schwersten Magenübel, wie Krebs, Geschwür u. s. w. u. s. w. eingebildet hatten, und heilte sie einfach dadurch, daß ich sie zum — Zahnarzt schickte, ihre Zähne in Ordnung bringen ließ und ihnen dann eine gründliche Mundpflege mittels

werden. Wir
gegen Magenle
nur, daß diese
Zähne hervorg
halb folgerichti
durch eine ve
Wichtig ist, da
und mit einer a
werde. Die

Kleine Mitteilungen.

Die Stellenvermittlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins wird mit dem 1. Oktober ihre Zentrale von Leipzig, Hohestr. 35, nach **Berlin W., Culmstr. 5,** verlegen. In denselben Räumen wird der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein sein Bureau einrichten.

III. Die Verarbeitung der Rohnaphtha auf veredeltes Heilöl. (Fortsetzung.) Uns interessiert hier das schwere Öl, das als Träger der durch die Destillation konzentrierten spezifischen Heilwirkung, wie Jäger durch ausgedehnte Versuche feststellte, in keiner andern Rohnaphtha enthalten ist. Jäger konstatierte ferner, daß dieses Öl, nachdem nahezu 60 % anderer Bestandteile ausgeschieden, die berühmte stark schmerzstillende Heilkraft in weit intensiverer und wirksamerer Form enthielt, wie er ursprünglich erwartet hatte. Seine in großem Maßstabe bei der eingeborenen Bevölkerung ausgeführten Versuche hatten so glänzende Erfolge, daß die Leidenden bald von weit und breit zusammenströmten. Aber Jäger begnügte sich damit noch nicht! Er wollte ein pharmazeutisches Produkt schaffen, das allen an ein solches zu stellenden Forderungen voll entsprach und das selbst bei offenen Wunden ohne Bedenken angewendet werden konnte. Nach langwierigen Versuchen, die auf Veredelung des Öles gerichtet waren, fand er ein Verfahren, welches das Öl einem gründlichen Reinigungsprozesse unterwirft. Dieses Verfahren ist Jägers eigenste Erfindung. Eine Beschreibung desselben müssen wir uns versagen, da heute schon verschiedene aus Petroleum- und Vaselinerückständen hergestellte, dem Naftalan zwar äußerlich ähnliche, sonst aber wertlose Schmieren als „Naftalan-Ersatz" in den Handel gebracht werden. Diese Nachahmungen sind billig und schlecht, es kann daher vor ihrem Gebrauche nur dringend gewarnt werden.

Allgemeiner deutscher Frauenverein.

Programm
der
21. Generalversammlung
und des
damit verbundenen Frauentages
vom 29. September bis 2. Oktober 1901
in Eisenach.

Alle Sitzungen und Versammlungen finden im Saale der „Erholung" statt und sind öffentlich.

Sonntag, den 29. September, abends 8 Uhr:

Begrüßung der Gäste und zwangloses, geselliges Beisammensein.

Montag, den 30. September, morgens 9½ Uhr:

1. Bericht über die zweijährige Wirksamkeit des Vereins (Oktober 1899—1901), erstattet durch die Vorsitzende: Fräulein **Auguste Schmidt,** Leipzig.
2. Berichte zweier Ortsgruppen über ihre Rechtsschutzstellen:
   a) Hamburg, Frau **Julie Eichholz.**
   b) Frankfurt a. M., Fräulein **Marie Pfungst.**
3. Referat von Fräulein **Lina Helm,** Nürnberg: „Über Gründung von Heimstätten zur Förderung der Waisenpflege".
4. Bericht von Fräulein **Anna Blum** über den „Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau."
5. Wahl der Kassenrevisorinnen.

Dienstag, den 1. Oktober, morgens 9½ Uhr:

1. Antrag des Vorstandes über Änderung des 1. Abschnittes von § 2 der Statuten. An Stelle der jetzigen Fassung soll es heißen:
   § 2a.
   Befreiung der Berufsarbeit der Frau von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen.
   b) Belebung des Interesses für hauswirtschaftliche und gewerbliche, wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung des weiblichen Geschlechtes.
   c) Förderung der thätigen Anteilnahme an den kulturellen und sozialen Arbeiten unsrer Zeit.
   d) Förderung der Rechte der Frau im privaten und öffentlichen Leben.
2. Antrag des Vorstandes und der Ortsgruppe Frankfurt a. M.:
   „Die Kassenrevisorinnen sind in der vorhergehenden Generalversammlung zu wählen und sollen ihr Amt vor der nächsten Generalversammlung versehen. Es sollen zumeist Leipziger Mitglieder zu diesem Amte gewählt werden."
3. Vortrag von Frau **Elsbeth Krukenberg:** „Agitation in der Frauenbewegung".

Mittwoch, den 2. Oktober, morgens 9½ Uhr.

1. Bericht über die Berliner Hauspflege. (Abteilung des Berliner Frauenvereins.)
2. Kassenbericht, erstattet durch die Kassiererin Fräulein **Johanna Brandstetter.**
3. Bericht der Kassenrevisorinnen und Erteilung der Decharge durch die Versammlung.
4. Wahl des Vorstandes.

Versammlungen des Frauentages:

Montag, den 30. September, abends 7½ Uhr:

1. Begrüßung durch den Herrn Oberbürgermeister Dr. **von Jewson.**
2. Vortrag von Frau **Helene von Forster,** Nürnberg: „Frauenbewegung".
3. Vortrag von Frau **Marie Hecht,** Tilsit: „Die Frau in kommunalen Ämtern".

Dienstag, den 1. Oktober, abends 7½ Uhr:

1. Vortrag von Fräulein **Alice Salomon,** Berlin: „Konsumentenmoral und Käuferinnenvereine".
2. Vortrag von Fräulein **Gertrud Bäumer,** Berlin: „Moderne Erziehungsprobleme".

Mittwoch, den 2. Oktober, nachmittags 4½ Uhr:

1. Vortrag von Fräulein **Bertha Pappenheim,** Frankfurt a. M.: „Zur Sittlichkeitsfrage".
2. Vortrag von Frau **Marie Stritt,** Dresden: „Die deutschen Vereinsgesetze und die Frauen".

Der Vorstand des Allgemeinen deutschen Frauenvereins.
Auguste Schmidt. Henriette Goldschmidt. Helene Lange. Johanna Brandstetter. Dr. Käthe Windscheid. Louise Pache. Marie Hecht. Helene von Forster.

Nach der Mitteilung des Ortsausschusses haben Fräulein A. Wünschmann, Emilienstraße 4, und Fräulein A. Roßhirt, Emilienstraße 11, gütigst die Vermittelung von Wohnungen übernommen.

Hinsichtlich der Form wollte Jäger sein Heilmittel mit Rücksicht auf Anwendung und Transportgefahren nicht in flüssiger, sondern in fester Form haben; ihm schien eine konsistente Salbe die wünschenswerteste Form zu sein. Und wieder begann eine Periode ernsten Forschens und Probierens. Das Festmachen des Öles an sich bot keine Schwierigkeit, aber wie unendlich viele Gesichtspunkte waren dabei zu berücksichtigen. Ohne Zusatz einer andern Substanz war eine Konsistenz natürlich nicht zu erzielen; aber diese Substanz mußte absolut indifferent sein, um keine unangenehme oder gar schädliche Wirkung zu äußern, sie durfte nicht die Heilkraft des Öles beeinflussen; es mußten schon ganz geringe Mengen derselben genügen, um die Konsistenz herbeizuführen, ohne die Heilkraft herabzudrücken oder die Zusammensetzung des nur gereinigten Naturprodukts zu verändern. Dabei sollte die Masse starr und fest, aber auch weich und leicht verreibbar sein, ohne die Konsistenz

Seminar für Handarbeits-, H
Ausbildung in allen praktischen
Kurse für Hand
Beginn des Winterse
Nähere Auskunft und Programme durch

2 Plätze sind **frei** im
Damenpensionat
von L. Hempel, Steglitzer-Strasse 7, IV Tr. r.

Familien-Pension I. Ranges
von [8]
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Schering's Malz
ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszen**
Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** u.
Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen
Malz-Extrakt mit Kalk mitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsu**
wird mit großem Erfolge gegen **Abzehr**
gegeben u. unterstützt wesentlich die **Kno**
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Dro

* * W. Moeser Buchhandlung, Berlin. * *

Demnächst erscheint:

Handbuch der Frauenbewegung

herausgegeben von

Helene Lange und Gertrud Bäumer.

Mitarbeiter:

Für Deutschland: Alice Salomon, Marie Stritt, Anna Pappritz, Ottilie Hoffmann, Dr. Robert Wilbrandt, Lisbeth Wilbrandt.

Für das Ausland: Emilie Benz, Marie Bessmertny, Ersilia Majus Bronzini, Bice Cammeo, Maria Cederschiold, Auguste Fickert, Kirstine Frederiksen, J. Gatti de Gamond, Alexandra Gripenberg, Marianne Hainisch, Anna Hierta-Retzius, Martina Kramers, Gina Krog, Jane Scherzer, Martha Strinz, Dr. phil. Caroline Michaelis de Vasconcellos, Professor Dr. Wychgram u. a.

I. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern.

II. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung und der sozialen Frauenthätigkeit in Deutschland auf ihren einzelnen Gebieten.

III. Teil.

Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.

IV. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

Jeder ca. 20—25 Bogen starke Band ist einzeln käuflich.

Das vorliegende Buch ist auf deutschem Boden der erste Versuch, eine Übersicht über das ganze Gebiet der Fragen und Bestrebungen zu geben, die man in den Namen Frauenfrage und Frauenbewegung zusammenfasst. Es soll angesichts der grossen Unkenntnis, die in weiten und einflussreichen Kreisen über Ursprung, Ziele, Umfang und Bedeutung der Frauenbewegung herrscht, Aussenstehenden die Möglichkeit geben, sich an der Hand einer objektiven, wissenschaftlichen Darstellung über Geschichte und Stand der Frauenbewegung eingehend zu orientieren. Es soll allen, die in der Frauenbewegung arbeiten, zu einem gründlichen Studium der einschlägigen Fragen und der in Betracht kommenden Arbeitsgebiete, sowohl in Bezug auf Deutschland als auf das Ausland, die Hand bieten. Die Herausgeberinnen hoffen damit einem Bedürfnis entgegenzukommen, das weder die propagandistische Litteratur, noch die wissenschaftlichen Darstellungen der Frauenbewegung durch Aussenstehende befriedigen können.

Der Verlag wird die Ausstattung des Werkes in jeder Weise würdig und gediegen gestalten.

in der Wärme zu verlieren. Auch hier kam Jäger erst nach langwierigen und mannigfachen Versuchen und Verbesserungen zum Ziele. Schließlich gelang es ihm, dem Öle durch Zusatz von nur 3 Prozent einer eigenartigen Seifenmasse die gewünschte Konsistenz zu geben, und damit war nach einer zehnjährigen, mühevollen und zielbewußten Arbeit das **Heilmittel Naftalan** erfunden.

Bemerken wir noch kurz, daß sich in der Fabrik eine große Anlage zur Herstellung von Zinkblechdosen und Kisten zum Versande des fertigen Produktes befindet, so glauben wir in Kürze alles erwähnt und damit den geneigten Leser mit der Geschichte und Entstehung des Naftalan, das ihm ein treuer **nie fehlender Hausfreund** werden soll, genügend bekannt gemacht zu haben, um ihm Vertrauen zu demselben einzuflößen. (Fortsetzung folgt.)

*

Originalrezept. Aal in Dillsauce: Kochdauer 30 Minuten. 6 Personen. 1½ kg mittelgroße Aale werden enthäutet, ausgenommen, in fingerlange Stücke geschnitten und in Salzwasser mit 1 Petersilienwurzel, 1 Mohrrübe, 1 Bündel Bohnenkraut und Dill 15 Minuten langsam gekocht. Unterdessen hat man 60 g Butter mit 50 g Mehl gelb gedämpft, giebt ⅛ l süße Sahne und so viel Fischwasser dazu, daß es eine runde, sämige Sauce wird. Man fügt Salz, Pfeffer, 1½ Theelöffel Maggiwürze, den Saft einer halben Citrone und 2 Eßlöffel feingehackten Dill dazu, legt die Aale in die Dillsauce, läßt sie noch einige Minuten darin ziehen, aber nicht mehr kochen und richtet sie dann an. M. v. B.

Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurden den
Singer Nähmaschinen
der
GRAND PRIX
der **höchste Preis** der Ausstellung, zuerkannt.
Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.
Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunststickerei.
Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.
Berlin, Kronenstr. II * Leipzigerstr. 86.

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Kaiser Wilhelms-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.
Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

8 goldene Medaillen.
Wichtig für jede Mutter
ist der
Milchthermophor
zum vielstündigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer, in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.
Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.
Zu haben in allen besseren Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.
Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft
Berlin S.W. 19.
Prospekte gratis und franko.

Bezugsbedingungen.

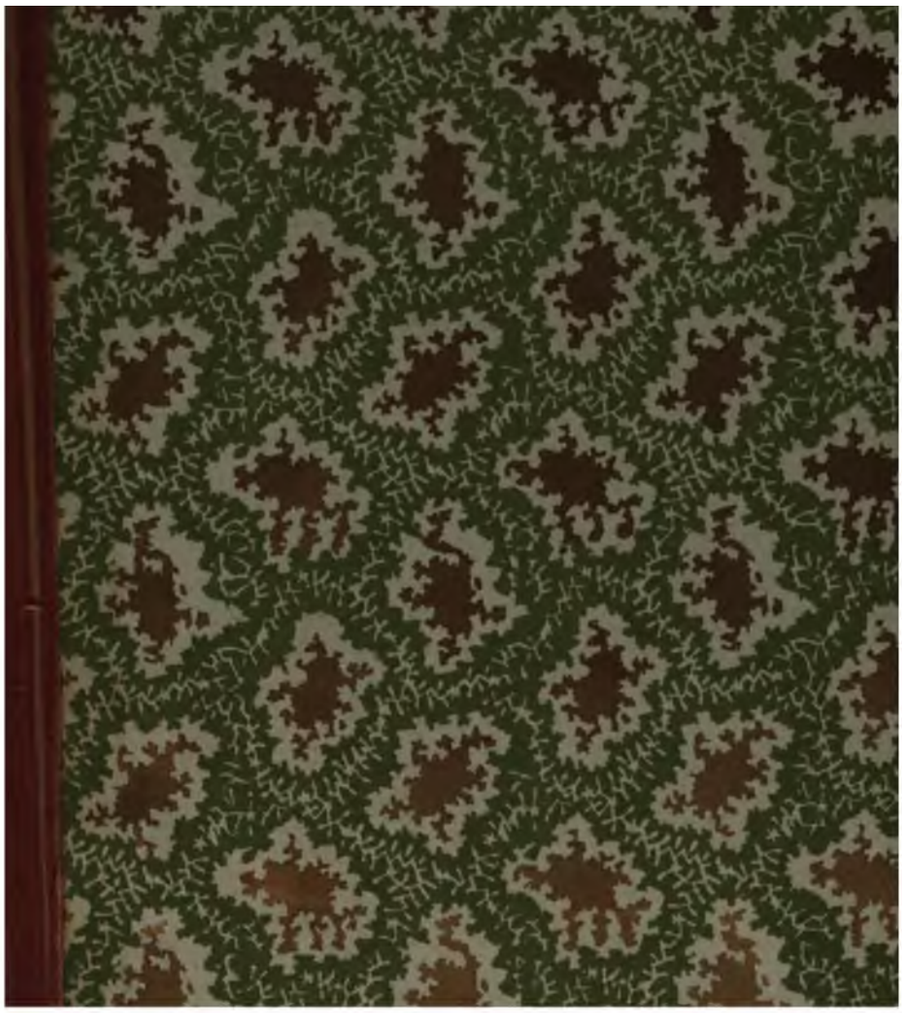
„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2586) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

MAY 1 4 2003